XVII. Jahrgang 6.Januar 1921 Nummer 1

# Reaktion und Weltpolitik von Karl Rothammer

In den berliner Tingeltangels singen die Humoristen gegen die Republik und von Wilhelms Heimkehr. Das Publikum johlt bejeistert, und wenn ein Naivling zu widersprechen wagt, riskiert er, die Jacke voll zu bekommen. Die Witzblätter vom einstigen ‚Simplicissimus' bis zu den weiland 1848 revolutionären ‚Fliegenden Blättern' schäumen schwarz-weiß-rot und mischen, wie das von jeher in den Fleischbörsen üblich war, Nationalismus mit Bordell. Die Deutsche Tageszeitung lockt neue Abonnenten unter dem Ruf: „Der Ruck nach rechts geht unverkennbar . . . Alle neuen Wahlen bestätigen die Abkehr von der Lüge der Revolution". Und in den Rotunden sind die Wände mit Pogromaufrufen bekritzelt. Was hinwiderum die schlagenden Turnerschaften der deutschen Hochschulen angereizt hat, ein politisches Bekenntnis abzugeben gegen die Machtgelüste des volksfremden Judentums und für einen nie verlöschenden Haß gegen unsre Feinde. Anträge des Staatskommissars für die öffentliche Ordnung, den Staatsanwalt gegen die durch ministeriellen Erlaß aufgelöste, aber munter vegetierende Orgesch mobil zu machen, wandern prompt in den Papierkorb. (Wie viele Staatsanwälte sind nicht alte Herren irgendeiner jener Lausejungen-Verbindungen, deren politische Bierrülpser selbst die Vossische Zeitung ein „politisches Verbrechen" genannt hat!) Die Deutsche Allgemeine Zeitung läßt sich, obgleich Herr Stinnes das eigentlich nicht notwendig hätte, von Reich und Staat soutenieren, treibt aber zugleich antirepublikanische Propaganda und alarmiert das Bürgertum gegen die Sozialdemokratie, deren Vertreter zur Zeit immerhin noch in der preußischen Regierung sitzen. Allemal ein dolles Regierungsblatt.

Eine Leporello-Liste, die beliebig fortzusetzen wäre, wenn Brechpulver gefällig sein sollte. Oder vielmehr: Aufpeitschung für die Schlafmützen, die der Reaktion derart freches Gebaren erlauben. Selbst der Temperamentloseste muß beinah bedauern, daß am neunten November einigen der gröbsten Lümmel und Tölpel nicht die Hohlköpfe separiert worden sind. Aber auf irgendeine Weise wird den Schädigungen, die uns die Reaktion dauernd zufügt, Einhalt geboten werden müssen. Es läßt sich wirklich bald nicht mehr verantworten, daß Bürger der Republik durch Revolte gegen die Verfassung und durch hysterische Großmäuligkeit den Revanchetaumel der Entente immer aufs neue antrieseln. Solchen Hochverrätern ist das Handwerk zu legen. Bevor dies nicht geschehen ist, wird Deutschland nicht Raum bekommen, um die ersten Bewegungen einer neuen Weltpolitik vorzunehmen. Die deutsche Reaktion, alles was dazu gehört, ist mit schuld an den immer wieder versuchten Einschnürungen unsrer weltwirtschaftlichen Erneuerung, ist mit schuld an den Knebelungsnoten, die uns aus Paris zugehen.

Der Deutschnationalen Unverstand ist übrigens merkwürdig genug, denn einer ihrer besten Köpfe, der Professor Otto Hoetsch, schildert allwöchentlich in der Kreuz-Zeitung die Weltlage so zutreffend, daß selbst politische Kinder daraus für ihr Verhalten

lernen könnten. In seinem letzten Jahresüberblick macht er lauter richtige Feststellungen. Erstens: die Herrschaft der kapitalistisch-imperialistischen Demokratie von England und Nordamerika kennzeichnet bestimmend die Weltlage. Zweitens: es ist wahrscheinlich, daß im kommenden Jahr die Vereinigten Staaten unter republikanischer Herrschaft wieder aktiv Weltpolitik treiben werden. Drittens: England hat Interesse an Deutschland als Abnehmer und Kunden und braucht auf vorläufig unabsehbare Zeit den deutschen Wettbewerber nicht zu fürchten. Viertens: entscheidend bleibt für Deutschland, was aus Rußland wird, wann und wie wir im Osten und Südosten Europas die wirtschaftlichen und politischen Verbindungen finden. Aber wenn dem so ist: warum machen die Deutschnationalen eine Politik, die doch nur Sinn hätte, wenn von allem, was Hoetzsch derWirklichkeit abgelesen hat, das Gegenteil zu Recht bestünde? Kann Deutschland auf vorläufig unabsehbare Zeit; dem englischen Imperialismus nicht gefährlich werden: wozu dann Bemühungen des nationalistischen Schnauzwerks? Wozu Leitartikel, die der französischen und englischen Hetzpresse Material liefern? Wozu Ludendorff-Verherrlichung? Wozu ein Kokettieren von Talmi-Militarismus (der doch kaum mehr als einen Holzsäbel umzuschnallen vermag) mit Möglichkeiten, die noch nicht einmal im Monde liegen?

Nur in Gestalt der Republik kommt Deutschland wieder an den Tisch, an dem Weltpolitik gemacht wird. Reaktion; Gefasel von einer neuen Monarchie; Kloakenfluß aus Biergehirn; Germania-Tinte und Revanche-Schleim: dergleichen mehrt nur die Hindernisse, die wir an und für sich zu überwinden bereits Mühe genug haben. Darum gehören die beiden Vokabeln und nicht allein die Vokabeln, sondern die Erscheinungen in ihrer Gesamtheit auf das engste zu einander: Reaktion und Weltpolitik. Entweder gibt es für uns das Eine oder das Andre. Aber wie bei allem praktischen Handeln, so ist auch in der Politik die Vermeidung falschen Scheins oft genug nicht minder wichtig ist als Denken und Tun. Für das kommende Jahr kann man deshalb dem deutschen Volke nichts Besseres wünschen, als daß allen seinen Adlerputzern und Hohenzollernbüstenabstäubern die Hände verdorren, aller reaktionären Agitation die Giftzähne ausgebrochen werden, alle kaiserlich und so gesonnenen Offiziere, Beamte, Lehrer und Professoren zum Teufel gehen. Nur aus der Leiche der Reaktion blüht Deutschland neues Leben, und erst, wenn es von dieser Leiche heißt: „Vöker der Welt, sie stinket schon", wird das Wunder der Auferstehung geschehen.

Was Deutschland braucht, sind nicht Generale, Imitatoren von Leierkörner und Jahnbusen, nicht Neobajuvaren, nicht Anbeter der Gesindeordnung und ähnlicher ostelbischer Einrichtungen — es ist vielmehr: der Typ Legien. (Der Typ Legien — denn vor keinem Fehler des politischen Individuums Carl Legien soll ein Auge zugedrückt werden.) Und auch der Kapitalismus, dem fürs erste die Welt noch gehört, wird in Deutschland am gesündesten wirken, wenn der Typ Legien der Arbeiterschaft die sachlich begründeten Ansprüche sichert. Der Typ Legien: das ist der aktive Zyniker, der skeptisch glaubensvolle, im Kleinsten das Ganze erkennende Realpolitiker.

# Verstaatlichung der Rüstungsindustrie

**von L. Persius**

In § 8 des Entwurfs für die Konstitution des Völkerbundes heißt es:

Die vertragschließenden Teile stimmen darin überein, daß die private Herstellung von Munition und Kriegsgerät zu schweren Bedenken Anlaß gibt. Sie beauftragen den ausführenden Rat, zu erwägen, wie die hieraus sich ergebenden verderblichen Folgen hintangehalten werden können, unter Berücksichtigung der Bedürfnisse der Länder, die selbst nicht die für ihre Sicherheit nötige Munition und Kriegsgerätschaften herstellen können. Die vertragschließenden Teile verpflichten sich außerdem, sich gegenseitig die Lage ihrer Industrien, die für den Krieg in Betracht kommen können, nicht zu verheimlichen.

Dies ist Alles; und es ist recht mager. Wie bei vielen Bestimmungen für den Völkerbund vermißt man auch hier den festen Willen, unbedingt zu verhindern, was dem Kriegführen Vorschub leisten könnte. Als Gesetz hätte aufgenommen werden sollen: Jedwede private Herstellung von Munition und Kriegsgerät ist verboten! Keine Ausnahme braucht gemacht zu werden, denn in jedem Lande wird die Regierung Mittel und Wege finden, ohne Stützung auf private Industrie Munition und Waffen anzufertigen.

Aus welchem Grunde ist wünschenswert, daß der Völkerbund jede private Anfertigung von Kriegsmaterial rigoros unterbindet und so die Verstaatlichung der Rüstungsindustrie vorschreibt? Die private Rüstungsindustrie war bisher ein wesentlicher Faktor der Gefährdung des Friedens. Die in ihrem Dienst stehende chauvinistische Presse wirkte völkerverhetzend. Der vor dem Kriege seit Jahrzehnten wütende Rüstungswettstreit ist hauptsächlich auf das Konto der privaten Rüstungsinteressenten zu buchen. Wer waren sie? Ihr Kreis umfaßte alle die Firmen, die Kriegsmaterial anfertigten. Je mehr die Rüstungsschraube gedreht wurde, umso höhere Dividenden konnten gezahlt werden. Nehmen wir ein Beispiel aus unserm Lande. Friedrich Krupp A. G. rühmte sich folgender Jahresabschlüsse:

| | Dividende | Reingewinn |
|---|---|---|
| 1909/10 | 8% | 21 265 307 Mark |
| 1910/11 | 10 % | 28 712 264 Mark |
| 1911/12 | 12 % | 29 528 881 Mark |
| 1912/13 | 14 % | 36 600 000 Mark |

Vaterlandsliebe und Mammon waren innig gesellt. Die Panzerplattenfabrikanten, die Geschütz-, Geschoß- und Munitions-Anfertiger — sie hatten keinen Grund zur Klage! Von Jahr zu Jahr ließen sich die Völker durch sie zu immer größern Anstrengungen verleiten. Im Krupp-Prozeß des Jahres 1913 fiel ein bezeichnendes Licht auf die emsige Tätigkeit, die von den Rüstungsinteressenten ausgeübt wurde, um zu immer neuer Vermehrung der Heere und Flotten anzustacheln. Bevor eine neue Heeres- oder Marine-Vorlage bei uns im Reichstag eingebracht wurde, veröffentlichten gewisse alldeutsche Zeitungen alarmierende Artikel, und zahllose Broschüren erschienen, die das bedrohliche Wachstum der gegnerischen Streitmittel schilderten.

Das Publikum wurde in Vorträgen bald mit der slavischen Gefahr, bald mit französischen Revanchegelüsten, bald mit dem Ueberfall durch die britische Flotte geängstigt. Man sah schon die Kosaken in Berlin; man hatte die englische Flotte in Hamburg und Bremen; man meinte, daß des Deutschen Reiches letzte Stunde geschlagen habe, wenn der Reichstag nicht der Regierung jeden geforderten Pfennig bewilligte. Die von den Rüstungsinteressenten geschickt bearbeiteten gläubigen Schichten drückten auf die Volksvertreter. Wehe, wenn diese nicht jeden Wunsch des Kriegs- und des Marine-Ministers erfüllten !

Welchen Erfolg hatte die Bewilligungsfreudigkeit des Reichstags? Das europäische Pulverfaß wurde bis zum Rande gefüllt, sodaß es im Sommer 1914 durch einen kleinen Funken zur Explosion gebracht werden konnte. Je mehr unsre Rüstungen sich stärkten, umso ärger bedrängt fühlten sich die andern Völker und folgten uns, wenn auch widerwillig. Als wir 1913 unser Heer mit Hilfe des Wehropfers gewaltig vermehrten, sahen sich die Franzosen gezwungen, ihre Dienstzeit auf drei Jahre zu verlängern. Sooft unser Flottengesetz durch Novellen erweitert wurde, folgte die Kiellegung neuer Dreadnoughts.

Bei näherer Betrachtung der Tätigkeit unsrer Rüstungsinteressenten mußte auch dem Blinden klar werden, daß die Völker von ihnen verhetzt, daß sie in maßloser, sinnloser Weise ausgebeutet wurden. Unsre Waffenfirmen lieferten nicht etwa an das deutsche Heer und die deutsche. Marine allein, sondern auch an alle möglichen andern Staaten, und unter diesen an solche, die für uns nur als Gegner in Betracht kommen konnten — zum Beispiel bauten unsre Privatwerften Kriegsschiffe für russische Rechnung. Die Aktionäre dieser Betriebe schluckten also das Geld deutscher und russischer Steuerzahler zugleich.

Dieses unmoralische Treiben beschränkte sich aber nicht etwa auf Deutschland. Ueberall erlebte man dasselbe Schauspiel. Ueberall waren hohe Staatsbeamte, Offiziere, Parlamentsmitglieder und Andre mehr an der Herstellung von Rüstungsmaterial interessiert. Sie traten unentwegt für die Verstärkung von Heer und Flotte ein, denn so füllten sie ihre Taschen. Im englischen Unterhaus empfahl — es war im März 1913 — der Admiral Lord Beresford die Einführung eines automatisch wirkenden neuen Gewehrs für die britische Armee: der edle Lord war Mitinhaber einer Gewehrfabrik, die das von ihm gepriesene neue Gewehr anfertigte. Auf englischen Werften wurden Kriegsschiffe für Japan gebaut. Unter Hinweis auf die japanische Gefahr wurden im Unterhaus mehr Kreuzer gefordert zur Stationierung im fernen Osten. Mit englischem Geld und englischen Angestellten arbeitete eine Torpedowerkstatt in Oesterreich-Ungarn, die wieder für die italienische Flotte Torpedos lieferte.

Höchst interessanten Aufschluß über die unmoralischen Machenschaften des international versippten Rüstungskonzerns gaben die Verhandlungen in der französischen Deputiertenkammer am Anfang des Jahres 1920. Der sozialistische Abgeordnete Barthe machte der ganzen französischen metallurgischen Indu-

strie heftige Vorwürfe, daß sie noch im Kriege Beziehungen zur deutschen Industrie und besonders zu Krupp unterhalten habe. Die Beamten seien mit Hunderttausenden bestochen worden. Neutrale Schiffe, die mit Nickel nach Deutschland unterwegs gewesen seien, habe man, entgegen den militärischen Interessen, absichtlich passieren lassen. Auch habe man 1914 bei dem allgemeinen Rückzug auf Veranlassung der Großindustrie die Erzbecken von Briey und Longwy nicht zerstört, was dem Feinde später unschätzbare Dienste geleistet habe.

Böse Enthüllungen brachte der ‚Vorwärts' am ersten Oktober 1917 in einem Artikel: ‚Die Internationale des Dynamits' von Otto Hue. Es heißt dort:

Der internationale Nobel-Dynamit-Trust zu London bestand in die Kriegszeit hinein als eine sehr enge Verbindung zwischen den britischen Sprengstoffwerken mit ihren Tochtergesellschaften in Südafrika, Spanien undsoweiter und den bedeutendsten Dynamit- und Pulverfabriken in Deutschland, deren Hauptvertretung die Dynamit A. G. vormals A. Nobel in Hamburg ausübte. Der internationale Dynamit-Trust selbst war durch zum Teil hervorragenden Aktienbesitz unter anderm beteiligt an dem genannten hamburger Unternehmen, an den deutschen Sprengstoffwerken Hamburg, der dresdner Dynamit-Fabrik, nahm weiter durch intime finanzielle Verbindungen Einfluß auf andre Unternehmungen, die wieder unter sich in den Gruppen des deutschen Sprengstoff- und des Pulver-Kartells vereinigt waren. Umgekehrt befanden sich noch verhältnismäßig größere Anteile der britischen Werksgruppe des internationalen Dynamit-Trusts in Händen der größten deutschen Sprengstoff- und Pulver-Fabrikanten. Es bestand ein sehr verwickeltes Schachtelsystem innerhalb der britisch-deutschen Explosivstoff-Industrie, eine ungewöhnliche Verschlungenheit der gegenseitigen Beziehungen.

Wer sich für diese Dinge interessiert, der lese diesen Artikel mit seinen genauen Angaben über die Namen der Aufsichtsräte, die zugleich die leitenden Personen in der alldeutschen Bewegung sind!

So war der Zustand vorm und im Kriege. Soll das unmoralische Treiben von neuem beginnen? Dies zu verhindern, wäre die Verstaatlichung aller Rüstungsbetriebe auf der ganzen Erde das einzige Mittel. Sicherlich sprechen dagegen mancherlei Gründe. Zunächst arbeitet jeder staatliche Betrieb unrentabler als ein privater. Zweitens ist der staatliche Betrieb vielfach — nun, sagen wir: recht unsympathisch. Ich habe dies seinerzeit mit den Kaiserlichen Werften reichlich erlebt. Man vermied als Kommandant nach Möglichkeit die Reparatur seines Schiffes auf einer Kaiserlichen Werft. Man wurde zumeist unbefriedigend bedient; man kam als Bittender; man mußte vor der vorgesetzten Behörde — dem Oberwerftdirektor, einem Admiral — „stramm stehen"; man wurde als Nummer behandelt. Die Angestellten der Werft — Beamte — waren nicht sonderlich darauf erpicht, einen zufriedenzustellen, die Reparatur rasch und den Wünschen des Auftraggebers entsprechend durchzuführen; es ging Alles nach der Reihe, nur keine Ueberstürzung, höllisch bedächtig, keine Akkordarbeit und — nach dem Schema! War die Arbeit nach langen Vorstellungen, unendlicher Wartezeit und großem

Aerger jeder Art doch einmal beendet, so kam die Rechnung, die gesalzen war. Denn allerhand Dinge, die sich sonst nicht verrechnen ließen, wurden der Stelle aufgeschrieben, die sich nicht wehren durfte, wehren konnte. „Dinge, die sich sonst nicht verrechnen ließen", das heißt: die kolossalen Ausgaben für die Bedürfnisse Wilhelms des Zweiten auf seinen Yachten und dergleichen. Wie ganz anders wars bei der Privatwerft! Mit dem Hut in der Hand empfing einen der Direktor. Er tat, wenns irgend in seinen Kräften stand, Alles — und sofort —, was man verlangte. Er und seine Angestellten hatten ja ein Interesse daran, daß man zufrieden gestellt wurde, denn dann kam man wieder. Und die Rechnung — wieviel bescheidener war sie als die der Kaiserlichen Werft! Aber es ist ja nur natürlich, daß bei staatlichen Betrieben in jeder Beziehung eine ge wisse Stagnation eintritt. Der Bürokrat tut seine Pflicht von Neun bis Eins — mehr tut er nicht! Besonders in Preußen-Deutschland, wo noch immer, wie früher, der Unteroffizierston herrscht, müßte Jeder, der es mit seinen Volksgenossen gut meint, im Grunde wünschen, daß so wenig wie möglich verstaatlicht wird; sonst wird unser Vaterland allmählich ein Zuchthaus, aus dem sich Jeder, der es vermag, flüchten wird.

Wie sind die Aussichten auf Verstaatlichung der Waffen-Industrie? In Deutschland kann wohl als sicher gelten, daß der gesamte Rüstungsbetrieb demnächst verstaatlicht werden wird. Den paar Bedenken zum Trotz wird man sich hiermit einverstanden erklären, weil Sonderwünsche und Interessen sich dem Wohl der Allgemeinheit unterordnen müssen, besonders wenn der Friede und die Wohlfahrt aller Völker auf dem Spiele steht. Die Mißstände, die jeder staatliche Betrieb mit sich bringt, werden in diesem Falle hingenommen werden müssen.

Bei uns befand sich schon vor dem Kriege ein Teil der Rüstungsindustrie in Händen des Staates. Die Bewaffnung und Munition der Infanterie wurde fast völlig in den staatlichen Gewehrfabriken von Spandau, Danzig, Erfurt, den Munitionsfabriken von Spandau und Dresden hergestellt. Die Kanonen der Armee wurden zu 28 Prozent von staatlichen, zu 72 Prozent von privaten, die Geschütze der Kriegsmarine zu 4 Prozent von staatlichen und zu 96 Prozent von privaten Werken angefertigt. Die drei Kaiserlichen Werften zu Kiel, Danzig und Wilhelmshaven bauten Kriegsschiffe aller Art, ihre Unterbetriebe fertigten Torpedos und Minen an. Für den Staat war diese Methode von Vorteil: Arbeit und Preise der privaten Industrie wurden durch die staatlichen Betriebe kontrolliert und umgekehrt. Aber es muß daran erinnert werden, daß die Firma Krupp zu mächtig war, um sich irgendeiner Kontrolle zu fügen.

Schon vor dem Kriege gingen bei uns Bestrebungen dahin, die gesamte Waffenindustrie zu verstaatlichen. So forderte der sozialdemokratische Abgeordnete David im Reichstag am zwanzigsten Februar und am dritten Dezember 1912 die Uebernahme jeder Kriegsindustrie in staatliche Regie. Auch demokratische Blätter, wie das Berliner Tageblatt und die Frankfurter Zeitung,

haben dasselbe Verlangen gestellt. Ob die Verstaatlichung der Rüstungsindustrie sich in den andern Ländern gleichfalls, wie es für Deutschland anzunehmen ist, unschwer durchsetzen lassen wird, ist mehr als fraglich. Soll man nach den Bestimmungen des Völkerbundes schließen, so haben hier die Gewaltigen der französischen, amerikanischen und englischen Rüstungsindustrie unheilvoll mitgeredet. Sie werden sich das Heft, nämlich ihre Verdienste nicht leicht entreißen lassen. Nur die Ausgestaltung des Völkerbundes, seine werbende Kraft in den weiten Kreisen der friedenliebenden Bevölkerung aller Länder wird vielleicht helfen. In den verschiedenen Entwürfen für einen Völkerbund von englischer, schweizerischer und andrer Seite findet sich immer wieder die Forderung nach Verstaatlichung der Rüstungsindustrie. Der Smutssche handelt unter § 17 davon; der Entwurf der ‚Association norvégienne pour la ligue des nations' handelt davon; der § 6 der Resolution der Berner Völkerbundkonferenz über die Verstaatlichung der Waffenindustrie handelt davon: „Die Rüstungsindustrie ist zu verstaatlichen, und zwar tunlichst gleichzeitig in allen Ländern, und gleichfalls durch Organe des Völkerbundes zu überwachen."

Kommt es nicht zu einer Verstaatlichung der Rüstungsindustrie, dann ist der Völkerbund einer- seiner Hauptpfeiler beraubt: dann ist der Weg zu neuen Kriegen offen.

## Die Justiz **von Hugo Grotius**

Noch Eine hohe Säule
zeugt von entschwundener Pracht,
auch diese, schon geborsten,
kann stürzen über Nacht.

### I. Einleitung

Justitia fundamentum regnorum. Dieser Satz wurde uns als jungen Akademikern eingeprägt. Er wurde nie ausgesprochen ohne einen gewissen Stolz, aber auch mit leichter Mahnung für den Hörer, daß er sich „seiner hohen und ernsten Aufgabe von Anfang an recht bewußt würde" (was ihn natürlich nicht hinderte, das Kolleg zu schwänzen, ohne übrigens an seiner Seele nennenswerten Schaden zu nehmen). In der Tat: der Satz hat Geltung. Wankt in einem Staate die Rechtsprechung, dann ist es aus. Wo nicht das Recht, und nur Das, was recht ist, geschützt wird, fehlt es an wahrer Kultur. Steht an erster Stele nicht der Satz: Fiat justitia, pereat mundus!, sondern das verhängnisvolle Wort: Salus publica suprema lex!, so ist etwas faul im Staate. Grade in der Gesetzgebung und der praktischen Handhabung der Gesetze offenbart sich auch der Geist, in dem ein Staatswesen regiert wird. Die Strafgesetze vor allen zeigen, welche Rechtsgüter als die schutzbedürftigsten angesehen werden; die Urteile der Strafjustiz lehren die Fortbildung und oft den Wandel der Rechtsauffassung.

Wir Deutsche waren auf unsre Rechtswissenschaft und Rechtspflege nicht wenig stolz, und das mit gutem Grunde.

Denn auf allen Gebieten der Rechtswissenschaft, im Zivil-, Straf-, Patent- und Völkerrecht verdankt nicht nur Deutschland, sondern die Welt viel, sehr viel den deutschen Juristen. Nicht nur die Rechtslehrer, sondern in großem Umfange auch die Praktiker, Richter wie Rechtsanwälte, haben zur Vertiefung und Bereicherung der Wissenschaft im erheblichsten Maße beigetragen. Auch die praktische Rechtsprechung erfreute sich großen Ansehens und Vertrauens; die Entscheidungen der höchsten Gerichte sind eine Fundgrube von Wissen auf allen Gebieten des Rechts. Auf anerkannte Leistungen stolz zu sein, ist kein Unrecht; im Gegenteil.

Nur: wir waren ein bißchen gar zu stolz auf all unsre Errungenschaften. Wir priesen — und man darf wiederum sagen, mit Recht — die bahnbrechenden Erfolge der deutschen Technik, den Aufschwung in manchen Künsten, den hohen Flug der deutschen Wissenschaft, die hervorragenden Leistungen unsrer Industrie, unsrer Banken, unsrer Kaufmannschaft im In- und Auslande, die Solidität der Grundlagen unsres Staats- und Wirtschaftslebens, die Unantastbarkeit der Beamtenschaft und vor allem, ach, vor allem, das liebe, liebe, liebe Militär. Als der alte Bismarck die Augen schloß, war es ungefähr so wie am siebenten Tage der Erschaffung der Welt, wo Gott sah, daß es gut war. Nee, wirklich, es war gut. Wie jeder Fürst sein Haupt konnt kühnlich legen jedem Untertan in Schoß, so konnt jeder Untertan sich sorglos die Zipfelmütze über beide Ohren ziehen, wenn er sein Tagewerk getan. Und das ließ er sich nicht zweimal sagen. Kritik kannte er nicht. Nörgeln, ja, das tat er. Aber Nörgeln ist Knurren, und Kritik ist Beißen; und beißen — aber warum denn gleich beißen! Mit der Kritiklosigkeit stieg die Sorglosigkeit; aus einem berechtigten Stolz entwickelte sich Einbildung, aus Einbildung Ueberheblichkeit, aus Ueberheblichkeit Arroganz und Mißachtung alles Nichtdeutschen. Die Selbstbeweihräucherung wuchs sich auf manchen Gebieten je länger, je mehr schließlich zum kompletten Größenwahn aus, der bei Ausbruch des Krieges pathologische Formen annahm, in seinem Verlauf aber die groteskesten Bocksprünge machte. Daß die Majorität das alles heute noch nicht wahrhaben will, ist nur einer der vielen Beweise dafür, wie tief die Verblendung im Bewußtsein des Volkes „verankert" war und — leider — heute noch ist. Gewiß kann man erwidern, daß grade der Deutsche für alles Ausländische eine große Vorliebe hatte. Aber es liegt ja im Wesen des schnell zu Macht und Reichtum Gekommenen, des Parvenus, daß er, pochend auf seinen Geldsack, sagt: Ick bin ick, und mir kann Keener! und sich doch alle Finger danach leckt, Leute der „Aristokratie" auf „seinem bescheidenen Landsitz zu empfangen". Ist deswegen unrichtig, daß wir die Erfolge unsrer Wissenschaft turmhoch über die aller andern Völker stellten, daß wir uns einredeten, wahre, tiefe und ernste Kunst werde nur in Deutschland gepflegt, gegen die Erzeugnisse unsrer Technik sei alles andre Schund, nur was „made in Germany" sei^ sei reell? War nicht „Unser Kaiser" der größte Souverän, „um den uns die Welt beneidet"?

(Nörgler mochten den Staub von ihren Pantoffeln schütteln.) Die „konstitutionelle Monarchie”, wie wir sie hatten (das heißt: mit einem absoluten Monarchen) — war sie nicht die beste Staatsform? Ja, sogar die mehr als zwanzig Landesväter waren von Gottes Gnaden eingesetzt, alle! Wie verächtlich sprach man von den westlichen Demokratlen, wo „die Korruption herrschte”, während bei uns Alles unantastbar war. Das ging so weit, daß da, wo sich Fäulnis zeigte, um Gottes willen nichts an die Oeffentlichkeit dringen durfte. Lieber verkleistern — nur nicht offen ausmerzen! „Unsre sozialen Einrichtungen wurden von keinem Volk der Erde erreicht.” Unsre Rechtspflege! Da gab es keine Dreyfus-Prozesse (nur mal ein bißchen Eulenburg). Nun aber gar „unser” Heer. Wer sagte doch gleich: „Den preußischen Leutnant macht uns Keiner nach"? Und wer sagte; „Die englische Armee wird einfach verhaftet”? War das nicht „unser” größter Staatsmann? Ja, der wars vor dem Kriege. Bei Ausbruch des Krieges aber sagte es Jeder, mindestens aber jeder preußische Leutnant, und der mußte es schließlich wissen. Deutschland über Alles! hatten wir so lange gesungen, bis wir es selber glaubten, bis schließlich ein Reichskanzler das „geflügelte” Wort prägen konnte: Der König in Preußen voran, Preußen in Deutschland voran, Deutschland in der Welt voran! Daher denn auch der ungeheure Jubel 1914. Wer wollte denn uns?! Das degenerierte Frankreich mit seiner undisziplinierten Armee? Wird glatt überrannt. Die englische Armee? Wird einfach verhaftet! Die Flotte des Krämervolkes? Wird sich angesichts „unsrer” viel besser bemannten Marine überhaupt nicht hervorwagen! Die Balkanstaaten? Sind nach dem Gutachten unsres größten Staatsmannes nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers wert! Das aus lauter Analphabeten bestehende Russenreich, das treulose Italien? Und nun gar die Söldnerschar Amerikas und die Blockade? Ach, die Welt war auf Uns angewiesen, „wir” hatten „die” chemischen Produkte, wir hatten „die” Farben. Wir hatten „den” Krupp, wir die dicke Bertha, wir den Zeppelin, wir die neuen Gase, wir die unerschöpflichen Geldmittel, denn unser Geld blieb im Lande, wir die richtige Kriegswirtschaft, wir die großen Feldherrn, wir die Unterseeboote. Wir, wir, wir! Und wir sollten einen „vorzeitigen” Frieden schließen, einen Hungerfrieden, der auf die Lebensinteressen des Vaterlandes und die militärischen Sicherheiten nicht das ausschlaggebende Gewicht legte! Wir sollten, weil Amerika? Wie sagten doch, nein: riefen, dröhnten, schmetterten die Volksführer Stresemann, Fuhrmann, Westarp und Traub in einer unvergeßlichen Versammlung des „Ausschusses für einen deutschen Frieden” ganz kurz vor der Kriegserklärung Amerikas? Ich weiß es noch wie heute. „Amerika wird sich hüten, denn es hat Japan im Nacken. Und wenn es kommen sollte, so antworten wir mit dem Rufe: U-Boote heraus!” Und es erhub sich ein Beifallsgetöse, daß einem angst und bange wurde, wenn man zu gleicher Zeit in seinem blöden Laienhirn nur flüchtig daran dachte, daß es diesen U-Booten während des ganzen Krieges nicht auf einen Moment gelungen

war, die Verbindung zwischen Frankreich und England zu stören, den Kanal zu beherrschen.

Und es kam, wie es kommen mußte. Nach dem Hochmut kam der Fall. Und es ergab sich, daß alles Doublé und Talmi gewesen war. Wers nicht glaubt, der lese die Memoirenwerke unsrer Führer aus großer Zeit, die haarklein nachgewiesen haben, wer und was alles an unserm Zusammenbruch schuld war, woran es gelegen hat, daß sie ihr hohes Ziel nicht erreichten, und die dann im Schmerz über das von allen Andern, nur nicht von ihnen verschuldete Unglück des geliebten Vaterlandes hinaus gingen und sich vor Gram in ihr eignes Schwert stürzten oder, wofern ihnen auch das nicht vergönnt war, doch wie jüngst Herr v. Gallwitz, am Grabe des Militarismus bitterlich weinend klagten: „Wohl Denen, die draußen unter dem Rasen liegen und den Niedergang des Reiches nicht mehr erlebt haben!” — ja! — und keinen Wert mehr darauf legen, in diesem niedergegangenen Reiche noch Reichstagsabgeordneter zu werden und die Salbaderei ihrer Kollegen anzuhören! Und damit hätten wir denn auch den zweiten Urgrund des Zerfalls: die widerliche, schamlose, unsittliche Heuchelei. Haben sich die beiden: Hochmut und Heuchelei auch in die Justiz eingeschlichen? Dann wehe uns! Den Untergang des Militarismus können wir verschmerzen (wäre er nur erst mal wirklich tot!). Den Untergang der Justiz könnten wir nicht vertragen. Denn sie ist das fundamentum regnorum. (Fortsetzung folgt)

## Bolschewik und Gentleman von Georg Fr.Nicolai

Jeder, der in Rußland war, hält sich für verpflichtet, über die Bolschewisten (im Augenblick für Viele eine der interessantesten exotischen Kuriositäten) zu schreiben; und das Publikum glaubt, diese Berichte von Augenzeugen hätten besondern Wert. Das ist ein Irrtum; sehr oft verzerrt allzu große Nähe, während die Distanz und Vogelschau objektivere Bilder gibt. Auf alle Fälle ist ein leitender Gesichtspunkt notwendig, und dem Durchschnittsmenschen nützt es nichts, noch so tief in die Töpfe zu gucken; selbst wer die Suppe kocht, weiß oft nicht, wie sie schmecken wird.

Vor allem in der Politik stört die Nähe, und auf dem Schauplatz einer in Krämpfen werdenden Zeit sieht der in das gewaltige Geschehen Hineingerissene seine ganze Umwelt umnebelt von überschwänglichem Hassen oder Lieben. Verbrechen ist ihm alles oder Schöpfertat. Besonders deutlich wird uns diese Unmöglichkeit, in revolutionären Zeiten objektiv zu bleiben, wenn wir die Berichte der französischen Cidevants wieder durchlesen: sie schrieben nur „eigne Beobachtungen” nieder, und doch weiß heute Jeder, der die Akten der französischen Revolution kennt, daß alles Lügen waren — oder doch wenigstens objektive Unrichtigkeiten.

So ist nicht erstaunlich, daß auch heute wieder nur zu oft gleich kluge Menschen, die zu gleicher Zeit in Rußland waren,

das Entgegengesetzte aussagen: Der Eine sieht rosig, was dem Andern schwarz scheint, weil dem Einen die oekonomischen, dem Andern die kulturellen Veränderungen wichtig sind, und weil es dem Einen auf das Prinzip, dem Andern auf die Praxis ankommt. So lobt denn der Eine als Anfang zum Kommunismus, was der Andre als neue Bourgeoisie verdammt, und die ganze Revolution ist Vielen nur mißverstandener westlicher Sozialismus und ein Verbrechen machtlüsterner Despoten, Vielen aber ist sie das Erwachen der russischen Seele und ein vorbildliches Experiment für Europa, Manchem allerdings nur die Konsequenz der Militärrevolte eines geschlagenen Volkes. Kurz: Jeder, der in Rußland war, sieht es anders; und im Grunde sieht er nur Das, was er sehen will.

Wenn also ein Ereignis der Gegenwart unsre Leidenschaften besonders stark aufwühlt, dann ist doppelt schwer, ihm gerecht zu.werden; aber grade dann ist uns besonders wichtig, Stellung zu ihm zu nehmen. Wir können dies auch, nur dürfen wir es nicht werten wollen, sondern müssen es als Notwendigkeit zu begreifen versuchen; denn dann erst wird man das Zufällige vom Unabänderlichen sondern können. In dem Chaos, das heute in Rußland herrscht, spuken sicherlich alle oben angedeuteten Motive mit: tartarische Wildheit und russische Gleichgültigkeit gegen äußeres Geschehen; westliche Wissenschaft und kommunistische Ideen; Landhunger der russischen Bauern und aufgestachelte Genußsucht der Arbeiter — alles Dies bestimmt die Nuancen, Aber es kommt darauf an, zu wissen, welche dieser Unterströmungen schließlich siegen wird, und nur Der versteht die bolschewistische Bewegung, der weiß, wohin uns diese Flut tragen wird. Was gestern der Bolschewismus war, was er heute ist, erscheint gleichgültig: es kommt darauf an, was er morgen sein wird. Dazu aber gehört geniale Intuition; die einfache Präsenzbescheinigung nützt gar nichts, und nur ein Goethe merkte unter Tausenden, daß es sich lohnte, in Valmy dabei gewesen zu sein.

Für mich ist Das, was heute in Rußland geschieht, und was man gemeinhin Bolschewismus nennt, die notwendige Reaktion gegen eine überzivilisierte Zeit. In den letzten hundert Jahren ist durch die Technik und die dadurch bedingte Internationalisierung eine solche Kompliziertheit unsres Milieus entstanden, daß wir uns nicht mehr zurechtfinden. Die seelischenKräfte unsres Gehirns haben nicht Schritt halten können mit dem Tempo, in dem die technischen Ausgeburten dieses unsres selben Gehirns die Welt umgestaltet haben. Daher ist nicht verwunderlich, daß diesmal die Revolution in dem Lande ausbrach, das in gewissem Sinne das primitivste war. Man zerschlägt eine Zivilisation, die letzten Endes Keinem mehr innere Befriedigung gibt. Aber während im Ausgang der Antike das Hinterwäldlervolk der Germanen dieses Geschäft besorgte, müssen heute, wo in Betracht kommende Hinterwäldlervölker nicht mehr existieren, die Kulturvölker selbst ihr eignes Werk zerschlagen. Das ist grausamer und schmerzhafter; doch dürfen wir hoffen, daß, wie sich allmählich aus der zertrümmerten Antike die Gotik aufbaute, auch diesmal

aus dem Zerstörungsprozeß einstens eine neue Kulturwelt erwachsen wird.

Aehnlich scheint mir auch Robert Müller in seiner Schrift: ‚Bolschewik und Gentleman' (erschienen bei Erich Reiß in Berlin) die russischen Verhältnisse zu betrachten, und es ist verdienstvoll, uns von diesem Gesichtspunkt aus die Revolution zu zeigen. Nur daß er die Wirkung des rein Technischen, die ich hervorgehoben habe, wenig oder gar nicht betont. Für ihn ist das rein Kulturelle das Wesentliche; er sieht die heutige Zivilisation in ihrer Vollendung repräsentiert durch den sogenannten Gentleman-Typ; er erkennt den Wert dieses exklusiven Typs vollkommen an, ist sich aber andrerseits darüber klar, daß dieser Knauf unsrer Zivilisation nicht weiter entwicklungsfähig ist; der Gentleman will und wird die Welt nicht umgestalten, weil er sich mit ihr abgefunden hat; er hat das chaotisch Wühlende in der Menschennatur überwunden, das zwar Zerstörung bedingt, aber letzten Endes doch die Quelle alles menschlichen Fortschritts ist. Gegen diese vornehme Trägheit des Westens erhob sich der natürliche Ueberschwang eines östlich orientierten aktivistischen élan vital; gegen die abgeklärte Veredelung erhob sich in Nebel und Mythos mit ungebändigter Urkraft der primitive Mensch und machte aus seinem unbrechbaren Willen eine Religion, die in freier Gestaltung aus sich heraus die Welt umwandeln wird.

Solches Aufwachen eingelullter Kraft ist ihm der Bolschewismus; alles Uebrige ist mehr oder weniger zufälliges Beiwerk. In diesem Sinne wird ihm der Räte-Gedanke zum Mittelpunkt: diese in den Tiefen des Volks wurzelnde, ewig wandlungsfähige, schwankende, ihrer Natur nach revolutionierende Institution mit ihrer instinktiven Feindschaft gegen den Kapitalismus (dessen Kraft sie aber doch überall, wo sie ihn gebrauchen kann, nutzt), ist das Entscheidende; ob später Kommunismus oder Individualismus dabei herauskommt, wird sich zeigen. Jedenfalls sind wieder einmal Kräfte und Strömungen in der Menschheit entfesselt, die unendlich viel stärker und eindrucksvoller sind als die vornehmlässigen Handbewegungen des Gentleman. Die Bolschewiken traten als Friedensfreunde und Kommunisten in die Geschichte; heute sind sie beides nicht mehr! — aber das ist unwesentlich; denn wie das allgemeine Charakteristikum des Lebens seine unerhörte Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit ist, so ist diese schnelle Veränderlichkeit des Bolschewismus nur ein Zeichen seiner Kraft.

Diese Gedanken werden von Robert Müller in kräftiger, bildreicher Sprache und gestützt von tiefem Verstehen des Weltgeschehens im Einzelnen durchgeführt. Sie bieten auf alle Fälle mancherlei Anregung und, wie ich glaube, auch tatsächlich viel Material zum wirklichen Verständnis dessen, was heute die Welt durchlebt.

Auch wenn man das Buch gelesen hat, weiß man nicht, ob Robert Müller den Bolschewismus liebt, fürchtet oder haßt. Aber das grade ist sein Vorzug, denn man empfindet, daß es dem Autor nicht darauf ankam, ihn zu loben oder zu tadeln, sondern darauf, ihn als Notwendigkeit zu begreifen und zu schildern.

# Heinrich Zille von Robert Breuer

Ich liebe in großen Städten diese ältern Stadtteile mit ihren engen, krummen, dunkeln Gassen, in welche der Sonnenschein nur verstohlen hereinzublicken wagt; ich liebe sie mit ihren Giebelhäusern und wundersamen Dachtraufen, mit ihren alten Kartaunen und Feldschlangen, welche man als Prellsteine an die Ecken gesetzt hat. Ich liebe diesen Mittelpunkt einer vergangenen Zeit, um welchen sich neues Leben in liniengraden, parademäßig aufmarschierten Straßen und Plätzen angesetzt hat, und nie kann ich um die Ecke meiner Sperlingsgasse biegen, ohne den alten Geschützlauf mit der Jahreszahl 1589, der dort lehnt, liebkosend mit der Hand zu berühren. Selbst die Bewohner des ältern Stadtteils scheinen noch ein originelleres, sonderbareres Völkchen zu sein als die Leute der modernen Viertel. Hier in diesen winkligen Gassen wohnt das Volk des Leichtsinns dicht neben dem der Arbeit und des Ernstes, und der zusammengedrängtere Verkehr reibt die Menschen in tollern, ergötzlichern Szenen aneinander als in den vornehmern, aber auch ödern Straßen.” Die Spreegasse, die im November 1854 den schon als Jüngling großväterlichen Wihelm Raabe zu solch behaglicher, mummliger, von Ding- und Menschenliebe warm durchwallter Betrachtung anregte, liegt dicht bei der Jungfernbrücke, an deren verkrümmten Kettenpfosten Heinrich Zille anno 1919 die „Schifferlise” kennen lernte. Die anklagende Lebensfrivolität dieser Dame schildert er in seinen ‚Zwanglosen Geschichten und Bildern’ als Budikenfresko: „Aus dem Spreewald, mit einer Spreezille, kam sie nach Berlin. Als Amme wollte sie gehn und stieg an der Jungfernbrücke aus. Am Bollwerk, in den alten Häusern, wo nur Flaschenkinder schrien, blieb sie. Schlief am Tag in dumpfer Stube, nachts und abends stand sie an der Brücke. Sie lief den Männern entgegen, drückte die Brust heraus und frug: Kind, willste mitkomm? Immer noch frisch vons Land!” So wenig Verwandtschaft auch zwischen den nachbiedermeierlichen, ganz seelehauchenden menschlichen Figürlein des Wilhelm Raabe und den Gossenlemuren des Heinrich Zille besteht, eins ist gewiß: auch hinter den alkoholdurchtränkten Fratzen, den lasterhaft verzerrten Fressen des großstädtischen Auswurfs, hinter Suff, Rhachitis, Syphilis, Geldschrankknacken und Zuhälterei hört Heinrich Zille eines der schönsten Herzensworte Wilhelm Raabes: „Kinderschrien is ok een Gesangbauksversch!”

Für den Beobachter des Lebens ist kennzeichnend die Stellung, die er zum Sterben und zum Tode einnimmt. Zille sieht einen Leichenwagen erster Klasse; mit Krone und Kreuz, die Pferde mit Troddeldecken und Kopfpuscheln. Dazu Zylinder und lange schleppende Schleier. Um solchen Prunk des Todes aber gespenstert es brutal irdisch: ein Kinderwagen, aus dem ein Fünfgroschensarg halb heraushängt; Proletarier schleppen auf der Schulter oder unterm Arm Fleischkisten zur Verscharrung; alte Weiber plärren: „Nich 'mal begraben kann man wer'n, et jiebt keene Särje mehr!” „Ick fange an zu stinken, dann wer'n se mir schon holen!” ” Auf einem andern Blatt: eine jener vergifteten Wohnhöhlen von Berlin N., vier Treppen hoch,

Gerümpel. Das Weib an der Nähmaschine zu ihrem Buben, der auf dem Fensterbrett sitzt: „Erwin, machs Fenster zu, meine Arbeit wird russig!" Der Lausejunge: „Ach Mutta, det riecht heute wieder mächtig fein nach dem fettigen Rooch vons Krematorium." Dann aber als feixende Versöhnung die Geschichte vom Fräuleinskind, die Geschichte der kleinen Anna, die mit gekrümmtem Rücken und zusammengezogenen Beinchen abseits bleiben mußte. „Nun ist Annekin im Himmel. Die Engel haben den Buckel aufgemacht, die gequetschten Flügel rausgelassen und geplättet." Zum ersten Mal liegt der verwachsene Banker grad und schlank; freilich, er liegt im Sarg. „ ‚Ja, Freilein', sagte die alte Nachbarin, ‚so'n kleenet Kind is eigentlich erst scheen, wenns tot ist!' " Zille sucht nicht krampfhaft das Widerwärtige; aber da es nun einmal reichlich vorhanden ist, da es sogar eine Welt für sich ist, hat er sich ihm mit phlegmatischer Heftigkeit, die beinahe Liebe, jedenfalls aber berlinisch ist, hingegeben. Von Jugend an mit solchem „Milljöh" vertraut, hat er auch in der Grimasse des Elends und des Verbrechens einen letzten Abglanz der Menschlichkeit aufgespürt. Er weiß, daß auch diese Abfallsprodukte, die in der Charité oder im Fröbel geboren wurden, das-Leben als des Tieres höchstes Glück und den Tod zugleich als Schrecken und Sehnsucht empfinden. Zille ist kein Moralist; er ist auch eigentlich kein Ankläger. Er will weder den Dirnen und Zuhältern den Spiegel vorhalten noch die Gesellschaft zu umfangreichen Heilungsversuchen aufrufen. Er schildert, wie man Naturgeschichte widergibt. Nicht grade appetitliche, aber hanebüchen derbe Animalität, wie man es nur von Einem erwarten kann, der in finstern Höfen, zwischen stinkenden Müllkästen, „den verschwiegenen Leichenhallen für Abgetriebene", unter Schlafleuten, Absteigemädchen, beim Gekreisch von Gassenhauern und den Winkelgesprächen schwerer Jungen groß geworden ist. Mit zwölf Jahren war Zille der Vertraute und Laufjunge einer Damenkapelle; deren Mitglieder, einundeinhalbzentrige Fettsäcke, konnte er halbnackend beim Waschen und Ankleiden studieren. Und so lernte er den Akt dieser Gattung kennen, auch wie sie frißt und säuft, rülpst und sich vermehrt. As ein echter Zeichner nahm er den Stil aus dem Erlebnis. Er zeichnet mit Hintertreppenstrich, ein Abkömmling von den Bildermachern der Jahnnarktsschaubuden, ein Kollege holländischer Bauernkarikaturisten um Tenniers und Bruighel, ein vom Liberalismus ins Soziale umgemodelter Hosemann — der Daumier des kleinen Mannes. Er zeichnet, wie er spricht: Dialekt mit einem Unterton von Pathos. Dabei hat er eine Vorliebe für Oberschenkel-Ausbuchtungen, besonders von rückwärts gesehen, für geschwängerte Bäuche und für laufende Rotznasen. Mit den ‚Zwanglosen Geschichten', in denen er Bild und Text untrennbar gibt, wächst er bedeutend über das hinaus, was er in zahllosen Bilderbogen während der letzten Jahre gezeigt hat. Es ist dies Bilderbuch gewiß keine „Sperlingschronik", dafür aber eine Chronik der Aasvögel und der Klauraben. Es ist hier das Berlin des Alexanderplatzes und der Jugendgerichte, der Daumenabdrücke und der „Sitte"; eine unleugbare Realität, zu deren Kennerschaft Zille erheblich beiträgt. Er kennt den „Schutzmannskarl",

den „Fürst ohne Gehirn”, die „Veilchengräfin”, den „langen Paul”, „Lise mits Jlasooge”, die „Pinkelfrida”, wo die Braut vom dreizehnjährigen Paule ist, der, wie man in Berlin sagt, „eine ganz kesse Sohle tanzt”. Er kennt die sogenannten Wohnungen, wo über dem Bett der Hure auf Silberkarton geschrieben steht: „Der Herr über Dir schläft nicht” und der Irrigator neben Kreuz und Rosenkranz hängt. Wo das fünfjährige Dorchen, das neben der schwangern Schlafburschin schläft, zu quietschen weiß: „Blaue Luft. Wiesenduft. Und der Hund hat Fleh'n, Immerzu, ferzt die Kuh, Iber's linke Been!”

Starker Tobak und kein Havannaduft — das scheint auch der Staatsanwalt gemerkt zu haben. Und darum hat er mit der Begabung, die ihn auszeichnet, Zilles ‚Zwanglose Geschichten’ beim Verleger Fritz Gurlitt beschlagnahmen lassen. Als ob sich Wahrheit in den Käfig sperren ließe, und als ob, wenn schon überhaupt gebessert werden soll und — was hier von Ewigkeit zu Ewigkeit doch wohl zu bezweifeln ist — gebessert werden könnte, die Welt der Luden und ihrer Damen dadurch ausgetilgt würde, daß man ein Menschheitsdokument, wie es Zille in diesem Geschichtenbuch geschaffen hat, zu vernichten sucht. Man darf wohl erwarten, daß der Staatsanwalt — selbst wenn er nicht zu Denen gehört, von die die dicke Fischern sagt: „Hoher Jerichtshof, ick will nich lange meckern, aber es hat so mancher Assessor und Referendar bei meine Meechens gepennt” — in absehbarer Zeit begreift, daß Zille für Gerichtspersonen kein Objekt der Beschlagnahme, wohl aber ein vortrefflicher Belerner sein sollte.

## Das heitere Jahr von René Schickele

Lieber S. J., erinnern Sie sich? Im Sommer 1914 schickte ich Ihnen vom mecklenburgischen Fürstenberg, das Havelarme selig zwischen kleinen Seen halten, diese Verse. Sie bewahrten sie auf für das Neujahrs-Heft, und dann, als ich Sie zwei Monate später aufsuchte, nahm ich sie wieder mit. Denn inzwischen war die große Zeit hereingebrochen und die Heiterkeit zu den Säuen geflohen. Die deutschen Lyriker aber hatten, im Hinteren des Generalquartiermeisters von Stein, kämpfend in breiter Front die Maas überschritten.

Jetzt, meine ich, wo ich die Verse in die zweite Auflage meines Gedichtbuches ‚Weiß und Rot’ aufnehme, sollten sie auch dort stehen, wo sie zuerst hätten gedruckt werden sollen.

Genieße du den Augenblick,
verweil, im eigenen Licht geborgen,
auf hängender Brücke vom Gestern zum Morgen,
ruf: Evoë! Das Glück!
Der maßlos geöffneten Ferne
entschweben geruhige Sterne,
sie grüßen dein Geschick,
und wo dein Haupt auch läge,
jedweder deiner Herzensschläge
bringt längst Verlorenes zurück.

Genieße, genieße den Augenblick!

Von Ernte zu Ernte ziehen die Jahre.
Durch die abendlichen Lustbasare
trägst du bekränzt dein Geblüt,
die Schaufenster spiegeln, die großen, die vielen
mit tausend Feuern — gibt acht,
es schaukeln auf unsichtbaren Stielen
viel heiße Blumen in der Nacht.
Oktober glüht!

Und Schnee wirft Rampenlicht an die Scheiben.
Hüllt er die Ferne wie Alkoven ein,
sollst du nicht einsam bleiben,
geh, rufe Frauen und hol Wein.
In Winkeln, wo der Polster Ruhebrüste
um Schultern sich und Hüften runden,
denkst du, wie sie im Kampf dich heldisch küßte,
und rauschst in hold vernarbten Wunden,
genieße, genieße den Augenblick!
Ich breite die Karte der südlichen Zonen
in der Lampe Aureolenkreis,
stell mein Glas hin, wo die Zwergmenchen wohnen,
wandre tiefer ins Land, von dem niemand weiß.
Die heißen Winde im Genick,
folg ich, wo die Erde zittert
von dem großen Menschenruf,
fühl ich von kühnen Gedanken mich umwittert,
die ein mir gleiches Hirn erschuf —

als plötzlich ein.Reiter auf weißem Hengst vorüberritt
und eine heile Furche in den Nebel schnitt,
April.
Drauf bleibt es licht und slill.
Und schon halb sommerlich
prüf ich erschauernd mich:

Lindert sichs? Sind das Stare, die da bänkeln,
Wandeln Frauen schon mit leichterm Schritt
und im Kleide etwas lockern Schenkeln?
Und wenn sie schreiten: gehn die Hüften mit?
Brodelts nicht tagnächtlich an den Hängen? . .
Hell und Dunkel sich im Winde bäumen!
Herrscht ein großes Würgen und Bedrängen.
Sonne schlägt das Rad in allen Räumen!

Auto klingt durch erste Schöpfungstage,
Filigrangrün und dünnes Blau,
Rabenschwärme beim Gelage,
horizont um Sonnengrau —
Gib acht, gib acht, daß du nicht tiefer fällst,
als ein vielgemischtes Herz verträgt,
und die Freude, die du in den Armen hältst,
dich nicht plötzlich niederschlägt!

Mai hält Feldlager von blauen Tagen,
das glänzt über Hügel im Grünen von Ost nach West,
gefärbt von Blüten, die sich überschlagen,
wo Sonne sie wie Brunnen springen läßt.
Mai überchwemmt mit blauen Nächten

die Täler und Höhen, nichts mehr hält fest,
Wünsche und Reue fliegen, die sich verflechten,
von denen der schwere Traum sich tragen läßt . . .

Und der ganze Garten ist schier verblüht vor den Rosen,
die kommen! Es ist der Monat der Rosen.
O weiße, o zarte Kleider im Monat der Rosen!
O Platzmusik, aufschwellend aus Frauen und Rosen.
Das weiße Band der Brandung winkt herüber,
Hochebenen entfalten sich im Traum vor mir,
der Wald wird wie ein Frauenauge trüber
am Abend — so viel noch, dort! Und ich bin hier.

Doch schon brauch ich mich nicht mehr zu grämen:
Seen! Dörfer am Wald! Die langen Abende so hell,
es blüht, den reinsten Abend zu beschämen,
die Königin Rose Anna-Marie de Montravel.
Die müde Frau dort in der Hängematte
liegt aufgeblättert und entblößt.
Vom Traum, der sie in seinen Armen hatte,
ist ihr das feuchte Haar gelöst,

und Fuchsien, Heidelbeeren. Haselnüsse,
Quitten, Schattenkirsche und Jasmin,
fruchtgekrümmte Aeste, schwere Küsse,
Gewitter, die glorreich rummelnd vorüberziehn.

Auf Heuwagen im süßen Abend schaukelnd
streif ich dumpf verblühte Lindenzweige,
seh die Schwalben durch die Bläue gaukelnd,
mit kleinen Schreien, zum Klang der Grillengeige:

Genieße, genieße den Augenblick,
Auch diesen: Zurück in das flimmernde Riesenloch.
Ich fluche und zittre in Kämpferfreude doch.
Von Ernte zu Ernte ziehn die Jahre,
aufspringen am Abend die Lustbasare,
die Sterne der Städte grüßen mein Geschick.
Heil euch, die wie Flügelschläge im Grauen beben,
Gold, Lorbeerzweig und Schleuderstein.
Auch meine besten Feinde sollen leben!
Ich brauche sie, um frisch zu sein.

Abgesang

Genieße, genieße den Augenblick,
Die Jahre ziehen von Ernte zu Ernte,
an der Spitze hinschwärmt der Tod
Süre, süre lo,
genieße den Augenblick.
Die Jahre ziehen von Ernte zu Ernte,
und meine Liebe macht die Musik:
Süre süre lo
singen die Nahe und die Entfernte,
es flötet der Tod
Süre süre lo.

Und glaubte ich nicht an den Tod,
ich wäre nicht heiterer, als so!
Süre süre
Süre süre lo.

# Caesar und Cleopatra

Der Erdichter der historischen Komödie von Caesar und Cleopatra kann wie Plutarch von sich sagen: „Ich schreibe Leben, aber keine Geschichte; und in den glänzendsten Taten liegt nicht allemal eine Anzeige von Tugend oder Laster, im Gegenteil verrät oft eine unbedeutende Handlung, eine Rede oder ein Scherz den Charakter der Menschen viel deutlicher als die blutigsten Gefechte, als die größten Schlachten und Belagerungen." Bernard Shaw brauchte nur diese Geschichtsauffassung festzuhalten, um zu seinem dramatischen Stil zu gelangen. Er kann nicht Heldenverehrer sein. Er hält es für einen Irrtum, an einen Fortschritt oder Rückschritt seit der Zeit Caesars und Cleopatras zu glauben. Er hat keinen Grund, die Ansicht zu teilen, daß ein alter Brite unmöglich einem modernen geglichen habe: für ihn besteht kein Unterschied. Er behauptet, die Menschen bloß nachahnen zu können, wie er sie kennt, und sieht deshalb vergangene Aegypter und Römer im Bilde seiner Zeitgenossen und Landsleute. Wenn Shakespeares Cleopatra den Hämling Mardian auffordert, eine Partie Billard mit ihr zu spielen, so ist das ein einzelner Anachronismus. Für den Dramatiker Shaw ist der Anachronismus die Kunstform selber.

Freilich: was äußerlich vorgeht, weicht nicht wesentlich von der Ueberlieferung ab. Caesar kommt, in der Historie wie bei Shaw, auf der Verfolgung des Pompejus im Oktober 48 nach Alexandria. Cleopatra, die ihr kleiner Binder Ptolemaeus, oder, richtiger, seine Umgebung vom Thron gedrängt hat, sucht bei ihm Hilfe. Caesar setzt sie in ihre Rechte ein und verbringt den Winter auf 47 in ihrer Burg, unter Kämpfen und Gefahren, aus denen ihn erst Mithridates befreit. Er läßt Cleopatra reif für Antonius zurück und wendet selbst sich neuen Kämpfen zu.

Das ist ein epischer Verlauf, eine konfliktlose Abwicklung aufeinanderfolgender Ereignisse. Auch Shaw hat keinen Konflikt erfunden, der die Epik zur Dramatik gemacht hätte. Er hat eine Intrige eingelegt, die zu Mord und Totschlag führt, ohne dramatischen Wert zu erlangen, weil Mörder und Gemordete uns nicht interessieren. Zwischen Caesar und Cleopatra aber, die uns interessieren, ist kein Drama denkbar: sich sehen und verstehen ist für sie eins, und ihre Beziehung wird von vorn herein auf eine Basis gestellt, die nach sechs Monaten eine kampf- und schmerzlose Trennung ermöglicht. In diesen sechs Monaten entwickelt sich Cleopatra vom Kätzlein zum Schlänglein: das macht die fast unmerkliche Bewegung des Dramas aus. In den fünf Akten dieses Dramas entwickelt sich Julius Caesar nicht in sich zum Helden, sondern vor uns als ein Held und Geist von ganz besondrer Art: das macht die hohe Schönheit der Dichtung aus.

Der Anachronismus also ist ihre Form. Diese Menschen fühlen wie wir und sprechen wie wir. Ihr guter Geschmack verbietet ihnen, pathetisch zu werden. Caesar will sich einmal hinreißen lassen. Da braucht bloß Einer zu sagen: „Nun werden wir wieder seinen hochtrabendsten Schwulst anhören müssen!", und er gibt es lächelnd auf. Wenn gradezu von new woman die Rede ist, so ist das ein Witz des Spötters Shaw. Aber Cleopatra in ihrer Mischung von physiologischer Unfertigkeit und psychischer Frühreife, von kalter Berechnung und sehnsüchtiger Sinnlichkeit, von Großmut und Grausamkeit, von Eigensinn und Hingabe, von Aufrichtigkeit und Verlogenheit — diese Eva-Tochter hat doch neben den ewig weiblichen Zügen verfliegende Nuancen, die vor Beardsley nicht literaturfähig waren. Der Sizilier Apollodorus ist wie ein Mitglied der Pre-Raphaelite Brotherhood, und in Caesars Sekretär Britannus hat Shaw all seinen Haß gegen den englischen Volksgeist gesammelt und ausgeschüttet. „Als ein Irländer", hat er gelegentlich bemerkt, „konnte ich auf keine Vaterlandsliebe An-

spruch erheben: ich konnte weder das Land lieben, das ich verlassen habe, noch jenes, das eben dieses Land ruiniert hat.” Aus der Lieblosigkeit wurde Haß, und dieser Haß wurde so stark, daß er ihn, den feinen und mühelosen Geist, zur Plumpheit verleitet hat. „Wenn ein Mann etwas zu sagen hat, so besteht die Schwierigkeit nicht darin, ihn zum Sprechen zu bringen, sondern zu verhindern, daß er es zu oft sage.” Der Kelte Shaw hat sich selbst nicht verhindert, seinen Abscheu vor Albion bis zum Ueberdruß, bis zur Abgeschmacktheit zu unterstreichen. Der Engländer wird in immer neuen Wendungen als pedantisch, rachsüchtig, pharisäerhaft, heuchlerisch und was nicht sonst noch geschildert. Aber zwischen allen Uebertreibungen fällt ein Wort von einer Verdichtungskraft, wie es nur Shaw gelingt. „Ich bin Apollodorus, der Sizilier, ein Künstler.” Britannus: „Ein Künstler? Warum haben sie diesen Vagabunden eingelassen?” Caesar: „Ruhig, Mensch! Apollodorus ist ein berühmter Patrizier und Amateur.” Britannus: „Dann bitte ich den Herrn um Verzeihung. Ich glaubte, er wäre ein Berufskünstler.” Die ganze Tragödie Oscar Wildes ist in den paar Silben ausgesprochen.

Das unsterbliche Teil aber dieser formlosen, unvollkommenen, nicht nur aus geistreicher Absicht, sondern auch aus Gestaltungsohnmacht schwankenden und schillernden Komödie — ihr unsterbliches Teil ist die Figur Julius Caesars. Sie macht Shakespeares Caesar ungültig und ist so gewiß in der internationalen Dramatik der Gegenwart die einzige Gestalt von glaubhafter Geistesgröße, wie der Eugen Marchbanks der ‚Candida', dieser ganz von Kunst durchleuchtete Knabe, der einzige glaubhafte Dichter ist. Shakespeares Caesar redet unablässig von seiner Größe und handelt in jeder Lebenslage ungroß. Shaws Caesar hat eine Atmosphäre von selbstverständilicher Ueberlegenheit um sich, die ihm jede Selbstanzeige seines Werts und seiner Würde erspart. Dabei ist er erfreulicherweise nicht frei von kleinen Menschlichkeiten. Er trinkt Gerstenschleim, läßt sich ungern an sein Alter erinnern, verbirgt fast ängstlich seine Kahlheit und ist auf seine Runzeln auch nicht stolz. Aber es ist noch zu wenig, wenn man auf seinen innern Menschen bezieht, was Plutarch von Caesar sagt: „Der Mann war leutselig und großherzig, unempfänglich gegen Zorn und Vergnügen und Gewinnsucht, und fest und unabänderlich bewahrte er seine Ueberzeugung über das Anständige und Gerechte.” Das alles gilt ja von Shaws Caesar auch. Er läßt seine Leute so vertraulich reden, wie sie wollen, um von ihnen zu lernen, was für Menschen sie sind: sein Unterbefehlshaber Rufio, eine köstliche Figur, darf ihn auszanken nach Herzenslust. Er kennt keine Rache. An den Fall Vercingetorix denkt er mit Scham und Reue, und nur mit schauderndem Hohn kann er von jener Zeit seiner staatsmännischen Einsichtslosigkeit und kriegerischen Roheit sprechen, wo er die grausame Bestrafung dieses Mannes zum Schutz des allgemeinen Wohls für nötig hielt. Ein helles Licht fällt von dieser Erinnerung auf den weiten Weg, den er zurückgelegt hat. Jetzt haßt er keinen Menschen mehr. Er schließt mit Jedermann Freundschaft wie mit Hunden und Kindern. Seine Güte zu Cleopatra ist ihr ein Wunder. Weder Vater noch Mutter noch Amme haben jemals so auf sie geachtet oder ihr ihre Gedanken so freimütig mitgeteilt wie er. Aber diese seine Güte gilt nicht ihrem Wesen, sondern ist seine Natur. Seine Soldaten liebt er nicht anders, nicht schwächer, und im Ernstfall würde ihm der Arm eines einzigen von ihnen heiliger sein als Cleopatras Kopf. Der bloße Gedanke, ein Kohorte geopfert zu haben, macht ihn jammern. Eine ganze weltgeschichtliche Situation kommt in diesem Verhältnis Caesars zu Cleopatra und seinem Heer zum Ausdruck. Cleopatra ist ein Kind, eine Katze und das Heer die Zuflucht der Kraft und der Sittlichkeit vor den Verlockungen des raffinierten Genußlebens und der üppigen Ausgelassenheit Alexandriens. Ein paar Jahre später ist Cleopatra ein Dämon, eine Schlange: Antonius mit seinem Heer geht an ihr, Rom am Orient zugrunde. Das

bißchen Kunst hat gesiegt, die paar Ornamente, denen Caesar ein paar Jahre früher noch die stolzen Fragen entgegensetzen konnte: „Ist Regieren keine Kunst? Ist Frieden keine Kunst? Ist Krieg keine Kunst?” Und wie führte er Krieg! Auch den Feldherrn Caesar lernt man bei Shaw lieben. Es ist ein aesthetisches Vergnügen, ihn Listen aushecken und zur offenen Gewalt vorgehen zu sehen. Mit welchem Humor gibt er die Aegypter frei, weil jeder Gefangene die Gefangenschaft zweier römischen Soldaten verlangt, die ihn bewachen müssen! Dieser Humor ist schon Das, was nicht mehr im Plutarch steht. Es ist Shaw nämlich nicht nur gelungen, jeden Charakterzug Caesars körperhaft zu machen, der das Gefühl von Größe erwecken kann: er hat ihn auch mit einer Grazie umgeben und erfüllt, die das Bild erst vollendet. Ein Zauber geht von ihm aus. Er braucht nicht einmal so klug, so gütig und so witzig zu reden, wie er fast immer redet. Wenn er schweigt, fühlt man ein Kinderherz pochen, das das unveränderlich kindliche Herz des Genies ist. Wenn er zuhört, glaubt man ihn sagen zu hören: Du hast gut reden. Oder man merkt, wie sich ein Abgrund auftut zwischen der Mittelmäßigkeit und der Genialität, der nicht zu überbrücken ist, und der die Genialität seeleneinsam macht. Einmal ist vom Sterben die Rede: Alle, Alle wollen leben — Caesar meldet sich müde. Es ist ein Augenblick von weltgeschichtlicher Gewalt. Man kann nur bezeugen, daß man ihn empfunden hat, nicht belegen, daß er empfunden werden muß. Er ist nicht der einzige. Dieses seltsame Stück ist voll von dichterischen Anonymitäten. Was ist es, das mich innerlich jauchzen macht, wenn ich Caesar und Cleopatra, zwei spielende Kinder, unter der Sphinx sitzen sehe? Woher stammt der kräftige, kühle, erfrischende Hauch, der die Lebensluft dieser Komödie ist, wie jener glühende, entnervende Feueratem die Lebensluft von Shakespeares Cleopatra-Tragödie? Das sind Werte, die voller sind als eine theatralische Wirksamkeit und eine restlose Deutbarkeit. Es ist möglich, daß dieses Undrama sich nicht auf der Bühne halten wird. Aber das Buch wird noch leben und wirken, wenn die meisten Dramen unsrer Tage vergangen und vergessen sein werden.

*

Das habe ich anno 1906 geschrieben, als vor Shaw fast alle Kritiker, das ganze Publikum und die meisten Darsteller des Neuen Theaters nebst ihrem Regisseur durchgefallen waren. Freilich: „die Aufführung war durchaus keine Probe auf die Bühnenfähigkeit der Komödie. Sie war zaghaft und stillos.” Stillos ist Fritz Wendhausens Aufführung im Deutschen Theater auch; aber zaghaft wirklich nicht mehr. Man spielt eine stramme Posse, Caesars „hochtrabendster Schwulst” ist nicht offenbachisch genug; man sagt: Schmuß. Je lauter die Lachsalven knattern, desto taktloser werden die Extempores. Eine gegenwärtsfreudige Regie hätte den Ehrgeiz gehabt, die satirisch-weisen Bemerkungen über das Seibstbestimmungsrecht der Völker, über Besatzungsscherereien, über Gewalt und Recht und Krieg und Frieden mit feinstem Nachdruck zu Gehör zu bringen. Diese kitzelt lieber jede Kulissenwirkung heraus und vergröbert sie. Mit „Tempo” soll alles getan sein. Bei so plumpen Gesamtabsichten — wieviel Witz müßte da die Einzeldrastik der Mimen haben! Die Senders, die ihn gehabt haben wird, ist nur dem Körpergewicht nach ersetzt. In Caesars Nähe hat Shaws ironische Schlagkraft sein Sekretär Gülstorff; in Cleopatras Nähe amüsiert am künstlerischsten ihr Bruder Ptolomaeus, das Theaterkind Peter Eysoldt. Frau Eckersberg ist von der Operette erträglicher wiedergekommen, als sie hingegangen war. Sie hat für die welthistorische Zukunft einer jungen Cleopatra zu wenig Physiognomie; aber sie quält sich zum Glück keine ab, sondern hält sich bescheiden an die Schwank-Tradition der Schönthan und Koppel-Ellfeld. So wird Caesars Seeleneinsamkeit noch transparenter. Die majestätische Schönheit des Anblicks von Werner Krauß ist gemildert durch nüchterne Menschlichkeit. Die Zumutung, sich an der Belustigung der Einwohner

auf Kosten des Dichters zu beteiligen, wehrt er mit einer Gelassenheit ab, deren stille Heiterkeit sich umso zwingender überträgt, je krampfiger das Gefolge lärmt. Felix Hollaender hat auf die dumme Zeitungsfrage, was das deutsche Volk vom neuen Jahre erhoffen darf, die bündige Antwort gegeben: „Sauberkeit und Sachlichkeit”. Diesem Ideal war seine Aufführung fern. Aber seinem Theater wird es nicht unerreichbar sein, wenn seine Leitsterne heißen: Shaw und Krauß.

## Sternheim und die Folgen von Alfred Polgar

‚1913' von Carl Sternheim ist das dritte der Dram en, die in Leben, Schicksal, Aufstieg der Familie Maske das Bürgertum des wilhelminischen Deutschland hohl wiederspiegeln. ‚Die Hose’ zeigte Vater Maske und wie dieser Typus und die sonderbare Kulturwelt, die ihn gedeihen ließ, wechselwirkend einander Festigung und Bestätigung gaben. Im ‚Snob’ ist Maskes Samen üppig aufgegangen: der gräßlich strebende und wirkende Tatmensch des industrialisierten Deutschland greift mit Fängen nach höchster sozialer Macht und Geltung. ‚1913’: da ist er, und mit ihm das System, auf seinem Gipfelpunkt. Abstieg, Absturz müssen folgen. Maske-Sohn, nun siebzigjährige Exzellenz, will sich von einer Tochter, Erbin seiner Machtgier und Willensstärke, nicht entthronen lassen. Eigentlich war es folgerichtig, daß grade diesem Kind seine Liebe gälte, denn es setzt nur des Vaters Weg entschlossen fort, führte er auch über Vaters Leiche. Aber Maskes Zuneigung gilt den andern, schwächern Sprossen: dem degenerierten Sohn und dem geistig-lüsternen Mädchen. Sie vor der Schwester Energie zu sichern, geht der Kampf. Das ist, sozusagen, das Stückchen „Drama” im Stück. Drum herum: Schilderung — in des Autors bekanntem, fanatisch trockenem und hartem Griffelstrich — von der Menschen seelischer Verödung, von der kapitalistischen Zustände lästerlicher Uebergipfelung. Es läuft ein „Sekretär” umher, mit Erlösergedanken. Auch er, vielleicht reiner Absicht, vom Fieber der Macht und ihrer Eitelkeiten beschlichen. Ahnung kommenden Sturms geistert durch die Komödie. Zum Schluß, Symbol, „weht eine Gardine” des offenen Fensters in die Stube, auf deren Boden Maskes unbeweinte Leiche lastet.

‚1913’ ist vor dem Krieg geschrieben. Und zeugt so für die Empfindlichkeit von des Komödienschreibers Nerven, die fern aufziehendes Gewitter verspürt haben. Seine Art, Schemen zu gestalten, bewahrt auch hier ihren bizarren Reiz. Eingeklemmt zwischen Pathos und Ironie liegt ein Stück Welt, wie das Tier unterm Messer des Vivisektors. Wissenschaft und Sadismus befriedigen sich an dem Objekt. Den Zuschauer widert es und reizt es.

Wie kann Maske-Sohn 1913 siebzig Jahre alt sein? Es sind seit Gründung des Reichs, dessen Gesellschaft Sternheims giftige Komödien-Suiten höhnen, doch erst dreiundvierzig Jahre her? Und Maske Vater stand um Achtzehnhundertneunzig in seines Vollbarts reifem Blond. Es ist ein Sternheim-Rätsel, das ich nicht löse. Hingegen hat mich ‚1913’ von dieses Autors Diktion endlich die Formel finden lassen, das erlösende Kennwort ihres wesentlichen Wesens. Offenbarung gradezu. Welcher Geist lebt sich in dieser Diktion sublimest aus? Kein andrer als der des

Militarismus! Wie auf dem Exerzierplatz geht es zu. Scharfe Kommandi. Mitteilungen in knappster Fassung. Entgegennahme ebenso. Habt acht! der Perioden, Knie hinein, Brust heraus. Stechschritt der Worte in genauest ausgerichteter Linie. Alles klappt. Strammes Deutsch, für Ernstfall sichtlich bereit! Exakteste Wendungen des Dialogs nach rechts und links. Pathetische Attacken, deren taktmäßiger Ablauf einem Kaiser Wilhelm der Sprache das Herz wärmen müßte. Kasernenhofblüten auch. Hin- und Widerrede fest und hart wie Gewehrgriffe. Monokel-Glanz über Roheit. Manchmal: Ausrücken in Parade-Gefühls-Adjustierung.

Voilà un boche!

*

In den Kammerspielen des Deutschen Volkstheaters, zum ersten Mal: ‚Annette', Komödie in drei Akten von Theodor Tagger, einem Jünger des neuern literarischen Evangeliums, berliner Konfession. Wenn man sagt, daß seine Komödie den Hörer inniglich ansternheimelt, so heißt das der billigsten Assoziation Wort geben, die sich schon nach den ersten Sätzen des Dialogs aufdrängen muß. Aber um diese billige Feststellung ist leider nicht herumzukommen. Die thematische, ideelle und formale Aehnlichkeit des Taggerschen Stückes mit dem ‚Snob' oder mit ‚1913' ist so groß, daß fast von Identität gesprochen werden könnte. Die gleichen Standpunkte, der gleiche Tonfall, die gleichen Sehwinkel, die gleiche Witzigkeit. Annette ist ein Kind aus dem Volke, das — Gemeinheit, Schwäche, Gier ihrer Zeit und Welt bedenkenlos nützend — Karriere macht. Sie ist das weibliche Gegenstück zu Christian Maske. Angelangt, sorgt sie, wie er, a posteriori für Kinderstube, Herkunft, äußere und innere Haltung. Da sie ein Weib, sucht sie bei ihrem Aufstieg romantischen Gipfel. Ein Musiker, dessen ekstatische Künstler-Seele unterm Strahl der Million zu eitel Dreck zerfließt, biegt sich Annettchen bei. In dem Stück, das ‚1920' heißen dürfte, erfährt die Gift-Chemie der Gesellschaft von ‚1913' (wie Sternheim sie lehrt) eine Bereicherung durch das neue Element der Schieberei. Sonst ist das Weltbild der Kopie getreu dem des Originals. Menschen machen Geld, Geld macht Menschen. Gemeinschaft heißt: Unität der Gemeinheit. Nichts ist, was nicht Interesse ist. Der Stiefelabsatz des Ueber-Leichen-Schreiters gibt den Takt, nach dem das Leben marschiert. Gefühl ist ausgebrannt, Eiszeit hereingebrochen. Bei Sternheim hat dies Alles eine gewisse Größe, Perspektive ins Schauerliche. Hufschlag des apokalyptischen Tieres donnert von fern her. Bei Tagger wirkt es kalt und roh, weil komödienhaft- vergnüglich im Engen begrenzt und beschlossen. Er schreibt auch, für so brutalen Text, eine zu leichte und weitläufige Lustspielhand. Sogar etwas rokokohaft Pretiöses mischt sich bisweilen in die Roheit des Spiels, deren Kraft- und Härtegrad hierdurch verdächtig wird. Taggers Satire ist von grellster Ueberdeutlichkeit, die Diktion knapp — wie gesprochener Steinschlag zuweilen —, sein Humor erheblich, sein Talent außer Zweifel. Frau Carlsen in der Titelrolle war reizend.

# Weltwirtschaftskrise von Ricardus

Nur selten hatte die internationale Wirtschaftsgeschichte ein solch seltsames Jahr aufzuweisen wie das Jahr 1920. War sein Beginn durch den Höchstand der Nachkriegskonjunktur gekennzeichnet, so gibt seinem Ende das Gepräge die Weltkrisis, die nun nach und nach so ziemlich alle Länder erfaßt. Ostasien hat, wie es scheint, im Frühling den Anfang gemacht. In Japan herrschte bis in die ersten Monate dieses Jahres hinein ein tolles Gründungsfieber mit wüsten Ausschreitungen in der Preisgestaltung der wichtigsten Handelsartikel (Rohseide bis 4300 Yen!) und Ueberspekulationserscheinungen verschiedenster Art. Im März und April kam dort der Rückschlag, durch den bedeutende Bank- und Textil-Firmen in Bedrängnis gerieten, die Preise einen scharfen Sturz erfuhren und der Seidenmarkt, der im Wirtschaftsleben des Landes eine maßgebende Rolle spielt, einer argen Zerrüttung ausgesetzt wurde. Dann ergriff die Krisis die Vereinigten Staaten, Cuba, Süd- und Mittelamerika, Canada, Indien und Australien, schließlich auch England und das festländische Europa.

Der Grundzug dieser Krisis ist die Absatzstockung. Aber die Stockung ist zumeist nicht die Folge von Ueberproduktion. Wohl hat der Krieg in einigen Industriezweigen, zum Beispiel: im Kraftwagenbau, stellenweise auch in der Maschinen-Industrie, die Leistungsfähigkeit derart erhöht, daß sie einen normalen Friedensbedarf beträchtlich übersteigt. In der überwiegenden Zahl der Fälle jedoch liegt der Kern des Uebels nicht in einem Uebermaß von Gütererzeugung, sondern in der unzureichend gewordenen Konsumfähigkeit: die durch Streiks, wachsende Lohnansprüche und maßlose Gewinnsucht im ganzen Erwerbsleben sowie durch Valutaschwierigkeiten und die Ausartungen der Spekulation gewaltig verschlimmerte Teuerung hat den Konsum gedrosselt. Aus der Absatzhemmung ergeben sich wiederum industrielle Betriebs-Einschränkungen oder -Stillegungen und in Verbindung damit wachsende Arbeitslosigkeit, Verringerung des Bankkredits, Minderung der Umsätze im Groß- und Kleinhandel, Zahlungseinstellungen — eine Kette krisenhafter Erscheinungen, in der ein Glied das andre trägt Diese Erscheinungen zeigen sich charakteristischerweise viel schroffer in den Siegerländern und bei den sogenannten Neutralen als in Deutschland. Das beruht in der Hauptsache auf den — letzten Endes allerdings höchst zweifelhaften — Vorteilen, die uns die Valuta-Inflation bringt. Die fortgesetzte Massenerzeugung schlechten Geldes schafft bei uns im Innern immer neue ungesunde Kaufkraft, und dank der geringen zwischenstaatlichen Geltung der deutschen Währung vermag auch das Ausland noch reichliche Fabrikationsaufträge nach Deutschland zu legen, woraus sich die paradoxe Tatsache ergibt, daß man deutsche Industrielle und Kaufleute so oft das Stoßgebet verrichten hört: der Himmel möge uns vor einer Valuta-Besserung bewahren.

Rings in Europa aber und auch jenseits des Ozeans geht schon der schmerzliche Läuterungsprozeß vor sich, in dem jahrelange Ausschreitungen ihre Sühne finden, der indes, der Natur der Sache nach, zugleich der Gesundung die Wege bahnt. Der Gesundung dient vor allem der unerwartet schnelle Preisabbau bei einer Reihe von Welthandelsartikeln, namentlich bei den Rohstoffen der Textilindustrie (Baumwolle, Wolle, Seide), bei Metallen, Kohlen, Gummi und Kolonialprodukten wie Zucker, Kaffee, Kakao, sowie bei Getreide. Dadurch

werden grade die mächtigsten und reichsten Rohstoffländer wie die Vereinigten Staaten, Argentinien, Brasilien und Südafrika empfindlich getroffen. Welch ein Umschwung beispielsweise für die amerikanischen Baumwollstaaten, wenn der Baumwollpreis von über 40 Cents am Anfang des März bis etwa 15 Cents am Jahresschluß hinabgleitet! Niemals vielleicht sind in der amerikanischen Wirtschaft heftigere Preisrückgänge dagewesen als in den letzten Monaten. So fiel der Index von Bradstreet (Großhandelspreise in Dollars) vom Höchststand am ersten Februar 1920, der auf 20 8690 Dollars angegeben wurde, auf 15 6750 Dollars am ersten November und weiter auf 13 6263 Dollars am ersten Dezember, das heißt: auf den niedrigsten Stand seit dem ersten November 1916, sodaß der Durchschnittsstand heute niedriger ist als unmittelbar vor dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Krieg. Die Preise einiger Artikel kommen sogar schon in New York und London den „Friedenspreisen" aus der Zeit vor August 1914 näher. Der Warenpreisabbau wird noch beschleunigt durch den rapiden Abbau der Frachtraten, der eine Folge teils des Freiwerdens größerer Schiffsraummengen, teils der durch die Krise bewirkten Verminderung in der Bewegung der Welthandelsgüter ist. Die Baumwollfrachten von Amerika nach den englischen Häfen haben die niedrigsten Sätze seit 1917 erreicht, die Salpeterfrachten von Chile nach Europa kosten in englischer Währung nur noch ein Drittel dessen, was man vor Jahresfrist zahlte!

In Europa beklagen sich jetzt nicht am wenigsten jene Länder, die während des Krieges einer vielbeneideten Lage sich erfreuen durften. In Schweden breitet sich eine böse Arbeitslosigkeit aus. Die Industrie sieht sich außerstande, noch weiter die hohen Löhne zu zahlen, und hat daher eine Anzahl Lohnverträge mit den Gewerkvereinen gekündigt. In Spanien hat die während des Krieges über jedes ver nünftige Maß hinaus industrialisierte Wirtschaft gleichfalls den Krebsgang angetreten. Der von der ausländischen (besonders der deutschen) Einfuhr bedrängten Industrie mußte die Regierung durch einen neuen Hochschutzzolltarif beispringen. In Katalonien kam es zu „Runs" auf mehrere Bankinstitute. Holland hat häufige Betriebseinstellungen von Fabriken, sprunghafte Preisrückgänge, mancherlei Konkurse im Tabakgewerbe und anderswo zu verzeichnen. Dies nur einige Beispiele von den Erscheinungsformen des geschäftlichen Rückschlags.

In den überseeischen Rohstoffländern hat man sehr genau erkannt, daß eine Hebung der Verbrauchskraft in Zentraleuropa und Rußland die Ueberwindung der Krisis sehr erleichtern würde. Daher ist die Gewährung von überseeischen Rohstoffkrediten an die deutsche Verarbeitungsindustrie neuerdings drüben nicht selten besprochen worden. Der Gedanke ist gut, seine Erörterung in jenen Ländern an und für sich ein erfreuliches Zeichen. Allein unsre Industrie tut doch bei der gegenwärtigen Konstellation gut daran, wenn sie sich solchen Plänen gegenüber vorsichtig abwartend verhält: der weltwirtschaftliche Preiszeiger scheint weiter nach unten gerichtet zu sein, und darum ist der Zeitpunkt für solche Kreditabmachungen doch recht ungeeignet. Immerhin können die Ansätze einer solchen Kreditpolitik nachträglich einen beachtenswerten Fingerzeig für die Verhandlungen von Brüssel liefern. Die weitgehende Ausschaltung eines ehemals so überaus kaufkräftigen und leistungsstarken Gebiets wie des zentraleuropäischen aus dem weltwirtschaftlichen Konnex durch die verhäng-

nisvollen Folgen von Versailles, Saint Germain und Spa hat weitausstrahlende Nachteile auch für die Sieger.

Je mehr und je schneller das die Entente-Politiker einsehen, umso besser. Richtschnur einer vernünftigen Auffassung der Wiedergutmachung auch vom Standpunkt der europäischen Weststaaten und der Yankees aus sollte — das kann nicht oft genug wiederholt werden — das Verständnis für unsre elementaren Lebensbedingungen und die Rücksicht auf unsre Wiederaufstiegsmöglichkeiten werden.

# Brief aus einem bayrischen Gefängnis

Dieser Brief ist von einem politischen Sträfling der Königlichen Republik Bayern auf illegalem Wege abgeschickt worden. Was wollen die Leute immer vom Mittelalter? Worin unterscheidet sich 1920 von 1620? Einmal heißt es: „Ich appelliere an die Genossen und Genossinnen der Freiheit . . .” Wie rührend! Dieser treue Idealist glaubt, die kämpften um die Sache. Die Sozialisten? Sie haben keine Zeit für ihre gefangenen Brüder. Sie schlagen sich die Knochen um Organisationsstatute entzwei; denn da sie echte Deutsche sind, erscheint ihnen wichtiger: wie man in Zukunft grundsätzlich etwas machen könnte — als: daß jetzt etwas geschieht. Hierzulande wird ständig Arbeit in sich geleistet. Wir organisieren. Daß Einer Nutzen davon hat, ist ja wohl Nebensache. Mögen Bayerns politische Gefangene wenigstens Nutzen von unsrer Sammlung haben, an die ich bei dieser Gelegenheit noch einmal erinnere.

Lieber Genosse!
Um nun auch Euch einmal die Wahrheit und unser trauriges Los zu schildern, das die Zensur so streng und mit allen gebotenen Macht- und Gewaltmitteln unterdrückt, so bleibt mir nur der einzige Ausweg, diesen illegal zu schicken, wenn er auch längere Zeit beansprucht.

Unsre hiesigen Verhältnisse sind sehr traurige.

I. Die Geistesknebelung — die Zensur. Schreibt man die Wahrheit und reine Tatsachen, die selbst schon die bürgerliche Presse zugeben muß, aber der Brief wandert trotzdem zu den Akten, trotzdem es nur ganz intime Privatbriefe sind, werden diese als Agitation betrachtet und sind staatsgefährlich.

II. Die Kost. Grade wir haben unter den wirtschaftlich schwierigen Verhältnissen am schwersten und bittersten zu leiden, ist es uns doch nicht möglich, uns das unbedingt notwendigste, was man zum Leben, zur Erhaltung der Gesundheit und der Kräfte braucht, zu beschaffen. Wir müssen damit zufrieden sein, was man uns durch ihre „Gnaden” gibt. Vogel friß — oder stirb! Nachgewiesen und festgestellt ist bereits, daß sämtliche Genossen in drei bis vier Monaten sieben bis zehn Kilo abgenommen haben. Grade an den nahrhaftesten und lebenswichtigsten Produkten mangelt es in unsrer Kost.

Wir wurden zur Festungshaft — Ehrenhaft verurteilt, aber wir sind ja Proletarier -— Revolutionäre, die Entrechteten und Vergewaltigten. Nicht ist es ihr Ziel, uns nur für einige Zeit mundtot zu machen, sondern daß wir hier, hinter den hohen Mauern, die uns so erbarmungslos von der Außenwelt, von unsern Brüdern und Schwestern trennen, daß wir abgeschlossen und hinter diesen Gittern, in dieser „Siechenanstalt” elend zugrunde gehen. Genosse, warum geht grade unsre Presse so stillschweigend über die Wahrheit, über unser trauriges Los und Schicksal hinweg, warum wird unsern Brüdern in

der Freiheit die Wahrheit vorenthalten? Es ist eine Schmach und Schande, unsre Brüder und Schwestern würden Solidarität bewahren.

Nicht nur um uns, um die Festungsgefangenen handelt es sich, sondern um die Aermsten, die in Gefängnissen und Zuchthäusern schmachten, mit denen müßt Ihr Euch ebenfalls solidarisch erklären, es sind viele ehrliche Genossen darunter. Und die Worte, die unser Führer Liebknecht einst sagte, gelten auch für viele: „Zuchthaus! Verlust der Ehrenrechte!" Nun wohl, ihre Ehre ist nicht meine Ehre! Aber ich sage: Kein Genosse trug je eine Uniform mit so viel Ehre, wie ich den Zuchthauskittel tragen werde.

Lieber Genosse! Weniger das eigne Schicksal drückt die Genossen nieder, trotzdem wir dem Hungertode, allen Vergewaltigungen und Unterdrückungen machtlos und wehrlos ausgeliefert sind, denn wir wissen, daß wir unsern Gegnern, der blutdürstigen Reaktion, und uns in ihren vom Blute triefenden Händen befinden. Wir kennen unser Schicksal, wir bitten nicht um Gnade oder um Rücksichten aus Menschlichkeit, aber wohl fordern wir unser Recht — aber umsonst — denn gerechtfertigte Beschwerden werden als unbegründet zurückgewiesen, und ein Rechtsbruch erfolgt nach dem andern, Bayern ist die Hochburg der Reaktion — ein verkapptes Horthy-Ungarn.

Bedenke aber, wie viele Frauen und unschuldige Kinder, nachdem sie ihres Ernährers beraubt sind, in Not und Elend ihr Dasein fristen! Die wenigen Pfennige Unterstützung reichen in keinerlei Weise nur um den Hunger zu stillen, also sind nicht nur sie, sondern auch ihre Angehörigen dem Hungertode preisgegeben und unrettbar ausgeliefert, also müssen auch diese jämmerlich und fürchterlich zugrunde gehen.

Und jetzt steht der Winter vor der Tür, hungernd und frierend müssen wir nun wandeln in diesem Steingrabe, wir haben keine Unterkleider, um uns nur vor der Kälte zu schützen. Wir sind so unterdrückt, daß es uns nicht mehr möglich ist, unsre Stimme zu erheben, aber die Steinmauern, die uns beengen und stumme Zeugen sind all dieses Elendes und der Leiden, diese würden sich eher erweichen als die Herzen unsrer Gegner.

Ich appelliere an die Genossen und Genossinnen der Freiheit, ich weiß, es gibt noch ehrliche Menschen, schwielige Hände, offene Stirnen, die noch das Heiligste, die Solidarität besitzen, und als Ehrliche müssen sie uns die Hand entgegenstrecken, mit uns kämpfen. Sage es ihnen, daß ihre Brüder sonst elend zugrunde gehen. Uebt Solidarität mit Euern bayerischen Genossen, sie brauchen Hilfe, weniger um unser Leben zu retten, als um den Glauben des Volkes an das Gute und die Wahrheit in dieser Welt. Sonst müssen sie mit einem Herzen voll Erbitterung sterben, sie werden sterben, elend zugrunde gehen, und das Leben, die Menschheit verfluchen. Das aber — das ist etwas Fürchterliches — ein solcher Tod von Verzweifelten. Wir gehen zugrunde, und es vergeht der Glaube an Menschlichkeit.

Und weshalb, weshalb müssen wir so elend zugrunde gehen? Ich suche nach einer Antwort — aber ich finde keine.

Mit einem Hoch auf die Weltrevolution verbleibe ich mit revolutionärem Handschlag

Dein treuer Genosse . . .

# Rundschau

## Stammtisch

Am Nebentisch bei Huth Gesichter wie aus dem guten
alten ‚Simplicissimus'. „Exzellenz!" sagt Einer. Er hätte es
gar nicht zu sagen brauchen. Wir sind im Bilde.

Die Exzellenz, ein älterer Herr mit einer milden Pontac-Nase, wie
Fontane das nannte, führt den Vorsitz. Einer ist da; der sieht
aus wie ein älterer Sekretär Wurm. Kleine funkelnde Aeuglein, und
ich sehe ihn förmlich hinter der verschlossenen Tür seines Amts-
zimmers die Hände reiben, wenn er einen (auf dem Aktenwege) or-
dentlich hineingelegt hat. Einer, der aussieht, als ob er keine
saubern Socken trägt. Am schlimmsten die jungen Herren.
Bei den vorgerückten Jahrgängen ist die preußische Borniertheit
immerhin durch eine gewisse alkoholische Bonhommie gemäßigt,
sozusagen mit Rotwein angemacht. In den Gesichtern der Jüngern ist
nichts als kantige Menschenverachtung und hochnäsigste Schnö-
selei. Ihre ganze Aufmerksamkeit gilt dem einen: daß die Andern
nicht dazu gehören. Willst du diesen Köpfen von Ethik reden —?
Erzähls deinem Wasserzug. Er ist gelehriger.

Sie sprechen laut — und es ist nicht möglich, wegzuhören. Die
Unterhaltung währte dritthalb Stunden oder — zu sechs Mann,
Verzeihung, „Herren" — acht Rotsponflaschen lang. Also eine
ziemlich ergiebige Uniterhaltung. Und sie drehte sich abwechselnd
um Gehaltsfragen und Gehaltsfragen und um Ressortstänkereien
und Ressortstänkereien. Und um Karriere. Und nur einmal trat
Einer mit dem praktischen Leben in Fühlung und bat mich um Feuer.

Ein Blick, und sie stehn im Hemde. Man braucht nur hinzu-
sehn, um zu weinen: Also das regiert uns! Das entscheidet über
Existenzen, über Landstriche, über Verordnungen und über die An-
wendung von Gesetzen —! Das?

Sie sind stehen geblieben. Sie spielen einfach nicht mit, leben in
einer andern, in ihrer Welt des Apparats, der Selbstzweck ge-
worden ist. Nehmen von der Republik Geld und hassen sie.

Und ein Volk ist so töricht, sein Schicksal dieser Verwaltung anzu-
vertrauen. Weil es keine andre hat. Und wahrscheinlich keine
andre auf die Beine bringen kann.

„Guten Abend!" sagen jetzt die Edeln der Nation. Und gehen in
ihre S. C.-Betten und schlafen den Schlaf Derer, die Liebknechts
Mörder segnen — den Schlaf der Gerechten („Erlauben Se mah! Das
is nich unsa Ressoah!"). Und wachen morgens, ein wenig ver-
klebt, auf. Und stopfen sich in die Unterhosen und in die Oberhosen
und schreiten gemessen zum Amt, um weiterhin auf dir herumzuregieren.

Ignaz Wrobel

## Besatzungssoldaten

Als im Sommer 1815 nach der Schlacht von Waterloo die
Verbündeten in Paris einzogen, hatte diese Stadt (nach Krinner:
‚Erinnerungen eines Lützowschen Jägers', Band II, Seite 223) täg-
lich an einen preußischen Lützowschen Jäger zu liefern:

4 Pfund Rindfleisch, 2 Pfund Kalbsbraten, 1 Pfund Hammelkotelett,
1 Pfund Schweinefleisch, 6 Pfund Schwarzbrot, 2 Pfund Weißbrot,
2 Flaschen guten Wein, 2 Flaschen Bier, eine halbe Flasche französischen
Branntwein, dreiviertel Flasche Arrak und in diesem Verhältnis: Reis,
Graupen, Linsen, Erbsen, frisches Gemüse, Küchenkräuter, Gewürze,
Butter, Speck, Eier, Obst, Kaffee, Zucker, Tee, Zitronen, Holz, selbst
Seife, kurz, alles, was eine Haushaltung bedarf. Außerdem bezog ein
Lützowscher Jäger 15 Franken Diätengelder und Pferdefutter, das
für vier Pferde hingereicht hätte.

Warum ich das aufwärme? Weil ich die Ueberzeugung habe, daß ein bißchen historische Bildung — freilich nicht aus den Lese- und Geschichtsbüchern der Hohenzollernschen Kultusminister! — das beste Mittel. wäre, um die meisten nationalen Vorurteile zu zerstören. Wenn wir uns jetzt, und zwar mit vollem Recht, über die übermäßigen Kosten der Entente-Besatzung im Rheinland beschweren, so wollen wir daran denken, daß von jeher jede militärische Besetzung ein Uebel war und immer ein Uebel sein wird. Darum fort mit militärischen Besetzungen! Oder noch besser: Fort mit allem Militär!

H. v. Gerlach

## Otto Reutter

Ein schlecht rasierter Mann mit Stilaugen, der aussieht wie ein Droschkenkutscher, betritt in einem unmöglichen Frack und ausgelatschten Stiefeln das Podium. Er guckt dämlich ins Publikum und fängt ganz leise, so für sich hin, zu singen an.

Diese Leichtigkeit ist unbeschreiblich. Es ist gar nicht einmal alles so ungeheuer witzig, was er singt — das kann es wohl auch nicht —, denn er singt da grade das zweitausendvierhundertachtundzwanzigste Couplet seines Lebens, und so viele gute gibt es nicht: aber dieser Fettbauch hat eine Grazie, die immer wieder hinreißt.

Die Pointen fallen ganz leise, wie Schnee bei Windstille an einem stillen Winterabend. Von den politischen will ich gar nichts sagen. Der Mann hat im Kriege gradezu furchtbare Monstrositäten an Siegesgewißheit von sich gegeben — so diese typische Bierbankseligkeit des Hurras, die zu gar nichts verpflichtete, bei der das Mitbrüllen genügte. Und wenn er heute politisch wird, dann sei Gott davor. (Nicht, weil mir die Richtung nicht paßt — sondern weil die Texte verlogen sind.)

Diese Pille vorweggenommen: Welch ein Künstler —! Alles geht aus dem leichtesten Handgelenk, er schwitzt nicht, er brüllt nicht, er haucht seine Spitzen in die Luft, und alles liegt auf dem Bauch. Ein Refrain immer besser als der andre — wie muß dieses merkwürdige Gehirn arbeiten, daß es zu jeder lustigen Endzeile immer eine neue Situation erfindet. Und was für Situationen!

Ein Refrain heißt: „In fünfzig Jahren ist alles vorbei!" Heiliger Fontane, hättest du eine Freude gehabt —! Die Melodie blieb auf „vorbei" in der Terz hängen — das Klavier endete sie erst, und er stand da und machte ein dummes Gesicht. Und sah aus wie ein Kuhbauer und entzückte und charmierte durch seine Grazie. Wenn dich der Zahnarzt, sang er, an einem Zahn durchs Zimmer schleift, und es will gar nimmer enden — „dann mach dir nichts aus der Schweinerei, denn in fünfzig Jahren ist alles vorbei . . .!"

Und dann ein Lied, meisterhaft, in total besoffenem, von nichts ahnendem Tonfall gesungen: „Ick wunder mir über jahnischt mehr —!" Abends käme er nach Hause, sang er, und da —

Da stand vor meiner Kommode 'n Mann —
Der sagte: ‚Sie! Fassen Se mal mit an!
Alleene is mir det Ding zu schwer . .
Ick wundre mir über jahnischt mehr —

Und dazu ein Mondgesicht, unbeteiligt, mild leuchtend durch die Wolken — was soll man dazu sagen?

Die Leute sagen auch gar nichts, sondern liegen unter dem Tisch, und wenn sie wieder hochkommen, dann verbeugt sich da oben ein dicker und bescheidener Mann, der gar nichts von sich her macht, obgleich er ein so großer Künstler ist.

Peter Panter

# Antworten

**Ottmar O. in Königsberg.** Auf eine Bemerkung von Ignaz Wrobel: „Wie weise hat es der liebe Gott eingerichtet, daß die meisten Deutschen immer nur eine Zeitung lesen!” machen Sie folgenden Vorschlag: „Den im Parlament vertretenen politischen Parteien müßte durch Gesetz das Recht verliehen werden, jede politische (auch wirtschaftspolitische) Zeitung oder Zeitschrift, die mindestens monatlich oder in kürzern Zeitabschnitten erscheint, zu verpflichten, wöchentlich eine Spalte den gegnerischen Parteien zur Verfügung zu stellen. Weigerungen wären mit hohen Geld- und Gefängnisstrafen zu belegen. Ich glaube, daß dies sehr wohltätig wirken würde, da dann mancher Volksgenosse doch erkennen würde, daß die Weisheit ‚seiner’ Zeitung nicht immer widerspruchslos hingenommen werden darf. Zur Ausbreitung des demokratischen Gedankens und der Befestigung des Bekenntnisses zur republikanischen Staatsform würde eine solche Maßregel unzweifelhaft beitragen.” Nein, mit Gewalt gehts nicht. Der politische Takt ist nicht zu reglementieren, weil man jeden Paragraphen dolos umschleichen kann. Es wird da immer wieder derselbe Fehler gemacht, nämlich geglaubt, es läge an der Verordnung. Es liegt aber am Menschen.

**Ernst Toller.** Sie schreiben mir: „Daß man bei der Pressehetze gegen mich wieder das lächerliche Märchen verbreitet, ich hätte mich vor Einzug der Regierungstruppen hinter einer Tapetentüre (im Hemd!!) verborgen (und wahrscheinlich dort zitternd und bebend bis zum fünften Juni 1919, dem Tag meiner Verhaftung, gestanden), ist bei der ‚Mentalität’ der heutigen Journalistik nicht weiter verwunderlich. Man könnte ganz genau wissen, daß das Standgericht mit Freuden die Gelegenheit ergriffen hätte, bei nachgewiesener Feigheit mich wegen ‚ehrloser Gesinnung’ ins Zuchthaus zu stecken. Auf der standgerichtlichen Verhandlung wurde zeugeneidlich festgestellt: Ich habe am fünfzehnten April auf die Kunde vom Ueberfall der weißen Truppen, die mich abends in einer Sitzung der Betriebsräte im Hofbräuhaus erreichte, die Versammlung verlassen und mich den Arbeitern, die sich im Kampf der Notwehr befanden, noch in der gleichen Nacht eingereiht. Nicht etwa als ‚Befehlshaber’ (ein Amt, zu dessen Uebernahme ich nur durch besondere Umstände später gezwungen wurde), sondern als Mann, der in vorderster Linie mitkämpfte. Das Standgericht stellte, zum Beispiel, fest, daß ich sofort mit einigen Kameraden einen freiwilligen und leider verlustreichen Patrouillenritt übernahm. (Daß ich den Waffenkampf als Antimilitarist nicht ‚jubelnd’ begrüßte, sondern damals als tragische Notwendigkeit empfand, tut hier nichts zur Sache.) Am sechsundzwanzigsten April legte ich mein militärisches Kommando nieder, da die Politik der Kommunistischen Partei, die aus taktischen Ueberlegungen den blutigen Zusammenbruch wollte, ein Verbrechen an der Arbeiterschaft war. (Uebrigens dieselbe Politik, die am Spätnachmittag des dreißigsten April noch zum Barrikadenkampf aufforderte und sich dann ebenso der Organisation des Kampfs wie der verantwortlichen Führung entzog.) Ohne Rücksicht auf revolutionäre Schlagworte und ohne Rücksicht auf gegen mich laufende Haftbefehle der Jusqu'anboutisten, denen ich mich einige Male nur mit knapper Not entzog, versuchte ich, die sinnlose, von vorn herein zur Niederlage verurteilte blutige Austragung, die eine Periode der Unterdrückung der bayrischen Arbeiterschaft einleiten mußte, soweit es in meinen Kräften stand, zu verhindern. Bis zum ersten Mai, und zwar bis nach dem Einzug der Regierungstruppen, blieb ich auf dem mir von der Arbeiterschaft übertragenen Posten. Am dreißigsten April war ich, in der Annahme, die Verhandlungsversuche seien mißglückt, auf dem Weg zu den dachauer Truppen, war aber gezwungen, von meinem Vorhaben abzustehen, da Egelhofer inzwischen den dachauer Truppen den Befehl gegeben hatte, sich auf München zurückzuziehen.

In der Nacht zum ersten Mal forderten angesichts der verzweifelten Situation die Betriebsräte nach meiner Freunde und meinem Referat die Arbeiter auf, die Waffen niederzulegen und die Stadt den weißen Truppen kampflos zu übergeben, um den preußischen Generalen selbst den Schein des Rechts zur Niederknüppelung der Arbeiter zu nehmen. Wider unser Erwarten kam es infolge des brutalen Vorgehens der weißen Truppen und der Parolen der Kommunisten, die zur Sabotierung der Beschlüsse der Betriebsräte von jenem Augenblick an aufgefordert hatten, da ihnen diese ihr Vertrauen versagten und sie zur Abdankung zwangen, doch zum Kampf. Am Nachmittag des ersten Mai erfuhr ich dies. Ich befand mich in Schwabing. Ich machte sofort den Versuch, zu den kämpfenden Arbeitern zu gelangen. Dieser Versuch mißlang infolge völliger militärischer Absperrung jener Stadtteile, in denen gekämpft wurde. Jetzt erst, gestand ich mir das Recht zu, mich zu verbergen. Denn ich verspürte nicht die geringste Lust, mich, wie es Gustav Landauer geschah, bestialisch ermorden zu lassen. Die bürgerliche Presse in Bayern weiß das Alles. Wenn sie trotzdem mit Schmutz wirft, so wird sie damit Absichten verfolgen, die in Deutschland gewöhnlich Erfolge zeitigen." Und wenn Sie mit Engelszungen redeten: Sie werden niemals erreichen, daß dieses Land Sie als einen ernsthaften idealen Politiker ansieht. Das macht: Sie haben keinen Erfolg gehabt. Die ernsthaften idealen Politiker heißen bei uns: Stresemann, Scheidemann, Sklarz.

**Heinz E. in Altenburg.** Du schreibst mir: „Es ist unerträglich, in der Provinz leben zu müssen. Was wißt Ihr von der Provinz?! Was es heißt: immer unter Menschen sein zu müssen, die Jahrzehnte lang mit einem dünnen Absud des Berliner Lokalanzeigers genährt worden sind! Herrgott, ich glaube, selbst Karl Kraus würde die Flinte ins Korn werfen, wenn er die Verheerungen der Presse in der Provinz mit ansehen müßte! Und nirgends auch nur eine ahnende Seele. Da ist nichts zu reformieren und zu regulieren. Man fühlt hier unerhört klar, daß da reden und schreiben nicht mehr hilft, daß auf bürgerlicher Seite nicht die leiseste Ahnung von Ursache und Wirkung dämmert noch je dämmern wird. Aber jeder Tag stärkt die reaktionären Horden. Bestärkt sie in ihrem Abscheu gegen Menschlichkeit und ihrer Sehnsucht nach den altgewohnten Schafhürden. Und treibt ihnen die schwankenden Köpfchen zu." Das ist uns hier nicht neu. Die Provinz, die sich so über das kommunistische Berlin ereifert, regiert längst das Land. Die Regierung ist machtlos, weil sie nicht mit der Feigheit dieser Kleinbürger rechnet, sondern die Gesellschaft für voll nimmt. Aussichtlos ist der Kampf grade nicht, aber unsagbar schwer. Ihr draußen in der Provinz, Jeder auf seinem Posten — Ihr könnt ungeheuer viel tun! Arbeitet! Der kleinste Kampf mit einem größenwahnsinnigen Stadtrat, mit einem pensionierten Offizier, mit einer Großgrundbesitzersfrau — sie haben einzeln keine Bedeutung, aber alle zusammen vielleicht eines Tages doch. Bis dahin: Arbeitet!

**Urberliner.** Sie kennen Else Ward nicht? Else Ward muß man kennen. Else Ward kam einmal in das Direktionsbureau eines berliner Cabarets. Sie sah sich in dem kleinen Raum um, und dann sagte sie erstaunt zu dem Direktor: „Nanu? Wo ist denn hier das Prolongationssopha?" Glauben Sie mir, daß man Else Ward kennen muß?

Für die politischen Gefangenen in Bayern haben ferner eingesandt: Loewenthal, Neukölln, 10 Mark; F. S., Leipzig, 300 Zigaretten; Verlag des Zwiebelfischs, München, verschiedene Bücher; K., Berlin, Bücher, Broschüren und Zeitschriften; Werner, Berlin, 20 Mark; X., 100 Mark; Lieb, Berlin, 14.70 Mark; X., 8 Bücher, 6 Pakete Tabak, 2 Tafeln Chocolade; M. F., New York, 30 Mark.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inaefate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 13. Januar 1921 Nummer 2

## Bethmann Hollweg von Karl Rothammer

Der Tod Bethmann Hollwegs war der nationalistischen Presse wieder einmal willkommener Anlaß. Mit teutonischer Geschmacklosigkeit, ganz in der Art, die uns für Muschelgerät und blecherne Speisezimmer-Hellebarden das made in germany eingebracht hatte, begann die Deutsche Zeitung: „Die überraschende Nachricht vom Tode des fünften Reichskanzlers erinnert daran, daß dieser schuldvolle Miturheber des deutschen Unheils noch am Leben gewesen ist.” Das ist eine der Roheiten, die uns daran erinnern, daß noch immer weite Kreise deutscher Bevölkerung die ehernen Ursachen unsres Zusammenbruchs nicht erkannt haben. Deutschland ist nicht an Bethmann, sondern an Bismarck gestorben. Bismarck war Wille ohne Erkenntnis. Bethmanns Wille hat gewiß nicht ausgereicht, seiner Erkenntnis gestaltende Auswirkung zu geben. Aber wahrscheinlich hätte auch eine zehnfach größere Energie nicht vermocht, die Zertrümmerung der mitteleuropäischen Militärmacht aufzuhalten, nachdem ihr eine Verständigung mit dem unsern europäischen Kontinent selbstverständlich kontrollierenden englischen Imperium nicht gelungen war, nach der ganzen Anlage von Bismarcks Kunstschöpfung auch nicht gelingen konnte, nachdem darüber hinaus durch wilhelminische Seeromantik die Abwehr Englands gradezu determiniert worden war. Echt deutsch-national ist die Feigheit, mit der Bethmann Hollweg immer noch als der Unglücksbringer, der Zerstörer, der völlig Blinde gebrandmarkt und die Legende aufrecht erhalten wird, daß er ahnungslos in den Krieg getaumelt sei, daß er ihn nie für möglich gehalten habe, daß er gewissermaßen an die Friedensliebe der späteren Entente, in Sonderheit Englands prompt geglaubt habe. Man will eben nicht einräumen, daß Millionenheere, wie sie sich in Europa jahrzehntelang gegenübergestanden haben, nach dem Maßstab einer Quadratur der sinnlos gewordenen Friedenstage zur Entscheidung drängen und schließlich hervorbrechen mußten. Die Kürassierstiefel von Sedan haben — welche Warnung für die pariser Machthaber von heute! — das eigne Volk zertreten. Und wenn etwas solche Katastrophe von vorn herein noch sicherer machte, so war es der törichte Widerstand der preußischen Konservativen gegen die innere Demokratisierung, selbst gegen die tastenden Versuche, die Bethmann Hollweg in durchaus richtiger Einschätzung des Notwendigen unternommen hatte. Man möchte kaum für möglich halten, daß der Berliner Lokalanzeiger noch heute zu behaupten wagt, Versailles sei die Folge jener Schwachheit Bethmanns, „der sich im Innern auch für die selbstverständlichste Pflichterfüllung Zugeständnisse über Zugeständnisse abpressen ließ”. Als ob die künstlich aufrecht erhaltene Vermittelalterlichung Deutschlands und vor allem Preußens nicht schon durch ihren perversen und verzehrenden Kontrast zur ringsum automatisch sich abwickelnden Durchdemokratisierung der Welt dem eignen Volke das Rückgrat gebrochen, den Herren Wilson und Lloyd George aber das Feldgeschrei geliefert hätte!

Bethmann ist zu schwach gewesen — aber wer hätte Stärke genug gehabt, um den preußischen Junker, diesen Todfeind demokratischer Weltpolitik, diese Ironie auf Flotte und Kolonien auszumerzen? Er konnte wohl nur durch englische Granaten vernichtet werden. Und so furchtbar Deutschland auch zur Zeit unter den Orgien des gegenpoligen Nationalismus leidet, so ernst ist die Frage: Was hätte der preußische Junker aus Deutschland gemacht, wenn es gegenüber einer Phalanx vom parlamentarischen England bis zum Zulu Sieg errungen hätte? Es ist darum überaus lächerlich, wenn im Stinnes-Blatt Herr Cuno, der drei sozialdemokratischen Reichskanzlern dienen konnte, um sich dann volksparteilich zu verfärben, gegen Bethmann den lahmen Vorwurf erhebt, er habe nicht vermocht, sich gegen die Generale durchzusetzen: „Hindenburg und Ludendorff waren Soldaten, und indem sie alles auf die Spitze des Schwertes stellten, handelten sie so, wie eben Soldaten handeln und wie, erst recht, siegreiche Soldaten handeln.” Ach, du ahnungsloser, stotternder Kuli: es waren eben diese Generale zunächst keine siegreichen Soldaten, sondern verblendete Besiegte, dazu verdammt, die nach der ersten Marneschlacht feststehende deutsche Niederlage blutig zu verhüllen. Zum andern: Wie hätte, wer nicht solche Wahrheit aussprechen wollte, die völlige Belanglosigkeit der Siegesbulletins einem Volk demonstrieren können, das durch fünfzig Jahre hohenzollernscher Geschichtsklitterung und ständig sich wiederholender Parade-Exzesse dazu geschwächt worden war, im Siegestaumel selbst den Wedding und andre Arbeiterviertel in ein Flaggenmeer zu verzaubern! Deutschland war insoweit, als es Untertan war, nicht zu retten. Heinrich Mann zeigt richtig die Ursachen auf:

Das rastloseste Pflichtgefühl aber beseelte doch Diederich. Er verschmähte jede Ruhe; seiner Gattin, die im Bett lag und ihn mit Vorwürfen empfing, erwiderte er blitzend: „Mein Kaiser hat ans Schwert geschlagen, und wenn mein Kaiser ans Schwert schlägt, dann gibt es keine ehelichen Pflichten mehr.” Ueber die Zeitung hinweg sagte Diederich zu Guste: „So, wie ich England hasse, hat nur Friedrich der Große dies Volk von Dieben und Händlern gehaßt Das ist ein Wort seiner Majestät, und ich unterschreibe es.“ Vulckow aber, der rote Husar, brachte die volle Bedeutung eines Regierungspräsidenten erst jetzt zur Geltung, wo er salutierend das gewaltige, von Schnüren umrahmte Profil seiner untern Körperteile hervorkehrte. „Das sind die Säulen unsrer Macht”, rief Diederich in die wuchtigen Klänge des Einzugsmarsches. „Solange wir solche Herren haben, werden wir der Schrecken der ganzen Welt sein ”. . . „Aus dem Lande des Erbfeinds”, schrie Diederich, „wälzt sich immer wieder Schlammflut der Demokratie her, und nur deutsche Mannhaftigkeit und deutscher Idealismus sind der Damm, der sich ihr entgegenstellt.”

Gegen diese Pest gab es keinen Arzt, gab es nur verzehrendes Feuer. Das ist das Verhängnis Deutschlands geworden: daß die Millionen seiner Bevölkerung mit animalischer Plumpheit an einen Sieg glaubten, der für den halbwegs einsichtigen Politiker von vorn herein ausgeschlossen sein mußte. Und Bethmann war kein Naivling; er war nicht Held genug, um vor dem Volke, wahrscheinlich nicht einmal, um vor sich selbst furchtbare Wahr-

heit kalt auszusprechen. Insofern ist er — allerdings nur vor einem Forum, dem die Wulle und Maurenbrecher nicht angehören dürften — schuldig. Im übrigen aber war er nur ein tragisch Verfluchter, der wohl vom August 1914 an ob des unaufhaltsam nahenden Unheils keine ruhige Stunde mehr gehabt hat. Wer ihn kannte, weiß das. Er selbst hat die furchtbare Zukunft, in die hinein er das deutsche Volk führen mußte, in dem ersten Bande seiner ‚Betrachtungen' mit Worten gekennzeichnet, die ganz gewiß nicht erst spätere Gedanken ausdrücken:

„Ueber das Ziel schießt nach meinem persönlichen Urteil die Ansicht, daß England die kriegerische Auseinandersetzung mit dem deutschen Nebenbuhler geflissentlich gesucht habe, ebenso wie umgekehrt englische Vorstellungen haltlos sind; der Zusammenhang ist wohl der, daß die Staatskunst in beiden Ländern nicht stark genug oder nicht willens war, die Welt durch eine große Tat vor einem Schicksal zu bewahren, das als gewaltiges Unwetter sichtbar am Himmel stand. . . . Indem sich die englische Staatskunst in dem Trachten erschöpfte, die Verwirklichung eignen Machtbegehrens durch Koalitionen und Rüstungen zu sichern, folgte sie dem allgemeinen Zuge der Zeit. An dem Wahne, mit diesen Mitteln den Menschheitsaufgaben der Politik gerecht zu werden, ist Europa zugrunde gegangen, und in diesem Irrglauben konzentriert sich die Gesamtschuld aller am Kriege beteiligten Nationen."

Bethmann kannte den Wahn: aber er vermochte ihn nicht zu brechen. Wer Deutschland liebt, wird dafür zu sorgen haben, daß nun, da der Wahn zertrümmert ist, niemals wieder ein Bethmann Märtyrer werden muß.

## Die Bismarck-Legende von Richard Lewinsohn

Vor einiger Zeit erschien eine französische Uebersetzung der neuen deutschen Reichsverfassung. In dieser Ausgabe wird, internationalem Sprachgebrauch entsprechend, das Wort ‚Reich' jedes Mal mit Empire übersetzt, und sie beginnt daher mit dem vergnüglichen Satze: „L' Empire allemand est une république". Uebelwollende Franzmänner haben daraus den Schluß gezogen, daß es mit der deutschen Republik eine eigentümliche und nicht ganz stubenreine Sache sei.

Die völkerversöhnende deutsche Presse ist über diese gallischen Verleumdungen in Entrüstung geraten. Aber die schwarzweiß-rote Demokratie hat in den zwei Jahren ihrer Herrschaft keine Gelegenheit vorübergehen lassen, den französischen Text durch die Tat zu bestätigen. Der Jahrestag der deutschen Republik wird von der republikanischen Regierung geflissentlich ignoriert, von den bürgerlichen Demokraten, den Nutznießern der Revolution, verunglimpft. Der fünfzigste Geburtstag des Kaiserreichs aber ist ohne Widerspruch von Herrn Petersen zum demokratischen Parteifeiertag erhoben worden, und das Reichskabinett, drauf und dran, den (ersten) Tag von Versailles zum gesetzlichen Feiertag zu machen, befiehlt Schulfeiern. In zehntausend deutschen Schulen werden also am achtzehnten Januar republikanisch besoldete Jugenderzieher ihre Zöglinge über die Bedeutung der Kaiserproklamation belehren, und, wie sich für gebildete Männer ziemt, werden sie darauf hinweisen, daß der

berühmte Maler Anton von Werner den großen Augenblick in einem herrlichen Gemälde festgehalten hat.

Die Jugenderzieher haben recht. Der berühmte Anton hat mit dem sichern Instinkt des Zeremonienmalers herausgefühlt, worum es sich bei der Spiegelsaal-Fête handelte. Es gehört zum festen Wortschatz unsrer Geschichtsschreibung, daß das deutsche Volk in den Kriegen von 1864, 66 und 70 die Einigung des Reiches erkämpft hat. Diese Terminologie, die sich auch freisinnige Historiker zu eigen gemacht haben, ist einigermaßen irreführend. Die Kriege von 64, 66 und 70 bewirkten nicht die Einigung des deutschen Volkes, sondern die Einigung der deutschen Fürsten, und diese nur mit Ausschluß der Habsburger. Die deutschen Stämme waren einig, lange bevor Bismarck seine Einigungsaktion begann. Sie wollten schon nach den Freiheitskriegen, wollten erst recht 1848 eins werden. Der achtzehnte Januar war in erster, in zweiter und in dritter Linie eine Fürstenangelegenheit. Die Reichsverfassung von 1871 kennzeichnet deutlich die Situation: „Seine Majestät der König von Preußen im Namen des Norddeutschen Bundes, Seine Majestät der König von Bayern, Seine Majestät der König von Württemberg, Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Baden und Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Hessen schließen einen ewigen Bund . . .”. Das deutsche Volk hatte den Bund schon zweiundzwanzig Jahre früher in der Paulskirche bekräftigt.

Wo das Hindernis für die deutsche Einigung lag, wußte Niemand besser als Bismarck. Es ist eine unumstößliche historische Tatsache, daß Bismarck 1867 dem Norddeutschen Bunde und 1871 dem Deutschen Kaiserreich das allgemeine gleiche Wahlrecht gab, nicht, um das Volk für seine Kriegstaten zu „belohnen”, wie die preußische Schulgeschichte lehrt, sondern weil er glaubte, dadurch ein Gegengewicht gegen die Hausinteressen der Dynastien zu haben. Freilich gab er es in der Hoffnung, sich mit Hilfe des gleichen Wahlrechts ein gefügiges Parlament zu schaffen. Im preußischen Dreiklassenhause hatte er Krach über Krach gehabt: unter dem „freiesten Wahlrecht Europas” dachte er ein leichteres Spiel zu haben. Denn es war einer der großen Irrtümer seiner innern Politik, daß er die untern Volksschichten, auch das Stadtproletariat, von Natur aus für konservativ und reaktionär hielt. Deshalb suchte er in der Konfliktszeit mit Lassalle und dem Allgemeinen deutschen Arbeiterverein anzubandeln. Deshalb trachtete er ausgangs der siebziger Jahre die verführten Arbeiter mit Hilfe des Sozialistengesetzes und der Schutzgesetzgebung auf den rechten Weg zurückzuführen. Und als er schließlich sah, daß seine Spekulation auf die gute Gesinnung der Arbeiter verfehlt gewesen war, zögerte er nicht, daraus die Konsequenzen zu ziehen. Hans Delbrück hat bereits vor dem Kriege aufgedeckt, daß Bismarck schon seit 1884 mit dem Gedanken eines Staatsstreichs spielte — er wollte die Sozialdemokraten vom Wahlrecht ausschließen —, und daß das einer der Streitfälle war, die 1890 zu seinem Sturze führten.

Man muß sich diesen Vorgang einprägen. Das Format der Nachfolger, der verantwortlichen und des Unverantwortlichen,

und nicht zuletzt das Geheimnis, das dank der kaiserlichen Fürsorge noch immer um die letzten „Gedanken und Erinnerungen” schwebt, lassen die Gestalt Bismarcks ins Riesenhafte emporwachsen. Der Heroenkultus, der mit Bismarck getrieben wird, ist von den berufsmäßig Staatserhaltenden längst auf die Freisinnigen und das Zentrum übergesprungen, und seit dem Kriege gibt es auch schon unter den Rechtssozialisten eine stattliche Bismarck-Partei. Dazu die alte Bismarck-Garde, die immer noch obenauf ist. Für alle Diese zerfällt die Reichsgeschichte in zwei Perioden: in die Bismarck-Zeit, die Zeit des Aufstiegs, der Macht und des Ruhmes, und in die Zeit der Erben, die das überkommene Gut schlecht verwaltet haben. 1913, als ein bekannter Friedensfürst Jubiläen feierte und Herr Helfferich Festschriften verfaßte, war die Einteilung noch ein wenig anders. Das macht nichts. Die wilhelminischen Kulis tun eifrig mit.

Die Bismarck-Legende fängt an, eine Gefahr zu werden. Es kommt nicht so sehr darauf an, daß sie geschichtlich unwahr ist — daß der Herr v. Bismarck-Schönhausen in allen entscheidenden Fragen unrecht behalten hat: im Kulturkampf; im Kampf gegen die Sozialdemokratie; mit der kleindeutschen Lösung; mit der Annexion Elsaß-Lothringens; mit den Balancierkünsten seines Bündnissystems, das für seine Nachfolger unmöglich gewesen wäre, auch wenn er sie nicht in kleinlicher Rachsucht falsch informiert hätte. Die Bismarck-Legende ist mehr als eine Historiker-Angelegenheit. Sie ist eine schwere politische Gefahr. Um den Namen Bismarck sammelt sich Alles, was rückwärts will. Mit dem Phantom Bismarck fängt man die Schwankenden und die Ahnungslosen. Die Hohenzollern sind unpopulär. Das Werk Wilhelms des Zweiten steht noch zu frisch in aller Erinnerung. Das Reich Bismarcks aber hat schon die Gloriole des goldenen Zeitalters. Daher bei allen unsichern Kantonisten statt einer ehrlichen Stellungnahme zur Republik das Kokettieren mit dem Worte ‚Reich', das im Deutschen doppelsinnig, im Ausland aber ein sehr eindeutiger Begriff ist. Der Kyffhäusertraum ist das Reservat der Deutschnationalen. Die Hoffnung auf die Wiedererstehung des Bismarck-Reichs blüht auch in der Phantasie wackerer Demokraten. Es gehört schon die ganze Taktlosigkeit deutscher „Politiker” dazu, in dem Augenblick, wo wir den Anschluß Deutsch-Oesterreichs anstreben, wo wir mit Frankreich halbwegs ins Reine kommen wollen, Bismarck als Schutzheiligen auszurufen.

Hier muß endlich ein scharfer Trennungsstrich gezogen werden. Das Reich Bismarcks war das Empire. Es hat seinen fünfzigsten Geburtstag nicht erlebt, sondern ist auf dem Boden Frankreichs, auf dem 1870 der „ewige Bund” geschlossen wurde, achtundvierzig Jahre später jämmerlich zusammengebrochen. Das Reich Bismarcks war ein dürftig übertünchter Absolutismus, jederzeit bereit, die wenigen Rechte, die die Verfassung dem Volk gelassen hatte, zu brechen. Das Reich Bismarcks war die Organisation der Gewalt nach innen und nach außen. Die Republik soll die Organisation des Friedens und des Rechts sein. Zwischen beiden ist ein Pakt unmöglich. Daher kann einem ehrlichen Republikaner nicht in den Sinn kommen, den achtzehnten Januar zu feiern.

# Trotzkis Kongreß-Rede von Elias Hurwicz

Der Allrussische Räte-Kongreß, das Ersatzparlament Sowjet-Rußlands, hat sich zum achten Mal in der zweiten Dezemberhälfte des verflossenen Jahres versammelt. Die Tagesordnung war, wie üblich, sehr reichhaltig: alle Hauptfragen der äußern und innern Politik auf militärischem und wirtschaftlichem Gebiete, Beziehungen zu den auswärtigen Staaten und zur innern Opposition, undsoweiter. Die Gesamtlage wurde dabei fast übereinstimmend von allen Rednern dahin charakterisiert, daß die kriegerische Periode nunmehr wohl vorüber sei und eine Periode wirtschaftlichen Wiederaufbaus anbrechen müsse. Von einigen Rednern wurde allerdings betont, daß ein wirtschaftlicher Wiederaufbau ohne militärische Sicherungen in diesem Augenblick unmöglich sei, und daß Sowjet-Rußland immer auf der Hut vor neuen Ueberfällen sein müsse. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß die Wünsche dieser Redner mit der Richtung der Regierungspolitik zusammenfallen. An eine vollständige Liquidation des sowjetrussischen Militärapparats, an eine russische „Entwaffnung" ist also zur Zeit nicht zu denken, dagegen an eine Teil-Liquidierung. Das wird Trotzkis Rede ergeben.

Es gab auch im Verlauf dieser Verhandlungen einige Sticheleien zwischen der Regierung und der Opposition. Dieser hat sich namentlich Lenin angenommen. Seine Waffe bestand aber nur in der Wiederholung des abgebrauchten und nichtssagenden Wortes, daß die Menschewiki und die Sozialrevolutionäre (unter denen in letzter Zeit viele Verhaftungen vorgenommen worden sind) auch heute noch Helfershelfer der Entente sind, daß sie ihre Popularität immer mehr einbüßen, und daß ihre Zahl im Schwinden begriffen sei (Belege dafür hat Lenin nicht angeführt). Noch einen und einen recht aktuellen Anlaß zu Zusammenstößen zwischen der Regierung und der Opposition gaben die vielberufenen Konzessionen an auswärtige Kapitalisten. Die Opposition erblickte darin ein prinzipwidriges Paktieren mit dem Kapitalismus. Darauf erwiderte Lenin, daß die Konzessionen, im Gegenteil, nur einen Köder darstellten, der ausgeworfen sei, um die auswärtigen Kapitalisten zur Mitarbeit an dem Wiederaufbau des sozialistischen Rußland heranzuziehen. Verwandte Gedankengänge entwickelte auch der nicht unbekannte bolschewistische Nationaloekonom Miljutin; da man die ausländische Industrie nicht, wie die russische, ohne weiteres „nationalisieren" könne, meinte er, so müsse man sie sich wenigstens mit Hilfe der Konzessionen zu Nutze machen.

Besonders beachtenswert erscheint aber die programmatische Rede, die Trotzki auf dem parallelen Allrussischen Kongreß der Eisenbahnergewerkschaften hielt. Denn Lenin ist ja von jeher ein Anhänger der Friedenspolitik gewesen. Trotzki dagegen verkörpert den kriegerischen Offensivgeist Sowjet-Rußlands. Es ist daher von besonderer Bedeutung, wie sich der gegenwärtige Moment in seinem Kopfe wiederspiegelt.

„Wir sind heute noch ärmer als wir vor einem, zwei und drei Jahren waren, denn wir haben alle materiellen Güter auf die Führung des Bürgerkrieges verwendet. Dafür aber sind wir erfahrungsreicher geworden. In und an der Front arbeitet die Hälfte

unsrer kommunistischen Partei. Ihr wißt, daß die Zahl unsrer Soldaten in die Millionen geht. Diese Armee lastet schwer auf dem Lande, und die Arbeiter haben nicht das Notwendige. Dies bedeutet aber nicht etwa, daß die Armee selbst satt genug ist Die Militärverwaltung ist zur Zeit mit der Herabsetzung des Armeebestandes auf drei Fünftel beschäftigt. Durch qualitative Verbesserung und quantitative Verringerung nehmen wir gleichsam von dem errichteten Gebäude das Gerüst ab. Das Zentralkomitee hat sich zur Aufgabe gesetzt, um jeden Preis Friedenspolitik zu betreiben. Diesen Preis stellen heute die Konzessionen dar. Diese Konzessionen bieten uns zweifellos Vorteile, denn wir sind zu jung, um unsre Reichtümer im großen Maßstab selbst auszunutzen, außerdem bilden die Konzessionen eine Gewähr für unsre Friedenspolitik. Indem wir dem amerikanischen Kapital Konzessionen auf Kamtschatka einräumen, schützen wir die Halbinsel vor dem japanischen Militarismus, andrerseits aber werden auch die Japaner scharf kontrollieren, daß die Amerikaner dorthin Maschinen und kein Militär importieren, und auf diese Weise wird Kamtschatka uns bewahrt bleiben. Wenn die proletarische Revolution in Amerika und Europa sich entwickeln wird — und das wird, wo nicht in den nächsten Monaten, so doch in den nächsten Jahren der Fall sein —, und wenn die kapitalistische Ordnung stürzen wird, dann werden wir von der verschwundenen bürgerlichen Gesellschaft ein beträchtliches technisches Erbe erhalten.

Unsre Grundaufgabe besteht jetzt in der Verfolgung des Friedens um des wirtschaftlichen Wiederaufbaus unsres Landes willen. Genosse Joffe steht in Friedensverhandlungen mit Polen. Die englische Regierung hat nach elf Monaten, in denen sie hin und her schwankte, uns endlich den Entwurf eines Friedensvertrages eingehändigt. Bedenklich erscheint nur der Kaukasus mit dem menschewistischen Georgien und Armenien.

Die Kraft unsrer Artillerie und unsre Erfolge gegen Wrangel sind nicht so sehr durch großes Können als durch Heldentum und Enthusiasmus bedingt. Ein bedeutendes Können werden wir nur dann erreichen, wenn wir das Bewußtsein der Massen der Roten Armee auf den Höhepunkt bringen.

Es naht für unsre Armee eine neue Periode des Atemholens. Viele Soldaten werden in Arbeitspositionen versetzt werden, und hier tut ein enger Zusammenhang mit den Arbeitern not. Denn wenn die Arbeiter unzufrieden sind, weil die Armee viel verschlingt, so hat sich auch in der Armee viel Aerger gegen die Hinterfront angesammelt, da die Not in der Armee noch fühlbarer als im friedlichen Milieu ist.

Wenn uns gelingen wird, zu verwirklichen, was wir erhoffen, so treten wir in eine neue Epoche. An der Organisation des Wirtschaftsapparats haben wir bereits gearbeitet, erst jetzt aber gehen wir an eine andre, viel tiefere Aufgabe des Wirtschaftslebens heran, nämlich an die Ausbeutung der Natur, die viel reicher als wir ist. Oft hört man Klagen gegen den Bureaukratismus der Sowjet-Regierung, und zwar klagen am meisten Die, welche unmittelbar mit den Bedürfnissen der Arbeiter zu tun haben. Indessen irrt man sich oft, weil man sich keine Rechenschaft darüber gibt, wo der Bureaukratismus und wo eine wirkliche Not ist. Die Unordnung in den Spitzen bildet nur ein Hundertstel der Notlage, in der sich das Land selbst befindet. Diesen einfachen Gedanken müssen wir durch unsre wirtschaftliche Propaganda verbreiten. Unter dem alten Regime haben die Agtitatoren auf den Luxus der Bürgerlichen und die Armut der Arbeiter hingewiesen. Diese veraltete Methode lebt auch jetzt noch fort. Die Aufgaben der Gewerkschaften bestanden indessen früher darin, dem Kapital so viel wie möglich Produkte zu Gunsten des Proletariats zu entreißen. Wenn aber

heutzutage eine Gewerkschaft aus der produktiven Arbeit so viel wie möglich für sich allein herauszuschlagen suchen wird, so wird sie mit einer andern Gewerkschaft, nicht aber mit dem Kapital zusammenstoßen. Die Aufgabe aller Gewerkschaften und Arbeiter ist, die Produktion des Landes zu steigern, vom Streik und allen Formen des Kampfes mit dem Kapital abzustehen. Diesen einfachen Gedanken müssen wir im Volke propagieren. Die wirtschaftlichen Dekrete müssen durch das Bewußtsein der werktätigen Massen durchgeführt werden um der Steigerung der Produktivität willen. Solange die Ueberreste des Alten noch fortleben, können wir auf Repressionen nicht verzichten. Die Hauptaufgabe besteht aber in einem bewußten Wiederaufbau des wirtschaftlichen Lebens."

In dem Versprechen, in Moskau ein großes Arbeiterfamilienhaus zu errichten, klingt die Rede Trotzkis aus: „Dann wird das Volk sagen, daß die Sowjet-Regierung verstanden hat, das Leben in ein geräumiges Haus der Arbeit zu verwandeln."

## Völkerbund von Jerome K. Jerome

Der Völkerbund ist tot — es lebe der Völkerbund! So sprach Harding, und mit ihm sagen dies alle Freunde des Friedens, alle Hasser des Hasses. Verseucht von ererbten Krankheiten, mit wurmzerfressenem Leib und geschminkter Fratze sitzt der Völkerbund, von Kissen gestützt, auf dem Ehrenstuhl am Tische des Rates in Genf. Die Vorhänge sind herabgelassen, die Türen versperrt. Die grinsenden „Diplomaten" einer sterbenden Welt spielen ihre feierliche Posse zu Ende. Der Bund dreier Nationen — der Bund Englands, Frankreichs und Japans, vereinigt, um die Welt zu plündern — ist tot. Dieser hirnlose Wechselbalg, geboren während der Greuel von Versailles, dessen Vater der Haß, dessen Mutter der Krieg ist, dessen Taufpaten Sünde und Reichtum sind, dieser Sprößling des Teufels, gehegt von der Heuchelei, genährt von Lügen, dieser Bastard der Habgier und der Rache, den die großen Vier in Fetzen vom blutenden Leib des Friedens hüllten, glaubend, ihn derart als Kind des Friedens ausgeben zu können — er ist tot. Amerika hat sein Bildnis an der Türschwelle des Präsidenten Harding begraben. Europa wird gut daran tun, die andern Ueberreste zu begraben und zu vergessen, auf daß die Luft Europas weniger in die Nüstern stinke.

*

Es ist verblüffend, schier unglaublich, daß intelligente Menschen sich je von diesem Betrug narren ließen, als ob aus etwas so Schlechtem Gutes entstehen könne. Der Völkerbund, geschmiedet von den listigen Gehirnen der Greise zu Versailles, war von allem Anfang an ein Kniff. War nie als Bund des Friedens gedacht. Man erhoffte einen Bund der Sieger, zur ewigen Unterdrückung der Besiegten. Man erstrebte einen Bund der Herrscher der Welt zur ewigen Versklavung der Arbeiter. Es sollte ein Bund der Starken sein, der die schwächern Nationen hindern wollte, auch nur das Haupt zu erheben. Ein Bund, der Männer und Frauen als Vieh behandeln, ihnen nicht das Selbstbestimmungsrecht gewähren wollte: ein Gebiet mit

Millionen Deutschen — den lebenden Waren — an Polen, an Frankreich, an Jugoslavien, die Gebirgler Tirols an Italien, halb Ungarn an Rumänien verschachert, als Preis für die richtige Vorausahnung des Siegers; bulgarische Bauern werden Griechenland „geschenkt", als Beweis der Hochachtung und Sympathie der Entente; unsre arabischen Alliierten werden zwischen uns und Frankreich „geteilt"; das chinesische Volk wird an Japan verkauft — der Preis ist bloß noch nicht festgesetzt. Der herrliche Völkerbund sollte ein Werkzeug sein, um den Schandtaten von Versailles auf alle Ewigkeit Dauer zu verleihen. Er sollte ein Bund sein, der der Plutokratie die Welt sichert, sie von allen Gefahren der Demokratie befreit. Er sollte ein Bund sein — dieser Bund der drei Nationen —, der ganz Europa unter Frankreichs Stiefel wirft, halb Asien an Japan verpachtet, alle Meere der Erde in einen englischen See verwandelt. Er sollte ein Bund sein, der die Freiheit in Ketten schlägt, den Militarismus auf das Volk losläßt. Schon sehen wir seine blutige Spur in Indien und Irland. Den Zweck des unheiligen Bündnisses können wir beurteilen, wenn wir an Polen und an Rußlands lange Agonie denken. Fragt Armenien, ob nicht der Zweck des Völkerbundes der Krieg ist Schlechte Menschen zeugten ihn, um mit ihm Böses zu tun. Solange er noch atmete, konnte nichts erreicht werden. Noch heute verrammelt seine Leiche der Welt den Weg. Möge sie begraben werden, viele Fuß tief unter der Erde. Und möge darauf geachtet werden, daß Kalk auf die Grube gestreut werde, damit nicht aus dem Sarg der Verwesungsgeruch die Welt verpeste.

*

Und dann laßt uns einen Bund der Völker schaffen, der Wahrheit und keine Lüge ist.

Ohne ihn muß die Welt zugrunde gehen. Der Krebs des Hasses hat sich in unsre Eingeweide eingefressen: wird er nicht schleunigst entfernt, so sind wir verloren. Und dennoch können unsre Politiker und unsre Presse nichts andres tun, als nach Haß schreien. Sie fordern unsre jungen Männer auf, sich auf neue Kriege vorzubereiten. Was fällt unsern Männern der Wissenschaft ein, daß sie mit friedlichem Studium die Zeit vergeuden? Mögen sie doch lieber noch tötlichere Gifte, neue Methoden der Zerstörung erfinden, vor denen die ehrgeizigsten Träume des Todes selbst verblassen müssen. Die Herrschaft über das Land, das Meer, die Luft: sind sie denn nicht dem Menschen gegeben, auf daß er umso rascher die Rasse ausrotte? Von Europa allein wurden in dem Krieg, der heut noch kein Ende gefunden hat, zwanzig Millionen Leben geopfert. In dem Krieg, den wir vorbereiten, werden es, dies wissen wir Alle, vierzig Millionen sein. Wir haben keine Furcht. Wir können uns leisten, noch vierzig Millionen unsrer Söhne zu verlieren: so prahlen die alten Männer Europas und reiben sich die knochigen Hände. Haben die Götter, die uns vernichten wollen, uns zuerst wahnsinnig gemacht? Haben uns unsre bösen Leidenschaften in verrückte Schweine verwandelt und treiben sie uns, gleich jener Schweineherde von Gadara, der Selbstzerstörung entgegen? Noch immer ist der Mann, der uns neuen Metzeleien entgegenführt, unser

Idol — noch immer wird der Mann, der den Frieden verkündet, verachtet. Die blinden Führer der Blinden rufen: „Die Lava kühlt aus!" — und drängen immer näher an den Rand des Kraters. So war einst die Lava ausgekühlt über dem Trümmerhaufen, der vormals Pompeji gewesen. So wird sie einst auskühlen über dem, was einmal Europa war. Und die unter der Asche begrabenen Völker werden endlich den Frieden haben.

Einzig berechtigte Uebertragung aus dem Englischen von Hermynia Zur Mühlen

## Democratia jubilans von Knaas Pietje

Versäume Niemand, der Deutschland besucht, sich die Deutsche demokratische Partei anzusehen. Besser als alle Photographien hungernder und tuberkulöser Kinder gibt sie eine Vorstellung von der fürchterlichen Wirkung der Not in Deutschland. Kaum zwei Jahre alt, ist sie bereits in ein Stadium des senilen Schwachsinns, des Austrocknens aller Organe mit Hirnschwund verfallen, das beispiellos in der Geschichte der Medizin ist. Die Blutleere hat zuletzt die Entwicklung von Frostbeulen im Innern des Schädels begünstigt, die platzten und katastrophal zu Parteitagen mit Rededelirium führen. Dabei begab sich Folgendes.

*

Zuvor ein Wort von den Gesäßschwielen. Sie sind bei den Affen sehr ausgeprägt, sehen sehr rot aus; man kann sie im Zoologischen Garten beobachten, eine genante Angelegenheit. Es begab sich aber, daß im Monat Bab-el-Mandeb alten Stils das demokratische Volk sich aufmachte, seine Lenden schürzte und gen Westen zog, um Billetts zum Asyl der Tiere zu erstehen. Da standen sie wehklagend in großen Haufen; vom Hauptrestaurant blies die Kapelle: „Lieschen, komm ein bißchen auf die Diele"; sie betrachteten die Gesäßschwielen der Affen, tasteten sich rückwärts ab und sagten also: „Uns ist es nicht gegeben, in Ruhe zu verharren auf einem Fleck. Der Affe sitzt, wie edel, komfortabel kann er ruhen, wir aber müssen wandern, bald nach rechts, bald nach links, bald nach oben, bald nach unten." Und wie sie sich betrachteten, hatten sie nur Beine und einen Buckel für das Portemonnaie, sonst war nichts an ihnen, nicht einmal die Lenden für die Schürze. Das Seufzen scholl gräßlich durch den Tiergarten. Die Kapelle intonierte: „Treulich geführt, ziehet dahin"; der Affe kam ihnen nicht aus dem Sinn. Sie reihten sich zu Vieren an einander, und, husch, husch, griffen sie sich an, rissen sich die Beine aus, schlachteten sich ohne Aufhören verzweifelt, bis der Wind die Reste zerblies. Das Nilpferd schluckte die ganze demokratische Partei. Was natürlich gänzlich unrichtig ist. Vielmehr ist genau das Gegenteil der Fall. Richtig ist nur, daß der Affe angewidert seinen Steiß verhüllt und mit Asche bestreut hat.

*

Wenn Einer glaubt, die Demokraten werden Gewissenszwang auf ihre Mitglieder ausüben, die sich monarchische Gesinnung bewahrt haben, so irrt er sich. Sie üben nicht einmal einen Zwang auf ihre Mitglieder aus, die zur deutschnationalen

Partei gehören. Sie stehen fest auf dem Boden der Weimarer Verfassung, welche ihrerseits wieder fest auf dem Boden der Deutschen demokratischen Partei steht. So halten beide in Glück und Unglück treu zusammen, wie es einem Ehepaar geziemt, nein, einem siamesischen Zwilling, nein, einem Schutzmann, der einen Dieb an der Kette führt, nein, einem Gaukler, der Ball spielt, nein, einem Raucher, der seinen Tabak so innig liebt, daß er ihn zu lauter delikaten Luftkringelchen zerbläst.

Zum Ehrenvorsitzenden dieses Menschenzusammenlaufs, der sich scherzend Partei nennt, ist aus wissenschaftlichen Gründen Professor Einstein gewählt worden. Die Satzungen des demokratischen Zusammenlaufs besagen nämlich: Man muß auch eine Idee haben. Diese Idee hatte Einstein mit seiner bekannten Theorie. Welche kurz in die Worte zusammengefaßt werden kann: „Je nach dem." Daher wurde Einstein trotz seines Widerspruchs zum Vorsitzenden des deutschen demokratischen Zusammenlaufs gewählt und seine Theorie wird beschleunigt durchgeführt. Vor allem wird die Republik anerkannt, je nach dem die Monarchie im Anzuge ist, und die Monarchie gebilligt, je nach dem die Republik im Abzuge ist. Man hat sich mit der Deutschen Volkspartei, welche die deutsche Ahnungslosigkeit in Lederhosen vertritt, zu dem gemeinsamen Gesang verbunden: „Bald lag sie unten, bald lag er oben." Dies ist, wenn man es richtig faßt, das wahre Reichsnotopfer, das die demokratische Partei gebracht hat; zu dem sie sich — schweren Herzens und leichten Portemonnaies, schweren Portemonnaies und je nach dem — verstanden hat; den Ruhm wird ihr Niemand rauben, der die Wahrheit undsoweiter.

*

Wenn von Melange die Rede ist, wird man die Vossische Zeitung nicht unerwähnt lassen. Dies Organ, hinter dem kein Organismus steht — also verwandt den Beinen ohne Rumpf; auch sind seine Ergüsse zu vergleichen einem Schnupfen ohne Nase — entpolitisiert dauernd die Wirtschaft. Es ist zweifellos, daß Stinnes, der Dschingiskhan deutscher Aufklärung und Gedankenfreiheit, sich um den Ankauf der Zeitung nicht kümmert, denn sie läuft ihm sanft wie ein Pudel um die Stiefel, und ein Tritt wird ihm ganz ihr Herz gewinnen. Versäume Niemand, der am Elend Deutschlands Interesse. hat, die Deutsche demokratische Partei zu besichtigen; versäume Niemand, der Sinn für Humor hat, die Vossische Zeitung zu lesen. Sie ist ein Lichtblick in der Finsternis des Reiches, und ein Abonnement wird Vielen über trübe Stunden hinweghelfen. Dies ist eine Aufbauzeitung, nicht nur weil sie belustigt und stärkt. Sie fordert zu jeder Tages- und Nachtzeit den Aufbau. Zum Aufbau bedarf es eines Programms. Wenn uns ein Minister oder Redner ein Programm entwickelt, so ist es — ein Programm, es bedarf aber des Aufbaus. Wenn er eine Maßnahme vorschlägt, so ist es nur eine Maßnahme, es bedarf aber eines Programms. Wir sind eben in einer humoristischen Zeitung, welche in absehbarer Zeit aus sich eine überparteiische Partei, die der Humoristen, entwickeln wird, die dieses Programm, nein, den Aufbau, nein, das Programm, nein — nein — verwirklichen. Die Entpolitisierung der Wirtschaft kann in der Tat am besten durch Humoristen

erfolgen, weil so die Leidenschaften besänftigt, beruhigt und gelähmt werden.

Neulich berichtete dieses freudenreiche Organ auch von einem Mann, der im Hotel Adlon logiert und da täglich tausend Mark ausgibt, von dem parfümierten Bad des Hundes dieses Mannes, den fünfundzwanzigtausend Mark Seidenwäsche seines Liebchens. Das Organ erinnerte sich dabei seiner Aufgabe in der deutschen Oeffentlichkeit und vermeldete, es handle sich bei dieser Verschwendungssucht um eine Erscheinung der Verzweiflung; sie ähnle darin dem Bolschewismus. Und wer möchte nicht zugeben, daß der Fanatismus des Bolschewisten, sein Hunger, die Rachgier der Massen das Selbe ist wie das wonnige Bad Mollys in Parfüm, wie die Inbrunst, mit der sich Monsieur über das Entengebein wirft, wie die Todesverachtung, mit der das Liebchen Abend um Abend Foxtrott tanzt. Zerfallserscheinungen sind beides —! Humor in Deutschland . . .

*

In keinem Zusammenhang damit steht ein Heft von Zeichnungen und Gedichten Schwitters, das mir vom Verlag ‚Der Sturm' zuging; und darum sei es hier erwähnt. Es ist nämlich schwer, Schwitters in einem Zusammenhang zu erwähnen. Er ist darin genau das Gegenteil zu dem Wehrminister, den man in jedem politischen Zusammenhang erwähnen kann, ohne ihm Unrecht zu tun. Die Dadaisten lehnen Schwitters ab, weil er Kunst fabriziert, wie man Hosenknöpfe macht, den Verfassern von Hosenknöpfen ist er in hohem Maße der Kunstverachtung verdächtig. Zwischen solchen Stühlen hangend, wenn auch nicht bangend, ist er zur „Merzmalerei" gelangt, welche auch als Merzdichtung vorhanden ist und sich beispielsweise so liest:

„So höre glant schrein qualte Morea
Mamauer gleiss verlarnte du ich singe,
Schrill glutet glant equalte fein."

Es endet:

„Sidu Sibeele platscht der Mond
osiehe du oh singe mit!
Libeele goldet Glotea.
Doch Quaale Traum erdrosselt meine Singe."

Wenn man sich über diesen Hosenknopf ärgert — „man" —, so hat er nur teilweise seinen Beruf erfüllt. Wir müssen den Geist und die Aesthetik bekämpfen, um zur Schönheit zu gelangen; gemeint ist der Rationalismus; den Geist wird wenigstens in Deutschland Niemand bekämpfen, aus Mangel an einem Objekt. In dem aber, was Schwitters und mit ihm Andre zeichnen und malen, liegt schon etwas von einer verschütteten neuentdeckten Schönheit, ähnlich der der amerikanischen frechen synkopischen Musik: von der Romantik und Akademie zum Zahnrad, zum Eisenbahnbillett, zur Zeitung, Zahl, Draht. Materie ohne die traditionelle Veredlung. Drolligerweise nennen sich viele „Abstrakte" von einer Nebensächlichkeit her. „Entmaterialisierung": das ist ja romantische Askese! Entpoetisierung.

Und da klingelt es und ich soll zu Shaws antipoetischem ‚Caesar und Cleopatra'. Das Telephon denkt weiter. Ich sage: diese Materie ist nicht dumm.

# Die Justiz von Hugo Grotius

## II. Der alte und der neue Geist

Wenn richtig ist, daß sich in der Rechtspflege der Geist offenbart, in dem ein Volk regiert wird, so müßte bei einer Staatsumwälzung mit Naturnotwendigkeit die Gesetzgebung und ihre praktische Handhabung von Grund auf umgestaltet werden. Für die Auffassung im Strafrecht und im Strafprozeß insbesondere kann es eine größere Selbstverständlichkeit eigentlich kaum geben. In den Zeitungen wurde nun, und wird vielfach heute noch behauptet, Deutschland hätte im November 1918 eine Revolution gehabt. Man verstieg sich sogar zu der Behauptung, wir seien vom Klassenstaat zum Volksstaat, vom Obrigkeits- zum Rechtsstaat übergegangen. Dieses prächtige Schlagwort wurde, wie so viele andre, urbi et orbi begeistert verkündet und gläubig hingenommen. Zwar konnten sich die Meisten bei dem Unterschied nicht viel denken; aber man hatte doch so das Gefühl, sagte, prophezeite und forderte: auch in der Gesetzgebung und namentlich in der praktischen Handhabung der gesetzlichen Bestimmungen müsse „ein neuer, ein freiheitlicher Geist sich entfalten”. Tatsächlich gingen die ersten Volksbeauftragten — darunter Ebert und Scheidemann, die sich dessen hoffentlich gehörig schämen werden — mit einem frischen Elan ans Werk und verordneten in dem Aufruf an das Deutsche Volk vom zwölften November 1918 mit sofortiger Gesetzeskraft: Aufhebung des Belagerungszustandes, Freiheit des Vereins- und Versammlungsrechts, freie Meinungsäußerung und andre schöne Dinge. Das verstand das „befreite” Volk leichtsinnigerweise so, als ob die Gesetze über den Belagerungszustand, das preußische Gesetz vom vierten Juni 1851, das Schutzhaftgesetz aufgehoben, das Wüten der außerordentlichen Kriegsgerichte für immer beseitigt und von nun an nur die ordentliche bürgerliche Strafjustiz anwendbar sein sollte. Aber das war ein gründliches Mißverständnis wie die ganze 'Revolution. So wie sie es auffaßte — die revolutionäre Regierung nämlich —, sollte nur der tatsächliche Zustand der Belagerung, nicht seine rechtliche Grundlage: das Belagerungszustandsgesetz aufgehoben sein. Denn im März 1919 bereits führte das preußische Staatsministerium, das auch aus der Revolution hervorgegangen war, den Belagerungszustand aus dem Gesetze von 1851 schleunigst wieder ein mit außerordentlichen Kriegsgerichten, Versammlungsverboten und allem Komfort des guten altpreußischen Belagerungszustands. Und als am elften August 1919 die freieste Verfassung der Welt das Licht des Tages erblickte, guckte doch leib-, wahr- und schamhaftig aus dem unscheinbaren Artikel 48 der alte preußische Belagerungszustand heraus. Aber er war doch ein andrer geworden, denn er hieß jetzt „Ausnahmezustand”, so etwa, wie die „aufgelöste” Sicherheitswehr Einwohnerwehr, die aufgelöste Einwohnerwehr Ortsschutz, der aufgelöste Ortsschutz Selbstschutz, der aufgelöste Selbstschutz Notschutz wurde.

Aehnliche aus der Geistesverwirrung der Novemberbewegung herrührende Mißverständnisse gab es auf allen Gebieten, besonders auf dem der ordentlichen Rechtspflege. Gleich nach dem „Umsturz” wurden allerorten Versammlungen von Juristen einberufen, wo man sich der neuen Regierung spontan zur Verfügung stellte, und wo nur eine Stimme herrschte: daß in der Umgestaltung der Strafrechtspflege sofort „etwas geschehen” müsse. Auf einer Versammlung von Anwälten am zwanzigsten Dezember 1918, die den Zweck verfolgte, einen Bund der deutschen Strafverteidiger zu gründen, ging es hoch her. Jetzt könne es sich nicht mehr um Reformen im Wege der Kompromisse handeln, jetzt müsse „ganze” Arbeit gemacht werden, sagte der Eine; der Revolutionssturm, der schon manch morsches Gemäuer in den Grundfesten erschüttert habe, dürfe und werde auch an dem altersschwachen Bau unsrer Strafrechtspflege nicht wirkungslos vorüberbrausen, behauptete ein Andrer; nie sei die Aussicht, „Grundstürzendes und Grundlegendes zu schaffen”, größer gewesen, meinte der Dritte. Ja, von einer Seite wurde sogar, allerdings unter lebhaftestem Widerspruch, angeregt, „vor dem obrigkeitlichen Grundsatz der Unabsetzbarkeit der Richter nicht Halt zu machen”. Selbst altpreußische Richter gebärdeten sich wie novarum rerum cupidi. So erklärte in einer Sitzung der Juristischen Gesellschaft vom vierzehnten Dezember 1918 ein lebendiger Reichsgerichtsrat (dessen Namen ich ihm zuliebe verschweigen will): nachdem die Revolution den deutschen Beamtenstaat endgültig beseitigt habe, werde die Gerichtsverfassung diesen Gesichtspunkten Rechnung tragen müssen. Auch in der Zivilrechtsprechung seien Laienrichter heranzuziehen. Titel, Orden, Rangsbezeichnungen wie Landgerichtsdirektor, Senatspräsident seien abzuschaffen. Die Richter sollten sich aus der Zahl der Anwälte, Professoren, Syndici, juristisch gebildeten Gemeindebeamten ergänzen. So geschehen unter dem Vorsitz des Professors Gierke! Inzwischen sind bekanntlich die Titel radikal dadurch „abgeschafft” worden, daß nur noch „Amtsbezeichnungen” geduldet werden: zum Beispiel Amts- und Landgerichtsrat, Justizobersekretär, Justizwachtmeister und Oberwachtmeister. Aber zur eignen und der Berufsgenossen Schande muß der Ehrliche gestehen: Es war nicht das helle Feuer der Begeisterung, jetzt oder nie die Gerechtigkeit wie einen rocher de bronce zu stabilieren — es war ein Strohfeuer, entfacht durch die Angst, es könne Schlimmeres geschehen. Hatte doch der damalige Beigeordnete des Reichsjustizamts, der Unabhängige Dr. Oscar Cohn, angedeutet, man werde möglicherweise dazu übergehen, die Richter durch das Volk wählen zu lassen und die Staatsanwaltschaft ganz zu beseitigen. Darob flammender Protest aller Parteien und Vereinigungen, besonders des Preußischen Richtervereins, der in einem Aufruf vom elften Dezember 1918 die „äußerste Gefährdung der Existenz und der Rechte der Beamtenschaft” feststellte. Das zog. Prompt bekamen die Jakobiner Angst vor der eignen Courage. Das drohende Verhängnis wurde abgewendet, indem der Nachfolger Cohns im Reichsjustizamt, der Mehrheitssozialist Heinemann, das obwaltende Mißverständnis schleunigst dahin

aufklärte, daß die Besorgnis, es könne zu einer Wahl der Richter durch das Volk und zur Abschaffung der Staatsanwaltschaft kommen, völlig unbegründet sei. Und siehe da: es ebbten die hochgehenden Wogen erregter Begeisterung schleunigst ab, und alles plätscherte wieder in dem seichten Wasser der „Reform” der Strafrechtspflege. Der „neue Geist” knüpfte da an, wo der alte seit dem Jahre 1883 stehen geblieben war, als von freisinniger Seite zum ersten Mal ein Entwurf zur Aenderung der Strafprozeßordnung vom ersten Februar 1877, insbesondere der Vorschlag zur Einführung einer Berufung auch gegen Strafkammerurteile, vorgelegt worden war. Es kamen aufs neue die üblichen Erwägungen, Erhebungen und Vorarbeiten, die seit Jahrzehnten schwebten und schwebten, die heute noch schweben und noch lange, lange weiter schweben werden. Schon einmal, 1911, hatten sich diese Vorarbeiten zu dem Entwurf einer Strafprozeßordnung verdichtet, der aber, weil die Probleme nicht spruchreif waren, nach langer — Zeit, Arbeit und Papier heischender — Debatte wieder in die Versenkung verschwand. Am elften April 1919 konnte der damalige Justizminister erneut verkünden, die Vorarbeiten näherten sich ihrem Ende, und am achten Oktober 1919 erklärte sein Nachfolger Schiffer: die Frage der Veröffentlichung der ziemlich fertiggestellten Entwürfe werde in allernächster Zeit entschieden werden. Und wirklich kamen Anfang 1920 neue Entwürfe des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafprozeßordnung heraus, die dank der intensiven Mitwirkung des Liszt-Schülers Goldschmidt eine Reihe guter und zeitgemäßer Neuerungen enthielten. Aber trotzdem, ja sicherlich grade deswegen setzte nun mit alter deutscher Gründlichkeit die Debatte über all die durch Jahrzehnte breitgetretenen Fragen wieder ein — mit dem Erfolg, daß sie jetzt, wo wir ich weiß nicht den wievielten neugeistigen Justizminister haben, noch nicht ein Schrittchen über die Problemstellung der vorigen Jahrzehnte hinausgekommen ist. Inzwischen hat sich „der neue Geist” bei der Beratung der Verfassung gegen die seit Jahrzehnten geforderte Abschaffung der Todesstrafe erklärt und hat als dringendste Reform zunächst einmal nach dem Vorbild der herrlich bewährten außerordentlichen Kriegsgerichte die famosen Wuchergerichte geschaffen, die zwar der Verfassung zuwiderlaufen, deren Entscheidungen dafür aber ebenso streng wie unfehlbar und inappellabel sind. Doch nur gutes Muts! Die Reform des gesamten Strafrechts und Strafprozeßrechts steht (seit 1883, also seit noch nicht einmal vierzig Jährchen) in so naher Aussicht, daß angesehene Rechtslehrer und Praktiker mit Fug dringend vor Ueberstürzung warnen zu müssen glauben. Aber damit die Stimme des Predigers in der Wüste nicht fehle und der Humor zu seinem Recht komme, veröffentlicht Justizrat Carl Siehr im Berliner Tageblatt einen „scharfen Schlachtruf” zum Zweck der Herbeiführung einer „sofortigen” Reform des Strafprozesses, weil sonst der Angriff fehlschlage und wiederum in jahrelangem, ergebnislosem Stellungskampfe endige. Unbegründete Sorge! Laßt doch den Krähwinkler Landsturm! Der wird schon, seiner alten Devise getreu, zu gegebener Zeit mit prächtigem Elan vom Stellungskampf zur Attacke übergehen.

(Fortsetzung folgt)

## Rosa Luxemburg von Heinrich Fischer

Von Rosa Luxemburgs ‚Briefen aus dem Gefängnis' (die der Verlag Junge Garde zu Berlin herausgegeben hat) wird hier noch ausführlich in Prosa die Rede sein. Heute, zum Jahrestag der Abschlachtung dieses großen Menschen, seien den herrlichen Dokumenten ihrer reinen Seele die folgenden Verse gewidmet:

Sie flattern falterleicht und ohne Spur
des Schrecklichen durch blaue Erdenräume,
sind Tag und Tier und Feld und dunkle Bäume,
wehender Atem aller Kreatur.

Wie lieblich schreibt im Schatten ihrer Träume
die kleine, gute Frau von Literatur!
Ein Kerker tut sich auf. Oh seht: Natur
ruft euer Herz, daß es nicht länger säume.

Sie will nicht wissen, was das Schicksal sinnt,
und ob es schon den kalten Faden spinnt,
der sich um ihre Vogelkehle legt —

Der Frühling ist wie eh und je bewegt,
und durch das Gitter hört man Lerchen singen!
„Im nächsten Jahr, Sonja, werd ich Dir Blumen bringen . . ."

## Aus der großen Zeit von Hans Natonek

Die folgenden Notizen, gesammelt auf dem Leidensweg des vierjährigen Krieges, sind, mit vielen ähnlichen, vom Oberkommando in den Marken der ‚Schaubühne' zur Veröffentlichung nicht zugelassen worden. Die Auswahl gibt erstens ein Bild, in welchem „Geist" die Zensur des alten Regimes gehandhabt wurde. Sie beweist zweitens, wieder einmal, welcher Grad von Böswilligkeit und Entstellungskunst dazu gehört, die Kriegshaltung meines Blattes zu bemängeln, das sich redlich verdient hatte, zu Weihnachten 1915 unter Vorzensur zu geraten, das — als einziges deutsches Blatt! — ein Jahr lang darunter gehalten, und das dann bis zum Ende des Krieges mit den paar gleich gesinnten Blättern zusammen eisern gehindert wurde, die Stimme der Wahrheit und Menschlichkeit zu erheben.

Das Erste, was die schreckverblüfften Menschen taten, als, am ersten August 1914, der Wahnsinn ausbrach, war, ihn sittlich zu rechtfertigen. Es war ein Akt der Selbstbehauptung.

*

Wen meint man eigentlich, wenn man von der großen Zeit spricht: den entfesselten Moloch oder die geopferten Hekatomben?

*

Ist das eine Proportion? Wenn es irgendwo heißt: „Vor unsern Drahtverhauen liegen tausende von Russenleichen", nickt der Bürger daheim befriedigt mit dem Kopf und sagt: „Nu wer'n se balde de Neese voll ham." O, über dieses Echo, das den blutigen Schrei der Welt mit banausischem Behagen quittiert!

*

Welch ungeheurer, unfaßbarer Mechanismus, welch organisierter Wahnsinn hält sie Alle in Polypenarme gepreßt, am Euphrat und in Flandern, im Aermelkanal und in den Dolomiten, im Indischen Ozean

und in den Munitionsfabriken der amerikanischen Bethlehemworks warum plagen sich Alle, bluten, schwitzen, sterben — als ob die Welt nicht reich genug wäre, Alle zu beglücken!

Die Völker: „Wir haben gesiegt!" Stimme von oben: Verloren!
Die Völker: „Wir haben verloren!" Stimme von oben: Gesiegt!

Die Kriegslage ist gut, sogar sehr gut, Alle sind zum Frieden bereit, und doch gehts unfehlbar in den Abgrund. Da stimmt doch etwas nicht.

*

Wie kann der Krieg die Menschen besser machen, da er doch das Werk der elendesten Institutionen dieser Welt ist: der Politik, der Presse und des Geldes!

*

Welche Logik hat uns vorgemacht, daß stehende Heere vorbildlich, moralisch, ethisch seien? Darin sind alle Staaten willkommene Demokratien: in der paritätischen Forderung des Opfers, im gleichmäßig ausgeübten Zwang zur Todesbereitschaft und zum Töten. Die Jusqu'au-boutisten aller Länder können aus dem Vollen eines schier unerschöpflichen Blutvorrats schöpfen. Wäre es weniger ethisch, wenn die Staaten ihre machtlich-wirtschaftlichen Meinungsverschiedenheiten durch Berufsmilizen ausfechten ließen? Es gibt ja in allen Ländern Gruppen von Menschen, die sich für Kriege begeistern und sie für unvermeidlich halten. Diese wären zuvörderst berufen, solche Milizen zu bilden, um die Kriege auszufechten, als die professionellen Kampfhähne der Nation.

*

Der Kinderstubenstolz der Nationen auf ihre bunten Heere und ihr Soldatenspielen, womit zu paradieren die Völker sich nicht genug tun können, kostet jetzt der Welt ihren halben Glücks-, Blut- und Wertbesitz.

*

Bin ich Nihilist, wenn ich sage, daß auch nicht Ein Kriegsziel die schlaflose Nacht einer Mutter, die um ihren Sohn weint, rechtfertigt? Zumindest führt mein Nihilismus zum wahrhaften Leben, indes der Nihilismus des Machtgetriebes und der Kriegsziele zum ziellosen Krieg und ins Chaos führt.

*

Groß sind die Männer der Tat, die Herrscher und Feldherren und Staatsmänner. Und wissen doch nicht, wohin die Fahrt geht, und sind wilde Hasardeure mit.fremdem Einsatz. Wir Stillen aber und Kleinen kennen das Ziel: einmal liegen wir mit bleichen, über die Brust gefalteten Händen. Und unsre Seele, schwebend vor Gott, weiß um den Sinn.

*

Es gibt einen Heroismus der Front, der keiner ist, und eine ganz unheroische Haltung im Hinterland, die Heroismus ist. Unheroisch ist das Sterben Derer, die dumpf den Zufallstod des Schrapnells erleiden. Heroisch ist die Sentimentalität (Leidensfähigkeit) Jener, die im Hinterland nicht zusehen wollen, daß draußen ganz friedliche, harmlose Menschen den unheroischen Heldentod sterben müssen.

# Die Gezeichneten von Gisella Selden-Goth

Es war eine Enttäuschung; unmöglich, sich, trotz dem stürmischen Erfolg der Premiere, darüber hinwegzulügen. Arg war sie für Jene, die zuhause beim Studium des Klavierauszuges blühende, einfallsreiche, wohlklanggesättigte Musiker-Musik entdeckt und aus dem Text neben Geschmacklosigkeiten der Diktion („Hoppla, mein Süßer!" — die genueser Jungfrau zu ihrem Buhlen) dichterische Schönheiten herausgelesen hatten. Und dann voll Erwartung neuer Gesichte ins Theater gegangen waren, um den Messias des neuen Opernstils zu grüßen, wie ihn sein Apostel in Frankfurt verkündet hatte.

‚Die Gezeichneten' sind aber, alles in allem, eine alte Oper, an der die Unmöglichkeiten der Kunstgattung besonders kraß in die Erscheinung treten. Eine bewegte, leidenschaftliche, oft ärgerlich geile Renaissance-Fabel, mit dem allerdings neuartigen Versuch, komplizierte physisch-psychische Sexualangelegenheiten musikalisch zu fassen. Die Beziehungen zwischen den beiden „gezeichneten" Hauptfiguren: dem herzkranken, hysterischen Weib und dem häßlichen, verkrüppelten, unmännlichen Mann, sind äußerst verwickelter Natur. Sie malt Seelen, malt die Augen des Liebenden, den sie um des richtigen Porträtausdrucks willen skrupellos zur Raserei aufstachelt, und erliegt hemmungslos den Schauern einer orgiastischen Sommernacht. Er sucht seinen unbefriedigten Trieb in der Schaffung aesthetischer Lasterstätten zu betätigen, und versagt kraftlos im entscheidenden Moment, läßt die winkende Erfüllung in impotenter Angst aus den gierigen Händen gleiten. Die große Atelierszene des zweiten Aktes, der wertvollste und eigenartigste Teil der Partitur, hat es durch die subtile Nachempfindung solcher intimer seelischer Vorgänge zu einer gewissen Berühmtheit gebracht. Aber sie scheitert, wie vieles Andre, an der ewigen Unverständlichkeit des gesungenen Wortes. Sie wirkt auf den nicht ganz eingeweihten Zuhörer nur wie ein Liebesduett üblichster Art; ebenso, wie die inhaltlich oft spannenden Auseinandersetzungen der mehr oder minder lasterhaften genuesischen Nobili nur als endloses, aufgeregtes Psalmodieren über einem brodelnden Kessel von Tönen in der Erinnerung bleiben. Die Forderung nach dem als Pantomime, beinahe als Film verständlichen guten Operntext erfüllt dieses Buch nur in geringstem Maße. Was alles darin vorgeht — habt Ihr es nicht gelesen, aus der Aufführung werdet Ihrs nie erfahren.

Die Musik aber, jener brodelnde Kessel von Tönen, kennt nur den einzigen Ton unaufhörlicher Ekstase, der ständigen Steigerung über sich selbst hinaus. Sie hat ihre delikaten Feinheiten der Faktur, die des Musikers Herz erfreuen, und Ausbrüche von einer packenden Wildheit, die ihm den Atem rauben. Mit dem Thema des Vitelozzo Tamare, des Verkörperers männlicher Schönheit und Brunst, beschwört sie eine Vision brutaler italienischer Leidenschaft, die sich in ihrer gewollten Trivialität mit roter Glut ins Gedächtnis brennt. Aber man wird der Herrlichkeiten nicht froh. Ohne Rast und Ruhepunkt, ohne wesentliche Differenzierung im Ausdruck braust die Maschine. Wich-

tiges und Unwichtiges wird mit gleicher Umständlichkeit unterstrichen, vier Stunden lang tobt ein Bacchanal aller Instrumente. Gewiß: die Behandlung des Orchesters ist reizvoll, klangschön, individuell, wie kaum bei einem andern Komponisten von heute; es ist das Höchste an Raffinement und instrumentalem Können, klingt bei allem Aufgebot der Mittel niemals dick und klobig, deckt nicht einmal die Sänger. Und doch hat man bereits nach einer Stunde keinen andern Wunsch als den: es möchte auch einmal schweigen — nur wenige Takte lang, um die menschliche Stimme als reinste Trägerin alles Ausdrucks sich allein emporschwingen zu lassen, unbeschwert von der ewigen Stimmführung da unten, die fesselt und fasziniert und rasend machen kann.

Rasend machen konnte auch, was sich diesmal an Inszenierungskünsten auf der Bühne der Staatsoper begab. Das Eiland Elysium — Tamare spricht von seinen unerhörten Wundern der Kunst und seltenen Schätzen freigebiger Natur — erschien als steinige Wüste, wenig einladend für liebende Paare, sich unter ihren magern Palmen zu lagern. Und gar die ominöse unterirdische Orgien-Grotte, Alvianos „verwirklichter Schönheits-Gedanke", konnte einem mit ihrem gelbdrapierten Kunstgewerbestil alle Lust am Laster vertreiben. Auch schien es, wie wenn die Dekorationskünstler sich nicht viel mit der Lektüre des Werkes abgegeben hätten. Carlottas kleines Häuschen in der Campagna entpuppte sich als saalartiges Riesenatelier, und um hinter den Gardinen dem vorüberwandelnden Alviano nachspähen zu können, hätte sie keine Turnübung auf hoher Leiter scheuen dürfen. Unglaublich in einer Stadt, wo Brahm, Reinhardt und Jeßner wirkten oder wirken, ist eine Regieführung, die Szenen wie jene der sechs genuesischen Ritter produziert. Was da an In-die-Hüften-stemmen, Auf-die-Schulter-klopfen, Arme-auf-und-niederwerfen, an fragenden orientalischen Handbewegungen und ähnlichen schönen Gesten geleistet wurde, erinnerte an älteste Schmieren-Manieren. Ein lendenlahmes Faunballett ließ weniger an Eindeutigkeit als an Tanzkunst zu wünschen übrig. Ueberhaupt wäre es Zeit, daß ein neuer Geist in die Opernregie einzöge. Die zuckende, nervöse, vibrierende Musik unsrer Tage verlangt andre Bewegungsformen, als sie an den Opernschulen noch immer gelehrt werden. Sogar die Kemp, dieses schauspielerische Urtalent, ist noch zu sehr in einem statuarischen Darstellungsstil befangen, um die Problematik von Schrekers Frauengestalt vollständig auszuschöpfen. Aber sowohl sie wie Josef Mann als Alviano sind in der geistigen Beherrschung ihrer Rollen und einer höchst vollendeten Gesangskultur seltene Erscheinungen auf der deutschen Opernbühne. Den psychologisch weniger interessanten Lüstling Tamare sang Schlusnus mit vornehmer Verschwendung seiner herrlichen Mittel. Stiedry dirigierte voll Hingabe das wunderbar klingende Orchester. Wie gesagt: der Erfolg war stürmisch; trotzdem der letzte Akt stark abfiel, wurde der sympathische Komponist oft gerufen. Aber als er sich glückstrahlend an der Rampe verbeugte, stand neben ihm unsichtbar ein hoher, hagerer Schatten, mit einer Silberrose in der Hand und lächelte spöttisch: „So leicht kriegst Du mich doch noch nicht unter."

# Florian Geyer

August Bebel hätte seine schmerzliche, allerschmerzlichste Freude gehabt. Anno 1872, im Gefängnis Zwickau, entwarf er eine Studie über die deutschen Bauernkriege als eine Epoche, die er von ganz den selben deutschen Lastern und menschlichen Leiden gezeichnet und erfüllt fühlte wie seine eigne. Ihn erschreckte der Glanz der deutschen Siege. Er empfand ihn als trügerisch und verderblich. Er erblickte nicht das Heil in Blut und Eisen und Gewalt und Eroberung. Ihn bedrückte die Not des Volkes und die Uneinigkeit seiner Führer, die nicht als Eisenacher und Lassalleaner, sondern nur einig, einig, einig imstande gewesen wären, die Not auf Kosten der Gründer und Ausbeuter zu verringern. Aber die Entwicklung schien ihm unrecht zu geben. Ein Vierteljahrhundert später spürte vor einer, vor „der Tragödie des Bauernkrieges" Niemand einen Zusammenhang mit der Gegenwart. Der Autor Gerhart Hauptmann wurde 1896 niedergepfiffen. Was ging das uns an, wie hinten weit in der Türkei oder in einem Franken des sechzehnten Saeculums die Ritter und Bauern auf einander geschlagen hatten! Deutschland war friedlich, satt, fleißig und strahlend pompös. Schwarzseher wurden nicht geduldet; und nun gar rückwärts gewendete! Aus der Vergangenheit war Optimismus zu ziehen. Der Dichter mochte getrost bis ins Jahr 1100 des Königs und Kaisers Heinrich historiodramatisieren, wofern er Wildenbruch hieß und mit ehrlichem Pectus und falschem Pathos die Macht und die Herrlichkeit des Reiches anpries. Das stand ja jetzt wieder felsenfest. Als Ende 1904 der ‚Florian Geyer' zum zweiten Mal ausprobiert wurde, konnte noch weniger Jemand einen Zusammenhang mit der Gegenwart erkennen. Man war dicht daran, sich, vor den Panthersprung nach Agadir, die Fahrt nach Tanger zu leisten; und man war, bei einer so unangefochtenen Herrschaft über die Welt, auch fähig, sich die Begnadigung eines naturalistischen Kostümstücks aus keinem andern Grunde zu leisten, als weil die Aufführung nicht mehr durch eine Fehlbesetzung entstellt war.

Sechzehn Jahre danach ist die Welt aus den Fugen und Deutschland ihr grauenvoll unterworfen. Der uralte Bebel hatte mit grimmer Genugtuung darauf verwiesen, daß er frühzeitig in der Vergangenheit seines Vaterlandes, gepeinigt von der Gegenwart, die Zukunft gewittert habe. Hauptmann hat zu seinen Poetenverdiensten sich wohl kaum Prophetenverdienste erwerben wollen. Aber das hilft bekanntlich den großen Dichtern, den Weltdichtern nichts. Dieser hat in Deutschlands sorgenlosester, sorglosester und anscheinend stolzester Periode die Folgen des unvermeidlichen Zusammenbruchs mit einem Ahnungsvermögen gestaltet, daß dermaleinst Philologen, von ihrem Erich Schmidt angehalten, das Entstehungsjahr des ‚Florian Geyer' aus der Zeitgeschichte herzuleiten, keinen Augenblick zögern werden. Welches Jahr denn sonst als 1919? Dies hier ist ja das erschreckende, das erschütternde Spiegelbild der deutschen Revolution. Die meisten Sätze fordern förmlich heraus, sie auf einen Vorgang oder eine Person

unsrer Tage zu übertragen. Keiner weiß, wer regiert. Haß, Händel, Gezänk und Unfriede überall. Im Ausschuß wird jedes Mal ein ganzes Bibelbuch vollgeredet. Zwischen den Schindern und Schabern und ihren Opfern die nationalliberalen Opportunisten sind bereit, dem Adel zu dienen, dem „gemeinen Gesindel und Pöbel” dagegen nicht. Die zertretene Kanaille verlangt ihre Rechte. Flammender Aufruhr ringsum. Ihr hofft darauf, daß Gott euch einen Helden erwecken wird? Ach, wenn er schon unter euch weilt, so seht Ihr ihn doch nicht; und wenn Ihr ihn seht: Dank bei den Deutschen ist nicht zu erjagen. An wen denkt man vor diesem Junker, der sich im Hauptquartier des Florian Geyer einen Schutz- und Sicherheitsbrief erbettelt und nachher munter Verrat übt? An wen denkt man vor diesem Florian Geyer, der sich vermessen hat, daß er den Rittern, Fürsten und Pfaffen wollt aufspielen, aber er konnt nie recht spielen, und so schlug man ihm die Lauten auf dem Kopfe entzwei? An wen denkt man bei diesem viehisch rohen Schäferhans, der ihm gegen Judaslohn den Kopf mitentzweischlägt? Und die Ritter, Fürsten und Pfaffen sind wieder obenauf. Unter dem Krummstab ist gut wohnen. Und während der Himmel Feuer und Schwert ausschüttet über die deutsche Nation, tun sie nichts als fressen, Wein saufen und wieder von sich speien. Und in der Betrunkenheit jagen sie fünfzehn — wirklich: fünfzehn! — zerlumpte, zitternde, auf den Tod verängstete Bauern vor sich her und peitschen sie aus. Und es war alles, alles, alles vergebens. Die Weißen treiben weiter unter einander ihre verfiuchten Praktiken, und die Roten seufzen weiter unter unbilligen und unerträglichen Lasten. Ihr Hauptverbrechen in den Augen der Blutsauger? Sie haben die „Ruhe und Ordnung” anzutasten gewagt. Wäre nicht eine neue Ordnung aufzurichten gewesen? Ja: aber es war der Zwietracht kein End. Der beste Handel, die edelste Sache, die heiligste Sache, eine Sache, ein Mal in ihre Hände gegeben und vielleicht nimmer — in ihren Händen ist sie gewest wie ein Kleinod im Saustall Sie haben die Brunnen wieder verschüttet: sie waren nicht wert, aus den Lauterquellen zu trinken. Werden sie allzeit unwert bleiben? Ein Dichter wie Hauptmann, tief in der nährenden Erde wurzelnd und den Blick hoch empor gerichtet, kann nicht hoffnungslos sein, nicht hoffnungslos lassen. Immer von neuem enttäuscht, vertraut er immer von neuem. „Bruder Geyer, das große Feuer liegt darnieder, ich glaub, auf lange. Aber im Evangelium steht: Das schwankende Rohr wird er nie zerbrechen, und das glimmende Docht wird er nie auslöschen.”

Man sitzt davor: klopfenden Pulses und tropfenden Auges. Jede Wunde in einem wird angerührt, zugleich aber jede wie.durch einen Hauch von Hanneles Engeln gelindert. Keine Anklage ohne den Trost, der schon darin liegt, daß das Motiv zur Anklage menschlich erklärt wird. In dumpfen Wirtsstuben hocken armselige Kreaturen, die ergeben auf die Kunde von entsetzlichen Metzeleien und den zerrüttenden Wirkungen ihres Parteigeistes warten und nicht die Kraft haben, ihr Geschick zu wenden. Man müßte verzweifeln. Aber der Allerbarmer Hauptmann hebt das niedere Dach über ihnen, und sie stehn in

dem Licht, das sie vom Himmel her trifft. Was sollen, was sollten sie tun? Sie sind dem schwarzen Geyer gefolgt, durch dessen Herz ein brennendes Recht fließt. Ihre Schmach und der Uebermut der Junker haben ihm Seele und Fuß geprügelt. Nur kann es ihn nicht über Leichen setzen, nämlich nicht über die Leichen seiner Bauern. Dazu hat er zu viel von Hamlets Gewissen. Er ist ein parlamentarischer Ministerpräsident, der seine Führerschaft von der Stimmenzahl abhängig macht, kein unbekümmerter Selbstherrscher. Unheilvoll zweifelt er an sich. Auf halbem Wege fragt er: Wer bin ich, daß ichs gewagt? Es reuet ihn fast, es reuet ihn fast — auf halbem Wege. Seine Reinheit genügt nicht, die Gemeinheit der Masse zu bändigen, die eine Faust braucht Das ist in diesem unbegreiflich hohen, zeitlich erregenden und zeitlos gültigen Meisterwerk von großartig tragischer Paradoxie: daß Florian Geyer zu zart und zu zärtlich, zu reich an Musik und zu leicht geneigt zur Melancholie ist, um in den wilden, verzweifelten, gierigen Horden die guten Instinkte zu wecken. Man fällt von ihm ab; zum mindesten innerlich. Man geht mit dem Glück. Man will selbst eine Rolle spielen. Dieser, trotzdem er gelegentlich wettert wie Luther und Schopenhauer, ist nicht aus dem Holz der brutalen Zusammenhalter und Sieger. Aber eben deswegen hat er unsre Liebe. Herrlich wahr, daß ihn anwandelt, der verloren geglaubten Sache den Rücken zu kehren; herrlich adlig, daß er für die verloren gewußte die Brust darbietet. Um die freie Mannesstirn dieses Schwärmers weht eine Luft, wie in deutschen Dramen nirgends sonst als bei Goethe und Kleist. Er hat das typische Sohicksal der Erlöser in einer robusten, schmutzigen, totschlagefreudigen Umwelt, die zwar erlösungsbedürftig, aber denkbar erlösungsunreif ist. Hauptmanns Methode, durch jeden Zug und jedes Wort zugleich ihn als Individuum völlig einziger Art und sie bis in den letzten Winkel und den letzten Vertreter schwellend und schwelend lebendig zu gestalten, wird einmal zum Gesetz erhoben werden von einer neuen Aesthetik, die uns mit dem Gegreine verschont, daß Florian Geyer kein „Held" und ‚Florian Geyer' kein „Drama" im Sinne von Freytag und Bluthaupt geworden ist.

Die Aufführung bringt den Kritiker in einen schmerzhaften Zwiespalt. Die Dinge sind so weit gediehen, daß man den Wunsch hat und die Pflicht hätte, die paar künstlerischen Theater um jeden Preis davor zu bewahren, daß auch sie unrettbar der Rotterei verfallen. Man möchte die Berliner beschwören, die ‚Sterne' des Hans Müller nicht zu begehren, sich nur außerhalb des Staatstheaters ihrer Pracht zu freuen und dafür wie in Geschwadern zu ‚Florian Geyer' zu strömen. Aber man kann ja, man kann ja doch nicht verschweigen, daß der Zirkus von Hauptmanns Organismus nur die Knochen und die Muskeln übrig gelassen, daß er Hirn und Herz und sogar die Haut weggefressen hat. Die da hatten nicht einmal den Mut zu der revolutionären Inbrunst des Dramas gehabt. Vor fünfundzwanzig Jahren hing ich über der Galerie des Deutschen Theaters. Punkt elf Uhr früh war ich, Krankheit vorschützend, aus derSchule gelaufen, hatte mich in der Schumann-Straße angestellt, war sieben Stunden später die Treppen

hinaufgestürmt und fieberte unter dem Dach um die Wette mit diesem atembenehmenden Ereignissen. Als die fünfzehn Bauern gepeitscht wurden, brach ein Theaterskandal los, wie ich ihn niemals wieder erlebt habe. Die Prügelei griff über die Rampe, und wer im Zuschauerraum und auf den Gängen nicht Ohrfeigen austeilte oder kriegte, der war entweder temperamentlos oder so satisfaktionsfähig, daß seine Handgreiflichkeiten Sekundanten vorbereiteten und nach der Schnur beaufsichtigten. Acht Jahre später, im Lessing-Theater, strich Otto Brahm, aus Furcht vor der Unbelehrbarkeit und Unsachlichkeit des Premierenmobs, die gefährliche Szene, deren Wichtigkeit ihm sicherlich unzweifelhaft war. Diesmal hätte sie nicht gestrichen werden dürfen. Sie wäre so etwas wie eine ideelle Sühne für Mechterstädt gewesen, Balsam dem geschändeten Rechtsgefühl.Auch die Hetzstrophen gegen den Bauern, die Sebastian Schertlin dem Buben des Grumbach in die dreijährigen Kinderohren singt, hätten elementar erklingen müssen. Statt dessen gab es Helme, Bärte, Fahnen und Partisanen; Fortissimo und Lentissimo; eine handfeste Plakat-Regie des technisch ernstlich bemühten Karlheinz Martin; im Hintergrunde die blaue Grotte von Capri, die abwechselnd auf- und zugeklappt wurde; eine physische Strapazierung des lammsgeduldigen Besuchers, die den Kunstgenuß dezimierte; die überflüssige Bestätigung aller der Argumente gegen den Zirkus als Sprechdramenschauplatz, die ich auf vielen Seiten des neunten ‚Jahrs der Bühne' aneinandergereiht habe, und auf deren Wiederholung ich schon deshalb gerne verzichte, weil ich ja aufrichtig meine, daß von ‚Florian Geyer' das Zehntel, womit sich das Große Schauspielhaus ausgleicht, sämtlichen übrigen Theatereindrücken des berliner Januar vorgezogen werden sollte. Schauspielkunst in ihrer ursprünglichen Bedeutung wird da freilich nicht mitgeliefert. Wer vorher Bassermanns Galilei gesehen hat, wer das Spiel dieser Augen, dieses Mundes und dieser Hände auf der geschmähten Guckkastenbühne wirklich erguckt hat: dem tut der prachtvolle Kloepfer leid, der sich in der Arena abrackert und eigentlich nichts davon hat. Wie ergeben und mildtätig begegnete Rittner den Mühsäligen und Beladenen! Wie ergreifend umleuchteten Todeshumore den Abschied von seinen Getreuen! In wie grandioser Steigerung erstarrte und umdüsterte ihn der starke Entschluß der letzten Verzweiflung! Ob ihm im Deutschen Theater Kloepfer allzu weit nachgestanden hätte? Eines hat er vor ihm voraus: daß er mit größerm Recht von sich sagen kann: „Ich bin ein freier Franke." Zum ersten Mal hat Florian Geyer die Dialektfärbung, die ihm Hauptmann zugedacht hat, und damit eine Bodenbeglaubigung. Leider nur wird sie dadurch ziemlich nutzlos, daß das Massengeschrei verständlicher ist als das Einzelgespräch, trotzdem oder grade weil Kloepfer ein tenorhaft tönendes, hier leicht vertönendes Erz in der Kehle hat. Und da man sein Gesicht auf diese Entfernung vollends nicht sieht, so ist ein beträchtliches Lob für ihn, daß man an der Aufgewühltheit, in der man sogar den Zirkus verläßt, seinen blondgeschopften, schwarzgeharnischten Ritter entscheidend beteiligt weiß. Geht Alle hin!

# Rundschau

## Auslandspost

Karl Kraus hat jüngst wieder einen Satz geprägt, der ein Dutzend Kapitel von Spengler aufwiegt, weil er in kaum ebenso viele Worte den geistigen Gehalt einer ganzen Epoche zusammenfaßt — und ihre Kritik dazu. Diesmal handelt es sich um das deutsche Wesen, Gemeinwesen und Einzelwesen, dieser Nachkriegszeit, das in absehbarer Zeit leider schon selbst nicht genesen, geschweige denn die Welt an sich genesen lassen wird, sintemalen es — eben nach dem in jeder Beziehung erschütterndem Diktum von Kraus — zu beweisen im Begriff steht, „daß man auch durch Schaden dümmer werden kann”. Allein auf Das, was das (unter Verkennung der elementarsten grammatischen Logik) sogenannte ‚Auswärtige Amt' zur Zeit betreibt, paßt dieser Satz so schlagend, so schneidend, daß man ihn in sämtliche Sandsteingiebel der Wilhelm-Straße einschlagen, in die Rinde jedes Tiergartenbaums einschneiden möchte. Weder auf die bekannte Kuhhaut noch auf alle die Kuhhäute zusammen, die dem deutschen Pfahlbürger allmorgendlich, allmittäglich, allabendlich mitteilen, wohin sich jene Wetterfahne: Oeffentliche Meinung wieder gedreht hat, geht es, was sich die meist auswärtig amtierenden derzeitigen Verweser unsrer internationalen Politik allein im letzten Halbjahr an hochmütiger Vernachlässigung oder falscher Einschätzung der „Imponderabilien” geleistet haben. So nannte bekanntlich der größte Spiritus rector dieses Auswärtigen Amtes die Unfeststellbarkeiten der Politik, und vornehmlich jenes Teils, der sich mit der seelischen sittlichen, gedanklichen Konstruktivität der paar Hauptvölker Europas befaßt. Nomina sunt odiosa, und Casus sunt magis odiosi. „Schweigen laßt mich von Lokalen, wo der Böse nächtlich praßt”, sang schon der Vater Maxens und Moritzens.

Nun erscheint seit einiger Zeit zu München (im Verlag des Neuen Merkur und unter der Leitung des Doktor Paul Marc) ein Organ, das sich zur Aufgabe gemacht hat, Denen, die es angeht, und Denen, die es (nach der noch immer deutschlandläufigen Meinung) nichts angeht, wenigstens die Unterlagen zu liefern, auf der sich der Bau einer eignen Meinung, einer halbwegs mit der Wirklichkeit übereinstimmenden Meinung über die Denk- und Fühlweise der uns näher oder ferner umgebenden Völker erheben kann; was umso nötiger ist, als von diesen Völkern und ihrer Meinung heute nicht nur unser Wohl und Wehe abhängt — das tat es nämlich schon immer; nur der Deutsche bildete sich ein, er sei allein auf der eigens dazu für ihn von Odin oder Jahwe erschaffenen Erde —, sondern als dieser Umstand einer Anzahl Zeitgenossen zwischen Flensburg und Mittenwald sogar allmählich zu dämmern beginnt. Die ‚Auslandspost' bringt allwöchentlich eine Auswahl von — übrigens stilistisch ausgezeichneten — Uebersetzungen aus allen möglichen Zeitungen der bewohnten und daher Meinungen fabrizierenden und Meinungen konsumierenden Erde. Hohe und niedere, große und kleine, öffentliche und geheime, Staats- und Wirtschafts-Politik, Literatur- und Theaterkritiken, Erzählungen und Plaudereien, Mode und Sport, Diatriben und Karikaturen, oft sehr gute Witze — kurz: alles, was der Kopf und was das Herz

begehrt. Auf einem einzigen Bogen Text ergibt sich durch
eine mit Geschick und Geschmack belriebene Zusammenstellung ein
Kaleidoskop, ergibt sich für Den, der zu sehen versteht, ein Bild
von ausreichender Plastik und Perspektive, ein Bild von der
Geisteswelt jenseits der so nachlässig schwa rz-rot-golden über-
tünchten Grenzpfähle.

Für Den, der zu sehen, das heißt hier: zu lesen versteht. Da
liegt der Hase im Pfeffer. Meines von allzuviel Enttäuschungen
grade der letzten Zeit genährten pessimistischen Erachtens besteht
leider die Wahrscheinlichkeit, daß der Versuch des tapfern münch-
ner Doktors und seiner Mitarbeiter ein Versuch am untauglichen
Objekt ist, und daß, selbst bei einer Abonnentenzahl, wie sie
seine ‚Auslandspost' verdient, nicht er, sondern — Karl Kraus weiter
recht behält.

Meridionalis

## Die Großverdiener beim Theater

Eine Gruppe unter den Schauspielern ist einzig in der Lage,
für die Gesamtheit zu wirken, nicht weil sie Einsicht hat, son-
dern weil sie Macht hat: das ist die Gruppe der Stars, der Schwer-
verdiener. Was tut diese Gruppe? Sie organisiert sich gegen die
Genossenschaft. Weshalb? Weil die gewerkschaftliche Betonung(!)
der Genossenschaft die künstlerischen Interessen zu verdrängen
droht und einer großen Anzahl berliner Kollegen die künstleri-
schen Interessen ihres Standes wertvoller erscheinen. So sagt
sie wörtlich. Ein Ausschuß ist bereits gebildet. Wer sitzt darin?
Wer sind die Tempelhüter deutscher Bühnenkunst? Werner
Krauß? Moissi? Bassermann? Lina Lossen? Weit gefehlt! Sabo,
Sikla, Matzner, Licho, um nur Einige zu nennen.

Gewiß ist Sikla es müde, sich jeden Abend als Adolar zu ver-
jüngen; er sehnt sich nach wechselndem Klassiker-Repertoire. Ge-
wiß möchte Rieck lieber in Stettin den Frosch im ‚Faust' als hier die
schwebende Jungfrau spielen. Ich kann das verstehen. Sie wollen
die Kunst schützen und lieber weniger verdienen. Sie wollen
keine Serien spielen; sie wollen auch fleißig proben, jeden Tag
von Zehn bis Zwei, und das Auto, das sie ins Filmatelier ent-
raffen möchte, draußen ruhig knattern lassen; sie wollen gern
monatlich zehn Prozent ihrer Gage für schwangere Souffleusen
(Stars werden nicht schwanger) abgeben; sie wollen abends nach
der Vorstellung bei einem kleinen Hellen mit jungen Anfängern
Rollen durchsprechen: alles wollen sie tun — wenn nur die
Kunst gerettet wird.

Im Ernst: was wollen diese Leute, von denen die meisten ihre
Riesengagen mit solchen Rollen verdienen, daß unsre Litfaßsäulen
zu Schandpfählen geworden sind? Es gibt heute kaum ein künstleri-
sches Interesse, dessen Durchführung ihrer Existenz nicht zu-
widerliefe. Auch der große Pallenberg, den in dieser Ange-
legenheit angreifen zu müssen keine Freude macht, würde aus
der Aenderung heutiger Theaterschweinerei als weitaus schlech-
ter bezahlter Darsteller hervorgehen.

Als ob nicht die glänzende gesellschaftliche Position aller die-
ser Stars und ihre Riesengage (die übrigens nur bei ganz
wenigen unter ihnen durch den künstlerischen Wert ihrer Leistun-
gen legitimiert wird) allein dadurch ermöglicht ist, daß eben
die künstlerischen Interessen nicht gefördert werden und fast ganz
verschwunden sind!

Die Herrschaften werden uns doch nicht vorreden, daß sie sich den Ast, auf dem sie sitzen, absägen wollen! Man sagt : sie wollen die Theatervertrustung bekämpfen. Das glaube ich, denn ein Trust würde ja die Gagenüberbietung ausschließen. Wenn Altman für Abel nur 1000 Mark am Abend zahlen will, würde Rotter vielleicht 1500 zahlen. Aber die Firma Altmann- Rotter kann bei 1000 Mark bleiben.

Kurzum: eine kleine Minderheit von Schwerverdienern, von Großkapitalisten sozusagen, will gegen die „kunstschädlichen gewerkschaftlichen Tendenzen der Genossenschaft" Opposition machen. Deutlicher: sie will ihren proletarischen, schwer kämpfenden Kollegen in den Rücken fallen — „denn ich bin groß und du bist klein".

Möchten doch unsre Stars einsehen, daß die Tätigkeit der meisten von ihnen nur für abgestumpftes, überfressenes Schieberpublikum, nicht aber für die deutsche Kunst unentbehrlich ist. Ich sah in Vororten Genossenschaftsvorstellungen meist namenloser berliner Schauspieler, die künstlerisch turmhoch über dem berliner Niveau standen. Und sollten diese Lieblinge des Publikums alle nach Amerika auswandern: der deutschen Theaterkunst würde nicht der mindeste Abbruch geschehen. Stars können wir uns nicht leisten, wenn wir besser werden wollen: aber ernste Arbeit müssen wir leisten. Und eben diese leidet unter dem Starbetrieb.

Man hat auch die Namen von Deutsch und Kortner gelesen: beides Schauspieler, die mit Rollen und Dichtungen der revolutionären Jugend groß und wichtig geworden sind, die als Exponenten der kämpfenden Generation ihre Bedeutung erlangt haben. Ist das kein Irrtum der Presse? Ist denn wirklich die Jugend tot? Sind wir überwunden? Gibt es kein Heil mehr?

Friedrich Sieburg

## Das Bildnis

Dies ist die Geschichte vom ‚Bildnis', wie sie in dem Buche von Gogol mit Bildern von W. Masiutin (im Verlage von Julius Hoffmann zu Stuttgart) geschrieben steht:

Der junge Maler kauft bei einem Trödler ein merkwürdiges Bild — das Portrait eines seltsamen Kerls mit glostenden schwarzen Augen. Dem Künstler geht es miserablicht: aber nachts, als er schläft, steigt der seltsame Kerl aus seinem Bilderrahmen, tanzt im Zimmer umher, fletscht die Zähne — nur zwei zu Tode erschrockne Augen starren dich aus einer Bettdecke an — und hantiert mit Geldrollen. Rollen mit Dukaten . . . Und so große Angst der junge Maler hat: er greift nach einer und behält eine. Und erwacht. Ein Traum —? Sicherlich — denn die Rolle ist weg.

Am nächsten Tag wird er gepfändet — der Gerichtsvollzieher will auch jenes Bildnis fortnehmen, greift es zu hart an, der Rahmen zerbricht, und heraus fällt eine Rolle mit viel Geld: mit 1000 Dukaten, Und nun hat der Maler Geld.

Und Erfolg. Von Stund an Erfolg, wie es eben im Märchen ist. Aber was dann kommt, ist gar kein Märchen. Geld verdirbt. Und langsam, unheimlich langsam, kaufen sie dem erfolgreichen Künstler die Seele aus dem Leibe: er akkomodiert sich, macht Konzessionen, läßt Härten fort, richtet sich nach der Kundschaft — und geht den großen, breiten Weg zum Glück. Und hat viel Geld.

Und ist sehr glücklich . . .

Bis er eines Tages das Bild eines neuen Mannes sieht, der

grade aufgetaucht ist. „Von seinen Augen fiel die Binde. O Gott! Wie hatte er nur die besten Jahre seiner Jugend so grausam zugrunde richten und den Funken des Feuers verlöschen lassen können, das vielleicht in seiner Brust gebrannt hatte, das sich vielleicht jetzt in Schönheit und Majestät entwickelt und ebenso Tränen der Bewunderung und des Dankes hervorgerufen hätte wie jenes Bild!" Und geht nach Hause und will dem Neuen, dem Echten da nacheifern. Und kann es nicht mehr. Es ist vorbei. Und dann sieht er das merkwürdige Bild mit den schwarzen Augen, das schuld ist an seinem unglücklichen Glück — und stürzt sich auf das Bild und zerreißt es — und kauft sich für sein Geld alle schönen Bilder, deren er habhaft werden kann, und zerstampft sie — kann er schon nichts mehr Gutes machen: die Andern sollens auch nicht! Und wird wahnsinnig und stirbt.

Das steht, mit einer schwachen zweiten Partie, die ich hier nicht erzählt habe, in Gogols Novelle ‚Das - Bildnis'. Es ist eine lehrreiche Novelle, und die feinen Bilder des russischen Graphikers zieren das schöne Buch. Es sind sehr gute Illustrationen, wundervoll durchzeichnet und schlagend scharf.

Und es gibt vielleicht Einen oder den Andern unter euch, der sich durch die Novelle getroffen fühlen dürfte. Dem sei sie recht herzlich empfohlen.

Peter Panter

## Schicksalslied

„Bald fehlt uns der Wein — bald fehlt uns der Becher."
Hebbel

Gehst du abends spät nach Hause,
naßkalt, müde nach der Klause —
mußt du heimwärts hinken?
Dafür hast du keinen Faible,
und du lugst durch blauen Nebel,
wo zwei Lichter blinken.
Und da ratterts. „Holla, Kutscher!" Der sieht gar nicht hin.
Kommt schon mal 'ne leere Droschke — dann sitzt Einer drin!

Dieses scheint mir allegorisch.
Eine liebt ich dilatorisch.
Wartete sechs Wochen.
Endlich kehrt sie heim zu Muttern.
Darf ich dich mit Liebe futtern?
Hör mein Herzlein pochen!
Doch sie lächelt. „In acht Monden bin ich Wöchnerin!"
Kommt schon mal ne leere Droschke — dann sitzt Einer drin!

Neuer Chef im Amt. Wie ist er?
Kabinettssturz. Die Minister
gehen, kommen, wechseln.
Heut auf schwarz-weiß-roten Kissen,
morgen durch die Brust geschossen —
Laß sie Noten drechseln!
Dies, mein Sohn, in einem Satze ist des Lebens Sinn:
Kommt schon mal 'ne leere Droschke — dann sitzt Einer drin!

Theobald Tiger

# Antworten

**Hans D.** Sie fragen an, wie sich die gewaltsame polizeiliche Durchführung des Bußtages mit der garantierten, in der Verfassung garantierten Trennung von Kirche und Staat vertrage. Nun, über der Verfassung steht die Verwaltung, und es muß doch wohl eine genügend starke Neigung für diese kirchliche Gewaltherrschaft im Volke vorhanden sein, sonst würd' es dagegen aufbegehren. Es begehrt aber nicht auf. Eine religiöse Prinzipienfrage ist keine Wucherverordnung.

**Hauptmann a. D. Willy Meyer.** Sie schreiben mir: „In Nummer 34 der Zeitschrift des Nationalverbands Deutscher Offiziere ist eine Rede des ersten Vorsitzenden veröffentlicht, die er unter großem Beifall vor den Mitgliedern gehalten hat. General Graf Waldersee polemisiert in seiner Ansprache unter anderm gegen Scheidemann, dem er vorwirft, das Offiziercorps beleidigt zu haben. Er bedauert, daß noch nicht die Striemen von Reitpeitschenhieben die Wangen Scheidemanns zieren. Ich kenne die Rede von Scheidemann nicht, auf die sich der Herr General stützt. Aber selbst wenn zutreffen sollte, daß Scheidemann das Offiziercorps beleidigt hat, so glaube ich doch im Namen vieler Kameraden zu sprechen, wenn ich gegen die indirekte öffentliche Aufforderung des Grafen Waldersee zu Gewalttätigkeiten Verwahrung einlege. Aus dem politischen Kampf muß die Reitpeitsche, gegen die sich mancher zweifellosmit dem Revolver wehren würde, ausscheiden, wenn unser öffentliches Leben nicht auf ein noch tieferes Niveau fallen soll. Unbestreitbar: die Achtung vor dem Offiziercorps ist stark gesunken. Durch Anreizungen zur Brutalität wird sie noch mehr sinken, auch zum Nachteil aller ehemaligen Offiziere, die sich im Wirtschaftsleben betätigen. Wir wünschen und müssen mit ganzer Kraft daraufhinarbeiten, daß der politische Kampf sich nur in geistigen Bahnen und in rein sachlichen Formen bewegt. Die fortgesetzten Beleidigungen breiter Volksmassen durch gewisse rechtsstehende Abgeordnete und bestimmte Preßorgane sind genau so zu verwerfen wie die bedingungslosen Schmähungen des Offiziercorps durch linksstehende Abgeordnete und überradikale Blätter.”

**Mehrheitssozialist.** Sie täten gut daran, Elemente wie den Aujust Winnig auch formell von sich abzuschütteln. Die Partei in ihrer großen Masse stimmt mit dieser Sorte von Opportunisten nicht überein. Aujust Winnig, dessen Haltung am und nach dem dreizehnten März 1920 mit der seiner Generale wetteiferte, ein Sozialdemokrat, der, wie vor Gericht festgestellt worden ist, die Regierung mitübernehmen sollte, wenn der Kapp-Putsch glückte —: der gibt nach dem Fiasko seiner, na, Politik in Königsberg ein Käseblättchen heraus. Man muß es gesehen, erlebt, gelesen haben. Tut mir die Liebe: laßt euch von der Ostpreußischen Wochenschrift ‚Morgen’ (Verlag zu Königsberg in Preußen, Dohna-Straße 11a) eine Nummer kommen, um zu ermessen, welcher Temperaturgrad kalten Wassers einem Menschen gebührt, der erklärt, daß ich ihn angreife, weil ich die Konkurrenz solcher Literatur fürchte. Leitartikel: ein Offener Brief an Frau Käthe Schirmacher, worin sich Herr Sozialdemokrat für die Revolution und für den Zusammenbruch des neunten November entschuldigt. Wer wollte Aujust Winnig die Bescheinigung versagen, daß er niemals revolutionär gewesen ist, sondern ein viehisches Gemorde vier Jahre lang mit Begeisterung unterstützt hat! Er hat ganz recht: es ist nicht einzusehen, warum die Deutschnationalen ihm und seinesgleichen mißtrauen. Die Katastrophenpolitik im Osten hat an solchen Gesellen die besten Förderer.



Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 20. Januar 1921 Nummer 3

## Adler rauschen in Paris von Karl Rothammer

Die Deutsche Volkspartei, deren Anhängerschaft an unheilbarer Schneeschmelze erkrankt ist, ächzt nach dem schwarzen Adler, auf dessen Fittichen sie siegreich die Preußenwahl zu durchfliegen hofft. Der Geist von Königsberg wird männiglich beschworen; das Hakenkreuz bekommt eine neue Inschrift: „Deutsche Kulturpolitik mit preußischem Akzent". Das Echo einer so wahrhaft politischen Leistung kommt, wenn auch nicht grade im ursächlichen Zusammenhang, aber doch prompt aus Paris. Dort rauschen die Adler bereits. Von den Herren Poincaré, Viviani und Konsorten mit bewimpelten Spießen angestachelt, kreischen die Wappentiere edler Kriegsbegeisterung, die Symbole gepanzerter Herrenmenschlichkeit, brechen aus der nationalistisch flammenden Kammer hervor, fressen Herrn Leygues und mit ihm die letzten Brocken französischen Verständigungsverstandes. Im Zeichen derartigen Adlerwahnes steht eine neue Epoche der Weltgeschichte zweifellos dicht vor der Tür; allerdings zu dem Zweck des Rausschmisses. Die preußischen Rechtsparteien können die französischen Adlerwärter zu Ehrenmitgliedern ernennen. Die Zermürbung der borussischen Reaktion wird dennoch fortgesetzt werden müssen. Findet die blau-weiß-rot bebänderte Bestie keinen schwarz-weißen Partner, wird sie vielleicht doch an Langeweile krepieren. Zum mindesten ist ihr das revanchebrütende Begattungsgeschäft verdorben. Auf denn zum fröhlichen Adlerrupfen: am zwanzigsten Februar soll das Exemplar aus der Erbschaft Hohenzollern Federn lassen.

Gewiß ist bedauerlich, daß wir überhaupt noch notwendig haben, für Preußen zu arbeiten, zu sorgen, zu wählen. Besser würde es gewesen sein, wenn im November der Volksbesinnung mit den diversen Königen, Großherzögen und andern gekrönten Hohlgefäßen auch die sogenannten Landesgrenzen gefallen wären. Wir haben den Einheitsstaat nicht erreicht; wir dürfen aber nicht vergessen, daß zu den begeisterten Förderern der Föderation auch der unabhängige Kurt Eisner gehörte. So blieb also Preußen bestehen; aber seine Hegemonie ist dennoch gebrochen, der Weg zum Einheitsstaat ist immerhin zugänglicher gemacht worden. Die Kompetenzen des Reichs wurden entscheidend erweitert; Steuern, Eisenbahnen, Heereswesen, Ernährung, Wirtschaft, Arbeitsordnung wurden zentralisiert. Preußen blieb ohne Staatspräsidenten, Königsgelüste haben keinen Platzhalter. Nach der Verfassung zum mindesten ist die preußische Demokratie vollkommen. Die Landesversammlung, die wahrhaft Exponent des Volkswillens werden kann, stellt die Regierung. Für die demokratische Sicherung der Verwaltung sorgen Gemeindevertretung, Provinziallandtag und Kreistag, gleichfalls so gewählt, daß auch die letzte Stimme zur Auswirkung kommt. Der Staatsrat, zwar eine zweite Kammer, wirkt trotzdem nicht als aristokratisches Prinzip, denn er geht nach dem Verhältnismaß aus den Provinziallandtagen hervor. Das Gefäß des neuen Preußens ist somit gut gefügt. Fragt sich nur, ob das preußische Volk politische Klarheit oder irgendwie gefärbte Romantik hineingießen wird.

Bei allem Glauben an das rollende Trottoir der Geschichte: es gibt so etwas wie Fortschritt. Einst regierte in Preußen das Roggen- und Schnapsgeschäft des Junkers; Landrat und Corpsstudent standen als Karyatiden. Ohne Kanitz keine Kähne. Ohne Vorwissen oder Rat der getreuen Landstände, gemäß einer Kabinettsverfügung von 1663, kein Entscheid in wichtigen Sachen, „daran des Landes Gedeihen oder Verderb gelegen”. Am dritten Dezember 1850 Bismarck: „Ich suche die preußische Ehre darin, daß Preußen sich von jeder schmachvollen Verbindung mit der Demokratie entfernt halte.” Am zehnten Januar 1908 Bülow: „Für die königliche Staatsregierung steht es nach wie vor fest, daß die Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen dem Staatswohl nicht entsprechen würde; die Ersetzung der öffentlichen Stimmabgabe durch die geheime kann nicht in Aussicht gestellt werden.” 1917 konnte auch Bethmann noch nicht wagen, das Reichstagswahlrecht für Preußen zu empfehlen; er wäre sonst, wie er zu Pachnicke gesagt hat: „geflogen”. Die Beamten durften nur einzeln vorstellig werden. Wenn mehrere eine Petition unterschrieben und diese gar an einen Abgeordneten adressiert wurde, spritzte Maßregelung. Im zwanzigsten Jahrhundert erhielt der Oberbürgermeister von Berlin eine Verfügung der preußischen Aufsichtsbehörde, daß ihm fürderhin nicht gestattet werden könne, ohne Anfrage bei seiner vorgesetzten Stelle Schulräume ausländischen Deputationen zu zeigen.

Heute sind zwar nur zehn Prozent, zwar lächerlich wenig, aber immerhin doch fünfzig preußische Landräte Mitglieder der SPD oder der USPD. Die Oberpräsidenten von Ostpreußen, Westpreußen, Schlesien, Brandenburg, Pommern, Schleswig, Hannover, Sachsen und Hessen-Nassau sind Sozialdemokraten oder Demokraten. Die geistliche Schulaufsicht ist beseitigt. Die Volksschullehrer dürfen ohne weiteres zur Universität; der Mittellandkanal (sprich: Rebellen) wird gegraben. Die Organisationen der Landarbeiter erhalten Schutz; die Konsumvereine sind vom Warenhausgesetz befreit, und die Millionen Wilhelms von Haby stehen unterm Veto. Solche Anfänge reichen aus, um den einstigen Herrn Preußens heiße Sehnsuchtsschreie zu entlocken: Adlerschreie! Woraus am besten hervorgeht, daß es sich eben wirklich um Anfänge, um den Beginn eines Neuen handelt. Um etwas, das fortzusetzen für das preußische Volk lohnend sein muß — und darum: Keine Indifferenz, keine Müdigkeit bei den Preußenwahlen! Sie müssen eine tragfähige Linke bringen, schon damit das Reichskabinett nicht noch stärker nach rechts abschwimmt, nicht noch schlapper unter dem bayrischen Druck zusammenschrumpft, nicht noch mehr vergißt, daß es das Zufallsprodukt der Wahlfaulheit und des ewigen Schwankens der Unbelehrbaren ist. Das Wort des alten Bebel: „Wer Preußen hat, hat Deutschland!” könnte zu einer grausamen Lehre für uns Alle werden, wenn dem schwarzen Adler wieder die Klauen wüchsen, wenn er wieder anfinge, mit der pariser Konkurrenz um die Wette den Schnabel zu wetzen. Nur ein radikales Adlersterben kann Europa davor bewahren, durch Massentod Fäulnisgrab zu werden. Zu welchen Adlern aber auch der dreifach rote des heiligen Moskau gehört.

# Über Bethmann Hollweg von Erhard Deutelmoser

Nachdem Bethmann Hollweg sein Amt als Reichskanzler niedergelegt hatte, ließ er mich, kurz vor seiner Uebersiedlung nach Hohenfinow, zu sich bitten, um ohne Zeugen von mir Abschied zu nehmen. Seine letzten Worte waren: „Ich hoffe, daß mein Nachfolger seine Sache besser machen wird, als ich die meinige habe machen können.” Er hoffte das wirklich, aber er hoffte es doch nur schwach und konnte ja auch nicht anders, denn die Reichspolitik, die er für die beste hielt, war mit seiner Entlassung aufgegeben worden. Ihn mußte deshalb der Zweifel daran bedrücken, ob in der Tat ein Umschwung zum Bessern kommen würde. Als ein Mann des Zweifels, ein Suchender, Sorgender war er mir freilich auch schon während seiner Kanzlerschaft immer erschienen. Das hatte oftmals den Eindruck der Schwäche hervorgerufen. Aber in Wirklichkeit ist es am Ende grade seine Stärke gewesen. Bethmann Hollweg rang eben ohne Unterlaß nach Erkenntnis. Wenn er deren festen Boden unter sich fühlte, war er nicht schwach, sondern stark. Eine andre Grundlage aber als diese gibt es für die Gewinnung und die Entfaltung echter Willenskraft nicht. Gerecht werden kann man also Bethmann Hollweg nur unter der Voraussetzung, daß man zunächst einmal feststellt, ob es für ihn eine Möglichkeit gegeben hat, die Menschen, die Dinge und die Zusammenhänge richtiger zu erkennen, als ihm tatsächlich gelungen ist. Diese Feststellung aber wird sich Niemand zutrauen dürfen. Desto mehr ist deshalb eine andre geboten, nämlich die: daß der Reichskanzler Bethmann Hollweg garnicht über die Mittel verfügt hat, sich das nötige Maß von Einblick und Ueberblick zu verschaffen. Er teilte diesen Mangel, dessen Ursache nur durch eine genaue Untersuchung unsres einstigen Staatsgefüges, seines Geistes und seiner innen- und außenpolitischen Bedingtheiten, zu ergründen wäre, mit sämtlichen Deutschen, die seine Kritiker waren und sind. Dagegen unterschied sich Bethmann Hollweg von bei weitem den meisten seiner deutschen Zeitgenossen durch die Tatsache, daß er sich dieses Mangels bewußt war. Das zu bekennen, sind wir allesamt seinem Andenken schuldig.

Wir schulden ihm auch darüber hinaus noch die Anerkennung, daß er ein Mensch von ungewöhnlich hohem sittlichen Wert und bedeutenden Fähigkeiten gewesen ist. Wer mit ihm zusammen gearbeitet hat, der kann und wird ihm dieses Zeugnis auch nicht versagen. Daß Andre es ihm so oft verweigert haben und nach wie vor verweigern werden, ist allerdings kein Wunder. Den Maßstab für die Beurteilung geschichtlicher Persönlichkeiten bietet ja stets in erster Linie der Erfolg. Nach dem wird rückwärts konstruiert, und es wäre töricht, zu verkennen, daß das auch seine Berechtigung hat. Immerhin aber sollte man andrerseits grade in unsrer Zeit auch einsehen lernen, daß es Aufgaben gibt, die überhaupt nicht gelöst werden können. Und man sollte ferner bedenken, daß eben die gebräuchliche Methode der bloßen Erfolg-Bewertung viel dazu beigetragen hat, nicht etwa nur die Moralbegriffe, sondern erst recht die Begriffe von dem, was im Sinne weitblickender Deutung des Wortes zweckmäßig ist, zu

verwirren. Die Methode krankt nämlich an dem Uebel der Oberflächlichkeit. Sie ist in der Hauptsache nur mechanisch, anstatt vor allem psychologisch zu sein. Daran liegt es denn auch, daß in. den letzten Jahrzehnten, durchaus nicht nur in Deutschland, sondern so ziemlich überall, die Staatskunst mehr und mehr zum Handwerk entartet ist. Wenn sie stattdessen wieder eine wirkliche Kunst werden soll, dann muß sie psychologischer, also menschlicher werden. Das aber kann sie nur, wenn Jedermann mit Ernst bemüht ist, sich in die Voraussetzungen hineinzudenken, unter denen scheinbar unerklärliche Fehler, besonders die, deren Folgen ihn selber bedrücken, gemacht worden sind. Das ist viel verlangt; dennoch darf diese Forderung Niemand ablehnen, der die Zukunft besser gestalten will.

Bethmann Hollweg ist nach dem Urteil der Einen daran gescheitert, daß er zu.wenig imstande war, sich von veralteten Ueberlieferungen frei zu machen. Dem gegenüber behaupten die Andern, er habe der Sucht nach Neuerungen mehr zugestanden, als nötig und gut war. Von der einen Seite wird ihm die Fähigkeit des Erhaltens, von der andern die des Gestaltens abgesprochen. Es gibt auch Leute, die beides an ihm auszusetzen haben. Wenn Jemand nun so verschieden beurteilt wird, dann beweist das zunächst, daß keines der Urteile richtig sein kann. Und weiter rechtfertigt es die Vermutung, daß der Verurteilte sich die größte Mühe gegeben hat, Allen gerecht zu werden. Das hat Bethmann Hollweg denn auch tatsächlich getan. Offen bleibt also nur noch die Frage, weshalb er seinen guten Willen nicht durchgesetzt hat. Das ist eine Machtfrage. Ihre Beantwortung muß demnach davon ausgehen, wo in Deutschland während des Krieges die entscheidenden Machtfaktoren gelegen haben. Die Zeit vor dem Kriege darf dabei zwar nicht außer Betracht bleiben, aber sie kommt nur mittelbar in Betracht, denn Bethmann ist ja drei Jahre lang noch im Kriege Kanzler gewesen und hätte sich nicht so lange halten können, wenn die unmittelbaren Ursachen seines Sturzes im Frieden zu suchen wären

Erkennbar sind die Machtfaktoren an ihrer Wirkung und schätzen lassen sie sich am einfachsten da, wo sie im Zusammenhang mit den besonders wichtigen öffentlichen Streitfragen in die Erscheinung treten. Während des Krieges sind nun in Deutschland zwei Fragen mehr als alle andern umstritten worden: erstens die sogenannte Kriegszielfrage, und zweitens die Frage nach dem Fortschritt auf dem Gebiet der innern Politik.

Als der leidige Kriegszielstreit begonnen hatte, sich mehr und mehr zu verschärfen, hat Bethmann Hollweg mich eines Abends in einem engen Freundeskreise, wo wir beide als Gäste weilten, vertraulich beiseite genommen, um zu erfahren, ob nach meiner Ansicht die Mehrheit des deutschen Volkes mit sehr gemäßigten Friedensbedingungen einverstanden sein würde. Die militärische Lage wurde damals durchweg, auch vom Kanzler, günstig beurteilt. Bethmann ging also offenbar nicht von der Erwägung aus, was unter der Voraussetzung unsres Waffensieges politisch erreichbar oder für den Fall unsrer Niederlage allenfalls noch zu retten wäre, sondern er wollte wissen, wie hoch er das öffentliche Verständnis für die gebotene staatskluge Selbstbe-

schränkung im Erfolgsfall schätzen dürfte. Daß er mich zu Rate zog, hatte wahrscheinlich zwei Gründe. Er glaubte wohl, mir wäre in meiner damaligen Stellung als Chef des Kriegspresseamtes genauer bekannt, wohin die Stimmung im Volke neigte, und außerdem, was die Oberste Heeresleitung aus militärischen Rücksichten fordern wollte. Nach meiner Kenntnis war man im Großen Hauptquartier damals jedem Anspruch abgeneigt, der sich nicht ohne weiteres mit dem Wesen des reinen Verteidigungskrieges vertragen hätte. Eben deswegen hatte die Heeresleitung auf meinen Vorschlag, im Einvernehmen mit Bethmann Hollweg, die öffentliche Erörterung der Kriegszielfrage verboten. Es lagen mir auch keine Nachrichten vor, nach denen man, abgesehen von einer lärmenden Minderheit, bei der Heimat-Bevölkerung eine andre Auffassungsweise voraussetzen konnte. Dementsprechend fiel meine Antwort an Bethmann Hollweg aus. Er freute sich über sie, schien sie aber doch mit einiger Skepsis aufzunehmen. Die war auch, wie sich später ja zeigen sollte, nicht unberechtigt. Auf die Dauer war mit dem Erörterungsverbot und seiner Handhabung leider nur allzuwenig zu machen. Die Länge des Krieges entfachte hüben und drüben mehr Leidenschaft, als man mit Zensurmitteln löschen konnte. Je unvernünftiger die weit übertriebenen Forderungen wurden, desto kräftiger wurden sie oberirdisch und unterirdisch geltend gemacht, und die Gegenwirkung blieb natürlich weder daheim noch anderswo aus.

Die politische Reichsleitung konnte nichts Besseres tun, als möglichst zurückhaltend sein. Sie hatte durch die bloße Tatsache, daß der Krieg überhaupt entstanden war, zuviel von ihrem ohnehin recht spärlichen Schatz an Volksvertrauen eingebüßt. Die Heeresleitung hatte zwar größern Einfluß, positiv durch das Ansehen, das ihr die Waffenerfolge verliehen, und negativ durch die Zensur, die nach der Verfassung nur militärisch zu handhaben war. Allmächtig aber war sie deswegen nicht. Bethmann Hollweg bedurfte indessen einer Stütze an ihr, und die wurde ihm auch bis auf weiteres gern gegeben. Zu meiner Zeit ging das Zusammenwirken zwischen den Organen der Reichsleitung und dem Kriegspresseamt gut. Der Kanzler ließ sich von mir auch bisweilen über die militärische Kriegslage Auskunft geben. Was mir selber bekannt war, erfuhr er dann ohne Vorbehalt.

Das Verhältnis zwischen ihm und der Heeresleitung trübte sich meines Wissens ernstlich erst, als bei Verdun kein entscheidender Sieg gelang. Seitdem war im Großen Hauptquartier öfters die Rede davon, daß Bethmann den Chef des Generalstabes durch den Oberbefehlshaber unsrer Truppen im Osten ersetzt sehen wollte. Es wurde ihm auch Intrigen gegen den Chef des Generalstabes nachgesagt. Daß intrigiert worden ist, steht fest. Gegen Bethmanns bewußte Beteiligung bei der Anwendung solcher Mittel spricht aber alles, was in mir an selbstgewonnenen Eindrücken von ihm nachwirkt. Bloßer Zuschauer kann er bei dem Kommandowechsel, der dann im Herbst des Jahres 1917 eintrat, natürlich nicht gewesen sein. Er hat aber wohl nur deshalb darauf gedrungen, weil er von ihm die schnellere Beendigung des Krieges erhoffte, und weil er das öffentliche Vertrauen zu den neuen Heerführern auch politisch für wertvoll hielt. Wenn diese Gründe

ihn bewogen haben, stimmte er damals mit der Mehrheit unsres Volkes, soweit man dessen Stimmung erkennen konnte, durchaus überein. Mit mir dagegen auch dann nicht. Das wußte er, und er hat deshalb niemals mit mir darüber gesprochen, selbst nicht, nachdem er mich zu seinem Mitarbeiter berufen hatte.

Wir unterschieden uns, nach meinem Empfinden, nach wie vor durch eine bei ihm in der Regel weniger günstige, bei mir dagegen meistens hoffnungsvollere Ansicht über die rein militärische Kriegsentwicklung. Mein Glaube an deren günstigen Ausgang ist erst im Sommer 1918 erschüttert worden, als bedenkliche Nachrichten aus dem Hauptquartier kamen. Trotzdem aber waren wir immer vollkommen darüber einig, daß der Friede so bald wie möglich und für die Gegner so milde wie möglich, selbstverständlich nicht milde zum wirklichen Schaden Deutschlands, zu schließen wäre. Grade meine Ueberzeugung, daß wir mindestens nicht geschlagen werden würden, ließ mich aber auch folgern, daß es desto ungefährlicher wäre, öffentlich für das Alles einzutreten und außerdem mit den innenpolitischen Reformen schnell vorwärts zu schreiten. Daß namentlich die Beschleunigung der preußischen Wahlreform den Parteistreit verschärfen würde, leuchtete mir zwar ein. Aber wenn die Waffenentscheidung günstig ausfiel, hätten wir uns über diesen Nachteil ja trösten können. Die Siegeshoffnung entkräftete meines Erachtens auch den Einwand, daß die Wahlreform als erpreßtes Zugeständnis erscheinen würde. Je schneller sie kam, desto weniger war sie dieser Mißdeutung ausgesetzt.

Aber es ist ein Unterschied, ob man in solchen Dingen bloß einer von vielen Beratern, oder ob man als leitender Staatsmann für sie verantwortlich ist. Bethmann hat, wie mir jetzt scheinen will, den militärischen Teil der Lage bei weitem richtiger beurteilt als ich. Ob er aber dafür den innenpolitischen weniger richtig beurteilt hat, ist mir zweifelhaft. Die Widerstände, auf die er stieß, sind wohl stärker gewesen, auch mannigfaltiger, als ich damals noch glaubte.

Den Kommandowechsel bei der Heeresleitung habe ich für einen Fehler gehalten. So erscheint er mir auch noch heute. Tatsächlich ging seitdem allmählich die gesamte höchste Reichsgewalt auf die militärische Führerschaft über. Daran konnte noch nicht einmal die Oberste Heeresleitung selbst etwas ändern. Sie hätte sich — theoretisch angesehen — zwar in zweifelhaften Fällen Bethmanns politischer Einsicht fügen können. Praktisch war das aber nicht möglich. Wer Soldat und nichts andres ist als das, der kann aus seiner militärischen oder militaristischen Haut nicht heraus. Am wenigsten, wenn ihm das Volk so lange den Glauben an seine Unfehlbarkeit vorgehalten und ihn so kräftig darin bestärkt hat, wie das mit den neuen Heerführern schon geschehen war, als sie noch an der Ostfront standen. Es ist ungerecht, jetzt nachträglich zu bestreiten, daß diese ganz unwiderlegbar erwiesene Tatsache nicht etwa auch noch später hätte nachwirken müssen, als der neuen Heeresleitung ebenfalls nicht gelang, den schnellen Abschluß des Krieges herbeizuführen. Man soll eben Menschen, mögen sie noch so groß sein, nicht zu den Göttern erheben, und wenn man es dennoch nicht lassen kann, soll man sich wenigstens

hinterher über die Folgen weder wundern noch entrüsten. Im Gewerkschaftshause sagte mir der verstorbene Legien einmal, als ich irgendwo den Ausdruck „Regierung” gebraucht hatte, die Regierung säße ja garnicht in Berlin, sondern wäre im Hauptquartier. Es war meine amtliche Pflicht, das damals — übrigens war es nach Bethmann Hollwegs Zeit — zu bestreiten. Heute ist es stattdessen meine Pflicht, das als richtig einzugestehen. Was ich konnte, um der politischen Reichsleitung in dieser Lage den Rücken zu starken, das ist geschehen. Es war aber wenig genug.

Nur zwei Methoden gibt es, einen wirklichen Volkskrieg zu führen. Entweder sorgt man dafür, daß die Feldherren etwas von der Staatskunst verstehen, oder man sorgt für Staatsmänner, denen auch Feldherrntum innewohnt. Beides läuft im Grunde auf das Selbe hinaus, und beides schließt die Forderung ein, daß der Grundgedanke sinngemäß auf das gesamte Volk übertragen wird. Wollten wir im Weltkriege tun, was schon der bloße Vergleich der Zahlenstärken hüben und drüben gebot, wollten wir also durch Hochwertigkeit ersetzen, was uns an Menge fehlte, dann gab es nur diesen Weg. Der durfte freilich nicht erst im Kriege beschritten werden, denn es war ein recht langer Weg, und unser Atem war zu kurz, als daß wir trotzdem noch rechtzeitig hätten zum Ziel kommen können. Nur Glück, sogar besonderes Glück, war imstande, uns vor den Folgen dieser Friedensversäumnis einigermaßen zu schützen. Der militärische Sieg — ich beschönige hier durchaus keinen Irrtum — schien mir erreichbar, trotz Marne-Schlacht und andern Rückschlägen. Aber ich habe auch eine Denkschrift verfaßt, die vom einunddreißigsten März des Jahres 1918 datiert ist, und darin steht; wir würden den Krieg noch nach dem militärischen Siege politisch verlieren, wenn wir bis zum Frieden nicht nachholten, was mir, ebenfalls leider aus Irrtum, damals noch nachholbar schien. Zur Verhütung von Mißverständnissen sei hier übrigens eingeschaltet, daß durchaus nicht nur die Eroberungsprediger und die Fortschrittsgegner dem Kanzler Bethmann die Innehaltung des richtigen Kurses unmöglich gemacht haben. Auch die Radikalen der Gegenseite haben das ihre dazu getan. Wer im Kriege den Frieden will, muß ihn zwar dem Feinde begehrenswert machen, aber er darf auch nicht die wesentlichste Voraussetzung jedes vernünftigen Friedens anfechten, nämlich die Ebenbürtigkeit Derer, die sich vertragen sollen. Und was die Radikalen beider Gruppen durch übermäßige Regsamkeit in einer verfehlten Richtung geschadet haben, das haben die dazwischen stehenden Gruppen verschlimmert durch die Trägheit, mit der sie unterließen, dem Kanzler den rechten Weg finden und verfolgen zu helfen.

Kurz ehe Bethmann entlassen wurde, suchte mich ein Vertreter der Obersten Heeresleitung auf und erklärte, die nähme den Abschied, wenn Bethmann bliebe. Es sei meine Pflicht, dieses nationale Unglück verhüten zu helfen. In der Reichskanzlei sagte man mir aber dann, die Gegensätze seien inzwischen ausgeglichen. Einen oder zwei Tage später rief Bethmann spät abends bei mir an und bat mich, zu ihm hinüberzukommen. Im Bibliothekzimmer fand ich außer ihm den Chef des Zivilkabinetts und Bethmanns eben ernannten Nachfolger vor. Wir blieben eine

Weile beisammen. Der entlassene Kanzler imponierte mir durch seine vornehme Ruhe. Fast schien mir, als fühlte er sich erlöst. Mit seinem Nachfolger tauschte er, nicht ohne Humor, Erinnerungen aus frühern Zeiten aus, da beide gemeinsam am selben Orte amtlich gewirkt hatten Als wir uns wieder trennten, stand ich unter dem Eindruck, daß Bethmann Hollweg zwar den Ruhm der geschichtlichen Größe eines erfolgreichen Staatsmannes nicht zu erwarten hätte, als Mensch dagegen mit Niemand einen Vergleich zu scheuen brauchte.

„De mortuis nil nisi bene“: das bedeutet nicht, man solle von Toten nur Gutes reden, sondern es mahnt, entweder garnicht oder gut, also liebevoll von ihnen zu sprechen. Die Lebendigen haben das Recht und die Pflicht, das Erbe der Toten zu prüfen. Sie versündigten sich, wenn sie das nicht täten, an der Gegenwart und der Zukunft, ohne die Vergangenheit bessern zu können. Bethmann Hollweg war mit dem, was er hinterließ, gewiß nicht zufrieden. Seine eignen Abschiedsworte bezeugen das. Aber was er selbst ererbt hatte, kann man auch nicht grade verherrlichen. Und was man von ihm auch sagen mag: sogar seine schärfsten Gegner sollten ihm wenigstens die bescheidene Anerkennung gewähren, daß er sein Volk und sein Vaterland, dessen innere Widersprüche auch in seiner Persönlichkeit wirkten, immer geliebt und niemals verleugnet hat.

## Wilhelm der Zweite von einem Stabsoffizier

Karl Rosner hat unternommen, den ungeheuern Komplex schwierigster Fragen, die das eine Wort: „Weltkrieg” enthält, in phantastisch-feuilletonistischer Form zu lösen. Er gibt (bei J. G. Cotta) ein Phantasiegemälde des Königs (wie er den Kaiser nennt) und seiner Umgebung im Sommer des letzten Kriegsjahrs, und die Gefahr des Buches liegt darin, daß der Leser annehmen kann so — und nicht ganz anders seien die Dinge verlaufen; zumal allgemein bekannt sein dürfte, daß Herr Rosner auf Empfehlung des Generaloberst von Plessen tatsächlich Gelegenheit hatte, den Kaiser und seine Umgebung im Sommer 1918 aus nächster Nähe zu beobachten. So wurde Rosner auch Zeuge jenes Tischgesprächs, in dem der Kaiser, zum stillen Entsetzen seiner Umgebung, sich eingehend und denkbar gehässig über seine Eltern ausließ. Daß er mit seiner Mutter immer schlecht stand, war bekannt; neu und interessant war, daß auch sein Vater ihn gehaßt und beneidet haben soll. Rosner liebt seinen Romanhelden und stellt nun alles so dar, als wenn eine Schar kleinlicher, neidischer Geister sich vereint hätte, um nur ja den einen edlen, stets verkannten jungen Fürstensohn nicht aufkommen zu lassen. Die Weltgeschichte wird zum Familiengezänk und Intrigenspiel alternder Männer von unbefriedigtem Ehrgeiz, Eduard der Siebente, Friedrich der Dritte und selbst Bismarck werden schwarz angestrichen, um das leuchtende Weiß des hohen Königs Rosnerscher Phantasie desto deutlicher hervortreten zu lassen.

Dabei zeigt doch der Lauf der Ereignisse, wie berechtigt die Besorgnisse des Kaiser Friedrich und des alten Bismarck waren, und Rosners Buch beweist es in letzter Linie auch. Er

schildert einen von den maßgebenden Stellen beiseite geschobenen bedeutenden Phantasten, dem man nur noch die Geste der Herrschaft gelassen hat, einen Hamlet auf dem Thron, einen Adelsmenschen, der innerlich seine Umgebung weit überragt, aber nicht den Mut zur Tat findet. Dabei geniert Herr Rosner sich garnicht, Männer, bei denen jeder Kenner sofort weiß, wer gemeint ist, durchaus falsch zu zeichnen, nur um den Einen immer wieder zu verherrlichen. Am schlimmsten kommt „der Fürst" weg, mit dem nur der Fürst Pless gemeint sein kann. In Wirklichkeit ist das ein ganz vernünftiger Mann, der weder oesterreichischen Dialekt spricht noch irgendwelche Anlage zum Schmeichler hat, so wenig wie der Admiral von Müller ein Eulengesicht. „Der Graf dagegen kann sich nicht über Rosner beklagen: der läßt ihn manchmal sogar tiefsinnige Aussprüche tun, während seine einzige Klugheit darin bestand, den ganzen Krieg hindurch jedes Kommando zur Front ängstlich zu vermeiden, so oft ihm auch nahegelegt wurde, doch anstandshalber mal auf einige Wochen in einem ruhigen Abschnitt Feldsoldat zu spielen. Am ehesten getroffen ist noch der alte Plessen und der dicke Marschall, der Chef des Militärkabinetts, wenngleich Plessens Bild durch einen starken Hang zur Intrige noch vervollständigt werden könnte.

Aber das sind schließlich Kleinigkeiten, die man der Einbildungskraft des Romandichters zugute halten mag. Bedenklicher ist es schon, wenn er große Historie treibt und Hindenburg und Ludendorff in ihrem Verhältnis zum „König" schildert. Der Feldmarschall mit dem „genial altpreußischen Kasernenhofgesicht" ist rein äußerlich ganz gut abgemalt; nur wird ewig ein Geheimnis des Herrn Rosner bleiben, wie der Widerspruch zwischen genial und Kasernenhof zu deuten ist, denn eines schließt doch das andre aus. Die bekannte Aeußerung des Kaisers: „Will man mir diese widerliche Feldwebelfresse denn zu jedem Frühstück servieren!" soll wohl von seinem gefälligen Hofhistoriker auf diese etwas gewaltsame Weise umgedeutet werden. Tatsächlich liebte der Kaiser den alten Hindenburg keineswegs, und Ludendorff war ihm im höchsten Grade unangenehm. Eine unmittelbare Zusammenarbeit zwischen Wilhelm dem Zweiten und Ludendorff wäre garnicht denkbar gewesen: der behäbige Feldmarschall mit seiner unerschütterlichen Ruhe mußte da als Zwischenglied eingeschoben werden. Hindenburg ermöglichte Ludendorff; und darin liegt wohl seine einzige Bedeutung. Für sich allein war er nichts als ein ehrenwerter General mittlern Grades, der die fehlende Genialität durch Gottvertrauen ersetzte. Ludendorff ist, daran ist gar kein Zweifel, die einzige überragende Persönlichkeit, die direkte Beziehungen zum Kaiser hatte; und daß Wilhelm der Zweite diesen Mann in keiner Weise schätzte, kann selbst Rosner nicht verschweigen. Der Kaiser, maßlos eitel und weltfremd, sah in Ludendorff nur den Konkurrenten, dem die Macht automatisch immer mehr zufiel, stand dabei aber unbewußt selbst im Bann dieses Mannes und seines militärischen Größenwahns und vergaß, daß seine Pflicht als Herrscher gewesen wäre, dem Strategen einen Politiker und Staatsmann überzuordnen. Was eigentlich Regieren bedeutet, ist ihm nie klar geworden, ihm, der nur am Repräsentieren Freude hatte, und den sein Gottesgnadentum hin-

derte, in hingebendem Fleiß und innerer Bescheidenheit die ursächlichen Zusammenhänge zu erforschen.

Warum schob ihn denn die Oberste Heeresleitung beiseite und „stellte ihn ab", wenn es ernst wurde? Weil man wußte, daß er nicht im Bilde war und nicht arbeiten konnte, weil nichts nutzloser und nervenaufreibender ist, als in Stunden höchster Spannung einen hochstehenden Dilettanten unterhalten zu müssen, dessen Neigung, am falschen Fleck einzugreifen, man von früher her kannte.

Ludendorff glaubte an seinen Kopf, seine Arbeitskraft und seinen Stern mit dem Starrsinn des schwerlebigen ernsten Fanatikers. Wilhelm der Zweite glaubte nur an seinen Stern, und dies unglückselige Gottesgnadentum, in dem die Kaiserin ihn bestärkte, machte ihn blind und schloß ihn ab vor den Menschen mit realem Sinn, hinderte ihn an jeder richtigen Arbeit und gab ihm jene verhängnisvolle Oberflächlichkeit, die ihm den klaren Blick raubte. Gegen Ende seiner Herrschertätigkeit trat das immer deutlicher hervor. Auf Valentini folgte der Herr von Berg, ein Vertreter der äußersten Rechten, dann ging auch der viel verlästerte Admiral von Müller, von dem sogar Rosner sagt, daß er stets ein unbequemer Warner gewesen war, und das Große Hauptquartier wurde immer feudaler und volksfremder, bis eines schönen Tages das Ende da war.

Aber das Gottesgnadentum wirkte fort. Der entthronte Kaiser in Holland hält sich noch heute für ein Instrument der göttlichen Vorsehung und noch heute ist er geneigt, alles Handeln „Jenem dort oben" zu überlassen. Für Vernunftgründe ist er ebenso unzugänglich wie in seinen besten Tagen. Als nach dem Kriege die Auslieferungsfrage brennend war, trat, warm befürwortet von Herren seiner frühern Umgebung und seines Hofstaats sowie vom Auswärtigen Amt, die Anregung an ihn heran, doch seine Vernehmung vor einem neutralen Gerichtshof in Holland zu verlangen. Nichts wäre der Entente unangenehmer, der deutschen Sache zuträglicher gewesen. Aber der Kaiser war dafür nicht zu haben: er ließ mitteilen, daß er sich nur „Jenem dort Oben" verantwortlich fühle. Er hat eben nie den Kampf geliebt, sondern immer nur die Pose des Kampfes, er ist weder kriegerisch noch stark, sondern immer nur eitel und oberflächlich gewesen, und seine einzige Kraft war sein romantisch verstiegenes Gottesgnadentum. Hätte er sich des Thrones bemächtigt: er wäre hart zu verurteilen. Aber er hatte ihn geerbt, und so wurde seine Unfähigkeit das Schicksal des Volks, und von Schuld kann man nicht gut sprechen. Sicherlich haben sowohl der Kaiser Friedrich wie auch Bismarck Wilhelm den Zweiten richtiger beurteilt als sein neuester Biograph Herr Karl Rosner.

Ich bin überzeugt, daß wir der Nachwelt äußerst dumm erscheinen werden. Die Worte Republik und Monarchie werden sie zum Lachen bringen, wie wir über den Realismus und den Nominalismus lachen. Denn ich wette, daß man mir keinen wesentlichen Unterschied zwischen diesen beiden Ausdrücken zeigen kann. Eine moderne Republik und eine konstitutionelle Monarchie sind identisch: man prügelt sich darum, man schreit, man haut sich!

Flaubert

## Karl Kraus von Heinrich Fischer

Seine Geste, ein junger Sperber, schreckt
ihr Wort, verflatternde Taube.
Auge: staunender Glaube.
Nachts haben ihn Harpyien geweckt,
sie schwirrten, bereit zum Raube,
über sein bebendes Herz gestreckt —
(Er lag. unter Gottes Mantel versteckt).

Nun gräbt er die Welt aus dem Staube,

## Die Justiz von Hugo Grotius

### III. Die Richter

Richter zu sein, scheint mir der edelste und höchste Beruf. Bei uns war und ist er das nicht. Das beweist rein äußerlich die Tatsache, daß sich als nötig herausstellte, die Richter zu Amts-, Land-, Kammergerichtsräten, Präsidenten und Geheimen Justizräten zu „ernennen”. Wenn irgendwo Rangstufen, Titel, Orden und Ehrenzeichen sinnlos, ja schädlich sind, so im Richterberuf. Denn hier mehr als in allen andern Berufen muß jeder Schielblick nach oben, jede Streberei — soweit es eben überhaupt möglich ist — ausgeschaltet sein. Des Richters Fähigkeit soll sich zeigen in guter, das heißt: juristisch wohlbegründeter, unbeeinflußter, objektiver Rechtsprechung, denn nur sie kann das Vertrauen des Volkes gewinnen und erhalten, und wo dieses Vertrauen fehlt, ist etwas faul in der Justiz. Man muß nicht glauben, daß das Volksvertrauen schon durch gelegentliche „Fehlsprüche” zerstört wird. Das weiß die Allgemeinheit auch, daß Irren menschlich, also auch dem Richter verzeihlich ist. Wankt das Vertrauen im Volke oder in großen Schichten, so hat das tiefere Gründe, die das Volk nicht in ihrer Wesenheit erkennt und darum mit einem Schlagwort, wie; Klassenjustiz oder Weltfremdheit, fälschlich, weil oberflächlich bezeichnet. Darüber in einem andern Kapitel. Heute sei nur von der persönlichen Stellung des Richters, wie sie ist oder vielmehr nicht ist, die Rede.

Ich meine: Eine Abstufung im Richterberuf sollte sich nie im „Range” ausdrücken, sondern nur insoweit stattfinden, als besonders bewährte und gelehrte Juristen zur Rechtsprechung bei den höchsten Gerichten — ganz unabhängig von ihrem Alter — heranzuziehen wären (was übrigens hier und dort bereits geschehen ist). Im Gehalt dagegen dürfte eine Abstufung höchstens nach Dienstjahren — ganz unabhängig von der Beschäftigung — stattfinden. Allerdings müßte das Gehalt so sein, wie es der Wichtigkeit des Richterberufs entspricht. Es ist grotesk, daß ein Mann, der über Leben und Tod entscheiden kann, der über hohe und höchste Personen, über Industriekapitäne und Minister zu Gericht sitzen soll, der sich schlüssig machen muß, ob der oder jener Millionenverdienst gegen die guten Sitten verstößt — daß der ein Gehalt beziehen soll, mit dem ein geschickter Handarbeiter

nicht zufrieden wäre, und das sich neben dem Einkommen eines halbwegs gewandten Konfektionärs wie ein lächerliches Trinkgeld ausnimmt. Gewiß: der Staat, und besonders einer, dem es pekuniär so schlecht geht wie dem durch das Stahlbad des Weltkriegs geschrittenen neuen Deutschland, kann nicht allzuviel für Beamtengehälter ausgeben.

Meiner Ansicht nach gibt er in Wirklichkeit dafür viel zu viel aus, ja, er wirft das Geld zum Fenster hinaus. Das Heer der Beamten in den Verwaltungskörpern — von den Kriegs-, Uebergangs- und ähnlichen „Organisationen" gar nicht zu reden — könnte auf die Hälfte herabgesetzt werden, und wir hätten immer noch übergenug an Bürokratie. Was tun denn die Leute in der Verwaltungskörpern? Antwort: Sie streiten sich über die Zuständigkeit. Sie geben Sachen zuständigkeitshalber urschriftlich an die nächste Behörde, die sich ebensowenig für zuständig hält. Sie arbeiten wie das Eichhörnchen in der Trommel, und viele sind dabei so emsig, daß sie nicht die Zeit zum Essen finden. Aber sie machen noch mehr. Sie erlassen Anordnungen, Verfügungen, Leitsätze, sie halten Sitzungen ab, vertagen sie, halten neue Sitzungen ab unter Zuziehung der andern zuständigen Ressorts, Ministerien und Aemter, füllen die Amtsblätter mit Kundgebungen, die kein Mensch liest und keiner versteht, von denen die Behörden selbst nach vierzehn Tagen bestimmt nicht mehr wissen, ob sie noch in Geltung oder bereits „überholt" sind — Vorschriften, die, wenn schon sonst zu nichts nütze, doch eine unerschöpfliche Quelle neuer Streitfragen über die Zuständigkeit sind. Dann werden neue Ressorts, neue Aemter abgezweigt, wodurch die Arbeit über die Frage der Zuständigkeit ins Riesenhafte wächst, sodaß immer wieder neue Sitzungen, neue Beamte, neue Erlasse, neuer Zwist notwendig werden. Ignaz Wrobel hat hier einmal das unvergleichlich gute Bild gebraucht: „Es ist eine Lokomobile, die Holz sägt, um damit geheizt zu werden." Er hätte hinzusetzen sollen: „Sie sägt so fleißig, daß von dem Kleinholz alsbald eine zweite Lokomobile geheizt werden kann."

Hier herrscht ungeheuerliche Verschwendung an Zeit, Arbeitskraft und, vor allem, Geld. In der Justiz dagegen wird geknausert und gespart an allen Ecken und Enden, als wäre sie eine quantité négligeable. Nichts kann verkehrter sein. Ein Richter und seine Arbeit ist mit einem Verwaltungsbeamten und dessen Tätigkeit überhaupt nicht zu vergleichen. Er ist oder sollte wenigstens überhaupt nicht „Beamter" im landläufigen Sinne sein. Ich meine hier natürlich nur den „Judex", den entscheidenden Richter. Der Verwaltungsrichter ist kein judex: er sei ruhig Beamter. Praktisch gesprochen heißt das: Man lasse den Vormundschafts-, Grundbuch-, Nachlaß-, Zwangsversteigerungs-, Handelsregisterrichter durch alle Instanzen hindurch, wie bisher, einen juristisch vorgebildeten Beamten sein; meinetwegen auch den entscheidenden Richter in Bagatellsachen. Diese besolde man wie Verwaltungsbeamte überhaupt. Aber der Judex, berufen, die schwierigsten Zivilrechtsfragen zu lösen, von denen die Stetigkeit im Wirtschaftsleben nicht zuletzt abhängt, und besonders der Strafrichter, der über Ehre, Freiheit und Leben seiner Mitmenschen zu entscheiden hat: der sei nicht Beamter im

Range der Räte Vierter oder Dritter Klasse, sondern nehme eine Ehrenstellung mit mindestens Ministergehalt ein, sodaß sich die Besten und Klügsten des Voltes bemühen, diesen Ehrenplatz zu erringen. Er sei erhaben über Kriecherei, Streberei, Parteigezänk, er trone über Allen als ein unantastbarer Hort der Gerechtigkeit, der nur einen Grundsatz kennt: Fiat justitia, pereat mundus! Der Staat, der diesem Grundsatze folgt, wird bestimmt nicht untergehn. Das bisher nirgends erreichte Vorbild dieses Judex ist immer noch der englische Judge. Wie viele schwere Erschütterungen wären uns erspart geblieben, hätten wir, besonders in den letzten Jahrzehnten, solche Richter gehabt, an Stelle unsrer im Dienst der jeweiligen Machthaber ihre „Pflichten" erfüllenden Aburteilungsbeamten oder gar der zum Urteilen abkommandierten Militärpersonen.

Der Richter brauchten lange nicht so viele zu sein wie bei uns. Im Gegenteil: je weniger, desto besser. Diese wenigen aber müßten Köpfe, Rechts-, Lebens- und Menschenkenner, müßten Persönlichkeiten sein; in überragender Stellung, mit großem Gehalt und befreit von allem und jedem Verwaltungs- und andern Kleinkram, nur eingestellt auf das Judizieren, auf die Findung Dessen, was richtig und Recht ist. Leicht wäre das sicherlich bei uns nicht. Ich bilde mir auch nicht ein, daß irgendeine „maßgebende Stelle" meinem Vorschlag zustimmen wird. Denn dazu müßten erst einmal in den maßgebenden Stellen selbst „Persönlichkeiten" sitzen. Dort aber haben wir — Gott seis geklagt! — deren wahrhaftig nicht. Wir leiden an einem Ueberfluß von Durchschnittsintelligenz auf allen Gebieten. Ihre Herrschaft ist dank langjähriger Uebung so fest eingewurzelt, daß überragende Könner, durch alle möglichen Mittel und Mittelchen niedergehalten und hinausgebissen, schließlich, angeekelt von dem ewigen Treten der Trommel in dem vorgeschriebenen Tempo und der vorgeschriebenen Richtung, von allem, was mit Staatsgetriebe nur im entferntesten zu tun hat, sich resigniert zurückziehen und, wie das entsprungene Eichhörnchen in den Wipfel des Baumes, sich hinüberretten in die freiern Gefilde der unbeamteten Tätigkeit, als da für Juristen sind: Industrie, Anwaltschaft, Schriftstellerei und Hochschule. Wäre die Stellung des Richters so, daß es, umgekehrt, für die in den freiern Berufen tätigen Köpfe am erstrebenswertesten wäre, ein Richter zu sein, so wäre viel, sehr viel getan. Dann käme die Frage der Reformen und Reförmchen durchaus in zweiter und dritter Linie und wäre, angepackt von einer Handvoll solcher Männer, ein Kinderspiel, während sie heute aus dem Stadium der Beratungen, Erhebungen, Erwägungen, der Besserwisserei und der öden Fachsimpelei nicht herauskommt. Solche Männer würden auch mit einem schlechten Gesetze gute Justiz üben. Nur kleine Geister klammern sich ängstlich an den Paragraphen, politisch oder sonstwie voreingenommene oder auf „Vorwärtskommen" in der Stufenleiter vom Assessor bis zum Geheimen Justizrat erpichte Richter treiben auch mit den besten Gesetzen, bewußt oder unbewußt, Mißbrauch. Darum ist die Frage der Reform des Rechts, in Sonderheit des Strafrechts, zuerst eine Frage der Persönlichkeiten und dann erst eine der Gesetzgebung.

(Fortsetzung folgt)

# Kammer- und Schlafkammerspiele

Man blickt auf Hofmannsthal wie bei ihm der gealterte Casanova manchmal auf seine Jugend. Holden Nachklang fühlt mein Herz. Das ist nun zweiundzwanzig, und das ist halb so viel Jahre her. Bei Brahm, um die Jahrhundertwende, sollte der Oesterreicher, zwischen einem gewichtigen Schlesier und einem noch gewichtigern Norweger, keineswegs mehr sein als ein Farbfleck. Davon konnte man nicht wenig genug kriegen. Dem ‚Abenteurer und der Sängerin' wurde einfach der zweite Akt weggehackt und ihm damit verwehrt, von Grund auf auszukosten und auskosten zu lassen, wie es ist, wenn wir Toten erwachen und entdecken oder nicht einmal entdecken, daß wir zu schnell, zu ausgiebig und zu leicht gelebt haben. Das wäre, dachte wahrscheinlich unser strenger naturalistisch-rationalistischer Kunsterzieher, mit der skandinavischen Feststellung, daß wir niemals gelebt haben, schlecht zu vereinen gewesen. Eine Askese, die sich rächen mußte. Der Vollstrecker der Rache hieß: Max Reinhardt. Farbe und Lebenslust: jetzt konnte man deren nicht genug kriegen. Was in dem Dichter vom Wien des Canaletto und in dem Regisseur vom Burgtheater des Dingelstedt war, das tat sich verwandtschaftlich, zu gegenseitiger Ergänzung, zusammen und füllte die Bühne. Aber es überfüllte sie auch, es klebte gradezu auf ihr fest. ‚Cristinas Heimreise' hatte 1910 leider gar kein Glück, weil diese bezaubernde Schwerlosigkeit behandelt wurde wie der ‚Parsifal' in Bayreuth. Man konnte von anmutiger Beschwingtheit doch genug kriegen: sie brauchte nur durch Zentnergewichte um ihre Natur und ihre Funktion gebracht zu werden.

Nach dem Stahlbad des Krieges, das die deutsche Theatertextproduktion jedenfalls nicht genommen hat, zwingt ihre Hinfälligkeit die paar unverrotterten, nicht oder noch nicht auf Serienschlager erpichten Direktionen, sich von der fernen und minder fernen Vergangenheit der Weltdramatik zu nähren. Da machen die Kammerspiele, eingedenk, daß der Opernlibrettist Hofmannsthal von Hause aus Musik in sich selbst gehabt hat, einen ganz interessanten Versuch: dem ‚Abenteurer und der Sängerin' kleben sie den weggehackten Akt wieder an, und von ‚Cristinas Heimreise' in vier Akten graben sie einen Entwurf in zwei Szenen aus. Hier Fiorindo, dort Baron Weidenstamm sind Pseudonyme für den jungen und den ergrauten Casanova, und es ist tatsächlich glaubhaft und künstlerisch ausgewogen, daß jener hurtiger seine Liebschaften anzettelt, als dieser für eine von ihnen widerwillig Rechenschaft ablegt. Auf beiden Daseinsstufen ist ihm alles Menschliche fremd. Ihm; nicht Hofmannnsthal. Der weiß, daß Schmerz bereiten kann, wer selber leer ist bis zur Unempfindlichkeit. Soweit in Komödien, die wertvoll werden nicht durch ihr solides Rückenmark, sondern durch ihren schwebenden Gang und ihren reizend gemalten Teint, mein Anteil aufgerufen wird und reicht, gilt er den Frauen dieses primitiven Don Juan, den in der Jugend eine unentrinnbare Elvira nicht Zerlinen gönnen will, und der auf seine alten Tage

inne wird, daß seine Donna Anna aus der Liebestragik sich in die Mutterschaft, die Ehe und die Kunst gerettet hat. Der Rest von sehnsuchtsvoller Trauer ihrer Seele zergeht bei der Begegnung mit dem Selbstling, dem Filou, dem Schaumabschöpfer, der sie mit einer andern Frau verwechselt, zergeht und löst in einen Ton sich auf, in eine Arie, die sie niemals mehr hat singen wollen. Dieser Akt ist das Loblied des Künstlers auf seinen — wie Meier-Graefe sagt — Kram, der schwerer wiegt als alle sogenannten Erlebnisse und noch wirkt und schafft und beglückt, wenn der zeugende Geist schon kindisch und der Leib wieder kindlich geworden ist. Das wird nicht ausgewalzt, sondern in einer kostbaren Episode sinnfällig, bevor es die schlagende Schlußpointe zu bilden hat. Ich möchte um keinen Preis die Grabesruhe des verdienstlichen Brahm beeinträchtigen: aber man fragt sich doch, wieviel seinem ziemlich anspruchsvollen Geschmack von einem Organismus übrig blieb, dem er das Herz herausgebrochen hatte.

Immerhin: die Rolle für Kainz blieb übrig. Was in den Kammerspielen diesmal fehlt, ist: Erlesenheit; überall äußere, allzu oft innere Erlesenheit. Das erste Stück hat zu wenig Licht und Luft vom Land (trotzdem. ich das neue Fräulein Denera am Anfang fast mit Augusten Pünkösdy verwechselt hätte), von der Scholle, deren würziger Geruch dem verwöhnten Florindo erregend in die Nüstern desStädters steigt; das zweite hat zu wenig vom Hauch der großen Welt, die seine Heimat geworden ist und ihn allmählich völlig entseelt hat. Derlei ist nicht Sache der „Ausstattung”, sondern der Phantasie eines Regisseurs, der wäre, wie er heißt: Reich. An den jungen Casanova turnt und tollt sich Moissi beweglich genug heran: ins Zentrum dringt er ihm nicht. Der alte lärmt mir zu einförmig. Hier — ja, muß es hier nicht Augenblicke der Stille, der Einkehr, der Selbstbesinnung, wenn auch fruchtloser, wenn auch theatralischer, geben? „Ich will den Campanile um und um . . .": diese schmelzend hingejauchzte Diatribe, ein Deklamationsstück ohnegleichen, wird vom dem Italiener Moissi, einem bewährten Melodiker, dessen Stimme wie mit Brokat ausgeschlagen ist, rätselhafterweise mißtönig kleingeschrieen. Nun, vielleicht war er an meinem Abend ebenfalls indisponiert. Seine Partnerin Lina Lossen war nämlich offenbar stockheiser. Aber die Reinheit ihres Wesens bedarf, um sich auszudrücken, kaum der Reinheit eines Organs, das im gesundesten Zustand nicht genügend tragfähig ist. Ihre Mittel sind: die ergreifende Schüchternheit und Unweltläufigkeit der kurzen Schritte; das Abwehrspiel der Hände, die immer Distanz zu erbitten scheinen; der Schmerzenszug um den Mund; das Auge, dieses Auge. Zu sprechen braucht sie eigentlich nicht. Peinlich sogar, sie nach Hofmannsthals Kommando ruhmrednerisch von ihrer Kehle sprechen zu hören. Die Seele ist es, die da singt. Man wünschte diesem stummen Gesang kein Ende. Nach Barnowskys unerforschlichem Ratschluß aber erklingt er niemals mehr auf seiner, sondern jedes Jahr höchstens ein Mal auf einer fremden Bühne.

*

Sobald die Unergiebigkeit des Nachwuchses in die Vergangenheit der Dramatik zurücktrieb, kam eines Tages auch Schnitzler wieder dran. Was von ihm? ‚Reigen'? Nach Aufhebung der Zensur war die Oeffnung dieses gabinetto secreto schließlich nur eine Frage der Zeit, nach der etwas zu großen. Selbstverständlich, daß der Spezialist für das Sommertheatergeschäft Herr Sladek sich ganz energisch verbeten hätte, dabei irgendeiner künstlerischen Absicht geziehen zu werden. Sein Wintergeschäft umrauschte der Pleitegeier in engen und täglich engern Kreisen. Schönherr war durchgefallen, Bahr hatte kläglich versagt: half der dritte Oesterreicher nicht, so wurden die Stühle versteigert. Aber die Probe ist leider nicht angestellt worden. Die Behörde lieh ihre Unterstützung mit einem Erfolg, daß ihr die dickste Provision gebührte. Nie hat sich eine Behörde dümmer und ungeschickter erwiesen. Sie wollte das Kleine Schauspielhaus aus der Hochschule für Musik hinausschikanieren: und hat ihm eine Reklame gemacht, daß es bis zum Ablauf des Vertrages jeden Abend ausverkauft sein wird. Als ich zur siebenhundertsten Aufführung strömte, waren Hardenberg- und Fasanen-Straße wegen Lebensgefährlichkeit reif für die Absperrung. An der Kasse wogte der Abschaum der berlinischen Menschheit, dem mit Netzen die blauen Lappen entschöpft wurden. Gesichter, wie ich noch keine sah; Geistlosigkeiten ausgespien aus der Hölle; Kostüme, die ihren Trägerinnen ermöglicht hätten, in dem einen entscheidenden Moment jeder Szene ohne Gage und ohne sonderliche Veränderung an der Toilette mitzuspielen. Ich war hoch und heilig entschlossen, das sattsam bekannte öffentliche Aergernis keineswegs ungenommen zu lassen. Aber es ging nicht. Wie auf der Bühne geschah, was nach Schnitzlers Geheiß zu geschehen hat, gab einer natürlichen Verrichtung ihre Unschuld zurück, selbst wenn eine widernatürlich talentlose Schauspielkunst sich hindernd dazwischenklemmte. Da vor keuschen Augen garnicht gezeigt wird, was keusche Herzen nicht entbehren können, so fragt sich allenfalls, auf welche Weise die völlig ahnungslosen Gemüter, die noch nicht hinter den Vorhang geblickt haben, und die eben deshalb die Behörde schützen zu müssen behauptet, die hier empfangene Anregung praktisch verwerten werden. Die Mädchen haben zehnmal überaus verwundert bemerkt, wie ekelhaft die zärtlichen Knaben „hinterher" sind, und verzichten entweder auf die Kontrolle: dann hat die rührend fürsorgliche Behörde eher zur Förderung als zur Schädigung des Unternehmens Anlaß; oder sie trauen sich zu, ihren Knaben in geringere tristitia zu versetzen: dann wird sie zu solcher Prüfung ihrerKräfte ein Sommerabend oder das erstbeste heiße Buch genau so leicht verführen wie diese Theatervorstellung. Die Knaben? Ihnen droht einzig, daß sie für eine Situation, in die sie heut oder morgen unfehlbar kommen werden, ein bißchen bessere Manieren lernen. Und die erwachsenen Kunden des Theaters bedürfen der Bevormundung nicht. Den meisten verstellt überall in der Kunst der Stoff die Aussicht auf die Form — soll das etwa eine Zensur aus der schlechtesten aller Welten schaffen? Wer aber Form zu würdigen weiß, der wird an Schnitzlers melancholischem Witz seine Freude haben und von der Trauer dieses unleidenschaftlich ironischen Gehirns um die Centaurenhaftigkeit des Menschen zu innig berührt werden, als daß er auf ein Niveau herunterzusteigen vermochte, wo erwogen wird, was in den Bereich der dichterischen Gestaltung und auf eine Bühne von heute taugt.

# Der Unmensch von Alfred Polgar

‚Der Unmensch', Lustspiel in drei Akten von Hermann Bahr, spielt im zusammengebrochenen Oesterreich. Schloß einer aristokratischen Familie, die an Bürgerliche Teile der Wohnung vermieten muß. Die Bürgerlichen sind: ein malgré lui reich gewordener Privatgelehrter und seine junge Frau. Der Privatgelehrte ist ein rechtes Kind, voll Güte, voll Einfalt des Betragens und Weisheit des Herzens. Um dieser Weisheit willen nennt ihn die junge Frau „Unmensch", denn er dünkt sie — in der Abwehr eines wider ihre Tugend gerichteten Anschlags — gar zu konziliant, verständig, unpathetisch.

Den Anschlag verübt der Herr des Hauses, der eben aus dem Feld heimgekehrte ältliche General. Ein oesterreichischer Prachtmensch, sonnig, mit Grübchen in der Seele. Im Grunde ist ihm, außer den Frauen, alles Wurst. Militär oder Zivil, Monarchie oder Republik — seine Lebensfroheit sagt zu allem „Bravo" (indes der verwandte pensionierte Hofrat durch giftige und bissige Nörgeleien sich über den Wandel der Zeiten hinwegmoquiert). Der sonnige General hat was echt Bahrisches. Gegebenes bejaht er. Wie er glaubhaft machen will: aus dem Positivismus des überlegenen Weltbetrachters heraus. Wie wir Mißtrauische meinen: um seines persönlichen Geltungsbedürfnisses willen. Er ist immer dabei, immer obenauf, immer im Takt der Zeit marschierend. Er hat keine Meinung: die jeweilige Meinung hat ihn. Den General. Er taugt, der General, zum Schaum auf allen Wassern; und macht ihn. Er ist witzig, liebenswürdig, weich, elastisch (und in seiner Art glänzend) wie Schleim, der General. Er heißt „Tonl". Der Hofrat hingegen wird „Luxl" gerufen, des Generals Schwester: „Clem" (Clementine). Wir befinden uns ja in altoesterreichisch-aristokratischem Milieu. Auch eine greise Fürstin tritt auf, weltklug, neugierig, jovial. Was sie und der General und die Andern über die Tragödie des Heute zusammenschwatzen, ist von einer graziösen Plattheit und Humorigkeit, die scharf an die Nerven geht. Man hat die Empfindung: die furchtbare Melodie der Zeit von einem fidelen Schusterbuben gepfiffen. Und dabei falsch gepfiffen und kokett gepfiffen.

Der General erleidet einen seelischen Knacks, wie ihn die Frau des Gelehrten verschmäht. Das ist ihm noch nicht passiert. Das trifft ihn härter als Niederlage und Republik. Das wirft ihn um. Deshalb gehen die liebreiche Schwester Clem und die Hofrätig zu der jungen Dame, bittend, sie möge dem General doch den Gefallen tun. Ein Vorgang von wahrhaft quälender Albernheit. Peinlich, einen Schriftsteller vom Range des salzburger Propheten so läppisches Spiel spielen zu sehen.

Die Dame wirft die Damen hinaus. Der Privatgelehrte kommt hinzu, erweist sich, wie erwähnt — durch sein kluges Phlegma — als „Unmensch". Dann kommt auch noch der General. Trio. Muntere Variationen über Problematik der Tugend, Treue, Liebe.

Das Ganze ist ein schrecklicher Schmarrn. Gekünstelt, innen und außen unwahr, puppig. Ein paar gutmütige Dialogscherze, ein paar launige Spassetteln im Gespräch markieren: Lustspiel.

Am wiener Deutschen Volkstheater in den Hauptrollen die vortrefflichen Herren Homma (General), Lackner (Privatgelehrter) und das sehr hübsche, nur noch unfreie, in Spiel und Wort sonderbar harte und scharfe Fräulein Wessely.

Ich habe mir oft gewünscht, den alten Oesterreicher Bahr zu sehen, wie er sitzt auf den Trümmern von Karthago. Ich wünsche es nicht mehr.

## Kinderzeichnungen von Hans Siemsen

Nach Defreggers Tod veröffentlicht eine illustrierte Zeitung ein paar frühe Zeichnungen von ihm aus der Zeit, da er noch einfacher Knecht irgendwo in Tirol war. Diese kleinen Bilder sind, trotz oder vielleicht auch grade wegen einer gewissen Ungeschicklichkeit, so ehrlich, klar und eindrucksvoll, daß sie allein wertvoller sind als das ganze alberne Holdrio-Gemale, das Defregger dann, nachdem er entdeckt und von Maecenen auf die Akademie geschickt war, mit Fleiß und Geschicklichkeit gelernt und leider fünfundsechzig Jahre lang auch ausgeübt hat. Wie traurig ist so eine Entwicklung! Und ich denke an eine kleine Ausstellung, die ich vor ein paar Wochen sah, die auch so hübsch und so erstaunlich wie diese kleinen Bilder von Defregger, und die auch ebenso traurig war.

In einer „Buch- und Kunsthandlung", deren einziger Raum nicht größer war als ein sehr kleiner Zigarettenladen (Twardy, Potsdamer Straße 13) hingen über Tischen und Regalen, soviel eben noch Platz an der Wand war, dreißig oder vierzig kleine Zeichnungen und Aquarelle. Die meisten waren von Kindern gemacht, von Arbeiterkindern, soviel ich weiß; aber einige waren von erwachsenen Arbeitern. Unter den Kinderzeichnungen waren ganz entzückende, ganz unwahrscheinlich schöne Sachen. Unter den Arbeiterzeichnungen gab es entzückende Sachen keineswegs. Und das ist das Traurige an dieser Ausstellung. Sie zeigte, was das Leben aus den Menschen macht — Arbeiter.

Einmal, als sie Kinder waren, haben diese Arbeiter gewiß genau so phantastische, kühne und reizvolle Bilder gemacht wie jetzt ihre Kinder. Auch in ihnen war etwas von einem Künstler, von einem Dichter. Und was sind sie jetzt, was machen sie jetzt? Im besten Falle rührend unbeholfene, vom Zorn und vom Haß eingegebene Elendsbilder und politische Phantasien. Meistens leider nur zu geschickte, aber ganz phantasielose, leere und hohle Kompositionen, oberflächliche Skizzen.

Aber was reden wir von diesen Arbeitern? Uns Allen geht es ja so! Wir alle sind ja so verdorben. Und wenn ich sage: „vom Leben verdorben", so meine ich damit besonders die Schule und die unsagbar klägliche und verderbliche Wirkung aller, aber wirklich aller von Staats wegen eingerichteten Institutionen, die sich mit unsrer und unsrer Kinder Erziehung befassen sollen: nicht nur die Schulen und Akademien, auch die Kirchen und Kasernen. Was soll in dieser Erziehungsmühle, in diesem Folterautomaten, in den wir oben als Kinder hineinfallen und unten als „fertige" Menschen herauspurzeln, was soll in dem noch

übrigbleiben vom Künstler und vom Dichter in uns? Ich weiß sehr wohl, daß die Unschuld des Kindes auch ohne diese Mühle verloren ginge. Jeder Mensch erlebt für sich von neuem die Tragödie der Vertreibung aus dem Paradiese, frißt mit dem bittersüßen Saft der Frucht vom Baume der Erkenntnis sich die Unschuld aus dem Leib und aus der Seele und steht, wie der Berliner sagt, im Hemde da. Ich weiß. Und es bleibt nun, da man mal angefangen hat und da man aus dem Paradies heraus ist, nichts andres übrig, als möglichst viel von der verfluchten Frucht zu konsumieren. Aber, um Gotteswillen, was sind das für Früchte, die unsre Schulen, die unsre Erziehungsinstitute uns servieren! Und im „Servieren" liegt bereits das Unglück. Die Schulen, wie sie heute sind, hindern uns mit List und Gewalt daran, uns die Erkenntnisbäume selbst zu suchen und die Aepfel selbst zu pflücken. Sie servieren uns statt dessen wohlkonfektionierte, eingemachte und immer, aber immer mit Saccharin gesüßte Normalfrüchte. Einige kriegen davon das Kotzen. Die meisten verspeisen sie willig und brav — und haben nun nicht. bloß ihre Unschuld verloren, sondern, was viel schlimmer ist, die konfektionierte Normal-Erkenntnis, Normal-Bildung, Normal-Geschicklichkeit dafür im Leibe.

Und deshalb sind (das ist Eine Folge von vielen) die Zeichnungen der Erwachsenen so viel schlechter, so viel unorigineller als die der Kinder.

Dabei liegt hier der Fall noch besonders günstig. Denn diese Arbeiter werden von demselben Lehrer angeleitet, aus dessen Schule die Kinderzeichnungen stammen. (Alexander Müller-Lichtenberg.) Ein Mann, der offenbar alles, was ich hier orakle, selbst schon lange weiß, und der sehr vorsichtig zu Werke geht. Trotzdem gelingt ihm fast nie, die vom Leben verschütteten und von der Schule strangulierten Künstler- oder Kinderseelen dieser Arbeiter wieder aufzuwecken. Und er wäre gewiß eher als manch andrer der Mann dazu. Das beweisen die Zeichnungen seiner Kinder. Die hat er nicht, wie das sonst üblich ist, in irgendeine von ihm bewunderte Normalschablone gezwängt, die hat er einfach (welch ein Lehrer!) spielen lassen. Und das Resultat ist, ich sagte es schon, entzückend. Natürlich ist nicht alles gut, manches ist bloß komisch. Aber langweilig ist nichts. Und Einiges ist gradezu unglaubhaft schön. Da ist eine südamerikanische Landschaft mit Reitern und Männern in breitrandigen Hüten, dunkelrote, grüne und goldene Tinten fließen ineinander, wie sonst bloß noch des Abends manchmal am Himmel; und eine Jagd mit Tigern und Elefanten, ineinanderverwoben ohne Luft und Perspektive, wie aegyptische Gobelins, die es garnicht gibt. Sowas kann von erwachsenen Menschen heutzutage nur noch Paul Klee; auch Chagall ist schon viel zu „vernünftig "

Wunderschön ist das! Ein Paradies! Aber was, denkt man mit Grausen, was wird aus diesen Kindern werden? Was ist, barmherziger Himmel, aus uns geworden! Wir haben nichts Wichtigeres zu tun, als dafür zu sorgen, daß mit ihnen, mit unsern Kindern nicht das Selbe geschieht wie mit uns, daß nicht das Selbe aus ihnen wird wie aus uns.

# Briefe an Egon Friedell von Peter Altenberg

Nächstens erscheint im Verlag der Wiener Graphischen Werkstätte: Das Altenberg-Buch, herausgegeben von Egon Friedell. Es enthält Beiträge von Hermann Bahr, Hugo von Hofmannsthal, Heinrich Mann, Thomas Mann, Alfred Polgar, Arthur Schnitzler, von mir und Andern, viele Briefe und Aufzeichnungen, unveröffentlichte Gedichte und Skizzen, Bilder und Facsimiles von Peter Altenberg. Ich gebe hier, zu Altenbergs Todestag, ein paar Proben.

Ich habe in Erfahrung gebracht, daß der Herr, den Du und Fischer mir als den Schriftsteller Fedor v. Zobeltitz vorgestellt haben aus Berlin, und der mir mitteilte, die Vorlesung der Gertrude Barrison sei Stadtgespräch, ein Schauspieler in Wien bei Gabor Steiner sei, der sich zu dieser feigen Mystifikation hergegeben hat. Ich hätte niemals es für möglich gehalten, daß ein so überaus intelligenter Mensch, wie Du es bist, aus Neid, Bosheit und Heimtücke eine so unendlich feige und bei unsern intellektuellen Beziehungen so traurige Gemeinheit hätte begehen können! Daß ich mich über den Erfolg der edlen Gertrude überaus freute, könnte kein Grund sein, mich vor fremden Menschen (Mily Bary, Dr. M., der Schauspieler) als eitlen Idioten hinzustellen. Es wird genug feindselige und feige Neidlinge geben, die sich über Deinen gemeinen Schurkenstreich freuen werden. Die wenigen Gerechten aber werden ebenso entrüstet sein über die bodenlose Infamie wie ich. Es ist selbstverständlich, daß ich jeglichen Verkehr für immer abbreche!!! Ich erinnere Dich nur an unsern gemeinsamen Ausspruch: „Ohne Herz ist alle Intellektualität eine ewige Unfruchtbarkeit — — —."

Peter Altenberg

*

Ich liebe Dich!

Hoffentlich verstehst Du es, was das heißt — — —.
Es heißt, daß unsre beiden Gehirne einen „Einklang" haben, daß sie „recte" funktionieren, so, wie man es eigentlich von sämtlichen Gehirnen erwarten sollte!!!
Aber sie tun es nicht, kein Mensch weiß warum, aber sie tun es nicht!
Mögest Du mich nie verleugnen, es würde nämlich an Dir ausgehen, denn mein Leben ist bereits verpfuscht und verloren! Egon, Egon, sei weise! Das ist Alles, was ich Dir zu sagen weiß —
Dei n Dich liebender

Peter Altenberg

*

(Privat! Geheimnis)

Liebster Egon!

Also ich habe durch heimtückischen Zufall und Komplikationen, die ich natürlich mit meinem „Krupp-Stahl-Gehirn" hätte unbedingt voraussehen müssen, meinen einzigen wirklichen Versteher und „objektiven Freund" verloren?! Gut! Auch das noch. Weshalb nicht? Solche Kraftnaturen wie ich werden langsam zerprackt vom Schicksal, so Abbrucharbeiten an halbversteinerten Gebäuden! Als . . . . mit ihrem Vater erschien und mir mitteilte, sie hätte mit Dir Rendezvous, da erkannte ich Dein und also auch mein Sedan + Königgrätz + Waterloo!!! Ich halte Deine „Entwicklung" durch diesen absolut irrsinnigen, seelisch-sexuellen Fall infolge Gesamtreizung des Gehirnes

wegen nicht mehr vertragbaren Alkohols (von Seiten des Magens und des Darmes!) für gehemmt und zerrüttet.
Dein dankbar ergebener Freund

Peter Altenberg

De femina:
Das Obere abschöpfen können, ist alles! Die Tiefe, das heißt: die stinkende Flachheit den Philistern! P. A.

*

Liebster Egon,

habe tatsächlich „unter Tränen" in dem heute mir zugeschickten Hefte ‚Die Neue Rundschau' die Ankündigung Deines Buches gelesen! Egon, wir müssen zusammenhalten gegen alle diese neuen Schwindler, Hochstapler, Gauner, Impotente in Literatur, Musik, Malerei, wir müssen sie vernichten!
Eine Dreck-Hure ohne Seele, Geist, Anmut, Talent etcetera darf uns nicht entzweien, sondern muß uns vereinigen, zu ewiger Abwehr der Reptile!!! Dein P. A.

*

Lieber Egon!

Ich glaube, daß ich Alles leiste, was überhaupt einer an selbstloser Betätigung leisten könnte! Und da tust Du mir das Aergste an, weckst mich aus dem Schlafe! Bis zehn Uhr nachts mußte ich infolgedessen liegen und meine ohnedies unerträglichen Leiden waren unbeschreiblich. Hättest Du nicht die teure Frau abhalten können, einem Menschen, der ihr nichts zu leide tat, unnötige Qualen zu bereiten?!? Nein, Du konntest es nicht! Denn die Menschen sind schrecklich in ihrem unermeßlichen Egoismus. Nichts, nichts, nichts ist ihnen wichtig als die Rücksicht auf den schäbigen Augenblick! Ich verzeihe es der teuren unbeschreiblich verehrten Frau, aber Du, Du?!? Weshalb mußt auch Du mir beweisen, wie brutal die Männer sind?!? P. A.

Liebster Egon,

vergiß es nie, daß ich es genau weiß, wer Du bist, und wer Alle Anderen sind! Tue mir die Ehre an, daran nicht zu zweifeln!
Ich leide namenlos unter der Unzulänglichkeit der Menschen, was Du mit Alkohol auszugleichen verstehst! Während es mich noch verzweifelter macht und Alles, Alles, Alles durchschauend! Man sagt mir also ins Gesicht, daß ich „aus oekonomischen Gründen" zu Dir halte!?!? Das sagen mir die Leute, die den einzigen Irrsinn begehen, den es überhaupt gibt, an Frauen ihre oekonomischen Kräfte zu vergeuden!?!? . . .
Du hast mir vom ersten Oktober bis ersten April 140 Kronen geschenkt, bist mir seitdem 180+20 schuldig. Du bist also trotz Deines immerhin bedeutenden Verdienstes mir noch 60 Kronen schuldig. Ihr seid alle merkwürdige Menschen. Wenn ein Mensch eine Geschlechtskrankheit hat, so könnte man es, sagen wir, aus Eifersucht, ihm einmal sagen! Das wäre doch verständlich. Aber woher die Menschen die schrecklich heimtückisch-perfide Kraft hernehmen, einem etwas absolut Unwahres ins Gesicht zu sagen, das das verstehe ich nicht!!!
Ich bin also für Dich „aus oekonomischen Gründen"?!? Egon, ich fordere Dich auf, streite für mich! Tue mir diese Ehre an!!!
Nein, Dir!!! Dein P. A.

Lieber Egon!

Ich bitte Dich dringendst, mir meine 25 Gulden zurückzugeben. ,
Wenn Otto Erich sein Geld von Dir dringend verlangte, würdest Du
wohl nicht einen Augenblick lang es wagen, ihn mit rohen Späßen
abzuspeisen! Soll ich wirklich meine Noblesse und gutmütige Art
überall nur zu büßen haben?!?
Es ist ein Unrecht, mit mir unter Angabe, 25 Gulden zu besitzen,
zu „Maxim” zu gehen und mich dann Alles bezahlen zu lassen.
Ich ersuche dringendst um Begleichung Deiner Schuld!

Dein P. A.

*

Lieber Egon!

Du bist der einzige Mensch auf der Welt, den ich nicht für einen
„irrsinnigen, feigen und verbrecherischen Idioten” halte, obzwar das
Wort ,,Idiot” bereits alle andern Verbrechen in sich birgt! Deshalb
bitte ich Dich inständigst, enttäusche mich nie, nimm diese hunds-
gemeine verlogene Komödie „Leben” niemals ernst, und glaube es nie,
daß die Eitelkeit, Blödheit und feige Frechheit ausduftende Frau wert-
voller sei als der Alkohol!!!

Dein Dich liebender

Peter Altenberg

*

Ich bitte Dich aus tiefster Not meines zermarterten Herzens, be-
ginne nun nicht auch Du aus Männchen-Eitelkeit, mit dieser bösen und
schrecklichen Coquetten anzubandeln! Es stünde nicht dafür meinen
unermeßlichen Leiden gegenüber dieser billige, ach, so billige Triumph,
eine irrsinnige, unerzogene Hysterische einzufangen!
Es wäre schändlich — feig, ihr die Handhabe zu geben, mich und
Adele zu martern!!!
Anka ist eine Teufelin. Du hast schon gestern ostentativ ihr
Burgtheatersitze gekauft, ferner beim Abschiednehmen ihre Hand ab-
sichtlich lange in der Deinen gehalten— — —. Mußt Du, ehe Du
wegfährst, noch die paar Tage benutzen, meine Qualen unnötigerart
noch zu vermehren?!?
Albert Heine würde so etwas mir nie, nie, nie antun!!!

Dein unglückseliger

P. A.

## Vertrustung von Ricardus

Mit den Schlagworten von „Uebergangswirtschaft” und „Wieder-
aufbau” ist mancher Unfug getrieben worden. Die doktrinäre
Klügelei der Neunmalweisen und das im Kriege so oft und gern
zu unangenehmer Selbstgefälligkeit ausgeartete behördliche Machtbe-
wußtsein hatten Programm über Programme ausgeheckt. Allein der
Entwicklungsgang der Wirtschaft erwies ihnen nur selten den Gefallen,
sich nach ihrer Phantasie zu richten. Die meisten industriellen Führer
hatten eine bessere Erkenntnis von dem, was nottat. Ob ihre Ge-
schäftspolitik in der jüngsten Vergangenheit durchweg privatwirtschaft-
lich richtig und sozialwirtschaftlich nützlich war, vermag wohl
noch Niemand zu sagen. Sicherlich aber ist in einem sehr kurzen
Zeitraum eine Fülle großzügiger Arbeit von ihnen geleistet,
eine Menge neuer industrieller Organisationsformen ersonnen worden.

Man sieht, zum Beispiel, wie der Rahmen des Aktienrechts sich mit kleinen Kunstgriffen nach den Notwendigkeiten des Tages stets zurechtbiegen läßt. Die Verwendungsmöglichkeiten namentlich der Vorzugsaktien haben sich sehr vermehrt. Allerdings mehrt sich auch die mißbräuchliche Benutzung dieses Rechtsbehelfs. Man hatte in ihm zunächst ein überaus bequemes Schutzmittel gegen die sogenannte „Ueberfremdung" gefunden. Ueberall, wo die Lenker der Gesellschaften die Vermutung hatten, daß an der Börse für ihre Aktien ausländisches Interesse sich regte, ließen sie die Ausgabe mehrstimmiger Vorzugsaktien beschließen, die zuverlässigen deutschen Aktionären anvertraut werden sollten. Aber die Hintertreibung ausländischer Herrschgelüste wurde oft zum Vorwand, der das Streben geschäftskluger Personen oder Gruppen deckte, mit wenig Kapital viel Stimmrecht, das heißt: viel Macht zu erobern; sei es zur Festigung einer alten Vorherrschaft oder zur Gewinnung einer neuen. Gegen solche Ausartungen wendet sich mit gutem Grunde die öffentliche Meinung. Daß sie aber das Eindringen fremdländischen Kapitals nicht in allen Fällen als verabscheuenswürdig anzusehen hat, muß Jedem klar sein, der eine vernünftige Wirtschaftspolitik will.

Wenn etwa ein Unternehmen der Elektro-Industrie wie Felten & Guilleaume sich zugleich mit der Uebergabe eines großen Aktienpakets an eine schwerindustrielle Auslandsgesellschaft vom Range Burbach-Eich-Düdelingens wichtige Rohstoffbezüge sicherte, oder wenn die A. E. G. Aktien an die newyorker Gruppe Guggenheimer abgab, um damit einen günstigen Kupferlieferungsvertrag sich zu verschaffen, so mag man diese Vorgänge vielleicht als Merkmale der deutschen Schicksalswende mit gemischten Gefühlen betrachten — aber man kann nicht bestreiten, daß sie eine zweckmäßige Art der Anpassung an die gegebene Lage bildeten.

Auch anderswo ist die Verbindung von Aktienbesitz mit belangreichen Vertragsabmachungen zu bemerken. Am stärksten hat dieses System vielleicht die kölner Eisenhandelsfirma Otto Wolff ausgebildet, die in der Kriegs- und Nachkriegszeit ebenso durch Glück wie durch die Fähigkeiten ihrer beiden Inhaber zu erheblicher Kapitalmacht gelangt ist. Als Großaktionärin des ‚Phönix' und der Rheinischen Stahlwerke begnügte sie sich keineswegs mit dem Dividendenbezug, sondern konnte sich auch, auf den Aktienbesitz gestützt, den Vertrieb bestimmter Erzeugnisse dieser Werke vertraglich versprechen lassen. Solch ein Beispiel weckt Nacheiferung. Die alte coblenzer Firma Spaeter versuchte Aehnliches bei den Buderusschen Eisenwerken durchzusetzen, holte sich aber eine Abfuhr, obwohl sie eigens einen Posten Buderus-Aktien im Gesamtbetrag von acht Millionen Mark Nennwert zusammengekauft hatte.

Vielerlei neuartige Gestaltungen bringt auch der große Vertrustungsprozeß, obgleich man leicht dabei vergißt, daß die Vorkriegszeit auf diesem Gebiet schon kräftig vorgearbeitet hat. Man lese nur einmal in der Phönix-Denkschrift von 1912 die Entstehungsgeschichte dieses mächtigen gemischten Unternehmens nach: es waren bereits zu jener Zeit darin, wenn man nur die bedeutenderen rechnet, fünfzehn ursprünglich selbständige Firmen vereinigt. Auf Schaffung starker, betriebstechnisch wohlarrondierter Werkskomplexe zielten auch damals die Kombinationsbestrebungen schon ab, und sie zeigten die doppelte Art der Gruppierung in horizontaler wie in vertikalen

Richtung. Das will sagen: es kam ebensogut vor, daß sich Betriebe mit demselben Produktionszweig zusammenschlossen (Zeche mit Zeche, Stahlwerk mit Stahlwerk), wie sich auch ereignete, daß sich Betriebe mit verschiedenen Produktionsgegenständen, von denen der eine die Voraussetzung des andern bildet, zusammentaten (Zeche mit Hütte, reines Hüttenwerk mit Stahl- und Walzwerk undsoweiter). Die vertikale Tendenz (also die Verbindung der Rohstoff- und Halbstoffwerke mit Verfeinerungswerken), von der man heute so viel reden hört, hatte sich vielfach Geltung verschafft. Welch großartige Leistungen auf dem Gebiet der Maschinenfabrikation hatte, beispielsweise, August Thyssen auf seinen schwerindustriellen Betrieben aufgebaut! Sodann verdient noch der Umstand Beachtung, daß auch in dem riesigen Vertrustungsprozeß der Nachkriegszeit manches schon von langer Hand Vorbereitete zur Reife kam. Von maßgebender Seite wurde mir gesagt, die erste Fühlungnahme der Gruppe Deutsch-Luxemburg mit der Siemens-Gruppe zur Herstellung jenes organisatorisch-fabrikatorischen Bündnisses, wie es dann schließlich in Gestalt des gigantischen Elektromontantrusts verwirklicht wurde, hätte schon vor drei Jahren stattgefunden. Aber wie dem auch sei: die Nöte der Gegenwart drängen mit nie gekannter Intensität zur Zusammenfassung der Kräfte und zur Schaffung betrieblich abgerundeter Fabrikationsorganismen, die senkrecht alle Produktionsstadien bis in die höchste Verfeinerung hinein umfassen. Das Prototyp dieser Entwicklung, der Elektromontantrust, weist in dieser Beziehung eine wunderbare Geschlossenheit auf. Die Montan-Industrie wird darin vertreten durch Gelsenkirchen und Deutsch-Luxemburg, die sich zu einer innigen Gemeinschaft verbündeten, nachdem sie wichtige Teile ihrer Werksanlagen im linken Rheinland und jenseits der Westgrenze durch die Folgen des Krieges eingebüßt hatten. Dazu kommt als drittes Montan-Unternehmen der Bochumer Verein auf Grund des Zufallsangebots eines berliner Großspekulanten, der die Aktienmehrheit börsenmäßig aufgekauft hatte. Für die mit ihnen vertrusteten drei Gesellschaften der Gruppe Siemens ist diese Allianz nicht durchweg von gleicher Bedeutung. Siemens & Halske und die Schuckert A. G. verbrauchen nämlich keine verhältnismäßig erheblichen Mengen montanindustrieller Erzeugnisse. Anders die Siemens-Schuckert G. m. b. H., die als starkstromtechnisches Unternehmen die Hauptrohstoffverbraucherin ist. Sie hat besonderes Interesse an sicherm Rohstoffbezug und spart dabei, weil sie es künftig nicht mehr nötig hat, nennenswerte Rohmaterialvorräte hinzulegen, gewaltige Summen an Betriebskapital.

Es ist unmöglich, alle Wirkungen dieser Konzentration auf die beteiligten Werke und auf Betriebe verwandter Art wie auch ihre wirtschaftlichen und sozialen Folgen allgemein im voraus zu ermessen, zumal da die Leiter der neuen Allianzen ihre „Transaktionen” nicht ungern in jenem ungewissen Halbdunkel lassen, das dem Rätselraten weiten Spielraum gewährt. Sie sind sich vielleicht — und das mag an der Tradition liegen — nicht durchweg der Aufklärungspflicht bewußt, die ihnen obliegt. Sie bedenken nicht immer, daß Gebilde, die hunderttausende von Arbeitern bergen und erhebliche Teile der deutschen Bodenschätze und Anlagen aller Art ihr Eigen nennen, der Oeffentlichkeit naturnotwendig in ganz anderm Maße Rechenschaft über ihre ganze Geschäftsgebarung schuldig sind als irgend eine obskure Aktiengesellschaft.

# Rundschau

## Friedrich von unten

Den sehr interessanten Literaturklatsch der philosophischen Amphibie Voltaire — er konnte im Wasser der Intrige und auf dem Festland der Aufklärung leben — hat der Verlag O. C. Recht in München herausgebracht. ‚Mein Aufenthalt in Berlin'. Als Herausgeber und Uebersetzer zeichnet Hans Jacob. Bis auf die Nachrede, in der dem Voltaire Rubiners Güte angeklebt wird, hat ers gut gemacht.

Der Klatsch ist sehr amüsant. Es ist schon spaßhaft, wie sich dieses Leben, das wir durch Menzel, Zimmermann und Ihn Selbst venerabiliter zu betrachten gewohnt sind, durch die Brille des ungebundenen Romanen ausnimmt. Herrlich, wenns die Kleinen trifft. „Vier Soldaten schleppten sie durch den Schmutz zum Kaufmann Schmidt, der irgendeinen Geheimratstitel des Königs von Preußen hatte.” Bravo. Wo der ehrfürchtige Preuße den Herrn Geheimrat Schmidt sah, erblickte Voltaire mit Recht einen kleinen Popel. (Ach, fehlt uns das heute!) Weniger herrlich, wenns den König selbst trifft.

Der Ton des Pasquills erinnert an Manolescus Memoiren. Recht hat nur der Verfasser. Alle Andern sind Lumpen, Intriganten. Hunde, Gekaufte, Neider. Und trotzdem besticht alles an diesem Potsdam — wie es damals war —, auch wenn es mit solchen giftigen Tuschen gepinselt ist. Wie der König lebt — und wie einfach er lebt — und wie witzig er doch war — und wie er regierte — (Herr Arouet stecken seine spitze Nase auch in Bettangelegenheiten. Das will man aber gar nicht. Doch selbst die haben Stil.) Es ist ein verzeichneter Schatten des Alten — und scharfe Karikaturen enthüllen, bei aller Uebertreibung.

Für Jemand, der in der Zeit gut Bescheid weiß, ein Leckerbissen. Für unentwegte Preußen ein Anlaß zu Kollapsen. Also zu empfehlen.

Ignaz Welbor

## Jabotinsky

Während wir von den grausamsten Pogromen in der Ukraine und in Polen hören, konnte man in Berlin einen Mann begrüßen, der durch sein entschlossenes Auftreten einem Pogrom Halt geboten hat. Im Frühjahr dieses Jahren fanden, unglaubhaft genug, in Jerusalem Judenverfolgungen statt. Die englische Regierung suchte anfangs vergeblich die Ruhe wieder herzustellen und verkündete den Belagerungszustand. Damals bewaffnete Jabotinsky, um weitere Gefahren abzuwehren, gegen das ausdrückliche Verbot der Engländer die jüdische Bevölkerung. Er wurde dafür zu schwerer Kerkerstrafe verurteilt, später aber begnadigt.

Er sprach zu Berlin in einer großen Versammlung über Tagesfragen des Zionismus. Keine Zeitung berichtete über das wichtige Ereignis. Aus seinen Worten wurde wiederum deutlich, wie groß der Erfolg ist, den die Zionisten errungen haben, und wie ungeheuer schwer die Aufgabe, die noch vor ihnen liegt. Jetzt zum ersten Mal ist möglich, in Palästina entschlossene Politik im Sinne der Juden zu treiben, unbehindert von den Schikanen einer feindseligen Regierung und auch unbehindert von Rücksichtnahmen auf die Kriegführung Englands. Und nun braucht man zum Aufbau dieses Landes zuerst und vor

allen Dingen: Geld. Die Agitation für den ‚Keren Hajessod', den Aufbau-Fonds für Palästina, steht zur Zeit im Mittelpunkt des zionistischen Interesses.

Das Land der Juden, das sich jetzt langsam aus dem Dunkel der Jahrtausende hebt, um wieder das gelobte Land zu werden, sandte durch diesen Mann einen Gruß und eine Hoffnung. Er erscheint nach dem Eindruck seiner Worte, seiner Gestalt, der ruhigen und kühnen Gebärden seines redenden Körpers als neuer, zukunftsvoller Typ des jüdischen Menschen. An diesem russischen Juden scheinen die bestenKräfte vieler Nationen modelliert zu haben. Vieles an ihm, seine Erscheinung, sein entschiedener Sinn für den Augenblick, die Neigung. theoretische Ueberlegungen abzukürzen und zweckmäßig zu handeln, läßt an angelsächsischen Einfluß denken. Eine gewisse Unbegrenztheit der Empfindung erinnert an die Ebenen des Landes, das nach den Worten Rilkes an Gott grenzt; und unverkennbar sind die verschiedenen Möglichkeiten seiner Persönlichkeit im jüdischen Wesen zusammengebunden. Skepsis und kühles Zweifeln, Geduld und das Rechnen mit langen Zeiträumen, Glaube an die Verheißungen, die nicht nur in der Bibel stehen, die in jedem Juden mit großen Buchstaben als Möglichkeiten neuen Lebens, neuer Zeiten, als Abscheu vor den Häßlichkeiten der Gegenwart hineingeschrieben sind: das sprach aus seinen Worten. Und immer wieder hörte man den Ruf in allen Schattierungen von qualvollem Aufstöhnen bis zur Bitte, bis zum entschiedenen Befehl: Gebt uns Geld! Die Andern geben mehr als das! Diesen Ruf sollten alle Juden hören, Auch die, die lieber nach Moskau, Paris oder New York als nach Zion blicken.

Am Schlusse redete Jabotinsky in der Sprache des alten Testamentes und wurde verstanden. Kann der Geist erstorben sein, wenn die Sprache lebt?

Franz Warschauer

## Die problematische Violinsonate

Artur Schnabel hat sie geschrieben. Carl Flesch hat sie mit aller Aufopferung, deren männliche Freundschaft und innere Anteilnahme fähig sind, jahrelang bis zu einer alles Materielle abstreifenden Vollkommenheit studiert; Sie wurde in der Form, die für derartige Experimente die einzig richtige ist: vor einem geladenen Kreis fachlich gebildeter, aufnahmewilliger Musiker zu Gehör gebracht. Sie dauert fünfundfünfzig Minuten, und ist, was man gewöhnlich einen schweren Fall nennt.

Nicht im ironischen Sinne des Wortes; den unantastbaren Künstler Schnabel werden selbst Jene, die mit dem geringsten Verständnis ihn plötzlich zum voraussetzungslosesten aller Komponisten haben werden sehen, nicht mit einem mokanten Kopfschütteln abtun wollen. Der Fall ist schwer für die Andern, die mit Bedauern feststellen müssen, daß dieses Werk wieder ein Stück weiter in die Sackgasse hineinführt, in der sich ein ungewöhnlich starkes schöpferisches Talent eigensinnig vorwärtszwängt. Ich merkte es schon voriges Jahr: in diesem Komponisten steckt eine souveräne Verachtung der Pflicht, sein Handwerk zu lernen. Er ergötzt sich an seiner Phantasie wie an den Sprüngen eines edlen, ungerittenen Pferdes, rühmt sich, niemals eine musiktheoretische Schrift zur Hand zu nehmen, spricht dem Studium von Harmonielehre und Kontrapunkt jede Notwendigkeit ab und

läßt „es” in sich loskomponieren. Wie er hemmungslos in Höhen
und Niederungen umherschweift, wie er aufnimmt und fallenläßt,
wie er zwischen Maßlosigkeit und scheuer Zurückhaltung schwankt
— das erweckt den Eindruck, als ob er den Anfang seiner Schöpfungen in Reinschrift niederschreibe, ohne sich im mindesten über ihren Verlauf im Klaren zu sein, vielmehr sein zu wollen.

Diese Takt- und Tonart-lose, in ihren monströsen Dimensionen aufreizende Violinsonate wirkt wie der erregte Monolog eines ideen- und phantasievollen, etwas redseligen und wenig disziplinierten Kopfes. Neben Einfällen von zwingender Kraft stehen Versuche, mit Geräuschen Stimmung zu machen, von denen kaum die heilige Ueberzeugung des Vortragenden die Gefahr der Lächerlichkeit abzuwenden vermag. Melodische Zeichnungen fesseln — die Wurschtigkeit, mit der sie zerstört werden, verärgert. Die technische Behandlung der unbegleiteten Solo-Violine: ein Problem für sich. Ohne Zweifel: eine Erweiterung ihrer Möglichkeiten, doch sozusagen eine auf unfreiwillige Art errungene. Schnabel hat die spezifische Streichertechnik ebensowenig studiert wie manches Andre. Sein eminenter Instinkt ließ ihn stellenweise auf Fruchtbares, Noch-nicht-dagewesenes stoßen. Vielleicht ist dies die bleibende Bedeutung des Stückes: es könnte als Prüfstein die großen Könner unter den Geigern hypnotisch anziehen. Grade, weil es über ihre Wünsche und Beschwerden sorglos hinwegkomponiert ist. Dem Komponisten, der die primäre Wichtigkeit des musikalischen Einfalles negiert, die beherrschte Erfassung von dessen Entwicklung über alles stellt, wäre die praktische Anwendung seiner Theorie zu wünschen. Andern sein zähes Draufgängertum, das scheinbare Pose in fanatische Ueberzeugung wandelt.

Gisella Selden-Goth

## Im Wintergarten

war Dies und Jenes — aber das Richtige war es noch nicht. Das liegt an der Valuta, die der Direktion verbieten mag, die guten Ausländer herüberzukriegen — und die Deutschen haben nun einmal nicht die Komik des Körpers —; es 1iegt aber wohl auch an dem blödsinnigen Boykott, der hüben und drüben noch gehandhabt wird. Ursache und Wirkung: Uns hat die O. H. L. Verachtung eingetragen, und nun bekommen wir keine guten Clowns mehr zu sehen . . . Denn immer nur Herrn Kahl: das ist auch nicht das Richtige. (Na, Willem? Klagst du wieder ein bißchen? Hast lange Keinen ins Gefängnis gebracht?)
Ja, also der Wintergarten.

Da war zuerst ein Mann, der hatte einen netten Trick. Er kam mit einem weißen, wohlfrisierten Pudel auf die Bühne und verkündete, der Hund könne sprechen. Das haben wir ja gehört — da war früher mal eine Förster-Christel, die hatte einen braunen Jagdhund, der machte immer „Bau”, und das hieß dann: „Kuchen!” — und mal machte er „Bau”, und das hieß: „Guten Morgen, Herr Fischer!” Aber dieser, Gott strafe mich, setzte sich wahrhaftig auf den Stuhl, sagte deutlich: „Guten Abend!” und fragte dann laut und vernehmlich : „Wer lacht da?” Der Hund machte das Maul auf, und der Mann redete Bauch — es war himmlisch. Am hübschesten, daß sich der Pudel von Zeit zu Zeit von seinem Sitze erhob und sich über einen Noogel beschwerte, der was da eingeschlagen sei . . . Es war sehr hübsch. Der Mann heißt Karl Prelle. Und dann

brabbelten die Papageien so viel, daß der arme Dompteur gar nicht mitkonnte — wenn er fragte: „Wie macht das Kätzchen?”, dann waren sie schon beim „Kikeriki!”, und es gab Privatclowns unter ihnen, die sich über den ganzen Salat heftig lustig machten. Daß ein Vogel mit einem eiergelben Kopf in einer geschlossenen Reisetasche das Lied vom Böhmerwald sang, nebenbei. Auch Clowns waren da. Ich habe schon mal größere Zwerge gesehen.

Charell tanzt und läßt tanzen. Die Kunst wirft einen nicht grade vom Stuhl — aber es sind reizende Ideen im Programm. Die lebendig gewordenen Pi-Pa-Po-Puppen, die auf das peccanniny im Nachtbemd zulaufen, alle mit Masken — ach! was sind die Neger für schlaue Leute, daß sie nur in Masken tanzen! —: das war recht hübsch. Und die(Pension von ihrer dürren Mamusell ausnutzen, um mit dem Leierkastenmann einen rumzutanzen — nett! nett!

[….artigen Mädchen, die den Schlaf….]

Richtig: ich habe den Humoristen vergessen. Er heißt Strebel, stammt offenbar aus Bayern, wo es am orgeschsten ist, und legte richtig los. Daß Einer im Variété nationale Politik macht, ist sein gutes Recht. Aber der Bursche ist nicht halb so witzig wie ein Trauerspiel von Hans Müller, und als er schließlich sagte, früher hätten wir Kaiser und Könige gehabt, aber jetzt besorge das bei uns alles nur ein Sattlermeister, da zischte ich ihm dazwischen. Einige Leute hatten Zivilcourage und zischten mit. Der Held da oben bekam Stilaugen und wurde zusehends kleiner. Er braucht nicht zu wissen, wie geschmacklos er gewesen ist. Daß Einer ein Sattlermeister war und nun Präsident ist, das ehrt ihn — und es kommt nur darauf an, daß er ein guter Sattlermeister war und ein guter Präsident ist. Daß Einer aus Bayern ist und ein nationaler Variétékomiker — das schadet noch nichts. Aber er darf kein Stückchen Malheur sein.

Peter Panter

## LiterarischeAphorismen

Die lautersten Anhänger eines Dichters sind noch diejenigen, die sich an ihn hängen, um mit ihm vorwärtszukommen.

Sie heben einen Dichter in den Himmel — und wundern sich dann, wenn er von oben herab schaut.

Schwefiällig nennen manche einen Stil, den zu verstehen ihnen schwer fällt.

Victor Wittner

## Der Rock

Ein Kerl vom Schlage Ehrhardt
vom Freicorps Anno Kapp —
das Freicorps, das war sehr hart,
die Republik war schlapp —,
der hat ein Buch geschrieben
nach blutigem live o' clock . . .
Nur eins ist ihm geblieben:
Was macht man mit dem Rock?”

„Ich häng ihn auf die Stange”,
so liest du in dem Buch,
„Blutspritzer halten lange,
du schneidiges graues Tuchl
Blutspritzer — sind das Flecken?
Ich hab allein ein Schock
erledigt — laß verrecken! . . .
Was macht man mit dem Rock?”

Gib her den Fetzen Feldgrau!
Da unten friert ein Kind,
dess Eltern, als die Welt grau,
durch euch gestorben sind.
Weg mit den Epauletten!
Wie wirkt das Zeug barockl
Mit euern Mordtoiletten
soll man die Kinder retten:
das macht man mit dem Rock -—!

Theobald Tiger

# Antworten

**Irrenarzt.** Euer Deutschgeboren dürfte vielleicht interessieren, zu erfahren, was es Alles gibt. Jeder kalmückische Vereinsmeier gründet heute irgendeinen deutschnationalen Laden, worin er die Juden, die Rote Armee, den Feindbund (das ist die kalmückische Uebersetzung von Entente) und andre böse Tiere abschlachtet. Bekanntermaßen ist nirgends das Deutsch schlechter als in diesen Hakenkreuz-Zeitschriften. Es ist eine deutsche Psychose. Symptome: Trennung der Menschheit nach Kollektivitäten; schärfste Betonung der besondern Einzelkollektivität; violett angelaufener Kopf in der Politik; fetischistische Verehrung der Telephongenerale; flagellantische Verzückung unter allseitigem Hepp-hepp-hurra. Diagnose: Deutsch-völkisch. Therapie: Kalt Wasser.

**Hermann Reisner in Hamburg.** Sie schreiben mir: „Es gibt in Hamburg Lesebücher für zehnjährige Mädchen mit Gedichten, zweien, auf eine Kanone. Der Herausgeber, den ich dieserhalb interpellierte, findet das humoristisch. Sie finden das immer humoristisch, diese Herren — sie finden wahrscheinlich auch den ganzen Weltkrieg humoristisch! Es gibt in diesem Lesebuch auch ein übles Machwerk: ‚Die Ballade von den masurischen Seen'. Sechs Strophen hat sie, und jede, endet mit den Worten: ‚Der Sumpf ist Trumpf, der Sumpf ist Trumpf, Er schluckt die Russen mit Stiel und Stumpf!' Sie fürchten, beim nächsten Weltkrieg könnten die zartbesaiteten Frauen und Jungfrauen auf ihre Männer und solche, die es werden wollen, mäßigend wirken, weil sie bis dahin pazifistisch verseucht seien? Aber neinl keine Furcht! Sie werden nicht pazifistisch verseucht werden, solange den Gralshütern der deutschen Eigenart, den deutschen Oberlehrern, gelingt, uns Bilderstürmer von ihren heiligen Hallen fernzuhalten. Aber eines muß man diesen edlen Büchern lassen: sie sind nicht einseitig. Sie predigen nämlich nicht nur den Völkerhaß, sondern auch den Klassenhaß. Man sollte es nicht für möglich halten, und doch ist es Tatsache: In einem Lesebuch für hamburger Schulen (das die dreiundzwanzigste Auflage hat) ist die berüchtigte Bielefelder Rede Wilhelms des Zweiten abgedruckt! Also eine Rede, die seinerzeit selbst in bürgerlichen Kreisen den größten Anstoß erregt, deren gesetzgeberische Ausmünzung in der Zuchthausvorlage der Regierung Wilhelms des Zweiten die vielleicht schwerste Niederlage beigebracht hat — die wird geeignet befunden, Obertertianern als Lesestoff vorgesetzt zu werden, damit auch diese hoffnungsvollen Jünglinge nur ja recht früh auf den richtigen Weg geführt werden: gegen die Arbeiter, gegen den Proletarier! Welches Geschrei erhoben jüngst die bürgerlichen Blätter, als berliner Schulkinder für die weltliche Schule demonstrierten! Wie dürfe man Politik in die Schule tragen! Und was tut Ihr? Nein, Ihr treibt keine Politik — was Ihr tut, das ist Großzüchtung von Klassenhaß in höchster Potenz, und zwar mit den Steuergroschen Derer, gegen die solche ‚Politik' gerichtet ist. Das heißt: solange wir uns diesen Skandal gefallen lassen!" Aber das Unglück ist ja, daß Ihr ihn euch immer weiter werdet gefallen lassen.

**Hauptmann a. D. Willy Meyer.** Sie schreiben mir: „In der vorigen Nummer der ‚Weltbühne' wandte ich mich dagegen, daß der General a. D. Graf Waldersee die Anwendung der Reitpeitsche gegen Herrn Scheidemann empfahl. Herrn Rudolf Lebius erscheint die Reitpeitsche als politisches Kampfmittel noch zu milde. Er vertritt in der Staatsbürger-Zeitung extremere Forderungen. Er schreit nach der Schuß-

waffe. Aus Anlaß einer Unterredung zwischen dem berliner Vertreter des ‚Matin' und dem Sekretär des ‚Bunds Neues Vaterland' Otto Lehmann-Rußbüldt polemisiert Lebius in schärfster Weise gegen die genannte Vereinigung. Wörtlich heißt es: ‚Der Liga gehören unter andern an Maximilian Harden, Professor Einstein, Professor Foerster, Herr v. Gerlach. Hier liegt glatter Volksverrat vor. Wir würden jeden Deutschen, der diese Schufte niederschießt, für einen Wohltäter des deutschen Volks erklären. Wir wundern uns überhaupt, daß sich Niemand dazu bereit findet. Fast zwei Millionen Deutsche haben ihr Leben für die Sicherheit des deutschen Volks geopfert. Warum findet sich jetzt Niemand, der das deutsche Volk von diesen Verbrechern befreit?' Wenn unsre.Justiz nicht noch eine weitere starke Einbuße an Vertrauen erdulden will, muß hier der Staatsanwalt unverzüglich eingreifen. Das Volk hat ein Recht darauf, vor einem Mann geschützt zu werden, dessen Treiben als gemeingefährlich bezeichnet werden darf."

**Burschenschafter.** Der Eisenacher Burschentag vom August 1920 war ein deutsch-völkischer Parteitag: er schloß Nicht- Arier und Mitglieder von Parteien mit internationalen oder separatistischen Tendenzen von den Burschenschaften aus. Eine Reihe alter Herren der bedeutendsten Burschenschaften, alle in führenden Stellungen, wenden sich in einem ‚Aufruf zur Erneuerung altburschenschaftlicher Gesinnung' gegen diesen Eisennacher Burschentag. Der Aufruf ist ein Lichtblick, aber einer, der wohl wirkungslos leuchten wird. Die jungen Herren verachten sicherlich diese alten Semester ob ihrer „Schlappheit" und haltens für schneidiger, gegen Arbeiter und Demokraten mit dem Stahlhelm auf dem Kopf anzureiten. Und die „Erneuerung altburschenschaftlicher Gesinnung"? Die Universität ist nicht mehr, was sie war, und die meisten Gebräuche des Comments sind heute leere Formeln geworden. In vielen Burschenschaften müssen die alten Herren zuschustern, damit die Füchse studieren können, und der Student ist durchaus nicht mehr der freie Bursch von anno dazumal. Das jährliche Existenzminimum für den berliner Studenten, zum Beispiel, beträgt 7673 Mark (gegen 963 Mark vor dem Kriege) — und wer hat die? Gewiß: Berlin ist Berlin und hat zum Glück keine Zeit, sich um den Burschenschafter zu kümmern. Der blüht und gedeiht in der kleinen Stadt, die halb von ihm lebt. Aber so unhaltbar die wirtschaftliche Stellung des Burschenschafters, so unwahr ist auch seine politische Stellung. Man kann sich eben heute nicht mehr mit geschlossenen Augen in den kleinen Vereinskram versenken, der unter hochtönenden Namen Nichtigkeiten aufbläst. Die kantigen Manieren allein tun es schließlich nicht. Aufruf, Ihr alten Herren? Es wird euch kaum Einer antworten. Und fix und fertig steht schon in dieser jungen Welt die nächste Generation und das nächste Zeitalter aufgebaut: die Richter, Verwaltungsbeamten, Oberlehrer, Pastoren, die einen Teil ihrer Studienzeit damit zugebracht haben, an die Wände verschwiegener Orte der Universität und der Kneipe Hakenkreuze und Hetzverse wider Proletarier und Juden zu malen. Und dann wundern sich die Deutschen, daß ihre Welt so aussieht wie ein politischer Naturschutzpark aus dem sechzehnten Jahrhundert.



Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottehburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 27. Januar 1921 Nummer 4

## Berlin-München-Paris von Karl Rothammer

Die Deutsche Volkspartei wünscht nicht, zu den Rechtsparteien gezählt zu werden. Dann wird sie wohl die Himmelsrichtungen vermehren müssen. Vielleicht hat sie aber auch insofern die Wahrheit bekannt, als sie nicht neben den Deutschnationalen steht, sondern diesen untergeordnet und von ihrer Gnade abhängig ist. Die Partei des Herrn Stresemann würde jedenfalls keinen Augenblick zögern, unter der Diktatur des Grafen Westarp zunächst einmal in Preußen und später im Reich sich an der Regierung zu beteiligen. Stresemann war ja immer der geborene Commis. Bleibt für die Menschen der andern Art die Frage: ob ein sogenannter Bürgerblock unter Führung der Deutschnationalen — was sowohl für Preußen wie für das Reich Führung durch den preußischen Junker, den ostelbischen Feudalismus bedeuten würde — nicht jeder politischen Vernunft, dem Selbsterhaltungstrieb des Bürgertums und schließlich auch dem simpelsten Anstand, daß der Geprügelte nicht die Hand des Büttels küßt, entgegen ist. Das Blatt des Herrn Stinnes hat sich für solchen Bürgerblock besonders stark gemacht: „Kampf gegen den Radikalismus mit Einschluß der Sozialdemokratie . . . Das Bürgertum wird beweisen, daß trotz der Revolution und der Radikalisierung, die sie mit sich brachte, oder vielleicht mehr infolge dieser Ereignisse die Mehrheit der Wählerschaft sich zu einer Politik bekennen wird, die der seit der Revolution in Preußen maßgebenden widerspricht."

Ein Bürgerblock, wie er hier gemeint ist, müßte von den Deutschnationalen bis zu den Demokraten reichen. Eine Koalition, wie sie zur Zeit im Reich, und auch dort nur dank der Gnade der Linksparteien, besteht, würde in Preußen, dem der Bürgerblock jetzt aufgeschwätzt werden soll, allzu schmale Basis haben. Kann sich die Demokratie, ohne Selbstmord zu begehen, mit den Nachkömmlingen der preußischen Konservativen zusammentun, mit den Wahlrechtsverweigern von gestern, mit den Sklavenvögten der Wähler dritter Klasse? Herr Fischbeck ist gewiß kein Charakter, und daß die berliner Demokraten ihm den ausgezeichneten Preuß, den Schöpfer der Reichsverfassung, bei der Aufstellung der Kandidaten geopfert haben, ist ein Skandal; aber immerhin: selbst den Herren Fischbeck, Gothein und Dernburg dürfte unangenehm sein, sich von einer Gehirnlosigkeit kommandieren zu lassen, der von den Ereignissen des November 1918 keine andre Idee innewohnt als die einer Revolution, „die, aus der.Gosse geboren, mit ausländischem Gelde gefördert, den Abschaum des Volks und fremdrassige Schmarotzer an die Oberfläche schwemmte". Ja, sogar der berliner Stadtfreisinn, dessen Schlappheit und Krämerverderbtheit zu den klassischen Tatsachen gehört, wird bedenklich finden, sich einer Partei zu prostituieren, die von dem Oberbürgermeister Boeß sagt: „Er hat zu den unverschämtesten Forderungen der Sozialisten und Kommunisten zwar den Kopf geschüttelt, hin und wieder einen Notschrei über das Finanzelend von sich gegeben, im übrigen aber alles über sich und über die

Bürgerschaft ergehen lassen. Er ist Passivist, deutlicher und alles bezeichnend: Er ist Demokrat!"

Der Bürgerblock, der ein Rechtsblock sein müßte, darf also wohl als Schwindel gekennzeichnet werden. Er hätte sich übrigens bereits in dem eben verblichenen preußischen Landtag zusammenfinden können, wo eine bürgerliche Mehrheit an und für sich vorhanden war. Aber die Demokraten fürchteten die deutschnationale Infeklion. Können sie, falls sie nicht ihren letzten Rest Mannbarkeit opfern wollen, anders verfahren, wenn — wie mit Sicherheit anzunehmen ist — am zwanzigsten Februar die Agenten der Hohenzollern auf Kosten der Volksparteiler zugenommen haben werden? Daß die schwarz-weiß-roten Fahnen trotz allem nationalistischen Gekreisch und sogar trotz Stresemanns gloriosem Antrag auf Wiedereinsetzung der Kaiserstandarte am achtzehnten Januar nirgends zu sehen waren, dürfte wohl am besten die Volkstümlichkeit eines Rechtsblocks und damit die Unmöglichkeit eines Bürgerblocks versinnbildlicht haben.

*

Inzwischen gehen gewisse Klärungen vor sich. Die bayrische Reaktion ist im Reichstag hart angefaßt worden, und selbst der Minister Koch mußte durch allerlei Reverenzen vor Herrn v. Kahr und etliche diplomatische Schleier hindurchblicken lassen, daß die bayrische Nebenregierung lästig zu werden beginnt. Der Entwaffnungskommissar Peters stand daneben und schien nachzudenken über die demnächst aus Paris zu erwartende Antwort auf die Quängelnoten des Außenministers, der immer mehr unter das Diktat der Herren Stinnes, Haniel und v. Simson gerät. Zyniker sprachen über den heitern Vorschlag des ‚Manchester Guardian', daß die Franzosen, wenn sie schon wegen der Einwohnerwehren deutsches Gebiet neu besetzen wollen, sich gefälligst, und womöglich mit Kolonialtruppen, in das Reich des Herrn v. Kahr begeben möchten. Es ist in der Tat nicht einzusehen, warum das Ruhr-Revier bestraft werden soll für Verbrechen, die man in München prganisiert. Indessen wird sich auch hier wohl ein Ausweg finden lassen. (Hat sich, wie es heißt, bereits gefunden.) Die bayrische Regierung kann auf die Dauer nicht behaupten, daß grade in ihrem Lande der kommunistische Umsturz drohe. Die allgemeine Versachlichung, die, unbekümmert um nervöse Störungen, dauernd zunimmt, wird auch von den Thronwächtern der Wittelsbacher anerkannt werden müssen. Zumal solche Versachlichung grade neuerdings in der deutlichen Abkehr der Gewerkschaften, selbst der durch Unabhängige beherrschten Gewerkschaften, von der kommunistischen Katastrophen-Taktik immer sichtbarer wird. Die, Energie, mit der die Unabhängigen im preußischen Wahlkampf sich gegen die Kommunisten stellen, zeigt deutlich, daß der Wille zur Realpolitik wächst.

*

Auch in Frankreich beginnt der berühmte brausende Most sich zu setzen. Das neue Ministerium Briand hat wohl kaum Fahrkarten à Berlin in der Tasche. Es wird den Schreiern der Boulevards, aber wohl mehr den französischen Notwendigkeiten

gerecht zu werden versuchen. Der Vorschlag des Herrn Seydoux hat wegen der Ungewißheit, die er für neue fünf Jahre über unsre Wirtschaftsdispositionen verhängt, viel gegen sich. Für ihn spricht der Umstand, daß diesmal Deutschland auf ein ihm aus dem Vertrage zustehendes Recht, nämlich auf die Festsetzung der Entschädigung bis zum ersten Mai 1921, verzichten soll. Für ihn spricht vor allem die Beobachtung, daß die Vertagung zur Zeit bei fast allen Fragen deren beste Lösung ist. Beinah für 21 Milliarden Werte sind nach dem Zusammenbruch aus dem deutschen Volks- und Wirtschaftskörper ausgegliedert und an die Entente abgegeben worden. Die Durchsicht der hierüber berichtenden Denkschrift wirkt niederschmetternd, wirkt aber doch eine gewisse Hoffnung auf Ausgleich, auf Wiedergewinnung der durch kaiserliche Borniertheit verloren gegangenen Werte, wenn man erfährt, daß, zum Beispiel, der aus Bremen sich entwickelnde Seeverkehr im Januar 1920 einen Umschlag von 58 270 to., im November desselben Jahres aber bereits wieder 100 568 to. hatte. Daß falsch ist, mit einem Volk von solcher unzerbrechbaren Lebenskraft seinen Spott zu treiben, wird selbst Herr Loucheur, begreifen. Darüber hinaus aber müßte dem Minister für den Wiederaufbau des zerstörten Frankreich zum mindesten ein Ahnen davon aufgehen, daß ungehemmte deutsche Arbeitskraft am ehesten die Wunden Frankreichs heilen kann.

## Die undeutsche Demokratie von O. Lehmann-Rußbüldt

In diesen für die Reaktionäre so verheißungsvollen Tagen hat die Kreuz-Zeitung ihren nach der Revolution zurückgepfiffenen atten Kreuzzug gegen die Demokratie wieder aufgenommen. Sie hat erreicht, daß Freund und Feind sich ernsthaft mit ihr beschäftigte und die Blamage dieses Blattes vergaß, das 1917 die Kriegserklärung Amerikas dankbar begrüßte, weil so beim Friedensschluß wenigstens ein zahlungsfähiger Besiegter vorhanden wäre. Bald wird der Tag erscheinen, wo die Männer dieser Zeitung die Bezeichnung einer „Volks"-Partei, sei es auch einer deutschnationalen, als undeutsch und unvölkisch auf den Schindanger schmeißen und dafür die von dem renegaten Juden Friedrich Stahl entdeckten Preußentugenden - der Untertanenpflicht, der Gottesfurcht und der Staatsautorität, verkörpert im Gottesgnadentum eines angestammten Königsgeschlechts, wieder als uralteste angeborene Eigenschaften des Deutschtums ausgraben und bis in das simpelste Kreisblättchen anpreisen lassen werden. Sicherlich mit dem Erfolg, mit dem die alldeutsche Propaganda seit drei Jahrzehnten diesen größten Schwindel der Geschichte, diesen Riesenunsinn in Szene gesetzt hat: sodaß aus dieser Stimmung (die Bismarck schon 1859 ahnte, als er die Befürchtung aussprach, „der nachgemachte Achtzehnhundertdreizehner werde Preußen besoffen machen") sich der Weltkrieg mit allen tiefklaffenden Wunden entwickelte.

Es ist notwendig, diese Geschichtslüge von der Undeutschheit der Demokratie einmal anzuprangern, weil durch solche einfache Darlegung über die Verblödungsmanöver unsrer Reaktionäre manchem naiven Gemüt leichter der Star gestochen wird als durch noch so glanzvolle theoretische Systeme über Demokratie, Sozialismus, Pazifismus und Menschheitsverbrüderung.

Als 1917 zu 18 der Kampf um das gleiche Wahlrecht für Preußen besonders heftig ging, verekelte die Kreuz-Zeitung samt ihren Schwestern jedem „Deutschen” das damit, daß morgens und abends

geschrieben und geschrieen wurde: das gleiche Wahlrecht sei undeutsch und unvölkisch; die Deutschen hätten von jeher in unbeirrbarer Treue zu ihren angestammten Fürstengeschlechtern gestanden; Verstand sei stets bei Wenigen nur gewesen; Autorität gehe vor Majorität; und jeder Deutsche sei mit einem Schwert geboren und scheue sich davor, den „Strohtod" zu sterben.

Wenn wir die älteste Urkunde über das Deutschtum aufschlagen: des Tacitus ‚Germania', so finden wir darin die klare Feststellung, daß die jährliche Volksversammlung über alle wichtigern Dinge entscheidet: das Wort nimmt Jeder, den Alter, Adel, Kriegsruhm oder Beredsamkeit auszeichnet; Jeder verläßt sich dabei mehr auf das Gewicht seiner Meinung als auf seine Macht oder Verdienste; die Führer wirken weit mehr durch ihr Vorbild als durch ihr Amt. Im ‚Handbuch der deutschen Geschichte' von Bruno Gebhardt wird die germanische Urverfassung so skizziert:

„Der Träger der staatlichen Souveränität ist die versammelte Volksgemeinde. Die erklärt sich für eröffnet, so bald es ihr beliebt; dann gebietet der Staatspriester Schweigen; unter seine Strafgewalt fällt, wer den Frieden der Versammlung bricht; die ihr gemachten Vorschläge verwirft sie durch Murren oder nimmt sie durch Zusammenschlagen der Lanzen an; gegen ihre Beschlüsse steht Niemand ein Einspruchsrecht zu. Sie übt die hohe Gerichtsbarkeit über Leben und Tod, sie entscheidet über Krieg und Frieden."

Weiter: diejenigen Völker Europas, die viel reinere Germanen sind als die Deutschen, also Holländer, Skandinavier, Engländer, sind stramme Demokraten, sind instinktive Gegner des Militarismus an sich, dessen Reinkultur Europa allein im halbslavischen Preußentum aufzuweisen hat. In England und Skandinavien ist, anders als in Deutschland, Italien und Frankreich, der Grundsatz der Volksvertretung nie ganz erloschen gewesen. Einen Deutschnationalen in unserm Sinne gibt es auch unter den verbohrtesten Engländern oder Schweden nicht: man kann sagen, daß ein englischer oder schwedischer Konservativer den politischen Grundrechten des Menschen nach auf dem Standpunkt eines deutschen Unabhängigen steht. Schweden war das einzige Land Europas, das nie eine Leibeigenschaft kannte, und im Mittelalter gab es Bauernrepubliken mit blutiger Ausmerzung jedes Adels grade bei den reinsten deutschen Stämmen: den Friesen, den Schweizern. Man überlege sich einmal die Beliebtheit des monarchischen Gedankens in Nordamerika, dessen Volkstum getragen wird von Angelsachsen und Deutschen, und wo es verboten ist, Monumente von Fürsten aufzustellen!

Auch die eingeborene kriegerische Natur der Deutschen ist eine optische Täuschung. In ihrer Urzeit waren sie nicht kriegerischer als alle Völker. Die hohe deutsche Städtekultur des Mittelalters ist nur erklärlich als Produkt einer mehrere Jahrhunderte währenden ganz friedlichen Entwicklung. Wenn in unsern Schulen immer erzählt wird von den Römerzügen der Ottonen und Friedrich Barbarossas mit seinen paar tausend Rittern, so ist das eben auch politische Bauernfängerei und Narrheit von Oberlehrern, deren Schlachtfelder immer nur in den Papierflächen ihrer verstaubten Bücher bestanden.

Die „angestammten Fürstengeschlechter" sind nun gar der größte Unfug. Deutschland war und blieb über ein Jahrtausend ein Wahlkönigtum, und die Erfindung des Gottesgnadentums ist jüngern Datums denn die ersten Anfänge der Anwendung des Dampfes als motorischer Kraft. Wenn man die Aussprüche der Stein, Scharnhorst, Gneisenau und Blücher gegen Fürsten im allgemeinen und gegen ihren leibhaftigen Landesherrn im besondern zusammenstellen und jedem Bauern ins Kreisblättchen drucken wollte, so wäre es aus mit der Ehrfurcht vor Königen. Die Wahrheit ist, daß fast alle unsre Geistesheroen, auch der Dichter des Liedes ‚Deutschland, Deutschland über alles' Revolutionäre, in keinem Sinne aber Patrioten waren, und daß

die Alldeutschen nicht einen einzigen künstlerisch und wissenschaftlich hervorragenden Menschen aufzuweisen haben.

Wie kam es nun, daß die Deutschen, diese rauhbeinigen Gesellen, die ohne viel Federlesens ihrem gewählten König eins vor den Kopf schlugen, wenn er sich unmanierlich benahm, so tief sinken konnten, dem letzten Glanzstück des Gottesgnadentums, das am holländischen Horizont mit Benzingestank entschwand — nachdem es uns herrlichen Zeiten entgegengeführt hatte —, hunderte von Millionen nachzuschmeißen, während hunderttausende deutscher Kinder kein Hemd haben? Woher dieses Wunder historischer Dressur?

Eine Weltgeschichte vergleicht die Verhältnisse in England, Frankreich und Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege mit einander und sagt:

„Aufrecht stand von allen staatsrechtlichen Einrichtungen Deutschlands nur noch das Landesfürstentum, und den einst gegen des Kaisertums und Reiches Größe so rebellischen Deutschen wurden nun die einzelnen Landesherren, selbst die lächerlich kleinsten derselben, zu Zuchtmeistern zur Einheit, indem sie sie zwangen, einen Staat anzuerkennen, sich ihm zu fügen und alles ihm zu opfern. Aber da eben der politischen Unbedeutendheit wegen diese Staaten ganz hinter der Person der fürstlichen Herren derselben verschwanden, so wurden damit auch die einst so eigenwilligen, steifnackigen Deutschen zu den ergebensten Dienern fürstlicher Willkür."

Das schreibt kein Demokrat, sondern der stockkonservative Oberst Yorck von Wartenburg, ein Nachkomme des Rebellen von 1813. Im selben Buche (zuerst erschienen 1897) legt er ebenso eindringlich dar, daß garnicht auszudenken wäre, was hätte werden können, wenn die Franzosen als das „begabteste Volk Europas" das Festland Europa zum Heil des Weltteils unter Frankreichs Herrschaft geeinigt hätten, und spricht die Hoffnung aus, daß das, was Frankreich für Europa mit den Waffen und der Zentralisation nicht erreicht habe, Deutschland mit Frieden und Föderation gelingen werde.

Ich las neulich einmal, wie es einem Naturforscher gelang, einen Hummer zu hypnotisieren. Er griff sich den muntersten heraus und strich ihm ein paar Mal über den Rücken, worauf der lustige Geselle sich regungslos auf die Scherenspitzen stellen und alles mit sich geschehen ließ. Betrübendes, aber zugleich komisches Symbol unsrer deutschvölkischen Verrücktheit. Die Junker des Ostens und die Eisenkönige des Westens ködern den braven Deutschen mit einem Strich über den Rücken, indem sie an seine „deutschen" Stammeseigenschaften appellieren, und nun läßt der Starrgewordene sich sechs Jahre lang alle paar Monate einmal aus einem Riesenreinfall seiner Peiniger in den andern hineintaumeln, läßt sich jede, aber auch jede Dummheit als heilige Offenbarung aufschwätzen, flicht Lorbeerkränze um Hindenburg, Ludendorff und Helfferich, verfemt jetzt Erzberger als den Urheber der militärischen und politischen Pleite und kommt nicht einmal auf die einfache Ueberlegung, warum denn der Waffenstillstand vom elften November 1918 zwar auf der einen Seite vom Marschall Foch, auf der andern Seite aber nicht von Marschall Hindenburg abgeschlossen wurde. Seit den Tagen, da Scipio und Hannibal um die Herrschaft im Mittelmeer rangen, haben immer die Militärs ihre Waffenstillstände abgeschlossen. Man stelle sich vor, wir hätten „gesiegt", und beim Waffenstillstand hätte sich ein Herr aus der Wilhelm-Straße mit dem Anspruch gemeldet, seinen Namen unter das Dokument zu setzen! Man stelle sich Ludendorff vor, wie er mit dieser Kreatur aus der Wilhelm-Straße abgefahren wäre! Weil die Sache schief, sogar ganz steil hinab ging, trat Hindenburg — Ludendorff war schon weg — bescheiden in den Hintergrund und gab Erzberger die Weisung, „in jedem Falle abzuschließen", wußte offenbar aber noch garnicht, welch wirkliches Geniestück er vollbrachte, denn inzwischen ist neun-

undfünfzig von den sechzig Millionen Einwohnern Deutschlands klar gemacht worden, daß es in Erzbergers Hand lag, einen ganz andern Frieden zu erreichen. Warum verfährt man nicht nach dem Rezept der Alldeutschen und fragt bei jeder Gelegenheit den Marschall Hindenburg: „Weshalb haben Sie eigentlich zum ersten Mal, seitdem Völker mit einander Krieg schließen, nicht die Courage gehabt, auch eine verlorene Bataille zu quittieren?” Ach, der intellektuelle Generalfeldmarschall Helfferich kennt seine Deutschen, weiß, wie man sie zu nehmen hat und raubt ihnen durch seine Sturmangriffe die Zeit zu solchen Ueberlegungen.

Wenn man sich aber weiter überlegt, daß die Deutschnationalen letzten Endes nur Draufgänger und keine wirklich mutigen Leute sind, daß sie nur Erfolg haben, weil der deutsche Spießbürger sich immer durch gesalzene Redensarten und großartige Gesten betäuben läßt, so sagt man sich: Es kann noch anders werden! Es soll und wird die Zeit kommen, wo die Rollen vertauscht sind, wo man Herrn Helfferich an den Marterpfahl des Spottes binden und, sooft er den Schwindel vom Dolchstoß der Heimat probiert, um Auskunft bitten wird, wie er sich denn gefühlt habe, als er 1918 aus Moskau in Todesangst ausriß. Und wenn die Alldeutschen zu allen ihren Geniestückchen zuletzt auch noch das zustande bringen, in Deutschland die Revanchehetze so zu steigern, daß die versäumte „nationale Verteidigung” vom Oktober 1918 nachgeholt wird und mit einem viel furchtbarern Reinfall endet als der U-Boot-Krieg und die Vernichtungsoffensive vom März 1918: dann werden die Deutschen sich wieder auf ihre wirklich urälteste Tugend besinnen, dann werden sie diese ganze Gesellschaft von reitpeitschenschwingenden Junkern der Latifundien Ostelbiens, diese angeblich schöpferischen, in Wahrheit aber schröpferischen Nutznießer der Rechte an Bodenschätzen des Ruhrgebiets und vor allen die von Stinnes & Cie. ausgehaltenen Zeitungsschreiber, die eine viel schlimmere Gehirnverrottung bewirken als die Geistlichen der Hierarchie des Mittelalters — dann werden sie diese ganze Gesellschaft von Grund auf auskehren und zum Teufel jagen. Grade, weil ich mich als Deutschen fühle, grade, weil ich das Deutschtum von je her als Mannestum und Unabhängigkeit verstanden habe — grade deshalb sage ich, daß wir Alle, die wir tätig sind als Bauern, Handwerker, Arbeiter jeder Art den Nebel des deutschnationalen Riesenschwindels von der Untertänigkeit des Bürgers zerhauen und uns endlich die Rechte nehmen müssen, derentwegen unsre Väter in die Freiheitskämpfe zogen, derentwegen sie 1848 kämpften, derentwegen sie glaubten, vor sechs Jahren den Kampf mit der ganzen Welt aufnehmen zu sollen. Um diese Rechte sind sie immer und immer wieder geprellt worden — vielmehr: haben sie sich prellen lassen! Denn beileibe keine Anklagen gegen unsre Sklavenhalter und Peiniger. Wir haben uns selbst unser tiefes Elend zuzuschreiben. Wir wollen aber auch uns selbst unsre Befreiung und die Neuschöpfung unsres Volkslebens zu verdanken haben. Deshalb: Drauf und dran gegen unsre Betörer, Henker und Peiniger!

## Bolschewiki und Sozialrevolutionäre von E. Hurwicz

In letzter Zeit haben sich die Nachrichten von einer kriegerischen Spannung zwischen den Bolschewiki und den Sozialrevolutionären besonders gehäuft. Den Auftakt dazu gab im Herbst 1920 das Auftreten des von der Sowjet-Polizei viel gesuchten Hauptes der Sozialrevolutionäre Victor Tschernow unter verblüffenden Umständen, mitten im streng bewachten Moskau, wo er in einer öffentlichen Versammlung, im Beisein der englischen Delegierten, eine flammende Rede gegen das bolschewistische Regime hielt.

Wie durch ein Wunder gelang es Tschernow auch, nach dem Auslande zu entkommen. (Gegenwärtig hält er sich in Paris auf, wo er dem dort versammelten russischen „Rumpfparlament" präsidiert.) Seitdem hat eine besonders intensive Verfolgung der Sozialrevolutionäre begonnen. Jüngst hat die Sowjet-Regierung die Auslandskomitees der Partei einer Verschwörung gegen die in Rußland „herrschende Staatsordnung" beschuldigt und als Geiseln Dutzende in Rußland verbliebener Parteimitglieder eingesperrt. In einer der letzten Nummern der ‚Istwestja' (287) veröffentlicht nun das Zentralkomitee der Partei eine offizielle Erklärung, worin es alle die Verschwörungsnachrichten leugnet und auf den Beschluß des neunten Partei-Kongresses hinweist, der den Terrorismus als politisches Kampfmittel verwirft.

Die Partei der Sozialrevolutionäre ist heute eine der wichtigsten Oppositionsparteien der Sowjet-Regierung, und ihre Beziehungen zu den Bolschewiki bilden vielleicht das wichtigste Kapitel der russischen innern Politik und der russischen politischen Sittengeschichte der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart, ein Kapitel, in dem sich der Westeuropäer nicht so ohne weiteres wird zurechtfinden können. Diese Partei setzt bekanntlich das Werk der sogenannten Narodniki fort, die sich den Schutz des Bauerntums als Hauptaufgabe stellten. Von der Grundtatsache ausgehend, daß die Bevölkerung Rußlands zu rund fünfundachtzig Prozent aus Bauern besteht, erblickt diiese Partei ihre vornehmste Aufgabe in der Lösung der Agrarfrage und zwar, zufolge dem Volksspruch: das Land sei Niemandes und gehöre Allen, erstrebt sie eine „Landsozialisierung auf der Grundlage ausgleichender Landbenutzung" (das heißt: kein Privateigentum an Grund und Boden, sondern periodische Umteilungen, entsprechen der wechselnden Zahl der Familienmitglieder). An der Zerwühlung des russischen Absolutismus hat die sozialrevolationäre Partei zumindest den gleichen, wenn nicht größern Anteil als die beiden Parteien der Menschewiki und der Bolschewiki; in extremsten Fällen schreckte sie auch vor terroristischen Akten nicht zurück (Ermordung des Großfürsten Sergius, der Innenminister Plehwe, Ssipjagin, Stolypin). Der Sturz des Zarismus machte auch die Sozialrevolutionäre zu einer Regierungspartei im Kerenski-Block. Victor Tschernow wurde erst Agrarminister und dann Vorsitzender der konstituierenden Versammlung. Nach deren Sprengung durch die Bolschewiki ging er an die Wolga und stellte sich mit an die Spitze der sogenannten „Front der konstituierenden Versammlung", das heißt: der den demokratischen Gedanken noch treu gebliebenen Armee-Reste und Bevölkerung. Tschernow war und ist bis heute ein treuer Anhänger der Idee der konstituierenden Versammlung geblieben; sie war und ist ihm nicht nur Symbol und unerläßliche Voraussetzung der Demokratie, sondern auch ein Mittel zu einer legalen, europäischen und nicht asiatischen Lösung der Agrarfrage selbst: denn die konstituierende Versammlung, die die soziale Schichtung Rußlands treu wiederspiegelt, muß sich ja mit Notwendigkeit für eine radikale Lösung der Agrarfrage entscheiden. Indessen zerschlug sich infolge innerer Uneinigkeit auch die „Front der konstituierenden Versammlung". Und nun beginnt für Tschernow jene „Leidenswanderung" unter falschen Namen, mit unzähligen

Wohnungswechseln, mit dauernder Flucht vor der „Außerordentlichen Kommission” — eine Leidenswanderung, die, nach seinen eignen Worten, den Westeuropäer wie eine Filmgeschichte anmutet, für den Russen der Gegenwart aber etwas Alltägliches ist. ‚Meine Leidenswanderung’ heißt denn auch ein Manuscript von Tschernow, das ich wegen seines außerordentlichen Materials nicht versäumen werde der deutschen Oeffentlichkeit zu übergeben, Zunächst und hier nur zwei Auszüge, die uns in die politische Sittengeschichte des heutigen Rußland einführen und zeigen, welche infernalischen Mittel die Polizei der Sowjet-Regierung anwendet, um die Opposition zu bekämpfen. Tschernow zitiert eine geheime Instruktion (einem Manne wie ihm war auch diese zugänglich) der beiden Leiter und „Theoretiker” der Außerordentlichen Kommission Lazis und Potapow, worin die folgende „Methode” empfohlen wird:

„Agenten wirbt man, indem man einen unsrer Leute in den gleichen Raum mit einem Verhafteten setzt. Indem er als angeblich Mitverhafteter dessen Vertrauen erwirbt, kann er von ihm Verschiedenes erfahren. Diese Methode hat schon die besten Resultate ergeben.

Es muß in der Zentralstation ein Geheimtelephon zur Belauschung der Gespräche aufgestellt werden. Dies wird folgendermaßen gemacht: In einem isolierten Zimmer der Außerordentlichen Kommission wird ein elektrischer Kommutator mit zwanzig bis fünfzig Drähten aufgestellt, die mit der Zentralstation verbunden sind. Die Gesprächsbelauschung geschieht folgendermaßen. Nehmen wir an, das Gespräch eines rechten Sozialisten-Revolutionärs mit seinen Gesinnungsgenossen muß belauscht werden. Seine Telephonnummer ist 31/46. Sie geben also der Zentralstation den Befehl, diese Zahl in Ihren Kommutator einzufügen. Jedes Mal, wenn 31/46 gerufen wird oder Andre rufen, wird Ihr Telephon gleichfalls läuten und die Telephondame die Gespräche hören und aufschreiben können. Für das richtige Funktionieren dieses Schemas ist erforderlich, daß der Mechaniker der Zentralstation zuverlässig ist, sonst kann er die beobachtete Person benachrichtigen.”

Zu solchen Mitteln wird also gegriffen, um die Opposition zu bekämpfen. Allerdings gehört nicht die ganze Partei der Sozialrevolutionäre zu der Opposition. Nachdem die Bolschewiki ihre Herrschaft angetreten hatten, ja kurz vorher schon vollzog sich eine Abspaltung der sogenannten linken Sozialrevolutionäre, die mit den Bolschewiki eine Personalunion eingingen. Diesem Parteiteil erschien die von Tschernow vorgesehene Lösung der Agrarfrage als zu langwierig, dagegen imponierte ihm die Bauernfreundlichkeit, die sich in den ersten Agradekreten Lenins offenbarte. Bald aber kam die Enttäuschung. Der Führer der linken Sozialrevolutionäre Boris Kamkow hat neuerdings die Geschichte dieser Enttäuschung in einer bedeutsamen Schrift dargelegt, die umso beachtenswerter ist, als sie von einem frühern Bundesgenossen stammt. Die Hauptpunkte, auf die Kamkow hinweist, sind: die Bolschewiki sind in ihrem tiefsten Wesen eine städtische Partei, eine Partei der Minderheit, die zu den großen arbeitenden Massen, vor allem dem Bauerntum Rußlands keine innere Beziehung hat. Jener bauernfreundlichen Politik folgte dann auch alsbald die Einrichtung von sogenannten Dorfkomitees, in die die Sowjet-Regierung ausschließlich ihre Kreaturen einführte. Die Entfremdung zwischen der Sowjet-Regierung und

dem Bauerntum nahm immer mehr zu, und in demselben Maße trat auch die Entfremdung zwischen ihr und dem werktätigen Volke überhaupt hervor. Das Volk wurde für sie nachgrade aus einem Subjekt zu einem Objekt. Und ebenso ging es mit ihrer Theorie. Einzig auf den Stadtkapitalismus starrend, verlor die bolschewistische Theorie jeden Zusammenhang mit der russischen Wirklichkeit und kam zu utopistischen Schlüssen auch über den Zusammenbruch des Weltkapitalismus, während in Wirklichkeit die kapitalistische Entwicklung eine außerordentliche Elastizität und Anpassungsfähigkeit besitzt, die selbst der Weltkrieg nicht zu zerstören vermocht hat.

Wir sehen: der richtige Ausgangspunkt des ganzen sozialrevolutionären Programms — die Betonung des überwiegenden Agrarcharakters Rußlands — befähigt die Sozialrevolutionäre zu treffenden Einsichten in die Wirklichkeit der Dinge. In ihrer Endforderung aber: der gänzlichen Abschaffung des Privateigentums an Grund und Boden übersehen sie selbst die „Eigentumsinstinkte" des russischen Bauern. Und — damit nicht ohne Zusammenhang —: sie interpretieren falsch die bäuerlichen Aufstände gegen die Requisitionen der Sowjet-Regierung als Aufstände wahrer „Volkssozialisten" gegen falsche Regierungssozialisten. Und wohl nicht minder falsch ist endlich die Hoffnung, die sie in die bewaffneten Bauernaufstände Rußlands als ein spontanes Volkspräludium zu einer kommenden Staatsumwälzung nach sozialrevolutionärem Programm setzen.

## August Strindberg von Siegfried von Vegesack

Weiberfeind?

Er liebte sie nur viel zu tief.
Menschenverächter? Seine Stimme rief
Und schrie wie ein Orkan:
„Zerbrecht den Stein,
In welchen ihr euch eingemauert
Und frierend kauert:
Ich schaff euch Bahn!"
Wir aber krochen tiefer nur hinein.

Er wälzte Blöcke von Granit
Auf seinem Rücken, der sich beugte.
Doch wir verlangten: „Sing ein Lied!"
Indes er keuchte.

Dumpf brach er zusammen.

Neugierig betasten wir seine Glieder,
Bewundern, verdammen,
Und schmücken uns stolz mit seinem Gefieder.

# Die Justiz von Hugo Grotius

## IV. Weltfremdheit und Rückständigkeit

Die miserable Bezahlung der Richter ist die Hauptursache dessen, was wir gemeinhin „Weltfremdheit" nennen. Weltfremd muß werden, wer die ständige lebhafte Beziehung zur Umwelt aus irgendwelchen Gründen nicht aufrecht erhält oder aufrecht erhalten kann. Unser Offiziercorps wurde weltfremd, weil es sich in seinem Standesdünkel von der „Masse" des Volkes mit Absicht hermetisch abschloß. Die Richter werden es, weil ihre schlechte pekuniäre Lage ihnen verbietet, im außerdienstlichen Verkehr dauernd Fühlung zu haben mit all den Kreisen, auf die es ankommt. Das galt und gilt weniger auf dem Lande als in den Städten, besonders den Großstädten. Man wird daher stets finden, daß die Richter in kleinen Landstädten sowohl die Bedürfnisse der Bürgerschaft wie der Arbeiter- und Bauernschaft kennen und fast stets richtig einzuschätzen und abzugrenzen wissen. Gegenüber den Erscheinungen des Lebens- und des Gewerbebetriebes in der Großstadt aber zeigt sich oft eine ganz erstaunliche „Weltfremdheit". Nur zu oft kann der Richter nicht verstehen, wie, zum Beispiel, Jemand dafür, daß er eine Ein- oder Ausfuhrbewilligung um fünf bis acht Tage schneller beschafft als in der Ochsentour des normalen Geschäftsgangs, zehntausende von Mark verdienen soll, daß er einzig für die Vermittlung eines behördlichen Auftrags eine Provision erhalten soll, die ein paar Mal so groß ist wie sein, des Richters Jahreseinkommen. Warum versteht er das nicht? Weil er nicht mit Großkaufleuten ständig verkehrt, weil er deren Gestöhn über die Schwerfälligkeit der Behörden und die dadurch drohenden Verluste und vereitelten Gewinnchancen mitanzuhören kaum je Gelegenheit hat. Wie einfach erklärt sich in gleicher Weise die oft erstaunliche Verständnislosigkeit gegenüber den Erscheinungen der Bühnen- und andern Literatur! Ja, kann denn der deutsche Richter, der überaus selten Privatvermögen hat, von seinem Gehalt sich durch eignen Theaterbesuch von dem jeweiligen Stande und Geschmack in der Bühnenliteratur auf dem Laufenden halten? Kann er bei den herrschenden Preisen auch nur einigermaßen die Roman- und Erzählungsliteratur, die Strömungen in der innern und äußern Politik, im Welthandel, an der Börse und all das verfolgen? Der Durchschnittsrichter ist in der Hauptsache, wie der Spießer, angewiesen auf das Blatt, das er abonniert hat, sieht also die Geschehnisse des Lebens nur in einer bestimmten, sich stets gleich bleibenden Beleuchtung, oder gar erst im Wiederschein seiner Akten; und daraus erhält er erst recht ein umnebeltes Bild. (Ut est in actis, non est in mundo: möchte man variieren!) Die schlechte pekuniäre Stellung treibt die Richter zu immer größerer Einseitigkeit. Sie schließen sich zusammen zu Richter-Vereinen und -Bünden, um ihre „Standesinteressen" wahrzunehmen. Ein deutscher Verein aber nimmt seine Interessen in erster Linie dadurch wahr, daß er schimpft; und zwar nicht schimpft auf den Staat oder die

Regierung; die seine Mitglieder zu schlecht besoldet, sondern auf andre Kreise, die seiner Meinung nach besser dastehen und von Rechts wegen ebenso schlecht dastehen müßten. Das ist eine völkische Eigentümlichkeit, die man besonders in der großen Zeit immer wieder beobachten konnte: der Deutsche schimpft nicht, weil es ihm schlecht geht, sondern nur, weil es Andern nicht ebenso schlecht geht.

Die Richtervereinigungen pflegen den Kampf gegen — die Anwaltschaft. Sie ärgern sich, daß einzelne Anwälte — und durchaus nicht immer die tüchtigsten, sondern meist die betriebsamen, die sogenannten „Reklame-Anwälte" — große Einkommen haben, wobei sie zu übersehen pflegen, daß die Mehrzahl nicht besser daran ist als die Richter. Sie unterstützen deshalb alle Bestrebungen, die auf Beseitigung oder Ausschaltung der Anwaltschaft gehen, sie sind für Einführung des sogenannten „Sühneverfahrens", Einsetzung von Sondergerichten, Beseitigung des Anwaltzwanges und am liebsten der „freien" Advokatur überhaupt. Dabei beachten sie nicht, daß sie sich ins eigne Fleisch schneiden; denn welch Uebermaß von schwieriger und zeitraubender Kleinarbeit dem Richter aufgebürdet würde, wenn er selbst aus dem wirren Parteivorbringen erst den Kern herausschälen müßte, würde ein praktischer Versuch in kürzester Zeit lehren. Die Richtervereinigungen fördern aber mit diesen Bestrebungen auch unbewußt oder, was wahrscheinlich ist, bewußt, die Geschäfte der Reaktion. Der war die freie Advokatur seit ihrem Bestehen ein Dorn im Auge. Sie nicht nur zu erhalten, sondern nach Möglichkeit zu unterstützen, ist deshalb eine der wichtigsten Aufgaben der Republik. Ein Mittel hierzu: Zufriedenstellung der Richter durch reichliche Bezahlung!

Dies vorausgeschickt, sei um so nachdrücklicher festgestellt, daß die deutsche Richterschaft sich trotz allen Nöten gehalten hat. Sie ist heute wie früher: fleißig, tüchtig, rechtschaffen, unbestechlich, vom Pestbazillus der neudeutschen Schiebermoral noch so gut wie frei, was vielleicht eine wohltätige Folge der Weltfremdheit ist. Gern möchte man noch hinzusetzen: unbeeinflußbar. Doch das stimmt leider nicht. Da, wo die Juristerei anfängt, nach Politik zu riechen, ist sie bei uns zu Ende. (Das ist ein Kapitel für sich und ein sehr düsteres!) Bis dahin aber ist die praktische Rechtsprechung nicht schlecht, wenigstens nicht in Zivilsachen. Gewiß: „Recht haben und Recht bekommen", ist nicht das Selbe — vielmehr verteilt sich die Sache meist so: Der Eine hat recht, und der Andre gewinnt. Aber das hat, in der Regel wenigstens, mit der Qualität des Richters und des Prozeßverfahrens wenig zu tun, hängt meist von andern Dingen ab. Dennoch: an einem schweren Grundübel krankt unser Zivilprozeßverfahren — die bekannten Mühlen Gottes sind Elektromotore gegen die Zahnräder der Justiz! Der „Prinzeß", der schon zu Fritz Reuters ‚Stromtid' immer weiter ging, soll heut noch nicht zu Ende sein. Ein Statistiker, der sich um das Wohl seiner Mitmenschen verdient machen will, müßte einmal mit aller Akkuratesse, die deutschen Statistikern eignet, „absolut und relativ" die jährliche Zahl der Schuldner mitteilen, die verstehen, ihre Prozesse so lange hinzuziehen, bis sie glücklich pleite sind;

er sollte weiter die Anzahl der Haare „feststellen”, die sich die Kaufleute alljährlich ausraufen, weil sie nicht zu ihrem Gelde kommen. Wichtiger aber noch als dies wäre, die geeigneten Mittel zu finden, um der Langweiligkeit der Prozesses ein Ende zu machen. Es ist ein Hohn, wenn in unsrer schnellebigen Zeit, wo die Ereignisse von morgen die Begebenheiten von gestern vergessen machen, wo Telephon und Luftpost, Telegramm und Kabel Geschäfte zustande bringen, Verträge auflösen — wenn da ein Streitfall mit dem Gänsekiel zu Protokoll genommen, mit unendlichen Tintenströmen übergossen, von Verhandlungs- zu Beweis-Termin, von Beweis- zu neuen Verhandlungs-Terminen gezerrt werden muß, damit der „Sieger” nach Jahren etwas schwarz auf weiß besitzt, was er getrost nach Hause tragen kann, weil es die Gerichtsvollzieherkosten nicht mehr wert ist. Wenn das „Volk” wüßte, wie einfach diesen Uebelständen abzuhelfen wäre, ich bin überzeugt: das „Volk” würde „aufbegehren”, es würde „mit Nachdruck fordern, daß” . . ., ja es würde . . . schimpfen würde das Volk, am Stammtisch, in der Press.e, im Parlament; eine Resolution würde es fassen, das Volk; und alles würde — beim Alten bleiben. Denn nötig wäre — nichts mehr und nichts weniger — als ein Mann! Ein Mann, der mit einem Ruck eine Aenderung der Prozeßordnung oktroyiert, ein Mann, der auf die „Anregungen”, „Reformvorschläge”, auf die „Einwände” und „Bedenken*' gegen Dies und Jenes, womit die Fachblätter seit Jahrzehnten bis zum Brechen angefüllt sind, einfach pfeift, seinen Kopf durchsetzt und sich den Teufel darum schert, ob das, was er als richtig erkannt hat, den Beifall des Senatspräsidenten Sowieso, der Anwaltschaft beim Oberlandesgericht in X, des Abgeordneten Schulz in Meseritz findet, ein Mann, der vor allem und in erster Linie vom Finanzministerium erzwingt, daß die notwendigen Gelder für eine wirklich großzügige Modernisierung des Geschäftsbetriebs hergegeben werden. Bei der Justiz weiß man nämlich heute noch nicht, daß das Telephon — wenn man Anschluß kriegt! — geeignet. ist, viele Wege zu ersparen, daß die Schreibmaschine, von tüchtigen Leuten bedient, doch schneller ist als die Stahlfeder hinter dem Ohr des frühstückenden Kanzleibeamten. Der Vogel Strauß in den Behörden sieht nicht, daß es Menschen gibt, die stenographieren können; für den „fleißigen” Beamten steht fest, daß es nichts als Liederlichkeit und Faulheit ist, wenn einzelne Dezernenten oder gar nachgeordnete junge Leute wie Assessoren und Referendare einfach in das Stenogramm, in die Schreibmaschine oder gar in den Parlographen diktieren möchten. Ich empfehle eine Kleine Anfrage im Parlament: Wie viele von hundert Geschäftszimmern der Gerichte haben Telephon nach der Außenwelt? Wie viele von hundert Kanzleibeamten sitzen an Schreibmaschinen? Wie viele können stenographieren? Wie viele höhere und mittlere Beamte haben Stenographen zur Verfügung?

Ich wette — wahrheitsgemäße Beantwortung vorausgesetzt —: das Volk wird aufbegehren; es wird fordern, daß „endlich alles . . ."; es wird eine Revolution — verfluchter Schreibfehlerteufel! ich wollte natürlich sagen: eine Resolution geben.

(Fortsetzung folgt)

# Die Filmerei von Hans Siemsen

I.

Vor etwa neun oder zehn Jahren (damals waren wir Alle mindestens fünfzehn Jahre jünger als heute) schrieb ich meinen ersten Aufsatz übers Kino. Kein Mensch schrieb damals übers Kino, wenigstens kein ernst zu nehmender Mensch. Wenn eln neuer Film von Asta Nielsen herauskam, so nannte man das nicht „Premiere", weder Kaiser Wilhelm noch der Kronprinz waren zugegen, und auch der Kultusminister hielt sich fern. Statt dessen waren die heranwachsende Jugend und die Dienstboten zahlreich vertreten. Unter „Gebildeten" galt es nicht für fein. Man ging „wohl mal", aber am liebsten im Dunkeln hin und sprach im übrigen nicht davon. Und die reformerischen Kreise, die sich mit der „Veredlung" des Kinos zu beschäftigen grade anfingen (es waren so etwa die Dürer-Bünde und Goethe-Gesellschaften), kamen zu einem ganz negativen Resultat. Sie hoben die Hände gen Himmel und jammerten über die Verderbtheit der Welt und die gute alte Zeit, wo es keine Kinos gegeben, sie sahen im Film ein Kind des Teufels oder einen unverbesserlichen Feind der Kultur, und ihre Veredlung bestand darin, daß sie nach der Zensur riefen.

Damals schrieb ich meinen ersten Aufsatz übers Kino. Ich rief darin nicht nach der Zensur, sondern nach der Kritik. Ich sagte darin unter anderm, daß mit dem Gejammer über die künstlerische und moralische Wertlosigkeit des Kinos nichts getan sei und mit Gleichgültigkeit noch weniger, daß, aus dem einfachen Grund, weil täglich in allen Ländern der Welt viele Millionen Menschen ins Kino liefen, das Kino ein Erziehungs-, Bildungs- und Beeinflussungs-Mittel von ganz ungeheurer, von fast so großer Bedeutung wie die Presse sei, und daß deshalb alle Die, denen an der Aenderung und Besserung der Welt gelegen wäre, Ursache hätten, sich sehr intensiv mit ihm zu beschäftigen. Ich versuchte nachzuweisen, daß die Minderwertigkeit der Films nicht notwendig sei und nicht aus dem Wesen des Kinos entspränge, daß man durch den Film vielmehr, genau wie durch die Buchdruckerpresse, Gutes und Schlechtes in die Welt setzen und verbreiten könne, daß also der Film sehr wohl verbesserungsfähig und zu großen Aufgaben berufen sei. Ich fügte hinzu, daß die Besitzer der Film-Fabriken und Kino-Theater nur Ein Ziel hätten: möglichst viel zu verdienen, daß es ihnen aber einerlei wäre, ob sie ihr Geld mit schlechten oder guten Films verdienten. Und ich sah den Anfang einer Kino-Reform in der Einführung regelmäßiger, unbestechlicher Kritik, die die Aufgabe hatte, den Kino-Theatern das Geschäft mit schlechten Films durch Spott und Ironie zu verderben und das Geschäft mit guten Films durch amüsantes Lob zu fördern.

Dieser mein erster Kino-Aufsatz (und mit ihm ich selber) wurde aus etwa vierundzwanzig Redaktionen hinausgeworfen — oder sagen wir: hinauskomplimentiert. Wenn die Stelle kam, wo ich sagte, daß die Erfindung der Kinematographie eine ebenso große Bedeutung habe wie die der Buchdruckerkunst — so lachte man mich einfach aus. Und wenn ich zum Schluß die

Kino-Kritik propagierte, so sagte man mir mit wichtiger Miene: „Aber eine ernsthafte Zeitung kann ihren Raum doch nicht für ‚solche' Dinge opfern."

Na — das war vor acht oder neun Jahren. Heute „opfern" die ernsthaften Zeitungen mit beiden Händen. Mit der einen Hand kassieren sie die Kino-Inserate ein, und mit der andern schreiben sie die Kritiken. Und so ist es gekommen, daß mein Wunsch nach der Kino-Kritik sich zwar erfüllt hat — aber auf eine verdammt andre Weise, als ich mir gedacht hatte. Nicht die Kritik hat Einfluß auf das Kino bekommen, sondern grade umgekehrt: das Kino hat Einfluß auf die Kritik und darüber hinaus auf die ganze Tagespresse. (In der Reichshauptstadt und andern Großstädten ist dieser Einfluß schon ganz bedeutend. In der Provinz aber gibt es gewisse Blättchen, die überhaupt nur von Kino-Inseraten leben.) Das schließt nicht aus, daß hier und da mal der eine oder der andre Film verspottet und verrissen wird. Im großen Ganzen aber ist sich die Presse einig in der Lobpreisung und Bewunderung des deutschen Films. Sie streut ihm Rosen auf den Weg — genau so einmütig, wie sie vor neun Jahren ihn in Bausch und Bogen ablehnte.

Mir jedoch sei erlaubt, wie vor neun Jahren die ablehnende, so heute die lobpreisende Einmütigkeit zu durchbrechen und in das harmonische Bewunderungsorchester ein paar sanfte und freundliche Disharmonien auf meiner bescheidenen Flöte zu blasen.

II.

„Der deutsche Film", sagen die deutschen Zeitungen, „das ist das Wunnerboorste, was es augenblicklich in der Welt gibt. Er hat eine Höhe der Entwicklung erreicht — da kann kein andres Land dran tippen."

Darauf ist, wenn man der Wahrheit und nicht dem Portemonnaie die Ehre geben will, schlicht und sachlich zu erwidern: „Mitnichten, Ihr Lieben! Der deutsche Film ist, schlagt mich tot, der schlechteste, den es augenblicklich in der ganzen Welt gibt."

Ich weiß, daß es gute deutsche Films gibt, schlechte und sogar sehr gute. Aber ich rede hier nicht von den Ausnahmen, die schlecht, und von den Ausnahmen, die gut sind, ich rede überhaupt nicht von einzelnen Films, sondern von dem „deutschen Film" als von einer besondern Spiel- und Stilart. Wie man von französischer Küche und von, nun sagen wir nicht grade: bayrischer, sagen wir mal: hamburger Küche spricht. „Rostbeaf, englisch" — und Jeder weiß Bescheid; „Film, deutsch" —, und man weiß ebenfalls Bescheid.

Nicht, als ob alles am deutschen Film schlecht wäre. Er hat auch seine guten Eigenschaften. Aber im Wesentlichen grade ist er schlecht. Er ist ganz einfach falsch eingestellt. Die deutschen Filmleute marschieren auf einem falschen Weg. Seit zehn Jahren etwa und besonders seit dem Krieg (abgeschlossen von der übrigen Welt) marschieren sie unentwegt dahin, Ernst und Eifer in der Brust, dicke Schweißtropfen auf der Stirn. Von Jahr zu Jahr sind sie weiter gekommen. Aber — es ist der falsche Weg. Die Amerikaner, Italiener, Franzosen sind viel-

leicht nicht so weit gekommen, man sieht bei ihnen gewiß nicht so viel Ernst und so viel Schweiß, ihr Weg war lange nicht so mühsam, ich weiß auch nicht, ob es „der" richtige war — aber jedenfalls war er unterhaltsamer.

Als ich mit einem Mann vom Bau, einem deutschen Film-Regisseur, ein paar Akte von ‚Judex' sah (das ist ein typisch französischer, für Frankreich mittelguter Verbrecher-Film, in dem keine einzige mögliche oder auch nur wahrscheinliche Situation vorkommt — aber auch keine, die langweilig ist), und als ich mein kindliches Vergnügen äußerte, sah er mich mitleidig von der Seite an: „Aber, Mensch, da waren wir ja vor zehn Jahren!" Recht hat er. Da waren wir (ungefähr wenigstens) vor zehn Jahren. Gäbe Gott, wir waren noch da! Statt dessen haben wir uns „entwickelt", statt dessen sind wir im Schweiße unsres Angesichts die falsche Straße gewandelt. Sie führt? Vom einfachen, harmlosen, kindliichen, sozusagen Jahrmarktsbudenfilm zum — nun, sagen wir: Riesen-Pracht-Monstre-Monumental-Ausstattungs-Film. Der deutsche Film hat nachträglich und im Eilzugstempo die Entwicklung Deutschlands von 1870 bis 1913 durchgemacht, und er sieht jetzt etwa aus wie jene Prunk- und Prachtgebäude aus der wilhelminischen Glanzepoche: mit falschen und echten Säulen, Marmor, Kapitälen, Kuppeln, Türmen, Treppen, Mosaiken — wie die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche: protzig und teuer, aber langweilig und hohl. Der deutsche Film hat Geld bekommen — und das ist sein Verderben geworden. Geld ist eine schöne Sache. Aber damit allein ist nichts getan. Und wenn ich höre: Ein Film kostet zwei Millionen — dann weiß ich im Voraus: Der Film ist schlecht.

Ein Schauspieler braucht immerhin einen Anzug. „Was heißt Anzug?" sagt der deutsche Film-Regisseur, „was tu ich mit Einem Anzug? Zwanzig! dreißig kann er haben! Ein Korsett soll er tragen! Und einen Schlafrock für 100 000 Mark." Aber schon ertönt die Konkurrenz: „Unser Schlafrock ist von Pechstein entworfen!" Was bleibt dem gehetzten Regiefritzen übrig? Er zieht seinem Helden zwei Schlafröcke übereinander.

Ein Film spielt in den Alpen. Was sollen wir in die Alpen fahren? Künstliche Alpen müssen es sein! Wozu haben wir das Tempelhofer Feld? Sofort bei Poelzig bestellen: 300 000 Kubikmeter Zement- Alpen! Und das Kragenknöpfchen unsres Mönchs ist aus einem alten Reliquienknochen angefertigt, der extra zu diesem Zweck aus den unterirdischen Gewölben des Klosters Santo Moro in Andalusien gestohlen wurde.

Das ist von den zwei Seiten des deutschen Films die eine: die sozusagen falsche Echtheit mit dem Motto: Was viel kostet, ist gut. Die andre: die innere Hohlheit wurde mal vor ein paar Wochen in der ‚Weltbühne' durch eine ganz reizende kleine Geschichte scheinwerferartig beleuchtet. Da sagte ein Film-Regisseur zu seinem Schauspieler: „Also Du kommst hier herein, newa, hier von links kommste rein, un denn machste 'n bisken Pi-Pa-Po, na, Mensch, Du bist doch Schohspieler, un denn jehste wieda raus!"

Das ist der deutsche Film. Außen: der Schlafrock von Pechstein entworfen; innen: 'n bisken Pi-Pa-Po. Es bedeutet,

daß die deutschen Filmleute ihre Arbeit und ihren Schweiß an Dinge von gradezu phänomenaler Nebensächlichkeit verschwenden, und daß sie den wirklich wichtigen Dingen ganz ahnungs-, rat- und hilflos gegenüberstehen. Es bedeutet, daß sie vom eigentlichen Wesen des Films keine blasse Ahnung haben. Sonst würden sie es genau umgekehrt machen.

Ausstattung, Aufmachung, Klimbim, Pomposo — das sind fürs Theater immerhin noch, sagen wir: diskutierbare Dinge. Im Film kann man damit auf die Dauer nichts erreichen. Ein Beispiel: tausend eingedrillte Statisten — das ist auch für eine sehr große Bühne immer schon eine dolle Sache, die ihre Wirkung tut. Tausend Statisten auf dem Tempelhofer Feld wirken einfach lächerlich.

Der Film ist abhängig von der Natur. Er kann sie nicht übertrumpfen und darf sie nicht unterbieten. Das ist eine seiner wesentlichen Grundbedingungen und Grenzen, die ihm ganz andre Gesetze gibt, als das Theater sie hat. 'Sie sind manchmal denen des Theaters glatt entgegengesetzt. Eine natürliche Birke auf der Bühne — entsetzlich! Eine künstliche im Film — noch schlimmer. Das bedeutet aber: Ein Film-Regisseur, der mit den majestätischen, idyllischen, unheimlichen, grauenvollen Landschaften und Szenerien der lebendigen Natur nicht auskommt — der hat keine Ahnung von seinen Aufgaben und Möglichkeiten.

Er wird auch nicht wissen — und die deutschen Regisseure wissen es tatsächlich nicht, denn das hängt mit dem An-die-Natur-gebunden-Sein zusammen — er wird nicht wissen, daß Einfachheit und vor allem Naivität Grundbedingungen eines guten Films sind. Wieder Ein Beispiel. Tiere und Kinder wirken auf der Bühne immer ablenkend: sie zerstören immer die Arbeit der Regie; je straffer sie ist, umso mehr. Tiere und Kinder wirken im Film immer ungemein angenehm. (Ganz kleine Kinder meine ich natürlich.) Sie sind die allerbesten Filmschauspieler. Woher kommt das? Eben daher, daß Kinder und Tiere naiv sind.

Diese eine Tatsache sollte genügen, dem Film-Regisseur den rechten Weg zu zeigen. Und sie sollte ihm außerdem zeigen, daß der Film noch weit, weit mehr als das Theater auf der Person des Schauspielers ruht. Zwanzig oder zweitausend Automobile, echte Kostüme und eine Zimmerflucht von achtzehn fürstlichen Gemächern: das ist garnichts; ein liebenswürdiger, harmloser, vernünftiger und begabter Schauspieler: das ist alles. Wenn Asta Nielsen sich vorm Spiegel schminkt und pudert: so ist die eine Szene mehr wert als der ganze übrige mühsam aufgebaute Film. Und wenn Charlie Chaplin an sechzehn empörten Theaterbesuchern vorbei, immer liebenswürdig, immer um Entschuldigung bittend, auf seinen Platz in der Mitte sich drängelt und dann merkt, daß er in der falschen Reihe ist und wieder zurück muß: so füllt das einen ganzen Akt und ist dabei charmanter und unterhaltsamer als der Brand von achtundzwanzig napoleonischen Schlössern und die Demolierung eines Zement-Chimborasso.

Die Aufgabe des Filmdramatikers ist nicht: ein kompliziertes Manuscript mit allen Finessen moderner Psycho-Logik aufzu-

bauen, sondern: ein paar lustige, aufregende oder umwerfende Einfälle zu haben, die den Schauspielern Gelegenheit geben, auch für ihr Teil Einfälle zu haben. Die Aufgabe des Regisseurs ist nicht: zwanzig Architekten anzustellen, dreißig Maler und je zwei Kultur- und Kunsthistoriker, sondern: Sinn zu haben für die Gespensterhaftigkeit einer alltäglichen Landschaft, für die Komik einer Visage und für die Tragik einer solchen komischen Visage. Zu deutsch: er muß ein bißchen Geschmack, ein bißchen Humor und sehr viel Takt und Menschenkenntnis haben (freilich lauter Dinge, die man in der Konfektion nicht lernt). Und alles Uebrige liegt in und an der Person des Schauspielers.

Und das ist, wenn man den deutschen Film betrachtet, der einzige Trost. Das Schauspieler-Material ist zwar teils durch die Bühne für den Film (teils auch durch den Film für die Bühne), am meisten aber durch die Film-Regisseure verdorben, furchtbar verdorben — aber es ist von Haus aus brauchbar, zum Teil sogar sehr viel versprechend. Wenn Valuta- und andre Grenzen endlich eines Tages fallen, wenn gute ausländische, vor allem amerikanische Films zu uns kommen, wenn erst Charlie Chaplins freundliches Grinsen unsre finstern Gemüter erhellt: dann wird man vielleicht auch hier in Deutschland sehen, daß das Filmen eine ganz einfache, harmlose und natürliche Sache ist, viel einfacher, harmloser und leichter, als man hierzulande glaubt. Eine Sache, zu der man keine kubistischen Alpen und keine Schlafröcke von Pechstein anzufertigen zu lassen und Einsteins Relativitätstheorie nicht zu beherrschen braucht. Ein bißchen gesunder Menschenverstand, ein bißchen Geschmack, sehr viel Phantasie, ein bißchen Humor und möglichst viel Natürlichkeit: das genügt.

## Hodler von Wihelm Hausenstein

Der Schweizer C. A. Loosli hat (im Verlag von Max Rascher & Co. zu Zürich) eine sehr umfängliche Publikation zutage gebracht, die wohl als abschließende Repräsentation des Namens Hodler empfunden werden soll.

Der Biograph spricht als Vertrauensmann und Freund. Quelle der Mitteilungen, Analysen, Beurteilungen ist Hodler selbst: sein Gespräch, das in langen Zitationen beschworen wird; Ausdeutungen seines Wollens, die von ihm selbst in der Debatte dem Bekannten gegeben sind. So geht der Text unmittelbar in der Spur des Helden. Das offenbar (in solchem Sinn) Authentische des Buchs wird durch einen Stapel großer und sehr großer Tafelmappen mit Wiedergaben des gemalten und gezeichneten Werks (auch der Entwürfe, Skizzen, Notizen) vermehrt und überboten. Nun kann für Hodler wohl nichts mehr getan werden.

Wohl aber gegen ihn — und dies wird allmählich dringende Notwendigkeit. Eben dies neue, nach vielen (und schon allzuvielen) Veröffentlichungen über Hodler noch mit unverhältnismäßigem Aufwand hergestellte Hodler-Werk zwingt zum Einspruch.

Fürs Erste ist anzumerken, daß die reproduktionstechnische Qualität nicht weniger Abbildungen, allen unbezweifelbaren Aufwendungen zum Trotz, strengem Anspruch nicht zu genügen vermag. Das Urteil über Hodler und die in der Tat repräsentierende Bedeutung der Mappen kann an dieser Tatsache allerdings nicht scheitern. Die Mehrzahl der Nachbildungen ist ja auch von einer ausreichenden (und verhängnisvollen) Verläßlichkeit; ganz besonders der große Apparat facsimilierter Zeichnungen. Im übrigen besteht für Jeden, der sich in vielen Jahren, vom heftigen Zweifel vielleicht bis zu früher Bewunderung zurück, mit Hodler sorgsam befaßt hat, ein fester und breiter Hintergrund originaler Eindrücke; und die ausgiebige Hodlersammlung des (zumal um ihretwillen überaus peinlichen) Züricher Kunsthauses hält dauernde Gelegenheit bereit, die Legitimität älterer Eindrücke immer wieder zu überprüfen.

Nach den ersten Lieferungen des Werkes mochte man fast hoffen, es werde Anlaß gegeben sein, das Urteil über Hodler, das von Jahr zu Jahr mehr ins Verneinen drängte, nach der freundlichen Seite zu berichtigen. Aber rasch wurde man nur zu sehr, über alle skeptische Erwartung hinaus, eines andern belehrt.

Diese Publikation, als Denkmal Hodlers gedacht, wird eines Tages Beitrag zur Katastrophe seines Ruhms gewesen sein. Jetzt ist es unmöglich, mit sehenden Augen und fühlendem Sinn die Leere des Kennworts „Hodler" sich länger zu verhehlen. Ja — von den positiven Seiten seines Wesens darf diesmal überhaupt geschwiegen werden. Bis zum Ueberdruß, bis zur Torheit sind sie (auch in diesem neuen Werk) gerühmt, so begrenzt sie in Wahrheit sein mögen. Deshalb schon darf heute von ihnen geschwiegen werden, weil just das größte, universellste Werk über Hodler grade die fatalen Wesenszüge der Produktion Hodlers in erschreckende Nähe bringt.

Er beginnt als Maler einer Generation, die im Magnetismus Courbets, auch des frühen Leibl verharrt: er beginnt im Sinn eines malerischen Naturalismus. Das Malerische des frühen Hodler ist zwar trocken genug; allein es ist etwas, scheint eine freiere, natürliche Zukunft zu fordern und umschließt das einfach Gegenständliche nicht ohne einen manchmal beinahe metaphysischen Anklang von Bedeutung.

Die wünschenswerte und — so erwartet man — mögliche Entwicklung ist nicht gekommen. Hodlers ganze Geschichte wird dies: eine einzige (allerdings in ihrer Art grausam folgerichtige) Herausarbeitung des Dürren, Trocknen, Kargen, Kahlen in der Richtung auf einen stilsüchtigen Anspruch der Kurvatur und des Formats; dies obendrein mit den Mitteln einer erzbürgerlich methodischen „Mentalität", die das Große teils krampfhaft, teils mechanisch, im Ganzen jedenfalls ungenialisch ergreift und einen eingeborenen Naturalismus nicht etwa durch Stil überwindet, sondern durch halbliterarisch angebogene Betriffe wie „Parallelismus" und dergleichen nur kompromittiert. Dies ist in Einem Satz das Ergebnis der Mappen. Eine Unzahl erbarmungswürdig schlechter Zeichnungen, für die es keine, aber auch gar keine Entschuldigung gibt, jagt die Empfindung

auch eines immer zum Respekt geneigten Betrachters in die Oede des äußersten Mißvergnügens. Dies ist Hodler? Solches war ihm möglich? Dann haben wir, bei allen Vorbehalten, bisher noch immer nicht gewußt, wie wenig er ist. Der landsmännische Text rettet die Situation nicht. Im Gegenteil: Hodlers Banalitäten finden darin erkleckliche Bestätigung.

Bitter ist es, gewissermaßen auch gefährlich, aber — gegenüber einer verhängnisvoll beeinflußten Nachfahrenschaft, einem hodlerisch verkrusteten Geschmack kunstsuchender Laien — dringliche Pflicht, den Widerspruch auszusagen, der einem unbefangenen Interesse vom Objekt her aufgedrängt wird. So halte man einmal die Einwände eines Einzelnen gegen die nachgrade konventionellste Anbetung — und man sehe selbst, was endlich in Wahrheit bleiben kann. Ein Phaenomen bleibt immer. Die Frage ist nur, wieviel es wert ist. Der oft berufene Wille zur Größe hat es jedenfalls in den Sachen Hodlers nicht tun können. Krudes, Mord am Genie des Geschmacks macht noch nicht große Bedeutung aus. Der gar ausdrucksvolle Zug der Linie kann plakatierender Aberglaube sein, das große Format unadlige und zum mindesten unerfüllte Prätension. Auch rede man nicht allzu oft von entwicklungsgeschichtlichen Verdiensten. Sie sind, umfasen sie nicht wesentlich mehr, längst keine absolute Leistung — auf die aber in aller Kunst nicht mehr und nicht weniger als Alles ankommt.

## **Neue Parodien** von Hans Heinrlch von Twardowski

### Der dicke Herr singt, nach Theobald Tiger

Da hock ich nun, ich kleiner, fetter Mann.
Die Leier baumelt sanft ob meinem Bauche.
Elvira glupscht mich lieblich lächelnd an,
erschöpft vom allzu häufigen Gebrauche.
Die Politik ist so la-la, hopp-hopp.
Der Regen klackert lüstern an die Scheiben.
S. J. steht Kopp. Die ganze Welt steht Kopp.
Ich frage bloß: Soll das so ewig bleiben?! . . . .
Und ob . . . .!!!!

Man schwitzt umsunst am grünen Strand der Spree.
Die Volk — na, ja! . . . Altar und Thron und Krone . .
Die kleine Zeit — wenn ich so Sklarzen seh! —
die kleine Zeit war doch vielleicht nicht ohne.
Mein Pegasus zwar trabt noch stets Galopp.
S. J. verlangt, ich soll ihm etwas schreiben.
Nu ja, ich drücke einfach auf den Knopp.
Ich frage bloß: wird das so ewig bleiben?!?! . . . .
Und ob . . . . . . .!!!!!!

Das Kino will mir auch nicht aus dem Sinn.
Es macht mir immerhin doch manche Sorgen.
Mit Asta leg ich mich des Abends hin.
Mit Henmy steh ich auf am frühen Morgen.
Ja, ja, man hat so allerhand im Kopp.
Elvira, komm! Hilf mir die Zeit vertreiben!
Au Backe, fein — Du liebsjt mich noch tipp-topp!
Ich frage bloß: Kann das so ewig bleiben?!?!?!
Und ob. . . . . . . . . . .!!!!!!!!

# Torquato Tasso

Goethes Tasso ist nur jung zu denken. Wenn er davon träumt, sich wunderbar bekränzt im reinen Spiegel eines klaren Brunnens zu erblicken, so träumt er auch die Frage: Wer mag der Jüngling sein aus der vergangenen Zeit? Die Männer nennen ihn gar einen Knaben. Die Frauen bemuttern ihn wie ein Kind. Sein Verhältnis zu ihnen; Antonios Haltung gegen ihn; sein Zustand; was er unterläßt, und was er tut: alles wird fragwürdig und unglaubhaft, sobald ein reifer Mann hier handelt und erleidet. Matkowsky, mit einem charakterlosen hellbraunen Vollbart, wirkt wie ein Vierziger. Die Gunst der Leonoren soll dieser Tasso offenbar viel weniger seinem Geist und Genius als seiner Schönheit danken. Mit roten Tupfen auf den vollen Bäckchen~ und dunkeln Schatten um die tiefen Augen ist er gradezu ein Schönling. Er sieht nicht aus, als ob er Nerven hätte. Jugend und Nervenadel sind für diesen Tasso Gebärden, die man spielen könnte. Was im Genie kindlich und weiblich ist, sucht er durch einen Ton zu treffen, der fast nie so, wie er müßte, sondern entweder kindisch oder weibisch klingt. Es ist keine kleine Qual, den großen, starken Manh süßlich flöten zu hören und verlegen-schämig die Hände ringen zu sehen. Matkowsky ist dem Tasso entwachsen, ohne ihm je gewachsen gewesen zu sein. Auch als seine Jugend echt war, wäre seine Zerrissenheit unecht gewesen. Denn das ist ja seine unzeitgemäße Bedeutung, daß er niemals zerrissen war. Sein Wesen ist strahlende Ungebrochenheit, und es nimmt sich fast komisch aus, wenn er die umdüsterte Gebrochenheit der Tasso-Natur einzig durch die gleichmäßig gesenkte und gedämpfte Stimme und einen unmotivierten Wechsel des Sprechtempos wiedergeben zu können glaubt. Matkowsky ist am größten auf der Höhe des Affekts revolutionärer Helden, und er ist am kleinsten in den krankhaften Stimmungen unheldischer Aesthetenseelen. Was ihn uns teuer und einzig macht, ist seine chaotische Glut, die zeugend-störende Gewalt seiner Leidenschaft, eine Urkraft, die Feuer speit und Meere in den Himmel wirbelt. Das stille Dichterbild eines solchen Schauspielers, ob er sich auch noch so heiß und erfolgreich um die verstandesmäßige Bewältigung seiner Aufgabe müht, muß ein Zerrbild sein. Matkowsky ist für Monumentalitäten geschaffen und hängt sein ganzes Herz an Hamlet und an Tasso — sehnsuchtsvoller Hungerleider nach dem Unerreichlichen.

Er besitzt, ich mag wohl sagen, alles, was mir fehlt: das könnte Matkowsky auf Kainz, aber auch Kainz auf Matkowsky beziehen. Beim Tasso ist Matkowsky, alles in allem, schmerzlicher auf Kainzsche Elemente angewiesen; bei andern Rollen ist es umgekehrt. Aber selbst beim Tasso ist das, was Kainz schließlich zur Vollendung fehlt, ein stolzester Besitz Matkowskys: sein Gefühl und seine Naivität. Dieser Mangel macht, daß selbst Kainz, dessen katzenhaft geschmeidige Gestalt, dessen blanke, stählerne Stimme und dessen dunkelglühende Augen nicht leicht altern werden, doch als Tasso nicht jung wirkt. Matkowsky ist von reifer Männlichkeit; Kainz hat in seiner überlegenen Kühle einen greisenhaften Zug. Er beweist auch hier wieder, daß er zwar, wie Wenige, tief in den Geist einer Dichtung zu dringen, aber keine gradgewachsene Herzensempfindung schlicht und ergreifend zu äußern vermag. Kainz bereitet einen Augen-, Ohren- und Geistesschmaus. Er bezaubert nicht allein die Frauen durch die schmiegsamen Bewegungen des feinen Kopfs, der Hüften und des Handgelenks; durch die streichelnde Eleganz des Händespiels, die unerhörte Eindringlichkeit des drohenden oder deutenden Zeigefingers; durch die Anmut jeder seiner jähen Wendungen und Sprünge; durch den Charme des schmalen Mundes mit den leidvoll oder übermütig zuckenden Lippen. Sehenswert ist so etwas wie die weit ausholende, dicht über dem Fußboden hinstreichende Handbe-

wegung, womit dieser Tasso, im vierten Akt, Antonio zum Sitzen lädt; sehenswert der Ruck, womit er, nach Antonios Abgang, zugleich verachtend und befreit den trennenden Vorhang vor sein Dichterzimmer zieht: odi profanum vulgus et arceo. Nicht geringer als diese malerischen Reize seiner Begabung sind seine musikalischen Tugenden. Wenn er die Töne an den Gaumen preßt, um sie klirrend und flirrend wieder entweichen zu lassen, wenn er aus der Fistel unvermittelt in einen kräftigen Baß umkippt, wenn seine Zunge, mit sicherster Abwägung aller dynamischen Effekte, ein rapides Capriccio herunterspielt: dann werden Wirkungen erreicht, wie sie allen andern, auch den eindrucksvollsten, Menschenstimmen versagt. sind. Erfreulich ist, daß solche Uebungen des Körpers und des Kehlkopfs selten Selbstzweck, sondern in der Regel die tauglichsten Mittel sind, um schwierige Situationen aufzuhellen, das Hin und Her schwankender Gemütsstimmungen abzuspiegeln und die ganze Not einer zusammengesetzten Seele bloßzulegen. Wenn Tasso sonst in der Qual des vierten Akts verstummt, gab Kainz ein Gott, mit anschaulich malenden Gebärden, mit blitzartig wechselndem Gesichtsausdruck, mit kaum merklichen Vibrationen der Stimme zu sagen, wie er leide.

Ihm gab ein Gott, zu sagen, wie er leide. Das ist viel. Aber er gab ihm nicht zugleich, uns mitleiden zu machen. Das wäre mehr. Matkowsky ist kein Tasso und wird nie einer werden. Er hat den vierten Akt unzweifelhaft verstanden und kann ihn nur mit seiner gradlinig primitiven Technik nicht bewältigen. Aber am Ende dieses Aktes steht ein Monolog des Inhalts, daß sich ein armes Menschenkind auch von der letzten Hoffnung seines Herzens betrogen fühlt, und des Zwecks, uns durch den Jammer dieses Menschenkindes zu erschüttern. Hier wird die raffinierteste Technik zuschanden: Gefühl ist alles. Hier rührt Matkowsky zu Tränen, und Kainz hat seinen kältesten Moment. Hier nützen ihm alle Kapriolen seiner blendenden Feinkunst nicht: sie machen seine Grenzen nur noch sichtbarer. Goethe hat ‚Torquato Tasso' geschrieben, um sein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz zu entladen. Kainz entlädt sich nicht. Er steht nicht in dem Schmerz, sondern über dem Schmerz des Tasso. Er demonstriert und analysiert und kommentiert uns die Tragödie, er entschleiert ihre Geheimnisse und weist mit dem Finger auf ihre Schönheiten: aber er lebt sie uns nicht vor. Er fühlt sie nicht; oder besser: nicht mehr. Vor fünfundzwanzig Jahren wäre Kainz vermutlich der ideale Tasso gewesen. Heut wüßte ich nicht, welche innern Beziehungen noch zwischen Kainz und Tasso bestehen sollten. Woher könnte seiner Klugheit heut noch der naive Glaube an die Gewalt, ja nur an die Realität von Tassos Leiden kommen, der Glaube, den er brauchte, um sich in diese Leiden zu versenken? Er wird sie nach menschlichem Ermessen ironisch sehen. Matkowsky ist vertrauensvoller. Nachdem der Schmerz um die Prinzessin ihn ganz erfaßt hat, läßt er ihn im fünften Akt nicht wieder los und erfüllt ihn mit einer echten und reinen Melancholie, die, wenigstens für ein paar Szenen, mehr von Goethes Tasso gibt, als alle Künste Kainzens geben konnten. Von Tasso heißts bei Goethe: Sein Gefühl belebt das Unbelebte. Der Ton liegt auf dem letzten Wort. Wenn man den Ton auf das ‚Gefühl' legt und sich vergebens bemüht hat, Kainzens Gefühl zu hören, weiß man, warum sein Tasso schließlich doch leblos geblieben und nichts als eine artistische Leistung geworden ist.

Als solche ist sie, wie bei Kainz gewöhnlich, bewundernswert. Es sei müßigen und schauspielkunstfremden Köpfen unbenommen, sich über der Frage zu zerbrechen, ob dieser Tasso, da er zweifellos nicht der Goethische, von Schiller oder von Kleist oder von Ibsen ist. Oder über der ähnlich törichten Frage, ob ein Schauspieler, und heiße er Kainz, sich so frei von seinem Dichter machen dürfe, wie hier geschehen ist. Es scheint noch immer nicht bekannt genug

zu sein, daß ein wahrer Künstler nicht tut, was er darf, sondern was er muß: daß ein großer Schauspieler nicht Goethe noch Schiller nock Kleist noch Ibsen spielt, sondern bei Gelegenheit dieser Dichter sein besonderes Wesen auf seine besondere Weise zum Ausdruck bringt. Ein Kritiker kann und soll sagen, wie sehr sich das Gebild des Dichters vom Gebild des Schauspielers unterscheidet. Aber er darf dem Schauspieler nicht verbieten, sich in seiner Gestaltung nach jeder Richtung hin vom Dichter abzuheben. Kainz spielt den Tasso, wie er muß. Er singt die Arien, zu denen ihn sein Organ verführt, und ist darum ein Schillerscher Tasso genannt worden. Er zeigt ein wundes Nervengeflecht in aller Nacktheit, hält sich, da er einen Dichter zu geben hat, an Shakespeares Wort von des Dichters Aug, das in holdem Wahnsinn rolle, läßt also seinen Tasso nahezu wahnsinnig werden, wie ihm sein Geist gebietet und seine Technik erlaubt, und ist darum ein Ibsenscher Tasso genannt worden. Er ist nichts weiter als ein Kainzscher Tasso. Um ein Goethischer Tasso zu sein, müßte er fünfund zwanzig Jahre weniger zählen und den Matkowsky in sich haben. Denn Kainz und Matkowsky sind wie Tasso und Antonio: Zwei Männer, die, ich hab es lang gefühlt, nur darum oftmals unzulänglich sind, weil die Natur nicht einen Mann aus ihnen beiden formte.

*

Sechseinhalb Jahre, nachdem ich das zum ersten Mal veröffentlicht habe, wird ‚Torquato Tasso' bei Reinhardt ein Zugstück werden, oder ist es schon. Was Goethe anno 1825 zu Eckermann geäußert hatte: „Hier in Weimar hat man mir wohl die Ehre erzeigt, meine ‚Iphigenie' und meinen ‚Tasso' zu geben; allein wie oft? Kaum alle drei bis vier Jahre einmal" — das galt bis in die Gegenwart. „Das Publikum findet diese Stücke langweilig." Das Publikum fand sie langweilig. Daß das plötzlich nicht mehr der Fall ist, wird Reinhardt einen Triumph praktischer Theaterkultur nennen. Es fragt sich nur, mit welchen Opfern er erkauft ist. Goethe glaubte, von seiner Dichtung „mit Recht" sagen zu können: „Sie ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch." Realpolitik ist gut, auch in der Kunst. Der Zweck, abertausende von Menschen statt mit irgendwem mit Goethe selber zu fesseln, heiligt manche Mittel. Aber heiligt er auch Mittel, durch die Goethe um sein spezifisches Gewicht, um seine besondern, ein Mal und nicht wieder vorhandenen Werte gebracht wird?

Diese Tragödie, wenn irgendeine, gehört in die Kammerspiele. Reinhardt wird erwidern, daß in den Kammerspielen vielleicht die Seele des Dramas fühlbarer geworden wäre, daß aber endlich nötig geworden war, das Drama der Seele, die Bewegung, die Leidenschaft, das Leben in einem Schauspiel zu entdecken, das mit Unrecht für nichts als abgeklärt gilt. Trotzdem: diese Tragödie gehört in die Kammerspiele. Nicht um ihrer stählernen Wort- und Gedankenzucht willen. Die brauchte in keinem großen Hause unwirksam zu bleiben. Aber um ihrer Senisibilität, um ihres empfindlichen Nervensystems willen. Um dessentwillen, was zwischen den Zeilen, den Versen steht. Gesprochen werden kann diese Tragödie überall, wo man überhaupt sprechen, so sprechen kann, wie Goethe verlangt. Geschwiegen werden kann sie nur im intimsten Raum. Ein spiritueller Schimmer muß um sie sein. Leise tönen müssen diese Klagelieder von der Not feiertäglicher Seelen im fühllosen Alltag; von dem Heimweh des impulsiven Talents aus einer Welt der Anstandsregeln; von der Hoffnungslosigkeit einer Liebe zwischen Angehörigen verschiedener, abgrundtief geschiedener Gesellschaftsschichten. Das Publikum für diese Melodien? Nach Goethes Meinung: Wesen „mit hinreichendem Geist und Zartsinn und genügsamer äußerer Bildung, wie sie aus dem Umgange mit vollendeten Menschen der höhern und höchsten Stände her-

vorgeht”. Also nicht die oberen Zehntausend, sondern die obersten Tausend.

Reinhardt aber hat an die große, bunte Menge gedacht. Für diese Menge hat er das Deutsche Theater gewählt. Mehr.noch: er hat die Bühne um jenen halbkreisförmigen Anbau verlängert, den er neuerdings liebt und leider auch da verwendet, wo es falsch ist. Grade diese Dichtung soll man uns nicht möglichst dicht auf den Leib, sondern in eine unwirkliche Ferne rücken. Dafür ist allerdings unzweckmäßig, Ferrara, statt in eine dunstige italienische Frühlings-landschaft, die man dank den Menschen kaum bemerkte, bedenklich nah zu Carrara zu legen. Und Marmorsäulen stehn und . . . Man denkt mehr an Alma Tadema als an Goethe. Marmorsäulen, Marmor-bänke, Marmorbüsten, Marmorkuppeln, über die man die Menschen fast vergißt. Wenigstens Reinhardts Menschen. Denn um Goethes Forderung zu erfüllen, daß „die Darstellung ein Leben gewönne, als wäre nichts eingelernt, sondern als entquellte alles aus dem eignen Herzen” — dazu fehlte einfach das Menschenmaterial. Es war Wil-helm Scherers bewegte Klage: „Wenn es Schauspieler gäbe, welche alle die Macht sanfter Schmerzen zu offenbaren wüßten . . .” Rein-hardts Darsteller paßten nicht, oder sie reichten nicht.

So zwangen sich alle. Zwangen sich, zu scheinen was sie nicht sind. Eduard von Winterstein ist der geborene Darsteller für Va-sallen, für Untergebene von vierzehnkarätiger Treue, für Lears Kent, der ohne Sitte ist und sein will; also wirkte sein Herzog Alfons ganz künstlich. Leopoldine Konstantin — kaum Eine spielt besser als sie pariser Witwen, raffinierte Ehebrecherinnen, grünlich schillernde Salon-schlangen; aber es ist nicht gut, daß dieser Klang durch alle Be-mühungen einer Leonore Sanvitale, ihn zu unterdrücken, siegreich durchschlägt. Auch die Heims ist keine Leonore von Este. Denn die Heims ist fraulich, die Prinzessin alt jüngferlich; die Heims ist lustig, die Prinzessin schwermütig; die Heims ist laut, die Prin-zessin lautlos; die Heims ist gesund, die Prinzessin morbid; die Heims ist gutbürgerlich, die Prinzessin prinzeßlich; die Heims ist berlinisch, die Prinzessin goethisch; die Heims ist schön, und die Prinzessin darf eher verwachsen als schön sein, oder man muß ihr die Klage streichen, daß die Männer so viel Wert auf Frauenschön-heit legen. Die Heims quält sich redlich und rührend; aber die Wesensverschiedenheit ist unüberwindlich. Immerhin gelingt für un-scharfe Augen die Verstellung doch manchmal. Herrn Abel mißlingt sie vollständig. Der ist nie besser, als wo er in einer niedern Sphäre verschlagen herumquirlen, herumstiebitzen, herumsächseln darf; und macht, für unbestechliche. Augen, genau solche Pflanze aus Antonio Montecatino, Staatssekretär von Ferrara. Reinhardt will betont wissen, daß Goethes Gestalten nicht aetherische Fabelwesen sind, sondern daß sie „auch was Menschliches in dem Busen fühlen”. Alfons ist auf andre Höfe, die Sanvitale auf die andre Leonore, Antonio, auf Tasso ganz derb und erdhaft eifersüchtig. Aber bei diesen Schau-spielern verlassen und verlieren sie Alle ihre Sphäre, die ihnen minde-stens ebenso unentbehrlich ist wie ihre Menschlichkeit. Je aristo-kratischer sie sich anstellen, desto plebejischer berühren sie. Dies Händchengespreize und Mäulchengespitze, dies Feuerchengeschüre und Vornehmgetue war nur mit Mühe auszuhalten.

Für Niemand minder als für Tasso ist das eine Umgebung. Es wird seine Tragik, wie sehr er von der Umwelt abhängt, der er am liebsten meilenweit entwiche. Ein Einsamer unter den Menschen, der ohne die Menschen nicht leben kann. Zwischen die er hier ver-schlagen ist — sie müssen, bis auf die Prinzessin, Menschen andrer Art, doch ungefähr desselben Grades sein. Das Drama ist gerettet, wenn wir Antonio Recht und Tasso unser tiefstes Mitleid geben. Die Aufführung ist gerichtet, weil Abel gegen keine Seele Recht hat und

Moissi mich eiskalt läßt. Gewiß, er hats schwer; denn so sehr konnten Gestaltungen von Kainz und Matkowsky ja niemals mißglückt sein, daß sie für einen kleinern Nachgeborenen wie Moissi nicht immer noch ein ungeheurer Maßstab wären. Aber er hats auch wieder leicht; denn diese Rolle paßt ihm wie Wenigen. Er scheint jung und hat unerschöpflich reiche Ausdrucksmittel. Tassos armselige Kindheit und ungesunde Konstitution kann er mit seinem schwächlichen Körper; Tassos Fassungslosigkeit vor dem Leben kann er mit seinen verzweifelt irrenden Augen; Tassos Trauer kann er mit den Geigentönen, seinen Stolz mit den Erztönen, seine Wut mit den Donnertönen einer begnadeten Kehle vortäuschen. Es bleibt bei der Vortäuschung, bei Einzelheiten. Von der Wachsstarrheit des Anfangs bis zu der Aufgelöstheit des Schlusses: es.sieht aus wie eine organische Entwicklung. Es ist bloß eine grade Linie, und eine Linie aus Stücken, und die nicht durch Moissis Persönlichkeit, sondern durch Reinhardts Energie zusammengehalten werden. Moissi setzt ein und bricht ab, flammt auf und erlischt, säuselt und hallt, leuchtet und explodiert und wird hin und her geschleudert. Das alles tut seinen Effekt; aber zu wenig davon überzeugt, weil man immer den Regisseur hört. Dessen Winke sind treulich befolgt. Was Moissi selbst nebst den Tugenden seines Leibes dazu geben müßte: das fehlt. Die Leidensgloriole, die nicht aufgestülpt wird, sondern von innen hervorstrahlt. Die dunkle seelische Resonanz. Die Mystik. Das Geheimnis der besondern Menschen. Vielleicht einfach: das Herz. Moissi hat keinen Moment einer Versunkenheit, die mich durchschauerte. Die Träne hat uns die Natur verliehen? Moissi nicht. Wenn es bei Tolstois Fedja so klang, dann hat er uns besser betrogen als diesmal. Sein Tasso enttäuscht, wie sein Hamlet enttäuscht hat. Was ist es mit Moissi? Er drückt sein Ich mit unerschöpflich reichen Mitteln aus; aber das Ich, das er ausdrückt, ist arm. Das wird es wohl sein. Kainz und Matkowsky sind lebende Leichname. Noch aus dem Grab erhöhen sie das Lebensgefühl Dessen, der an sie denkt. Von Moissi weiß man nichts mehr, nachdem er am Theaterabend der Lieder süßen Mund geschlossen hat. Freilich: er zieht virtuosenhaft alle Register, bläst Fanfare, pfaucht Sturm, wimmert Weltschmerz und . . .

Und hat damit erzielen helfen, daß ‚Torquato Tasso' ein Zugstück geworden ist oder ganz bestimmt werden wird. Zum ersten Mal, seit er existiert. Das wäre wunderschön — wenn er dabei Goethes ‚Torquato Tasso' geblieben wäre: eine schmerzenreiche, adligstolze Dichtung, so jünglingshaft wie männlich, so gebändigt wie durchglüht. Das ist er nicht geblieben. Was man derzeit im Deutschen Theater von Berlin sehen kann, ist ein recht berlinisches Theaterstück: farbig, laut, effektvoll, denkbar gemeinverständlich und denkbar ungoethisch. Und so, dünkt mich, ist der Publikumserfolg des ‚Torquato Tasso' zu teuer erkauft worden. Für das Theater der Wenigen ist diese Tragödie noch immer zu retten. Bis jetzt war alles Stückwerk. „Wenn es Schauspieler gäbe . . .!"

*

Siebeneinhalb Jahre, nachdem ich das zum ersten Mal veröffentlicht habe, unternimmt das Staatstheater — das zwar kein Theater der Wenigen ist, auch gar keins werden soll, weil es das Zeug hat, die Vielen für die Kunst der Wenigen zu erziehen, das aber Gefahr läuft, sich durch Müller und Schulze die reine Linie seines verjüngten Gesichts gleich wieder verzerren zu lassen — also das Staatstheater unternimmt einen Rettungsversuch, von dem ich zum mindesten erwartet hatte, daß er in der Bühnengeschichte des ‚Torquato Tasso' mitzählen werde. Einem unironischen Künstler wie Ludwig Berger konnte die Kühnheit kaum liegen, den menschlichen Jammer des Dichters einmal nicht mehr mitzuempfinden, sondern ihn augurhaft

zu fragen, ob er denn, da ihm ein Gott zu sagen gab, wie er leide, für irgendeinen Preis der Welt auf die inspirierenden, in schöne Verse zu verwandelnden Leiden verzichten würde. Dieser Regisseur, ist voll verecundia, voll Andacht, voll Pathos. Er übt nicht Kritik: er glaubt. Er hat keine neue Auffassung des Gedichts: er hat nur den Ehrgeiz, die Musik, die wir kennen, so, wie wir sie kennen, in Wort und Gebärde reicher, tiefer, stärker als je erklingen zu machen. Leider wählt er für seinen allerlöblichsten Zweck die falschen Mittel. Reinhardts Fehler haben ihn nicht geschreckt. Statt uns von der Dichtung so weit zu distanzieren, wie die ungewöhnlich gute Akustik des Schauspielhauses erlaubt, statt den Hintergrund einer Bühne auszunützen, die für die Dialoge zwischen den beiden Seelen in Goethes Brust nicht klein genug sein könnte — statt dessen bedräut er uns mit jenem kahlen Riesenvorbau, der in zwei Fällen tauglich wäre: als sachentsprechender Schauplatz eines dramatischen Astralkörpers, einer nackten Brettermathematik, eines graugelben Stückes Gehirnwüste; oder als gleichgültiges Podium blühend phantasievoller Teperamente, die sogar auf Bohlen über Fässer gelegt alle Wunder des Märchens vor uns hin zaubern würden. Der Art ist weder Bergers Textunterlage noch sein Ensemble. Man lauert den ganzen Abend auf diejenige Wirkung, die den technischen Auf wand legitimierte. Da sie ausbleibt, kehrt er sich gegen sich selbst. Er unterstreicht die Blöße unfertiger Schauspieler, die des Schutzes durch den alltäglichen, ganz gemeinen Bühnenapparat, durch Tische, Türen, Wände, Bäume und Bänke in besonderm Grade bedürftig wären. Wie ängstlich, wie kümmerlich stehen sie da im leeren Raume herum, auf einem Hofe, nicht an einem Hofe! Man merkt, daß der Regisseur bemüht gewesen war, aus ihnen suggestive Gruppen zu bilden, angetan, lautlos den Text zu beschwingen und für manche seltsame Textlücke aufzukommen, Aber daß man die Absicht merkt, verstimmt in einer Sphäre, die die vollkommene Absichtslosigkeit zum innern Gesetz hat. Eigentümlich, daß die gründlichste Bildung nicht die Selbstkritik schärft. Säße Berger als unbeteiligter Gast vor seiner Aufführung: er würde verwundert lächeln über die Grausamkeit eines Regisseurs, mit diesen Rollen diese Darsteller zu bebürden. Der hagere Alfonso gleicht weniger dem Herzog von Ferrara als einem seiner Kanzleibeamten. Die Sanvitale, pausbäckig, vollbusig, breithüftig, ist allem Anschein nach Leiterin der Schloßmeierei. Leonore von Este hat sich niemals mit besserm Recht Schülerin des Plato genannt; wäre ihre Lymphatik nur nicht so monoton! Tür Tasso hätte Herr Müthel selbst dann zu wenig, wenn er ohne Hände, solche Hände geboren wäre. Kein aesthetischer Anblick, wie in der Erregung seine Maske aus dem Leim, aus der Schminke geht. Es stört deshalb so sehr, weil seine Erregung durchaus nicht ansteckt. Mit dieser exakten Deklamation sind einst an den Hoftheatern die jugendlichen Liebhaber Schillers und Wildenbruchs, sind sie auf dem Gendarmenmarkt von den Herren Purschian und Staegemann bewältigt worden. Daß jetzt die Gesten nervöser, fliegender, hitziger sind, beweist einen Generations-, begründet noch keinen Rangunterschied. Beiden Unterschieden dankte Decarli, daß sein Antonio sich von den vier immer wieder angekurbelten Mitspielern abhob. Er war nicht hingestellt, sondern stand. Er sprach nicht nach, sondern aus sich heraus. Er hatte, er allein, in adliger Umgebung Figur gemacht. Daß auch er nicht die Vielfältigkeit der Gestalt erschöpfte, wird wohl der Mangel an Zuspiel verschuldet haben. Regie kann viel; aber sie kann aus Holz keine Funken schlagen. Ueber die Grenzen, die Reinhardt gesetzt waren, wird auch eine seltene Begabung wie Berger nicht hinwegkommen. Für das Theater der Wenigen ist diese Tragödie noch immer zu retten. Bis jetzt war alles Stückwerk. „Wenn es Schauspieler gäbe . . .!"

# Rundschau

## Reisende, meidet Bayern!

Die Verfassung sieht zwar die Deutsche Republik als ein einheitliches Gebiet an — aber die bayrische Polizei kümmert das einen Schmarrn. Sie verhängt über die Zureisenden Verordnungen und Strafen, schreibt den Reisenden eine Meldefrist vor, verlangt Einreisebewilligungen, die schwerer zu haben sind als ein Paß nach Nicaragua, und schikaniert Deutsche in der unerhörtesten Weise. Wer nicht einen nationalen Bierbauch bayrischer Provenienz hat, ist ein „Fremder”. Der münchner Polizeipräsident Poehner mißbraucht die bestehenden, zu Unrecht bestehenden Verordnungen zu politischen Schikanen — kurz: der nichtbayrische Reisende ist den Quälereien einer größenwahnsinnigen Partikularistenblase ausgesetzt. Dagegen gibt es eine Waffe.

Fahrt nicht nach Bayern —!

Ein nicht eben kleiner Teil, besonders des südlichen Bayern, lebt von den Fremden. Wenn nun auch die Besitzer der großen Hotels in Garmisch oder Tegernsee selbstverständlich dafür sorgen, daß — durch Schiebungen bei den Gemeindevorständen — die großen Zahler unbehelligt bleiben: es widerspricht den Begriffen von Anständigkeit, wenn diese lächerliche Kahr-Regierung ihre Verfügungen bis nach Berlin heraufsendet, Papiere und Formulare vorschreibt und die Reisenden wie Kontrollmädchen dauernd unter Aufsicht hält. Warum fahrt Ihr hin? Um euch belästigen zu lassen?

Schon hat sich der Münchner Fremdenverein gegen diesen Unfug gewandt. Wir Norddeutsche haben es in der Hand, die bayrische Regierung zu belehren, daß sie nicht in Ungarn wirtschaftet. Denn in diesem Punkt sind auch die Bauern empfindlich — wenn sie merken, daß es an den Geldbeutel geht, werden sie tücksch. Weshalb fahrt Ihr noch nach Bayern?

Es gibt andre schöne Landstriche Deutsch lands, deren Verwaltungen den Reisenden das Leben minder sauer machen. Es gibt in Schlesien, im Norden, im Westen genug landschaftliche Schönheiten. Von Oesterreich und Tirol zu schweigen, wo die Valuta für uns günstig ist. Bayern hat kein Monopol.

Niemand von uns hat den Bayern verargt, daß sie sich dagegen schützen, von norddeutschen Schiebern ausgekauft zu werden. Davon ist hier aber nicht die Rede Was da unten verübt wird, ist klarer Preußenhaß der dümmsten und politische Eisenstirnigkeit der schlimmsten Sorte. Aber brauchen wir das Land —?

Fahrt nicht mehr nach Bayern, wenn man euch schikaniert! Boykottiert es. Und wenn Ihr schon eine längere Reise macht, dann fahrt nach Italien. Der Stand der Münze ist dort nicht allzu hoch, die Reise ist nur ein wenig teurer, und die Menschen und ihre Beamten behandeln euch anständig und höflich. Und besser als der bayrische Bundesstaat.

Wollt Ihr euer Geld Leuten in den Rachen werfen, die euch belästigen?

Ignaz Wrobel

## National-deutsche Juden

Durch die „Verschiebung” der Hohenzollern-Residenz nach Holland sind die markigen Nachkommen Teuts, die ihre Freiheit über alles liebenden Germanen aufs schwerste erschüttert. Denn diese urteutschen „Aufrechten” können jetzt nicht mehr die

Kürassierstiefel ihres Monarchen küssen und dabei sehnsuchtsvoll und neidisch auf seinen etwas höher gelegenen Körperteil schielen, in dem zu allen Zeiten viele ihrer Gesinnungsgenossen verschwunden waren. Das gleiche harte Los teilen aber auch viele deutsche Juden, die kaisertreu vom preußischen P . . . scheitel bis zum Knopfloch waren und heute noch ihrer glühenden Kaiser-Verehrung in alleruntertänigsten, mit „treu-deutschem Grußer” unterzeichneten Episteln Ausdruck verleihen. „Wer wird uns künftig zu königlich preußischen Justiz- und Kommerzienräten, zu fürstlich anhaltinischen Hofräten und und unsre Söhne zu königlich bayrischen Trainleutnants ernennen?” Und wie sich jetzt, in dieser ordens- und titellosen Republik, politisch orientieren? Bei dem einst jüdischen Freisinn, der sich zur demokratischen Partei gewandelt hat, ist für sie kein Platz, da diese Demokraten sich zur republikanischen Staatsform bekannt haben und damit in den üblen Geruch der „vaterlandslosen Sozialdemokraten” geraten sind. Von wannen also soll die Rettung kommen?

Sie kommt von Herrn Doktor Max Naumann, der soeben eine Broschüre ‚Vom national-deutschen Juden’ erscheinen läßt und darin die Gründung eines Bundes national-deutscher Juden in Aussicht stellt. Nicht etwa „deutschnationaler Juden"; denn die Deutschnationalen sind bekanntlich offene und ehrliche Antisemiten, bei denen also begreiflicherweise die national deutsch empfindenden Juden keine Aufnahme finden können. Aber zum Glück gibt es ja noch die Deutsche Volkspartei des Herrn Stresemann, die so vorsichtig war, sich nicht zum Antisemitismus zu bekennen, und die erst kürzlich in Nürnberg einen echt nationalliberalen Eiertanz zwischen der bestehenden republikanischen Reichsverfassung und dem überzeugten Monarchismus aufgeführt hat. Ihr wird dieser künftige Bund national-deutscher Juden, die nach Herrn Naumanns Broschüre zwar volles Verständnis für den jüdischen Nationalismus der Zionisten haben, aber tiefste Verachtung für die Zwischenschicht, die „Assimilanten”, fühlen und die geistig höchststehenden Elemente des Judentums: die international empfindenden Juden überhaupt keiner Erwähnung würdigen, wohl ohne Ausnahme zugeführt werden.

Wie groß dieser Bund nationaldeutscher Juden sein wird, bleibt abzuwarten. Die kapitalkräftigen und zugleich um ihr Kapital besorgten Juden werden ihm zum größten Teil angehören und ihr Geld wird von der Deutschen Volkspartei ebenso bereitwillig angenommen werden, wie mancher Adelssproß die große Mitgift seines jüdischen Schwiegervaters huldvollst entgegennimmt, wenn auch leider daran die jüdische Braut hängt. Aber darüber mag sich Herr Naumann keiner Täuschung hingeben: Die Betonung des Nationalismus bedeutet grade für das Judentum einen kulturellen Rückschritt. Denn die viel geschmähte Internationalität des Judentums ist sein größter Ruhmestitel. Und seine Erkenntnis, daß wir in erster Linie Menschen sind, und daß wir nur durch das Streben nach Verbrüderung aller Menschen dem Menschheits- Ideal nahekommen können, ist das einzige Moment, das die Juden allenfalls berechtigen würde, sich als ein höher stehendes, als ein „auserwähltes” Volk zu fühlen. Wer an den Gott der Juden glaubt, der kann ihm nur dafür danken, daß er seinem Volke die Mission gegeben hat,

hinzugehen unter die andern Völker und für die Menschheitsverbrüderung tätig zu sein. Wer indes, wie Herr Naumann, behauptet, daß er Jude sei, aber zugleich rein deutsch empfinde und tühle, der ist weder Jude noch Deutscher. Und wird demgemäß weder von den Juden noch von den Deutschen ernst genommen werden können, wenn es vielleicht auch manche von den Deutschen aus parteipolitischen Gründen nicht offen aussprechen werden.

Viator

## Palais de Danse

Abends im berliner Palais de danse. Die tschechische Tänzerin wird zusehends munterer — sie geht auf, als ob man sie in warmes Wasser getaucht hätte. Es ist aber auch zu schön . . .!

Der Saal erstrahlt im Stil Ludwigs des Kitschigen; daß die Kellner auf dem Bauch keine Ornamente tragen, ist ein Wunder. Vorn an der Tür steht: EINTRITT NUR IN GESELLSCHAFTSTOILETTE — aber kann man im Sakko nicht auch in Gesellschaft gehen? Wir sind immer fein, wa? Ob wir fein sind!

Die Kapelle hebt an. Es ist die beste Tanzkapelle Berlins (lieber S. J., morgen wird im ‚Berliner Revolverfutteral' stehen: „Wie Kommunisten Inserate ködern!") — die kleine runde Badewanne, in der getanzt wird, ist einen Augenblick leer, das Parkett glänzt . . . Mensch, diss Parkett hat was jesehn . . .! Und dann tanzt ein Paar.

Eine so aufmerksame Zuhörerschaft kann kein Parlamentarier haben, wie diese Beiden. Sie: ganz nett — so von dem Typus: " . . . aber sie hat hübsche Augen!" — und Er: ein lockengekräuselter, gebückter Strumpfwarenverkäufer. Er ist aber Berufstänzer. Sie tanzen gut, ohne daß es gut aussieht. Wippen auf dem Platz, ein paar lustige Schritte. Ungeheurer Applaus. Ab.

Und wieder hebt die Kapelle an, und das Volk stürzt sich in die Arena. Die feinsten und die ältesten Damen Berlins. Woher die nur alle das Geld haben? Eine trägt einen wundervollen Pelz. Sicherlich echtes Reptil. Einer wogt vor Erregung der Busen. Soweit der kleine Vorrat reicht. Und los gehts.

Es wird unruhig, unruhig unter den Tänzern, unruhig im Publikum. Ich äuge — da tanzt ein mittelgroßer, fetter Mann in einem wundervollen Kaiserwilhelmgedächtnisgehrock — nein, da tanzt Gollnow. Der Mann legt einen Polka hin, daß alles schlicht begeistert ist Er tanzt etwas, daß es überhaupt nicht mehr gibt, etwas, das es wahrscheinlich nur in der Tanzstunde ber Petersen in Gollnow gegeben hat. So, mit Touren und Alleinrumdrehen und Pirouettieren und jetzt — wahrhaftig! — jetzt kniet sich der Fettbauch vor der Dame mitten im Tanz hin und jetzt wieder — und wieder. Der Saal erbraust. Und während wir uns noch freuen, steigt — du mein Preußen! — steigt ernsten Gesichtes der Stallmeister des Vergnügens in die Manege und verbietet dem Mann solche Kokolores. Der fügt sich und wedelt weiter in einem unmöglichen Polka dahin. Eins, zwei — eins, zwei — eins, zwei, drei, vier . . . Schade. Es war eine Fächerpalme aus Papier.

Und die Jünglinge reißen die Nasenlöcher auf und schlenkern und schieben und hopsen und gleiten — je nach Bedarf. Und die Damen sind ganz in sich versunkene Lieder in Laub . . . Und der Takt zuckt. Oben, an der Spitze des Bogens von dem Geigisten, hängen die Herzen Und er zieht sie.

Um Punkt soundsoviel Uhr packen die Verursacher des Bachanals, die göttlichen Musiker, ihr Handwerkszeug zusammen. Denn alles ist in Berlin organisiert: die Musiker, die Kellner, die Lokale und die Lust.

Und wir gehen. Was war das? Es wurde getanzt, und Einer dachte immer vom Andern, der sei ein interessantes Bild, und schließlich waren sie wirklich alle zusammen eines. Na . . . interessant . . . Sie sind Alle mit Spreewasser getauft: die Musiker, die Weine, die Manager und die Lust.

Peter Panter

# Antworten

**Fünf Frankfurter.** Ihr fragt mich entsetzt, wie ich mir erkläre, daß die beste deutsche, daß eure Frankfurter Zeitung den Sprachschänder Kasimir Edschmid druckt. Sachliche Gründe, durch die Gesellschaft eines Deutschverderbers, dessengleichen im Feuilleton dieses Organs nie geduldet worden sei, die feinsten Stilisten zu beleidigen, könne es garnicht geben — ob ich vielleicht was von persönlichen Gründen wisse. Der Himmei bewahre mich. Mir wird übel, wenn ich unter dem Strich dieses Weltblatts den Sublimen meiner Muttersprache die Glieder verrenken sehe; aber weswegen die Redaktion das zuläßt, ist ihre Sache. Hoffentlich macht ein bißchen Eindruck auf sie, was in Nummer 557 — 560 der ‚Fackel' (zu beziehen vom Verlag: Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße 3) Karl Kraus zu diesem Skandal zu sagen hat. „Daß die Frankfurter Zeitung so etwas, das es schon in der eignen Produktion bunt genug treibt, seit Jahr und Tag auf das deutsche Geistesleben oder wie man den Betrieb nennen mag, losläßt, ist ‚mit' eine der stärksten Tatsachen, die diesen als das unsaubere Geschäft charakterisieren, welches er ist. Der Herr Kasimir Edschmid, der ein Deutsch schreibt, das in Frankfurt als eine viel ärgere Beschimpfung empfunden werden müßte als die Besetzung des Goethehauses durch schwarze Truppen, und dessen Stil hinreichend alle Uebergriffe des französischen Militarismus gegenüber einer Einwohnerschaft, die sich so etwas gefallen läßt, erklären, wenn nicht rechtfertigen könnte, hat die Gewohnheit, genau eben so hoch von oben herab über Autoren zu urteilen, als er tief unter deren letztem steht, und regelmäßig mit jenem neudeutschen Spuckstil, in dessen Besitz sich der deutsche Fußwohlreisende für einen Globetrotter hält, der empfänglichen Intelligenz ein „Doll!" abzuringen." Aber lest doch selbst diese siebzehn Seiten, von denen Kraus mit Recht sagt: „Herr Edschmid wird sich überzeugen, daß er, der heute ungenießbar ist, nach hundert Jahren in meiner Zubereitung mindestens so schmackhaft sein wird wie irgendein Pastor Goeze." In seiner und Harry Kahns Zubereitung (womit abermals nachdrücklichst auf die Nummer 42 des sechzehnten Jahrgangs der ‚Weltbühne' hingewiesen sei). Nur: wärs nicht menschenfreundlich, bis dahin den Zeitungslesern das Leben ein bißchen leichter zu machen? Kraus stellt dieselbe Frage, die Ihr an mich richtet: „Welche Absichten verfolgt die Frankfurter Zeitung mit dem Herrn Edschmid? Meint sie nicht, daß sie als die größte deutsche Zeitung immerhin noch mit mehr Anstand das Gesicht einer ramponierten Geistesbildung zu wahren hätte als eine Neue Freie Presse? Sollte sie erst auf dem Umweg über die wiener Vorstädte erfahren müssen, daß sie der Dupe des Herrn Edschmid geworden ist, indem sie geglaubt hat, er sei ein Expressionist, während er in Wahrheit bloß nicht deutsch kann? Oder

meint sie, daß ein Gallimatthias die beste Form ist, den Franzosen in der Fremde eine Aufmerksamkeit zu erweisen? Will sie ihnen durch Edschmids innere Gebärde Weltmännischkeit beibringen? Es heißt, daß sie sich in Frankfurt schlecht, ja gradezu preußisch aufführen. Aber sie möge doch bedenken, daß dies die Schuld jener Weltverblödung ist, die davon ausging, daß das Leben der Güter höchstes nicht sei, und in deren Folge die Glorie als der Uebe! größtes erscheint. Trotzdem bleibt.es wahr, daß der letzte Franzose, und möge er im Zauberbann der Montur den besten Preußen aus dem Feld der Schande schlagen, als ziviles Geschöpf so viel Ehrfurcht vor dem Leben seiner Sprache hat, daß er gar nicht fassen könnte, wie die Deutschen gegen ihr eigen Fleisch und Blut wüten. Denn einen solchen Saumagen, die Sätze des Herrn Kasimir Edschmid zu vertragen, nein, wie Austern zu schlürfen, hat nur das deutsche Publikum.” Auch das Publikum der Frankfurter Zeitung, das ich bisher also überschätzt habe. So wird Kraus vermutlich umsonst an die Redaktion appelliert haben. Wir werden uns damit abfinden, daß „eine todgeweihte Kultur sich weiter mit den Edschmiden ihres Schicksals einläßt”. Aber könnten deren Produkte nicht wenigstens in die deutsche Sprache übersetzt werden? Für die Frankfurter Zeitung, der ich täglich Genuß und Belehrung zu danken habe, würde ich, wenn das Personal überlastet ist, diese Viechsarbeit gern übernehmen! — sogar ohne eine andre Entschädigung als die, daß ich das Blatt künftig wieder fleckenlos sähe.

**Verteidiger der Presse.** Ihre Presse taugt nichts, weil zu wenige Journalisten und Redakteure was taugen. Sie können nicht eben viel taugen, weil sie fast alle jammervoll bezahlt werden. Sie werden jammervoll bezahlt, weil sie we it davon entfernt sind, das Solidaritätsgefühl der Botenfrauen zu haben. Sie haben deren Solidaritätsgefühl nicht, weil sie überhaupt selten haben, was für ihren Stand und Beruf vonnöten ist. Ich spreche von der Vossischen Zeitung. Da geht es unter dem Strich derartig zu, daß ein bekannter Schriftsteller mir, am einundzwanzigsten Dezember 1920, den folgenden Brief schreiben muß: „Im April 1920 nahm Herr X. für das Feuilleton der Vossischen Zeitung, an dem ich seit Jahren gelegentlich mitarbeite, meinen Artikel ‚Erlebnismosaik’ an. Einige Zeit darauf sandte mir sein Vertreter Y. das Manuscript zusammen mit andern zurück. Ich protestierte unter Hinweis auf die Annahme durch X.. Y. erklärte darauf, daß diese natürlich gelte und ich ihm das Manuscript wieder zusenden solle — was ich denn auch tat. Monate vergingen; ich fragte nach dem Verbleib meiner Arbeit. Jetzt teilte mir Y. plötzlich mit, daß er die Leitung des Feuilletons übernommen habe und nun beabsichtige, den Artikel nicht mehr zu bringen. Das Manuscript stünde mir auf Verlangen zur Verfügung. Wiederum protestierte ich, und etwa drei Tage später erklärte Y. mit ebenso verblüffender Logik als Tatsachentreue, daß er mir das Manuscript und ein ‚Abstandshonorar’ habe zugehen lassen. Das ist objektiv unwahr; ich habe weder das eine noch das andre erhalten. Mein Ersuchen um Aufklärung blieb unbeantwortet. Auch der Verlag reagiert nicht auf mein Ersuchen um vorläufige Rückgabe des Manuscripts und Uebersendung des Honorars. Ich muß die Möglichkeit von Mißverständnissen und Irrungen noch offen lassen, aber selbst im günstigsten Falle ist es doch eine beispiellose Konfusion und krasse Rücksichtslosigkeit; im schlimmsten: absichtliche Verdunklung und bewußte Lüge, Verhöhnung und

schädigung eines Autors. Ich bin gezwungen, den Rechtsweg zu beschreiten — aber es scheint mir nötig, diesen beispiellosen Fall redaktioneller Moral öffentlich zur Sprache zu bringen.” Mir schien das zunächst nicht nötig. Ich nahm an, daß der Fall wirklich beispiellos, also ein Einzelfall sei, weil man sich ja selbst bei dem größten Mißtrauen gegen die Tageszeitungen nur schwer vorstellen kann, daß möglich sein soll, eine mit solcher Redaktionsführung am Leben zu erhalten. Wärs ein Einzelfall, so tät ich unrecht, durch die Ueberbetonung, die eine öffentliche Behandlung ihm geben mußte, die Vossische Zeitung um Mitarbeiter zu bringen. Ich entschloß mich zu privater Erledigung der Sache. Rücksichtsvoll schickte ich den Beschwerdebrief an X., und der Autor, der von April bis Dezember hingezogen worden war, hatte binnen zwei Tagen sein Manuscript und das Honorar. Aber jetzt zeigt sich, daß es kein Einzelfall war. Ebenso skandalös wie unter dem Strich wird die Vossische Zeitung über dem Strich redigiert. Es beruht auf Gegenseitigkeit, daß sie mich nicht liebt. Ihre Abneigung mag sie beliebig ausdrücken: entweder, indem sie mich kritisiert, oder, indem sie mich totschweigt. Von ihr totgeschwiegen zu werden, ist keine Schande (so gewiß keine Schande, wie eine Ehre ist, von der Täglichen Rundschau beschimpft zu werden). Von ihr kritisiert zu werden, würde mich entweder kalt lassen oder unter Umständen — ich fühle mich keineswegs unfehlbar — gelehrig finden. Aber was macht sie? Sie verachtet mein Blatt — und plündert es. Sie nennt „recht interessant”, was sie aus Deutelmosers Erinnerungen an Bethmann Hollweg zitiert — und gibt nicht an, auf wessen Kosten sie sich um „recht interessante” Dinge bereichert. Sie begeht nicht nur eine ganz grobe, jeden journalistischen Brauch verletzende Unanständigkeit, sonderen auch ein Delikt (Nachdruck ohne Quellenangabe), das bestraft wird. Wie hoch, das wird das Gericht bestimmen, das ich angerufen habe. Aber gedenken die Presseleute, sich weiter zu wundern, daß sie unter Unfreiheit, schlechter Bezahlung und andern Uebelständen seufzen müssen — bei den Vorbildern, die sie sich selber setzen? Oder hat Sinn, zu Präsidenten der großen Presse-Organisationen Männer zu wählen, die nicht in jeder Beziehung Musterexemplare der Gattung sind? Wer ist überall vorneweg, wo gepredigt wird, welche Mission die Presse hat, und wie herrlich es mit ihr steht? Herr Georg Bemhard. Und wer ist, wenn schon nicht preßgesetzlich, so doch geistig und moralisch, als Chefredakteur, verantwortlich für die Vossische Zeitung, die so handelt, wie nicht das schäbigste Winkelblatt handeln dürfte? Herr Georg Bernhard. An ihren Früchteln sollt Ihr sie erkennen, die Presse. Sie fallen nicht weit von dem Stamme, der durch und durch ungesund ist. Aus seinem und ihrem Mark saugt das Volk sich voll. Und da verlangt man, daß es sich klüger und würdiger verhalte als das deutsche.

Für die politischen Gefangenen in Bayern haben ferner eingesandt: 6 Westerwälder, 60 Mark; Feldern, Luzern, 72,40 Mark; Dr. L., 30 Mark; X, 50 Mark; L. J., Berlin, 100 Mark; X., 50 Mark; X., 8 Tafeln Chocolade, 5 Pakete Tabak und 55 Mark.



Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich fü die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

# Vorlesungen von Karl Kraus

**III.**

Freitag, am 28. Januar 1921, abends 7 Uhr

im Klindworth-Scharwenkä-Saal (Lützow-Str. 76):

Faust II. 5. Akt Eigene Schriften

**IV.**

Sonntag, am 30. Januar 1921, abends 7 Uhr,

im Saal der Secession (Kurfürstendamm 232):

Die lustigen Weiber von Windsor

Karten zum Preise von 3 bis 20 Mark bei Bote & Bock,
A. Wertheim und an der Abendkasse.

Konzertdirektion Robert Sachs
Inhaber: E. Sachs und E. Kula
Berlin W 50 / Regensburger Straße 23

XVII. Jahrgang 3. Februar 1921 Nummer 5

# Der unsterbliche Krieg von Karl Rothammer

Es ist merkwürdig, daß wenige Jahre nach dem angeblich letzten der Kriege die Politik fast der ganzen Welt auf das empfindlichste beeinflußt wird von den Erwägungen, wie neue gewaltsame Auseinandersetzungen vermieden oder veranlaßt, abgewehrt oder heraufbeschworen werden könnten. Der Krieg gegen den äußern oder den innern Feind hat seine zentrale Stellung in dem Bewußtsein der Menschheitsgemeinde noch nicht eingebüßt. Nah und fern klirren die Waffen, klirren zum mindesten in den Empfindungen und Phantasien, die das politische Geschäft kaum jemals so üppig durchwucherten wie in diesen vermeintlich nüchternen Tagen.

*

Die Auseinandersetzung zwischen Lloyd George und Briand hat so beinah einen komischen Beigeschmack. Herrn Briand ist es offenbar ernst mit der Sorge, Deutschlands Entwaffnung könnte nicht vollkommen sein. Dabei müßte ein Kind wissen, wie recht der englische Premier hat: für so viele Jahrzehnte, wie ein verantwortlicher Politiker zu überblicken verpflichtet ist, wird Deutschland außerstande sein, gegen die Armeen der Entente oder auch nur gegen das französische Heer zu marschieren. So heftig wir die gegen Recht und Vernunft beibehaltenen und nationalistisch angeschminkten Einwohnerwehren aufgelöst wünschen: Niemand wird guten Glaubens behaupten wollen, daß diese Zusammenrottungen, die ohne Zweifel den innern Frieden gefährden, auch nur im geringsten eine Bedrohung des Weltfriedens zu werden vermöchten. Wenn Briand wirklich aus Angst um Frankreich und nicht etwa nur um des Prestiges willen, oder um Gelegenheit für Vergeltungsmaßregeln zu finden, gegen die Einwohnerwehren schwerstes Geschütz richtet und darob sogar eine gewisse Verärgerung des eben erst wieder freundlich gewesenen England wagt, so zeugt das von einem Seelenzustand, der einigermaßen aus dem Gleichgewicht gekommen ist, der doppelt seltsam das Selbstbewußtsein des Siegers enthüllt. Das Kriegsgespenst geht um.

*

Es ist Mode geworden, kurz vor den Wahltagen Rote oder Weiße Armeen innerhalb des Reichsgebiets auftauchen zu lassen. Nicht leicht wird jeweils festzustellen sein, was an solchen Enthüllungen Tatsache, Uebertreibung oder reiner Schwindel ist. Rote Armeen sind zuweilen ein brauchbares Mittel, um der reaktionären Bewaffnung moralische Rechtfertigung zu verschaffen; zuweilen scheinen sie auch nützlich, um den englischen Imperialisten frühzeitig Vorbeugungsmaßnahmen gegen die Ansprüche eines später wieder bürgerlich erstarkenden Rußland zu erleichtern. Wenn aber die kommunistische Presse die letzte Entdeckung einer Roten Armee in Deutschland als reaktionäres Manöver gekennzeichnet hat, so darf gefragt werden: warum eigentlich Entrüstung, warum nicht keck herausfordernde Bestätigung? Wenn

keine Roten Armeen, wenn keine Vorbereitungen zu Revolutionskadren — wie dann auf den Gassen gepredigter Kampf gegen Bourgeoisie und Sozialverräter? Die Kommunisten sind eben auch nur politische Dilettanten: sie wollen die Entscheidung auf der Straße.suchen, entrüsten sich, aber, wenn ihnen militärische Uebungen vorgeworfen werden. Komödienspiel wäre hier genau so lächerlich wie aussichtslos. Tatsache ist eben, daß die Kommunisten für ihre Entscheidungsschlacht vielleicht einige bewaffnete Haufen, vielleicht einige selbständig gemachte Kanonen und halbverrostete Maschinengewehre zur Verfügung haben, aber nicht im entferntesten irgendwelche Machtmittel, die auch nur einen Hoffnungsschimmer auf militärischen Erfolg und Kampf gegen den bestehenden Staat berechtigt erscheinen lassen. Die kommunistische Gefahr ist erledigt, der Kommunismus im Sinne seines russischen Ideals zusammengebrochen. Dennoch werden, wie dies jetzt vor der Preußenwahl mit Maultrommelradau geschieht, die roten Sektierer wohl noch auf lange hinaus den Kriegsfetisch anbeten. Hat doch selbst eine so bemerkenswerte und die Niederung der männlichen Parlamentarier weit überragende Frau wie Klara Zetkin in der Debatte über Deutschlands Stellung zu Sowjet-Rußland den wahrhaft unvergänglichen Ausspruch getan: „Sie malen das Schreckgespenst eines Krieges mit der Entente an die Wand. Ach, wir wollen doch nicht gleich pazifistische Ohnmachtsanfälle bekommen, wenn man von Kneg und Kriegsgefahr snricht." Wen üherrascht, daß solch Waffengeklirr das Herz des schwammigsten aller Maurenbrecher gefunden hat? Von Kommunisten und Deutschnationalen kann man gleichzeitig hören, daß der Vertrag von Versailles nur ein Fetzen Papier sei. Ist es erschütternd, prachtvoll oder nur albern, daß heute, wenn die Kommunisten in ihren hitzigen Versammlungen von dem Sturm der Sowjet- Armeen gegen den Entente-Kanitalismus, von der treuen Kameradschaft der deutschen Proletarier fanfaren, die Frauen und Mütter, die ihre Männer und Söhne im Massengrab verschwinden sahen, vor Begeisterung rasen? Das Kriegsgespenst ist nicht umzubringen.

*

Am vierundzwanzigsten August 1524 mußte Luther aus Orlamünde vor der fanatisch erregten Menge, die ihn mit Verwünschungen und Schmähungen verfolgte, sich schleunigst entfernen. Karlstadt hatte in Orlamünde, Münzer in Allstedt (das dicht bei Eisleben, mitten in unserm Kommunistenparadies liegt) Gewalt, Aktion, Bildersturm und Umsturz gepredigt. Heut weiß jeder, daß nicht nur für die süddeutschen Bauern, auch für die Thüringer nach kurzem Kriegslärm galt, was der Florian Geyer sagt: „Den besten Handel, die edelste Sache, die heiligste Sache, eine Sache, die Gott einmal in eure Hand gegeben hat und vielleicht nimmer — in euern Händen ist sie gewest wie ein Kleinod im Saustall. Ihr habt das Maislen damit gespielt . . . Ein neues à la mode Spiel. Man schmeißt den Hausrat hin und her, wirft einander mit Kuchenfetzen und beschüttet sich mit unsauberm Wasser." Europa huldigt dem Maislen. In Deutschland hat dieses edle Spiel Hochkonjunktur. Und solange es das noch hat, wird mit Deutschland nichts werden.

# Wilsons Ende von Friedrich A. Wyneken

Pals Alto in Kalifornien. Kleine Universitätsstadt, Palmen und Blumen; der Mond schickt Silberstrahlen aus tiefblauem Abendhimmel. In diesem Ort idyllischer Träumerei tagt eine politische Versammlung, einberufen von den Frauen des Städtchens, die schon — wir schreiben 1912 — in Kalifornien das Stimmrecht haben.

Es handelt sich um Dr. Woodrow Wilson, Teddy Roosevelt und noch einen republikanischen Kandidaten, die alle drei ins Weiße Haus hinein möchten. Wilson war damals noch das „dark horse", zu deutsch: dunkel Pferd. Eine Persönlichkeit, von der man im Westen noch nicht viel wußte.

Kleine Versammlung. Meist Damen von solider Kleidung und solidern Jahren. Männliche Politiker leiten die Versammlung. Man redet viel, was wenig Hand und Fuß hat.

Dame mit blondem Kopf und scharfem Profil tritt in den Saal. Steigt auf die Bühne. Man erkennt die Schriftstellerin Gertrude Atherton. Ist auch in Deutschland nicht unbekannt. Hat viel in München gelebt (und später Deutschland beschimpft).

Heute abend gelten die Schmähungen Teddy, dem Rauhreiter, der mit Höhlen-Bewohner verglichen wird. Wartet, wie die Atherton behauptet, vor primitiver Behausung mit Keule in der Faust auf der Rückkehr der Gattin. Daher gänzlich ungeeignet fürs Weiße Haus. Ganz anders Dr. Woodrow Wilson. Er sieht aus wie ein Gentleman! Beinahe englisch! Jedenfalls Abkömmling höchst feudaler Sklaven-Barone Virginias.

Damals hat die Atherton gesiegt. Reißteufel Roosevelt spaltete republikanische Partei. Demokraten triumphieren. Wilson sitzt im Weißen Haus.

*

Dann kam der Krieg, und das neutrale Amerika war auf der Seite der Entente. Ohne Besinnen, ohne weiteres. Als ob sich das so von selbst verstünde. Rühmte sich dessen sogar. Angeborenes Vorurteil gegen alles Deutsche; und — Belgien! Das waren die Motive. Wie haben wir Deutschen in Amerika bitter gelächelt, als es im Vaterland hieß: „Die Amerikaner sind ja unsre Freunde." Wir wußten besser, daß alles Deutsche in Amerika immer zuletzt kommt. Trotz Anbiederungsversuchen, Austauschprofessoren und Allerhöchsten Besuchen auf Yankee-Yachten. Erst kommt Amerika dann nochmals Amerika, dann England, dann Frankreich; und Deutschland ganz zuletzt — wenn überhaupt. So ist es immer in den Vereinigten Staaten gewesen. Die breiten Volksschichten Amerikas haben den Briten zwar nie so recht gemocht; aber man kann in London auch gegen Yankees recht freundlich sein, wo es erforderlich scheint. Das imponiert dem amerikanischen Snob gewaltig — und der amerikanische Mob muß gegebenenfalls eben mitmachen. Was er pflichtschuldigst tut; denn die Zeitungen sagen ihm, daß sich das so gehört.

Und nun gar die Franzosen! Hatten sie nicht schon, bei der Rebellion den Lafayette geschickt? Da war allerdings ein gewisser Steuben. Aber was bedeutete der gegen Lafayette, den

feinen, graziösen Franzosenl Der Herr von Steuben war nur ein plumper deutscher Feldwebel gewesen. War von dem Erz-Tyrannen Friedrich von Preußen an Washington geschickt worden. Der König soll Unabhängigkeit Amerikas zuerst anerkannt haben. Kaiser schickt Denkmal des autokratischen Vorfahren als Geschenk nach Amerika. Höchste Verlegenheit. Man weiß nicht, wohin damit. Findet schließlich irgendwo verborgenes Plätzchen. Aber der große, feine, französische Lafayette ist auf allen Straßen und Plätzen zu sehen.

Solcher Art waren die Gefühle der Amerikaner gegen alles Deutsche. Und der deutsche Michel hatte sich noch zu Anfang des Krieges eingebildet, daß die Amerikaner „ja" seine Freunde seien! Dies die Wahrheit: Alles Deutsche war und ist in Amerika immer nur geduldet. Wie ein Ding zweiter Klasse, dem man hin und wieder den Kopf streichelt, wenn es hübsch artig ist. Gegen England und Frankreich kommt in Amerika nichts Deutsches auf. So ist es vor dem Kriege gewesen, so ist es noch heute, so wird es immer sein. Der Krieg hat die alte Tatsache neu bekräftigt.

*

Laßt uns auch hier gerecht sein, objektiv zu urteilen uns eifrigst bemühen. Alles unsre eigne Schuld! Alles!! Alles!!!.

So denkt der Yankee: Englische Armee gegen uns im Rebellionskrieg bestand vorwiegend aus Hessen und andern deutschen Mietlingen. Sie wurden dazu gezwungen, an England verschachert. Schön, mag ja sein. Aber: warum ließen sie sich denn zwingen? Warum ließen sie sich verschachern? Statt ihre Kurfürsten an den nächsten Laternenpfahl zu knüpfen! Warum läßt sich der Deutsche gefallen, daß in seinem Land überall „Verboten" steht? Warum ist er unterwürfig, bis er obenauf ist? Und tritt dann nach unten, wie er vorher von oben getreten wurde? Ja, Warum? Sollten wir Deutschen jeder Schattierung nicht dieselbe Frage stellen? Und wenn das sich bei uns nicht ändert, dann wird man uns im Ausland und besonders in Amerika nie so sehen, wie wirs gerne möchten.

*

Das führt zur Naturgeschichte Derjenigen, die bei der letzten Wahl den Ausfall mit herbeiführten. Ich meine die amerikanischen Deutschen, zu denen ich selbst gehöre. Der deutsche Bindestrich-Amerikaner kommt gewöhnlich mit sehr wenig Geld und einigen heimatlichen Erfahrungen ins Land der Freiheit. Findet sich dort bald in die Verhältnisse. Man braucht ihn. Vorausgesetzt, daß er starke Arme hat und stramm arbeiten kann. Dies hat er zu Hause gelernt. Der Durchschnitts-Deutsch- Amerikaner ist ein einfacher Mann: Bauer, Schneider, Zimmermann, Brauer, Schankwirt. Die obere Kruste des Deutsch-Amerikanertums besteht aus Aerzten, Professoren, Apothekern und Kaufleuten, Menschen, die sich schon im alten Vaterland über den Durchschnitt des untern Mittelstandes erheben. Sie sind in Amerika die Minorität und zählen nicht mit, wenn der Amerikaner sein Urteil über den Deutschen in- und außerhalb des eignen Landes bildet. Der Yankee sieht immer nur einen deutschen Typus: jene braven, schwer arbeitenden deutschen

Massen, die übermäßig schuften und dabei schwitzen. Ihre Gesichter sind rot und aufgedunsen, ihre Hände rauh und rissig. Sie sind ein Muster von Unfeinheit, selbst wenn sie im Sonntagsrock stecken. Sie konsumieren fortwährend Bier, und zwar oft in völlig unmöglichen Massen. Schwimmen förmlich in Bier, ertrinken wohl gar darin und liefern förmliche Wahlschlachten, um sich ihr Bier zu erhalten. Sie essen nichts als Dinge, die entweder roh oder schon halb in Fäulnis übergegangen sind. Zivilisierte Menschen essen kein Sauerkraut und werfen stark riechende Dinge, wie Limburger Käse, ins Abfallfaß. Nur dieser niedrige deutsche Auswurf, der zu uns geschwemmt wird, ißt so etwas. So ungefähr denkt der Amerikaner über die deutschen Einwanderer. „Sie haben keine Manieren bei Tisch", sagen die Yankee-Damen, wenn sie deutsche Leute in den Restaurants das Messer in den Mund stecken sehen. Ein Amerikaner, dem ich einmal die Deutschen als wertvolle Einwanderer loben wollte, erwiderte mir: „Sie essen, was wir fortwerfen, sind Pfennigfuchser, und ich kann nicht mit ihnen reden."

Der dritte Tadel ist besonders wichtig. Der Mensch fängt in Amerika erst mit dem Individuum an, das englisch spricht. Und die allermeisten Deutschen in Amerika können kein Englisch. Sie stammeln es, radebrechen es, daß Gott erbarm, zwanzig Jahre lang, dreißig Jahre lang, das ganze liebe Leben lang. So sind die meisten Deutsch-Amerikaner, die ich während meines fast dreißigjährigen Aufenthalts im gelobten Lande sah. Aber, du lieber Gott, wie könnten sie anders sein! In Deutschland haben sie's nicht besser gelernt. Hier hatte man ihnen die Kinderstube vorenthalten. Dort haben sie zuviel zu schaffen, um ordentlich Englisch lernen zu können. So kommt der Amerikaner, der mit den Deutschen nicht reden kann und deshalb den guten Kern seines Wesens nicht kennen lernt, zuletzt zu der Ansicht, daß der Deutsche unter allen Einwanderern im Grunde genommen doch der minderwertigste ist, daß Deutschland selbst ein von Gott verlassenes „country" ist, das sich noch lange nicht mit England und Frankreich, ja nicht mit Italien messen kann. So wird schließlich der brave deutsche Mann, der sich unter Amerikanern im Schweiß seines Angesichtes den Lebensunterhalt verdient, der Hauptgrund für die Vorurteile, die man dort gegen Deutschland und beinah gegen alles Deutsche hat!

*

Der Einwanderer also und auch der deutsche Einwanderer wird niemals ganz Amerikaner; er mag es dem Namen nach sein, so viel er will. Der Bindestrich ist ganz überflüssig. Der Deutsche. bleibt eben Deutscher, weil. sich kein Eingeborener Mühe gibt, ihn ganz zum Amerikaner zu machen. Wenig Takt und viel salbungsvolle Herablassung wenden die Politiker auf, die des Deutschen Stimme fangen und ihn deshalb naturalisiert sehen möchten. Es läuft immer wieder auf das Eine hinaus: Du bist nichts gewesen, als du herüber kamst. Durch die Gnade der Eingeborenen wirst du was. Second class bleibst du zwar immer noch; aber du näherst dich einer Stufe, auf der angelangt man Amerikaner, das heißt: überhaupt erst ein anständiger Mensch wird.

Und so etwas soll sich der Deutsche ruhig gefallen lassen? Er muß sich sagen und sagt sich gern, daß das Leben in Amerika trotz solchen Nadelstichen die besten Seiten für ihn hat: unbeschränkten Ellbogenraum, materiellen Wohistand, wie er ihn niemals im alten Vaterland genossen hat, eine größere Freiheit als im vorurteilsvollen Europa. Sooft der Deutsche an den Vereinigten Staaten zu mäkeln hat, sagt man ihm: „Wenns dir hier nicht paßt, scher' dich dorthin zurück, wo du hergekommen bist.” Das tut nun der Deutsche keineswegs. Sein materieller Gewinn ist groß gewesen. Er läßt sich deshalb viel gefallen, steckt sein Bürgerpapier lächelnd ein, wird Amerikaner. Aber nur mit dem Bindestrich. Weil man ihn ja doch nicht für voll ansieht. Und jetzt kommt der Kern der Sache: Er wählt als Deutscher. Hat immer urdeutsch gedacht und gewählt, als der Weltkrieg tobte, sein Vaterland in Gefahr war. Hat auch beim letzten Kongreß gegen Wilson und für Harding gestimmt — nicht als Amerikaner, sondern als Deutscher. Es ist erstaunlich, wie wenig die ethische Seite des Amerikanertums dem Deutsch-Amerikaner imponiert. Ist aber einzig und allein die Schuld des Amerikanertums, das auf den Deutschen herabsieht und keinen Versuch macht, ihn sich durch freundliche Erziehung zu eigen zu machen. So rächt sich der Yankee-Hochmut.

*

Für Wilsons Wiederwahl war der Feldruf seiner Partei: „Er hat uns aus dem Kriege herausgehalten.” Aber Amerika hätte sich eines Tages doch am Kriege beteiligt (wie ja Wilson später selbst zugegeben hat). Der Beginn des deutschen U-Boot-Krieges war nur der äußere Anstoß. Fest entschlossen, sich, wenn Deutschland nicht rechtzeitig einlenkte, im entscheidenden Moment auch militärisch auf die Seite der Entente zu schlagen, behauptete Wilson, er halte Amerika aus dem Kriege heraus. Wohlweislich erst nach erfolgter Wiederwahl hat Wilson ganz unverfroren die Maske ab- und Deutschland den Handschuh hingeworfen. Wie viele von uns Deutsch-Amerikanern waren damals auf den Trick hineingefallen, wie viele Yankees, die den Krieg nicht wollten, wie viele Mütter, die ihre Söhne zuhause behalten wollten? Grade so viele, daß Wilson das Weiße Haus sich von neuem erschließen konnte.

Auf das deutsche Friedensangebot von 1918 hat dann Wilson etwa folgende Andeutung gemacht: „Der König von Preußen ist immer noch deutscher Kaiser.” Dieser Ausspruch wurde als Wink mit dem Zaunpfahl empfunden. Er gab das Stichwort für die Revolution vom neunten November 1918, wenngleich diese selbstverständlich längst in der Luft gelegen hatte. Man hoffte nun auf einen anständigen Frieden für Deutschland und war tief enttäuscht, als der große Idealist sich in Paris von den schlauen Politikern Lloyd George und Clemenceau in die Mitte nehmen und sich Punkt um Punkt abschwatzen ließ. Wie konnte irgendein Deutscher, irgendein Bindestrich-Amerikaner deutscher Herkunft einem solchen Windmacher und Schwächling noch einmal Vertrauen schenken? Er stimmte gegen Cox, den Bannerträger Woodrow Wilsons, und Harding kam ins Weiße Haus.

*

Noch eine Gruppe von Bindestrich-Amerikanern hat Wilson vor den Kopf gestoßen: die Söhne Irlands. Für ihre Freiheits-Ideen konnte der eingefleischte Anglomane unmöglich Verständnis haben. Er hat auch alle irischen Delegationen und Einzelpetenten nicht nur einfach geschnitten, sondern sogar brüskiert und offen beleidigt. Und das trotz der Tatsache, daß die Irish-Americans notorisch Demokraten sind. Das Resultat eines solchen Gebarens? Noch einige Millionen Stimmen für Harding. So hat diesmal nicht nur der deutsche Bindestrich deutsch, sondern der irische Hyphen irisch gestimmt — und nicht amerikanisch.

*

Wie aber ist die Tatsache zu erklären, daß auch Millionen von Arbeitern für Harding und gegen Cox, das heißt: Wilson gestimmt und somit den Republikanern zu einem noch nicht dagewesenen Siege verholfen haben? Mußten sie nicht fürchten, aus dem demokratisch-kapitalistischen Regen in die republikanische Geldsacktraufe zu kommen? Hätten sie nicht lieber für Debbs oder den Farmer-Arbeiter-Kandidaten Christensen stimmen sollen? Es war der Haß gegen Wilson und seine Sippschaft, der die amerikanischen Arbeiter einfach Debbs und Christensen über Bord werfen und für einen Kandidaten stimmen ließ, den sie selbst für reaktionär halten mußten. So lassen sich die amerikanischen Massen vom Gefühl leiten. Jede Stimme für Debbs oder Christensen hätte Harding schädigen und Cox-Wilson ins Weiße Haus bringen können: deshalb ging der amerikanische Arbeiter lieber sicher und wählte Harding. Die Parole war: „Fort mit Wilson — auf jeden Fall!"

Was hätte der südstaatliche Sklaven-Baron Woodrow Wilson für den Arbeiter übrig haben können? Einmal in Paris allerdings hatte Wilson gesagt: „Das Herz der Welt schlägt unter sehr einfacher Jacke", und mit dieser billigen Phrase, dem noch andrer Bombast folgte, dem Arbeiter Amerikas zu schmeicheln gedacht. Allein auch dieser Qualm erreichte seine Benebelungs-Absichten nicht. Der amerikanische Arbeiter wußte recht gut, daß Wilson Hand in Hand mit Samuel Gompers arbeitete — gegen den amerikanischen Arbeitsmann förmlich zu Felde zog. Das in Amerika unter der einfachen Jacke schlagende Herz der Welt erkannte schnell genug Samuel Gompers als den Hecht in seinem Karpfenteich. Dieser Samuel Gompers ist ein Mann von englisch-jüdischer Abkunft. Er steht ganz und gar unter königlich großbritannischem Einfluß und wurde während des Krieges von Seiner großbritannischen Majestät im Buckingham Palace empfangen. Auf diese Weise erlebte seine loyale Haltung gegen England verdiente Anerkennung. Für das Herz der Welt, das unter sehr einfacher Jacke schlägt, hat Samuel Gompers nichts übrig. Er ist englisch bis auf die Knochen. Wie sein Genosse und Helfershelfer Wilson. Also sprach der amerikanische Arbeiter: „Fort mit Gompers! Fort mit Wilson!" — und stimmte für Harding.

*

Für Cox und Wilson stimmten nur jene pro-englischen und Anti-Yankee-Südstaaten. Für Wilson war der sogenannte ‚Solid

South', der seit dem Bürgerkrieg und der Abschaffung der Neger-Sklaverei die ganze republikanische Partei nicht mehr verknusen kann. Für Harding stimmten alle prinzipiellen Republikaner, alle Deutsch-Amerikaner, sehr viele Irisch-Amerikaner, Millionen von Arbeitern sowie alle diejenigen Elemente, denen der Artikel 10 im Friedensvertrag ein Greuel ist. Die nicht einsehen wollen, warum Amerika mobil machen soll, wenn in der Türkei oder anderswo einige Duodez-Häuptlinge aufeinanderschlagen. Auf welcher Seite die Frauen standen, ist schwer zu sagen. Sie dürften sich auf beide Seiten verteilt haben — mit starkem Uebergewicht für Harding.

*

Heute sitzt ein gebrochener Greis im Weißen Haus, auf eine kurze Spanne Zeit noch, bis zum vierten März. Kein Sterblicher hätte es leichter gehabt, die Welt zu fordern und sich selbst zum großen, zum unsterblichen Manne zu machen. Kein Sterblicher hat diese köstliche Gelegenheit so ungenützt vorüber gehen lassen, sich selbst so brutal mit Füßen getreten. Man hat in Amerika, in der Welt kein Mitleid mit Woodrow Wilson. Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.

## Schulprobleme von Wilhelm Appens

### 1. Pädagogische Bewegungsfreiheit

Aerzte und Juristen haben ihre Berufsfreiheit. Wer von ihnen nicht in den Staatsdienst eintreten will, bleiht draußen und gründet sich eine eigne Existenz, eine Privatpraxis. Das Volk, die Allgemeinheit findet das selbstverständlich. Man hat mit der freien Advokatur und den Privatkliniken die besten Erfahrungen gemacht. Bei Aerzten und Juristen kommt der demokratische, liberale Grundsatz zur Anerkennung, daß die Tüchtigkeit allein ausschlaggehend sein soll für die Erlangung von Ansehen und einer gesicherten finanziellen Lage des Einzelnen. Der Numerus clausus ist vor Jahren auf dem Anwaltstage zu Würzburg in namentlicher Abstimmung mit 611 gegen 243 Stimmen verworfen worden. Und die Aerzte denken kaum an eine solche Einschränkung der Berufsfreiheit.

Auf das Gebiet der Pädagogik übertragen, würde das bedeuten: Wie Aerzte, Kliniken, Rechtsanwälte ihre Büros einrichten und ohne staatliche Unterstützung finanziell fundieren, so dürften Pädagogen ebenfalls eigne Schulen gründen. Die Allgemeinheit würde nicht nur von berühmten Chirurgen und Juristen hören, reden und sich vertrauensvoll an sie wenden, sondern auch Pädagogen würde man rühmen und von ihnen reden bis an die Grenzen des Landes. Wie ists denn bei unsern Hochschulprofessoren? Die größten Geister ziehen die meisten Studenten an.

Wäre solch freie pädagogische Praxis für das deutsche Bildungswesen verhängnisvoll oder von Segen? Man wird entgegen: Wohin soll das führen? Doch nur zum geistigen Kommunismus, zur pädagogischen Anarchie. Jüdische, römische, wittenbergische. konfessions- und religionslose Schulen. Monistenschulen, Sektenschulen, politische Schulen aller Partei-

schattierungen von rechts nach links — kurzum: alles durcheinander. Und daneben die Staatsschule. Garnicht auszudenken, dieser pädagogische Wirrwarr. Man sollte Dem, der so was verficht, einen Mühlstein um den Hals hängen und ihn dort im Meere ersaufen, wo es am tiefsten ist; denn man kann doch nicht die Welt auf den Kopf stellen. Ist denn nicht die Mehrheit der deutschen Pädagogenwelt, ja vielleicht die ganze, für die staatliche Einheitsschule? Sind denn nicht eben erst von den gesetzgebenden Körperschaften die Vor-, Privat-, Winkel-, Zwerg-, und Gott weiß was für Schulen aufgehoben worden? Ein Volk, eine Schule, ein Beamten-Lehrerstand: das sind die pädagogischen Glaubensartikel. Dagegen anzugehen, ist pädagogische Ketzerei! Pädagogischer Wahnsinn! Pädagogischer Selbstmord! Man wütet doch nicht gegen sein eignes Blut!

Das stimmt. Es stimmt unter den Verhältnissen von heute. Heute würde die pädagogische Berufsfreiheit zur Zügellosigkeit, zu einem pädagogischen Débâcle werden.

Weshalb? Wir haben in Deutschland noch keinen wissenschaftlichen Pädagogenstand. Die Oberlehrer verlassen als Gelehrte, aber nicht als Lehrer die Universitäten; und die Volksschulseminare und Oberlyzeen haben wohl ihre Uebungsschulen, aber keine Lehrer- und Lehrerinnenbildner, die wissenschaftlich-pädagogisch orientiert sind.

Wahrer wissenschaftlich-pädagogischer Betrieb herrschte bislang nur in Jena. Dort ist nicht allein ein pädagogischer ordentlicher Lehrstuhl, sondern auch eine Uebungsschule, eine Art pädagogischer Klinik.

Was seit Jahrzehnten in Jena unter Professor Rein möglich ist, das sollte überall zur Durchführung kommen. Wenn die organische Verbindung einer Art pädagogischer Fakultät mit jeder Universität, wie es schon der Hochschullehrertag von 1848 forderte, technisch nicht möglich sein sollte, dann tuns auch selbständige pädagogische Hochschulen. Auf jeden Fall muß die Frage akademisch erörtert werden: Wie ist Pädagogik als Wissenschaft möglich? Erst wenn wir eine pädagogische Wissenschaft haben — eine Wissenschaft wie Medizin und Jurisprudenz — und Studenten der Pädagogik neben Studenten der Medizin, der Rechtswissenschaft: erst dann kommt der einheitliche Lehrerstand von selbst.

Der Lehrerwelt aller Grade fehlt die geistige Adhäsion: die Pädagogik als Wissenschaft. Es soll kein Vorwurf sein, aber ich glaube, es ist eine historische Tatsache: Wir leiden in Deutschland an einer pädagogischen Kurpfuscherei. Sanitäter, Heilgehilfen sind keine Aerzte; und juristische Bürovorsteher keine Advokaten. Aber in der pädagogischen Praxis nimmt mans nicht so genau. Das weiß der deutsche Lehrerverein, das fühlen besonders die Junglehrer. Sie stürmen vorwärts und wollen heraus aus dem pädagogischen Dilettantismus.

Die wissenschaftliche Pädagogik muß für den Nachwuchs der gesamten deutschen Lehrerwelt zu einem Stahlbad werden. Erst so kommen wir zu einer Einheitsschule, wenn auch nicht zu einer staatlichen, so doch zu einer pädagogischen. Politische und kirchliche Unterströmungen sind dann nicht mehr möglich.

Approbierte Pädagogen werden es nicht verantworten können, absichtlich oder bona fide Tendenzerziehung zu treiben. Dann wird es nur Ein Bildungsziel geben: Erziehung zur Menschenwürde, um mit Kant zu reden.

Und wenn wir so weit sind, dann kann auch die Schranke der staatlichen Einheitsschule wieder fallen. Die Oberaufsicht muß der Staat trotzdem behalten. Gleichsam überall nach dem Rechten sehen. Auch an einer mehrjährigen Grundschule muß festgehalten werden, die staatlich bleibt. Aber darüber hinaus: Pädagogische Berufsfreiheit neben der Staatsschule, und zwar bis in die äußersten Konsequenzen hinein, wie bei Juristen und Medizinern.

## 2. Pädagogische Hungerlöhne

Es ist hohe Zeit. Das Schulbarometer steht auf Sturm. Der pädagogische Aufruhr braut sich zusammen wie unheilschwangere Wolken. Windstöße fegen durch das deutsche Jugendland. Staub wirbelt auf. Kommt das Gewitter näher? Zieht es gnädig vorüber? Sind die hohen und höchsten Schulbehörden pädagogisch wetterkundig?

Die Lehrerschaft hält Versammlung auf Versammlung ab. Pädagogische Meetings. Tiefe Sorgenfurchen auf den Gesichtern. Streik oder nicht Streik, Sein oder Nichtsein: das ist hier die Frage.

Brot oder Hunger? Was bringt die Zukunft?

Der deutsche Volksschullehrer besaß von jeher einen fabelhaften Idealismus. Wenn er mit seiner praktischen Schularbeit fertig war, horchte er auf jeden reformpädagogischen Wind und spähte nach Neuland aus. Die Fachsimpelei im guten Sinne des Wortes steckte den Lehrern und Lehrerinnen im Blute. Sie machten nicht selten Schulden bei Buchhändlern, um ihren Bildungstrieb zu stillen.

Ob es wohl einen Stand gibt, der so viele Bücher sich käuflich erwarb wie die Pädagogen der breiten Masse? Sicherlich nicht.

Ob es wohl einen Stand gibt, der seine Jugend ebenso verbringen mußte? Eingesperrt? In kalten Seminar-Internaten?

Ob es wohl je einen Stand gegeben hat, der sich obendrein noch so schuhriegeln ließ?

„Wen die Götter hassen, den machen sie zum Pädagogen": 1848 war es das Kampfgeschrei der pädagogischen Freiheitskämpfe. Und heute?

Verzweiflung.

Der einst so frohe Magister knirscht mit den Zähnen. Er hat das Lachen verlernt.

Dumpf grollend rotten sich die Schulmeister hinter der Szene zusammen. Werden sie hervorbrechen?

Kürzlich hörte ich einen jungen Lehrer, keinen Unabhängigen, sondern einen braven Zentrumsmann. In eine pädagogische Volksversammlung rief er die Worte: „Not kennt kein Gebot! In seinem wirtschaftlichen Elend muß der Lehrer zur Nebenbeschäftigung greifen. Er kann keine Rücksicht darauf nehmen, daß seine Schüler darunter leiden. Diese Regierung,

die sich eine Volksregierung nennt, leistet Totengräberdienste an der Volksbildung; denn sie läßt seine pädagogischen Volksgenossen in Not und Elend versinken. Ehe wir verhungern, können wir noch stehlen!"

Hauptmannsche Weberstimmung.

Arme deutsche Jugend!

# Die Justiz von Hugo Grotius

## V. Berufs- und Laienrichter

Der Ruf nach Beteiligung der Laien an der Rechtsprechung ist so alt wie das Mißtrauen gegen den gelehrten Richter. Hätten wir den Idealrichter, so wäre die Frage der Laienbeteiligung unerheblich: Stellt man sich aber auf den mit Recht so beliebten „Boden der gegebenen Tatsachen", so ist sie ungeheuer wichtig. Unsre Strafrechtspflege war nie besonders gut und ist heute schlecht, sehr schlecht: stellenweise verbirgt sich unter der Toga des Rechts greuliche, heuchlerische Tendenzmacherei. Darum brauchen wir die Laienbeteiligung bitterer denn je. Nicht daß der Laie mehr vom Richten verstünde; im Gegenteil: Juristerei ist ihm meist ein Buch mit sieben Siegeln. Aber zum guten Richter gehört mehr als Gelehrsamkeit; wichtiger als sie ist völlige Unbefangenheit. Diese Eigenschaft hat der Laie dem Richter voraus. Der muß nach der Struktur unsres Strafprozeßverfahrens, das der Rechts- und Volksstaat der Republik vom alten vielgelästerten Obrigkeitsstaat übernommen und bis heute unverändert gelassen hat, je länger, je mehr die richterliche Jungfräulichkeit verlieren. Die Gewohnheit des „Verknackens" nennt er seine Amme. Wer der „vorgeführten", vom Gerichtsdiener — oder, da die Titel ja abgeschafft sind, vom Justizwachtmeister — treulich geführten, in ein Armsünderbänkchen gesperrten schwankenden Gestalten tagtäglich auf seinem Piedestal harrt, der bekommt mit der Zeit „Routine". Er weiß schon Bescheid. Er hat sich noch gestern abend die Akten genau durchgesehen, die das von der Kriminalpolizei, von der Staatsanwaltschaft, vom Untersuchungsrichter gesammelte Belastungsmaterial fein säuberlich aufgeschrieben enthalten, ohne daß in der allergrößten Mehrzahl der Fälle auch nur etwas Nennenswertes für die Verteidigung des Angeklagten getan ist. Er hat sich, der Richter, schon Blatt 99 der Akten, enthaltend das Vorstrafenregister, und Blatt 11 mit dem ausführlichen Tatbericht des Kriminalwachtmeisters Spürnase „eingeknifft". Er weiß: die Staatsanwaltschaft hat „auch die der Entlastung dienenden Momente zu prüfen", und sie ist die „objektivste Behörde der Welt"; in diesem Falle hat sie Anklage erhoben, die Eröffnungskammer hat das Hauptverfahren eröffnet — also! Und er beginnt, sanft, väterlich mahnend: „Angeklagter, gestehen Sie die Tat lieber ein. Die Zeugen werden nachher doch Ihre Angaben widerlegen, also legen Sie ein reumütiges Geständnis ab, damit Ihre Bestrafung milder ausfällt!". Der Angeklagte leugnet Stein und Bein und verlangt, man solle ihm den Nachweis erbringen, daß er der Täter sei. „Aber Angeklagter!

Bei Ihren Vorstrafen!" (Blatf 99 wird ausgeknifft.) „Herr Staatsanwalt, bitte!" „Angaben des Angeklagten sind durchaus unglaubwürdig . . . Hartnäckiges Leugnen . . . Tat ist dem Angeklagten bei seinen Vorstrafen durchaus zuzutrauen." „Angeklagter, was haben Sie selbst zu Ihrer Verteidigung anzuführen?" Der Angeklagte erzählt eine lange Geschichte. „Aber das gehört ja alles nicht zur Sache! Der Gerichtshof wird beraten." Dies ist kein Zerrbild, keine Verallgemeinerung: es ist nur zu traurige Wahrheit. Die Praxis der Gerichte, insbesondere der nur mit Berufsrichtern besetzten Strafkammern, hat die ohnehin schon schlechte Strafprozeßordnung noch verschlechtert. Sie hat die Rechte des Angeklagten mehr und mehr eingeschnürt. Ein Angeschuldigter oder Angeklagter, der auf sein Recht pocht, macht sich von Anfang an mißbeliebt, und mancher, der eine besonders harte Strafe erhielt, hat dies in erster Linie dem Umstand zu danken, daß er sein Beschwerderecht kräftig ausgenutzt hat; daß er sich sein Recht, in der Hauptverhandlung Beweisanträge zu stellen, nicht verkümmern lassen wollte; daß er durch „hartnäckiges Leugnen" — wie es in den Urteilsbegründungen so oft heißt — die Urteilsfindung erschwert hat; daß er sich durch temperamentvolle Angriffe auf Belastungszeugen, die er als unglaubwürdig hinstellen zu können meinte, einer sogenannten „Ungebühr vor Gericht" schuldig gemacht hat. Ein Lied hiervon weiß besonders der Grundstücksspekulant Leo Schiffmann zu singen, der bekanntlich nicht weniger als sechs Jahre in Untersuchungshaft behalten wurde, und zwar in erster Linie deshalb, weil er sich stets und energisch gegen wirkliche oder vermeintliche Ungesetzlichkeiten und Uebergriffe zur Wehr setzte. (Dazu nehme man nun die Kehrseite der Medaille aus der neuen Zeit: Schiffmann wird für haftunfähig erklärt, bekommt einen Paß nebst großen amtlichen Geldern und verschwindet ins Ausland — und dann schreibe Einer keine Satire auf die Justiz!)

Die drei Grundübel unsrer Strafrechtspflege sind somit: die abstumpfende Gewohnheit; die aus der Aktenkenntnis resultierende Voreingenommenheit zu Ungunsten des Angeklagten; die enge Verbindung zwischen Staatsanwalt und Richter.

Alle diese Momente fehlen beim Laienrichter; darum ist es objektiver, also besser. Das gilt freilich nur von der Geschworenenbank, nicht vom Schöffengericht. Das Schöffengericht ist ein ganz klein wenig — Volksbetrug. Es sieht aus wie ein Volksgericht und ist doch nur ein Obrigkeitsgericht mit zwei Konzessionsschulzen, die fast immer Ja und Amen sagen. Doch mag man sie immerhin lassen, auch meinetwegen die bisherige Strafkammer mit ein paar Laien ausstaffieren; nützt es nichts, so schadet es gewiß nichts. Aber der Himmel behüte uns, daß an Stelle des Schwurgerichts in seiner jetzigen Form ein großes Schöffengericht träte, bestehend etwa aus neun Laien und drei Berufsrichtern, so wie es der Vorsitzende des Preußischen Richtervereins bei einer Debatte über die (inzwischen wieder eingeschlafene) Strafprozeßreform Anfang 1920 vorgeschlagen hat. Das wäre ein großer Volksbetrug und nähme uns das einzige Bollwerk unbeeinflußter Rechtsprechung. Daß es auch mechterstädter Geschworene gibt, beweist nichts gegen die Schwur-

gerichte, zeigt im Gegenteil, daß sie eher noch unabhängiger gestellt werden müssen als bisher. Denn selbst wie sie heute sind, mangelt es nicht an allerlei Mittelchen, das Urteil der Geschworenen ein wenig zu beeinflussen: die Art der Vernehmung der Zeugen; die größere oder geringere Verve der Staatsanwaltschaft; die Herren „Sachverständigen"; ganz besonders aber die sogenannte Rechtsbelehrung durch den Vorsitzenden, die zwar nach ausdrücklicher Gesetzesvorschrift sich nicht auf die Würdigung der tatsächlichen Vorgänge beziehen darf, aber immerhin . . . manchmal doch ... so zwischendurch. Vorsitzende sind darin oft sehr geschickt.

Die schlimmsten Uebel der Rechtspflege durch den Berufsrichter ließen sich ohne große Schwierigkeit beheben. Die Gewöhnung ist zwar bei ihnen unvermeidlich. Aber die Voreingenommenheit wäre bedeutend geringer, wenn nicht schon der Vorsitzende und der zur Abfassung des schriftlichen Urteils bestimmte Beisitzer, der sogenannte Berichterstatter, also zwei Richter von fünfen, die Akten vorher durchstudierten. Erforderlich ist dies zur Leitung einer Verhandlung, selbst in besonders umfangreichen und verwickelten Sachen, meines Erachtens nicht, zumal wenn eine gut ausgearbeitete Anklageschrift vorliegt. Was nach der Erhebung der Anklage zur Vorbereitung der Hauptverhandlung geschieht — Beweisanträge der Staatsanwaltschaft, der Verteidigung und des Angeschuldigten —: das natürlich müßte dem Vorsitzenden — aber nur ihm — vor der Verhandlung zugänglich gemacht werden. Will man, wie der neue Entwurf zur Strafprozeßordnung, so weit nicht gehen, dann wäre eines unter allen Umständen zu fordern: daß die Akten nicht nach der Verhandlung mit ins Beratungszimmer wandern. Denn das führt dazu, bei der Beratung die Ergebnisse der Hauptverhandlung aus den Akten zu ergänzen, zu rekonstruieren und zu trüben. Statt dessen sollte der Gang der Hauptverhandlung, namentlich die Zeugenaussagen, deren Inhalt heute überhaupt nicht in das Sitzungsprotokoll aufgenommen wird, wörtlich stenographiert und dieses Stenogramm zur Grundlage der Beratung genommen werden. (Aber das wäre wohl doch zu neuzeitig und deshalb „untunlich".) Käme dazu die völlige, insbesondere auch die „räumliche" Trennung der Staatsanwaltschaft von den Gerichten innerhalb wie außerhalb der Hauptverhandlung, so wäre das Schlimmste abgewendet. Solche Aeußerlichkeiten sind viel wesentlicher, als man glaubt und die Behörden wahr haben wollen. Die Staatsanwaltschaft darf nicht, wie bei uns überall, im selben Gebäude untergebracht sein wie die Gerichte: das verführt zu einer zu nahen Fühlungnahme während des ganzen Ermittlungs- und Voruntersuchungsverfahrens. Die Staatsanwaltschaft gehört ihrem Wesen nach auch räumlich zusammen mit der Polizei, nicht mit dem Gericht. Sie darf auch nicht in der Hauptverhandlung am Richtertisch sitzen, sondern gehört vor den Richtertisch gegenüber der Verteidigung. Hie Anwalt des Staates — hie Anwalt des Angeklagten; darüber in der Mitte Justitia mit Wage und Augenbinde. Das sei das äußere Symbol einer innerlich objektiven, also guten Justiz!

(Fortsetzung folgt)

# Offiziersbücher von Ignaz Wrobel

‚Das Gesicht der Etappe' heißt das eine, von Victor Jungfer (Verlag von Fritz Würtz, Berlin-Riga-Leipzig). Es ist ein mattes und mildes Buch trotz aller Kritik, und es taugt auch nicht viel, und ich hätte es hier garnicht angezeigt, wenn ich nicht dartun wollte, daß selbst den sanften und braven Menschen ganz leise und langsam Zweifel gekommen sind, ob während des Krieges alles so in Ordnung gewesen ist, wie die Ludendorff-Literatur uns das glauben machen will. Dieses Buch zeugt von jener deutschen Objektivität, die die Mißstände geißelt, ohne doch das Ganze zu verwerfen. Aber sogar diese Augenblicksschilderungen ergeben, wenngleich sehr verwaschen, in ziemlicher Echtheit das Bild der deutschen östlichen Etappe:

Eine im Wachdienst und in Abkommandierungen faul herumlungernde Truppe, mit der die Vorgesetzten nichts Rechtes anzufangen wissen; daher Stiefelappelle, Exerzieren und kleiner, dummer Dienstbetrieb; gelangweilte und gegen den Abend hin halb betrunkene Leutnants, die nachts bei der jüdischen oder lettischen Prostitution schlafen; verdummendes und verdummtes Kasinoleben, in dem die oberflächlichsten Phrasen über das Vaterland mit alten Wirtinnenversen wechseln; in jedem Offiziercorps Einer, der den ganzen Kram nicht begreift, darüber nachdenkt und von seinen Kameraden nicht für voll genommen wird; schiebende Gefreite, schiebende Unteroffiziere und schiebende Feldwebel, von denen die Judenschaft der kleinen Orte mit Bewunderung noch etwas lernen kann; inspizierende Stabsoffiziere, die mehr Gehalt, mehr Rechte, mehr Vaterlandsliebe und mehr Alkohol in sich tragen als die gewöhnlichen Oberleutnants und Hauptleute; schiebende Offizierstellvertreter, schiebende Feldwebelleutnants und schiebende Flugzeugführer; Vaterländischer Unterricht; Suff, Stumpfsinn und Urlaubsfahrt; Schieber in Uniform, Kriecher in Uniform, Bureaukraten in Uniform, Schweine in Uniform; als Soldaten verkleidete Pfaffen, Bankiers, Schreiber, Aerzte und andre Menschenkinder; Wickelgamaschen, Gendarmeriebäuche, Propellersurren und Schnaps . . . Ueberschrift: Die Etappe.

Was der Verfasser aus Eignem dazu gegeben, ist etwas dünn. Er spricht beharrlich, wie es die Vorschrift erheischt, von den „Herren" — im Gegensatz zu den „Leuten". Er malt altmodisch Typen auf und gehört im großen Ganzen zu den Lauen. Aber schließlich ist gut, daß sowas überhaupt geschrieben wird.

*

Offiziersbücher . . . ‚Der Revolutionsoffizier' heißt das andre. Roman aus den ersten Tagen der Reichswehr von Martin Lampel (Verlag Es werde Licht zu Berlin). Als literarische Leistung gleich Null, als Kulturdokument interessant und wichtig.

Der Verfasser gehört zu jenen Leuten, die da glauben, der kulturelle Tiefstand des deutschen Offiziercorps sei auf kleine Schönheitsfehler zurückzuführen, die sich bei geeigneter Behandlung ausmerzen ließen. Er weiß und sieht nicht, wie in dieser Kaste Vorzüge und Fehler so untrennbar mit einander verwachsen sind, daß man nur bejahen oder ablehnen kann. Eine Teilkritik ist hier nicht möglich. Das auf der Titelseite ange-

zeigte Buch des Verfassers: ‚Luftabenteuerliche Geschichten vom Bombenflieger und andre Erzählungen' kenne ich nicht; wahrscheinlich ist er ein Mann, der den Krieg für legal und richtig hält und höchstens über die Modulationen des Tötens zu diskutieren geneigt ist. ‚Der Revolutionsoffizier' aber gibt ein derart katastrophales Bild des Reichswehr-Offiziercorps, daß man der Republik und Eberten zu dieser Garde nur gratulieren kann.

Das deutsche Offiziercorps hatte in den vier Kriegsjahren alles erfüllt gesehen, was man ihm als Ideal aufgestellt hatte. Solch eine Glanzzeit zu erleben, hatte sichs kaum je träumen lassen. Bestätigt war der Glaube an die eigne Ueberlegenheit über eine ganze Nation, der Glaube an die Standesvorrechte, an die Standesansichten, der Glaube an den Kastendünkel, an die Unfehlbarkeit des Dienstweges und an das widerliche Theater militärischer Verlogenheit, die unter dem Deckmantel des Regiements menschlichen und finanziellen Bedürfnissen mehr Spielraum lieh, als es ein geordnetes Zivilleben je tun konnte. Und so, genau so sind sie durch die Revolution gekommen, die kein Achselstück naß machte. So, genau so hat sie die Reichswehr übernommen, und so schildert sie der Verfasser. Und schildert sie da am eindringlichsten und wahrhaftigsten, wo er selbst „nichts dabei findet", an den Stellen, wo er naiv der Meinung ist, das müsse so sein und alles sei in Ordnung. (Wie ja für den Wert und die Lebensanschauung eines Schriftstellers immer nur das für ihn Selbstverständliche bezeichnend ist.)

Das Buch schildert vor allem das Leben in den Freiwilligen-Formationen, und man kann hiernach ungefähr ermessen, welchen Gaurisankar an Korruption, Dummheit, Unehrlichkeit, Roheit und Niedrigkeit wir da haben bezahlen müssen. Ich möchte nicht wissen, unter welch düstern Posten die Etats für diese Mörderbanden figurieren . . .

Vor allem bezeichnend ist die kindliche Auffassung der Offiziere von ihrer Existenznotwendigkeit. Jede Spitzelnachricht ist willkommen; man fragt sich nur immer, was diese Leute eigentlich machen, wenn das eigne Volk einmal, Gott behüte, ruhig ist. „Der Wagen müßte unbedingt kampffertig werden, morgen oder übermorgen wären Revolten zu erwarten." Woher weißt Du? Frags Pferd. Alles ist hübsch eingeteilt: die eignen Soldaten sind brav und zuverlässig, Spartacisten sind „Bollwerks-Brüder aus der nahen Hafenstadt. Die sind gefährlich, machen gehässige Mienen. Aber bei der schwatzenden, vergnügten Schar, die um ihre Leutnants herumwimmelt, sehen sie kein geeignetes Feld für ihre Propaganda der Unzufriedenheit". Lieber Herr, die Welt besteht nicht nur aus Propagandazentralen, wie Ihr eine seid! Und es ist lustig und traurig zugleich, wie diese albernen Kompetenzstreitigkeiten aus dem Kriege, wer selbständig ist und wer nicht, brav von euch mit herübergenommen wurden. Direkt unterstellt sein — das ist euer größter Stolz: „denn die Besatzung war jetzt nach ihrem Zusammentritt eine vollkommen in sich abgeschlossene Formation, da biß keine Maus einen Faden davon ab". Und wie erinnert mich der Schwindel mit den Dienstreisen an meinen guten alten Krieg! Und wie erinnert überhaupt der ganze Ton, der durch das Buch

geht, an die niedrigste Zeit niedrigster Menschen! „Schmidt ist mein tüchtigster Kommandant aus den Straßenkämpfen in Berlin her." Seiner. So viele Kommandanten, Chefs und Vorgesetzte gibt es überhaupt garnicht, und beide Angestellte spielen Landsknecht — der Leutnant sagt: „Mein Unteroffizier", und der Unteroffizier sagt: „Mein Leutnant". Und die grauenhafte Mischung von Roheit und Leierkastensentimentalität, die schon Richard Dehmel im Kriege so unangenehm aufgefallen ist, offenbart sich auch hier. „Das schwermütige alte Lied, die Bengels singen es immer wieder. Mit einer wahren Hingabe und einem toternsten Ausdruck im Gesicht. Und bei dem ständigen Refrain ‚Denn ich bin ja ein Mädchen fürs Geld', da ists fast, als kugelten ihnen die dicken Tränen aus den großen Kinderaugen . . ." Muß ich da noch hinzufügen, daß der Leutnant auf dem Panzerautomobil mit der schwarz-weißen Totenkopfflagge die Abendkühle, die singenden Jungens, die glitzernden Waffen und die weißen Unterröckchen der Mädchen in seine dürstende Künstlersehnsucht trinkt? Er tuts. Und wenn das alles vorbei ist: das Mädchen fürs Geld und die Totenkopfflagge und die Künstlersehnsucht, dann unterhalten sie sich im Kasino über die Zukunft, die neuen Lebensstellungen und das ††† Zivilistwerden. . . . „Ja, wenn aber Noske jetzt weg geht?" „Himmelherrgottsdonnerwetter — dafür sind wir doch da, daß wir den Mann am Ruder halten; wir kämpfen doch damit für unser eigenstes Interesse, denn so lange, wir seine Soldaten sind, haben wir Brot!"

Und mit diesem Bekenntnis einer schonen Seele für den Oberpräsidenten von Hannover mit den roten Fingern wollen wir von den beiden Offiziersbüchern Abschied nehmen.

## Marie Laurencin von René Schickele

Dies ist das Vorwort zu einer Mappe mit Zeichnungen von Marie Laurencin und Gedichten von Adolf von Hatzfeld, die Flechtheim in Düsseldorf verlegt.

Viel hat mir von Adolf von Hatzfeld der Prinz von Theben erzählt, der sich unter dem Pseudonym Else Lasker-Schüler katastrophal durch die endlos große Zeit bewegt, die gottverdammte.

Ich kenne manche Beichte von ihm, Prosa und Gedicht.

Ich schreibe ungern über Dichter. Zu leicht schaltet die eigne Phantasie und waltet mit Dingen, die einmalig sind und deshalb schwer zu umschreiben.

Von den bildenden Künsten verstehe ich nur so viel, wie sie mein eignes Mühen und Gelingen widerspiegeln und meine besondere Lust an der Erde. Dies ist bei den Werken der Marie Laurencin nicht der Fall. Sie selbst?

Eines Abends, erinnere ich mich, in Zürich, da lehnte sie, inmitten gedrängter, gehäufter Menschen, erhöht, ich weiß nicht wodurch, irgendwie gipfelhaft, wiewohl ein bunter Brunnenschacht in Männergrau, alpenwärts, von Rauchschwaden umzogen, in einer Atmosphäre, wie einer lasziven Diana. Und war doch nur zu Besuch in der Walliser Weinstube am Limmatquai,

wo der Bildhauer Haller die urwüchsigsten unter den züricher Künstlern um sich zu sammeln pflegt, damit sie seine beiden Hunde Romus und Remulus anstaunen. Die Köter sind in der Entwicklung vom Wurm zum Hund zwei Zentimeter über dem Erdboden stehngeblieben. Man kann sich nicht satt sehn an ihnen, so häßlich sind sie. Sie gelten für ein ebenso altes, nur durch allerlei Besonderheiten viel vornehmeres Geschlecht als die Douglas, Dohna und Mortamare. Ueberdies sind sie das Vermächtnis von Paul Cassirer an die junge schweizer Kunst. Er gab sie Hallern in Obhut, als er gewaltigen Schrittes vom Berner Hochland zum größern, wenn auch flachen Horizont der Norddeutschen Tiefebene niederstieg. Marie Laurencin bewunderte die Köter maßlos. Dies machte sie noch geheimnisvoller.

Mehr hatte ich über jeden einzelnen der beiden Künstler kaum zu sagen.

Jedoch, sie haben sich zusammengetan, um ein Beispiel zu geben. Der Fall ist bemerkenswert. In der nationalen Buchführung wird Marie Laurencin als Französin geführt, Adolf von Hatzfeld als Deutscher.

Hatzfeld war im Kriege und ist schwer verwundet worden. Die Laurencin auch. Sie hat, weil mit einem Deutschen verheiratet, ihre Heimat verloren, ohne daß es ihr deshalb gelungen wäre, von dem, was deutsch heißt, auch nur den ersten Buchstaben zu erlernen.

Die Malerin versteht von den Versen des Dichters keine Silbe. Der Dichter ist blind. Mich ergreift diese unbedingte Bereitwilligkeit zur Kameradschaft bei geprüften Menschen, die zwei einander fremden und noch immer blutig verfeindeten Rassen angehören, und die nichts andres zusammengeführt hat, als der Wille zum Bekenntnis. Dadurch wird die Angelegenheit, die in jedem Fall vorbildlich gewesen wäre, eine prinzipielle.

Man hat zusammenzustehn, unbedingt, und wäre es nur, weil Idioten und Beutelschneider einen trennen wollen.

Man hat zusammenzustehn, weil man, selbst blind und taub, tiefer zu einander gehört als zu den Horden von Landsleuten, die Gesicht und Gehör nur besitzen, um im Stande dieser Gnade zu lügen, zu stehlen und — größte Stunde ihres Lebens — in Massen zu morden.

Man hat zusammenzustehn, weil man in sich die Möglichkeit liebt, mehr zu sein als ein Zentaur, und eine Gemeinschaft von musischen Menschen achtet in sich, die Leichter-als-die-Erde, die Unbekümmerten, die neidlos Suchenden nach allem, was blitzt, rinnt, summt und anziehend gefärbt ist und hold geformt selbst im Ungeheuren und anhaltend gedacht, weit und steil, die Liebhaber der hohen langen Wolkenzüge über dem kreisenden Affenparkett:

Jene fast immer beschattete, oft ganz verfinsterte, aber nie unsichtbare Kirche, nach der man vergeblich schießt, die keine höllische Kavallerie niederreitet. Man hat zusammenzustehn.

Zumal heute!

Zumal heute, denn die Andern sind allemal des Teufels. Der Geist von 1914 hat sie noch am Kragen. Sie treten aus nach vorn und hinten, kratzen um sich, schnappen, wie nach Fliegen

die Hunde, nach jedem Luftzug, und ihre Brust ist geschwellt von unklaren, widersprechenden, aber gewaltigen Gefühlen.

Zwar liegen sie Alle an der Kette, an einer kurzen die Einen, die Andern an einer langen. Aber sie wollen es nicht wahr haben. Sie glauben es nicht, sie sehen es noch minder. Rasend fahren sie an ihrer Kette im Kreis herum, als mäße sie die Erde, in verzweifelten Luftsprüngen durch die Luft, als gings zu den Sternen; daß sie dabei immer wieder auf die Nase zurückfallen, steigert nur ihren Grimm.. Der Geist von 1914 hat sie, der Gottseibeiuns, auch der Leibhaftige genannt. Nie ward vordem bei Mensch und Tier eine derartige Tollwut gesehn.

Vor sechs Jahren verkündeten Oberkellner im diplomatischen Dienst — in einer Sprache, die zum Hohn auch noch die Sprache Voltaires war! —, daß bestimmte Völker von einer bestimmten Stunde eines bestimmten Tages an Feinde seien und einander „mit Gott" aufzufressen hätten. Fortan solle als einzige Verkehrsform zwischen ihnen gelten die der Erpressung und des Mordes. Wer dem nicht mit Herz und Hirn und tausend Armen sich hingebe, sei ein Verräter, ein Lump, ein Hallunke, ein Elender und der heiligen Dreieinigkeit, im tiefen Urwald, ebenso verhaßt wie seinen Mitwölfen, die ihre Zähne fröhlich in der Sonne spielen ließen. Welcher Sterbliche hätte sich vermessen sollen, keine Gewalt zu tun und weiterhin im Wasser zu baden, wo der ganze Himmel, geschlossener als je der Olymp, dem militärischen Marschbefehl in die rote Heldenschwemme gefolgt war und dort mit gefälltem Kreuz Bajonettangriffe ausführte, die Orgel spielen ließ zum Massaker und die armen Teufel regimenterweise nach dem Jenseits verfrachtete?

So war die Wirklichkeit, die Wirklichkeit von Schritt und Stand, von Schlafen und Wachsein, die Wirklichkeit von Millionen Menschen, über Millionen Quadratkilometer hin. Schamlos hurte die Gewalt sich in jedes Gebein und zerbrach, was widerstand. Millionen Christenmenschen ließen sich, wie vom Dresseur überanstrengte Affen, auf ihre Vorderbeine fallen, aufbrüllend im Glück der wiedergefundenen vierfachen Berührung mit dem Jagdgrund der Erde.

Es erwies sich, daß die Zeitgenossen alle Menschenfresser und Irrsinnige waren. Denn statt die langschwänzigen Kavaliere, als sie mit Hurra auf Raub loszogen, in einer Anstalt zu verwahren, ließen sie ihre Heiligsprechung geschehn und hingen sich, zur Fahrt nach Walhall, an ihren Schwanz.

Damals, als es für uns kein andres Stelldichein gab, als wo die so unschuldigen Wölfe einander Gute Nacht sagten, mußten wir zusammenstehn, um nicht den letzten Glauben an die Gattung zu verlieren. Es genügte nicht, daß man seine Gurgel in Sicherheit brachte. Man mußte auf der Hut sein, daß man sich nicht aufhängte. Dafür brauchte man Kameraden.

Heute hat man zusammenzustehn, weil es gilt, im Gebell und in den herumfliegenden Schaumflocken des Ressentiments eine Jungwelt zu bauen, mit leisen Händen, umsichtig und doch hingegeben, wie Kinder bauen. Nicht für den Ruhm und nicht für den Gewinn. Für die eigne Erhaltung und Besserung. Für die Kinder sodann, die in der Zeichnung, im Farbton, im Klang und im Rhythmus ungeboren leben. Denn gewiß ist der Sinn

der Kunst, wenn anders Kunst einen Sinn hat: Menschen zu schaffen nach ihrem Ebenbild, ein Geschlecht das ihr gleich sei.
Als wir, mit Marie Laurencin, die Walliser Weinstube verließen, zitterte die Limmat um die Lichtpfähle, die in den Abgrund die Laternen bohrten, zitterten die Sterne, fiel von den Türmen der Glockenschlag, ein ausgeworfenes Lot, in die treibende Stunde.
Noch immer ist Krieg.

Als die Volkspartei im vorigen Jahr gesiegt hatte, wurde die Demokratie dem Grundsatze nach anerkannt; die besiegten Herren erklärten: „Wir lassen diese Menschen frei und auf der breitesten demokratischen Grundlage sollen sie sich selbst den neuen Staat aufbauen." Das Volk ist frei, es gibt sich selbst seine Verfassung, das war die einzig richtige Friedensbedingung mit dem geschlagenen Despotismus. Sie ist nicht erfüllt worden. Warum nicht? Weil die Volkspartei es versäumte, den Bedientenstaat aufzuheben, an dessen Stelle der Volksstaat gegründet werden sollte.

Die alten Staatsdiener kennen keinen andern Staat als die Herrschaft der vereinigten Bedienten des Grundherrn über die Sklaven und Arbeiter auf seinem Besitztum. Nie werden sie den Gedanken fassen, das Besitztum gehöre dem ganzen Volke, das Volk sei Herr und souverän und alle Beamte nur Geschäftsführer einer Gesellschaft gleicher Genossen. Diese unumstößliche Wahrheit finden sie verrückt. Es war daher nach der gelungenen Revolution unumgänglich notwendig, die alten Staatsdiener in Zivil und Militär sämtlich aus ihren Stellen zu entfernen, auch die reaktionären Prediger und Schullehrer und das neue Gemeinwesen vollständig in die Hände Derer zu legen, die ehrlich der Revolution und ihren Ideen angehörten, Polizei und Verwaltung den Gemeinden zu übertragen, in allen Gemeinden unter Leitung demokratischer Wahlkommissarien neue Wahlen der Vertr^ter vorzunehmen, die Gemeinden durch Ausschüsse der Vertreter zunächst unentgeltlich verwalten zu lassen und nur die Schreiber, Rendanten undsoweiter zu besolden, die ganze Armee aber sofort zur Landwehr zu erheben und die Schulbataillone mit der Schule und den Gemeinden zu verbinden, sodaß die Nation bewaffnet, aber das stehende Heer aufgehoben war.

Dies ist nicht geschehen. Es gab noch nie (auch nach dem März nicht) eine bewußte und herrschende Demokratie in Deutschland. Die Revolution wurde im Namen eines Prinzips gemacht, wofür im Anfange die Sieger weder Staatsmänner noch Staatsformen zu finden wußten. Und als später von der preußischen Nationalversammlung durch gesetzgeberische Reformen die organisierte Bedientengesellschaft des alten Staates ihrem freundlichen Untergange entgegengeführt wurde, da widersetzte sie sich und wagte mit dem dienenden stehenden Heer einen konterrevolutionären Gewaltstreich. Das in Dienst stehende Heer ist der organisierte besitzlose Adel. Er ist ohne politische Bedeutung, eine bewaffnete Dienerschar, welche von dem Kommando und der Dressur der bewaffneten Massen, die in diesen Organismus einströmen und sich aus ihm wieder zurückziehen, seinem Lebensunterhalt gewinnt. Wird der Volksstaat durchgesetzt, so ist diese ganze Versorgungsanstalt des Junkertums zerstört. Sie haben die Konterrevolution für ihre und die Existenz ihrer unbewaffneten Amtsbrüder gemacht.

Der Friede „auf der breitesten demokratischen Grundlage" wurde dadurch vereitelt, der Bedientenstaat noch auf einige Zeit gerettet und das Volk gehindert, sich zur demokratischen Selbstregierung zu konstituieren.

Arnold Ruge (1849)

# Busoni der Komponist von Gisella Selden-Goth

Der vielverlästerte ‚Anbruch' hat nach zäher Ueberwindung großer materieller und moralischer Widerstände Berlin einen Busoni-Monat geschenkt. In einem Zyklus von drei Orchester-Abenden bot er einen Ueberblick über den Hauptteil von des Musikers Lebenswerk und versuchte auch, es durch literarische und mündliche Propaganda dem Verständnis des Publikums näher zu bringen. Es soll dieser Vereinigung unvergessen bleiben, daß sie, als einziger in Betracht kommender Faktor des berliner Musiklebens, das Wagnis unternahm, ihn, von dessen Campanella-Spiel die Leute nie genug kriegen können, als Nur-Schaffenden hinzustellen und sich für seine Bedeutung einzusetzen. Sie erkannte, daß es an der Zeit sei, den heimgekehrten, heimberufenen Künstler nicht allein als Virtuosen zu ehren. Dafür dankte ihr die B. Z., indem sie ihr den „Tummelplatz für Beziehungen, Geschäftsinteressen und Verrücktheiten" an den Kopf warf. Man rege sich nicht darüber auf — so ist das Leben.

Die Tragik in Busonis doppelseitiger Künstlerlaufbahn empfand ich diesmal besonders deutlich. Sie lastet vielleicht noch schwerer auf ihm, als sie auf Liszt gelastet; denn er ist der reflektivere, bewußtere Mensch, der größere Denker und Grübler von den Beiden. Tiefer als die Kränkung des Nicht-Begriffenwerdens in dem, was er für sein Wertvollstes hält, nagt an ihm das Gefühl vom Schwinden der kostbaren, nie wiederkehrenden Zeit, von der Vergeudung tausend unersetzlicher Stunden seiner Existenz am Klavier. Wohl mag ihn manchmal, in günstigen Momenten, auch an der Tastatur, ein diabolisches Machtgefühl überkommen, mag das Bewußtsein, zur Atemlosigkeit gespannte Menschenmassen in einen Nervenrausch hineinzuhypnotisieren, ihn sekundenweise wie ein beglückender Schlag durchzucken. Aber diese Sekunden werden teuer bezahlt. Sie lenken ab von der eigentlichen Mission, die Busoni in sich fühlt. Diese Mission ist: sich selbst zu entfalten bis zur letzten Möglichkeit all des vielgestaltigen, geistigen, schöpferischen Reichtums, die eine Gottheit, bestrebt, Wunder zu tun, in dieses außerordentliche Individuum legte. Und musikalische Mission ist ihm, der sich an einem der Wende- und Klärungspunkte der Musikgeschichte stehen sieht, der Schritt, der hinlenkt zur ‚Neuen Klassizität', wie er sie selbst definiert: „Die Meisterung, die Sichtung und Ausbeutung aller Errungenschaften vorausgegangener Experimente: ihre Hineintragung in feste und schöne Formen."

Hier stocke ich. Wer glaubt mir, daß Ferruccio Busoni der Auserwählte unsrer musikalischen Zeit, daß er die größte künstlerische Erscheinung dieser Zeit überhaupt ist? So Viele, die zu ehrlich sind, um den Ausübenden gegen den Schaffenden auszuspielen, zu feinfühlig, um nicht das Ungewöhnliche zu erkennen, das ihnen hier entgegentritt, stehen ratlos dieser einfachen, klaren, an den Versuchen des letzten Jahrzehntes gemessen beinahe primitiven und doch so unendlich fremden Musik gegenüber. Das Verständnis der Mitwelt versagt, wo es nichts einzuordnen gibt. Busonis Musik ist noch nirgends einzureihen. Sie schöpft aus allen Quellen der Vergangenheit und verwertet

Möglichkeiten der  Zukunft. Sie wechselt proteusgleich ihr Aeußeres bei jeder neuen Gestaltwerdung; sie wiederholt sich nie, die Zahl ihrer Gesichte ist unendlich, ihre Farben schillern vom hellsten Goldglanz bis ins graueste Dunkel, ihre Stimmungsskala durchläuft alles Menschliche. Sie lächelt mit Mozartscher Kindlichkeit aus der ‚Lustspiel-Ouverture', saugt die geschwungene Linie des frühen Beethoven in die Konturen des Violin-Konzerts auf, schwelt in den exotisch-sinnlichen Gluten der Turandot-Musik, tollt als Arlecchino durch das jauchzende Orchester. Mit spielerischer Flötenvirtuosität wirft sie Silberstiftzeichnungen auf blaßblauen Hintergrund, türmt das Klavier-Konzert zu fünfteiliger Pyramide und singt in der zitternden Vision der ‚Berceuse' die tote Mutter in Schlaf. Sie bekennt sich in jubelnden Walzer-Rhythmen zur Freude am Dasein und spannt mystische Bogen einer unirdischen Geigenmelodie über den sterbenden Faust, dessen Blick forschend im Kommenden versinkt.

Wer glaubt es mir? Ewig war es so, immer wird es so sein: die Zeit ist ihrem Genie nie gewachsen. Namentlich die Zunft nie. Erst rückblickend erkennt sie, woran sie befremdet, gleichgültig, mißgünstig vorbeigegangen. Bach galt seinen Zeitgenossen als „vortrefflicher Organist und Komponist einiger gediegener Stücke". Und aus einem Brief Theodor Körners erfahren wir, daß „Alle" von ihm Textbücher verlangten: Weigl, Spohr, Beethoven, Skrowronnek . . .

Aber das Genie stand auch niemals allein. Immer waren die Wenigen da, denen Instinkt, Nerv, Intuition sagten, worum es sich handelte. Sie begriffen, weil eine geheime Stimme in ihnen von dem Wunder sprach, das sich vor ihnen vollzog. Aus Erkenntnis, aus Empörung, aus Widerspruch, aus Liebe wurde ihre Verehrung zum Kultus. Der die Andern reizt, aber schließlich Recht behält. Auch um Busoni sind diese Wenigen. Sie wissen, und sind glücklich, es zu wissen, daß hier ein Ganz-Großer neben ihnen durch die Zeit geht. Weil sie ihn erkannt haben, weil ihre Lebenswege eine Weile neben dem seinigen herlaufen, ihn berühren, ihn kreuzen, sehen sie den Schein, der auf seinen Spuren leuchtet.

Ich gehöre zu ihnen und kann darum Busonis Werk kaum kritisch sondieren. Es wird mir ja schon schwer, zu beurteilen, wie diese musikalischen Gedanken auf Jene wirken, denen sie nicht durch Zeit und Studium lieb und vertraut geworden, die nicht mit ihnen erwachen und zur Ruhe gehen, nicht an jeden menschliche, persönliche Ideenassoziationen knüpfen können. Auch mir steht nicht Alles, was wir an diesen drei Abenden gehört, gleich nahe, und Manches erscheint mir noch als tastendes Suchen, das sein Ziel nur auf unverhältnismäßig weiten, mir dem Sinne nach noch nicht erkennbar gewordenen Umwegen erreicht. Aber Eines schiene mir doch unbedingt geboten: das Reifende in Busoni zu ehren, durch Fernhaltung von Allem, was dessen Vollendung hemmen oder stören könnte. Wie man der werdenden Mutter den Stein aus dem Weg räumt.

Wir müssen das tun, wenn wir ihn nicht wieder verlieren wollen

# Kritikers Streik und Arbeit

Ein Streik hatte gefehlt: der Theaterkritiker. Es wurde ein Teilstreik; und das zwiefach. Nicht alle streikten, sondern nur die berliner. Und wen bestreikten sie? Ihre Verleger? Die ihnen zu wenig zahlen, wie mir täglich geklagt wird? Die nicht die Nachtkritik beseitigen, trotzdem sie heute eine noch größere Schinderei ist als früher? Solch ein Streik wäre riskant, also achtunggebietend gewesen. Aber wen bestreikte man? Die Theater. Nicht alle berliner, sondern nur die drei Häuser der Firma Hollaender. Und warum? In dem Programmheft, das Herr Heinz Herald verantwortet, war zu lesen gewesen: „Dies Publikum hat ein Recht darauf, mit Gründen zu vernehmen, daß es recht hat, wenn es die Zeitungen zerreißt und in das Große Schauspielhaus geht — mit Gründen zu vernehmen, daß es reifer und weiser, mutiger und freier ist als die Kritiker, die es beraten wollen.” Mit Gründen zu vernehmen? Rudolf Borchardts Gründe für den Zirkus klangen nicht überzeugender als die Gründe jedes Reporters gegen ein Unternehmen, dessen Fluch es ist, die Besucher so zuzurichten, daß selbst die stärksten Schriftsteller unter ihnen blind und taub werden. Ich lachte über die Diatribe und über die Entwicklung des Esoterikers, der einst das profanum vulgus grimmig gehaßt hatte und mit einem Mal den Modesturm der Masse auf das massigste Vergnügungsetablissement der City als aesthetisches Argument, als Vollziehung eines Gottesgerichtsspruchs ehrte. Ich lachte. Aber gesetzt, daß ich nicht gelacht hätte? „Ich hab ein-Schwert!” jauchzt oder droht der deutscheste Dichter. Das hatte ich gepackt und die Herren Borchardt, Hollaender, Herald nach Noten verwalkt. Und eben dies hatte der Verband der Berliner Theaterkritiker ungriesgrämig seinen Mitgliedern aufgeben sollen. Was mit der Feder geschieht, werde mit der Feder vergolten. Wer für sich die Erlaubnis zu schrankenloser Meinungsäußerung beansprucht, gewähre sie auch. Ich habe hundertmal geschrieben, wie bedrückend unritterlich mir das Handwerk erscheint, die — meistens doch unfreundliche — Wahrheit über einen Menschen zu sagen, der nicht den Mut oder nicht die Fähigkeit hat, seine Wahrheit über uns Kritiker zu sagen, und welche Erleichterung mir Jeder verschafft, der kräftig zurückschimpft. Hollaender tut das seit jeher und läßt es tun. Davon wird seine Leistung nicht besser und meine nicht schlechter. Als vor Jahren in den Reklameblättern des Deutschen Theaters — nicht drei harmlose Zeilen gegen die berliner Kritik im allgemeinen, sondern drei klotzige Seiten gegen mich im besondern gestanden hatten: da lachte ich, erwies weder Schreiber noch Redakteur noch Direktor die Ehre, mich beleidigt zu fühlen, würdigte keinen einer Antwort auf Schmähungen, deren halbwegs aufgeweckter Leser ja sehen mußte, daß sie die Antwort armer Pinscher auf meine sachlich ablehnenden, sachlich nicht zu widerlegenden Kritiken darstellten, und hatte zuallerletzt daran gedacht, durch Unterbrechung meiner Arbeit den Unkünstlern Freude und Nutzen zu bereiten. Der

Verband der Berliner Theaterkritiker, aus dem ich vor einem Lustrum ausgeschieden bin, weil mir seine Ungesiebtheit nicht paßte, wacht eifersüchtiger über sein Prestige als über den Stand der berliner Theaterkultur. Denn daß diese von dem Streik Schaden haben würde: das hätte den Musageten der Reichshauptstadt bei dem niedrigsten Grad von Selbstdurchdrungenheit immerhin klar sein können. Worauf lauern alle berliner Theater (Staatstheater und Volksbühnen ausgenommen)? Auf den schicklichen Anlaß, die einträglichen Methoden der beiden Bindelbands auszuprobieren. Am fünften Tage des Streiks schrie ein Litfaßsäulenplakat den Einwohnern zu, daß die letzte Premiere der Kammerspiele einen Riesenerfolg gehabt, und daß keine Zeitung die Berechtigung des Beifalls angezweifelt habe. So wars stets gewesen. Die Theater hätten sich Aerger erspart und die Einnahmen aus den Premierenplätzen der Kritiker auf das Propagandakonto gebucht. Die lobgewöhnten Schauspieler wären langsam grün und gelb, die tadelgewöhnten rosig geworden. Auf die Art hätte man hingelebt bis zu der ersten Uraufführung, deren Autor eher sein Stück zurückgezogen als für die Provinzbühnen auf die berliner Kritiken verzichtet hätte. Der Abbruch des Streiks war also einzig eine Frage der Zeit. Da hat man lieber schnell einen Kompromiß geschlossen. Welche der beiden Parteien kleiner beigegeben hat, weiß ich nicht. Ich wünschte, daß schlimmstenfalls die eine dem Mönch, die andre dem Rabbi gliche. Aber so wenig Spaß mir macht, daß das Ansehen meiner Innung Eintrag erleidet: ich bin diesmal außerstande, auf der Seite der Theaterleute irgendeine Schuld zu erkennen.

*

Ueberhaupt: nichts darf uns vergessen machen, wo der wahre Feind steht. Politisch steht er rechts, und die Linke, die sich immer noch mehr zersplittert, statt mindestens für die Preußenwahlen eine Einheitsfront gegen ihn zu bilden, die verdiente beinahe, daß er über sie käme. Der künstlerische Feind heißt: Gebrüder Rotter & Cie., und gegen den sollten wir als schlichte Bundesgenossen so lange wie möglich mit allen den Theatern zusammenhalten, die ihm bis jetzt nicht erlegen sind. Erlegen ist ihm das Kleine Theater. Neben der Kasse, die symbolisch den Standort gewechselt hat, von versteckter Stelle protzig In die Mitte gerückt ist und so prunkvoll dreinschaut, wie ihr bei dem Premierenpreise von einhundertfünfzig Mark für den Parkettplatz geziemt — da empfängt dich der Herr Direktor Altman und erwidert auf deine wuterfüllte Frage, weshalb er denn seine Seele verhökert habe, mit der ergreifendsten Unschuldsmiene: weil ihm dadurch vergönnt werde, Hauptmann, Barlach, Rolland und andre richtige Dichter zu spielen. Dies Kind, kein Engel ist so rein. Holt sich mit Absicht einen lebensgefährlichen Aussatz, um jeden Monat ein Mal von einer weißgekleideten Schwester über die Stirn gestrichen zu kriegen. Nun, die eitrigen Schwären könnten mit der Zeit einen Mißduft verbreiten, daß sich die Tapferkeit selber nicht mehr in ihre Nähe wagte.

Ein Streik ohne Risiko ist unimposant, wie ein Streik der persönlich gekränkten Leberwürste; aber jetzt wird es bald so weit sein, daß die Sache es ist, die einen will Zu erwägen wäre, ob die Auszeichnung kritischer Vivisektion einem Autor gebührt, den künftig gelüstet, mit ‚Casanovas Sohn' eine Luft zu atmen. Die Stätte, die Rudolf Lothar betrat, ist quarantänereif. Seine klebrige Talentlosigkeit — Dame: „Ich bin ein Eiszapfen"; Herr: „Sie werden schmelzen!" — war niemals einem Konkurrenten erreichbar. Sein Schiebertum hat faustdicke Patina, hat die historische Ehrwürdigkeit jener Vorläufer-, jener Johannes-Naturen, denen die muntere Depotunterschlagung zwar zur Flucht ins Ausland, aber nicht zum Wohlstand verholfen hat. Der wird sich jetzt einstellen. Man nehme eine vierundzwanzigjährige Frau, die zu einem vierundfünfzigjährigen Schwerenöter schämig spricht: „Ich werde Sie heute nacht erwarten!"; man nehme den Schwerenöter, der den Schlüssel zu diesem Heiligtum seinen Sohn überreicht; man nehme den Sohn, der die Huldin inniglich liebt und ruhig als sein eigner Vater bei ihr übernachtet; man nehme dies edle Kleeblatt, das sich am Lendemain vergnügt aus der schmutzigen Patsche zieht und fürder als Gatte, Gattin und Schwiegervater, aber vielleicht nicht bloß Schwiegervater gruppiert sein wird — das alles mit seinen eingeweihten Kammerdienern und abzufindenden Ehemännern, mit seinen Bonmots aus den Gründerjahren, mit seinen Zwei- und Eindeutigkeiten, die nicht einmal saftig, sondern nur albern sind, nehme man es: und dann mißtraue man meiner Vermutung, daß kein Gorilla davor sitzen könnte, ohne für seine Menschenhalbbrüder zu erröten, daß sie dazu zu abgebrüht sind. Sie schmatzen hörbar vor Glück, glänzen übers ganze Gesicht, wiehern, brüllen und quietschen und äußern Unmut über die Flucht des einen Gastes, der lange vor Schluß den Drang spürt, sich den Schlamm dieses Abends in einem heißen Bad vom Leibe zu waschen.

*

Da ist man schon dankbar, auf dem Wege nach Treptow in der reinlichen Zelle zu weilen, wo ein Literat sich Welt und Menschen zurechtlegt und einteilt, um eine These zu beweisen. Wie sein ältester Vorgänger unter den Feuilletonisten: Heinrich Heine glaubt er daran, daß deutsches und französisches Wesen auf einander angewiesen und zur Ergänzung bestimmt sind, und läßt zwei Jahrhundertrepräsentanten den Versuch machen, über alle Hindernisse hinweg zu einander zu gelangen. Der geniale Immoralist Beaumarchais und der reformfreudige Moralist Sonnenfels; der Springer und der Linienzieher; der wogende Nihilist und der strenge Ideologe; der Dichter und der Gelehrte; der Epikuräer und der Asket; der europäisch weitsichtige Thronminierer und der zuverlässige Hofbeamte; der Gauner und der Ehrenmann; der Gesetzestafelzertrümmerer und der Aufklärer: kein Zweifel, daß manche von diesen Gegensätzen sich anziehen werden, und daß über den Einzelfall hinaus ihre Versöhnung, regierte Vernunft, durchaus möglich und für die gequälten Völker heilsam wäre — wenn nur nicht die Gegen-

sätze im deutschen Charakter von jeher unüberbrückbar gewesen wären. Ein großes Thema für einen Dichter. Hier ist leider keiner am Werke. Jeder der beiden Männer bekommt seine Eigenschaften zugemessen und die szenische Gelegenheit, sie zu zeigen. Erst schwäbisches, dann wienerisches Milieu und geschichtlicher Hintergrund werden hingepinselt, wie das so Brauch ist. Vorspiel und erster Akt, geschickt gebaut, sind vorbei, und jetzt hätte es loszugehen. Aber garnichts geht los. Nichts wächst, nichts entfaltet, nichts durchdringt sich. Geredet wird. „Skepsis, Freude, Tat” werden proklamiert, statt daß skeptisch freudige Täter grundverschiedener Rasse des Bluts und des Geistes um einander herum und auf uns zu wandelten. Da hätten vollblutige Schauspieler helfen können. Das Neue Volkstheater gab ehrlich nichts weiter als ‚Beaumarchais und Sonnenfels’ von He in rich Eduard Jacob.

*

Nach den Dumas-Stück ohne Effekte und ohne Liebe ein Duma-Stück ohne Politik und mit sehr viel Liebe. Ein Abgeordneter hat aus Eifersucht auf seine unschuldige Frau geschossen und dabei ihre Seele getötet. Der lebengebliebene Körper bricht nun tatsächlich die Ehe. Aber der Mann, den der bloße Verdacht zur Raserei brachte, trägt die Wirklichkeit mit der überschwänglichen Resignation des russischen Menschen: er sieht die Frau von Hand zu Hand gleiten, und wenn sie Gift genommen haben wird, dann wird er echtere Tränen um sie weinen, als der Dichter dieser ‚Jekaterina Iwanowna’ uns Nichtrussen entwunden hat. Denn in diesem Drama des Leonid Andrejew ist es sein Russentum, das für ihn dichtet und denkt Erführen wir hieraus zum ersten Mal von der fremden und fernen slawischen Seele: wir würden völkerpsychologische Reize für poetische nehmen und wahrscheinlich bewegt auf Schicksale schauen, die uns geformt erscheinen würden, ohne es doch zu sein. Nach Tolstois und Tschechows, ja selbst nach Andrejews frühern Werken wissen wir, daß eines Nationalcharakters Neigung, zu zerfließen, nicht unbedingt in Kunstwerken dargestellt werden muß, die als solche zerfließen. Die Schwermut, die über diesen vier Akten liegt, ist ethnographisch, wie über dem beliebigen Ausschnitt einer russischen Winterlandschaft, nicht spezifisch dramatisch. Wo ist die Entschädigung für den Mangel an Dichtigkeit, an persönlichen Zügen, an Abwechslung durch vier lange Akte? In den Rollen? Man vergleiche auch daraufhin den ursprünglichen ‚Lebenden Leichnam' mit diesem ebenso redlich wie matt und bänglich nachempfundenen. Was sollen uns nach der Fülle strotzenden Fleisches um unverwechselbar unterschiedene Herzen diese paar uninteressanten Schatten! Es will viel heißen, daß einem nicht einmal das Los der Höflich sonderlich an die Nieren geht. Nichts fehlt der herrlichen Schauspielerin zu einer erschütternden Gestalt, als daß der Autor sie nicht geliefert hat — das brauchte er kaum; nein, daß er sogar das Material, den Canevas in unzureichendem Maße geliefert hat. Ich bin kein Teutomane; am wenigsten in der Kunst. Aber hat nicht die deutsche Literatur von heute und gestern Theaterdichtungen dieses Grades genug?

# **Erdölpolitik** von Ricardus

Vor ein paar Wochen sprach ein gescheiter Engländer die Meinung aus, heutzutage kümmere sich in Großbritannien Niemand mehr viel um diplomatische Noten aus Amerika. Noten seien überhaupt dank der Massenproduktion der letzten Jahre im Bereich der internationalen Politik ähnlich im Werte gesunken wie die Rubelscheine auf den Geldmärkten. Aber es kamen doch noch Ausnahmen vor. Und eine solche bilde namentlich die Protestnote des amerikanischen Staatssekretärs gegen das französisch-britische Oelabkommen des vergangenen Sommers über Mesopotamien.

Die Aeußerung läßt die hohe Bedeutung des Erdöls für die Weltpolitik erkennen. Diese Bedeutung verdankt es in erster Linie der technischen Entwicklung: die hat ihm eine gewaltige Rolle zugeteilt neben der Kohle, die noch vor kurzem als Kraftquelle im Besitz einer unbestrittenen Vorherrschaft war. Sein Uebergewicht würde sich wohl mit noch stärkerer Beschleunigung geltend machen, wenn die Oelgewinnung in demselben Zeitmaß gesteigert werden könnte, wie es unter technischen Gesichtspunkten erwünscht wäre. Grade die relative Knappheit bei riesig anschwellendem Bedarf trägt dazu bei, die Geltung des Erdöls als Gegenstand politischer Strebungen und Eifersüchteleien der großen Mächte zu mehren.

Nach den Angaben der Geologischen Behörde der Vereinigten Staaten hat sich freilich die Gesamterzeugung der Welt von 384 Millionen Barrels im Jahre 1913 auf 515 Millionen Barrels im Jahre 1918, demnach in dem Kriegsjahrfünft um etwa 40 Prozent vermehrt. Aber was alles hat nicht auch dieses Jahrfünft an Neuerungen in der Verwendung des Erdöls und der von ihm herstammenden Erzeugnisse gebracht, die ja heute besonders aus der Sphäre des Verkehrs gar nicht mehr hinwegzudenken sind! Dem Kraftwagen- und Flugzeugbetrieb hat der Krieg nie geahnte Bahnen gewiesen. Und da man strategische Erwägungen leider immer noch nicht glaubt über Bord werfen zu können, so wirken vielleicht die von dieser Seite her kommenden Einflüsse ebenso kräftig auf die Petroleumpolitik der Mächte ein wie die Rücksichten auf den heilsamen volkswirtschaftlichen Fortschritt. Solche Rücksichten mögen auch den Umfang des Oelverbrauchs in der Seeschiffahrt (Unabhängigkeit der Kriegsschiffe von Kohlenstationen!) beschleunigen. In der englischen Kriegsflotte findet die Oelfeuerung bereits mannigfache Anwendung, ebenso bei der Mehrzahl der vom Shipping Board der Vereinigten Staaten erstellten Fahrzeuge. Handelt es sich in diesen Fällen nur um Ersatz der Kohlenfeuerung durch Oelfeuerung bei den Schiffsdampfkesseln, so zeigt doch auch die unmittelbare Benutzung des Oels als Betriebsmittel für die mit Oelmotoren ausgerüsteten Schiffe vielversprechende Ansätze, die selbstverständlich auch kulturell erfreulichen Zwecken zugute kommen. So lese ich, zum Beispiel, in einer Beschreibung des unlängst in Dänemark von Stapel gelassenen, für den Handelsverkehr zwischen Europa und dem fernen Osten bestimmten Motorschiffs ‚Afrika', daß es mit 8600 Bruttoregistertonnen das größte bis jetzt gebaute Schiff mit Motorantrieb sei. Seine Maschinenanlage besteht aus zwei sechszylindrigen Viertakt-Dieselmotoren, für die — und das ist natürlich einer der großartigsten Vorzüge der Motorschiffahrt — ein Oelvorrat für anderthalb Reisen um die Erde mitgeführt werden kann, während bei Kohlenfeuerung der Vor-

rat unterwegs oftmals wieder aufgefüllt werden muß. Der Einfluß des Erdöls auf maritimem Gebiet reicht bereits so weit, daß in England und den Vereinigten Staaten kaum noch ein Schiff mit Kohlenheizung auf Stapel gelegt wird und der Umbau der Kohlenfeuerungsanlagen auf Oelheizung für die ältern Schiffe immer mehr in Schwung kommt: das Erdöl ist auf dem Wege, der Betriebsstoff der Schiffahrt zu werden.

Wenn man sich diese technischen Wandlungen vor Augen hält und dabei noch beachtet, wie energisch die nordamerikanische Union bemüht ist, sich eine der englischen ebenbürtige Handelsflotte zu schaffen, so versteht man ohne weiteres den englisch-amerikanischen Wettbewerb um die Herrschaft über das Oel. Denn im Ernst kommen nur diese beiden Länder als führend in Betracht. Und innerhalb dieser Länder ist die Kontrolle des Petroleummarktes derart konzentriert, daß sich als wirklich ausschlaggebende geschäftliche Faktoren nur die beiden bekannten Kapitalriesen gegenüberstehen: die ‚Standard Oil' für Amerika, die ‚Royal Dutch-Shell' für England. Privatwirtschaftlich führen wahrscheinlich zwischen diesen Trusts manche Fäden hinüber und herüber, von denen man begreiflicherweise in der Oeffentlichkeit wenig weiß. Die Vermutung, daß Abmachungen über die Preise und über das Transportwesen, auch wohl eine Verständigung über die Abgrenzung gewisser Interessensphären bestehen, sind vielleicht begründet. Aber das hindert nicht, daß die Interessengegensätze beider Gruppen, in denen sich auch die machtpolitischen Gegensätzlichkeiten der zwei Weltvölker in der Oelfrage verkörpern, vielerlei Konfliktstoff bergen.

Noch befindet sich freilich die Hegemonie bei den Yankees. Die Oelproduktion innerhalb des Gebiets der Vereinigten Staaten allein erreichte 1918 nahezu 70 Prozent der Welterzeugung. Aber der unheimlich anschwellende amerikanische Bedarf, zu dem nicht am wenigsten die ständige Intensivierung des Autoverkehrs beifragt, hat schon bewirkt, daß die States, die früher einen massenhaften Oel-Export hatten, jetzt ein Importland geworden sind. Die unlängst vom American Petroleum Institute veröffentlichten Zahlen für 1921 lauten: Weltverbrauch 700 Millionen Barrels, wovon auf die States 565 Millionen entfallen, wogegen deren eigne Erzeugung nur 445 Millionen Barrels beträgt. Die fehlenden 120 Millionen Barrels wird das vom Kapital der Yankees zu drei Vierteln beherrschte Mexiko liefern müssen. Diese Abhängigkeit von fremder Zufuhr wird sich zweifellos bald verschärfen. Denn die Reserven Amerikas sollen, wie die Sachverständigen meinen, wenn die Oelgewinnung den jetzigen Grad behält, in ein paar Jahrzehnten erschöpft sein. Daher der Eifer der Amerikaner zur Erschließung auswärtiger Oel-Gebiete, der gewiß reiche Früchte tragen könnte — wenn die Engländer sich nicht schon an gar so vielen Stellen festgesetzt hätten.

Es läßt sich denken, daß Washington den Einbruch der englischen Interessen vor allem in die spanisch-amerikanischen Republiken mit gemischten Gefühlen betrachtet. Besonders jenes englisch-französische Abkommen über Mesopotamien, das den Kontrahenten gebührenden Anteil an der Erschließung der — vermutlich sehr ergiebigen — Oel-Felder dieses Gebiets sicherte, hinterher indes den Gegenstand eines vielbemerkten diplomatischen Geplänkels zwischen den beiden angelsächsischen Reichen bildete.

Deutschland ist durch die Folgen des Kriegs natürlich auch beim Erdöl von aktiver weltpolitischer Betätigung ausgeschaltet worden. Wie

es angesichts der Kapitalarmut die großen südamerikanischen Werke der Deutsch-Ueberseeischen Elektrizitätsgesellschaft den Spaniern überlassen mußte, so ist ihm auch, unter anderm, die aussichtsvolle Be teiligung an dem namhaftesten der rumänischen Oel-Unternehmungen: der Steaua Romana zugunsten der Franzosen und Engländer verloren gegangen. Die deutschen Erdöl-Gesellschaften aber müssen nach neuen Formen der Anpassung suchen, verlegen sich jetzt auch teilweise, wie die Bestrebungen der Deutschen Erdöl-Aktien-Gesellschaft in der Braunkohlenentölung dartun, großzügig auf die Mehrung der Oel-Gewinnung aus inländischen Mineralien.

## Es war ein Traum von Walter Mehring

Die Großstadt lag im Laternenschein.
(Es war ein Traum!)
Da fuhren drei Teufel zum Dache herein,
(Man glaubt es kaum!)
Sie trugen als Hut einen schwarzen Schlot
und schrien begeistert: Hurra!
Beelzebub, Asmodi, Astaroth —
die waren waren alle da!

Es war ein Traum — man glaubt es kaum!
Hurra, Hurra! Die waren alle da!

Da gab es eine Revolution.
(Es war ein Traum!)
Und Vierundzwanzig kippten vom Thron.
(Man glaubt es kaum!)
Man drohte mit Senge und Dresche sich
und schrie begeistert: Hurra!
Catilina, Robespierre, Escherich —
die waren waren alle da!

Es war ein Traum — man glaubt es kaum!
Hurra, Hurra! Die waren a!le da!

Es fuhren durch Deutschland zehntausend Waggons.
(Es war ein Traum!)
Die Würste stiegen wie Fesselballons.
(Man glaubt es kaum!)
Man fraß für Einsfumfzig ein ganzes Gedeck
und soff Burgunder: Hurra!
Kaviar, Schweinespeck, Schnepfendreck —
's war alles wieder da!

Es war ein Traum — man glaubt es kaum!
Hurra! Hurra! 's war alles wieder da!

Da ging den Teufeln die Puste aus.
(Es war ein Traum!)
Sie fuhren alle drei zum Dache heraus.
(Man glaubt es kaum!)
Jetzt streikt man wieder, wer hungrig ist,
und schreit begeistert: Hurra!
Der Militarist, der Anarchist
sind alle wieder da!

Es war ein Traum — man glaubt es kaum!
Hurra! Hurra! sind alle wieder da!

# Rundschau

## Notschrei aus der Reichswehr

Wir haben einmal eine Revolution gehabt, die sollte Fäulnis beseitigen. Neue schlemmte hinzu, und wie eh und je stinkt alles zum Himmel hinan. Es gibt aber Leute, die erklären: „Gottseidank kommen wir doch wieder in die alten, gesunden Verhältnisse.” So der Reichswehrminister Seeckt, ich wollte sagen: der Chef der Heeresleitung, Generalleutnant von Seeckt.

Vom fünfundzwanzigsten Januar 1920 — es war damals noch ein wenig laut und schoß auf der Straße — datiert eine vorläufige Dienstbedingung für das Reichsheer (Heeresverordnungsblatt 20, Nummer 187). Unter Ziffer I 5 und II 18 steht, „daß der Heeresangehörige in der Lage sein soll, nach sechs Dienstjahren eine Familie zu ernähren” — und Alle, die es anging, glaubten bis jetzt, das bedeute, daß das Reichswehrministerium gegen eine Heirat von Heeresangehörigen nach sechs Dienstjahren nichts einzuwenden habe. Aber es war damals eben noch ein wenig laut auf der Straße.

Jetzt hält Herr Seeckt für angebracht, im Heeresverordnungsblatt 20, Nummer 1272 vom zweiundzwanzigsten November 20, zu verkünden, daß eine gesetzliche Regelung der Erteilung der Heiratserlaubnis an Offiziere und Mannschaften des Friedensheeres in der Art zu erfolgen hat, daß diese Erlaubnis gewöhnlich nicht vor Vollendung des siebenundzwanzigsten Lebensjahres erteilt werden soll.

Gewöhnlich — das heißt: Ausnahmen könnten erwogen werden. Wenn nämlich ein dringender Antrag bis zum Reichswehrministerium herangelangt. Die Herren dort wissen aber recht genau, daß die ihnen untergebenen Vorgesetzten in einer erschrecklichen Angst leben — vor der Verabschiedung. Der Leutnant schimpft über die Verordnungen vom grünen Tisch und über die Eile, in der alte Soldaten nun mit einem einzigen Schlage zu exzellenten Führern gedrillt werden sollen, und sagt im übrigen: Zu Befehl! Der Hauptmann sagt nur noch: Zu Befehl! und versichert wunschgemäß, daß ein hervorragender Geist und eine hinreißende Begeisterung in seiner Formation herrsche. Die Stabsoffiziere schütteln den Kopf und bedenken, daß noch vierundfünfzig von ihnen verabschiedet werden müssen. Das Resultat sind strahlende Berichte, die Denen oben das Herz in Wonne schwellen machen: „Bald haben wirs erreicht!”

Warum ich das erzähle? Weil mir der Notschrei eines Kameraden in die Ohren klingt:

„Warum darf ich nicht heiraten? Sind wir Soldaten denn Ausnahmemenschen? Das ist eine Freiheitsberaubung, eine Entmündigung, eine Schande! Und vom volkswirtschaftlichen, vom vaterländischen Standpunkt? War es nicht schon immer das Elend, daß der geistige Arbeiter, der Vertreter der Intelligenz, noch zu Anfang des vierten Lebensjahrzehnts als unbesoldeter Kandidat herumlief? Woher kommen die vielen Geschlechtskrankheiten? Ich meine: wir haben den Krieg noch lange nicht überwunden mit seiner berstenden Fülle von ehelichen Zerwürfnissen, von Päderastie, von den wildesten Seuchen. Nein, wir haben das Luderleben satt, wir wollen uns unser eignes Nest bauen, klein und bescheiden vielleicht, aber wir wollen ein Zuhause haben! Nichts weiter! Und wenn man uns das verwehren will, dann schreien wir dagegen. Wir wollen uns unser reinstes Men-

schentum nicht immer wieder niederknüppeln lassen. Wir rennen dagegen an. Wir schreien! Wer hilft uns?”

Peter Oth

## Bücher heraus!

Ueber die leibliche Not hat man die geistige beinah vergessen. Die Preise der Bücher, der Theaterkarten und in diesem Winter auch der Konzertbilletts sind für die meisten Großstädter unerschwinglich geworden. Die einzige Lektüre für viele ist heute die Tageszeitung. Dem Großstädter stehen zwar Leihbibliotheken zur Verfügung. Indessen ist dies nur ein armseliger Notbehelf. Die Staats- und Universitätsbibliotheken aber kommen für die große Masse der Leser garnicht in Betracht, weil sie in -der Hauptsache wissenschaftliche Werke enthalten und Werke der sogenannten schönen Literatur nur verleihen, wenn — auch einer von den unzähligen Zöpfen, für die sich noch immer keine Schere gefunden hat — nachgewiesen werden kann, daß sie zur Anfertigung gelehrter Arbeiten benötigt werden.

Hier muß Hilfe einsetzen. Wie im Kriege muß heute der Ruf durch die deutschen Lande tönen: Bücher heraus! — und dafür, daß kein Buch verloren geht, verschlampt oder verschweinigelt wird, müßte eine straffe Organisation Sorge tragen. Keine Furcht, daß hiermit etwa einer neuen Kriegsgesellschaft für . . . das Wort geredet werden soll. Aber ein Mittelpunkt muß in jeder Stadt geschaffen werden, an den abgeliefert wird, und von dem aus die Schätze geordnet und verteilt, das heißt: verliehen werden. Am zweckmäßigsten wärs, wenn die Rathäuser der einzelnen Gemeinden als Sammelstellen eingerichtet würden, und wenn hier, ehrenamtlich, versteht sich, Magistratsbeamte oder noch besser: Lehrer die Sichtung der eingegangenen Bücher vornähmen, den Katalog herrichteten, der, aus Gründen der Sparsamkeit, handschriftlich angefertigt werden könnte, und für die Verleihung der Bücher an geeigneten Stellen — etwa in Schulen — Sorge trügen. Um unumgänglich notwendige Kosten und Auslagen für Transport der Bücher zu decken, wäre eine geringfügige Leihgebühr zu erheben.

Woher aber sollen die Bücher kommen? In Berlin allein gibt es bestimmt tausende und abertausende Besitzer von Privatbiblioeken, die entweder ihre Duplikate aussondern können oder Werke, auf die sie einen besondern Wert nicht legen; sodaß sie also auf diese Weise ihre Sammlung nicht zu schädigen brauchen. Ferner können die Staatsbibliotheken aus ihren Beständen einen nicht geringen Teil beisteuern. Endlich sei daran erinnert, daß man in der letzten Zeit erst auf die Bibliotheken so mancher Duodezfürsten aufmerksam geworden ist, deren Bücher in Schlössern, Keinem zu Lieb und Nutz, verstauben und verstummen.

Ein Bedenken freilich bleibt. Im Kriege war der patriotische Schwung und die nationale Begeisterung, hurra, hurra, und da gab man in diesem Zeichen gern, und man hieß dann Wohltäter und bekam obendrein noch das Kriegsverdienstkreuz. Heute aber werden geheimrätlich gestimmte Seelen sagen: „Was? Ich soll aus meiner Bücherei spenden, und dann lesen vielleicht unabhängige Sozialdemokraten oder gar Kommunisten Bücher, die in meiner Wohnung gestanden haben?” Das wäre allerdings schröcklich! Nun, ich meine: gegen diese lieblichen Staatsbürger und holden Menschheitsblüten gibt es ein Mittel. Wenn der Ruf: Bücher heraus!

und Freiwillige vor! an vielen Stellen ungehört verhallt, dann muß einfach der Staat die Bücherabgabe verlangen. Man komme mir nicht mit dem Hinweis auf unerträgliche Eingriffe in Privateigentum. Hat die Regierung Wilhelms des Zweiten diese Bedenken gehabt, als sie die Ernährer der Familien in die Zwangsjacke steckte und zur Schlachtbank führte? Damals aber wurde unbarmherzig herangeholt zu Mord und Totschlag — hier gilt es, dem Volke Kunst und Kultur zu erhalten.

Karl Fischer

## Der Damenfriseur

Herr Kurt Aram, der jetzt in der Täglichen Rundschau die Theaterkritik ausüben hilft, hat eine Aufführung der ‚Flamme' mit Frau Käthe Dorsch rezensiert. Sein Kollege Karl Strecker, einer der saubersten und anständigsten Theaterkritiker Berlins, hatte das Stück getadelt und die Leistung gelobt, wie sichs gehörte. Aram — von der Klasse Kritiker, die nichts sehen können, ohne zu nörgeln — beugte sich nicht vor diesem erschütternden und herrlichen Stück Menschtum, sondern führte die übereinstimmend gute berliner Kritik auf die blonde Haarfarbe der Kritisierten und die schwarze der Kritiker zurück. Für die berliner Wüstenkönige der Kritik sagte er, sei der Anblick einer Frau, die ihr gelöstes blondes Haar schüttelt, vielleicht eine Seltenheit — „unsereiner" (als wie er) hätte das alle Tage, und ihn rühre das nicht.

Ich muß sagen, daß mir eine derartige Geschmacklosigkeit nicht begegnet ist, seit man den Vorgänger des Herrn Aram geschaßt hat. Offenbar hat der Verleger Paul Mahn, der vom ebenso sichern wie heimlichen Port die einstmals manierliche Tägliche Rundschau immer tiefer in den Radau-Antisemitismus steuert und, Besitzer von vielen Millionen, seine Leute schlechter hezahlt, als der ärgste jüdische Ausbeuter jemals könnte — offenbar hat der Herrn Kurt Aram instruiert, daß ers zwar nicht so ungeschickt anfangen dürfe wie der Vorgänger, weil sonst die Verbände der Berliner Theaterleiter und der Berliner Theaterkritiker für seine Absägung sorgen würden, aber auch nicht so vornehm wie Karl Strecker, weil man ja grade als Gegenstück zu diesem einen Befriediger des Pöbelgeschmacks benötige. Der Perfidie der Vorstellung, als ob die berliner Theaterkritik, zu scheußlichen Klumpen geballt, mosaisch, brünstig und schwarz gelockt im Parkett dagesessen habe, von Zeit zu Zeit kleine Sultanstaschentücher der Frau Dorsch zuwerfend — solcher Perfidie nicht unwürdig ist die Annahme dieses Damenfriseurs, der Erfolg der Frau Dorsch, der Frau Höflich und der Frau Heims sei nur darauf zurückzuführen, daß die schwarzen Kritiker Berlins allsonntäglich ihr blondes Huhn im Topf haben wollen. (Außerdem ist Frau Heims nicht blond.) Die große Künstlerschaft Lucie Höflichs und Käthe Dorschs, dieser seltenen Frauen, vom Standpunkt des Bayrum-Fabrikanten anzutasten, ist ganz munter und eröffnet freundliche Perspektiven.

Frau Massary . . .? Die berliner Kritik besteht aus Kleiderfetischisten und lobt sie nur deshalb. Das haben wir alle Tage. Paul Wegener . . .? Kunststück, mit dem Brustkastenl Den haben wir alle Tage.

Herr Kurt Aram, waschen Sie sich den Kopf. Hoffentlich fällt es dann wie Schuppen von Ihren Haaren.

Peter Panter

## Antworten

**Curt Schönfeld.** Sie schreiben mir: „Im Bechstein-Saal rezitierte Friedrich Erhard den ‚Letzten Tod des Gautama Buddha'. Fritz Mauthners Nachdichtung vermag ich nicht zu beschreiben. Sie wirkte zu erschütternd. Muß man sagen, daß sie sprachlich, rhythmisch, gedanklich zum Erlesensten des Erlesenen gehört? Man muß es wohl, da ja selbst unter den besten Europaern nur ein kleiner Teil weiß um Mauthners beispiellose Werke, um seine feinste Sprachkunst, um das leise Lächeln Eines, der durch tausend Tode gegangen ist und allen Wahn des Lebens und des Wissens aufgespürt hat, der letzte Vollendung und Zerstörung zugleich bedeutet einer vierteljahrtausendjährigen Verstandeskultur." Diesen Gruß an den Bodensee. Und die Mahnung an alle guten Leser. sich von einem Buch solchen Ranges und solcher Reinheit läutern, erheben und beglücken zu lassen.

**Dr Walter Serner.** Sie schreiben mir: „Die Redaktion des Börsenblatts für den deutschen Buchhandel hat das Ersuchen meines Verlegers Paul Stegemann in Hannover um Aufnahme eines Inserats für mein demnächst erscheinendes Buch ‚Zum blauen Affen' ohne jede Begründung schroff abgelehnt. Die durch nichts gerechtfertigte und in den Statuten des Deutschen Buchhändler-Vereins ausdrücklich untersagte Willkür, die in diesem Verhalten liegt, hat nicht nur eine schwere Schädigung der Interessen meines Verlegers und der meinen zur Folge, sondern ist auch danach angetan, langsam zur Regel zu werden. Die Fälle, daß gänzlich grundlose Ablehnungen von Buch-Inseraten erfolgen, häufen sich in der letzten Zeit und lassen die Vermutung immer stärker werden, daß es sich hier um einen Boykott gegen Buchhändler handelt, deren Tätigkeit gewissen, der Orgesch nahestehenden Kreisen nicht angenehm ist. Die Oeffentlichkeit hat allen Grund, sich endlich mit dieser neuen Geheim-Zensur des Buchhandels eingehend zu befassen." Gewissenhaft, wie ich bin, hab' ich zunächst Ihre ‚Dreiunddreißig hahnebüchenen Geschichten' zu lesen versucht — bis ich plötzlich gefragt wurde, weshalb ich denn aus dem Schlaf so markerschütternd um Hilfe geschrieen hätte. Ich wies auf die Leibbinde dieses Buches, wonach es ebenbürtig ist den besten Werken Heinrich Manns". Na ja: die schmeißt man bekanntlich auch nach zwei Dutzend Seiten in die Ecke. Ich würde also die Ablehnung eures Inserats keinem Buchhändlerbörsenblatt verargen, zu dessen Aufgaben organisationsverfassungsgemäß die gehörte, uns vor langweiligen und talentlosen Schmökern zu bewahren. Aber dann müßte es die Bücher nicht zentnerweise sondern grammweiseanzeigen. Wie es jetzt arbeitet, erweist es nirgends das Recht, überhaupt Unterscheidungen vorzunehmen. Es übt klipp und klar eine Zensur im parteipolitischen Sinne. Das Buchhändlerbörsenblatt ist reaktionär. Und verlogen. Denn jedes Mal, wenn es gestellt wird, kneift es, erklärt, es habe gar keine Zensur und verkriecht sich hinter Kautschukparagraphen, worin was von „unsittlicher Literatur" geschrieben steht. Nun ist offenbar nicht unsittlich, eine Verteidigungsschrift des ausgekniffenen Hochverräters Oberst Bauer, wohl aber ist unsittlich, Bücher von Richard Grelling zu annoncieren. Solange die einzelnen Verlage und Buchhändler sich nicht dagegen zur Wehr setzen und das Börsenblatt zwingen, statt deutschnationaler Vereinsmeierei loyale Geschäfte zu ireiben: so lange wird das nicht besser werden. Also wirds bei der Schlappheit der Bürger nie besser werden.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Cbarlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

## Die Rechnung von Jerome K. Jerome

Ich entsinne mich eines Bildes, das in meinen Knabenjahren äußerst beliebt war und als Farbendruck manchen Salon des Mittelstandes schmückte. Sein künstlerischer Wert dürfte gering gewesen sein; es gehörte der frühvictorianischen Schule an, da jedes Bild eine Geschichte erzählen mußte. Dieses Bild erzählte eine humorvolle Geschichte mit einer Moral. Die Szene war ein behagliches, malerisches spanisches Wirtshaus. Ein bunt gekleideter junger Mann hatte zwei fröhliche junge Frauenzimmer zum Essen geladen; man erriet, daß er nicht gespart hatte. Noch standen auf dem Tisch die Ueberreste des Festes: Obst, Blumen, gebrochene Flaschen, leere Gläser; hier und da war auf dem zerknüllten Tischtuch ein Weinfleck zu sehen. Und hinter dem Gastgeber steht der Wirt, mit geduldig gefalteten Händen und ausdruckslosem Gesicht. Er hat soeben die Zeche zusammengezählt — ein ziemlich langes Dokument. Der galante junge Mann starrt mit geweiteten Augen und verzogenem Mund auf das Schriftstück. Die heitern Damen lachen hinter ihrem Fächer. Von ihnen ist anscheinend wenig Sympathie oder Hilfe zu erhoffen. Das Bild heißt: ‚Die Rechnung'.

*

Die kühnen, frohsinnigen Nationen haben gefeiert. Nie noch hat es in der Geschichte eine derartige Epidemie toller Bankette gegeben. Die heitern Damen Habsucht und Haß wurden prächtig bewirtet. Mit klirrenden Gläsern wurde auf den Endsieg angestoßen. Nun ist die Stunde des Trinkens und der Prahlerei vorüber. Blumen und Fahnen liegen verstreut. Flecke beschmutzen das Tischtuch. Haß und Habsucht werfen hinter ihren Fächern einander Blicke zu. Diese Damen zu bewirten, kostet viel. Der Wirt präsentiert mit gefalteten Händen und ausdruckslosem Gesicht die Rechnung. Das Ganze hatte uns zuerst eine höchst glückliche Idee geschienen. Das Fleisch sollte gewürzt, der Wein rot sein, so hoffte jede der kühnen Nationen. Es würde uns allen gut tun; wir würden nach dem Fest gekräftigt und belebt aufstehen. Es würde unsern Kummer bannen, uns in der Zukunft froher und glücklicher machen, gütiger gegen Freunde und Verwandte. Was den Preis anbelangte — wer davon sprach, war Einer, der die Freude stören wollte. Vielleicht wurde der Wirt vergessen oder Geduld haben. Und nun ist das Fest zu Ende und die Rechnung weit größer, als wir gedacht hatten. Der Wirt drängt. Jedes Bankett in dieser Welt muß bezahlt werden. Leider zahlen fast immer die Vielen für die Feste der Wenigen. Vielleicht lernen die Vielen eines Tages ihre Lektion und werden den Wenigen nicht mehr erlauben, ihre Angelegenheiten schlecht zu verwalten. Diesmal sieht es aus, als wollte die Gerechtigkeit bei Allen gleiches Maß anlegen. Sogar Könige und Staatsmänner sind aufgefordert worden, zu zahlen mit der eignen Person, bis zum letzten Groschen. Aber auch geringere Leute dürfen nicht hoffen, frei auszugehen.

Man entsinnt sich noch der Dinge, die man in den ersten Kriegstagen über Rußland las: die Begeisterung, die in Petersburg aufflammte; selbst dem Zaren wurde zugejubelt. Ein herrliches Festmahl: Deutschland soll zerstückt und aufgeteilt, Peter des Großen Testament soll heiß und knusprig aufgetragen werden, Konstantinopel ist der Festbraten. Gott segne Serbien, den Arrangeur des Mahles. Man erzählte uns, der Krieg sei bei „allen" Klassen populär. Alle Klassen — das heißt: mit Ausnahme jener stumpfäugigen Millionen, die von den Feldern hergetrieben wurden und stumm staunten, wohin es eigentlich gehe. Wer hätte zu ahnen vermocht, daß sich ein Wunder vollziehen und das Herdenvieh zu denkenden Menschen machen werde? Rußland, das „echte Rußland", wie unsre Journalisten es nennen würden, jenes Rußland, dem das heute zu Menschen erwachte menschliche Herdenvieh gehörte, das dieses Herdenvieh ins Joch spannte und antrieb — Rußland hat seine Rechnung bezahlt. Sie war höher, als es erwartet hatte. Für dieses Rußland gibts keine Festmahle mehr. Vorüber die Tage der tollen Vergeudung!

*

Man entsinnt sich der italienischen Begeisterung für Gerechtigkeit, für den Frieden, für das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Auch Italien hoffte, mit dem Londoner Pakt Feste feiern zu können. Nun wundert es sich und empfindet Angst über die Höhe der Rechnung, die ihm der Wirt präsentiert: Bankerott, Bolschewismus, rote Revolution. Wer hätte gedacht, daß die „Vivas" und die wilden Umarmungen derart kläglich mit Kohlen-, Nahrungs- und Rohstoff-Mangel enden wurden?

*

Die Zentralmächte haben gleichfalls ihre Rechnung bezahlt, die mit Fug fürchterlich genannt wird. Man hofft um Europas willen, daß die Kinder oder Enkel die Hypothek tilgen, daß sie durch Geduld und Arbeit, durch hartnäckies Streben die Firma wieder in die Höhe bringen werden. Diese Firma war der Menschheit von Nutzen — Europa ist ärmer, seitdem das Geld der Firma auf blutige Feste verschwendet ward.

*

Frankreich hat seine „Revanche" geschlürft. Aber die Rache ist ein kostspieliges Getränk. Elsaß-Lothringen ist lange nicht so zufrieden, wie es sein könnte; vielleicht wird auch Frankreich sein Zabern erleben. Streiks im Kohlenbergwerk — ist es nicht ärgerlich, daß „Bewohner" eines Landes, bloße Bewohner, sich weigern, als Beute dem Sieger übergeben zu werden? Anscheinend hat ihnen Jemand vom Selbstbestimmungsrecht der Völker gesprochen; man fragt sich, wer wohl dieser lästige Agitator gewesen ist. Frankreich rechnet seine Toten, seine Schulden zusammen. Hat sich das ganze Fest gelohnt? Victor Hugo hatte einst eine edlere Form der Rache verkündet — es wäre für das Frankreich der Zukunft nützlicher gewesen, den Worten des Dichters Gehör zu schenken.

*

Sogar das kluge, scharfsinnige, geschäftstüchtige Amerika wird sein Fest teuer bezahlen. Napoleon glaubte, man könne den Krieg mit dem Kriege bezahlen. Aber die Rechnung stimmt

nicht — es kommen stets neue Einzelheiten hinzu, an die wir nicht gedacht haben: der geschürte Haß und die Gewalt, die entfesselten Leidenschaften, die Unvernunft. Man sagt uns, der Kriege wecke in einem Volke das Beste und das Schlechteste. Das wenige Gute, das er vielleicht hervorbringt, wird von ihm auch zugleich verzehrt; das Böse, das er erzeugt, vervielfältigt sich: vernichtete Willenskraft, Selbstsucht, Wildheit und Habgier im Haus, in der Werkstatt, auf den Straßen, brutalisierte, erniedrigte Männer und Frauen, böse Träume, zerstörte Ideale.

*

Die wohlhabenden Herren und Damen Englands sind empört über die lange Rechnung des Wirtes. Nun, Ihr hättet die Kosten bedenken sollen, als Ihr eure Bestellung machtet: einen Krieg von zwanzig oder mehr Jahren, einen Krieg bis zum letzten Schilling und bis zum letzten Mann. Nun müssen Feste des Hasses und der Leidenschaften bezahlt werden. Ihr hieltet das Ganze für ein Spiel, für „das größte Spiel von allen". Der Verlierer bezahlt. Gebt den letzten jungen Mann her, wenns Not tut, sichert euch den Gewinn — denn der Verlierer bezahlt. Aber der Endsieg hat ein betrübendes Ergebnis: der Verlierer ist nicht mehr imstande, zu bezahlen. Die Vernunft hätte sich vielleicht als besserer Spieler erwiesen. Unser Proletariat ist zornig über die Teuerung, über die Wohnungsnot, unser Proletariat ist entrüstet über das Benehmen der gemeinen Kriegsgewinnler, der schamlos habgierigen Geschäftsleute, der gewissenlosen Fabrikanten. Das Verhalten dieser Leute kann nicht entschuldigt werden; man dürfte höchstens die Frage stellen: Was war denn von ihnen zu erwarten? Wer bot ihnen Gelegenheiten? Wer brüllte nach dem Endsieg, der naturgemäß die Industrie gelähmt, den Reichtum des Landes vergeudet, den drohenden Bankerott herbeigeführt hat? Habt nicht Ihr, Arbeiter Englands, mit wenigen Ausnahmen, Jene, die Vernunft zu predigen wagten, mit Steinen beworfen und beschrieen? Vor zwei Jahren sprach ich mit einem von euch, der mein Nachbar war. Sein Traum bestand darin, Krieg zu führen, bis jeder deutsche Mann, jede deutsche Frau und jedes deutsche Kind getötet seien. Heute verflucht er den Preis der Stiefel. Um der noch Ungeborenen willen danken wir Gott, daß die Stiefel teuer sind, daß die Einkommensteuer zehn Schilling auf das Pfund betragen, daß die Vermögensabgabe hoch sein wird, daß die Bankette des Hasses und der Leidenschaften kostspielig sind und bezahlt werden müssen. Irgendwie meinte man dieses Mal die urewigen Gesetze umgehen.zu können. Unser Finanzminister lebt noch immer in dieser Illusion. Der Bürgermeister von Manchester fand zu Beginn des Krieges einen treffenden Vergleich, den man hätte beherzigen sollen. „Nehmen wir an", sprach der Bürgermeister, „daß wir in den nächsten Jahren alle unsre Energie, unsre Arbeit und Kraft darauf verwendeten, Feuerwerke zu verfertigen, die jeden Samstag losgelassen würden — nehmen wir an, wir legten alle unsre andern Industrien lahm, ließen jeden Mann, jede Frau und jedes Kind in Manchester zu hohen Löhnen nur Feuerwerke verfertigen. Solange wir Feuerwerke verfertigen, würde Manchester reich sein wie noch niemals zuvor. Was aber nachher?"

Einzig berechtigte Uebertragung aus dem Englischen von Hermynia Zur Mühlen

# **Preußenwahl** von Richard Lewinsohn

Das politische Interesse in Deutschland steht zur Zeit auf einem Tiefpunkt, den es seit Jahrzehnten nicht mehr erreicht hatte. Das alte Regime brachte wenigstens die Sozialisten auf die Beine. Die Wahlen zu den Konstituanten waren der letzte Ausläufer jener freundlichen kleinen Massenpsychose, die man, etwas euphemistisch, die Revolution zu nennen pflegt. Der sechste Juni 1920 lockte alle wilhelminischen Kostgänger aus ihren Mauselöchern. Die erste preußische Landtagswahl lockt Keinen. Von hundert sogenannten Staatsbürgern haben, hoch gerechnet, zehn das Verlangen, sich in gut verschlossenem Stimmzettel darüber zu äußern, in welche Richtung der Freistaat Preußen — das Wort ‚Republik' hat man wiederum nicht gewagt auf den Titel der Verfassung zu setzen — gelenkt werden soll.

Würden nur diese zehn Bekenner zur Wahl gehen, so wäre alles in bester Ordnung, und Keiner, der im Parlament den Ausdruck des Volkswillens sucht, könnte etwas dagegen einwenden. Tatsächlich werden aber von hundert physisch erwachsenen Männern und Frauen achtzig, ein paar mehr oder ein paar weniger, wählen. Die siebzig Unfreiwilligen werden natürlich nicht durch die Wahlpropaganda für die eine oder andre Partei gekapert. Ihren „Standpunkt" haben sie längst. Entweder noch vom vorigen Mal her, oder sie sind bei irgendeinem Bierbankstreit über Erzberger, beim Anstieg der Blumenkohlpreise oder beim letzten Straßenbahnerstreik zu höherer Einsicht gelangt. Das Wettreden der Parteien verschlägt schon deshalb nichts, weil ja, abgesehen von einem Dutzend verfrorener Teufel, die das Versammlungslokal als Wärmehalle benutzen, doch nur die eignen Parteigänger zum Meetling laufen. Die Wahlpropaganda aber treibt die siebzig Trägen und Widerstrebenden an den Zettelkasten. Um sie mobil zu machen, wird seit dreitausend Jahren dieselbe widerwärtige Komödie aufgeführt. Auch überzeugte Darwinisten können nicht behaupten, daß die politischen Verführungskünste in dieser Zeit an Grazie gewonnen haben. Aber die Methoden haben sich in erfreulicher Weise vereinfacht. Das öffentliche Wahlverfahren schuf ein Bestechungssystem, das höchst individuell gehandhabt werden mußte. Die geheime Wahl nimmt der Propaganda auch diesen letzten aesthetischen Reiz. Es kommt nur noch darauf an, möglichst viel Lärm zu machen. Wer über das größte Portemonnaie verfügt, kann sich die größte Zahl von Radauinstrumenten verschaffen. Die Sozialisten haben alle Mühe, gegenüber Herrn Stinnes auch nur annähernd Gleichwertiges zu leisten. Aber sie müssen ihre jahrelang zusammengesparten Beitragsgelder auf die Straße werfen, denn die alten Machtmittel: Parteidisziplin und politische Beherrschung der Gewerkschaften sind ihnen längst entwunden. Der Lärm allein macht konkurrenzfähig. Weltanschauungen werden angepriesen wie Schuhcreme. Aber das Verhalten ist probat. Jede Ware findet ihren Käufer. (Wobei Niemand vergesse, daß von fünf Uhr an Droschken gratis gestellt werden.)

An dieser Volksbelustigung teilzunehmen, erfordert ein gehäuftes Maß von Selbstüberwindung. Nur leider: im Augenblick entscheidet das preußische Wahlergebnis das Schicksal der

deutschen Republik. Das klingt ein wenig absonderlich, aber es ist so. Die historische Aufgabe Preußens war bisher, Deutschland im Bann der Reaktion zu halten. Von den beiden Dynastien, die um die Unterdrückung des deutschen Volkes rangen, ist den Hohenzollern der Sieg zugefallen, und sie haben diesen Sieg mit der Roheit und Verschlagenheit märkischer Junker ausgenutzt. Bismarcks Reich war eine Tochtergesellschaft Preußens, genauer: eine preußische Kolonie. Die alte Reichsverfassung spiegelt zwar einen strengen Föderalismus vor. Das Reich wurde finanziell von den Ländern ausgehalten; das Heer war, wie im Heiligen Römischen Reiche, ein Kontingentheer; es gab keine Möglichkeit, den Willen des Reiches gegen die Länder durchzusetzen, denn die „Reichsexekution" war praktisch nicht anwendbar. In der Tat aber war dieses Reich ein Einheitsstaat, nämlich der Einheitsstaat Preußen. Daran änderte nichts, daß man den Bayern die blauen Hosen und die Briefmarken und den sächsischen Eisenbahnern die grünen Dienstmützen ließ. Die Personalunion in der Wilhelm-Straße machte den Föderalismus zu einer Farce. Der Geist Preußens bestimmte die deutsche Politik; die Herren des Dreiklassenhauses waren auch Herren im Reiche; der preußische Schliff war siegreich auf der ganzen Linie. Der deutsche Kaiser blieb zwar, was der alte Wilhelm vorausgesehen hatte, ein „Charakter-Major", aber der König von Preußen wurde oberster Vorgesetzter in fünfundzwanzig Ländern.

Mit dem Zusammenbruch des verpreußten Deutschland hat sich das Blatt gewendet. Die neue Reichsverfassung sucht zwar, unter allerlei Kompromissen, den Weg zur Einheitsrepublik zu ebnen. Wird alles das verwirklicht, was in der Gesetzgebung und Verwaltung dem Reiche zugesprochen ist: dann bleibt den Ländern nichts, fast nichts mehr übrig. Das ist das Ergebnis eines zähen und listenreichen Kampfes, den ein paar Männer um Hugo Preuß gegen die Partikularisten aller Parteien ausgefochten haben. In einer schwachen Stunde, als in München die Räte regierten und der Doktor Heim in Weimar sehr schweigsam geworden war, hat man sogar den Bayern ihre Reservatrechte abgeknöpft. Doch dieses alles steht einstweilen nur auf dem Papier, und nicht die Verfassungen, sondern die realen Machtverhältnisse entscheiden.

Die Einzelstaaten aber sind heute so mächtig und so munter, wie sie seit 1815 nicht waren. In Bayern, das nach der Aussage glaubwürdiger Reisender immer noch in Europa liegt, bereitet man sich, unter französischer Gönnerschaft, in aller Oeffentlichkeit auf den Einzug der Wittelsbacher vor. Im Südwesten verhindert zwar ein kleiner Rest demokratischer Tradition und der Einfluß Erzbergers das Schlimmste; aber wenn es halt so kommt, findet der Bademax im Karlsruher Schloß immer noch eine gedeckte Tafel vor, und kein Hecker und kein Herwegh wird so bald eine „Erhebung des badischen Volkes für die deutsche Republik" ins Werk setzen. Sachsen, das nie verstanden hat, seine wirtschaftliche Macht im Reiche zur Geltung zu bringen, macht sich, entsprechend den Abschiedsworten seines letzten Königs, „seinen Dreck alleene", ohne von Deutschland sonderlich Notiz zu nehmen. Dazu haben die Arbeiter durch Wahlenthaltung beinahe fertig gebracht, das „rote Königreich"

freiwillig der Rechten zu überliefern. In Thüringen, dem Betätigungsfeld der marburger Studenten, ist eine sehr aktive Arbeiterschaft zu schwach, die Duodezburgeoisie aus dem Sattel zu heben, und an der Wasserkante steht es nicht besser.

In dieser reaktionären Wüstenei mutet Preußen fast an wie eine Oase. Es ist das einzige deutsche Land, in dem es seit den Novembertagen nicht in grader Linie bergab ging. Freilich war gleich die erste Garnitur an Qualität nicht leicht zu unterbieten. Die zehn Männlein, die zufällig im Abgeordnetenhause saßen, teilten die Ministerien unter sich auf, und um die Liste zu vervollständigen, holte man sich — als Glanzpunkte — aus dem alten Reichstag Herrn Südekum und Wolfgang Heine. Was an Talenten darunter war, schied mit den Unabhängigen aus, und so konnte sich Herr Hirsch, dem Niemand die Qualifikation zum Stadtrat in Fürstenwalde absprechen wird, als Ministerpräsident aufspielen. Was dieses Kabinett, vor und nach seiner Ergänzung durch die bürgerlichen, gesündigt hat, steht in nichts zurück hinter den Taten der wilhelminischen Matadore. Mehr als Südekum hätte der Herr von Rheinbaben seinen König auch nicht bereichern können, und Heines Regime war eines Dallwitz würdig. Aber der Kapp-Putsch mußte erst kommen, um den Mehrheitssozialisten die Augen zu öffnen.

Was folgte, war, trotz allen Mängeln, ein Schritt vorwärts: Brauns Führung nicht stark, aber spürbar; sein Eintreten für die Landarbeiter in einer sozialen Republik eine Selbstverständlichkeit, im Freistaat Preußen immerhin eine Tat. Severing, Heines Erbe, hat als Noskes Kommissar manches Schlimme mitverschuldet, als Innenminister aber sich redlich bemüht, den Karren aus dem Sumpf zu ziehen. Südekums Scherbenhaufen fiel dem Ingenieur Ludemann anheim. Gewiß Keiner, den man sich zu merken braucht. Aber inmitten einer stockkonservativen Räte-Herrschaft hat er sich doch, ohne viel Aufhebens, einigen Respekt zu verschaffen gewußt. Haenisch, der Tanzbär, halb Mythos schon, halb Karikatur, der sehr viel Gutes will und sehr viel Uebles duldet, nett zu allen Neuerern ist und vor allen Geheimröthen, Oberlehrern und geldzahlenden Gymnasiasteneltern kuscht. Und trotzdem, hält man den Koch im Reich daneben, ein Bahnbrecher. An unwichtigem Ort, leider, Stegerwald, der beste Mann, den das Zentrum zu stellen hat. In diesem Kreise können Leute vom Schlage Fischbeck nicht viel Unheil anrichten.

Das preußische Kabinett ist im Jahre 3 der deutschen Republik die einzige Stelle von Belang, in der nicht Partikularisten und Monarchisten das Wort führen. Genug Trübes ist noch dabei: aber es ist nicht so wertlos, daß man es ohne Kampf preisgeben sollte. Der zwanzigste Februar stellt uns vor die Wahl, ob Deutschland restlos verbayern soll oder nicht. Keine Wahl ist auch eine Wahl!

Frau von Carayon hat den ganzen Zauber des Wahren und Natürlichen, und selbst ihre Schwächen sind reizend und liebenswürdig. Und daneben dieser Schach! Er mag seine Meriten haben, meinetwegen, aber mir ist er nichts als ein Pedant und Wichtigtuer, und zugleich die Verkörperung jener preußischen Beschränktheit, die nur drei Glaubensanikel hat. Erstes Hauptstück: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas als der preußische Staat auf den Schultern der preußischen Armee"; zweites Hauptstück: „Der preußische Infanterie-Angriff ist unwiderstehlich"; und drittes und letztes: „Eine Schlacht ist nie verloren, solange das Regiment Gardes du Corps nicht angegriffen hat". Ich verabscheue solche Redensarten, und der Tag ist nahe, wo die Welt die Hohlheit solcher Rodomontaden erkennen wird.

Theodor Fontane

# Russischer Agrarkommunismus von Elias Hurwicz

Wie es heute im russischen Dorfe aussieht, das ist eine Frage, die nicht allein für Rußlands Gegenwart, sondern auch für seine Zukunft von allergrößter Bedeutung ist. Und doch liegt über der Verteilung des enteigneten Großgrundbesitzes unter den Bauern, über den Besitz- und Eigentumsverhältnissen, über der Bedeutung der Gemeinde noch völliges Dunkel. Nur das eine allgemeine Ergebnis steht fest: die russische Landgemeinde, die von Vielen zum Vorbild und Träger des wahren Kommunismus in Vergangenheit und Zukunft erhoben worden ist; hat bisher diese Mission verleugnet und ausgesprochene „Eigentumsinstinkte” gezeigt. Ist aber im geschichtlich gewordenen Bauerndorf die Kommunisierung mißlungen: die günstigsten Vorbedingungen für sie schienen im eigentlichen Bereich der agrarkommunistischen Versuche der Sowjet-Regierung gegeben. Ueber das charakteristische Schicksal dieser Versuche nun sind wir im Besitz einer wohl zuverlässigen Uebersicht. ‚Wolja Rossy’ hat jüngst einen Vortrag von Bukowetzky in petrograder ‚Gelehrtenhaus’ bekannt gemacht.

Zum ersten Mal beschäftigte das Problem der Agrarkommunen die Sowjet-Regierung irh Frühling 1918 und gab ihr Anlaß zu allerlei besonders großzügigen Experimenten, als die Zahl der Arbeitslosen in den beiden Hauptstädten sehr angewachsen war. Im Juli 1918 erscheint ein Dekret, das den frühern Großgrundbesitz zur Verfügung der Arbeiterkommunen stellt. Diese Kommunen sollten streng auf Gleichberechtigung der Mitglieder beruhen und jedes persönliche Eigentum (wie Geld und Kleidung) sollten abgeschafft werden. Die Kommunen sollten 30 bis 70 Mitglieder umfassen. Im Laufe des Jahres 1918 wurden einige hundert solcher Kommunen organisiert; die meisten in den Zentralgouvernements.

Das Experiment wurde unter sehr günstigen Bedingungen unternommen. Die Dorfkommunen erhielten die besten Besitzungen, die reichlich mit totem und lebendem Inventar versehen waren, oft auch große Obstgärten mitumfaßten und noch ganz in Ordnung waren. Die Kommunen erhielten auch sehr große Kredite. Die Dorfkommunisten bestanden aus mehr oder weniger ideal gesinnten Arbeitern und Intellektuellen. Der Rest bestand aus Neulingen der kommunistischen Partei. Die Zahl der Nichtkommunisten betrug etwa 15 vom Hundert. In vereinzelten Kommunen waren allerdings sämtliche Mitglieder Nichtkommunisten.

So ließ der Versuch sich nicht übel an. Und doch zerfielen bis Anfang 1919 etwa 83 vom Hundert der Kommunen, und gegen Mitte 1919 verschwand auch der Rest.

Wodurch erklärt sich nun dieser Mißerfolg? Ein Brief des Aeltesten der Dorfkommune im Twerschen gewährt einen Einblick in die eigenartigen Existenzbedingungen der neuen kommunistischen Gebilde:

„Unsre Kommune existierte länger als die andern und zwar etwa ein Jahr. Ihrer Zusammensetzung, ihrem Inventar und ihrer Lage nach befand sie sich in den allergünstigsten Verhältnissen. Anfangs

schien es auch, als ob das Werk gedeihen wollte. Das war in den ersten zwei Monaten. Als aber die Arbeitszeit kam, zeigten sich bei der Mehrzahl der Mitglieder verbrecherische Faulheit und das Streben, die Arbeit auf die Schultern Andrer abzuwälzen. Strenge Maßregelungen mußten ergebnislos bleiben. Mehr als die Hälfte der Mitglieder bestand übrigens aus Arbeitern, die der Landarbeit vollkommen ungewohnt waren. Da die Kommune einen großen Viehbestand besaß, wurde übermäßig viel Vieh geschlachtet und verzehrt. So mußte man schon bei den ersten Erntearbeiten sich fremder Kräfte bedienen. Vollends unerträglich aber wurde das Leben, als einige Mitglieder des heimlichen Verkaufs von Produkten in die Stadt überführt wurden. Der Grundirrtum bei der Schaffung solcher Kommunen war, daß die Zahl wirklicher Kommunisten außerordentlich gering und die große Masse von Eigentumsinstinkten durchdrungen war. Sie betrachtete die Kommune nur als Mittel, ein Wohlleben zu führen, ohne zu arbeiten."

Es muß allerdings hinzugefügt werden, daß manche Kommunen unter der Feindschaft der umliegenden Dörfer zu leiden hatten, die sich oft sogar in Brandstiftungen entlud.

Nach dem Mißerfolg der Dorfkommunen nimmt die Sowjet-Regierung einen neuen Plan — der sogenannten Sowjet-Wirtschaften — in Angriff. Der Urheber dieses neuen Planes ist der bekannte Larin. Nach diesem Plan sollte das Sowjet-Land etwa vier Millionen Hektar umfassen, das zur Ernährung der beiden Hauptstädte vollkommen ausreichen würde. Dieses Land sollte durch die Verwandlung eines Teils des frühern Grundbesitzes in Sowjet-Wirtschaften gebildet werden, die nicht durch eine Kommune, sondern, nach dem Beispiel großer Fabrikunternehmen, von einer Spitze aus (dem Agronomen) verwaltet werden sollten. Der Zustand, in dem sich die von den Kommunisten verlassenen Landkommunen befanden, war trostlos. Sie besaßen weder totes noch lebendes Inventar. Landarbeiter fehlten, da viele (etwa 55 % der Tagelöhner) durch die Landzuteilung zu Eigentümern wurden. Um nun Larins Plan zu verwirklichen, wird eine Reihe außerordentlicher Maßnahmen ergriffen:

1. Von der Mitte des Jahres 1919 an werden den Gouvernements-Verpflegungs-Kommissionen Instruktionen gegeben, mit Maschinen, Inventar, Vieh und Samen vor allem die Sowjet-Wirtschaften zu beliefern.

2. Den umliegenden Dörfern wird die Verpflichtung auferlegt, den Sowjet-Wirtschaften nach deren Anforderungen Arbeiter und Pferde zu stellen.

3. In einer Reihe von Ortschaften wird ihnen außerdem die Verpflichtung auferlegt, das früher den Grundbesitzern gehörende Vieh und Inventar den Sowjet-Wirtschaften abzuliefern.

4. Die Landarbeiter werden an die Sowjet-Wirtschaften gebunden und ihr Arbeitstag bis auf zehn Stunden verlängert.

Ein Jahr des Versuches mit den Sowjet-Wirtschaften zeitigte aber nur sehr unbefriedigende Ergebnisse. Im Mai 1920 erklärte der bekannte Bolschewist Miljutin: „Die Sowjet-Wirtschaften haben sehr wenig Brot geliefert." „Die Sowjet-Wirtschaften sind zum Mißerfolg verurteilt. Die Angeetellten bereichern sich an Vieh und Inventar, und außerdem wird Spekulation betrieben." Durch jene außerordentlichen Maßnahmen wurde aber auch in den Bauern eine Feindschaft gegen die Sowjet-Wirtschaften ge-

nährt. In diesen erblicken die Bauern wiederhergestellten Privatgrundbesitz und machen natürlich keinen Unterschied zwischen der frühern Fronarbeit für die Gutsbesitzer und der jetzigen für die Sowjet-Wirtschaften. So griffen sie denn auch wieder zu ihrem altbewährten Vergeltungsmittel, und der „Hahn” vernichtete fast ein Viertel der Sowjet-Wirtschaften. Offenbar, schließt Bukowetzky, ist das Experiment der Sowjet-Wirtschaften mißlungen.

Die Sowjet-Regierung ist aber in Plänen unerschöpflich. Im Sommer 1920 erscheint wieder ein neuer Plan des sogenannten „Fabrikgrundbesitzes”. Nach diesem Plan werden große Landbesitzungen an die Fabriken angeschlossen und von Fabrikarbeitern und deren Familien bearbeitet. Nach den Urhebern dieses neuen Entwurfs werden dadurch gleichzeitig zwei Probleme gelöst: die Arbeiter werden durch eigner Hände Arbeit satt, und zweitens wird das Land der frühern Grundbesitzer, das jetzt in Folge der Requisitionspolitik der Sowjet-Regierung unbearbeitet bleibt, eben bearbeitet werden.

Dieser neuste Entwurf befindet sich erst im Anfang der Verwirklichung. Immerhin zeigen sich schon jetzt Folgen, die auch vom bolschewistischen Standpunkt aus nicht erfreulich sind. Eine große Anzahl von Arbeitern und deren Familien werden die Stadt verlassen und der industriellen Arbeit wohl für immer entfremdet werden. Und dann macht sich auch hier die Vorherrschaft von „Eigentumsinstinkten” bemerkbar „Unter den Arbeitern jener Fabriken, die Landbesitz erhalten haben, herrscht das Streben, auf dem Lande festen Fuß zu fassen, und ein Eigentumsinteresse, das bekämpft werden muß”: so beurteilt die Dinge der bolschewistische Nationalökonom Ziperowitsch. Man wird abwarten müssen. Aber wenn hier wieder der Erfolg gering sein sollte: die Sowjet-Regierung ist in Plänen unerschöpflich.

# Die Justiz von Hugo Grotius

## VI. Intermezzo

Die Reichstagsdebatte über den Justiz-Etat mit der Rede des Justizministers Heinze über die „große Justiz-Reform” hat mir mein ganzes Konzept verdorben. So klar ist mir die Zwecklosigkeit jedes redlichen Bemühens, nach seinen bescheidenen Kräften zur Beseitigung oder Linderung der schlimmsten Uebelstände beizutragen, noch nie geworden wie nach dieser Rede eines Justizministers, der sogar Richter am höchsten deutschen Gericht ist oder war. Nach dieser Rede und der Debatte, die sich anschloß, bleibt nur müde Resignation, brennende Scham und schwärzeste Sorge um die Zukunft eines bejammernswerten Volkes, das sich nach solchem Militarismus nun solche Justiz ständig gefallen läßt, eines Volkes, das die Götter mit völliger Blindheit geschlagen haben.

Gott ja: der Herr Minister „kündigt an”, daß der Entwurf „eines neuen Strafgesetzbuchs demnächst den gesetzgebenden Faktoren vorgelegt werden wird”. Er tut kund und zu wissen: die neue Strafprozeßordnung „liege bereits beim Reichsrate"; die Gerichtsverfassung „bedürfe” einschneidender Aenderungen;

es werde „hoffentlich” (also in Wirklichkeit ganz bestimmt nicht) gelingen, „die Wünsche der Rechtsanwaltschaft weitgehend zu erfüllen"; er sei mit dem Oberreichsanwalt „bemüht”, die Durchführung der Verfahren gegen die Kriegsverbrecher „möglichst zu beschleunigen”. Und zum Schluß — wirklich und wahrhaftig — springt nach dem Kreißen der Berge das sattsam bekannte Mäuschen lustig heraus: der Herr Minister empfehlen die Annahme „einer Novelle zur Entlastung der Gerichte”. All das wäre ja nun nicht besonders schlimm; es könnte höchstens zum Hohngelächter reizen, daß mit diesen, durch jahrzehntelangen Gebrauch nicht origineller gewordenen Redensarten noch immer eine überwältigende Mehrheit deutscher Volksvertreter vom Ofen zu locken ist. Schlimm aber ist der Rest der Ministerrede und das Echo, das sie gefunden, schlimm der Geist, der sich darin offenbart. Dabei kann einem wahrhaftig die Lust zur Satire vergehen. Ich schrieb in der Einleitung zu meiner Aufsatz-Reihe über die Justiz, daß alles umsonst sei, wenn sich erst, wie beim Militarismus, Hochmut und Heuchelei in die Rechtspflege eingenistet hätten. Diese Debatte hat gezeigt, daß beide dann bereits allzu tief sitzen. Ist sie doch das genaue Konterfei der Militärdebatten aus der Zeit, da Einsichtige den sichern Zusammenbruch längst erkannt hatten. Wer damals auf die Greuel in Belgien, auf die knotige Behandlung der eignen Mannschaften, auf den Wahnwitz und die Aussichtslosigkeit des U-Boot-Krieges hinwies — es waren bezeichnenderweise nur Vertreter der äußersten Linken, also berufsmäßige Nörgler und Miesmacher —, dem wurde mit süffisantem Lächeln, mit ätzendem Spott oder wutschnaubender Empörung erwidert. Der war ein Vaterlandsverräter, der den Feinden Material zu hetzerischer Propaganda in die Hände spielte. Der hatte keinen Schimmer von „militärischen Notwendigkeiten”. Der war „ja selbst nicht draußen gewesen” — wie konnte er sich also ein Urteil anmaßen über die Behandlung und Stimmung bei den Leuten im Graben? Gewiß: Fehlgriffe kamen vor, doch sie wurden selbstverständlich, wo immer sie sich zeigten, „unnachsichtlich und aufs strengste geahndef. Die verallgemeinernden „Anwürfe” gegen die Oberste Heeresleitung waren „nichts als Wahlmanöver, und solche Dreckspritzer konnten nicht einmal die Stiefelspitze unsrer glorreichen Heerführer beschmutzen”. Ja, kannten denn diese vaterlandslosen Gesellen die genaue Berechnung unsrer Marineleitung? Hatte nicht Hindenburg selbst gesagt, man brauche nur eine Weile auszuharren, bis die U-Boote ihre Arbeit getan hätten? Und das Volk nickte und sagte: Na ja, natürlich — und „Hindenburg wird schon wissen”. Und wenn sich im Volkshause wieder einer von diesen Burschen zum Worte meldete, so wurde er mit Gelächter empfangen, und der Parlamentschronist konnte behaglich schmunzelnd ad notam nehmen, daß „die Abgeordneten der bürgerlichen Parteien fluchtartig den Saal verließen”. Und jetzt nehme man einmal den Zeitungsbericht über die letzte Justiz-Debatte und die Pressestimmen darüber zur Hand:

Der Herr Minister spricht: Für absehbare Zeit wird der Kampf, den Deutschland in der Welt zu führen hat, ein „Kampf ums Recht” sein. (Man denkt unwillkürlich an den famosen

Verein: ‚Kampf ums Recht', der am Anfang der „Revolution" von dem bekannten, das Künftige vorausschauenden „Politiker" Heinrich Sklarz gegründet wurde.) Die „berufenen Stellen müsen mit allen Mitteln auf eine Gesundung hinarbeiten." „Ich kann natürlich nicht leugnen, daß unter den tausenden und abertausenden von Strafurteilen objektive Fehlsprüche vorkommen. Ich muß es aber ablehnen, daß wegen dieser Fehlsprüche die gesamte Justiz verdammt wird!" Wieso denn auch? Es ist „alles getan", das „Verfahren ist eingeleitet", die „Ermittlungen sind im Gange". „Unser Richterstand ist unantastbar." Bei der Verfolgung der Kriegsverbrecher werden „die ungeheuern Schwierigkeiten verkannt". Die deutsche Justiz hat „alles getan, um der Gerechtigkeit Genüge zu leisten". „Ich bin überzeugt, daß das Reichsgericht seinen Ruf, Hüter des Rechts zu sein, in vollem Maße wahren wird." Nichts, aber auch rein garnichts findet dieser oberste Hüter des Rechts, was tadelnswert wäre, und was doch wie die Pest zum Himmel stinkt. Flensburg, Marloh, Mechterstädt, Runge, v. Kessel, Vogel, Lipp, Kapp, Bauer, Pfeffer, Wildt — nichts, rein garnichts bei „objektiver" Betrachtung! „Durch Herunterreißen der Justiz wird doch praktisch nichts geleistet." „Die Justiz steht so hoch, daß sie sich auch durch unberechtigte Vorwürfe nicht hindern lassen wird, Gerechtigkeit zu üben auch gegen die Arbeiterschaft." Und schließlich und endlich: „Ich warne auf das dringendste davor, daß man mit Gewalt spielt. Gewalt wird immer zu neuer Gewaltanwendung anreizen. Die Reichsjustizverwaltung wird derartigem Vorgehen mit der größten Energie und bestem Erfolge entgegenzutreten wissen." Also da habt Ihrs! Das ist die Aufgabe der Justiz — und das wußten wir allerdings noch nicht. Das ist neu, weil ehrlich und nicht geheuchelt. Das sagt der Chef nicht der Obersten Heeresleitung, sondern der obersten Justizbehörde, und der Chorus brüllt wie in der großen Zeit Bravo über Bravo! Der gute deutschnationale Abgeordnete, seines Zeichens Amtsgerichtsrat in Zwickau, ergänzt mit den Originalworten der Heerführer aus großer Zeit eifrig: „Die schmutzigen Angriffe können nicht einmal die Fußspitzen der Justiz erreichen." Der Volksparteiler findet heraus, daß für das Schwinden des Ansehens der Justiz. „die Reden und Schriften der Linksparteien verantwortlich sind". (Selbstverständlich, wie für den Verlust des Krieges!) Er erbietet sich, „eine Gegenliste" für andre Fehlsprüche aufzustellen. (Ist die Unantastbarkeit der Justiz nicht ganz klar erwiesen, wenn sogar nach beiden Seiten gesündigt wurde?) Der Zentrumsmann gibt zum Beweis für die Vortrefflichkeit der deutschen Justiz eine Schauergeschichte aus der Praxis der französischen Gerichte im besetzten Gebiet zum Besten. Die Demokratie schickt, sanft wie sie ist, eine Dame vor, die gern zum Richterberuf zugelassen werden möchte. (Daran liegts nämlich bloß — die Frauen müssen auch Richter sein!) Nur ein Professor der Rechte, im Nebenberuf Mehrheitssozialist, findet allerlei zu tadeln, muß sich aber von ganz links darauf hinweisen lassen, daß seine Krokodilstränen über ungesühnte Morde wie dem an Jogisches doch etwas „abwegig" sind, weil dessen Mörder Tamschick unter

seinem Genossen Noske zur Strafe Leutnant geworden ist. Die bürgerliche Presse hat aus der ganzen Debatte nur Verhetzung, Schmähung, Verunglimpfung, Agitation und Haß gegen alles, „was uns wieder groß und stark machen könnte", gehört. Sie stellt daher mit Befriedigung fest, daß das Haus vor dem „endlosen Schwall" der Rede des Kommunisten Levi geflüchtet ist. Der Vorsitzende des ‚Preußischen Richtervereins' Landgerichtspräsident Neuenfeldt fühlt sich, statt mit Pater peccavi dreimal an die Brust zu schlagen, bemüßigt, in der Presse festzustellen, daß das Richtertum sich über „Schmähungen erhaben fühlen dürfe im Bewußtsein, in dieser schweren Zeit seines Amtes mit unparteiischer Gerechtigkeit gewaltet zu haben". Das ist der Geist, der „Reformen" durchführen soll. Man fragt sich unwillkürlich: Wozu Reformen, wenn alles so schön, so gut, so herrlich ist? Spart dann doch eure Zeit und das teure Papier!
Nur wundere sich Keiner, wenn ein Zusammenbruch erfolgt, der schlimmer ist als der von 1918. Wäre man selbst wenigstens einer von Denen, die sich als unschuldige Opfer dieser Justiz fühlen, oder Angehöriger einer politischen Partei, dann könnte man sich damit trösten, daß man vielleicht aus persönlicher Verärgerung die Dinge zu schwarz sehe, daß das Eintreten für eine politische Idee einem den Blick trübe; und man könnte meinen, alle die Krankheitssymptome seien vielleicht doch nicht so schrecklich ernst zu nehmen. So aber ists hoffnungslos. „Die Götter wollen dein Verderben — fort eil ich, nicht mit dir zu sterben!"

(Fortsetzung folgt)

## George Grosz von Robert Breuer

Es wird im Mai 1917 gewesen sein. Die Extrablätter waren schon seit langem ausgeblieben, und durch den Blutrausch katerten die ersten Miaus. Einige Literaturknaben bekamen Witterung. Menschenliebe trieb sie, aber auch die Scheu vor dem Pappkarton. Lyrik tropfte rebellisch in die Politik hinein. Strophen hämmerten an der Völkerverbrüderung, aber auch dem Schnaps waren die Knaben nicht abhold. Vom Weibe wußten sie wenig. Als Geschlecht waren sie durchaus intellektuell, gassenbubenhaft-polternd und als unbewußte Nachblähung der Romantik: stolbergisch. In solch einem Trupp versseliger Vaganten lernte ich George Grosz kennen. Am Kurfürstendamm; Munch, van Gogh oder dergleichen an den Wänden; die Atmosphäre sektiererisch aufgeregt, spritzig von Nuancen, östlich gesättigt. Auf dem Podium zwischen problematischen Begabungen plötzlich ein Kerl, ein Clown, ein Nigger mit weißem Gehirn, ein Cowboy, der Stendhal gelesen hat. Eine Zirkustrompete, ein muskulöser Radschläger mit Mathematik in den Nerven. Wintergartenreif. Ein äußerst durchtriebener Bursche, dem zynische Verwandtschaft gleich anmerkte, wie er sich hinter den Kulissen schief lachte über Alle, die seinen Klamauk ernst nahmen. Er epatierte nicht nur den Bourgeois, auch die Bohème:

Des Syphilitikers buntes Profil schimmert
durchs Dunkel — auch ohne Nase läßt sichs leben!

Manager-Instinkt wußte: mit Dem läßt sich reisen; er wird Geld machen, money maken. Wer Künstler war, erkannte eine glühend aus Krater schießende Genialität. Eine Erkenntnis, die sich festigte, wenn die ‚Kleine Grosz-Mappe' durchgesehen wurde: zwei Dutzend Steinzeichnungen, zwei Dutzend Rotunden-Kritzeleien, zwei Dutzend primitive Geflechte aus verrückt gewordenen Linien, deren jede einzelne ein Sinnenerlebnis stenographierte, deren Gesamtheit alle Explosionen des Kosmos faßte. Ein kolossaler Zeichner! Eine Augenbestie, ein schamloser Exhibitionist, ein ironischer Lyriker, ein amerikanisierter Wedekind, ein Eimer der Pandora.

Diese Blätter haben sich gehalten. Auch heute sind sie noch lebendig, noch nicht überholt. Ein Junger, der nach vier Jahren noch nicht tot ist! Wahrscheinlich der einzige, der leben bleiben wird. Die Geschichte der psychologischen Linie, der den Menschen entkleidenden, zersägenden,.schändlich kompromittierenden, durch Fegefeuer reinigenden Linie wird ihn neben Hogarth, Toepfer, Busch, Heine, Gulbransson nennen müssen. Mit sechs Strichen gibt er den Extrakt eines Hauses, die Closetröhren, dazu aber auch die göttlichen, das Dach umspielenden Sterne. Wenn ihm ein Profil zur Erfassung des Entscheidenden nicht genügt, ergänzt ers durch einen kessen En-face-Blick; dann gibt es zwei Nasen, die sich verdeutlichen. Aber sie verdeutlichen sich in der Tat. Zuweilen hat er das Bedürfnis, dem Menschen unter die Kleidung zu sehen oder in das Gehirn hinein oder auf die verluderten Melkbrüste. Wenn ihn reizt, die Mannigfaltigkeit eines seiner aufgespießten Subjekte zu entlarven, das Durcheinander der tierischen Regungen, das Chaos der Seelen, macht er aus solch einem Kopf ein dämonisches Knollengewächs, triefend von Enthüllungen oder gespenstisch skelettiert und bis auf die Knochen transparent.

Es war weiter nicht verwunderlich, daß dieser scharfzähnige Analytiker, dieser Linienrebell, dieser Beißer, Kratzer, Hämmerer, Bohrer, dieser boxende Athlet mit dem Giftmaul und dem Kinderherzen sich politisch verfing:

Den Revolver knall ich ab
früh, wenn ich aus dem Blockhaus trete
breit, mit roter Bluse und braun —
wild bellt der Hund —
und der Papagei singt englisch.
Ha!! ich lebe auf! Früh! Tau auf allem Gras,
meine beiden Revolver, das große Schottenmesser,
mein schwarzer Zottelhund — — oh!! Colorado!
Freiheit!!!

Da es an Indianern fehlte, machte der Cowboy Jagd auf Noske. Das gewährte einen gewissen Schauer von Gefährlichkeitt, wurde gelegentlich verfolgt, verboten und mit Handgranaten bedroht. George Grosz bleckte die Zähne, schäumte in Besessenheit, schuf unsterbliche Dokumente vom Tode des Militarismus. Von seiner Fäulnis, seinem Blutgestank, seiner Bestialität, seiner geilen Hoffart, seiner feudalen Verblödung, seiner proletarischen Dußligkeit, seiner Schändung des Menschlichen. Man darf sagen, daß George Grosz mit diesen von Haß fauchenden und von heißem Erbarmen für die verfolgte Kreatur überströmenden Zeich-

nungen das Soldatenhandwerk für alle Zeit unehrlich gemacht hat. So etwa wie Daumier die Richter, die Schieber, die Börsianer und all die andern Typen nachkriegerischer Aasgeierzeit an den Schandpfahl nagelte. Zwar sind sie heute alle wieder ganz lustig, aber völlig erholen werden sie sich von dem, was ihnen Daumier zugefügt hat, nie wieder. Insofern haben auch die Offiziere, die Feldwebel, die Militärärzte, die selbst lungenlose Knochengerüste lächelnd kv schreiben, haben die Monokelheroen, die behandschuhten Berufsrnörder, die Erbsenbäuche und Kommißköpfe durch George Grosz einen unheilbaren Knacks, einen Bruch der Respektsäule, eine Zerfetzung der Glorie erlitten.

Die bezwingende Heftigkeit solcher Wirkung wird durch die künstlerische Kraft des Zeichners bedingt. Thema ist Schall und Rauch; Gesinnung wird von den Sektenbrüdern geschätzt. Vom Haufen der Propagandisten sondert den Künstler das schöpferische Formvermögen. Auch im Gefolge der Hohenzollern wäre Grosz ein Unsterblicher geworden; nur hätten die Hohenzollern nicht mehr vermocht, ihn an sich zu ziehen. Man verstehe: an einem Stiefel, einer Kleiderfalte, einem Pflasterstein entscheidet es sich, daß Grosz zu den bedeutendsten Zeichnern der Kunstgeschichte gehört. Einige Blätter stellen ihn dicht neben den Bruighel des bethlehemitischen Kindermordes. So das Blatt ‚Feierabend' aus der lächerlicherweise vom Staatsanwalt verfolgten Mappe ‚Gott mit uns'. Dabei ist gar nicht so sehr notwendig, die Inhalte beider Werke zu vergleichen, dieses Explosionsgemisch von Brutalität und Verwesung. Man braucht nur das Landschaftliche der beiden monumentalen Kreuzwegtafeln zu vergleichen, und man erlebt die Gemeinsamkeit der Art: die Andacht am Kleinen mitten im tosenden Geschehen, die Ruhe der sich an die Natur verlierenden Betrachtung und die rhythmische Gewalt, tausenderlei in eine besondere Einheit zu bringen. Mit Meisterschaft behandelt Grosz die Hintergründe; ob es sich dabei um Straßenwände, um Stadtsilhouetten, um Zuchthausmauern handelt: immer erfaßt ein zärtlicher Lyriker, den ein Fensterkreuz, ein Aestlein, eine Turmspitze entzückt, mit Hingebung an alles Gewachsene und Gewordene ein Stück Welt, das ihm und durch seine Gestaltung auch uns Zuschauenden genügt, tief in reines Weltgefühl zu versinken.

# Kampf ums Kino

## Wider Hans Siemsen **von Rudolf Kurtz**

Wenn irgendwo ernsthaft gearbeitet wird, kommt bestimmt Einer, der es besser weiß. Es ist eine schreckliche Errungenschaft des nachkriegerischen Deutschland, einen Revoluzzer-Typ hervorgebracht zu haben, der den kompliziertesten Erscheinungen immer mit den einfachsten Formeln auf den Kopf schlägt. Diese besonders peinliche Art — nicht der Kritik, sondern eben einer besserwissenden Nörgelei — zeichnet sich dadurch aus, daß sie hinter ein paar Witzen herläuft, daß sie von den Tatbeständen keine Notiz nimmt, sondern einfach ihr höchst primitives Seelenleben, ihre einzellige geistige Existenz, ihre Nullität über die Erscheinungen hinwegprojiziert: deutlich unter-

stützt von einer sehr modern gewordenen politischen Geste. Wenn man ein seelisches Diagramm dieses Typus zu beschreiben hätte, bliebe etwa als Integrale zurück: Ihr seid Protzen-Kultur; dekadent, spießig, abbaureif — und wir sind die junge Garde der Zukunft, naiv, kräftig und gesund. Mir hat für diese peinvolle, lästige Psychologie bisher das Wort gefehlt. Der Artikel in Nummer 4 der ‚Weltbühne': ‚Die Filmerei' hat es mir in die Hand gedrückt: ich möchte sie hinfort das Siemsen nennen.

Was soll es denn eigentlich heißen, daß ein Film zwei Millionen kostet! Es bedeutet, daß man anständige technische Mittel zur Verfügung hat; es bedeutet, daß man möglichst gute Schauspieler heranzieht; es bedeutet, daß man mit künstlerischen Kräften arbeitet; es bedeutet, daß man in ein paar landschaftlich reizvolle Gegenden reist. Die Siemserei aber verargt es einem und schreit: Unfug! — denn „ein bißchen gesunder Menschenverstand, ein bißchen Geschmack, sehr viel Phantasie, ein bißchen Humor und möglichst viel Natürlichkeit: das genügt!" Das genügt wirklich. Aber wer im Besitz dieser ausgezeichneten Eigenschaften ist, wird eben erhebliche Mittel anfordern, um sie im Material des Films zum Ausdruck bringen zu können. Ohne Geld, ohne viel Geld helfen all diese schönen Sachen nichts; denn man bleibt in der billigen Kulisse und im schlechten Material stecken. Das wissen die Siemser nicht, denn sie sitzen am Schreibtisch, haben keine blasse Ahnung von den Kosten eines Films und pochen auf ihre Naivität und ihren bon sens.

Besonders böse sind die Leute auf die kubistischen Alpen. Mit dieser Luna-Park-Erinnerung bestreiten die Siemser ihr Bedürfnis nach Argumenten. Gemeint ist damit, daß die Film-Gesellschaft, der auch ich angehöre, für den Wegener-Film: ‚Der Golem, wie er in die Welt kam' Poelzig berufen hat, den dekorativen Rahmen für die Darstellung zu schaffen. Die Siemser als Apostel des bon sens rufen entrüstet: Oh, welche Unfähigkeit, in die mannigfaltigen Typen des Landschaftsbildes nicht die Form und Situation hineinzusehen, die auch die gespenstigste, die wildeste Szene stilvoll unterstreicht! . . . Helden vom Schreibtisch! Blinde Kunstfanatiker! Zurückgebliebene einer Epoche, die im achtzehnten Jahrhundert schon antiquiert war! Eine Legende aus einer phantastischen Zeit soll dreidimensionale Formen erhalten! Ein gänzlich unhistorischer, nur aesthetisch benannter Traum soll Gestalt werden. Die Wirklichkeit hat für Erlebnisse von dieser Stärke keine Aequivalente. Wenn mich die Siemser etwa auf Edvard Munch und seine Landschaften verwiesen, so müßte ich ihnen sagen: Die sehr komplizierte seelische Instanz, die der Landschaft in Munchs Bildern die visionäre Existenz gibt — diese Instanz ist der optischen Linse zur Zeit noch nicht eigentümlich. Es besteht auch wenig Aussicht, die Camera gehirnlich zu entwickeln, und der Operateur kann das Sonnenlicht nicht veranlassen, die Natur individuell zu durchseelen. Mit andern Worten: Wir haben Poelzig gebeten, die künstlerische Steigerung der natürlichen Form dergestalt vorzunehmen, daß für die photographische Linse die Aufgabe übrig bleibt, die sie leistet: die Abzeichnung. Die Siemserei nennt das Humbug und begnügt sich mit ein paar lustigen, aufregenden

oder umwerfenden Einfällen und mit der Gespensterhaftigkeit einer alltäglichen Landschaft. Oh, wie wir diesen Typus aus der Literaturgeschichte der letzten hundertfünfzig Jahre bis zum Ueberdruß kennen gelernt haben!

Ich bin ein bißchen deutlich geworden. Aber die ‚Weltbühne' nimmt nie ein Blatt vor den Mund, und sie wird einem alten Mitarbeiter gestatten, die Krähe eine Krähe zu nennen, auch wenn sie in ihren Blättern aufgeflogen ist. Ich glaube, aus dem Herzen der deutschen Film-Industrie heraus beurteilen zu können, mit welch ernsten Mitteln gearbeitet wird, um aesthetische Werte im Film zu erzeugen. Ob es gelingt oder nicht gelingt, diskutiere ich an dieser Stelle nicht; aber man soll diese Bestrebungen nicht durch eine peinliche Art des Besserwissens sabotieren, die durch die Veröffentlichung in einer angesehenen Zeitschrift grade an den Leserkreis gelangt, an den man durch ernste Arbeit den Film herantragen will. Es ist immer ein Merkmal der provokantesten und der heftigsten, der lessingischen Kritik gewesen, daß ihre Attacken aus einer Fülle sachlicher Ueberlegenheit entsprungen sind. Es ist das Symptom der Siemserei, daß man die Dinge anschaut, nicht sieht und sich auf seine Naivität, seinen bon sens und seinen Abstand von der Protzen-Kultur beruft.

## Für Hans Siemsen von Peter Panter

Hans Siemsen hat hier in Nummer 4 auseinandergesetzt, wie teuer, wie leer und wie verfahren der deutsche Film ist, und Rudolf Kurtz hat ihn aus „dem Herzen der deutschen Film-Industrie" geantwortet. („Du aber, wenn mein Wort verhallt Und aus ist Stolz und Schmerz, Sollst schneiden aus meiner Brust alsbald Mein schlachtenmüdes Herz.")

Moritz Heimann hat es einmal den Fluch des Kapitalismus genannt, daß Einrichtungen nur deshalb weiter bestehen müßten, weil sie bestehen — also, damit Arbeiter weiter Arbeit haben. Aber wenn wir — und so fängt ja jede Reform an — theorisieren: Was hat die Amortisation der in der Ufa investierten Kapitalien mit unserm Unterhaltungsbedürfnis zu tun?

Die Film-Industrie hat sich da nicht eben glücklich verteidigt. Rudolf Kurtz, der als Schriftsteller viel zu begabt und zu geistig ist, um nicht genau zu begreifen, was Hans Siemsen will, deckt eine Geschäftsbilanz mit einer Kunst, die nicht nur im Falle Poelzig aus Pappe ist. Denn ebenso groß wie im Film der Einfluß des mächtigen Kapitalisten, der, koste es, was es wolle — und wenns der Geschmack ist — Geschäfte zu machen wünscht, so klein ist der ursprüngliche Spieltrieb.

Freunde und Gegner des Films vergleichen diese Institution oft mit dem Theater — und die Freunde wollen aus den Anfangsjahren des Theaters herleiten, daß sich auch der Film so veredeln könne. Das kann er aber nie.

Der herumziehende Theaterdirektor war ein Vagabund, der gewiß Geld einnehmen mußte, um leben zu können: aber bei ihm und seinen Mimen war doch der Spieltrieb, wie verschmiert auch immer, noch ganz elementar — und kein Kapitalist stand zwischen Kunsterzeuger und Publikum. Wie ists beim Film?

Regisseure, Schauspieler und gar Schriftsteller bilden ein Anhängsel. Die Seele vons Buttergeschäft sitzt anderswo. Im Aufsichtsrat.

Und der wiederum hat nur das Bestreben, gute Geschäfte zu machen (er wäre sonst ein schlechter Aufsichtsrat). Und die Geschäfte kann er nur machen, wenn die Dienstmädchen aller Länder sich vereinigen und des Sonntags in die zwanzigtausend Kinos strömen, die erst die großen Gewinne ermöglichen. Wann strömen sie?

Sie strömen, wenn sie ihre Sehnsucht, ihre Idealwelt und ihren Geschmack realisiert finden. Wo ist da die Kunst?

Lassen wir die Kunst, wenn vom Film gesprochen wird. Auf Einen ‚Doktor Caligari' kommen neunhundert Kitschangelegenheiten, die undiskutierbar sind. Also Kunst nicht.

Dann wenigstens reine und nette Unterhaltung? Ich schlafe ein. Der Film für zwei Millionen Mark ist deshalb von vorn herein schlecht, weil er viel zu großes Gewicht auf das legt, was man mit Geld bezahlen kann, und viel zu wenig auf das, was kein gemietetes Tempelhofer Feld hergeben kann: auf den Charme. Der Riesen-Monstre-Gala-Film ‚Anna Boleyn' ist ledern, und was da die einzelnen Darsteller an geoffenbarter Seelenkunst hergeben, ist bestenfalls gute Theatercharge. Ich besinne mich, daß bei der Premiere des ‚Prinzen Kuckuck' irgendein Schauspieler, der Mittag aß, den Mund zu einer ironischen Geste verzog, und ein „Faabelhaft!" das schauernde Publikum durchlief. Man lacht über die Kluft. zwischen Absicht und Wirkung.

Filmen ist wirklich keine so feierliche Sache. Unzweifelhaft ist, daß Tiere und Kinder im Film tausendmal hübscher anzusehen sind als gefeierte Gents, die sich die Zigarette auf dem Etui zurechtklopfen. Und sicherlich richtig ist, daß wir alle — nicht nur die Bessern — uns lieber von freundlichen Belanglosigkeiten unterhalten lassen wollen als von teuer erkauften und bombastisch aufgemachten Attrappen.

Nicht immer geben Erfolge recht. Daß das Publikum „es so haben will", mag geschäftlich stimmen — für den Wert der dargestellten Filme spricht das nicht. Schlimmer aber ist, daß die böse Tat fortzeugend Böses muß gebären. Natürlich könnte Niemand von uns — weder Hans Siemsen noch sonst irgendeiner —, säße er in einer unsrer großen Film-Gesellschaften, dort sehr viel Besseres machen. Weil mit diesem Menschenmaterial und diesem verfahrenen Laden nicht zu arbeiten ist.

Rudolf Kurtz muß wissen, wie das Personal des deutschen Films, wie (in der Mehrzahl) seine Frauen, wie die Regisseure, wie die männlichen Stars und wie die Direktoren beschaffen sind. Jeder weiß es — ich rede hier selbstverständlich nicht von den Privateigenschaften dieser ehrenwerten Leute, sondern wie sie sich als „Künstler" manifestieren —; aber wenn es einmal Einer ausspricht, dann gibt es ein großes Hallo.

Nicht darauf kommt es an, ob Poelzig oder die Verfasser des ‚Doktor Caligari' oder der um den Film hoch verdiente Paul Wegener recht oder unrecht haben — sondern darauf, daß das Niveau des deutschen Films so unendlich tief ist, weil er ganz Falsches, Unerreichbares erstrebt. Was die Maschine passiert

hat, kann nicht Seele ausstrahlen wie die lebendige Käthe Dorsch. Man merkt jeder Sache an, warum sie gemacht wurde.

Dies ist eine Industrie. Sie mag der deutschen Volkswirtschaft nützen und vielen Leuten Gelegenheit geben, so viel Geld zu verdienen, wie sie mit andrer Arbeit sich niemals einbringen könnten. Aber ich weiß nicht, was die Lieblingsfrau des Maharadscha (Dritter Teil) mit uns Andern zu tun hat.

Daß der Film nicht nur die Hersteller, sondern auch die Kritiker gut bezahlt, ist kein Grund, hier nicht — unbeteiligt, wie wir uns haben — die Wahrheit zu sagen.

Bei aller Liebe für das Herz der deutschen Film-Industrie: es schlägt — aber es geht ein bißchen nach.

Wir sabotieren nicht die guten Bestrebungen der Kino-Reformer. Wir glauben nur nicht so recht an ihren Erfolg. Das Schlimmste nun, was man einem Deutschen antun kann, ist, an der Notwendigkeit seiner Arbeit zu zweifeln. Krupp ist aber immer für Weltkrieg gewesen, General Hoffmann für den Einmarsch in Rußland und das Herz der Film-Industrie für „Weitermachen!”

Ceterum censeo: Hans Siemsen hat recht. Denn wichtiger als das automatische Betätigungsbedürfnis eines Apparats ist wohl auch hier die Sache.

## Josephs-Legende von Gisella Selden-Goth

Potiphars Weib thront marmorkalt, statuenstarr auf goldenem Hochsitz. Keine kostbare Gabe, kein schwüler Entschleierungsreigen, kein blutberauschender Männerkampf rührt an ihr eisiges Brüten. Da wird ihr der Hirtenknabe im Ziegenfell zugeführt. Sein kindlicher Tanz, mit dem er Jehovas Herrlichkeit sucht und findet, entzündet die Frau. Sie rührt ihn nachts auf seinem einsamen Lager an und fühlt mit Entsetzen sein Göttliches, das sie nie besitzen wird. Die abwehrende Bewegung des Reinen läßt Haß und Wut in ihr aufflammen. Sie verleumdet ihn und droht mit Folter und Tod. Aber um Joseph strahlt seines Gottes Licht, und der gewappnete Erzengel führt ihn an der Hand aus Angst und Not in die ewige Glorie ein. Das Weib erdrosselt sich mit seinen Perlenschnüren.

Eigentlich wenig Arbeit für zwei Dichter. (Als ich einmal an einen erfolgreichen Operettenkomponisten die Frage richtete, weshalb immer ein Paar von Schriftstellern seine Texte schreiben müßte, erwiderte er: „Einer allein ist nicht blöd genug dazu.”) Doch Hofmannsthal, von dem Stoff und Handlung, und Keßler, von dem die Entwicklung der poetischen und mimischen Motive stammt, haben die schöne alte Legende in eine phantastische Vision gebannt, die in ihrer farbigen Pracht und der durchgeführten Hineinstilisierung in das Seicento eines gewissen Eindrucks sicher ist. Peinlich genaue Inszenierungsvorschriften lassen auf der Bühne Szenen von der Bildhaftigkeit eines Paolo Veronese entstehen, Szenen, durch die Josephs Erscheinung wie ein dem Rahmen entstiegener Heiliger Sebastian des Reni wandelt. Düstere und beschwingte, heitere und schwüle Tanzfiguren schlingen sich um pantomimisches Geschehen, das Leidenschaften

aufwühlt und Ekstasen versinnlicht. Ein gutes Glasgemälde, um in den Strahlen von Straußens Musik aufzuleuchten —, einer Musik, die noch jüngst in der ‚Frau ohne Schatten' von der Unerschöpftheit ihres Schöpfers zeugte. Wie dort den Kontrast zwischen Geister- und Traumleben auf der einen, menschlichem Fühlen und Leiden auf der andern Seite, will sie auch hier einen Gegensatz zweier Welten: jener morscher, gesättigter, lasziver Kultur und jener herber, zukunftsreicher Frische eines auserwählten Stammes zeichnen. Doch vermag sie für ihr Problem diesmal weniger Kraft aufzubieten, gibt sich, trotz ihren wolllüstig-glühenden Akzenten, blasser als in dem unerhört reichen spätern Werk. Wenn man an Strauß — wohlgemerkt: nur an ihm selbst! — mißt, so ist festzustellen, daß die Erfindung zeitweise nachgelassen hat — aber was tut das bei einer musikgeschichtlich so überragenden Persönlichkeit! Am wertvollsten in dem Werk sind die Teile, die Josephs Keuschheit, Naivität und Kindlichkeit, sein gläubiges Vertrauen auf göttlichen Schutz malen. Hier hat die Musik Töne von wunderbarer Süße und Eindringlichkeit, hat sie selbst eine rührende Kindlichkeit und die große Einfachheit, die zu erreichen nur dem Raffinement einer höchstentwickelten Kunst gegeben ist.

Pariser Uraufführung der ‚Josephslegende' — Russisches Ballett! Versunkene Welt von Schönheit, Rausch, Farbe, Linie, Bewegung, unwiederbringlich zertrümmertes kostbares Kunstwerk! Wer vergißt je die pulsenden Konturen eines Tanzes, dessen Atem die schlanken Slawinnen in einem einzigen rhythmischen Taumel über die Bühne riß? Wer die männliche Kraft Adolf Bolms, die Leidenschaft' der göttlichen Karsawina, die flüchtige Grazie Nijinskis, dessen Füße aller Erdenschwere ledig kaum mehr am Boden hafteten? Man sieht ihn dahinfliegen, liest man im Textbuch die Worte: „Joseph springt mit leichten Füßen. Er scheint zu fliegen; ohne Anstrengung macht er hohe beschwingte Sprünge, die die sublimste Heiterkeit ausdrücken; das göttliche Lachen scheint in ihm verkörpert." In der berliner Staatsoper vermochte Herr Kröller trotz aller Technik und offenbar überlegter Gestaltung seiner anspruchsvollen Rolle, nicht ganz das Gefühl der Unnatürlichkeit des tanzenden Masculinums zu bannen. Das natur- und kulturgeschichtlich erklärbare balzende Männchen wirkt heute kaum mehr erträglich. Die vielseitige Frau Durieux mimte das doch eher für eine Tänzerin gedachte Weib; ich sehe sie bei Shaw und Strindberg lieber und hätte ihr nicht zu dem eigentümlich aufgeplusterten unvorteilhaften Kostüm im ersten Akt geraten. Außerordentlich schön und farbig waren die Bühnenbilder; und die Ströme grüngoldenen Brokats, die von allen Seiten auf Potiphars Halle niederrieselten, ließen für ein Mal keinen Gedanken an den unabwendbaren Bankerott der deutschen Operninstitute aufkommen. Als im Schluß-Tableau der gottselige Joseph, am Leibe weiß wie der Schnee auf den Bergen Judäas, zwischen schwebenden G-dur-Melodien und goldgeflügelten Posaunenengelein in die allmäch tige Hut emporstieg: da empfand man mit leiser Erschütterung etwas von der vorübergeisternden Vision des vielgesuchten Gesamtkunstwerks.

# Geschäfts- und Volksbühne

Uns bleibt auch nichts erspart. So lange hätte der Kritikerstreik doch wenigstens dauern können, bis der pathetische Hut von neuem den hohlen Schädel schmückte, der die Macht und den Zensor hat, den ‚Pathetischen Hut' zu verbieten. Unter diesen bringt Rößler alle die aktuellen Scherze, die er in guten alten Zeiten, als noch der Popanz auf der Stange hing, für die Mitternachtszeitung des Bösen-Buben-Balles zusammenzustellen pflegte. Daß die Komödie im allgemeinen andre Gesetze hat als die Unsterbliche Kiste und die politische im besondern andre als ein parteiloses Witzblatt: das ist dem durchtriebenen Theaterpraktiker seltsamerweise nicht aufgegangen. Man mag für die Monarchie, und man mag für die Republik gestimmt sein und kämpfen, indem man die Blößern des Gegengebildes lachend aufdeckt. Man mag sich auf eine Höhe schwingen, die dem weise lächelnden Blick erlaubt, die Abweichungen der Staatsformen als belanglos, die Torheit der künstlich abgeteilten Gruppen als gleich imposant und unüberwindbar zu erkennen. Ach was: man mag jeder Vorschrift entsprechen und jede verletzen, wenn man nur Mut, Charakter, Talent und Geschmack hat. Der gealterte Rößler hat ein zerfließend weiches Herz, einen ausgeprägten Sinn für Tantiemen, den Wunsch, weder rechts noch links anzustoßen, und das verdiente Schicksal, grade deshalb weder rechts noch links zu berühren oder gar zu rühren, trotzdem Töne erklingen, die seit dem Trompeter von Säkkingen keiner seinem Piston entlockt hat. Dazwischen wird immerzu eine Knarre gedreht, weil das Milieu des dramatisierten Sechsdreierromans die Eigenschaft hat, der spottenden Respektlosigkeit genau so viel zu bieten wie die Fabel dem edlen Gefühl. Zunächst läßt sichs an, als sollte der deutsche Revolutionsersatz madig gemacht werden. Aus Südekum, Bewohner des Schlosses von Sacrow, Scheidemanns Freunde Sklarz, dem Jobber der Republik und einem homme à femmes des Trianon-Theaters ist ein Popanz zurechtgeschustert, dem man gönnt, daß er für die Bereitwilligkeit, den sympathischen Landesvater z. D. mit seinem Kronschatz über die Grenze zu schmuggeln, um den baren Lohn ganz und um den Liebeslohn der „Königshure" zur Hälfte betrogen wird. So schamlos korrupt sind die sozialdemokratischen Minister! triumphiert in den Kammerspielen der Leser des Berliner Lokalanzeigers. So bestrickend vornehm sind unsre verjagten Dulder! erstirbt der Leser der Täglichen Rundschau. Dieweil aber den Kassenerfolg die Leser der Judenblätter entscheiden, ist dafür gesorgt, daß durch die drei Akte der Minister Moritz Stern aus Labischin einen klebrigen Faden zieht. Dieser Inbegriff aller Tugenden unsres auserwählten Volkes kratzt seine brave Mutter aus der Erde, um die Behauptung, daß über eine Frau, die sich gezwungen verkauft, die Götter selbst weinen, wirksamer einzufetten. Dessenungeachtet gebrichts ihm nicht an wahrhaft ätzender Lauge. „Wissen Sie vielleicht den Unterschied zwischen einer Uniform und einer Livree?" Der Männerstolz vor umgestürzten Fürstenthronen ist seiner Pointen sicher. Bei Gustav Landauers Bart, den der Schauspieler umgehängt hat: es gibt Leichenschändungen, über die die Götter selbst weinen. Es gibt Taktlosigkeiten wie die Allerweltsbeschmeichlung auf Kosten einer Revolution, die dafür in der verhunztesten Erscheinung zu schade ist. Es gibt Kunstfrivolitäten wie die Auslieferung Lina Lossens an eine Theaterfigur, zu deren Entstehung ein Notzuchtsakt an der Courths-Mahler nötig- war. Und es gibt Enttäuschungen wie den Uebertritt dieses Carl Rößler ins Lager der skrupellosen Theaterfutterlieferanten, mit denen er bis dahin vermöge seiner Menschenähnlichkeit nicht zu verwechseln gewesen war.

*

Gequält von so schlechter Lust, ist man am nächsten Abend in der Volksbühne doppelt für gute empfänglich. Es glückt nicht immer, dieses unverwöhnte Publikum und uns zu befriedigen, Tagores ‚Postamt' hat die vollendete Herzensschlichtheit, die Alle einfängt. Ohne dramatische Winkelzüge naht sich unmerklich leise der Tod einem kranken Knaben, den die Begier nach dem ungekannten Leben fieberhaft aufpeitscht. Gewänne ers statt für eine Theaterstunde für eine normale Anzahl Jahrzehnte: er würde kaum andre Erfahrungen mit seiner Zeitgenossenschaft machen. Sie zeigt sich ihm feindlich und freundlich, phantasielos und so einbildungskräftig, wie er selber ist. Der Rat der indischen Weisheit, an der Welt vorüberzugehen, weil sie nichts ist, wird hier zu der philosophischen Mahnung, ihr Abbild für das Wesen, den untadligen Teil für das fragwürdig zusammengesetzte Ganze zu nehmen. Ein Verzicht, der zu sehr bereichern würde, als daß er Sache der menschlichen Vielfraße wäre. Zarte Melancholie webt bei Tagore um diese Dichtereinsicht. Er rettet sich und sein Lieblingsgeschöpf in den verschönenden, lösenden, sehnsuchterfüllenden Traum. Leider beeinträchtigte in der Volksbühne seinen Zauber, daß uns auf demWege zu ihm allzu langsame Tonlosigkeit abgemattet hatte. Offenbar sollte von dieser Getragenheit — die nur eben verschleppt wurde — die Hetzjagd der folgenden Posse sich umso belustigender abheben. Vor zehn Jahren haben die Kammerspiele, die damals noch nicht auf Zeitzerrbilder angewiesen waren, die ‚Komödie der Irrungen' ausprobiert. Das Stück Weltdramatik hat bei dem Bearbeiter Shakespeare fünf Akte und fünf Schauplätze. Bei Reinhardt war daraus ein Akt und ein Schauplatz geworden. Dieser: ein Brückenbogen, dem Hafen von Ephesus so vorgelagert, wie ihn kein Brückenbauer gebilligt oder gebaut hätte. Aber was ging Reinhardt und uns das an! Wir sahen jenseits dieses Bogens Schiffchen wie aus der Spielzeugschachtel liegen, sahen rechts und links schwarz-weiße Häuser von zeitloser Machart stehen und empfanden uns mitten in einer Märchengegend. Ueber den Brückenbogen huschten und sprangen, mit phantastisch hohen Kopfbedeckungen und wunderlichen Beleuchtungskörpern in den Händen, bald halbnackte, bald ganz schwarze Gestalten, die zunächst nichts zu bedeuten schienen als sich selber. Tatsächlich waren sie wesentlich für Atmosphäre und Tempo des Stückes. Reinhardt hatte herausgefunden, daß die ‚Komödie der Irrungen' einen Flacker-Rhythmus hat und auf der Bühne kriegen muß. Diesen Rhythmus zu erzielen, tat jede Einzelheit mit. Darum war keineswegs falsch, daß nur eine schmale Lücke dazu diente, das Menschengewimmel auf die Bühne und von der Bühne wieder herunter zu lassen. Dies ständige Gedränge erzeugte eine Unruhe, die in solchem Grade wahrscheinlich garnicht beabsichtigt, aber auf alle Fälle äußerst charakteristisch war. So hatte man Shakespeares Komödien vor Reinhardt nicht inszeniert. Nach Reinhardt inszeniert sie genau wie er, wer ein ordentlicher Handwerker ist. Herr Jürgen Fehling knüpft an Reinhardt an, aber spinnt seinen Faden weiter. Das Gewebe bekommt einen kenntlichen Einschlag von heute — des Tagesmusters der Martin, Berger und Jeßner — und hat doch zuletzt eigne Farbe und eignes Gesicht. Ein zweistufiges Podium, auf dem winzige Requisiten den Lokalwechsel andeuten. Halbkreisförmig wird es von einem hellgrauen Vorhang gerahmt, dessen Falten spukhaft schnell die Personen entsenden und zurückschlucken. Diese Windeseile zu steigern — unmöglich. Dabei sitzt und trifft jedes Wort. Die helfenden Kostüme hat ein Künstler der Heiterkeit ersonnen. Sie hüllen zu hagere und zu dicke und immer Figuren ein, die mit einer niederdeutschen Trall-Freude an grotesker Märchenhaftigkeit halb Wilhelm Raabes, halb Wilhelm Buschs Reich entrissen sind. Alle Spieler sind über sich hinaus getrieben. Man lacht sich schief und wieder grade. Solange die Volksbühne existiert, hab' ich sie nicht beschwingter verlassen,

# Fixen Sie den Dollar! von Hetta Gräfin Treuberg

Ich las in der Neuen Zürcher Zeitung Friedrich Wilhelm Foersters Aufruf, der von einer Hungerpsychose des Mittelstandes spricht, und Alfred Webers Erwiderung, die dem Pazifisten das Recht bestreitet, für Deutschlands Menschheit einzutreten. Ich sah und hörte von der psychischen Beruhigung der Volksschulkinder nach selbst kurzer Dauer der Quäkerspeisung, von dem physischen Wachstum, das begänne, wenn die Kinder nährendes Brot, lockende Nahrung erhielten. Und dann zwang mich ein übles Geschick, nach Berlin zu reisen.

Ich kam des Morgens auf dem Anhalter Bahnhof an. Ein Bekannter holte mich ab. Ich fragte schüchtern, da er sehr erregt aussah: „Haben Sie Wohnung für mich?" Er bejahte zerstreut. Ist was passiert? Er flüsterte nur: „Fixen Sie den Dollar!"

Am Nachmittag war Demonstration. Einige Proletarier die keine Börsen-„Mentalität" haben, überschritten die „Bannmeile". Im Hotel Adlon lagen Verwundete. Ich erkundigte mich, ob dies nicht politische Folgen haben würde. Mit verglasten Augen erwiderte man mir: „Fixen Sie den Dollar! Sie können sich ja später eindecken — vielleicht in acht Tagen."

Ich ging zu einem sehr hochstehenden Finanzier und fragte ihn: „Können Sie mir die Besserung der Mark anders erklären, als daß der Dollar sinkt, weil die Textilindustrie zusammengebrochen ist — oder was sind sonst für Gründe maßgebend? Haben wir etwa, da der Moment wichtig ist, gute Unterhändler für Amerika? Plant man, die Frage des deutschen Eigentums zu lösen? Welcher Vorteil wird wirtschaftlich daraus gezogen werden?" Der Mann lächelte: „Alles, was Sie da anregen und zu wissen begehren, wird wohl erst in Monaten zu beantworten sein. Ich kann Ihnen nur einen Rat geben: Fixen Sie den Dollar!"

Den Abend verbrachte ich unter Freunden, Wir saßen bei Tisch. Mir lächelte der Anblick einer guten gebratenen Gans. Ich erwartete ein Gespräch über das Goethe-Erlebnis Emil Ludwigs; über die Geheimniskrämerei, die mit den Bismarck- Akten getrieben wird; warum man nicht die Archive des Auswärtigen Amtes verdienstvollen Forschern öffnet, die über den Beginn des russisch-deutschen Zollkrieges schreiben wollen. Dergleichen erwartete ich — - da erklang er wieder, der verhängnisvolle Satz: „Fixen Sie den Dollar!"

Wenige Tage später hörte ich, daß Amerika Bestellungen, die es bei deutschen Industrien gmacht; zurücknehme; daß Italien ganz vertraulich deutsches Eigentum konfiszieren werde; daß man in Oberschlesien, trotz der Tätigkeit der Deutschnationalen, nicht sicher sei, ob uns dies wirtschaftlich und moralisch notwendige Glied des Landes erhalten bleiben werde. Der einzige Lichtblick sei, daß ganz Berlin, selbst die Provinz diesmal richtig liege. Baisse! „Fixen Sie den Dollar!"

Ich bekam den Zauber des Leerverkaufs erklärt, und kein Mensch dachte daran, mich darüber zu unterrichten, welche wirtschaftlichen Maßnahmen geplant seien.

Sind überhaupt wirtschaftliche Maßnahmen geplant? Ist sich die Regierung klar, daß vor dem Monat Mai etwas geschehen muß?

Von jeher war mein Mahnruf gewesen: Deutschland darf keine Börsenpolitik machen — es muß der Weg gefunden werden, Wirt-

schaftspolitik zu treiben! Am fünften Oktober 1918 traf ich in dem Zug, der aus Rußland kam, den Baron Rosen, einstmals Botschafter des Zaren in Washington. Er zeigte mir seinen Paß von der Sowjet-Republik und meinte, bei uns würde es eines Tages wohl ähnlich kommen. In Rußland war er zur Zarenzeit, als er warnte, für einen Revolutionär gehalten und verfolgt worden. Unter Miljukoff hatte er seine Stimme nur einmal erheben können: aber von den fünf Artikeln, die er in Briefform geschrieben, blieben, da sie nicht der Ansicht der regierenden Presse entsprachen, vier zunächst ganz verschollen, und der fünfte erschien erst im September 1917, kurz vor dem Bolschewiki-Umsturz, zur Zeit Kerenskis in der ‚Novaya Jisn', dem Blatte Gorkis (alle fünf Artiket als Broschüre in englischer Sprache zu einer Zeit, wo sie nichts mehr nützten).

Der alte, kleine, weiße Diplomat, der 1918 in Berlin weilte, wurde dort von Niemand gehört, denn man verstand nicht, wie Jemand für eine Erlösung Rußlands sein konnte und trotzdem den Mißerfolg jeder bewaffneten fremden Intervention voraussah, ja, von jeder Hervorkehrung fremder Suprematie abriet. Daß man nicht bei Beginn der Verhandlungen mit der Regierung Lenin-Trotzki — die nur mit Hilfe des Generalstabs, des Großen Hauptquartiers, der deutschen Regierung, der Sozialdemokraten Parvus und Scheidemann entstanden war — die Auslieferung des Zaren und seiner Famdlie verlangt hatte, um diese zu sichern: das war dem Russen schwedischer Abstammung ein Rätsel. Dem Gesandtenmord, dem die damaligen Gegner der Bolschewisten, die Sozialrevolutionäre, ausgeführt, legte er keine solche politische Bedeutung bei wie dem Stillschweigen der Kaiserlichen Regierung beim Zarenmord, wie der spätern Ermordung Eichhorns. An Attentate war man in Rußland ja gewöhnt. Billigte doch selbst der linke Flügel der Kadettenpartei, im Gegensatz zu den Oktobristen, das politische Attentat.

*

Damals, im Eisenhahnzuge, schüttelte ich den Kopf, als Baron Rosen von Bolschewismus in Deutschland sprach. „Max von Baden," sagte ich, „seine Staatssekretäre Scheidemann, Erzberger, Konrad Haußmann, unser Reichstag: das sind keine Männer, die man mit dem slawophilen Fanatiker Miljukoff, mit Kerenski vergleichen kann. Wir werden vielleicht eine Kerenski-Periode durchmachen — aber bis zum Terror, da haben wir noch lange Zeit. Denken Sie an die französische Revolution! Die liest man in wenigen Stunden, und sie dauerte von 1786 bis zum Duc de Gaëte."

„Wer wird denn der Cambon Ihrer Revolution werden, Gräfin? Denn glauben Sie mir: Deutschland wird eine durchmachen! Der Cambon, der die Finanzen in den Abgrund treibt, das Todesurteil des Königs durchdrückt, alle Epochen verhaßt, angefeindet, verachtet mitmacht, die Restauration im Exil durchlebt, während der 100 Tage wiederkehrt und in seinem Bette stirbt — der existiert."

Ich lachte: „Natürlich Erzberger!"

„Und wer ist denn Mirabeau?"

„Mirabeau ist Lichnowsky. Nicht ganz das Format, aber ein netter Anlauf. Sie werden sehen: der letzte Mann, der sich vor den König stellt."

„Robespierre?"

„So weit sind wir noch nicht. Um dessen Rolle zu übernehmen, um Danton, um Robespierre zu sein, dazu gehört eine Leidensschule, an deren Anfang wir noch nicht stehen.”

Baron Rosen sah mich nachdenklich an. „Sie sind noch voll Hoffnung, glauben noch, daß die Vernunft siegen wird, daß Reformen helfen. Europa muß ohne Rußland untergehen. Rußland kann nur Agrarwirtschaft zur Auferstehung verhelfen. Nur wenn Rußlands Agrarexport wieder beginnt, kann Europa existieren. Amerika als einziger Herr des Magens und der Wirtschaft wird eine Tyrannei ausüben, die jede Mahlzeit zum Geschenk stempelt, wo der Almosenempfänger besser leben wird als der Millionär, der selbst zahlt.”

„In Berlin wird man doch sicherlich jetzt vernünftig geworden sein”, meinte ich.

Baron Rosen blinzelte mich mit seinen blauen Augen unter buschigen weißen Brauen an: „So, wie Sie Deutschland lieben, iiebe ich Rußland. Sie kennen meine Schriften, mein Wirken: man hat mich nie helfen lassen, und ich war ein Mann und hatte Zutritt zum Zaren.”

Auf dem Bahnhof Friedrich-Straße stiegen wir aus. Der alte Herr verabschiedete sich: „Bewahren Sie sich Ihre Hoffnung, Gräfin. Das erhält einen aufrecht. Aber Ihre Leidenszeit beginnt erst.”

In Berlin riet ich: sofort ein Auslandszahlmittel zu schaffen; den Goldschatz als Deckung zu benutzen; eine neue, eine Dollar-Goldfranken-Währung freiwillig einzuführen; eine Internationalisierung der Staatsschulden zu beantragen; eine internationale Anleihe, das Projekt einer Weltbank, Deckung unsrer Schulden durch Zahlung und Lieferungen an diese Iistitutionen auszuarbeiten und zu bewerkstelligen. Es war Oktober 1918. Ich wurde ausgelacht. Die ernstesten Leute sagten mir: „Wilson wird schon alles gut machen. Lassen Sie den nur sorgen. Kümmern Sie sich nicht um sowas — das ist nichts für Frauen.” Wagte ich zu erwidern: „Ich habe doch früher geunkt und habe recht behalten”, so erntete ich Hohn: „Kein Kunststück, wenn Sie so gut orientiert waren! Wir aber wurden ja angelogen.”

*

Fast zweieinhalb Jahre sind seit jenem grauen Oktober vergangen. Wir haben mit Italien die Politik getrieben, vor der ich stets gewarnt hatte: nur auf das zu hören, was Affiliierte berichten. Wir leben mit den Vereinigten Staaten noch im Kriegszustand: das Benehmen des Botschafters in Paris beweist, wie bedenklich dieser Zustand ist; und ob die Hoffnungen, die wir auf Harding bauen, berechtigt sind, wird erst die Zeit lehren. Mit Frankreich, mit Polen, mit den slawischen Staaten der frühern Doppelmonarchie verbindet uns begreiflicherweise kein Gefühl. Der Anschlußgedanke, der stes wiederkehrt, wenn wir Oberschlesien bedenken müßten, will mir heut eher ein Werk unsrer Feinde in Deutsch-Oesterreich als unsrer Freunde scheinen. Im November 1918 hätte das Volk sich nur aufzubäumen brauchen, um die Vereinigung zu schaffen. Jetzt . . .

Ich lese Reichstagsreden, erfahre aus der Zeitung, daß die Parteien sich auf die Bannmeile geeinigt haben, aber auf sonst nichts, daß in Paris die Weltregierer getagt haben, und mir bleibt mein letztes Bild von Berlin: Schneesturm; die Elektrischen fahren nicht; in jedem Kiosk verkauft man Hohenzollern im Exil, in jedem Papierladen die neusten Aufnahmen von Wieringen — und durch alles tönt immer wieder: „Was macht denn das? Ich kann Ihnen nur eins raten: Fixen Sie den Dollar!”

# Rundschau

## Orgesch-Fasching

Für ein paar Wochen scheinen die gamsbärtigen Paraden und die Schießübungen der Salontiroler Oberbayerns abgelöst zu sein von dem krachledernen Stumpfsinn des Orgesch-Faschings. Mochte einem bisher dieses Unwesen von Vollbärten und Bierbäuchen, die in Strapaziersaccos Umzüge veranstalten und die Statisterie abgeben für den französischen Hetzfilm von der „deutschen Zivilarmee", die Gewehre spazieren führen und sich mit dem General Ludwig Thoma in der Mitte mutinderbrust-siegesbewußt photographürn lassen — mochte einem das immer wie eine Maschkera vorgekommen sein: der Fasching von heute ist so durchaus Symptom der heuchlerischen Politik und kulturellen Biedermannsverlogenheit in dieser prächtigen Ordnungszelle, daß man ihn nicht übersehen darf.

Denn während in längerer Pressevorbereitung die Kreise von jungen, verwegenen und vielleicht allein noch festfähigen Menschen, die ehedem dem Fasching hierzulande überhaupt das Gesicht gegeben hatten, verächtlich gemacht worden sind, nachdem an „Schwabing" als dem Herd „landfremder Verhetzung und Zerstörung unsres Volkstums", die von der weiland Räte-Republik unglückseligerweise aufgestachelte Wichtigtuerei der Bräulöwen ihr Mütchen gekühlt hat — währenddessen verbot die Polizei alle Kostüme (selbst in Sälen und geschlossenen Gesellschaften) außer Landestrachten. Nun wälzt sich eine dampfende Herde von Buam und Deandln durch die Säle, und, alle Redouten sehen aus wie Defregger-Feiern. Die Parole: Keine fremdländischen Tänze! ist ausgegeben, und so hopst unter Juchhu und Schenkelklatschen eine ländlich belederte, infantile Nationalistenclique, dem gemütlichkeitsdurstigen Volk vorauf, mit Vorliebe „Frassäh", jene urdeutsche Verplumpung fremder Kultur. Wer diesen Karneval schwitzenden Fleisches, dieses völlig anmutlose Gestampfe und Gedrahe nicht gesehen hat, dem ist die groteskeste Karikatur „völkischer Besinnung" entgangen.

Aber gut: schließlich soll sich jeder belustigen, wie es zu ihm paßt; und es finden sich gewiß einige Ecken, wo auch der defaitistische Fasching der mehr oder weniger „Zugereisten" zu seinem Rechte kommt, so schmal es die Polizei ihm auch zumißt. Doch die Sache hat noch eine weit peinlichere Seite, und das ist die Köderung des Fremdenverkehrs, das ist die Gemütlichkeits-Schmockerei der Presse, das ist die Aufplusterung des lächerlichen Stumpfsinns zu einer Kulturtat. Dieser Fasching hat wirklich dasselbe — nur wohlig-humorig gelöste — Gesicht wie der Einwohnerwehrrummel; es sind dieselben Typen hier wie dort vorneweg; es triumphiert derselbe beschränkte Stolz. Und eine pseudodemokratische Presse ist geschwinder als jede andre, die herzerhebende Gesinnung dieser Festivitäten ohne Eros und Rhythmus zu rühmen und zu Bolschewismus, Judentum, Expressionismus, Onestep, Berlin, Internationalismus — es ist alles das Selbe — in Gegensatz zu bringen.

Der münchner Presseball,. eine Bombenreklame für das gute alte München, ein Fest, bei dem vor lauter Vorführungen und Getue kein Raum für die Daseinsfreude der Körper blieb, krönte diese Situation. Wochenlang wurde Gemütlichkeit, Gemütlichkeit und Gemütlichkeit (Gemütlichkeit ist die

Unfähigkeit selbst zum Chic!) verheißen, und der Stolz darauf, daß keine fremdländische Tracht und keine fremdländische Weise Einlaß finden werde, schwoll orgiastisch an, nicht unähnlich jenem Hochgefühl, ein Vaterland zu haben, das wiederum nur mit jenem zu vergleichen ist, in einer Straße geboren zu sein.

Genug von dieser blitzenden Seligkeit! Wer will unter die Soldaten? München den Münchnern! Im Ernst: die Reaktion marschiert nicht nur auf Heerstraßen, verschwört sich nicht nur zu Putschen, peitscht den Haß nicht nur in Schulen. Die mit dem heitern Gesicht ist die noch gefährlichere. Geht in Cabarets, prüft die Meßter-Woche, lest die ‚Jugend', beobachtet den Kahrneval — und Ihr seht die heimlichen Straßen des Feindes, die Schleichwege.

Willi Wolfradt

## Miesbacher Anzeiger:

„Die berliner Hanswursten wären gleich gar noch hitziger gegen uns Bayern und wollen ‚beantragen' und ‚beauftragen', daß der bayrischen Einwohnerwehr die Waffen genommen werden.

‚Beantragen' ist das richtige für die preußischen Sozi; das kann man mit dem Maul machen, und das ist ja das beste und größte an den Pappelfritzen

Aber sonst ists nicht weit her damit, und wenn wir warten müssen, bis die Maulhelden kommen, um uns zu entwaffnen, können wir alt werden. Es wäre recht interessant, was die berliner Regierung, auf die wir husten, recht eigentlich machen will oder machen soll.

Sie kann pappeln, schwätzen, dekretieren, befehlen, schreiben — der bayrische Wehrmann, der den berliner Schmarren frißt, muß erst geboren werden. Also, meine Herren Sozi, nur fleißig anfragen. Unsre Antwort ist alleweil die gleiche: Kreuzweis — — — ."

*

Ueberschrift: Der Bundesstaat.

## Der Pornograph

Geh aus der Stube, liebe Emma,
und nimm die Kinder mit!
Ich schreib jetzt eine tolle Sache:
‚Gemma' auf Einen Ritt!

Entferne schleunigst alles Familiäre,
was meine Siimmung stört.
Ich brauche eine sinnlich-schwüle Sphäre,
auf daß es in mir gärt.

Hüll ein den traulich-frommen Lampenschimmer
mit raffiniertem Blau —
zum Teufel immer nach Petroleum, immer
riecht diese Lampe, Frau!

Wie? Was? Das blaue Crêpe- Papier ist alle?
So hole dein Odeur!
Wo nehm ich denn aus dieser Spießerfalle
mondänen Zauber her?!

Zu teuer? Schweig! Her dein Parfüm, du Rübe,
damits schön riecht!
Ganz ohne Spesen geht es in der Liebe
nun einmal nicht.

Glaubst du, fünfhundert Zeilen Schweinereien:
die Orgien in Paris,
Kokotten, Bars, Perversitäten seien
ein Spaß? Mir ist schon mies.

Noch zur Bequemlichkeit ein Rückenkissen
und nun zieh hin!
Halt! Fenstervorhang zu!! Ich will nicht wissen,
daß ich in Pirna bin . . .

Hans Natonek

# Antworten

**Conditor.** Einer Ihrer Kollegen von unsrer Fakultät veröffentlicht in einer Zeitschrift die folgende „herzliche Bitte": „Wer irgendeinen Wanderzirkus weiß mit grünem Wagen, Clown, Pferden, Kunstreiterinnen, Eseln und Degenschluckern möge mir die Adresse geben. Gleichzeitig bitte ich um Nachricht, ob ich dort als Wagenwäscher oder Zettelankleber unterkommen kann. Ich will nur das Essen, Trinken und Schlafen dafür. Bedingung muß aber sein, daß ich im Wanderkarren wohnen und schlafen kann. Ich will für meinen neuen Roman die ganze bunte Fuhre studieren. (Mein Vorhaben bitte ich zu verheimlichen.) Max Jungnickel, Berlin-Lichterfelde, Albrecht-Straße 8 a." Vielleicht spielt Mäxchen im Wanderzirkus dieselbe Rolle wie seit langem im literarischen Zirkus: den kleinsten Clown.

**Waterkantler.** Sie sollten nachlesen, was ich in den Nummern 25 und 33 des sechzehnten Jahrgangs über Herrn Hermann Popert geschrieben habe. Er ist der Erfinder eines besondern deutschen Pazifismus, der im Gegensatz zum internationalen Pazifismus steht. Aber neuerdings scheint ihm das doch nicht zu genügen. Beleidigt stößt er die Frage aus: „Bin ich etwa kein grundsätzlicher Pazifist?" Schließlich kann man die Fremdwörter ja auch beherrschen wie Shakespeares Holzapfel. Pazifist heißt Friedensfreund. Dieser hat am ersten Oktober 1914 in seinem ‚Vortrupp' erklärt: „Nur ein toter Belgier ist ein guter Belgier." Wer möchte da seine Frage, ob er etwa kein grundsätzlicher Pazifist sei, nicht freudig bejahen!

**Hermann F.** Die schmierigste Kreatur der deutschen Presse ist der Jobber der Republik. Reiner als Eduard Bernstein kann Keiner sein. Jetzt mit der Feder weiterzuschreiben, fällt schwer. Denn wenn man seit langem schon alles für möglich hält — das hätte man doch nicht für möglich gehalten: daß der Schieber Wilhelm Herzog, ein Subjekt, das als Bourgeois vom Betrug an den Bürgern gelebt hat und als Sozialist vergnügt dazu überging, Arbeitergelder zu unterschlagen — daß der wagen würde, diesen verehrungswürdigen Siebziger Eduard Bernstein, der in vielen Jahrzehnten des politischen Kampfes seiner Ueberzeugung jedes erdenkliche Opfer gebracht und sich unendliche Verdienste um die Arbeiterschaft erworben hat, derartig bübisch zu besudeln, wie es in der Hamburger Volkszeitung vom siebenundzwanzigsten Januar zu sehen war. Ich weiß nicht, ob damit zusammenhängt, daß am ersten Februar das Blatt den Austritt des Lumpen aus der Redaktion anzeigt. Aber ich will und will mir den Glauben an die Menschheit nicht vollständig rauben lassen und hoffe zuversichtlich, daß zutrifft, was mir aus hamburg geschrieben wird: „Der Konflikt innerhalb der Redaktion der Hamburger Volkszeitung hatte sich in der letzten Zeit so zugespitzt, daß Betriebsversammlungen des gesamten Personals stattfinden mußten, weil die Setzer, die doch alle Mitglieder der kommunistischen Partei sind, sich weigerten, noch Manuscripte des Wilhelm Herzog anzunehmen." Also die Handarbeiter beschämen die Kopfarbeiter. Die Setzer fassen das Gesudel des Defraudanten nicht einmal mehr mit dem Winkelhaken an. Aber ein deutscher Verleger gibt den ehrlichen Namen seiner Firma für die Monatsschrift eines Gesinnungsverkäufers her, und deutschen Schriftstellern, die für Geld daran mitarbeiten, macht es nichts aus, was alles ihr Auftragserteiler auf dem Kerbholze hat.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H, Potsdam.

# I. Weltbühnen-Autoren-Abend

am 21. Februar 1921, 8 Uhr abends
in den Räumen der Buchhandlung Reuß & Pollack
Berlin W 15, Meinike - Straße 1 (am Kurfürstendamm)

Professor Georg Fr. Nicolai
Reaktion und Universität

Gisella Selden-Goth

Eigne Lieder (Solist Herrmann Schey)

Hans Heinrich von Twardowski

Neue eigne Parodien

Karten zum Einheitspreis von 10 Mark bei Reuß & Pollack oder
beim Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Dernburgstraße 25
Postscheckkonto: Berlin 11958.

**Am 17. Februar** erscheint die

# Welt-Wald-und Wiesen-Bühne

mit Beiträgen von:

Egon Friedell, Walter Mehring, Peter Panter,
Alfred Polgar, Theobald Tiger,
Hans Heinrich von Twardowski und Andern

**in einer begrenzten Auflage**

Preis 5 Mark
Bestellungen an den Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Dernburgstraße 25

XVII. Jahrgang 17. Februar 1921 Nummer 7

## Schuldner Deutschland von Karl Rothammer

Diesmal war die Aufregung schon geringer. Zwar hatten die pariser Beschlüsse, über deren Demagogie wohl am besten Briand und Lloyd George unterrichtet sein dürften, in Deutschland den letzten Mann auf die Schanzen gerufen: aber das Protestieren und das Rascheln mit den papierenen Schwertern war viel gemäßigter als anno Versailles. Wer sich nicht Luftspiele vorgaukeln läßt, weiß schon heute, was nach einigen diplomatischen Ringkämpfen in London und andern damit zusammenhängenden Schachzügen das Ergebnis sein wird. Die berühmte mittlere Linie sollte sich wohl auch diesmal finden lassen. Und wieder einmal wird bewiesen werden, daß die unbewußte Solidarität der Völkerfamilien, was Handel, Produktion und Verbrauch betrifft, größer ist als aller politische Zwist zwischen der einen und der andern Gruppe. Es klingt gewiß sehr schön, wenn die Chauvinisten der einzelnen Länder entweder anfeuernd oder wehklagend von der Absicht sprechen, daß das Land X die Welthandelsbeteiligung des Landes Y endgültig austilgen solle und wolle. Aber, um es in aller Frivolität zu sagen: es tilgt sich nicht so leicht aus. Die Stabilität der Gewöhnung ist viel entscheidender als noch so dekorative Rhetorik der Parlamentarier oder der Parteiregenten. Herr Briand wird gewußt haben, daß er Schaugerichte ansetzen muß, um seinen echauffierten Landsleuten, die der Kammer den Charakter einer neuen Revanchemaschine geben, hinlänglich Gaumenkitzel zu verschaffen. Er wird zufrieden sein, durch diese Pathetik sich seine Stellung unter allen Umständen gesichert zu haben, wird nicht minder zufrieden sein, wenn er einige Fuhren weniger als angefordert heimfährt.

Niemand wird leugnen, daß Frankreich der Hilfe bedürftig geworden ist. Noch harrt es der ersten Anfänge des Wiederaufbaus. Die russischen Milliarden scheinen ihm endgültig verloren zu sein. England präsentiert nach Amerikas Vortritt seine Kriegswechsel. Wie soll Frankreich da bestehen, ohne gediegene Pfandobjekte in die Hand zu bekommen, ohne „Bons”, die, wenn auch etwas langfristig, so doch immerhin Befriedigung für drängende Gläubiger sind? Befriedigung aber doch nur dann, wenn diese Gläubiger an den Bestand und das Gedeihen des Drittschuldners, Deutschland also, glauben. Und sollten die Völker nicht davon überzeugt sein, daß die sechzig Millionen Deutsche und deren Fruchtbarkeit die Weltkrise, unbekümmert um noch so harte Lebensbedingungen, überwinden werden, schneller jedenfalls, als die vierzig Millionen unzulänglich sich vermehrenden Franzosen. Die Psychologie der „Bons” könnte beinahe so etwas wie Deutschlands Trost sein. Und selbst die hanebüchenen zwölf Prozent haben einen Sinn doch nur dann, wenn ihre Erfinder die produktive und industrielle Hochentwicklung Deutschlands voraussetzen. Daran, daß die zwölf Prozent Mittel zur Abdroßlung und Zerstücklung Deutschlands sein sollen, wird — vorausgesetzt, daß dieser Zwangszoll überhaupt ernst gemeint ist — selbst der nationalistische Agitator nicht glauben. Will die Entente die Ausfuhrbelastung uns auferlegen, hat sie diesen vor-

mittelalterlichen Tribut nicht nur als Kompensationstrick für Verweigerung andrer Zugeständnisse in ihr Spiel gemischt, dann hat sie damit bekundet, daß sie mit dem wirtschaftlichen Wiederaufstieg Deutschlands rechnet. An welcher Rechnung auch nichts geändert würde, wenn Englands imperialistisches Kriegsziel: die Vernichtung des deutschen Anteils am Welthandel so plump gemeint wäre, wie das Wort selbst es ist, und wie Tirpitz und Reventlow es ihren Anhängern übersetzt haben.

Darf nun darauf hingewiesen werden, daß es sich bei den sogenannten Festlegungen um die kleine Frist von zweiundvierzig Jahren handelt, und daß es wenige Menschen gibt, die heute schon sagen können, ob auch nur, nachdem die Hälfte dieser Zeit vergangen, Schuldner und Gläubiger noch dieselben sein werden? Auch der Wechsel des Geldwertes sollte bei einer Prüfung der Ziffern und deren offenbarer Schrecklichkeit nicht vergessen werden. Das Wichtigste aber ist und bleibt, daß in den nächsten Jahrzehnten die Erstarkung der deutschen Wirtschaft selbst bei ungünstigster Entwicklung so erheblich sein wird, daß unsre gegenwärtige Lage kaum als Maßstab für die uns aufzuerlegenden Verpflichtungen genommen werden kann. Wobei auch noch zu erwägen ist, ob es Deutschland nicht möglich sein wird, der Randstaatenpolitik der Entente zum Trotz, schlechthin aus Notwendigkeit des Austausches, mit Rußland und durch dieses mit dem vordern Asien in Berührung zu kommen.

Eine derartige Betrachtung soll nun gewiß nicht dem Entente-Chauvinismus das Rückgrat versteifen. Im Gegenteil: nur wenn die Entente sich solchen Betrachtungen zugänglich erweist, wenn sie mit Deutschlands Wiederaufstieg rechnet, kann sie vernünftigerweise auf Reparation hoffen. Das viel mißbrauchte Beispiel von der geschlachteten Henne, die nun einmal selbst unter hydraulischem Druck keine Eier mehr zu legen vermag, ist diesmal wirklich mit allem Recht zu zitieren. Es wird darauf ankommen, daß unsre Unterhändler der Entente den Nachweis liefern, wie unvernünftig es von ihr wäre, durch törichte Gewaltstreiche Deutschland zu lähmen, ihm materiell oder auch nur ideell Arbeitsmöglichkeit und Arbeitsfreude zu rauben und ihm die Perspektive zu verschütten, deren Aufbrechung Goldkanal für Deutschlands Gläubiger bedeuten würde. Es kommt weiter darauf an, der Entente klar zu machen, daß die Abfütterung der französischen Chauvinisten und der englischen Jingos nicht zur Aushungerung der nächsten Generationen weder dieser beiden Länder noch des ganzen Europa führen darf. Und daß es Stunden gibt, wo die nüchterne Anerkennung der Diktatur der Tatsachen nicht nur beste Politik, sondern auch beste Taktik ist. Die bayrische Würgerei wegen der Abrüstung der Einwohnerwehren war kein erhebender Anblick. Um keinen Grad erhebender wird es sein, wenn in London oder anderswo die Entente zu feilschen beginnt und nicht mit wahrhaft weltpolitischer Größe offen anerkennt, daß die Befriedigung der berechtigten Ansprüche der leidenden Sieger nur sicher ist, sobald die Besiegten alle Möglichkeiten erhalten, um wieder zu wachsen und Früchte zubringen. Die andre Möglichkeit: sie auszurotten, ist verpaßt, und läßt sich jetzt nicht mehr zurückgewinnen.

# Kontinentalpolitik? von Meridionalis

Das Schablonenwort „Feind” spielt heute, mehr als ein Jahr nach Ratifizierung des Weltfriedens, in der öffentlichen Meinung noch eine Rolle, die es selbst während des Krieges nicht hätte spielen dürfen. Für eine richtige Politik gibt es weder im Krieg noch im Frieden „Feinde”, sondern nur Gegner. Gegner, Gegenspieler, Gegeninteressen. Ausgezeichnet nennt die deutsche Sprache, die viel besser weiß, was die deutschen Gehirne sollten, als was sie wollen, die beiden Parteien einer schiedlich-friedlichen Vereinbarung: Vertrags-Gegner, und kennzeichnet damit schlagend die divergierenden Richtungen, aus denen die verschiedenen Interessen gekommen, zusammengekommen, über-ein(ander)-gekommen sind.

Lloyd George wird lachen, wenn er liest, daß er Deutschlands „enemy” sei, und er wird sich den kleinen Spitzbauch halten, wenn er gar hört, das entwaffnete, nach Noten wedelnde und auf jedes Räuspern von ihm lauernde Deutschland sei immer noch der „Feind” Britanniens. Für ihn ist Deutschland nichts als ein Gegner; vermutlich einer der unwichtigsten. In Moskau und Angora, in Kalkutta und Pretoria sitzen wahrscheinlich solche, die ihm ganz anders den Mittagsschlaf vergällen; zu schweigen von den Albdrücken, die Washington und Tokio allnächtlich über ihn verhängen. Diesmal aber handelte es sich vor allem um die nächsten Genossen, jene großen und kleinen Lateiner, die, einem andern Lateiner nicht unähnlich, gefährliche Leute sind, sintemalen sie zu viel über ihre hohlen Bäuche, faulen Bilanzen und kümmerlichen Valuten nachdenken. Mit ihnen, besonders dem da gleich überm Aermel drüben, war die Sache nicht leicht. Nur als Schuldner sind die beiden bei der Stange zu halten. Sowieso machen sie bereits viel zu viel Extratouren und Extrakratzfüße ostwärts. Läßt man ihnen den goldenen Zaum locker — wer weiß, durch welche Reifen sie springen, und an wessen Longe sie sich begeben werden! Schüttet man ihnen aber nichts vor, so werden sie störrisch und bockig, schlagen und reißen aus, und die Parforcestute Marianne gar trabt in irgendein Gelände hinein, wo sie ein zweites Mal nicht mehr so leicht hinauszuscheuchen ist.

Lloyd Georgen stellte sich das Problem der Pariser Konferenz nicht anders dar, als sich ihm die Probleme immer darstellen, weil sie sich jedem wirklichen Politiker — solange Politik und Machtpolitik ein und das Selbe sind — so darstellen müssen: Wie verbinde ich den möglichst großen Vorteil meines Landes mit dem möglichst geringen aller (aller!) andern? In diesem bestimmten Falle: Wie ist zu erreichen, daß der deutsche Export bis zur verhältnismäßigen Gefahrlosigkeit für England nieder- und unter britischer Kontrolle gehalten wird, Frankreich und Italien aber Großbritanniens Schuldner bleiben? Die Quadratur des Zirkels scheint nicht viel verzwickter. Aber der Advokat aus Wales löste die schwierige Gleichung. Er, der vor gar nicht langer Zeit 200 Milliarden deutscher Entschädigung zu hoch, weil unaufbringbar, fand, rechnete jetzt ein gestrichenes Viertelhundert Milliarden mehr heraus. (Der Aufschlag allein über-

steigt den Wert des von Deutschland bereits Geleisteten um die französische Kriegsentschädigung von 71.) Und dazu noch eine Ausfuhrabgabe von — sage und schreibe: ein Achtel des Werts. Herr Briand muß einfach baff gewesen sein über diese plötzliche Schneidigkeit, und es ist ein Glück, daß die angenehmen Züge des Grafen Sforza ein männlich schöner Bart halb verhüllt, wodurch es ihm leichter wird, diplomatische Unbewegtheit zu prästieren.

Kein Wunder, daß der Italiener dieses feine Plänchen nur — wie Lloyd George klagte — recht „lau" unterstützen konnte, und noch weniger Wunder, daß es mit dem französischen Kollegen beinah zum Abbruch kam. Denn Niemand wird sich einbilden, die Beiden kennten den Pappenheimer nicht, mit dem sie es zu tun hatten, und sie wüßten auf der andern Seite nicht, daß der Pappenstiel von einigen 2000 Markmilliarden des heutigen Kurses (der sich nach Inkrafttreten eines derartigen Vertrags progressiv verflüchtigen würde) auch in vierundachtzig Jahren nicht aufzubringen ist. Vor allem aber dürfte den beiden Herren der Sinn der famosen Exportprämie von 12½ % nicht verborgen geblieben sein. Denn man hat keine Veranlassung, etwa den Grafen Sforza für weniger einsichtsvoll zu halten als, zum Beispiel, die Redakteure seiner beiden heimischen Organe ‚Tribuna' und ‚Tempo', die sich mit einer durch das gemeinsam vergossene Blut kaum gedämpften Bekümmernis fragen, wer wohl diese 12½ % aufzubringen haben werde: der Produzent oder der Konsument der deutschen Waren; und wer dabei am meisten verdienen werde, weil er seine konkurrierende Ware dann „bloß" um 8 oder auch 10 % zu verteuern brauche, um die deutsche aus dem Felde zu schlagen. Daß Italiens Minister des Aeußern sich diese rhetorischen Fragen nicht auch vorgelegt hat, ist umso weniger anzunehmen, als die genannten. beiden Blätter — hochoffiziös sind.

Da ist denn ein Gespräch sehr interessant, das (nach einem andern römischen Blatt) eben dieser italienische Minister mit eben diesem englischen Premier in Paris gehabt hat. Graf Sforza erklärte:

> England hat doch nichts von dem Aufkommen und Gedeihen der italienischen Wirtschaft zu fürchten; ihre Winzigkeit im Vergleich zur Riesenhaftigkeit der englischen kann für diese keinen ernsthaft konkurrierenden Faktor auf dem Weltmarkt darstellen. Wenn aber, andrerseits, die derzeitigen Verhältnisse in Handelspolitik und Geldmarkt anhalten, so werden sie die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen England und Italien ertöten und damit sofort schweren Schaden, vor allem für England selbst, anrichten. Auf Grund des unerschwinglichen englischen Kohlenpreises hat sich in Italien bereits die Einfuhr amerikanischer Kohle erhöht, deren geringerer Gestehungspreis noch durch die Verbilligung der Frachtraten vermindert wird.

Wer Spiritus hat, merkt etwas; nämlich die zarte Anspielung auf das deutsch-amerikanlsche Handelsflotten-Abkommen, das England ein schwerer Gallenstein ist. Und richtig, der italienische Graf im Bart unkt folgendermaßen weiter:

> Gleichzeitig vermehrt sich, im Wettbewerb mit der englischen, die deutsche Einfuhr in Italien, wo sie immer ein bevorzugtes Absatzgebiet hatte. Das Problem der steigenden deutschen Konkurrenz in Italien, dank den Schwierigkeiten, die man Italien auf kommer-

> ziellem Gebiet macht, sollte in London und Paris ernsthaft erwogen werden.
> In den ersten zehn Monaten des verflossenen Jahres allein hat Italien lür über 600 Millionen Lire aus Deutschland bezogen, trotz der immer noch bestehenden Einfuhrverbote und der erhöhten Eingangszölle auf deutsche Erzeugnisse.
> Neben diesen wirtschaftlichen Tatsachen besteht aber auch ein Komplex politischer Tatsachen, der den Verbündeten zu denken geben sollte. Infolge der wirtschaftlichen und finanziellen Erschwerungen von seiten Englands und Frankreichs, den Erleichterungen jeder Art, die dagegen von Deutschland gewährt werden,

was bister in Rom ständig geleugnet wurde: vielleicht macht Herr Dr. Simons einmal den Senator Frassati, Victor Emanuels neuen Botschafer bei Friedrich Ebert,auf diesen Widerspruch aufmerksam.

> infolgedessen also beginnt sich in Italien, der natürlichen Macht der Tatsachen nachgebend, eine Ideen- und Interessenrichtung Bahn zu brechen, die die Verbündeten doch alarmieren dürfte. Es wäre Zeit hier vorzusorgen, ehe es zu spät ist . . . Vor allem wäre es nun einmal endlich an der Zeit, das Problem der Schuldverhältnisse unter den Alliierten zu regeln.

Es ist mit hoher Wahrscheinlichkeitsquote zu errechnen, daß nicht nur der italienische, sondern auch der französische Vertreter so zu dem englischen Kollegen gesprochen hat, vor dessen siegreichen Grübchen und grollendem Lockenschütteln sie Beide wieder einmal zu Kreuze gekrochen sind: der Eine, weil er seinen Parlamentskindern doch ein paar schöne Ziffern, und der Andre, weil er überhaupt nichts zu sagen hat. Denn französische Fachblätter (etwa die ‚Journée Industrielle') reden seit geraumer Zeit eine ähnliche Sprache. Man versteht also die Lobeshymnen, die Herr Briand und die ihm ergebene Presse dem Italiener spendet, während die englische ihn geflissentlich schneidet und ihr Herr und Meister ihn „lau" fand. Sicherlich hat sich Giolitti in Aix nicht gedacht, daß England es ihm so leicht machen werde, das Versprechen der Unterstützung Frankreichs in Sachen der deutschen Entschädigung (das ihm Millerand als Liebespfand für die Adria entpreßte) einzuhalten. Es ist einer jener witzigen Züge der Weltgeschichte, die immer wieder mit Ihren grausamen Kapriolen versöhnen, daß fast am gleichen Tag mit der interalliierten „Einigung" in der deutschen Entschädigungsfrage zu Rom die Ratifikationsurkunden des Rapallo-Vertrages ausgetauscht wurden. Nämlich als grade Graf Sforza dem Direttissimo entstiegen war, in dem er noch rasch den Reportern seine „tiefe Befriedigung" mit den Beschlüssen von Paris ausgesprochen hatte.

Wie tief diese Befriedigung geht, läßt sich denken; wird sich vor allem an den Nachspielen ermessen lassen, die im Palais Bourbon nicht sordinierter als auf Monte Citorio stattfinden werden.

Wenn jetzt Herr Georg Bernhard noch einsähe, daß bei einer — nun ja: tatsächlichen „Kontinentalpolitik" Deutschland ein stiller, ein je stillerer, umso erfolgreicherer Teilhaber zu sein hätte, und aus dieser Einsicht die einzig richtige Konsequenz zöge, so könnte vielleicht manches gut werden und die typische Lehre des italienischen „buon senso" sich wieder einmal bewahrheiten: daß nicht alle Uebel da sind, um zu schaden.

Rom, am 9. Februar 1921.

# Irland

Sehr geehrter Herr Jacobsohn!

Gestatten Sie einer Irisch-Amerikanerin, Ihnen einige Notizen über Irland zu schicken aus dem Bericht der Kommission der Englischen Arbeiter-Partei, die die englischen Greueltaten und Repressalien in Irland untersucht hat und jetzt ihren Bericht veröffentlicht, mit einem Aufruf an die Arbeiter-Partei und an das englische Volk, für die Rettung Irlands von dieser Gewaltherrschaft und für seine Befreiung zu wirken. Bei den freiheitlichen und fortschrittlichen Tendenzen, die ich in Ihrer Zeitschrift finde, muß ich glauben, daß Sie nicht gleichgültig sein können gegenüber dem Freiheitskampf, den Irland Jahrhunderte hindurch, und besonders in den letzten Jahren, unerschrocken und entschlossen gegen das mächtige Weltreich England führt, ein Kampf, in welchem Mut, geistige Kraft und Opferwilligkeit für das Ideal der Freiheit über alle Gewaltmittel des englischen Philistertums siegen werden.

Bei meiner Ankunft in Deutschland, vor kurzem, las ich in Nummer 51 des sechzehnten Jahrgangs Ihrer Zeitschrift den Artikel über Irland von H. v. Gerlach, einen Artikel, der in Haß, Parteilichkeit und Entstellung der Tatsachen sogar in England schwerlich seinesgleichen finden könnte. Heute, wo in allen Ländern alle Parteien von dem Kampf und den Leiden des irischen Volkes ergriffen sind, wo alle Welt fast einstimmig, und sogar alle denkenden Menschen in England, die englische Regierung verdammen, steht der Autor dieses Artikels mit seinen Ausführungen so abseits des allgemeinen Welturteils, daß ich füglich darauf verzichten kann, ihn widerlegen zu wollen. Das besorgen, wie Sie aus den beigelegten Zeitungs-Ausschnitten ersehen können, viel autoritativere Federn. Man sagte mir, der Autor sei ein Unabhängiger Sozialist — desto mehr Grund dann, mit einem Volk zu fühlen, das seit Jahrhunderten gegen die Tyrannei kämpft, desto mehr Grund, die Eroberungs- und Unterdrückungs-Methoden des imperialistischen England zu mißbilligen. Wenn H. v. Gerlachs Meinung über die irische Frage wirklich die Gedanken der Unabhängigen Sozialistischen Partei darstellen sollte, wäre es nur der Beweis, daß die Deutschen Unabhängigen Sozialisten es verstehen, so gut wie die Führer des alten Regimes, sich in der Welt zu isolieren. Ein Sozialist, und dazu ein Unabhängiger, der in dem irischen Kampf die Partei der englischen Tories und der Ulster-Kapitalisten ergreift, ein Sozialist, der die Vergewaltigung eines Volkes und die rohesten Mittel, um alle Freiheit zu unterdrücken, seitens einer imperialistischen Macht billigt, muß aufs tiefste befremden. Es scheint in H. v. Gerlach derselbe Geist zu leben wie in den wütendsten Kriegshetzern der Gepanzerten-Faust-Theorie des alten Regimes, und wenn dieses der Geist der Partei sein sollte, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn die Sozialisten des Auslands ihr so wenig Sympathie entgegenbringen.

Ich will aber gern glauben, daß H. v. Gerlach nur eine Ausnahme ist, und daß die Partei nicht seine Meinung teilt; oder daß, wenn Sie meinen Artikel nicht mißbilligten, es deshalb geschah, weil Sie hier in Deutschland, das immer noch von der Welt abgeschnltten ist, schlecht unterrichtet sind. In allen Ländern waren es die Sozialisten, die zuerst Irlands Sache verfochten. Die Zeit aber hat die irische

Frage zu einer Welt-Frage gemacht, die über allen Parteien steht, und' in welcher alle Parteien sich vereinigt finden. Sozialisten und Katholiken haben in Frankreich und Italien öffentliche Kundgebungen — sogar im italienischen Parlament — zu Gunsten der Unabhängigkeit Irlands gemacht; nationalistische Studenten von Barcelona wie katholische Studenten in Italien haben den Ausdruck ihrer Sympathie noch Irland geschickt; der bekannte Pazifist und Sozialist Romain Rolland hat mir in den wärmsten Worten seine Liebe für das irische Volk und seine Wünsche für seine Befreiung geschrieben, während die katholischen Bischöfe von Belgien, Italien und Frankreich das Selbe den irischen Bischöfen schreiben; in den Vereinigten Staaten haben die Hafen-Arbeiter — auch die Neger — gestreikt in Protest gegen Lord Mayor Mac Swineys Gefangenschaft, während jetzt reiche Geschäftsmänner Hunderttausende gestiftet haben, um die durch englische Truppen in Irland begangenen Greuel zu lindern. Sogar die Anhänger der verschiedensten Religionen huldigten den großen Freiheitsgedanken Irlands, indem Buddhisten und Mohammedaner in Indien und Aegypten der katholischen Gedächtnisfeier zu Ehren des heldenmütigen Mac Swiney beiwohnten. Die Bolschewisten Rußlands haben zu wiederholten Malen zu Gunsten der irischen Ansprüche ihre Stimme erhoben, während der Bischof von Lourdes täglich für Irlands Befreiung in der Wallfahrtskirche Gebete verrichten läßt. Diese Sympathie-Kundgebungen der heterogensten Rassen und Bevölkerungs-Klassen der ganzen Welt sind ein ergreifender Beweis, daß Irlands Heldenkampf die Geister und die Herzen aller freiheits- und gerechtigkeitsliebenden Menschen erobert hat.

Vivian Butler-Burke

*

Diesem Briefe lag bei die folgende

## Uebersetzung eines Auszugs aus dem Bericht der von der englischen Arbeiterpartei nach Irland entsandten Kommission

Die gegenwärtge Situation in Irland ist eine Tragödie, sowohl vom Standpunkt des irischen Volkes aus als auch von dem der britischen Ehre und des britischen Prestiges. Die britische Labour Party ist in intensiver Weise von zwei Gesichtspunkten aus an der aktuellen Sachlage interessiert. Einerseits wünscht sie, das Problem der Regierung Irlands zu lösen und dem irischen Volke die so heiß ersehnte Freiheit zu geben. Andrerseits beunruhigt sie die Erniedrigung des britischen Volkes durch die Politik der Unterdrückung, die in ihrem Namen verübt wird. Unsre Untersuchungen beschränkten sich auf Dublin und seine Umgebung, so wie auf den Südwesten Irlands, wo die meisten Unruhen vorfielen. Was wir dabei in Erfahrung brachten, war mehr als genügend, um die Politik der britischen Regierung zu verdammen . . .

Ueberall, wo planmäßige Repressalien mit der ausgesprochenen Absicht, Städte und Landstriche möglichst zu schädigen, festgestellt werden konnten, waren es immer Abteilungen von Kadetten, welche dieselben ausführten. (Hilfskräfte zur Verstärkung der Königlich Irischen Constabler, welche ausschließlich von Ex-Offizieren gebildet sind) . . .

Diese Formation ist in ihrer Zusammensetzung durchaus undemokratisch. Es ist eine Klassenwaffe, in Irland geschmiedet, welche aber auch in England zur Anwendung gelangen könnte. Die Methode ihrer Verwendung unter den gegenwärtigen Zuständen läßt den Verdacht gerechtertigt erscheinen, daß sie ein Instrument derjenigen reak-

tionären Kräfte bildet, die der britischen Regierung ihre irische Politik diktieren. Bisher wurden die Repressalien dieser Hilfskräfte möglichst totgeschwiegen und die größten Anstrengungen gemacht, um ihre Missetaten unschuldigen Bürgern in die Schuhe zu schieben . . .

Die Regierung hat zu wiederholten Malen „Repressalien" entschuldigt, und der Sekretär für Irland hat sogar solche Aktionen der bewaffneten Kräfte der Krone entschuldigt. Bei vielen Gelegenheiten leugnete er im Parlament Mitteilungen von Parlamentsmitgliedern über solche Fälle, welche diese aus nicht offiziellen irischen Quellen erhalten hatten, glatt ab. Er stellte Behauptungen auf, von denen er einige, sehr gegen seinen Willen, gezwungen war zu widerrufen. Die Regierung nimmt nach dem Urteil ihrer Sprecher den Standpunkt ein, daß die Mehrzahl der unglücklichen Geschehnisse, welche die britische Oeffentlichkeit in den letztert Monaten erregte, entweder phantastische Erfindungen oder Vorfälle waren, die das Vorgehen der bewaffneten Macht rechtfertigten . . .

Als eine andre Art von Terrorismus müssen die Publikationen in Zeitungen oder durch gedruckte Zirkulare bezeichnet werden, die im allgemeinen Strafen androhen für begangene oder unterlassene Handlungen. Diese Veröffentlichungen sind nicht von einem verantwortlichen Offizier gezeichnet, sondern tragen Unterschriften wie: „Black and Tans" (Spitznamen der Hilfsformationen) oder „Secretary of Death or Victory Lea gue", und das Druckerpersonal wird mit vorgehaltenem Revolver gezwungen, sie zu setzen. Wir wollen nicht in Uebertreibungen verfallen, aber die Atmosphäre von Terrorismus, die geschaffen wurde, und das provokatorische Benehmen der bewaffneten Diener der Krone erfüllt unsre Herzen — ganz abgesehen von den eigentlichen Repressalien — mit Gefühlen des Grauens und der Scham . . .

Brandstiftung bildet auch einen Teil der Politik der „Black and Tans" und der Hilfskräfte. Wir glauben, sie ist eine ihrer Methoden von Terrorismus und Rache . . .

Ein Bürger sagte aus: ‚Ich wurde nachts von einer Bande maskierter Männer, die zweifellos zu den Hilfskräften der Krone gehören: aus dem Bette gerissen und mit Fußstößen bis zum Flusse getrieben. Dort fragten sie mich, ob ich erschossen oder ertränkt werden wollte. Ich kann nicht schwimmen und sagte, sie möchten mich erschießen. Darauf stießen sie mich in den Fluß. Es war zur Zeit Ebbe in der nahen See, und ich konnte zum Glück meinen Kopf über Wasser halten. Sie gaben zwei Schüsse auf mich ab und gingen in der Meinung, mich getroffen zu haben, mit den Worten fort: Er ist jetzt dort, wohin Mac Swiney gegangen ist' " Wir geben diesen Fall als Illustration für viele ähnliche Geschehnisse für die keinerlei Rechtfertigung oder Entschuldigung gefunden werden kann . . .

Die Mitglieder der Parlamentskommission machten in Cork eingehende Untersuchungen über den Ursprung der großen Feuersbrunst, die so viele Gebäude der Stadt zerstörte. Einstimmig wurde von vielen einwandfreien Bürgern bestätigt, daß Kräfte der Krone die Brandstifter waren, und daß ein Teil von ihnen während des Brandes verschiedene Verkaufsläden erbrach und ausplünderte. . .

Wir hatten das Bestreben, die vorstehenden Tatsachen unparteiisch und ohne Uebertreibungen festzustellen. Doch was in den Augen der Kommission noch bedauerlicher ist als alle diese Missetaten, ist die Stellung, welche die Britische Regierung dazu einnimmt. Terrorismus und Vergewaltigung, von den Kräften der Krone begangen, werden entschuldigt, verteidigt und gerechtfertigt, während ähnliche Taten, von den Irländern begangen, von den Verteidigern der „Black and Tans" und den Kadetten als Brutalität, Mord und Totschlag bezeichnet werden.

Wir können diesen unsern Bericht über Irland nicht beendigen ohne einen Appell an die britische Labour Party und das

britische Volk. Dinge werden begangen im Namen von Britannien, die man „stinken lassen müssen in der Nase der ganzen Welt” (which must make her name stink in the nostrils of the whole world). Der Maine unsres Volkes ist schwer kompromittiert. Es herrscht ein Schreckensregiment in Irland, das einen jeden britischen Staatsbürger die Schamröte ins Gesicht treiben muß, und ein Volk wird dort unterdrückt von einem mächtigen Reiche, das stolz prahlte, der Freund der kleinen Völker zu sein. Das Volk Britanniens soll einmütig seine Stimme erheben zur Erlösung des irischen Volkes aus Gewaltherrschaft und zur Wiederherstellung von Frieden, Freiheit und Brüderiichkeit zwischen den Völkern der britischen Inseln. Nur durch die Verbannung der lrrtümer der Vergangenheit und der Infamien der Gegenwart kann die Demokratie Großbritanniens ihre Ehre wiedererlangen. Nur durch die Wiederherstellung der Irland gebührenden Freiheit kann unser Volk der großen Verantwortlichkeit seiner Schwesternation gegenüber gerecht werden.

*

Zu dem Brief von Vivian Butler-Burke habe ich nur wenige Bemerkungen zu machen. Die von ihr gestreiften deutschen Parteiverhältnisse, so irrig sie auch dargestellt sind, will ich, als nicht zum Thema gehörig, ganz außer Betracht lassen. Die Dame ist Irisch-Amerikanerin. Das erklärt mir Alles. Die irischen Amerikaner unterscheiden sich im allgemeinen an Stärke des Nationalismus von den Iren Englands, wie etwa die Auslandsdeutschen Mexikos im Durchschnitt rechts von unsrer Deutschnationalen Volkspartei stehen.

Vivian Butler-Burke wirft mir „Haß, Parteilichkeit und Entstellung der Tatsachen” vor, verzichtet aber auf Widerlegung. Diese Art der Polemik ist zwar sehr temperamentvoll, scheint mir aber nicht grade sehr zweckmäßig. Eine sachliche Klärung wird jedenfalls dadurch nicht gefördert. Auch nicht, wenn die irische Dame mir vorhält, ich hätte die Partei „der englischen Tories und der Ulster-Kapitalisten” ergriffen. Beiden politischen Gruppen stehe ich genau so ablehnend gegenüber wie der deutschen Reaktion. Aber wer die deutsche Reaktion bekämpft, braucht deshalb noch lange kein Freund der Bolschewisten zu sein. Ich mache kein Hehl daraus, daß mir die bolschewistischen Methoden der Sinnfeiner genau so antipathisch sind, wie die Gewaltpraktiken der Ulsteraner.

Eine sachliche Antwort ist natürlich nötig auf den Bericht der Kommission der englischen Arbeiterpartei. Zur richtigen Würdigung dieses Berichts muß jedoch Folgendes vorweggenommen werden.

Die englische Arbeiterpartei steht in schärfster Opposition zur gegenwärtigen englischen Koalitionsregierung. Nach den Grundsätzen des englischen Parlamentarismus ist es das gute Recht der Opposition, einseitig alles Anklagematerial gegen die Regierung aufzuhäufen, um sie, wenn möglich, zu stürzen und selbst an ihre Stelle zu treten. Die Opposition lehnt das Budget ab (was in Deutschland immer.als eine Art Verbrechen der Sozialdemokratie angesehen wurde), um der /Regierung damit ihr Mißtrauen zu bekunden, auch wenn sie selbst an deren Stelle ein ganz ähnliches Budget hätte einbringen müssen. Die Opposition lehnt Regierungsvorlagen ab, wie ich wiederholt im englischen Parlament selbst erlebt habe, auch wenn sie nur in Neben-

punkten Kritik üben kann, einfach, um der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten. Das gilt in England durchaus als fair. Opposition ist Kritik. Positive Arbeit wird nur von der Regierung und den Regierungsparteien verlangt. Allerdings muß jede Partei in dem Augenblick, wo sie die Regierung gestürzt hat, bereit sein, selbst die Nachfolge und damit die Verantwortung zu übernehmen.

Ganz aus diesem Geist englischer Oppositionstaktik heraus ist der irische Bericht der Arbeiterparteien geboren. Er enthält kein subjektiv unwahres Wort. Das verbietet die dem Engländer am höchsten stehende Pflicht: die zur Wahrhaftigkeit. Aber er häuft das Anklagematerial gegen die Regierung und streift nur eben das Entlastungsmaterial, vor allem das Belastungsmaterial gegen die Sinnfeiner. Er ist mit der Anklageschrift eines Staatsanwalts zu vergleichen. Die Darstellung ist ganz einseitig.

Aber die an sich einseitige Darstellung wird von Vivian Butler-Burke noch höchst eigenartig retouchiert. Ich habe den ausführlichen Bericht der Arbeiterkommission mit dem Auszug der irischen Dame verglichen und muß sagen: sie versteht sich auf Tendenz. Alle anti-englischen Rosinen sind aus dem Kuchen herausgepickt. Dinge, die doch immerhin von einiger Wichtigkeit zur Beurteilung der Gesamtlage sind, wie der „Blutige Sonntag" von Dublin, sind im Bericht erwähnt, wenn auch nur in kurzen Worten. In dem Auszug fehlen sie. Es hätte das gewünschte Idealbild der irischen Revolutionäre am Ende doch ein wenig getrübt, wenn die planmäßige Ermordung von englischen Offizieren und Zivilisten geschildert worden wäre, wie sie in der Nacht zum einundzwanzigsten November 1920 von den Sinnfeinern vorgenommen worden ist.

Der grundlegende Unterschied zwischen dem Bericht der englischen Kommission und meinem Artikel in der ‚Weltbühne' ist der: ich wollte historisch den heutigen schauderhaften Zustand in Irland erklären — die Arbeiterkommission dagegen wollte nur die augenblickliche Lage in Irland schildern und daraus Schlüsse über die Haltung zur jetzigen englischen Regierung ziehen.

Daß die Lage in Irland nach Aenderung gradezu schreit, ist selbstverständlich. Es handelt sich dort um einen Bürgerkrieg in aller Form.

Die Frage ist die: Wer ist schuld an diesem Bürgerkrieg? Diese Frage wird man, je nach Standpunkt und nach Kenntnis des Materials, verschieden beantworten. Sicher ist, daß von beiden Seiten die Gewaltmethode angewendet wird, und daß jeder der beiden Teile behauptet, er befinde sich in Notwehr.

Ich muß bis zum Beweis des Gegenteils folgende Tatsachen als feststehend ansehen:

England trifft die historische Schuld an der Unterdrückung und Landlosmachung der Iren.

England hat sich seit Jahrzehnten bemüht, Irland nicht nur Gleichberechtigung zu gewähren, sondern auch die Besitzverhältnisse umzukehren. Es bemüht sich seit langem, insbesondere über die Autonomie Irlands mit den Iren zu einem Einvernehmen zu kommen.

Ein Teil der Iren heißt die Gewaltmethode grade so gut, wie das die Bolschewisten tun.

Die Engländer bedienen sich zum Teil im Kampfe gegen die Sinnfeiner der verwerflichsten Kriegsmethoden (Geiselnahme, Einäscherung von Gebäuden). Sie behaupten, daß das nur in der Abwehr geschehe; was freilich noch lange keine Rechtfertigung wäre. Ich muß mich, trotzdem ich viel Material von beiden Parteien gesehen habe, eines abschließenden Urteils enthalten. Nur das ist sicher: daß die Polen sehr glücklich gewesen wären, wenn sie vor 1918 in Preußen die Gesetze gehabt hätten, deren Irland sich seit Jahrzehnten erfreut.

Das Selbstbestimmungsrecht der Iren erkenne ich natürlich an. Mit dem Selbstbestimmungsrecht ist es aber in unvereinbarem Widerspruch, wenn die katholischen Süd- und West-Iren sich leidenschaftlich darauf versteifen, die protestantisch-englischen Ulsteraner zu beherrschen. Meine Sympathien gehören allen Freiheitskämpfern. Aber Menschen, die sich selbst die Freiheit erobern und gleichzeitig Fremde unterdrücken wollen, stehe ich kritisch gegenüber.

H. v. Gerlach

## Kurt Eisner von Heinrich Mann

Aus der epochalen Essai-Sammlung Heinrich Manns: ‚Macht und Mensch' (die bei Kurt Wolff in München erschienen ist) sei der Nachruf auf Kurt Eisner zu dessen Todestage wiedergegeben. Damit man eines reinen Menschen gedenke. Und damit man begierig werde auf ein literarisches Werk dessen Inhalt unübersehbar reich ist. Einen wichtigen Teil bildet die Naturgeschichte des Preußentums, die Vivisektion des deutschen Manns ohne Hinterkopf und mit der schwarz-weiß-roten Fahne, des Kerls, der gleichzeitig Masochist und Sadist, nämlich beglückt ist, getreten zu werden und zu treten. Zwei Jahre nach Eisners Ermordung, die der Kerl auf dem robusten Gewissen hat, ist Bayern wieder in schwarzblaue Finsternis gehüllt, und diesmal in eine, die auch Heinrich Manns blitzender Geist nicht mehr durchdringt. Wann wird der Retter kommen diesem Lande?

Der verewigte Kurt Eisner wird weiter beispielhaft in unsrer Mitte weilen, seinen Tod überdauernd gewiß durch seine Taten, aber mehr noch durch das, was er war. Wir danken ihm nicht einfach den Sturz eines verworfenen Regimentes, sondern daß dieses Regiment, das selbst in seinen weniger schändlichen Zeiten nichts andres gewesen war als geistlose Gewalt, unvermittelt und in sinnbildlicher Art abgelöst wurde von der Menschenart, die Geist will und Geist schafft. Die hundert Tage der Regierung Eisners haben mehr Ideen, mehr Freuden der Vernunft, mehr Belebung der Geister gebracht als die fünfzig Jahre vorher. Sein Glaube an die Kraft des Gedankens, sich in Wirklichkeit zu verwandeln, ergriff selbst Ungläubige. „So einfach ist es, Geschichte zu machen!" sagte er an dem hellen Morgen, der über seinem vollbrachten Staatsstreich aufging — und man staunte und glaubte.

Geist ist Wahrheit. Seine Erfolge waren das Werk seiner Wahrheitsliebe. Denn sie macht schöpferisch, und dem schöpferischen Menschen vertrauen die Mitmenschen. Er wollte vor allem, daß eine in den Tatsachen enthaltene Wahrheit vollzogen werde, wenn er einer proletarischen Revolution ihre selbstgeborene Vertretung außerhalb des Parlaments, die Räte, zuerkannte. In jeder Handlung sah er, neben ihrer praktischen Wirkung, ihr geistiges Gepräge. Achtstundentag, Demokratisierung des Heeres, eine befreite Schule, die wirtschaftliche Erfüllung der politischen Revolution: durch solche Taten dachte er, gleichwie in seinen Reden, die bis dahin verfemten Wahrheiten zu bezeugen. In seinen Reden kannte er nichts Dringlicheres, als den Urhebern all unsres Unheils ihr schändliches Bild entgegenzuhalten, den Lügen jeden Schein und Halt zu nehmen, Deutschland geistig zu reinigen und zu erneuern. Zuerst eine Luft, in der es für Menschen der Vernunft und Wahrheit sich atmen läßt — dann bildet sich schon das neue Leben.

Er war der Mann der Wahrheit, daher der Haß Derer, die sie fürchten. Daher auch die Achtung der Ehrlichen unter den Andersdenkenden, und sogar unsrer bisherigen Feinde. Sie, die unsre ganze Revolution für eine Maskerade hielten, ihm glaubten sie. Eine reine Leidenschaft des Geistes ist unverkennbar. Man kann zweifeln an gewaltsamen Veränderungen des politischen Personals, und auch wirtschaftliche Tatsachen und Programme können so oder so verstanden werden. Unausweichlich, unwiderlegbar ist allein der Mensch, der Wahrheit spricht, dessen Blick und Atem Wahrheit sind. Der Völkerbund war, längst bevor er Weltgeltung bekam, lebendig in Geistern wie der seine, in literarischen Geistern. Jetzt werden Vorhersagen Victor Hugos verbreitet, die viel früher hätten wirksam gemacht werden sollen; und jene ‚Friedensnovelle' Strindbergs berührt jetzt Viele mit solchem Schauder, als seien Geister der Zukunft zwischen ihnen umgegangen, und erst nachträglich erführen sie es.

Auch Eisner hatte die Idee des Völkerbundes wirklich erlebt. Er griff sie nicht erst auf, als unser Land in seiner Not sie brauchte. Dies war es, was Alle sahen, als er nach Bern kam. In Bern, auf der Sozialistentagung, hatte, solange er sprach, Deutschland keinen Feind mehr. Wohl war er sehr klug, als er den ersten praktischen Vorschlag machte, der unsern Gefangenen nutzen und versöhnliche Beziehungen zu unsern bisherigen Feinden einleiten konnte; denn der Gedanke, das verwitetete Nordfrankreich durch freiwillige deutsche Arbeiter wieder aufbauen zu helfen, war sein. Aber die Unterschrift eines Franzosen und den einmütigen Beifall der gesamten sozialistischen Welt gewann er nicht durch eine einzelne Klugheit, sondern durch sein ganz von Wahrheitsliebe erfülltes Menschentum.

Wie anders wäre das Schicksal Deutschlands entschieden worden, hätte der geistige Mensch es mitgestalten können! Aber der geistige Mensch, durch Anschauung und Erkenntnis bewußt erst Mensch geworden und allem verwandt, was Menschenantlitz trägt, grade er, den kein Staatswesen ungestraft von sich ausschließt, hatte länger als ein halbes Jahrhundert fremd und verhaßt beiseite gestanden. Der tiefste Grund, weshalb das alte Regiment fallen mußte, war seine immer furchtbarere menschliche Verödung, seine Zusammenhanglosigkeit mit der Menschenwelt, wie sie heute wirklich da ist. Alle sittlichen Tatsachen von heute waren ihm unbekannt, es glaubte die Welt vom Willen zur Gerechtigkeit noch grade so weit entfernt wie 1870. Schon bevor er auszog, sich mit der wirklichen Menschenwelt zu messen, war er verurteilt der Staat, der einzig vom Machtwahn lebte, von einer wurzellosen Ideologie der Macht.

Wen mußte der Sturz der entlarvten Machtschwindler sofort hinauftragen? Den Menschentyp, der ihnen entgegengesetzt war, der auf sittliche Tatsachen baute und die Kenntnis der Menschen für die erste Voraussetzung der Politik hielt. So erscheint in der Revolution, überall mitwirkend, zuweilen bestimmend, der Literat. Er erscheint mit seinen Tugenden und mit seinen Gefahren. Die größte Gefahr des Literaten, der in die Politik eingreift, wird eben dadurch bedingt, daß er lange unterdrückt war. Er wird versucht sein, sich zu rächen. Er wird vielleicht in Uebereilung nachholen wollen. Die Welt soll ohne längern Verzug auf die Höhe seiner Idee gebracht werden — weniger um ihretwillen als zur Ehre der Idee. Die Welt hat nicht zu wollen noch zu widerstehen, sie ist nur Gegenstand, und auch die Menschen sind nichts weiter.

Eine Geistesart aber, die Menschen den Ideen aufopfert, gedeiht nicht mehr auf den höhern Stufen der gereiften Vernunft. Dort ist man gewohnt und verpflichtet, geduldig daran zu arbeiten, daß die Einsicht der Mehrzahl sich erweitere, und daß die vorwärtsdrängende Minderzahl nicht weniger Weisheit betätige als Kraft. Ein hierauf gerichteter Geist bleibt zeitlebens ein bescheidener Schüler der Menschheit, der er dienen will. Sie selbst weist ihm die Wege, auf denen er sie seinem nie verlorenen Ziele entgegenführen möge. Anstatt ihr zu befehlen, erforscht er ihre Seele.

Wer so unwandelbar in der Leidenschaft der Wahrheit und, eben darum, so mild im Menschlichen ist, verdient den ehrenvollen Namen eines Zivilisationsliteraten. Dies war Kurt Eisner. Er ging aus einer Zeit des Wahnsinns und Verfalles mit ungebrochener Vernunft hervor. Er liebte die Menschen, traute ihnen die Kraft zur Wahrhaftigkeit zu und erwartete daher noch so viel von ihnen, daß er sich hütete, alles auf ein Mal zu ver-

langen. Er sah, wie furchtbar grade dieses Volk von seinen alten Machthabern überanstrengt worden war im Blutdienst eines Staats- und Machtwahnes, dem Menschen nichts galten. Fortan sollte Schonung walten, Versöhnung, Brüderlichkeit. Die Revolution sei eine Gemeinschaft aller Freunde der Wahrheit, die der Weg des Menschen ist — und kein Krieg nach dem Kriege, kein Bürgerkrieg! In der Rede, mit deren Entwurf er am einundzwanzigsten Februar in den .Landtag ging, gedenkt er seiner Bemühungen, durch vernünftige Beratung, anstatt durch brutale Gewalt, die infolge der langen Kriegszeit, der harten Entbehrungen krankhaft aufgeregten Massen vor den Schrecken des Bürgerkrieges zu bewahren. Er hat uns bewahrt; kein Blut war mehr geflossen; aber bevor er dies aussprechen konnte, floß, ach, das seine.

Es ward vergossen für die Wahrheit. Ihr hatte er es gleich anfangs dargebracht; er wußte: sie war zu sehr verhaßt; wer sie laut behauptete und sichtbar vertrat, mußte sterben. Er hatte Gegner von einer Art, daß sie nicht einmal die Enteignung so schwer ertragen haben würden wie die Wahrheit. Zu seinen Todfeinden hat er sie nicht durch Maßnahmen gemacht, sondern durch Bekenntnisse. Er ist ein Blutzeuge des Geistes.

Der erste wahrhaft geistige Mensch an der Spitze eines deutschen Staates erschien Jenen, die über die zusammengebrochene Macht nicht hinwegkamen, als Fremdling und als schlecht. Daß er am Quell der Macht doch lauter blieb, widerstrebte ihren Begriffen. Seine Güte, die um keinen Preis, nicht einmal um den seines eignen Lebens, Blut vergießen wollte, ihnen war sie Schwäche. Er hatte keine breiten Schultern und nicht die herkömmliche Regierermiene. Der Gemeinheit machte er keine Furcht, sie konnte auf ihn hetzen, bis Einer schoß. Ja, wirklich. Einer schoß in das reiche Hirn, in den Kopf eines Apostels mit weltklugen, weltguten Augen — und schoß noch einmal, in die schmale Gestalt, die auf zarten Schultern Hoffnungen so Vieler und so viel Menschenzukunft trug.

Bewahren wir sein unversehrtes Bild! Solange er da war, hatte die Revolution einen Sammelpunkt, in dem sie einig und ihrer frohen Zukunft gewiß war. Der Ministerpräsident erhob sich zum Sprechen, da verstummten Alle, denn er war ihnen gemeinsam, war zu Aufgang der Revolution. Noch immer hing über seinem Haupt die Röte jenes ersten Morgens nach dem Siege. Ihr fürchtetet noch kaum die Wiederkehr der Bruderfeindschaften und Irrungen, all das Harte, Bittere, Allzubekannte, das doch unausbleiblich ist, wo Menschen aus ihrer ersten Begeisterung in den Alltag, sei es auch der Alltag der Revolution, hinabtreiben. Er war der Aufgang. Möge die Revolution in seinem Bilde, das sie zum Höchsten verpflichtet, für immer das Andenken ihrer Jugend bewahren.

# Die Justiz von Hugo Grotius

## VII. Die Staatsanwaltschaft

Die Herren vom alten Regime waren einmal maßlos dumm, gewiß: damals, als die Hybris sie in den Weltkrieg hineinschlittern ließ und ihnen bis zum furchtbaren Zusammenbruch die Augen fest zuhielt. Aber sonst — à la bonheur! Die Herren von der neuen Richtung, die Ihm bekanntlich schon früher nicht paßte, konnten von ihren Vorgängern allerlei lernen, wenn sie erstens etwas zu sagen hätten, zweitens wüßten, worauf es ankommt, und drittens den Willen und die Energie hätten, etwas zu ändern. Denn wie und wo man einen „Geist" einpflanzt, hegt und züchtet: das wußten die Alten. Darum machten sie die Oberlehrer zu bärtigen Barden ihrer vaterländischen Geschichte, darum schufen sie die Staatsanwaltschaft mit ihrem Anklagemonopol und machten zu Staatsanwälten Leute, die sich immer noch etwas mehr dünkten. Monokel wurde nicht ungern gesehen, Corpsstudent gewesen zu sein, dringend gewünscht, Reserveoffizierseigenschaft erschien so gut wie selbstverständlich. Nicht so war die Rangordnung: Richter; Staatsanwalt; Regierungs- und Verwaltungsbeamter — sondern grade umgekehrt. Würde ein Staatsanwalt statt zum „Ersten" oder Ober-Staatsanwalt zum Landgerichtsdirektor „befördert", so weinte er blutige Tränen und zergrübelte sein Gehirn, was er eigentlich verpatzt habe möge; wurde er aber gar zum Amtsgerichtsrat „ernannt", so sah er selbst ein, daß er ein völlig untaugliches Subjekt der Rechtspflege sei.

Worin bestand denn nun die überragende Bedeutung der Staatsanwaltschaft? Wie der Kater hinter Mauser über Dacher, über Hauser dem Verbiecher nachzuschleichen? Ach nein. Das kann ebenso gut ein Feldwebel, der treu gedient hat seine Zeit und dann Kriminalwachtmeister geworden ist. Bei der eigentlichen Aufspürung und Aufklärung von Straftaten spielt nämlich die Staatsanwaltschaft eine ganz untergeordnete Rolle. Dazu hat sie ihre Hilfspersonen: die Kriminalpolizei und im spätern Stadium des Verfahrens den Untersuchungsrichter (denn auch der ist, bei Lichte besehen,'nichts weiter als ein Handlanger der Staatsanwaltschaft). Der Staatsanwalt selbst leitet nur die Sache, in der Regel vom grünen Tisch aus; und doch hat er gewissermaßen die Entscheidung über Krieg und Frieden. Denn er hat das „Anklagemonopol"; das heißt: er bestimmt, ob in diesem oder jenem Falle richterliche Voruntersuchung beantragt, die öffentliche Anklage erhoben oder das Verfahren „eingestellt" werden soll. Dazu muß er selbstverständlich auch „die den Beschuldigten entlastenden Momente prüfen", um so in geeigneten Fällen die Einstellung des Verfahrens rechtfertigen zu können; denn „rechtlich begründet" muß sie sein, wie alles bei uns — sogar die standrechtliche Erschießung. Aus dieser Gewöhnung, auch die entlastenden Momente zu beachten, entwickelte sich die Staatsanwaltschaft langsam, aber sicher zur „objektivsten Behörde", was eines schönen Tages ein tüchtiger Staatsanwalt —

Isenbiel hieß er — mit klangvollem Pathos der staunenden Mitwelt verkündete, die bis dahin immer angenommen hatte, die Staatsanwaltschaft sei Anwalt des Staates und ihrer jeweiligen Machthaber. So, nun war die Objektivität amtlich festgestellt — und wer wollte da noch behaupten, die Staatsanwaltschaft sei Seele und Hort der „Klassenjustiz”! Klassenjustiz nannte man es, wenn ein Gericht einmal bei einem „Kapitalisten” ein milderes Urteil fällte als bei einem „Proletarier” in zwei — wohlgemerkt: nach Zeitungsberichten! — „gleich liegenden” Fällen. Solche „Angriffe” auf die Justiz waren und sind natürlich fast immer höchst töricht. Und wenn noch bei der letzten Justizdebatte der Mehrheitssozialist Radbruch als ganz besonders schrecklich hinausposaunen zu müssen glaubte, daß eine Beleidigung Seiner Exzellenz des Herrn Reichspräsidenten und seiner hohen Gemahlin nur mit Geldstrafen von 100 und 1500 Mark, eine Beleidigung des Abgeordneten Kahl und des achtunddreißigsten Prinzen Reuß dagegen mit erheblichen Gefängnisstrafen geahndet worden sei, so sind das Mätzchen, die jeder halbwegs gewandte Justizminister als solche unter tosendem Beifall „abtun” kann, und die nur zeigen, daß Einer ein Professor der Rechte sein kann und doch von dem Wesen der wahren Klassenjustiz kaum den Schimmer einer Ahnung zu haben braucht. Die wahre Klassenjustiz sitzt nämlich nicht am Verhandlungstisch, nachdem „die Oeffentlichkeit hergestellt ist”: die hockt in den Amtsstuben der Staatsanwaltschaft, von wo zwar keine Telephonverbindung in die Außenwelt, wohl aber ins Justizministerium und zu dem unter der neuen Aera eingesetzten Staatskommissar für die öffentliche Sicherheit besteht.

Mit rührender Offenherzigkeit hat das jüngst in einem der zahllosen Sklarz-Prozesse ein lebendiger Staatsanwalt eidlich bekundet. Dem hat eines Tages jener Staatskommissar — wie sein Name ist, das weiß man —, bekannt als Spartacistentöter und fanatischer Feind der Spielklubs, mit dürren Worten nahegelegt, das Verfahren gegen den Haupt-Sklarz „noch vor den Wahlen einzustellen”. Auf die erstaunte Frage des Staatsanwalts: „Einstellen?” habe der Herr Sicherheitskommissar sich dahin berichtigt: „. . . oder erledigen — einerlei wie.” Seht, da steckt der Pferdefuß der Klassenjustiz! Aber freilich, werden die Männer vom allen Schrot und Korn sagen: Heute, ja heute, unter der glorreichen Demokratie, da ist alles möglich — früher dagegen, unter dem verlästerten alten Regime, gabs sowas, Gott sei dank, „denn doch” nicht. Mit der kleinen Einschränkung, daß das neue System das alte ist, habt Ihr recht. Das gabs wirklich nicht, daß — ein Staatsanwalt so aus der Schule plaudern durfte. Aber es gab . . .

Schwebte da einstmals in altersgrauer Vorzeit ein Ermittlungsverfahren gegen eine prominente Persönlichkeit, sagen wir: einen Kommerzienrat, dem vorgeworfen wurde, er habe, nehmen wir mal an, bei Lieferungen von Militärutensilien schon im Frieden den Reichsfiskus betrogen, indem er über die Höhe seiner Gestehungskosten wissentlich falsche Angaben gemacht habe. Ein forscher junger Staatsanwalt „kniet sich in den interessanten Fall hinein”. Eines Tages erhält er, fein auf dem Dienstwege, also

durch den Ober-Staatsanwalt, ein Ersuchen des Justizministeriums um Ueberlassung der Akten „zur Einsichtnahme auf kurze Zeit” — nichts weiter. Er schickt sie ab, postwendend. Beim Justizministerium liegt schon ein gleiches Ersuchen des Kriegsministeriums. Es gibt also die Akten dahin weiter. Dort liegen sie lange, lange. Dann gehen sie „urschriftlich zurück mit dem ergebenen Bemerken, daß sich im hiesigen Dienstbereich bestimmte Anhaltspunkte für das Vorliegen einer strafbaren Handlung nicht haben feststellen lassen; diesseits besteht an der Sache kein Interesse”. Der Herr Justizminister gibt die Akten dem Herrn Ober-Staatsanwalt „urschriftlich zurück unter Bezugnahme auf den obigen Vermerk des Kriegsministeriums. Von der Erledigung der Sache wird um Mitteilung hierher ergebenst ersucht”. Punkt. Nichts weiter. Der forsche, junge, aber auch kluge Staatsanwalt, der das Zeug zum „Ersten” hat, führt die Ermittlungen sorgsam weiter, wobei er pflichtgemäß auch die der Entlastung dienenden Momente prüft, und nach langen, eingehenden Nachforschungen wird eines schönen Tages das Verfahren mit genauer Begründung eingestellt. Der Beschluß geht „urschriftlich mit Akten unter Rückerbittung an das Justizministerium zur gefälligen Kenntnisnahme”. Kehrseite: Ermittlungsverfahren gegen Unbeliebt. Ministerium des Innern erbittet durch Justizministerium Akten zur Einsicht. Akten auf Dienstweg „zurück mit dem ergebenen Ersuchen, von dem Fortgang des Verfahrens, insbesondere von Erhebung der Anklage tunlichst sofort Mitteilung zu machen”. Staatsanwalt Hurtig kniet sich hinein und legt ihnen eine Anklage hin, die seine Beförderung zum „Ersten” in das Stadium der „Erwägungen” rückt. Bei der nächsten Justizdebatte fragt ein Nörgler im Reichstag an, wieso eigentlich der Fall Kommerzienrat nicht von der Stelle komme, und wie das überaus harte Urteil gegen Unbeliebt zu erklären sei, wobei er das alle Jahre wiederkehrende Wort „Klassenjustiz” in seinem beredten Munde führt. Vom Regierungstisch tönts: „Die Ermittlungen sind im Gange; in ein schwebendes Verfahren einzugreifen muß die Regierung unter allen Umständen ablehnen.” Oder: „Die eingehenden und äußerst sorgfältigen Ermittlungen, die nach allen Richtungen erstreckt worden sind, haben ergeben, daß eine bestimmte strafbare Handlung nicht nachweisbar ist. Die zuständige Staatsanwaltschaft hat daher das Verfahren einstellen müssen. Im Falle Unbeliebt liegt ein rechtskräftiges Urteil der Strafkammer vor, das vom Reichsgericht nachgeprüft ist. Die völlig einseitigen und unbegründeten Angriffe muß ich entschieden zurückweisen. Dazu steht die Rechtspflege der Deutschen Gerichte denn doch zu hoch.” (Echo: Hoch, hoch, hoch!)

(Fortsetzung folgt)

## Spruch von Marie von Ebner-Eschenbach

Deutschland, du herrliches, halte dich frei
standhaft und fest von Deutschtümelei!
Achtest sonst kaum unsern Herrn Jesu Christ,
weil er in Pommern geboren nicht ist.

# Reinhardt und seine Erben

Der Neueinstudierung von ‚Kabale und Liebe' war die Kunde vorausgegangen, daß Reinhardt uns einmal zeigen werde, was eine Harke ist. Der Altmeister habe nicht nötig, seine angeblichen Ueberwinder zu fürchten. So „expressionistisch" wie sie könne er im Schlaf inszenieren; und über seine Schauspieler habe er solche Gewalt, daß sie willig jeden ‚Stil' von ihm annähmen. Oder etwa nicht? Aber ja doch, aber gewiß doch, erwidert man: auch jede Stillosigkeit. Nur daß er, der Altmeister, schwerlich so stillos sein wird, den Kopisten seiner Erben zu machen. Nur daß er sich lieber auf seine eigne Vergangenheit verlassen wird als auf eine Gegenwart, die erst beweisen muß, daß sie das Zeug zur Zukunft hat. Und tatsächlich: mit dem schärfsten Auge nicht ist herauszukriegen, worin sich Reinhardts Anteil an seiner Nachschöpfung von ‚Kabale und Liebe' seit der wahrhaft denkwürdigen Premiere, also seit siebzehn Jahren verändert haben sollte. Bei ihm gehört die Bühne nicht irgendwelchen rhythmischen Uebungen der Gliedmaßen und der Kehle, sondern dem ganzen Menschen, dem sie von jener gehört hat und immer gehören wird. Was wäre Jeßners ‚Richard der Dritte' ohne den Vollblutkomödianten Kortner oder einen seines Kalibers? Was wäre Bergers ‚Torquato Tasso' in andrer, erheblich besserer Besetzung! Es lebe der Fortschritt! In der Wissenschaft. In der Kunst gibt es keinen. Da gibt es Persönlichkeiten, die ihre Zeit ausdrücken, und die uns mehr interessieren, wenns unsre, als wenns eine abgetane Zeit ist, und wenn die Art ihres Ausdrucks uns neu, als wenn sie uns längst vertraut ist. Nach Otto Brahm war Max Reinhardt „dran". Nach Reinhardt die Jeßner und Berger — sie haben den Tag, sie haben die Stunde. Ob die Jahrzehnte, weiß heute noch Keiner. Mochte eine ihrer Leistungen 1928 so frisch sein, wie Schillers Opus Drei im Deutschen Theater an guten Abenden sein wird! Man schlage das fünfte, sechste und neunte ‚Jahr der Bühne' nach und ermesse Reinhardts Verdienste um diese Tragödie. Sicherlich ist nicht seine Schuld, daß Bassermann — bei dessen Wurm oder Präsidenten oder Miller oder Kalb oder Kammerdiener man wünschen würde, die andern vier Figuren von ihm als einem Fregoli ebenfalls bewundern zu dürfen — den Skandinaviern gegönnt, uns aber vorenthalten wird; wir sind ja so reich an Schauspielern allerersten Ranges, daß wir einen auf dem Gendarmenmarkt hungern lassen können, der in der Schumann-Straße zu seinem, ihrem und unserm Nutzen satt werden würde. An meinem Abend fehlten außerdem Dieterle, Gülstorff und Graetz. Die Folge war eine Leere, ein Mangel an Zuspiel, worunter weniger das unverwüstliche klassische Theaterstück als manche Einzelgestaltung zu leiden hatte. Die todgeweihte Luise brachte Ein Wort erschütternd, den tiefen Seufzer über ihr Schicksal: „ . . . des kläglichen Unverstands!" Sonst ist neuerdings ohne Hilfe des Textes den flirrenden Kopftönen und der verzerrten Miene der Thimig nicht mehr abzumerken, ob sie weint oder lacht. Vielleicht wären für sie Rollen gesund, in denen sie unzweideutig zu lachen hätte. Ihr Ferdinand Hartmann hat einen einzigen schwachen Moment: wo er, das Gift im Leibe, nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf Weisung.des Regisseurs hin und her durch die niedere Stube trabt. Als er verreckt ist, hält das Würmchen Ernst Deutsch die Hände so vor sich gestreckt, daß allenfalls darin ein Zugeständnis an Reinhardts Erben erkennbar ist. Agnes Straub macht keines. Bei Schiller ist die Komik der Milford bezwingend. Diese blonde Slawin aber vermenschlicht den putzig geschwollenen Königsproß so vollkommen wie seinerzeit Tilla Durieux, die schwarze Slawin. Was sind Richtungen, was sind Strömungen! Auf der Bünne wird der Mensch das Maß aller Dinge bleiben.

*

Nicht leicht, Theaterkritiken zu schreiben, wenn man die meisten schon geschrieben hat. Was gegen ‚Die Passion', das Mysterienspiel der Brüder Arnoul und Simon Greban, oder richtiger: gegen seine Erneuerung nach beinah fünfhundert Jahren und seine Darstellung vor den Berlinern von heute zu sagen wäre, das klänge nicht viel anders, als was ich im zweiten und dritten ‚Jahr der Bühne' über den ‚Parsifal', im dritten übers ‚Mirakel' und im fünften über den ‚Stern von Betlehem' gesagt habe. Ist was dafür zu sagen? Vielleicht, daß Wilhelm Schmidtbonn Eine Eigenschaft vor Richard Wagner, Karl Vollmoeller, Otto Falckenberg voraus hat: Naivität. Sie reicht nicht für den Theater- oder den Zirkusabend. Einfach, weil es nur eine blauäugige, nicht auch eine triefäugige, nur eine herzensholde, nicht auch eine herzensderbe, nur eine seelen-, nicht auch eine zwerchfellbewegende Naivität ist. Der drastischen Elemente, die einstmals Leben in die Bude des Jahrmarkts-Drei-bis-vier-Tagewerks gebracht haben, meinte man für zwei Stunden entraten zu können. Ein dicker Irrtum. Was damals der Abwechslung halber nötig war, ist jetzt des allgemeinen Unglaubens halber nötig. Beseht die Gönner in der Nähe, die Gönner einer gesprochenen Hohen Messe: halb sind sie kalt, halb sind sie roh. Vor Bach fühlen sie sich verpflichtet wenigstens Andacht zu heucheln: hier packen sie ungeniert ihre Käsestullen aus. Empfände ein Theater überhaupt noch eine Kulturmission: es würde sie aus den Bedürfnissen seiner atmenden Hörerschaft entwickeln, statt diese ins tote Mittelalter zu stoßen. Kein Zweifel, daß eine trostlose Zeit sogar die dumpfste Menge ebenso trostbegierig wie trostempfänglich stimmt: aber Bedingung für die Erfüllung solcher Sehnsucht ist, daß die Zeit selber religiös zu tönen beginne — während hier eine Sammlung von Bibelzitaten mit verbindendem Text teils zweier verblichener Franzosen, teils eines lebendigen Deutschen tonlos verhallt.

Doppelt tonlos im Großen Schauspielhaus. Damit die ‚Passion' vertrüge, uns derartig fern gerückt zu werden, müßte ihre Bearbeitung minder dünnblütig sein. Obendrein wird hauptsächlich die Hinterbühne benutzt. Die Regisseure dieses Gebäudes wissen sich eben keinen Rat. Ihnen erscheint nicht stilwidrig, für ein Oratorium die greifbare Stadt Jerusalem aufzubauen. Sie hoffen, uns durch eine naturalistische Augenweide über die Unergiebigkeit des Ohrenschmauses hinwegzutäuschen. Wenn sie wenigstens konsequent wären! Daß in diesem Arena-Theater die Hinterbühne technisch der ‚Götterdämmerung' gewachsen ist, beweist, wie unsicher, mit wie geringem Vertrauen schon Reinhardt an die Sache gegangen ist. Offenbar wollte der schlaue Zauberer für alle Fälle gerüstet sein. Aber dann ende man auch die Quälerei: dann verlege man das Orchester vom Plafond herab an die Rampe, bedecke die ganze Orchestra mit Sitzreihen und schule die Truppe, auf einer vergrößerten Guckkastenbühne mit gesteigerter Stimme und weiter ausgreifenden Gesten zu spielen, wie der Wille eines Leiters. wenn einer da ist, ihrer Natur, wenn sie eine haben, gebietet. Was jetzt geschieht, ist halb lächerlich, halb widerlich. Zufall, ob oben, ob unten tragiert wird, ob sich das Volk hinunter- oder hinauf- oder am Prospekt entlangwälzt. Während oben ein legendärer Vorgang mit weltgeschichtlichen Folgen von statten geht, sind über die Manege kleine Grunpen verstreut, die andächtig zuhören sollen. Die vor meiner Loge reißt faule Witze. So nahe kann mir das im Normaltheater nicht auf den Leib rücken. Aber das war ja wohl eine der Absichten dieses hehren Unternehrnens, die Schranken zwischen den Trägern der Kunst und dem Publikum aufzuheben und eine Gemeinschaft herzustellen. Seid umschlungen, Millionen! Man errichte die Schranken wieder. Es gibt noch keine neue Dramenkunst, und es gibt noch kein Publikum. Da mußte sich rächen, daß man einen Bau schuf, der beides zur Voraussetzung hatte. Weh dir, der du sein Erbe bist!

# Cohen-Avellis-Simon-Marx

Am neunten Januar stand in den Zeitungen, daß man zwei Kriegs- und Revolutionsgewinnler verhaftet habe: Cohen und Avellis. Anlaß: Anzeige einiger hamburger Sprit-Interessenten. Grund: die Leute hätten sich Einfuhrscheine verschafft und mit diesen einen schwunghaften Handel getrieben. Aufgefallen seien sie durch ihren Riesenaufwand. Die Affäre werde wohl „Kreise ziehen". Nun, das war abzuwarten. Sie zog aber keine Kreise. Alles blieb still. Das hätte ich niemals bemerkt. Schließlich sind Schieber-Affären keine Seltenheit mehr. Da, um den zwanzigsten Januar, nahte sich mir ein aufgeregter Herr und vertraute mir an, daß „ein Panama der berliner Presse aufzudecken" sei. Die verhafteten Herren und ihre Spießgesellen hätten mit „Millionen" erkauft, daß sich die Zeitungen fürder nicht mit ihnen befaßten. Ich lachte. „Glauben Sie, daß die drei Erben des alten Mosse, die fünf Söhne des alten Ullstein käuflich sind?" „Nein." „Glauben Sie daß Theodor Wolff, daß Herr Georg Bernhard käuflich ist?" „Nein." „Also was meinen Sie?" „Ich meine, daß man sich die Ressort-Redakteure vorgenommen und sie einzeln bestochen hat, das Material über die Affäre in den Papierkorb zu senken." Das klang mir ziemlich aberwitzig. Es mußten die Handels- und die Lokal-Redakteure sein. Deren hat jede große Zeitung die schwere Menge, die ohendrein zu verschiedenen Zeiten Dienst tun. Außer dem Geld würde gradezu Genie nötig sein, um so viele Männer unter einen (recht gefährlichen) Hut zu bringen. Mein aufgeregter Besucher reihte dawider seine Indizien aneinander, sodaß ich zuletzt selber stutzig wurde und der Sache nachzugehen versprach. Es ergab sich als wahrscheinlich, daß man zwar keine berliner Zeitung, wohl aber ein berüchtigtes berliner Erpresserwochenblättchen durch die gewaltige Summe von zehntausend Mark bestimmt hatte, einen Skandalartikel zu unterdrücken. Es ergab sich als noch wahrscheinlicher, daß man einem andern berliner Sensationsblatt die gesamte Auflage einer Nummer, die einen Skandalartikel enthielt, von der Druckerei weg abgekauft hatte. Es ergab sich drittens, daß eine Zeitschrift wie meine zunächst nicht nötig hatte, sich um die Affäre zu bekümmern. Ich, fremd in diesen Regionen, vergaß sie schnell wieder. Das aber sollte mir schlecht bekommen. Es wurde geraunt, es wurde gemunkelt, es wurde getratscht und geklatscht. „Hätten Sie Das für möglich gehalten, daß auch der Jacobsohn . . .!" „Wie gefällt Ihnen dieser: Cato, der sich garnicht beruhigen kann, daß ein Sozialist Arbeitergelder unterschlägt, und der nun plötzlich . ..!" „Was sagen Sie dazu! Dem Jacobsohn wird eine Korruptionsaffäre von öffentlichem Interesse ins Haus gebracht. Die Gauner schicken Mittelsmänner, die mit ihm ‚reden'. Und — haben Sie in der vorigen ‚Weltbühne' eine Silbe gefunden? In dieser? Passen Sie auf: da wird nie was kommen!" Na, das hört man sich eine Weile an. Aber eines Tages wird einem die Geschichte zu albern, weil morgen über einen gedruckt zu werden pflegt, was heut nur von Mund zu Mund zu Mund geht, und man entsendet einen wirtschaftspolitisch geschulten Mitarbeiter, der Dichtung von Wahrheit sondern soll. Hier ist sein Bericht.

Der Fall Cohen-Avellis ist ein Schulbeispiel, wie leicht geschickte Jungens Geld machen können. Der heute zweiunddreißigjährige Cohen ist in jüngern Jahren mit den Gesetzen in Konflikt gekommen. Heller Köpfe, denen die Zukunft verbaut scheint, nimmt sich gerne die Polizei an. Sie macht Cohen im Kriege zum Spezialisten für Sprit-Schiebungen. Deren deckt er in ihrem Dienste sehr viele auf und lernt dabei die Branche kennen. Als das Reichs-Branntwein-Monopol-Amt errichtet wird, ahnt Cohen — überdrüssig, den Laufburschen schnauzbärtiger Kriminalkommissare zu spielen, die seiner Lorbeer ernten — eine bessere Mission. Kein Liter Sprit darf ohne Zustimmung des Amtes in den Handel. Dazu braucht man Papiere und Stempel, Stempel und Papiere. Unsre Bürokratie! Der Grossist in Hamburg glaubt, alle Unterlagen „eingereicht" zu haben. Das Amt schweigt acht Wochen. Dann schreibt es: „Sie werden ersucht, noch den Nachweis zu erbringen, daß . . . Ohne Bescheinigung des zuständigen Zollamts muß die diesseitige Dienststelle ablehnen, Ihren Antrag vom . . . Wollen Sie noch die Bestätigung beibringen, daß . . ," Cohen und sein Adjutant Avellis lassen ein Zirkular an alle Interessenten ergehen: „Mit den einschlägigen Formalitäten bestens vertraut, erbieten wir uns, Ihre Geschäfte beim hiesigen Reichs-Monopol-Amt als gewiegte Handelsanwälte bestens wahrzunehmen. Als Provision für unsre Bemühungen berechnen wir pro Liter der zu tätigenden Abschlüsse Mark . . ." Der Mann in Hamburg, der in Berlin keine Filiale hat, ist froh, daß ihm Cohen-Avellis die Schreiberei, die Schererei, die Lauferei, die Antichambriererei abnehmen. Provision? Gerne, gerne! Wenn der Liter Sprit im Einkauf, sagen wir: fünfundzwanzig Mark kostet, kann er auch noch einen Taler mehr kosten. Das kommt beim Alkoholgeschäft leicht wieder ein — besonders, wenn die in Berlin flink arbeiten. Und Cohen und Avellis stellen ihre Auftraggeber zufrieden. Sie arbeiten auch zur Zufriedenheit des Monopol-Amts. Dessen Präsident und seine Dezernenten trauern heute gradezu ein bißchen um Cohen-Avellis:

„Es war fast ein Vergnügen, mit diesen Leuten zu arbeiten. Sie kannten alle Bestimmungen, alle Formalitäten. Sie brachten die Wünsche ihrer Auftraggeber erst an uns heran, wenn sie alle Unterlagen beisammen hatten; sie gingen höflich wieder weg, wenn man keine Zeit hatte oder ihre Anträge ablehnen mußte, während Andre nervös und zwecklos demonstrierten. Die Vergangenheit des Herrn Cohen kannten wir nicht — wir haben nicht das Recht, Jeden, der im Auftrage Dritter zu uns kommt, nach seinen Vorstrafen zu fragen. Ueberdies war Cohen durch die Empfehlung eines Kriminalkommissars der Heerespolizei, für die er im Kriege erfolgreich tätig war, bei uns eingeführt worden. Was er für Provisionen von seinen Auftraggebern erhielt, hat er uns nie gesagt; es ging uns nichts an; nie hat sich Jemand über ihn beklagt. Riesengewinne? Da es sich bei Branntweingeschäften immer um große Umsätze handelt, und da Cohen-Avellis im Laufe der Zeit für sehr viele Auftraggeber mit uns über Millionen von Litern verhandelten, so läßt sich glauben, daß sie Millionen sammelten, wenn sie für den Liter auch nur Eine Mark Provision nahmen. Aber nie sind sie beim Monopol-Amt bevorzugt worden — mit jedem andern Firmen-Vertreter oder -Inhaber (auch Rechtsanwälte wurden zu uns geschlckt) wurde genau so sachlich und unparteiisch verhandelt."

Das sagt uns das Monopol-Amt, dessen Auskunft wir erbeten haben. Mag sein, daß Cohen und Avellis, höherer Prozente wegen,

sich draußen eines magischen Einflusses beim Monopol-Amt rühmten, der kaum nötig war, und den sie auch nicht hatten — das wird hoffentlich der Staatsanwalt klären. Vielleicht wollten diese tüchtigen Psychologen noch extra von einem durch sie zu züchtenden Glauben an eine gar nicht vorhandene Korruption profitieren? Vielleicht haben sie später auch zusammen mit ihren Auftraggebern, denen sie ganz legal Einfuhrscheine vermittelten, bei der Weiterverwertung eingeführter Mengen unzulässige Geschäfte gemacht? Jedenfalls: sie schrieben Verdienen groß, und Cohen, jung und unter Entbehrungen aufgewachsen, ließ auch gern sehen, daß er verdiente. Autos, Brillanten, Grundstücke, Anteile an Theatertrusts, an anrüchigen, deren Kunst die Gewinner Kunst dünkt . . .

Irgendwo sind als Nutznießer der Tüchtigkeit von Cohen-Avellis auch die Kaufleute Emanuel Marx und Simon genannt worden. Simon ist eine historische Erscheinung: in seinem Auto fuhr Ludendorff durch die berliner Kapp-Tage, ohne sich mit einem Intendantenposten für Herrn Simon revanchieren zu können. Marxens Auto (das seinen Besitzer jetzt nach Italien getragen hat) ist jüngern Datums und stammt aus der Beteiligung an einem Sprit-Import aus der Tschecho-Slovakei. Tschechische Interessenten wollten dem deutschen Reichs-Branntwein-Monopol-Amt Ware anbieten. Vom Grauen aller Ausländer vor dem Verkehr mit deutschen Amtsstellen gepackt, fielen sie via Marx und Simon den Cohen-Avellis in die Hände. Die sicherten die Mobilisierung ihres „Einflusses" beim Monopol-Amt zu, die nach Aussage des Amtspräsidenten nur darin bestand, daß sie die tschechischen Vertreter durch „die Türen des Amts führten". Das Geschäft kam zustande, nachdem das Monopol-Amt den geforderten Preis gehörig reduziert hatte. Offenbar noch nicht genug: denn Cohen-Avellis haben bei diesem Geschäft eine Provision von zwei, Marx-Simon einen Anteil von zehn Millionen verdient. Ob unsre Wirtschaft nicht billiger zu dem käme, was sie braucht, wenn das Monopol-Amt selbst auf den tschechischen Pflaumenschnapsmarkt ginge? Anstatt zu warten, bis sich überflüssige Vermittler in der Schelling-Straße drängeln? Die Cohens sind in dem Augenblick überflüssig, wo unsre Bürokratie entbürokratisiert ist.

Warum ist nun das Alles nicht in Berlin zu lesen gewesen?
Ich habe mich bei Mosse und Ullstein erkundigt. Die erste Veröffentlichung erfolgte auf Grund eines Korrespondenzberichts, der in der Nacht zu Sonntag, dem neunten Januar, eingelaufen war. Am Sonntag waren Recherchen kaum möglich. Am Montag vormittag liegt, da es an diesem Tage keine Morgennummern mehr gibt, bei allen Zeitungen so viel wichtiges Material vor, daß eine Vermehrung durch neue Recherchen nur selten noch vorkommt. Als dann die Recherchen aufgenommen wurden, ergab sich, daß in Berlin zur Sache nichts zu erfahren war, weil den Haftbefehl gegen Cohen und Avellis die hamburger Staatsanwaltschaft erlassen hatte; und daß diese Einsicht in die Akten gewähren würde, war ziemlich unsicher. Um gut Wetter hatte auf den Redaktionen offen und ehrlich ein Einziger aus dem Quartett gebeten, der sich, unverhaftet, wie er geblieben war, kaufmännisch rein zu fühlen beteuerte, aber gewisse private Beziehungen nicht berührt wissen wollte. Allein dieserhalb hatte er Geld an die beiden übeln Wochenwische gewendet. Das ist „das Panama der berliner Presse".

# Rundschau

## Der Geist des Stradivarius

Merkwürdig, wie viele Menschen in Berlin Mittagsruhe und Durcharbeitszeit opfern können, wenn es gilt, eine Sensation oder einen Schwindel zu entdecken. Denn die Aussicht auf ein Gratis-Konzert war es sicherlich nicht — man erkundige sich nur bei den Eingeweihten, wie schwierig es ist, Freikarten unterzubringen —, was den Beethoven-Saal zu der nachschlafenden Zeit von zweieinhalb Uhr mittags bis zum letzten Galeriewinkel mit einem Publikum füllte, das durchaus nicht aus lauter Geigern und Geigenbauern bestand und trotzdem nicht früh genug erfahren konnte, wieso der selige Stradivarius sich endlich, nach so vielen Jahrhunderten, bewogen gefühlt hatte, das Geheimnis seiner Kunst zu offenbaren.

Dem er es offenbarte, Herr Hinrich Ohlaver, beweist die bekannte Tüchtigkeit des hamburger Kaufmannsstandes. Er hatte die berliner Presse für seine neue Geige mobilisiert — er mobilisierte auch den Konzertmeister des Philharmonischen Orchesters. Dieser spielte einige Stückchen, je ein Mal auf einer vorzüglichen, nicht ganz „erstklassigen" echten Stradivarius und auf einem vorzüglichen, auch nicht ganz erstklassigen Instrument, das in seinen unveredelten Zeiten angeblich zwanzig Mark gekostet hat, und in das Herr Ohlaver mit seinem unfehlbaren, durch eine okkulte Erscheinung inspirierten Verfahren den altitalienischen Geist hineinkonstruiert haben will. Sachverständige konstatieren kleine Verschiedenheiten von Klangfarbe und Ansprache. Die alte Geige war doch besser, aber die neue ist ebenfalls recht gut.

Das beweist natürlich garnichts. Auch deutschen Geigenbauern gelingen zuweilen wunderbare Arbeiten, ohne daß sie deshalb einen Geist bemühen müssen. Hätte Herr Ohlaver auf das Podium des Beethoven-Saales Dutzende, hunderte Wagenladungen seiner veredelten lustrumente gehäuft und den anwesenden Geigern freigestellt, irgendwelche davon mit Strichen, Läufen, Kantilenen zu prüfen: dieser Versuch hätte bei positivem Ergebnis imponiert. Hätte jedenfalls bewiesen, daß Herr Ohlaver sich außer auf Reklame auch auf sein Handwerk versteht. So aber wirkte seine Veranstaltung in ihrer Mischung von Okkultismus und G. m. b. H. bedenklich. Die Geigenbauer gingen ohne besondere Aufregung nach Hause.

Sie mochten es ruhig tun. Ihr Handwerk ist noch zu vervollkommnen und auszubauen: aber um es auf seine höchste, von den Alt-Italienern bereils einmal erreichte Stufe zu bringen, braucht es weder Spiritismus noch Fabrikbetrieb, sondern Künstler. Die Erschaffung einer wahrhaft edlen Geige bedarf letzten Endes der individuellen Eingebung, der begnadeten Stunde, wie jeder andre künstlerische Schöpfungsakt. Nur eines Künstlers Hand vermag die Form des braunen Holzes zu ertasten, seinen Fasern die Schwingungen abzulauschen, ihm eine Seele — die eigne, nicht die eines Toten! — einzupflanzen.

Herr Ohlaver scheint kein Künstler zu sein. Er ist nicht einmal ein geschmackvoller Mensch. Denn zum Schluß leistete er sich noch eine kleine alldeutsche Ansprache, in der er die Not Deutschlands, als unzählige Anmeldungen im Reichspatentamt zeitigend, pries und der Welt von Feinden da draußen versicherte, es würde sich, warte nur, balde,herausstellen, wer zuletzt zu lachen

hätte. Es wäre zu begrüßen, wenn der Export seiner Instrumente zur Hebung der Valuta beitrüge. Aber vorläufig ist noch wenig Aussicht vorhanden, den deutschen Himmel so bald voller „Revalo"-Geigen hängen zu sehen.

Gisella-Selden-Goth

## Valeska Gert

Die Ekstasen der vielen jungen Mädchen mit den großen Füßen in Berlin habe ich nie so recht verstanden, und warum alle Hysterikerynnien, die einen Silberring mit grünem Stein auf dem rechten Zeigefinger tragen, nun grade tanzen müssen, war mir von je rätselhaft. Aber was da neulich abend in den weißen Lichtkreis des Scheinwerfers trat, tanzte und mit dem sinkenden Licht erlosch: das war doch etwas Andres.

Tanzte sie? Tanzte Valeska Gert? Daß sie es kann, steht außer allem Zweifel. Daß sie viel mehr kann, auch. Sie benutzt die Technik — wie sichs gehört — als reale Unterlage der Phantasie. Nein, sie tanzte nicht nur. Sie schüttete ein Füllhorn voll Menschen vors Parkett: Japaner und Seiltänzer und Jongleure und Zirkusreiterinnen und Ringkämpfer und Kuppelmütter und Spanierinnen und wer weiß wen noch alles. Aber Gott muß ihr jenen Andersenschen Glassplitter ins Auge geweht haben, durch den man die Welt so eigentümlich verzerrt sieht. Sie parodiert. Hermann Hesse schildert einmal in seinem Buche ‚Aus Indien' eine unbekannte Malayin, die traurig und stumm vorn auf der Bühne eines Theaters an der Rampe saß. „Bis die Gebärde irgendeines Mitspielers sie reizte — dann stand sie auf, von Leben durchflossen, und parodierte diese Gebärde mit dem kleinsten Aufwand an Anstrengung in so hoffnungslos vernichtender Uebertreibung, daß die Mitspieler hätten verzweifeln müssen." Nun, wenn die Gert „Ballett" tanzt, dann ist von der Dell'Era nicht mehr viel übrig — so leer, so gespreizt, so engagiert, so flirrend decouvriert sich eine antiquierte Angelegenheit. Sie entlarvt, was sie tanzt. Und im „Ballett" zertanzte sie — zum großen Aergernis zweier hinter mir sitzender Geheimen Oberrechnungsratswitwen — Potsdam.

Schon das Kostüm ist von höchstem Reiz: die Kleider fangen in den Farben oben so an, wie sie u-ntcn aufhören, und jedes ist bis in die letzte Falte durchgearbeitet — nichts ist Zufall, nichts ist Willkür. Und wenn auch einige 'ia.ize, die ganz auf Leichtigkeit gestellt waren, mir ein wenig zu schwer erschienen — so entschädigte . . .: diese Frau tanzt mit dem Gesicht. So sehr sonst immer die Tanzmaske vorzuziehen ist — die klugen Neger! —: dieses Gesicht mochte ich nicht missen. Und nicht das gefährliche Spiel der Zunge . . .

Alles, was sie tanzte, war eine gute Mischung von außergewöhnlichem Verstand und sehr guter Technik. Eine Nummer aber fiel völlig aus dem Rahmen.

In den Lichtbogen schlurcht eine Schlampe in Schwarz, der rote Halsbesatz deckt den Kopf ab —- einen verluderten, unfrisierten Kopf. Wer ist das? Was ist das für ein Gesicht? Die „Vorstadtdirne" von Toulouse-Lautrec ist eine Gräfin dagegen — gegen diese Nutte. Gleichgültig schieben sich die Schulterblätter hoch — gleichgültig schiebt sich das gemietete Stück Fleisch aus der Auslage durch die Straße. Und wird von einem Kerl ergriffen — und produziert das Frechste, was wohl je auf einer Bühne gemacht worden ist. Die Beine öffnen und schließen sich. Und Gleichgültigkeit, Krampf — dennoch Krampf!

— und Geldgier schütteln den ausgeschaukelten Körper: eine Lues und die -Heilsarmee kämpfen mit gleicher Inbrunst um diese arme Seele. Wer sich je bei den „berüchtigten berliner Nackttänzen” nach dem Laster gesehnt hat: hier ist es. Und noch nie habe ich so verstanden, wie Lust und Qua! auf demselben Loch gepfiffen werden. Und dann haucht sie die letzte Lust aus, spuckt aus, ohne es zu tun — und versinkt.
Diese „Canai!le” ist eine wahrhaft geniale Leistung. Das „ausverkaufte Haus jubelte der Heldin begeistert zu”, nahm für Spaß, was bitterste Komik war und merkte zum Glück kaum, daß noch die Ritte des kopierten Zirkusreiters den letzten Krämpfen einer erlösungsgierigen Nackten glichen.

Eine dolle Nummer, eine hervorragende Tänzerin, eine außerordentliche Frau.

Peter Panter

## Liebe Weltbühne!

In der Jugendschrift ‚Deutsche Jugend’, die mir einmal lieber war als die ‚Weltbühne’, selbst wenn es sie damals schon gegeben hätte, fand ich beim Schmökern kürzlich folgenden ‚Guten Rat’:

Wenn du in deinem Kopf und Herzen einmal ungewiß wirst, wie du in einer gewissen Lage handeln solltest, dann frage dich nur: Wie würde unser teurer Kaiser Wilhelm wohl in diesem Falle gehandett haben? Und wenn du dir dies klar beantworten kannst, dann gehe hin und handle ebenso, und du kannst sicher sein, das Richtige zu treffen.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß Ich zwar feststellen, daß sich dieser Rat auf Wilhelm den Ersten bezog. Aber er ist auch so noch sehr hübsch.

Peter Paul Schmitt

# Antworten

**Carl Meinhard.** Sie schreiben mir: „Wir warten, wir warten. Woodrow Wilson! Wir warten noch immer! Nicht auf Deine Hilfe, nicht auf Dich, denn Du hast verloren. Du warst der Eckstein, den man umgeworfen hat — ob mit oder gegen Deinen Willen, das wissen wir nicht. Statt grade hinauf zur Erleuchtung, bog man, bogst Du, bogt Ihr um die Ecke! Man nennt das: den Umfall. Und dennoch —: wir warten. Einige nur noch, Wenige, wahrscheinlich nur ganz Wenige. Die Andern verzweifeln oder fluchen — fluchen und verzweifeln! Aber Einige stehen noch da, mit verhaltenem Atem starren sie wartend — allerdings Wertlose in dieser Zeit der politischen Kniffe —: Idealisten, Phantasten! Was Du getan hast, oder was man Dir getan hat: keiner weiß Genaues! Und was mit uns geschehen wird, wirst Du nicht mehr aufhalten (willst es vielleicht garnicht — Keiner weiß Genaues). Aber was mit Dir jetzt geschieht, was Du denkst, das kann vielleicht die Menschheit kurz vor der furchtbarsten Entscheidung eine Minute lang nachdenken lassen: Willst Du jetzt auch noch schweigen? Jetzt, da es offenbar keine Rettung, keine Vernunft mehr gibt? Willst Du jetzt, nachdem Du die Letzten (und wahrscheinlich nicht die Schlechtesten) enttäuscht hast — willst Du die unbedingt Gutgläubigen vernichten? Willst Du jetzt in allerletzter Stunde als erledigter Mann, als Enttäuschender und Enttäuschter schweigen? Willst Du schweigen und auch noch den Fluch der Allerletzten, Enttäuschtesten auf Dich laden? Woodrow Wilson: wir wollen den Schrei des Entsetzens von Dir hören, den verzweifelten, wenn auch wahrscheinlich zwecklosen Schrei der Entrüstung, ehe Du umgeworfener Eckstein der Weltgeschichte zerfällst oder zum traurigsten Denkmal wirst! Oder sollen wir wirklich das Furchtbare glauben, daß Du gar kein Stein warst, sondern nur ein kaschierter Theaterfelsen? Sollen wir das? Toter Wilson! Wir warten auf Deine Stimme, auf Deinen Schrei von jenseits!” Wir werden warten.

**Dr. Erich Putter.** Sie schreiben mir: „Nach dem neuen Beamtenbesoldungsgesetz beziehen die Universitätsassistenten ein Anfangsgehalt von 5880 Mark, das nach einem Jahr um 840 Mark, in den folgenden vier Jahren um je 420 Mark vermehrt wird, sodaß man zu Beginn des sechsten Dienstjahres auf der Gehaltsstufe 10 mit dem Grundgehalt von 8400 Mark angelangt ist. Dazu die üblichen Ausgleichs- und Ortszuschläge. Sie werden mir zugeben, daß diese Summe, zumal für Verheiratete, das Existenzminimum noch nicht erreicht. Was soll man aber dazu sagen, wenn den Universitätsassistenten — von denen die medizinischen, wie ich, doch alle ein zehnsemestriges Studium, ein praktisches Jahr und die meisten noch eine mehrjährige Volontärzeit ohne Vergütung hinter sich haben — in der Anrechnung der Dienstjahre die unerhörtesten Ungerechtigkeiten widerfahren! Nach einer Tätigkeit von fünfviertel Jahren als Assistent an dem Hygiene-Institut einer preußischen Universität will ich mir vorübergehend an einer großen bakteriologischen Untersuchungsanstalt für ansteckende Krankheiten und einem Institut für Seuchenbekämpfung in Bayern die notwendigen Kenntnisse in der Leitung und Durchführung derartiger Betriebe verschaffen, da ich in dem kleinen Untersuchungsamt der preußischen Universität dazu keine Gelegenheit hatte. Ich kehre an die preußische Universität als Assistent zurück und muß jetzt erleben, daß mir nicht nur die in bayrischem Staatsdienste verbrachte Dienstzeit, sondern auch die an der preußischen Universität absolvierten fünfviertel Jahre nicht angerechnet werden. Ich werde wieder mit dem Anfangsgehalt von 5880 Mark, wie der jüngste Assistent, einrangiert. Das Einkommen wird also ohne jeden stichhaltigen Grund um anderthalbtausend Mark verkürzt. Dies mit Hilfe irgendwelcher versteckter Klauseln! Dies bei einem Gehalt, mit dem auch der denkbar größte Sparkünstler nicht leben kann! Dies bei einem Steuerabzug, dessen Höhe in gar kein Verhältnis zu dem kärglichen Einkommen zu bringen ist! Dies zu einer Zeit, wo die Lebensmittel von Monat zu Monat, ja, von Tag zu Tag unerschwinglicher werden! Dies zu einer Zeit, wo jeder gewerkschaftlich organisierte Arbeiter — wenn er nur das Mittel des Streiks drohend in der Hand hat, und wenn er in Betrieben tätig ist, die das Leben des Staates unmittelbar erhalten — immer neue Lohnerhöhungen durchdrücken kann, deren Berechtigung auch uns Niemand aberkennen wird. Bei der im Vergleich zu den Eisenbahn- und Postbeamten verschwindend kleinen Zahl der Assistenten spielen die paar Millionen, die nötig wären, um diese Härten zu beseitigen, gar keine Rolle.” Doch. Denn jeder Hundertmarkschein, der Ihnen abgeknappst wird, kommt unsrer schimmernden Wehr zugute.

**Deutsche Friedensgesellschaft.** Du hast dich „an den Reichstag und dessen Fraktionen mit dem dringenden Ersuchen gewendet, dem Beschluß des Hauptausschusses über die Bewilligung einer ersten Rate für den Bau eines kleinem Kreuzers nicht beizutreten” — ein Ersuchen, durch das du dir den wilden Zorn der Alldeutschen zugezogen hast. An deren Leben snerv geht es, daß man den nächsten Massenmord im allerzartesten Keim zu ersticken trachtet. Laß dich nicht abschrecken. Eifere weiter dagegen, daß an militärische Ueberflüssigkeiten Staatsgelder vergeudet werden, und vergiß darüber nur nicht den Kampf wider die Allgemeine Wehrpflicht, die unsre Ueberpreußen noch in den Knochen haben, und deren Wiedereinführung nicht minder gefährlich wäre als der Bau neuer Kriegsschiffe.

## Geschäftliche Mitteilung

Die Uraufführung des großen Gloria-Films der Ufa: ‚Die Verschwörung zu Genua’ findet Ende Februar im Ufa-Palast am Zoo statt. Der Reinertrag dieser Aufführung wird an den Schutzverband deutscher Schriftsteller abgeführt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 24. Februar 1921 Nummer 8

## Frankreich und Deutschland von Karl Rothammer

Es heißt, daß die ersten Abbestellungen ausländischer Bezieher bei deutschen Fabrikanten bereits eingegangen sind. Die Entente hätte also einen ersten negativen Erfolg ihrer genialen zwölfprozentigen Exportbelastung zu buchen. Gleichzeitig kommen aus den Ländern der Entente und der Neutralen mannigfache Stimmen, die angstvoll fragen, wer den Ausfuhrtribut wohl zahlen wird; ob diese mirakelhafte Operation schließlich nicht auf Kosten der Bezieher vor sich gehen werde, oder ob sie nicht eine Gesamterhöhung des Weltmarktpreises für alle künstlich gefesselten deutschen Waren. und deren Konkurrenzen bedeuten muß. Daß Lloyd George an solche Steigerung der Preise für englische und englisch kontrollierte Waren augenzwinkernd gedacht hat, ist immerhin möglich; es wäre dies aber nicht besonders freundschaftlich gegen seine Alliierten gehandelt. Wie ja überhaupt Niemand sagen kann, daß bei dem Reparationsringkampf Englands Verhalten gegen die Geschäftsteilnehmer herzlich, oder auch nur wohiwollend sei. Der freundliche Akzent, mit dem Lloyd George ankündigte, daß er die deutschen Gegenvorschläge anhören werde, sollte sicherlich mehr Wasserstrahl auf Paris als Herzpflaster für Berlin sein. England ist mitten darin, seine politischen Absichten für die nahe und die fernere Zukunft flächig auszubreiten: wie ein hochfloriger schöner Teppich liegt das, was englische Generationen seit Nelson und den ersten Kolonisatoren Indiens, des vordern Asien und des südlichen Afrika erstrebten, liegt das, was der britische Imperialismus vor allem in der wundervollen interkontinentalen Wetterecke, deren Anziehungskraft auf der Hochkurve französischer Pläne Lesseps, der Erbauer des Suez-Kanals, zum Opfer fiel, an sich zu reißen suchte, vor den befriedigten und darum für einige Zeit auch befriedeten Augen der europäischen Neurömer. Stoff genug für einen Shaw: Caesar und Cleopatra oder Lloyd George und Marianne. Solche vollkommene Sättigung Englands, das dadurch gewiß nicht sorgenlos, aber doch gegen den Schwächern und Schwachen nach der Stufenfolge wohlwollend wurde, sollte zum mindesten das eine Gute haben, daß die Ueberflügelten sich zusammenfinden, sich wenigstens nicht noch mehr schwächen, als sie zwangsläufig durch die Abtretung der weltpolitischen Führung an die anglo-amerikanische Gruppe bereits geschwächt worden sind.

Man darf sagen, daß Deutschland, daß gewiß das maßgebende Deutschland sich zu solcher Einsicht durchgerungen hat. Die Art, wie die deutsche Politik — nicht die Propaganda — sich zu den Reparationsforderungen verhalten hat und verhalten will, ist hierfür durchaus kennzeichnend. Leider hält Frankreich mit solcher Entwlcklung zur Yernunft nicht gleichen Schritt. Selbst den zehnfach geaichten Kontinentalpolitikern ist bisher nicht gelungen, den Blut- und Angstnebel des französischen Chauvinismus und, was viel wichtiger ist, die bornierten Sonderinteressen des französischen Kapitalismus zu durchstoßen. Diesen patentierten

Kontinentalpolitikern wird die Zurückführung Frankreichs zur Sachlichkeit auch am wenigsten gelingen. Nur die selbstverschuldete Not, nur die zur Empfindung kommende Ohnmacht werden die französische Tertiärromantik endlich überwinden. Was hätte Frankreich für Vorteile, wenn Deutschland buchstäblich die Reparationsforderungen erfüllte? Es bekäme Mittel zur Befriedigung seiner Gläubiger. Es könnte englischem und amenkanischem Drängen gerecht werden. Für sich selbst, für die Förderung seiner Produktivität, seines Nachwuchses, seiner Arbeitslosen würde es verhältnismäßig wenig gewinnen. Was hingegen würde ihm am ehesten wieder die Möglichkeit zur wirtschaftlichen Festigung schaffen? Niemand kann daran zweifeln, daß nur der Wiederaufbau der durch den Krieg zerstörten und noch immer verwüstet liegenden nordfranzösischen Gebiete Frankreich von den Kriegsfolgen wirklich zu befreien vermag. Mit einer Blindheit, die dicker ist als sämtliche aegyptische Finsternisse, tappt die glorreiche Nation an der einzigen Rettung, zugleich an Deutschlands gutem Willen und Deutschlands bester Möglichkeit vorüber. Man wird sich immer wieder daran erinnern müssen, daß schon im Jahre 1919 Deutschland vielfach den Franzosen Mithilfe beim Wiederaufbau Nordfrankreichs angeboten hat. Damals durchreisten Delegationen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern unter deutscher und französischer Führung die brachliegenden Provinzen; von uns wurden Pläne entworfen und mit heiligem Ernst und großer Entschlossenheit immer wieder unsre Kräfte als das Beste, was wir geben können, arbeitswillig bereitgestellt. Herr Loucheur, der angeblich Wiederaufbauminister gewesen ist — er soll es auch heute noch sein —, versprach damals, die Beratungen zu fördern und den praktischen Wiederaufbau mit Deutschlands Hilfe einzuleiten. Alles ist im Sande, im unfruchtbaren Triebsande lächerlicher Revolutionsfurcht, kindischer Revanchekonservierung und zynischer Kapitalistengier verloren gegangen. Es verdient darum entschlossene Aufmerksamkeit, daß endlich sich wieder französische Stimmen melden, die zu fragen beginnen: warum denn eigentlich die französische Regierung die damaligen deutschen Angebote — die den Kontinentalpolitikern vom Schlage Georgs des Einzigen gar nicht schnell und schon genug präsentiert werden konnten — unbeantwortet ließ, warum sie auch heute nicht als erste aller Reparationsfragen Deutschlands Hilfe, an erster Stelle deutsche Arbeiter für die beschleunigte Leistung des Wiederaufbaus fordert. Es wird nach und nach ein Skandal, den der ‚Vorwärts' schon ganz richtig als ein größeres Panama annonciert: daß der französische Kapitalismus und die französische Regierungsbürokratie; unterstützt durch den Revanchechauvinismus, Nordfrankreich in Schutt und Asche liegen lassen, während jeder ernsthafte Versuch mit Gewißheit dazu führen würde, Deutschlands Arbeitskraft in vollstem Sinne für die Leistung der Reparation, für den Wiederaufbau des französischen Industriegebiets aktiv werden zu lassen. Es ist ein Panama, daß von 319 269 völlig und 313 675 annähernd zerstörten Gebäuden durch eigne französische Kräfte bisher nur 2000 wieder aufgebaut und etwa 14 000 wieder ausgebessert worden sind, und daß zur gleichen

Zeit in Frankreich Arbeitslosigkeit herrscht. Die französischen Arbeitslosen, die gesamte französische Arbeiterschaft, das ganze französische Volk — sie werden an die Regierung des Herrn Briand die entscheidende Frage zu richten haben: ob Deutschland aufgefordert worden ist, die ihm durch den Friedensvertrag zufallende Reparation durch den Wiederaufbau Nordfrankreichs einzuleiten. Der Wiederaufbau des französichen Industrielandes ist eine Reparation, ist die einzige Reparation, die wirklich der französischen Bevölkerung und nicht nur der französischen Börsenspekulation, den pariser Berufspolitikern und darüber hinaus dem anglo-amerikanischen Imperialismus zugute kommen würde.

## **Mazzini** von Franz Mannheimer

Wo er, im Verlauf eines Lebens, das ihn zwischen Italien, der Schweiz, Frankreich und England hin- und hertrug, seine Stätte aufschlug: immer teilten Vögel sein Arbeitszimmer. Sie umflogen ihn, sie zerrten und pickten an seinen Manuscripten. So war er es gewohnt, seitdem ein kleiner Fink sich ihm während seiner ersten politischen Gefangenschaft, in einer Zelle bei Savona hoch über dem Meere, zugesellt hatte.

Dieser Revolutionär, den Metternich, nach eignem Bekenntnis, mehr fürchtete als alle seine diplomatischen Feinde und Freunde, mehr auch als alle übrigen Demokraten Europas, besaß eine franziskanische Seele. Dieser Mann, der so oft die Feder mit der Flinte vertauschte, war eine tief innerlich, ja mystisch angelegte Natur. Man findet diese Verbindung auch bei andern Revolutionären, bei vielen Russen, in Deutschland war Gustav Landauer von diesem Schlage: aber Mazzini überragt sie, noch immer unerreicht in der großartigen Aktivität seines Wirkens.

Politik war ihm Religion, Glaube in ganz anderm Sinn, als etwa dem heutigen Sozialisten sein Kämpfertum für das Volk eine „Religion" ist. „Gott und das Volk" war sein Wappenspruch, und es hatte mehr als symbolische Bedeutung, wenn er sich selbst und seinen Mitkämpfern das „Apostolat" zuschrieb eines neuen Christentums. Eines Christentums, in welchem das Volk selbst der Christus war, zunächst das Volk, von dem die Befreiung Europas ausgehen sollte. „Expansion du Christ homme en Christ peuple" bezeichnet er einmal als die Aufgabe der neuen Epoche und insbesondere des „dritten Rom". Wir hatten unterdessen Tolstoi und haben Lenin; aber zwischen beiden fehlt noch jene Synthese, die notwendig ist, und für deren Möglichkeit Mazzinis Leben und Schriften zeugen.

Warum rufen wir heute seinen Schatten herauf? „Italia o morte!" steht, oder stand bis vor kurzem, an den Häusern Fiumes. Auch Mazzinis und der Seinen Ruf! — aber wie anders klingend im Munde dieser wahren Soldaten einer Idee als des theatralischen Helden einer Geste. Der Dichter in Mazzini trug, half mit tragen den Politiker, in d'Annunzio ging er mit ihm durch.

Vor allem aber: dort der Europäer übernationalen Empfindens, hier der Nichts-als-Nationalist. Auf jenen sollen diese schon vor Monaten geschriebenen Zeilen hinweisen.

Man kennt Mazzini nicht, wenn man von ihm nur weiß als von dem Pionier des neuen Italien. Er sah weiter, und eben dies Weiterschauen gibt seiner Lebensarbeit heute wieder Bedeutung für Italien wie auch für Deutschland. Die Befreiung seines engern Vaterlandes war ihm nur ein Teil seines Werkes — abgesehen davon, daß er niemals seinen Frieden mit dem Hause Savoyen machte. Von Anfang an dachte er über Italien hinaus an Europa. Er war im gewissen Sinne der Entdecker eines demokratisch organisierten Erdteils, auch darin kein unwürdiger Nachfahre seines großen genuesischen Landsmanns, der eine neue Welt fand. Den reaktionären italienischen Regierungen stellte er das „junge Italien" entgegen, den Regierungen des „alten" das „junge Europa", und später, zusammen mit Kossuth, Ruge und Andern, das londoner „europäische Komitee". Das „junge Italien" erfüllte seine Aufgabe — Europa aber ist noch immer unerlöst und wird doch notwendiger von Tag zu Tag. Es wird zerrieben werden in sich selbst und zwischen dem Osten und Westen der Erde, wenn es sich nicht sammelt — und nicht nur als Kontinental-, sondern als Gesamteuropa, dem auch England beitreten kann. Der — schon in der Geburt verunglückte — „Völkerbund" kann nur neu aufgebaut werden als Großgemeinschaft auf geographischer Grundlage organisierter Erdteilsbünde.

Dies Letzte hat Mazzini noch nicht erkannt — es fehlten ja auch damals noch die außereuropäischen Weltmächte —; aber die Notwendigkeit Europas war ihm aufgegangen. Auch die kulturelle Notwendigkeit gegenüber dem Orient, die selbst ein zeitweiliger „Untergang des Abendlandes" nur indirekt bekräftigen würde. „Europa ist der Hebel der Welt. Europa ist die Erde der Freiheit, Ihm gehört die Sendung einer fortschreitenden Entwicklung", schreibt er 1832. Und wenn auch die europäischen Gedanken nun die Erde eroberten, so sind sie doch immer wieder in Gefahr, veräußerlicht und entstellt zu werden, wenn nicht aus dem Mutterlande neue Ströme verinnerlichter Energie nachfließen. W|r lassen Asien seine Ehre und Amerika die seine und sollten die Selbständigkeit dieser Menschheitsteile in einem großen Erdenbunde sogar als Europäer fordern: aber mit Europas Sturz fällt der Mittelpfeiler der Menschheit, und er muß wieder errichtet werden, wenn diese leben soll. Der bloße „Internationalismus" tut es auch nicht. Die Menschheit als Internationale will organisiert sein und muß so organisiert werden, wie es die naturgegebenen Bedingungen ihres. Daseins fordern.

Das neue Europa muß ein „Bund der Völker" sein, wie er Mazzini vorschwebte gegenüber der heiligen Allianz der Großmächte. Die Nationen werden seine Bürger sein. Mazzini hat vielleicht mehr für die Propagierung des Nationalitätsprinzips getan

als irgendein Andrer. Damit aber verband er, im Gegensatz zu seinen chauvinistischen Nachfahren eine hohe Besonnenheit. Er sah, wenn auch noch nicht ganz deutlich, daß das neue Prinzip nur dann der Versöhnung der Völker statt neuer Entzweiung dienen kann, wenn man die einzelnen Nationen als Arbeitsglieder einem Gesamtorganismus einfügt. Die Frage der Neuorganisation Europas war ihm eine Frage der „Arbeitsteilung", und er betont in diesem Zusammenhang auch schon die geographischen Notwendigkeiten, die beispielsweise verbieten, daß die Donauländer und der Balkan in eine Reihe kleiner Nationalstaaten zerlöst werden, ebenso wie es bei der heutigen Gestaltung der polnisch-preußischen Grenze nicht bleiben kann.

Welches Volk wird nun der „Initiator des neuen europäischen Lebens" sein? Dasjenige, meint Mazzini, das „am meisten gelitten hat". Das scheint ihm Italien, zugleich das Land der römischen Tradition, die ja weit mehr als eine rein machtstaatliche ist, und vermöge seiner geographischen Mittellage in Europa. In diesem Zusammenhang aber werden nicht nur wir ebenso an Deutschland denken, sondern dachte auch Mazzini weiterhin an das Land, das mit Italien jene Lage teilt und mit ihm zusammen sich schon einmal am mittelalterlichen Europa, am „Gottesstaat" versucht hat. Deutschland und Italien ermahnt er, „auf den Alpen den Bruderbund zu schließen" zu Europas Verwirklichung. Sie werden sich in der Tat in diesem Gedanken zusammenfinden müssen, um nicht beide unterzugehen zwischen dem Slawentum hier und dem Angloromanentum dort. Voraussetzung freilich ist, daß Deutschland, nach Beseitigung der Kleinstaaterei, endlich Deutschland wird, und daß auch Italien Mazzinis Warnung vor einer Ueberschreitung seiner natürlichen Grenzen nach Osten wie nach Norden achtet.

Vielleicht noch zeitbedeutsamer aber und noch unbekannter als die außenpolitischen Anschauungen Mazzinis sind seine innenpolitischen. Er hat sich wiederholt an das Proletariat gewandt, vor allem in der Schrift über die ‚Pflichten des Menschen'. Freilich, was er hier und in der Schrift: ‚Die Systeme und die Demokratie' sagt, klingt ganz anders, als was der Arbeiter sonst zu hören gewohnt ist. Hier kritisiert er die materialistische und utilitaristische Weltanschauung, in der sich der Sozialist und der Kommunist mit dem Liberalen Benthamschen Schlages treffen, hier deckt er — um 1860 — die Wunde des Zeitalters auf, die heute aufgebrochen ist und stündlich neuen Eiter treibt: den „Mangel eines gemeinsamen Gedankens, der die Erde mit dem Himmel und das Universum mit Gott verbindet", und der den „Kultus des bloßen Interesses" in den obern wie den untern Schichten der Gesellschaft zur Folge hat. Und während Andre dem Volke nur von neuen Rechten predigen, versucht er, der sein Leben viele Male für diese Rechte ein-

gesetzt hat, ihm eine „Pflichten"-Lehre zu entwickeln. Der Tribun der kurzlebigen, aber ruhmvollen „römischen Republik” von 1849 schreibt hier ein wahrhaft antikes Italienisch, und nicht nur dies; manches erinnert an Kant, Fichte, andres auch an Nietzsche, mit dem Mazzini „höchstmöglichen Adel” fordert als Lebensziel der Gesellschaft überhaupt wie als Ziel jener sozialen „Erziehung”, die ihm, im Verlauf der Jahre, immer bedeutsamer erscheint denn der bloße revolutionäre Aufstand. Was er hier über die Gefahr des rein mechanistisch begründeten Sozialismus sagt, der auszog, Alle reich zu machen, und damit endet, daß Alle arm geworden sind, äußerlich wie innerlich: das liest sich wie für die Stunde geschrieben. Und auch darin wird ihm die Entwicklung recht geben, daß es keine Lösung der sozialen Frage ist, das Kapital in den Händen des Staates zu vereinigen, sondern daß es darauf ankommt, Kapital und Arbeit besser als bisher zu verbinden, zweckmäßige Assoziationen von Arbeitenden zu bilden und Produktion wie Verteilung planmäßiger zu organisieren als bisher.

Die Schriften Mazzinis liegen vor in einer noch zu seinen Lebzeiten von Daelli begonnenen sowie in einer neuern, auf Kosten des italienischen Staates veranstalteten, noch unvollendeten Gesamtausgabe. Eine Auswahl in Uebersetzung hat 1868 Ludmilla Assing berausgegeben; die 1911 von Siegfried Flesch begonnene ist, soviel ich weiß, bisher nicht über den ersten Band gediehen. Die grade heute wieder sehr interessante Polemik zwischen Mazzini und Kodbertus-Jagetzow über die Aufgabe Deutschlands in Europa (1861) findet man in den ‚Kleinen Schritten’ von Rodbertus.

## Der Ausverkauf Rußlands von Elias Hurwicz

Rußland ist in seinen wirtschaftlichen Ruin nicht durch den Weltkrieg — wie die Bolschewiki noch heute behaupten —, sondern nicht minder durch ihre eigne Politik gestürzt worden. Da greift nun die Sowjet-Regierung fortgesetzt zu allerlei krampfhaften Rettungsmaßnahmen. Die neuste ist die vielberufene Vergebung von Konzessionen an ausländische Kapitalisten, die auf dem letzten allrussischen Räte-Kongreß so viel Staub aufgewirbelt hat. Um einen Begriff davon zu geben, in welchem Umfang die Sowjet-Regierung die Naturreichtümer Rußlands dem Auslandskapital ausliefern will, seien einige markante Stellen aus einer offiziellen Denkschrift wiedergegeben.

1. In Westsibirien sollen ungeheure Wälder, die eine Fläche von 75 Millionen Hektar einnehmen und zwischen den Flüssen Irtysch und Obj liegen, konzessioniert werden. Es ist eine jährliche Fabrikation von etwa 4 Millionen Balken allein in Aussicht genommen, die etwa 100 Sägemühlen erforderlich machen, was beinah dem Bau einer ganzen Stadt wie Archangelsk gleichkäme. Außerdem sind in derselben Gegend Vorkommen von Platin und einer Kohle entdeckt worden, die in ihrer Qualität der englischen Kohle nicht nachsteht.

2. Im Norden des europäischen Rußland ist eine Fläche von 20 Millionen Hektar Wälder als Gegenstand der Konzession in Aussicht genommen. Zumeist handelt es sich hierbei um Fichten- und Tannenwälder. Außer der Waldexploitation wird auch an eine Ausbeute von Naphta, an den Bau von Eisenbahnen und Schleusen gedacht. Ueber manche dieser Konzessionen liegen bereits Kontraktentwürfe vor.

3. Die Bergkonzessionen Sibiriens verteilen sich nach Rayons folgendermaßen:

Im Kusnez-Bassin werden die Auslandsfirmen ungeheure Steinkohlenlager erhalten, deren Gehalt auf 150 000 Milliarden Pud (1 Pud = 40 russische Pfund) geschätzt wird, was die Hälfte des gesamten Steinkohlenlagers Rußlands ausmacht. Dabei steht die Kusnez-Kohle an Qualität höher als die Donez-Kohle.

In einer Entfernung von 80 Werst südlich von Kusnezk befindet sich das Eisenerzlager von Tolbes. Verbindet man dieses durch eine Eisenbahn mit den Kusnezk-Bergwerken, so ist die Schaffung einer Fabrik möglich, die jährlich für 40 bis 50 Millionen Roheisen produzieren kann.

Das gesamte Erzvorkommen in dieser Gegend wird auf 1500 Millionen Pud mit Eisengehalt von 63 % geschätzt.

100 Werst von Irtysch entfernt liegt das Ekibastussche Cokslager mit einem Gehalt von 35 Milliarden Pud. Unweit davon liegt das Riedersche Zink-Vorkommen, dessen Gehalt auf 150 Millionen Pud geschätzt wird. Außerdem enthalten 100 Pud Erze 7 Solotnik Gold (1 Solotnik — 1/96 des russischen Pfundes), 59 Solotnik Silber, 8 % Blei und 1 % Kupfer

Im Flußbassin von Jenissej sind die Irbinschen und Abakanschen Erz-Vorkommen mit ungeneuerm Magnetgehalt belegen. Außerdem sollen die ausländischen Firmen die außerordentlich umfangreichen Steinkohlen Sibiriens erhalten, deren Gehalt auf 3 Milliarden Pud geschätzt wird.

4. Was die „Verpflegungskonzessionen” betrifft, so umfassen sie Teile der Gouvernements Samara, Ural, Zarizyn, Stawropol, sowie der Gebiete von Kuban und Schwarzmeer. Auch hier handelt es sich um ungeheure Flächen: so im Gouvernement Zarizi über 250 000 Hektar unbebauten Landes, im Uralgebiet nicht weniger als 500 000 Hektar, im Stawropol- und im Kubangebiet etwa 565 000 Hektar. Auf diese Weise werden also die Konzessionsinhaber im Südosten Rußlands insgesamt über 3 Millionen Hektar unbebautes Land erhalten.

Die Landbebauung muß unter Anwendung modernster landwirtschaftlicher Maschinen vor sich gehen. Die nähern Bedingungen der Realisierung der Ernte und ihrer Ausfuhr nach dem Ausland wird Gegenstand besonderer Abmachungen werden.

Wer kommt nun als Kandidat für die Gewinnung dieser Reichtümer in Betracht? Eine Antwort darauf erteilt ein Vortrag, den Lomow in einer der letzten Sitzungen des Obersten Wirtschaftsrates gehalten hat. Danach scheint es, daß den Löwenanteil die Amerikaner bekommen sollen. Der Amerikaner Goldstone soll zur Gewinnung von Gerbstoffen im Südwesten Sibiriens eine Konzession für fünfundzwanzig Jahre erhalten, die sich auf über 50 000 Hektar Wald erstreckt. Den Rekord scheint aber der Amerikaner Vanderlip geschlagen zu haben, dessen Waldkonzession (in Sibirien und auf Kamtschatka) sich auf nicht weniger als sechzig Jahre erstrecken soll. Auch mit den Engländern soll bereits (immer nach den Angaben von Lomow) ein

Vorvertrag abgeschlossen worden sein, wonach sie 18 Millionen Waldhektar für die Zeit von sechzig bis siebzig Jahren erhalten. Etwas kleinere Stücke fallen für die andern Staaten ab. So erhält die Allgemeine Schwedische Elektrizitätsgesellschaft die Erlaubnis zur Errichtung eines Netzes von Dampfturbinenfabriken in ganz Rußland. Die Konzessionsfrist ist unbestimmt. Auch eine deutsche Chemikalien-Firma ist dabei; sie erhält eine Konzession zur Fabrikation von Farbstoffen und chemischen Präparaten. Ihre Frist beträgt zwanzig Jahre. Eine Firma Steinberg von unbestimrnter Nationalität erhält das Recht, dreißig Jahre lang aus russischen Rohstoffen Leder zu fabrizieren.

Daß ein Staat, der die Vernichtung der Bourgeoisie und des Kapitals feierlich als seine höchste Aufgabe verkündet hatte, jetzt unumwunden sich um Hilfe an das Kapital wendet, das mußte auffallen und hat auch innerhalb der kommunistischen Partei selbst großes Befremden hervorgerufen. Es fehlte nicht an lächerlichen Rechtfertigungsversuchen durch manche bolschewistischen Führer (die Konzession sei nur eine eigenartige Form der „Nationalisierung"l des fremden Kapitals und dergleichen mehr). Nicht geringeres Befremden erregt in den sozialistischen Kreisen Rußlands aber auch, daß den Konzessionären das Recht eingeräumt wird, bis achtzig Prozent des nötigen Arbeiterbestandes aus dem eignen Lande mitzubringen. Die offiziöse ‚Ekonomitschelkaja Shisn' sucht diese Erregung mit folgendem charakteristischem Sophisma zu beschwichtigen: es sei für die Konzessionäre unzweckmäßig, russische Arbeiter zu verwenden, die dann von den Kapitalisten gute Nahrung und Kleidung erhalten würden; in diesem Falle würde man nämlich mit der Psychologie der Arbeitermassen zu kämpfen haben, bei denen die Vorstellung entstehen würde, die Arbeit bei den Konzessionären sei deshalb vorteilhafter, weil die Kapitalisten zur Wirtschaftsleitung befähigter sind. Man weiß hier, wie in so vielen Fällen, nicht, worüber man mehr staunen soll: über die Naivität, womit die eigne wirtschaftliche Inferiorität ausgesprochen wird, oder über die Unverschämtheit, womit sie im nächsten Satz wieder gerechtfertigt wird. Lenin freilich meinte, Sowjet-Rußland nehme seine Zuflucht zum Auslandskapital, damit dieses das sozialistische Rußland aufbauen helfe. Ob das zutrifft, wird sich erst zeigen, wenn die sozialistische Wirtschaft, wie Lenin sie auffaßt, sich auch erhalten wird. Vorderhand aber stellt das ganze System der Konzessionen zweifellos nur ein testimonium paupertatis der bolschewistischen Wirtschaftspolitik dar.

Aus dem Kriege, als aus einem bloßen Loseziehen der Gewalt und des Faust-Unrechts, trägt man leicht ein Stück dieser willkürlichen Gewalt in den Anfang des Friedens aus Gewohnheit hinein; zu oft ist der Friedensschluß selber nur die letzte Schlacht, und die Taube mit dem Oelblatt gleicht oft den.zwei Tauben, welche man in England den Verwandten nach der Hinrichtung zufliegen läßt, zum Zeichen, daß der Ihrige keine Gnade gefunden. Der Krieg verfälscht mit seinen Gewalts-Bewegungen auf einige Zeit die Gewissens-Regungen, wie das Erdbeben die Magnetnadel irrig und lügend macht.

Jean Paul

# Die Justiz von Hugo Grotius

## VIII. Die Kriminialpolizei

Die Kriminalpolizei ist eine viel ehrlichere Behörde als die Staatsanwaltschaft von heute. Die tut ungeheuer wichtig und objektiv. Beides ist sie nicht. Wichtig ist sie im Nebenberuf: als Wärmeleiter zur Beeinflussung der Rechtspflege. Wäre sie wirklich „objektiv", so taugte sie überhaupt nichts. Daß sie so tut, als wäre sie es, geschieht auch mehr, um eine bessere rechtliche Position vor Gericht zu haben und so eben indirekt die Rechtspflege zu beeinflussen. Gäbe sie nämlich ehrlich zu, daß ihre Aufgabe ist, im Interesse des Staates und seiner Machthaber eine „Strafverfolgungs"-Behörde und nichts weiter zu sein, so wäre der erkennende Richter, der im Gegensatz zum Staatsanwalt nicht Strafverfolgungsbeamter, sondern nur objektiv Urteilender sein darf, ihr gegenüber unbefangener, weil kritischer. Es ist für die Rechtspflege eine große Gefahr, wenn der Richter von der „Objektivität" der Staatsanwaltschaft als Grundlage ausgeht. Das bewirkt Voreingenommenheit zu Ungunsten des Angeklagten: er und sein Verteidiger werden vom Gericht ohne weiteres nur als Partei angesehen. Dies übrigens mit Recht. Denn wenn es Anwälte gibt, die in vollständiger Verkennung des Wortes, daß der Anwalt „Organ der Rechtspflege" ist, den Standpunkt einnehmen, auch der Anwalt müsse „objektiv" sein, so ist das genau so falsch wie die Forderung nach der Objektivität der Staatsanwaltschaft. Ankläger sei Verfolger, Anwalt Verteidiger. Objektiv — desto mehr — sei das Gericht. Das ist ehrlich, also gut.

Die Kriminalpolizei als solche ist gut, weil ehrlich. Sie faßt ihre Aufgabe der Verbrechensverfolgung richtig auf und packt sie meist nicht schlecht an. Man kann ihr die Anerkennung nicht versagen, daß sie in der Aufdeckung von Kapitalverbrechen meisterlich ist. Und selbst in der Verfolgung von Delikten, die eine umfassende Kenntnis kaufmännischer und volkswirtschaftlicher Dinge erfordern, wie bei großen durch Buchungs- und Bilanzmanöver verschleierten Schiebungen, war und ist sie meistens auf ihrem Posten. Wenn sie dieser Aufgabe im vollen Maße nicht gewachsen sein konnte, so deshalb, weil ihren Beamten in diesen Dingen naturgemäß die nötige Erfahrung fehlte. Denn grade Kriminalkornrnissare und Kriminalwachtmeister wurden durchweg Leute ohne Spezialvorbildung, gewesene Offiziere, Polizei-Offiziere und Unteroffiziere, kurz: Leute, die ihre eigentliche Aufgabe, die Aufdeckung von Verbrechen, in der Praxis selbst lernen mußten, die außerdem nicht der Wichtigkeit ihrer Aufgabe entsprechend besoldet und „angesehen" waren. Neuerdings hat man in dem sogenannten Landespolizeiamt eine Spezialbehörde zur Verfolgung von wirtschaftlichen Delikten, Preiswucher, Ein- und Ausfuhrschiebungen und dergleichen geschaffen und damit recht gute Erfahrungen gemacht. Besonders glücklich erwies sich dabei die direkte Verbindung mit der Staatsanwaltschaft, indem man einen Staatsanwalt zum Leiter dieser Behörde machte. Allerdings ging diese Verbindung nicht weit genug, da der lei-

tende Staatsanwalt — was nach der Struktur unsrer Strafprozeßordnung selbstverständlich war — mit Uebernahme seines Postens aus der Staatsanwaltschaft im eigentlichen Sinne ausschied.

Immerhin ist hier der erste, vorbildliche Schritt getan, wie die Staatsanwaltschaft umzugestalten wäre. Sie muß fort vom grünen Tisch und aus den Räumen des Gerichts, hinein in die Praxis der Strafverfolgung und in die Gebäude der Polizei. Wie kann der ein wirksamer Anwalt des Staates sein, der in den allermeisten Fällen ohne seine Anordnung von der Polizei vorgenommene Ermittlungen zu lesen bekommt oder vom Gerichtsgebäude die Akten „zur Aufklärung des Sachverhalts" ans Polizeipräsidium schickt, die Polizeibeamten nach völlig eignem Gutdünken die Ermittlungen auf ihre Art anstellen läßt und nach Rückkunft der Akten nur aus der Niederschrift der Protokolle entscheidet, ob er einstellen, Anklage erheben oder die richterliche Voruntersuchung beantragen soll; der auch im Laufe der richterlichen Voruntersuchung den Angeklagten wie die Zeugen nicht vernimmt, ja meist nicht einmal zu Gesicht kriegt? Wieviel Unheil würde erspart werden, wenn die Polizei unter direkter Leitung und Anweisung, in täglicher Fühlung mit einem juristisch und kriminalistisch gut durchgebildeten Staatsanwalt arbeitete! Wie viele Leute würden bei einem derartigen, viel raschern und zuverlässigern Verfahren vor monatelanger Untersuchungshaft bewahrt, wie oft könnte andrerseits verhindert werden, daß die großen Diebe sich aus dem Staube machen! Eine derart gestaltete Strafverfolgung würde möglicherweise — das heißt: wenn die geeigneten Personen an geeigneten Stellen tätig sind — sogar die Schlacken, die den polizeilichen Ermittlungen anhaften, beseitigen können und damit eine der schwersten Gefahren für eine wirklich gute Justiz. Diese Gefahr besteht darin, daß nur zu oft die allerersten Vernehmungen von Beschuldigten und Zeugen durch untergeordnete Beamte aufgenommen werden, die grade dieser allerschwierigsten Aufgabe nicht immer gewachsen sind.

Viele Kriminalbeamte, und namentlich die tüchtigen und eifrigen unter ihnen, die ihren Ehrgeiz darein setzen, den Täter zu überführen oder zu einem Geständnis zu bringen — sie stellen, bewußt oder unbewußt, suggestive Fragen, suchen den Verhafteten mit ihren Fragen einzufangen. Es soll sogar auch solche geben, die höchst geschickt, nach Art der Unteroffiziere und Feldwebel des alten Regimes, einen ganz gelinden Druck oder eine ganz zarte Drohung nicht verschmähen, um ein ängstliches Gemüt zu einem sogenannten Geständnis zu bringen. Da wird dann wohl eine lange Inhaftierung in trostreiche Aussicht gerückt, oder man sagt dem Verhafteten „auf dem Kopf zu", was er getan, und was sein Spießgeselle angeblich schon zugegeben hat.

Solche kleinen Tricks soll man zwar der Kriminalpolizei nicht grundsätzlich verwehren, denn sie führen oft zur Aufklärung strafbarer Handlungen. Aber es wird auch leider oft die Grenze des Erlaubten erheblich überschritten, so, wenn ein Beschuldigter, was sein gutes Recht ist, überhaupt nicht aussagen will. Das bringt den von seiner Würde und Wichtigkeit überzeugten gutpreußischen Beamten in heißen Zorn, weil er das als eine Art Beamtenbeleidigung auffaßt und nun nicht locker läßt, bis der

Delinquent mindestens die Fragen über sich ergehen läßt, ohne zu widersprechen; und dann ist — schwupps — ein Protokoll fertig, das der Uebeltäter nach einigem Sträuben auch unterzeichnet. Diese ersten Protokolle sind für die richtige Urteilsfindung ungeheuer gefährlich und verhängnisvoll. In der ersten Angst und Aufregung sagt auch der ganz schuldlos Verhaftete oft Dinge, die ihm später trotz aller Unschuld das Genick brechen. Er bestreitet Tatsachen, die garnicht zu bestreiten sind, weil er glaubt, sich zu belasten, wenn er sie zugibt. Deren Richtigkeit ist ihm sofort nachzuweisen, und dann heißt es, er müsse doch ein schlechtes Gewissen haben. Umgekehrt: der Verhaftete gibt Tatsachen zu, die er bei ruhiger Ueberlegung nicht zugeben würde, sehr oft sogar solche, die garnicht wahr sind. Ja, manche Menschen sind derartig kopflos, daß sie selbst strafbare Handlungen zugeben, die sie garnicht begangen haben, nur weil sie glauben, sie würden dadurch vor der Haft bewahrt. Ist eine Aussage erst einmal protokolliert und unterschrieben, so steht sie in den Akten und zeugt gegen den Beschuldigten während des ganzen Verfahrens mehr als alle entlastenden Aussagen dritter Personen. Jeder Verteidiger, und fast Jeder, der einmal das Pech gehabt hat, auf die Anklagebank zu kommen, weiß, wie unendlich schwer es ist, im spätern Lauf des Verfahrens nachzuweisen, daß die erste Aussage unrichtig oder ungenau wiedergegeben ist, daß mehr oder weniger darin steht, als der Beschuldigte gesagt hat oder hat sagen wollen, oder daß gar der vernehmende Beamte durch Suggestivfragen und dergleichen die Aussage beeinflußt habe. Gar zu oft ist die größte Schwierigkeit für die Verteidigung des Angeklagten in der Hauptverhandlung der Nachweis, daß die in der ersten Erregung und Furcht gemachten Aussagen nicht oder nicht völlig zutreffend sind. Denn stets wird ihm — und das erscheint an sich ganz natürlich — entgegengehalten: „Ja, damals, bei Ihrer Vernehmung, als Ihre Erinnerung noch ganz frisch war, da haben Sie doch selbst das und das zugegeben — jetzt natürlich, wo Sie sehen, daß das für Ihre Verteidigung nachteilig ist, haben Sie sich die Sache anders zurecht gelegt". Oder: „Ja, wenn Sie an der Tat nicht beteiligt sind, warum haben Sie denn vor der Polizei bestritten, in dieser Nacht überhaupt am Tatort gewesen zu sein? Jetzt, nachdem die Zeugen bekundet haben, daß Sie in jener Nacht dort gesehen worden sind, geben Sie natürlich zu — aber wenn Sie ein gutes Gewissen gehabt hätten, so hätten Sie es doch von Anfang an nicht zu bestreiten brauchen." Solche Einwände lassen sich in der Regel schwer bekämpfen, und viele unschuldig Verurteilte haben ihre Strafe solchen Torheiten bei der ersten Vernehmung zu verdanken. Deshalb ist für die Aufnahme der ersten Aussagen unbedingt eine juristisch und kriminalistisch geschulte Persönlichkeit erforderlich. Das wäre der Staatsanwalt. Aber die Staatsanwaltschaft und die Polizei dürften nicht, wie es heute im Strafprozeß geschieht, wegen ihrer Beamteneigenschaft als.besonders zuverlässig und glaubwürdig behandelt, sondern müßten wie der Angeklagte als Partei und parteiisch angesehen werden. Es ist keine einwandfreie Rechtspflege, wenn gegenüber der Behauptung des Angeklagten, sein früheres Geständnis beruhe auf ent-

stellter und mißverständlicher Auffassung des inquirierenden Hilfsbeamten der Staatsanwaltschaft, dieser Beamte „eidlich” vernommen wird, um — selbstverständlich! — im Brustton der Ueberzeugung jede Beeinflussung, jedes Mißverständnis weit von sich zu weisen. Man lasse der Polizei und den sonst mit der Aufdeckung von Vergehen betrauten Personen ihre kleinen Tricks, aber man bringe sie nicht in Versuchung, unter ihrem Eide ihr Vergehen als „objektiv” hinzustellen, sondern nehme Staatsanwaltschaft und Polizei für das, was sie sind, nämlich Partei. Ueber das, was sie amtlich ermittelt und getan haben, lasse man sie nicht eidlich aussagen, sondern prüfe, ob das Material, das sie herbeigeschafft, den Angeklagten überführt oder nicht. Wo nicht, lasse man ihn laufen. Sonst aber treffe ihn gerechte, meinetwegen strenge Strafe.

(Fortsetzung lolgt)

# Die Objektiven **von Theobald Tiger**

Beleidigungsklagen dankend verbeten.

Wenn so fünf Männer Sonnabend abends
um einen runden Tisch herum
den Bierskat kloppen — und sie habens
auch niemals über (wegen dumm) —;
wenn sie von Politike brummeln,
im Maule die Zigarrenstummeln,
von Hindenburg und Ludendorffen,
und wie wir fast Paris geworfen,
vom Präsidenten in der Stadt,
der keinen Bohrt wie Wilhelm hat;
wenn sie so zwischen As und Trümpfen
— („Wer jibt?") — auf Kommunisten schimpfen —
die Welt ist eine Kinderfibel,
das Morgenblatt ist ihre Bibel —;
wenn Lehmann ansagt: „Knautschke hats!” — :
Das nennt man einen Stammtischschwatz.

Doch wenn fünf Männer im Talaren
an einem langen Sitzungstisch
ein Menschenkind da im Verfahren
verknacken frisch und künstlerisch —
was sie als Studios, schon forcierten,
geführt von ihren Erstchargierten;
was sie als Referendare lernten:
den Glauben an die reich Besternten;
was der Assessor, scheu geduckt,
dem Staatsanwalte abgeguckt —
wenn diese fünf bei den Prozessen
ihr ganzes Leben glatt vergessen,
weil Orgeschmann und Sozialist
für das Gericht das Selbe ist;
wenn da was fällt wie'n Donnerkeil —:
Das nennt man ein Gerichtsurteil.

Justitia! Ich wein bitterlich:
Du gehst auf einen langen ———————

# Deutsche Studenten von Heinrich Fraenkel

Es hätte weder des Kapp-Putsches noch der marburger Gerichtsverhandlungen, weder des Falles Nicolai noch der Pöbeleien gegen den Professor Sinzheimer bedurft, um jeden Einsichtigen, jeden um Deutschlands Zukunft ernstlich Besorgten auf die Geistesverfassung der deutschen Studentenschaft hinzulenken. Leider ist diese Verallgemeinerung notwendig, denn die Ausnahmen sind so verschwindend gering, daß sie ganz und gar nicht ins Gewicht fallen gegenüber einer so kompakten, fest in sich geschlossenen Masse von Borniertheit; wie sie Fernerstehenden völlig unfaßbar sein muß. Nur wer selbst auf deutschen Hochschulen studiert oder doziert, nur wer selbst gezwungen ist, sich täglich von neuem der gradezu widerlichen Geistesatmosphäre unsrer Universitäten auszusetzen, kann in ganzem Umfang die furchtbare Gefahr ermessen, die der geistigen Gesundung des deutschen Volkes von seiner akademischen Jugend droht. Von allen Nöten, von allen Sorgen des unglücklichen Volkes ist diese die schlimmste, die gefährlichste. Die wirtschaftlichen und finanziellen Krisen, die Putsche, die uns wieder bevorzustehen scheinen, ja selbst der Bürgerkrieg — das sind letzten Endes vorübergehende historische Erscheinungen, die den Genesungsprozeß eines im Kern gesunden Volkes zu hemmen, nie zu hindern vermögen. Das vermag nur das bedrohlichste, das unsagbar verhängnisvolle Erbe, das dem neuen Deutschland von dem alten, im Schlamm der Lüge erstickten hinterlassen wurde: der trostlose, in den Köpfen der Alten dünstende, in den Hirnen der Jungen spukende Geist, jener Geist verlogener Ideologie und beschränkter Arroganz, der eine Welt in Elend und Jammer riß, Ströme von Blut, Vulkane von Gift und Haß entfesselte und heute lebendiger ist denn je in den Trägern deutscher Zukunft, in allen Denen, die über kurz oder lang Deutschlands Führer, Richter, Aerzte sein werden. Deshalb ist Pflicht eines Jeden, der jenen Geist bekämpft, dem Deutschlands, Europas, der Menschheit Zukunft am Herzen liegt, diese bedenklichste und betrübendste Erscheinung im deutschen Volksleben aufs Sorgfältigste zu studieren, ihren Ursachen, ihrer Abhilfe nachzusinnen. Deshalb erheischt das kindliche Gebaren jener unreifen, das Wesen ihrer Zeit so völlig verkennenden Knaben das Interesse aller Denkenden weit über das Maß stiller Belustigung hinaus, das durch scheinbar so harmlose Albernheiten vermittelt zu werden pflegt. Denn hier sind die deutlichsten Symptome der schwersten Krankheit unsres mit dem Tode ringenden Volkskörpers.

Es ist immerhin erfreulich, daß der Preußische Minister für Wissenschsft, Kunst und Volksbildung offenhar die Bedeutung dieses Problems in ihrem ganzen Ernst erkennt und sich als vornehmste Aufgabe gesetzt hat, die Studentenschaft dem republikanischen Staatsgedanken zu gewinnen. Es ist ebenso erfreulich, daß er dieses Ziel nicht durch Verordnungen und Erlasse zu erreichen trachtet. Dieser Minister hält es nicht für unter seiner Würde, die Fragen, die ihm am Herzen liegen, in Zeitschriften and Zeitungen zu erörtern, mit Gymnasiasten über ihre Schul-

nöte öffentlich zu diskutieren oder auch ihnen (in Flensburg) ein kleines Privatissimum über allerhand nicht unwichtige Gegenwartsprobleme zu halten.

Im vergangenen Sommer hat er vor Studenten der Universität Münster gesprochen und hat nicht verschmäht, sich vor seiner wohl kaum sehr wohlmeinenden Hörerschar gewissermaßen zu rechtfertigen. Er hat den Vortrag dann zu einem Büchlein erweitert, das unter dem Titel ‚Staat und Hochschule' vor kurzem im ‚Verlag für Politik und Wirtschaft' erschienen ist.

In einem der letzten Kapitel (‚Fälle') setzt sich Herr Haenisch mit den Fragen auseinander, die in den letzten Monaten oft die Gemüter bewegt haben. Kaiserbilder, Sedanfeiern, Reichsfarben, Mechterstädt, Nicolai. Alles ebenso wahr wie selbstverständlich; nur ist kaum ein Grund ersichtlich, „Nicolais persönliches Verhalten im Kriege aufs Tiefste zu bedauern", wenn man die unsäglichen Schikanen bedenkt, denen der Mann jahrelang ausgesetzt war. Während ein Kapitel des Buches (‚Die neue Regierung bei der Arbeit') eine Art Rechenschaftsbericht darstellt, ein andres sich gegen den ‚Abbau' der Universitäten wendet, ist der Hauptinhalt der Arbeit studentischen Fragen gewidmet, zum Beispiel dem ‚Studentenrecht' und der ‚Studentennot'. Was das Studentenrecht anlangt, wird des Guten etwas zu viel getan. Wozu alle diese „Studentenschaften", „Studentenausschüsse", „Hochschultage"? Der Student ist „Hochschüler"; der einzige Zweck des Studiums: in wenigen Jahren ein gewisses Maß von Kenntnissen zu erwerben. Wozu also dieses ganze parlamentarische Brimborium, diese vollkommen überflüssige Betonung eines Studenten-„Standes"!? Und die Studentennot, die doch eine mehr oder minder private Angelegenheit ist, sollte das öffentliche Interesse weniger erregen als die gradezu verhängnisvolle Not der deutschen Wissenschaft. Immerhin ist sie eine Tatsache, die weder durch Bedauern noch durch Almosen aus der Welt geschafft wird. Dazu kommen die jämmerlichen wirtschaftlichen Aussichten für Alle, die sich nicht ganz beträchtlich über den Durchschnitt erheben.- Dies ist natürlich nur die Folge der außerordentlichen Ueberfüllung unsrer Universitäten, die wiederum -- abgesehen von der vorübergehenden Akkumulation der Kriegsteilnehmer — nur durch unsern lächerlichen Standesdünkel verursacht wird. (Und das vergißt Herr Haenisch hinzuzufügen.) Tausende von jungen Menschen, die in irgendeinem Handwerk oder andern Beruf Tüchtiges leisten würden, werden auf diese Weise von unvernünftigen Eltern zu einem Studium gezwungen, für das sie ganz und gar ungeeignet sind, in dem sie keine Befriedigung und wenig Erfolg finden und höchstens besser Qualifizierten im Wege sind. Das ist die wahre Ursache der ‚Studentehnot' von der viel zu viel Wesens gemacht wird. (Es haben auch vor dem Kriege Studenten gehungert — und nicht die schlechtesten!) Diese Not zu beheben, gibt es Ein Mittel, ein grausames vielleicht, aber ein gerechtes: wesentliche Er schwerung der wissenschaftlichen Voraussetzungen des Studiums (für Abiturium und Staatsexamen). Dadurch würde mit einem Schlage die Quantität der Studenten vermindert, die Qualität der Akademiker gehoben und dem wirklich Tüchtigen die oft zitierte

„freie Bahn" geschaffen. Sonst enthält das Buch des Kultusministers außer einem Kapitel über ‚Hochschule und Judenfrage' und einigen ‚Aufklärungen' über die „erdolchte Front" (traurig, daß sowas noch nötig ist!) hauptsächlich eine geschichtliche Darstellung der geistigen Entwicklung (oder Rückentwicklung) der deutschen Studentenschaft.

Es lebt in diesem Buche ein sympathischer Zug ehrlich begeisterter Hingabe an ein großes Ziel: die verhängnisvolle Klufft zwischen Arbeitern und Akademikern zu überbrücken und so endlich die erste Voraussetzung zu schaffen für den Beginn der Gesundung unsres Volkes. Hier kämpft ein Mann mit heißem Herzen und starker Spannkraft um ein hohes Ideal; so etwas nötigt Achtung ab, wenn auch der Kampf völlig aussichtslos ist. An den Geist der deutschen Studentenschaft appellieren — und wenn er mit Engelszungen redete — kann nur Jemand, der diesen Geist völlig verkennt. Wie steht es in Wirklichkeit darum?

Dieses Geistes einen ersten Hauch zu verspüren, ist Jedem möglich, der sich die Mühe nimmt, seine Aeußerungen zu studieren, die auf sprödem Holz und glattem Marmor, auf Hörsaalbänken, in Telephonzellen und Toiletten deutscher Universitäten zu finden sind. Es wäre für den Psychologen eine lohnende, nicht uninteressante Aufgabe, die Motive zu analysieren, die von jeher die Menschen bewogen haben, an öffentlichen Objekten nicht nur Namen, Initialien und verschlungene Herzen anzubringen, sondern auch Mitteilungen privater und allgemeiner Natur, Erotica in Wort und Bild, poetische Ergüsse, politische und literarische Ueberzeugungen, Weltanschauungsfragen und dergleichen. Immerhin wurde die Verbreitung dieser Unsitte unter unsern Akademikern, abgesehen von dem Zeichen schlechter Kinderstube, bedeutungslos sein, wenn nicht durch diese an sich mehr erheiternden als verstimmenden Lausbübereien ein scharfes Schlaglicht auf das geistige Niveau und die Ueberzeugungen fiele, die bei der überwiegenden Mehrheit unsrer Studenten vorherrschend sind.

Der Inhalt ihres Denkens, die Richtung ihres Wollens, sind leicht zu umschreiben: sie sind ein Abklatsch des letzten Leitartikels der Deutschen Zeitung mit einem erfrischenden Schuß jungenhafter Naivität, die das öde Gedröhn jenes Blattes vermissen läßt.

Man sollte denken, daß die historische Bedeutung unsrer Epoche nicht ganz ihren Eindruck verfehlen könnte auf zwanzig- bis dreißigjährige Menschen, die vor den Volksgenossen den unschätzbaren (meist unverdienten) Vorteil einer zumindest recht extensiven Bildung haben. Man sollte glauben, daß, über das Fachstudium hinaus, das ehrliche, heiße Streben eines jeden Akademikers nicht nur auf die Erkenntnis der Ursachen des Weltbrands gerichtet sein sollte, sondern auch auf das Verständnis all der drängenden Probleme und Fragen, von deren richtiger Beantwortung die wirtschaftliche, geistige, seelische Gesundung Europas abhängt. Man sollte annehmen, daß in diesen Zeiten ein Akademiker Besseres zu tun hätte, als die Statuten einer neuen Verbindung auszuarbeiten und die abgründige Weis-

heit v des Bierkomments mit Gesinnungsgenossen zu diskutieren (denen ihn freilich nicht nur die Farbe der Narrenkappe verbindet, sondern auch die Uniformität unerschütterlicher Beschränktheit). Man möchte auch der Ansicht sein, daß es — nach dem Kriege — eine alberne Farce sei, wenn sich Akademiker gegenseitig Wange und Stirn zerhacken, um — nach wie vor — sich im Ausland lächerlich zu machen und im Inland voll Stolz auf die Tatsache zu weisen, daß sie schlechte Fechter sind.

Und doch ist keiner dieser überlebten, aus dem Mittelalter überkommenen akademischen Bräuche verschwunden, die in idyllischen Votkriegszeiten mit ihrem Hauch von Romantik und Tradition allenfalls noch Daseinsberechtigung hatten, keineswegs aber mit dem Ernst unsrer Zeit in Einklang zu bringen sind.

Allerdings wird diese Art Unfug in den größern Universitäten nur von einer Minorität der Studenten mitgemacht. Doch liegt das nicht etwa daran, daß die andern über diese Kindereien erhaben sind, sondern daran, daß sie sich das nicht leisten können. Nur dadurch wird. das Gros der Studentenschaft vom Corpsstudententum und seinen Auswüchsen ferngehalten; innerlich besteht kein Unterschied zwischen dem Durchschnittsstudenten und jedem gebügelten, geschniegelten und zerhackten Herrn,der am Handgelenk das unvermeidliche Goldkettchen (für Vaters Geld) in der Brusttasche das ‚Deutsche Wochenblatt' und den ‚Junggesellen', auf dem Kopf die bunte Mütze und im Kopf einen Wust unverdauter Gedanken und eine erkleckliche Quantität Borniertheit spazieren führt.

Woran liegt das? Wie ist das Wunder zu erklären, daß grade die geistige Jugend eines Volkes den Schrein ererbten Fühlens und Wollens sorgfältig dem Einfluß neuer Gedanken, des jungen Geistes sperrt, zu dessen vornehmlichem Träger sie von Natur berufen wäre? Wie kommt es, daß grade die Jungen in eigensinniger Verstocktheit Herz und Sinne der Stimme der Wahrheit schließen und sich in keinem Bezirk ihres Denkens von den Alten scheiden, deren starres Festhalten an. den in einem Menschenalter festgefahrenen Begriffen erer vergangenen Epoche jederh Verständnisvollen begreiflich scheint?

Die Antwort ist überflüssig für Jeden, der in dem Jahrzehnt vor dem Weltkrieg ein deutsches Gymnasium besucht, der gesehen hat, wie mit eiserner Konsequenz biegsamer Kindergeist nach Einer Methode geknetet wurde, der gefühlt hat, wie jeder Versuch selbständigen Wollens, jeder Ansatz eignen Denkens unbarmherzig im Keim erstickt wurde.

Dann kam der Krieg— und die Jungmannschaft zog hinaus, ehrlich begeistert, kämpfte, blutete, litt. Und dann kam der äußere Zusammenbruch und für Viele die Erkenntnis seiner innern Notwendigkeit. Die akademische Jugend aber? Daß sie diese Notwendigkeit nicht begreifen, daß sie die Scheuklappe nicht sehen konnte, die sie blendete: wen möchte es verwundern? Das ist ja eben der Fluch des Militarismus, daß die Uniformität des Geistes, die seine Voraussetzung ist, seine Ueberwindung so unsäglich erschwert. Darin beruhte (und beruht) ja auch seine ganze Macht, sein gewaltiger Einfluß auf die große Masse:

daß geistige Schablone, wie ein Häuflein Schlagworte, der natürlichen Trägheit der Menschen so außerordentlich willkommen ist. Es ist ja auch so bequem, nicht denken zu müssen. „Im Ganzen haltet Euch an Worte" — also: Einkreisung; Weltverschwörung gegen Deutschland; Dolchstoß in den Rücken des siegreichen Heeres; Entente-Sadismus! Ferner darf man nicht vergessen, daß — wie bei den meisten Deutschen — auch bei der Mehrheit der Studenten die politische Weisheit in dem Satze gipfelt: „Früher war es besser!" Früher ersaß man sich das Abiturium, trat dann der Verbindung des alten Herrn bei, ging nach einigen feucht-frohlichen Semestern zum „Pauker", erbüffelte langsam, aber zuverlässig die verschiedenen Examina, wurde Reserveleunant im Regiment des alten Herrn, krönte die Lebensarbeit mit einer reichen Heirat (Konfession Nebensache), und die Karriere war gesichert. Der erste Orden stellte sich so pünktlich ein wie der Stammhalter, und wenn das Glück hold war, erklomm man die steile Leiter bis in die Sonne kaiserlicher Gunst. Und das sollte auf einmal anders werden? Nachdem man jahrelang im Feld gewesen, vielleicht gar als Offizier im besetzten Geuiet den Wollustkitzel schrankenloser Herrschermacht gespürt hatte, sollte man sich jetzt mit einem im Verhältnis zur Geldentwertung knappen Wechsel durchs Studium hungern, würde man, was einem früher in den Schoß gefallen war, schwer erarbeiten, würde man sich lebhaft tummeln müssen, um später, im Lebenskampfe, den Wettbewerb der vielzuvielen Kommilitonen aushalten zu können! Empörend! „Früher war es besser!"

Und die Dozenten? Daß selbst unter ihnen die Mehrzahl nicht vermocht hat, sich innerlich von dem alten System loszulösen, ist nicht nur bedauerlich, sondern auch erstaunlich, da man neben so viel positivem Wissen die Fähigkeit erwartet, unter Verzicht auf persönliche Sentiments zu der Erkenntnis der zwingenden Naturnotwendigkeit jüngsten geschichtlichen Geschehens zu gelangen. Die meisten unsrer Gelehrten sind Vielwisser, gründliche Forscher in ihrem Fach, tüchtige, fleißige Könner, aber keine Denker großen Formats, wahrhaft universellen, kritischen Geistes; sonst hätten sie sich nicht gutgläubig ins Schlepptau des Militarismus nehmen lassen und durch die Unterzeichnung des Dokumentes der Dreiundneunzig dem deutschen Namen mehr geschadet als der Lusitania-Zerstörer. Es ist nicht ohne Grund und recht bezeichnend, daß im Ausland die deutsche Pro fessorenbrille an Ominösität nur von der Pickelhaube übertroffen wurde, ein Vorurteil, das wenig förderlich war für eine gerechte Würdigung der durch fleißige Kleinarbeit zusammengetragenen gewaltigen Gesamtleistung deutscher Wissenschaft.

Man kann also zusammenfassend feststellen, daß unsre Dozenten- und Studentenschaft — von verschwindenden Ausnahmen abgesehen — eine reaktionäre Einheit von seltener Geschlossenheit bilden. Was soll da werden? Wie soll das zertrümmerte Deutschland aufgebaut werden von geistigen Führern, die zwar mit beiden Beinen fest auf dem Boden der gegebenen Tatsachen stehen werden, mit Kopf und Herzen aber noch fester in den Nebelschwaden einer versunkenen Epoche stecken?

Man kann nicht erwachsene Menschen erziehen; es gibt keine Zange, welche in harte Schädel gehämmerte und fest „verankerte" Anschauungen herausziehen könnte! Aber es gibt noch Kinder, deren Köpfe unverbildet, deren Seelen prägsam sind. Vergesset nicht, daß wichtiger als Kohlenversorgung, Inflationsdämmung und Preisabbau und viel, viel wichtiger als die nächste Koalition die Erziehung dieser Kinder ist! Vergesset nicht, daß „wirtschaftlicher Wiederaufbau" illusorisch bleibt, wenn nicht in der kommenden Generation der Geist lebt, der, von den Schlacken einer versunkenen Epoche, von den Eierschalen menschlicher Kindheit befreit, des neuen Tages erste Morgenröte erlöster Menschheit weisen kann. Nur, wenn ein aller Schuld entsühntes Volk das allgemeine Wohl als tätiges Glied vertrauender Menschheit zu fördern vermag — nur dann kann Deutschland genesen!

## Aus einem kleinen Amt von Walter Franke

Als die Zeit erfüllt war, daß das Sechstausendmarknormalgehalt des anständigen Bürgers zur Deckung beliebter und gewohnter Ansprüche nicht mehr ausreichte, wurde das Kriegswucheramt gegründet. Es stand, in Sachsen, unter der Leitung eines Volkswirtschaftlers — und beschränkte sich demzufolge auf akademische Zeiturtgsnotizen, wohlmeinende Ratschläge und Vorschriften zur Preisberechnung, die allgemeine Interesselosigkeit fanden. Nur gelegentlich wurden geheimrätliche Revisionen vorgenommen.

Also ergab sich bald die Notwendigkeit der Gründung einer Vollzugsabteilung: die aber bekam keine Vollzugsgewalt. Damit sie keinen Schaden anrichten konnte, stand sie unter Leitung eines im Kriegsamt avancierten Hauptmanns, der im Nebenberuf Bürgermeister eines Dreitausendseelenstädtchens war, sonst aber einige Schmisse trug.

Das neugegründete Amt erhielt als Vollzugsbeamte zugeteilt: einen eisgrauen ehemaligen Kapitän, der einst in Westpreußen eine Schute über einen Binnensee geführt hatte; einen stellungslosen Hotelier mit einem Holzbein; einen Philologen der romanischen Literaturen; einen bibliophil interessierten Spielwarenhändler; einen privatisierenden Steinbruchbesitzer; einen Blechkuchenformfabrikanten. Die sollten nun alle samt und sonders auf Teufel komm heraus Schleichhandel und Wucher an der Wurzel packen. Zwecks Anlernung dieser in Kriminalistik durchaus unerfahrenen Leute wurde ein leipziger Kriminalschutzmann bestellt, der Dresden vom Hörensagen kannte, und der nach einigen Tagegeldstreitigkeiten effektiv eintraf.

Nunmehro handelte es sich bloß noch darum, Aktenstücke zu produzieren, wozu in diesem Falle die Existenz von Schiebern und deren Existenznachweis unbedingt nötig war. Es war Gottseidank den Behörden nicht unbekannt geblieben, daß es sogenannte Schiebercafés gäbe, wo anonyme, aber fabelhafte Abschlüsse getätigt wurden, und wo die Schieber den sogenannten Schieberpelz trugen, wahrscheinlich, daß man sie sofort daran erkenne. Als solches Zentrum galt gemunkelterweise das Café

König — ein durchaus harmloses Etablissement, in dem man für fünfunddreißig Pfennige Kaffee-Ersatz genießen und sich den Rachen mit grellfarbigen Schaumspeisen vollstopfen konnte.

Hier in diesen Hallen wurden die Grundlagen zu Aktenstück K. W. A. V. A. 1917/1., dem ersten Sprößling unermüdlichen Beamtenfleißes, gelegt — ein Aktenstück voll detektivdramatischer Spannung mit unblutigem Ausgang, das sich wie ein Kriminalroman liest und hoffentlich nach Oeffnung der Archive in bibliophiler „Aufmachung" der Nachwelt erhalten bleibt

Tagtäglich saßen während der Dienstzeit der stadtunkundige Kriminale, der zugereiste Kapitän, der ortsfremde Gastwirt mit dem Holzbein im Café und beobachteten, beobachteten, beobachteten. Kein Gemunkel entging ihnen, kein stiller Gruß, kein Platzwechsel; selbst Augenblinkern der Eintretenden ward sinnvoll gedeutet. Insbesondere aber, wenn zwei Gäste sich heimlich etwas reichten. Und so konzentrierte sich die Aufmerksamkeit der Drei immer dichter auf einen Gast, der besonders viel munkelte, den Platz wechselte, mit den Augen blinzelte und außerdem den Schieberpelz trug. Dieser Verdächtige wurde besonders scharf aufs Korn genommen und in den halbtägigen Berichten eingehend geschildert. Als er aber gar noch einem Andern einmal heimlich ein Päckchen reichte, war Alles klar: er wurde auf der Straße angehalten, in einen Hausflur geführt, von oben bis unten peinlichst untersucht, seine Brieftasche durchwühlt, festgestellt, daß er mit Vornamen ausgerechnet Behrisch hieß (na also), an Ort und Stelle wurden Briefschaften beschlagnahmt benebst einem Päckchen Schuhzwecken, die der Sistierte plumperweise als seinen Geschäftsartikel angab, anschließend wurde seine Wohnung durchsucht, aus der im Triumph drei Stück Auslandseife hervorgeholt und beschlagnahmt wurden, worauf Behrisch sich selbst überlassen wurde.

Folgten nun endlose Anfragen an die Geschäftsfreunde Behrischs, Anforderungen von Strafregisterauszügen, Erkundigungen bei Heimatsbehörden, erneute Bestellungen auf offener Postkarte mit Dienststempel zwecks Verhör — das Aktenbündel schwoll, die Revisoren arbeiteten dampfend. Das einzige Interesse indes, das Behrisch nachgewiesen werden konnte, waren Schuhzwecken.

Nach dreimonatigen Untersuchungen war der Fall so weit geklärt, daß Behrisch wiederum bestellt werden konnte. Ich eröffnete ihm, daß das Verfahren gegen ihn eingestellt sei, gab ihm gegen Quittung seine drei Stück Seife zurück, die längst zu Krümelkäse zerfallen war, ermahnte ihn mit väterlichen Gesten, uns nicht wieder aufzustoßen, und entließ ihn verbindlichst.

'In der Tat haben wir nie wieder von ihm gehört. Mutmaßlich hat Behrisch seinen Schuhzweckenvertrieb eingestellt und seine freie Zeit dazu verwandt, seine durch unsre Anfragen bei seinen Geschäftsfreunden erschütterte Reputation wiederherzustellen.

Daß Behrisch wirklich schuldig gewesen sei, dafür spricht allerdings die Tatsache, daß wir bei den ungefähr zu gleicher Zeit spielenden Untersuchungen Erzberger - Sächsisches Serumwerk ebenfalls nichts herausbekommen haben.

# Spritschieberskandal und Presse

Lieber Herr Jacobsohn!

Ihrer Auffassung, daß es nicht angängig sei, im Fall der Spritschiebergesellschaft Cohen-Avellis schlechtweg von einem „Panama der berliner Presse” zu sprechen, muß jeder Kenner der Angelegenheit beipflichten. Es macht Ihnen alle Ehre, daß Sie versucht haben, das Gemunkel und Geraune, das sich nachgrade zu einer — allerdings nur in geheimen Konventikeln herumgebotenen — schweren Anschuldigung gegen einen ganzen Stand verdichtet hatte, auf das richtige Maß zurückzuführen und dadurch der Angelegenheit die sensationelle Spitze zu nehmen. Trotzdem sind Sie im Hinblick auf die Ihnen erteilten Auskünfte ein Opfer Ihrer bekannten Gutgläubigkeit geworden, soweit es sich um die Gründe handelt, die man für das auffallend lange „Schweigen im Blätterwalde” angegeben hat.

Die erste Nachricht über den Schieberskandal stand in den berliner Morgenblättern von Sonntag, dem neunten Januar. Dann rührte sich volle vier Wochen nichts mehr, bis endlich, am siebenten Februar, die ‚Montagspost' von Cohens Haftentlassung berichtete. Am selben Abend erschienen kurze Notizen im Berliner Lokalanzeiger und im Berliner Tageblatt. Am Tage darauf wurde der ‚Vorwärts' etwas deutlicher, und in den Mittagsblättern tauchten zum ersten Mal die Namen Emanuel Marx und „Konsul” Simon auf. Dann endlich kamen die Aufsehen erregenden Veröffentlichungen der ‚Germania', die das Hauptgewicht auf den Namen des deutschnationalen Parteigängers Simon legte und dadurch die Affäre auf das politische Geleise schob.

Wie ist nun zu erklären, daß vom neunten Januar bis zum siebenten Februar kein einziges Blatt von der neuen Wendung im Falle Cohen Notiz nahm? Wie kam es, daß die bereits am achtzehnten Januar erfolgte Haftentlassung Cohens erst am siebenten Februar durch die Presse mitgeteilt wurde? Man hat Ihnen erzählt, die Redaktionen der berliner Blätter seien Montag am zehnten Januar mit Arbeit derart überlastet gewesen, daß ihnen unmöglich war, sich Informationen über den Fall Cohen zu verschaffen, und nachher seien die bei der hamburger Staatsanwaltschaft liegenden Akten der Presse unerreichbar geblieben. Das sind faule Ausreden. Wie oft in ähnlichen Fällen, die auch am Sonntag auftauchten, haben wir schaudernd erleben müssen, daß die Zeitungen ihren Lesern vom nächsten Morgen, Mittag oder Abend an Tage und ganze Wochen lang immer neues, von Rechtsanwälten und Gewährsmännern bereitwilligst geliefertes Material vorgesetzt haben! Im Fall Cohen aber, bei dem es sich, abgesehen von den unerlaubten Millionengewinnen, um eine höchst seltsame Verquickung amtlicher Funktionen mit privater Geschäftsgebarung handelt, soll kein öffentliches Interesse vorhanden gewesen sein?

Die wochenlang geübte Schweigetaktik ist darauf zurückzuführen, daß eine Gruppe von Menschen am Werke war, deren Aufgabe darin bestand, die Namen der an den Spritschiebungen beteiligten Personen vor der Veröffentlichung zu bewahren. Vor allem sollten die heiligen Häupter der Herren Emanuel Marx und „Konsul” Simon beschützt werden. Denn ihre Preisgabe war dem Spielclub der Von-der-Heydt-Straße, zu dessen wichtigsten Mitgliedern sie gehören, scheußlich un~ angenehm. Mittelspersonen frischten Beziehungen auf und stellten neue her und appellieren an das Solidaritätsgefühl guter Freunde und

an die Nachsicht führender Presseleute, die vielleicht auch mal an einem Spielchen beteiligt gewesen waren. Vor allem aber stopfte man ein paar gefräßigen Skandalblättern das Maul und sorgte auch dafür, daß die berliner Zeitungen nicht durch indiskrete Lokalkorrespondenzen auf dem Laufenden gehalten wurden. So war das „Schweigen im Blätterwalde" allgemein.

Dieses verblüffende Resultat ließ aber andre Leute, die nun wiederum ein Interesse an der Aufdeckung des Skandals hatten, nicht schlafen. Sie setzten sich in Positur und machten Himmel und Hölle mobil, um den scheinbar gelungenen Schweigefeldzugsplan zu durchkreuzen. Aber alle ihre Bemühungen stießen zunächst — wochenlang — auf unüberwindliche Hindernisse. Ja, es wurden sogar Wetten darauf abgeschlossen, daß der Fall Cohen- Avellis-Simon-Marx für die Oeffentlichkeit als ad acta gelegt zu betrachten sei.

Ich weiß, lieber Herr Jacobsohn, daß alle Anstrengungen eines unsrer berliner Kollegen, der die Angelegenheit in Fluß zu bringen versuchte, gescheitert sind. Es war ihm nicht einma möglich, die von jeder kritischen Bemerkung frei gehaltene Nachricht über die Haftentlassung der Herren Cohen und Avellis unterzubringen. Sowohl die Redaktion einer großen berliner Tageszeitung wie die Herausgeber einer Zeitungskorrespondenz lehnten die Aufnahme dieser rein sachlichen Notiz unter den nichtssagendsten Vorwänden ab. Als endlich der Druck der „nichtöffentlichen" Meinung zu groß wurde und die von Mund zu Mund gehenden Gerüchte über das seltsame „Schweigen im Blätterwald" immer mehr anschwollen, entschloß man sich dazu, das Schweigen zu brechen und endlich — am siebenten Februar — erfuhren die Berliner, daß Herr Cohen am achtzehnten Januar aus der Haft entlassen worden sei.

Ich überschätze die ganze Geschichte nicht und möchte sie nicht überschätzt sehen. An Bestechung glaube ich nicht. Wie ich den Redaktionsstab der großen berliner Tageszeitungen und ihre Arbeitsweise kenne, ist es schwer, schon technisch schwer, mit barem Gelde ein Unrecht, eine Verletzung der publizistischen Pflicht zu erkaufen. Weniger schwer ist dagegen, Einflüsse aller Art spielen zu lassen (und gar, wenn das Verbum so zutrifft wie hier). Auch das, selbstverständlich, dürfte im Grunde nicht möglich sein. Die Presse versteht, aus jeder Mücke einen Elefanten zu machen. Hier ist nicht etwa aus einem Elefanten — es gibt wirklich größere Tiere als Cohen-Avellis-Simon-Marx —, wohl aber aus einem Fuchs eine Fliege gemacht worden. Weshalb: das mögen nachträglich die Chefredakteure im Interesse der künftigen Zuverlässigkeit ihrer Ressorts untersuchen. Die Oeffentlichkeit hat bis zum Tage des Gerichts kaum mehr Interesse an der Angelegenheit.

Ein alter Zeitungsschreiber

Handelt es sich irgendwo um öffentliche Lasten (Steuern), da sträuben sich grade die reichen Junker, die durch die geschmacklosesten Ausnahmerechte gestützt sind, am allerheftigsten. Das ist unser Adel. Er hat es fertig gebracht, daß alle unsre Schande sich „von" schreibt. Die Adelskaste hatte im Kriege und im Frieden alle Ehrenstellen; deshalb sind wir so schandbar und so radikal zugrunde gerichtet.

Seume (1806)

# Der Sturm

Man kann, aber man muß nicht an Shakesptares ‚Sturm' einen Scharfsinn erproben, der für den zweiten Teil des ‚Faust' ausreichte.
Als Ernest Renan seine ‚Suite de Tempête', seinen ‚Caliban', gedichtet hatte, behauptete Ludwig Bamberger (nicht zu verwechseln mit dem Regisseur Ludwig Berger, der als Staatsbürger ebenso heißt): der Franzos habe sich verleiten lassen, „das deutsche Barbarentum an den Pranger zu stellen". Andre erblickten in diesem Caliban nichts als den Dämon der Demagogie, als eine Satire auf das modern-republikanische Regime. Was hat man da erst in das Urbild hineingelegt, aus dem doch schon genug herauszulesen ist! Die literarischen Reaktionäre von 1389 erklärten Caliban, den wilden und mißgestalteten Sklaven, für den bösen Naturalismus, der dem Phantasten Prospero, nämlich der leuchtenden Kunst Paul Heyses und Julius Wolffs den Garaus machen wolle. Im Weltkrieg kündete einem Kritiker der ‚Sturm' nicht weniger als unsre Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, unser Vaterland von gestern, heute und morgen; und es zeigte sich, daß für einen blinden Nationalisten dieser Vergleich sogar ohne Gewaltsamkeit durchzuführen war: Prospero, von Neidern angefallen, rauhen Elementen preisgegeben und, dank Sittlichkeit und Geistesstärke, Sieger über beide: das war Deutschland. Warum schließlich nicht? Aber brauchts das Alles? Gehl uns die Dichtung darum näher?

Mich ergreift Prospero noch immer am innigsten, wenn ich ihn als Shakespeare selber sehe. Der zum letzten Mal, wie viele Male vorher, sich auf seine Art die Menschheit formt. Der beim Urstand der Natur, beim Sohn der Hexe Sycorax beginnt, über die Rüpel zu den Menschen aufsteigt und beim Uebermenschen, beim Beherrscher der Höhen und Weiten, eben bei William Shakespeare anlangt. Dieser Zauberer, dieser Magus, dieser Schöpfer und Gestalter ist nun müde, gramvoll müde. Er gibt Ariel, seinen Genius, seine Phantasie, die willige Dienerin durch die Jahrzehnte, frei. Das schöne Fest ist aus. Die Spieler waren Geister und sind aufgelöst in Luft, in dünne Luft. Wars nicht berauschend, solche Macht zu fühlen? Grüft' auf sein Geheiß erweckten ihre Toten, sprangen auf und ließen sie heraus dank seiner Kunst gewalt'gem Zwang. Diese grause Zauberei schwört er jetzt ab. Bricht seinen Wunderstab, begräbt ihn manche Klafter in die Erde, und tiefer, als ein Senkblei je geforscht, ertränkt er seine Bücher. Abschied. Herbst. Verzicht. Einsicht, daß dieses leere Schaugepräng verblassen und verschwinden wird, und daß man weise tut, vor Torschluß, fern vom Lärm der Stadt und des Theaters, seinen Acker zu bestellen.

Der ‚Sturm' ist ein Schwanengesang — aber zugleich der tragische Beweis, daß es Zeit war zum Schwanengesang. Es strömt nicht mehr. Der Dichter sichtet den eignen Vorrat. Züge und Bilder des ‚Sommernachtstraums' kehren kraftlos wieder. Eine Szene so mager wie die Beratung der gestrandeten Hofgruppe gibts nirgends sonst bei ihm. Die Rüpel quälen sich die Witze ab. Und doch, und doch: unsterblich sind Miranda, Ariel und Prospero! Nach der Vollendung des

‚Sturms’ ist Shakespeare gen Stratford geritten und dort drei Jahre später gestorben. Man muß nichts weiter, man muß nicht einmal Das wissen, um von der Resignation dieses Schwanengesangs erschüttert, um von so tapferer Ueberwindung der Welt und ihrer Lockungen wehmütig beglückt zu werden.

*

Beglückung hatt' ich von Ludwig Berger erwartet. Seine Situation war so günstig wie irgend möglich. Wir kannten von diesem Werk drei Aufführungen, und drei schlechte: des alten Schauspielhauses; des Neuen Schauspielhauses; der Volksbühne. Die Regisseure Grube und Halm hatten gemeiningert. Max Reinhardt aber hatte gereinhardtet, das will sagen: für den Mangel an Schauspielern durch die bewährte und gangbare Manier seiner Shakespeare-Revivals zu entschädigen versucht, durch die Grimasse des Gesichts, das uns teuer geworden. Nie hatte sich so bemerkbar gemacht, daß die Aera des Ausstattungsrummels um war. Ein frisches unverzerrtes Gesicht tat uns not. Für den ‚Stur’ gab es da zwei Möglichkeiten: entweder überantwortete man ihn den Elementen; oder man spiritualisierte ihn. Entweder zeigte man eine Insel oder richtiger: ließ eine ahnen, die nicht mit echtem Krimskrams: mit plastischen Büschen und Felsen, mit Disteln, Kakteen, Schilf und Palmen überfüllt sein durfte, aber fühlbar vom Meer umspult, von Winden durchweht, von himmlischem Naß getränkt sein mußte; oder man ging von dem märchenhaft-dramatischen Ausdruck der Dichterbeichte auf diese selber zurück und stellte sie ganz aufs Wort und dessen Träger vor einen Vorhang, wobei höchstens die um Caliban einige — freilich durchaus nicht unüberwindliche — Schwierigkeiten bereiteten.

Berger hat diesmal keine Vision gehabt. Er weiß nicht recht, wo und wie er die Sache anfassen soll. So gerät er auf einen Mittelweg, der nicht golden ist, sondern bleiern. Er stattet halb aus; und das ist entweder zu wenig oder zuviel. Leere Bratwurstdärme rollen sich zu einer Höhle zusammen. Darüber ragt rechts und links ein dürftiges Fabelgewächs. Dahinter schwebt eine rote Gelatinesonne an (nicht sichtbaren) Strippen. Davor scheint sandgesättigter märkischer Boden. Ein unveränderlicher Prospekt verbirgt nicht geheimnisreiche Fernen, sondern ist ein Stück Stoff. Die Bilder, alles in allem, entstammen einem naturwissenschaftlichen Lehrbuch, nicht der verschwendenden Phantasie. In einer Geisterwelt spürt man sich keinen Augenblick. Und, seltsam: der äußern Stumpfheit und Glanzlosigkeit entspricht die innere. Das war doch sonst Bergers Stärke: eine Dichtung zu rhythmisieren; Rede und Redner zu beseelen; Schwingen entfalten zu helfen oder, wo keine sind, sie zu leihen, Ist auch er müde? Es wäre ein bißchen früh. Das schleppt sich so hin. Es fehlt Gliederung, Abwechslung, Steigerung, Aufgipfelung — bei einem Regisseur, der sich grade darin öfters als Meister erwiesen hat. Von Szene zu Szene hofft man auf Tempo und Temperament; und wird gewöhnlich enttäuscht. Daß von den berliner Verkörperungen des ‚Sturms’ diese hier noch immer die beste ist, zeugt wider die andern, nicht für sie

selbst. Die andern trachteten, durch mehr oder minder geschmacklose Ueberladung ihre Armut zu verbergen. Diese zeigt ehrlich her, daß sie arm ist. Aber wessen Kunsthunger sättigte das?

*

War, fragt man nach diesem Ergebnis, in Prospero Bergers Zauberstab nicht genug Magnetismus für seine Schauspieler, oder waren sie nicht empfänglich genug? Die Mittelmäßigkeit der Majorität stach gradezu in die Augen, und man. würde dazu neigen, mit der Schuld an dem Fiasko zur Hälfte Shakespeare, zur Hälfte sie zu bepacken, wenn man nicht aus demselben Staatstheater von ‚Richard dem Dritten', aus Reinhardts Theater von hundert Fällen her wüßte, wie weit Durchschnittskräfte über sich selbst hinaus zu treiben sind. Einigen wir uns also dahin, daß ein Drittel der Schuld auf den blassen Shakespeare, ein Drittel auf den (gewiß bloß vorübergehend) ermatteten Berger, ein Drittel auf das provinzielle Gros seiner Truppe kommt. Die hat mindestens Eine großstädtische Miranda. Aber man hatte irgendwoher eine untersetzte brunette Dame geholt, die sich in keiner Situation ansehen ließ, was in ihr und mit ihr vorging, und die dadurch auch ihren Partner Müthel ziemlich lahmlegte. Es war in Reinhardts Aufführung einer der wenigen Vorzüge, daß die gestrandete Hofgruppe mehr Physiognomie hatte als bei Shakespeare. Hier kriegt sie ferlig, noch weniger zu haben. Von den sechs Männern ein Mensch ist einzig der Rat von — wovon? von Neapel? Da er Legal heißt, einer aus der Lausitz. Ariel ist „Geist der Luft". Fräulein Seidel? Ungeist der Erde; ohne Transparenz, ohne Anmut und ohne Sprechkunst — die empfindbarste Niete dieses amusischen Abends. Freilich: er konnte nicht glücken, wenn die Hauptperson in überraschendem Grade versagte. Mein Prospero wäre Bassermann; nach ihm Kraußneck; nach diesem Sommerstorff; und dann erst Decarli. Aber immer noch, hätte man meinen sollen, mußte Decarli Figur machen. Hier macht er sie leider nur körperlich. Es geht nichts von ihm aus, was seine Wirkung begründete. Bei der Ankündigung, daß er sich seines Zauberstabes entledigen werde, gerät er in Jachheit und Hitze, statt in Ton und Stimmung weisester Resignation. Leicht zu berechnen, welches Zerrbild ein ‚Sturm' bietet, in dessen Mitte die um Caliban stehen. Herr Rex als Stephano ist ein bißchen vulgär, aber reichlich komisch.

Ein neuer Fritz Hirsch als Trinculo demonstriert, indem er eben nicht demonstriert, daß man mit den leisesten Mitteln ebenso komisch sein kann. Caliban: Kortner. Wie aus einer Kokosnuß, einer riesenhaften, geschnitten. Aber erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit dieser braunbepelzte und rundherum ausgestopfte Koloß sich bewegte, von innen heraus, vom Geist her bewegt ward. Er stampfte mit Wucht und Grazie zugleich. Angst hatte man allerdings nicht vor ihm. Er kauerte nicht mehr — und insofern korrigierte er Shakespeare— auf der untersten Stufe der Menschheit, sondern hatte schon eine erklommen, auf der man in tyrannos rebellische Laute ausstößt. Mit solchem Protagonisten in einer tragenden Rolle wird Berger kaum schwer fallen, diese nicht völlig erklärliche „Scharte auszuwetzen".

# Rundschau

## Irregang

Als die Zeit noch klein und golden war, weil das Geld aus Metall bestand und das Papier noch in die Rotationsmaschine und nicht in die Münze kam, da erschien in der bedeutendsten deutschen Tageszeitung, die außerhalb Berlins gedruckt wird, der Roman ‚Irregang' von Georg Munk. Er ist dann ein paar Jahre darauf als Buch im Insel-Verlag herausgekommen, und man muß ihn lieute lesen, um zu erkennen, wie weit wir uns binnen eines einzigen Lustrums auch geistig von der bis 1914 gehaltenen Durchschnittshöhe entfernt haben, wie sich unsre Ansprüche nicht nur an die Ernährung des Magens, sondern auch an die des Hirns und des Herzens gesenkt haben, gesenkt bis zur Verrohung. Man greift sich an den Kopf: also das war, vor noch nicht viel mehr als fünf Jahren — denn noch nach Kriegsausbruch sind die Fortsetzungen weitergeführt worden — ein Zeitungsroman; dieses feine, vornehme, an den höchsten Mustern deutscher Erzählungskunst geschulte, in direkter Linie von Conrad Ferdinand Meyer herstammende, aber auch von den Lichtern Kellerscher Seelenerkenntnis und Liebe zum Ding durchblitzte Gebilde? Welche Zeitung würde das heute ihren von der Unruhe des Kientopps und dem Kientopp des Unruh zerrütteten Lesern vorsetzen können, vorzusetzen wagen?

Das Thema ist nicht neu und nicht alt; ja, es ist eigentlich ein Lieblingsthema der Jüngsten. Ein schlecht gehütetes vornehmes Mädchen verfällt erst der Verführung und dann der Ausnutzung durch eine resolute Kupplerin. Schließlich nimmt ein alternder Mann sich der am Leib Geschändeten, in tiefster Seele noch gar nicht Erschlossenen an. Nach dessen Tode heiratet sie sein Freund, und als er ein gewaltsames Ende findet, wird das Vorleben seiner Ehefrau aufgestört, diese angeklagt und, wenn auch freigesprochen, doch gesellschaftlich verfemt, sodaß sie, flügellahm und sterbensmatt, an ihren Ausgang zurückkehrt. Was hätte ein „Expressionist" daraus gemacht?! Wie hätte er die Weltteile strapaziert und die hohe Schule der Symbole geritten! Wie hätte er nach der Art schlechter Jahrmarktsmusikanten, die von Fortissimo in Pianissimo fallen und umgekehrt, abwechselnd in Geschlechtsteilen gewühlt und in himmlischen Saiten geharft! Wie dämonisch wäre die süße Teresa aufgetakelt worden, bevor man sie in den Allerweltsdomino jener Menschenliebe steckte, mittels dessen heute jedes Romanhürchen zu einer zeitgemäßen Allegorie herausstaffiert wird!

Nichts von all dem: wundervoll sachliche, kühle und dabei gobelinhaft bunte Berichterstattung; Seelen, die Jeder zu kennen glaubt, aber doch nie so erkannt hat, wie er es nun durch die Worte des Dichters tut. Die Enge der florentiner Gassen, die Weite der toskanischen Landschaft mit einem zauberhaft klaren Reiz, Härte und Kraft, Verbissen- und Versponnenheit deutschen Menschencharakters mit hellsichtigster Anteilnahme, bei aller Vorliebe für das weichere,. rundere, aufgeschlossenere, nach außen so viel heiterere, aber nach innen so eminent schicksalsvolle Wesen des Romanen, dargestellt. Das Zeitkolorit, ohne daß es nach der Studierlampe röche, oder daß gewaltsam gegoethelt würde, in ein paar großen Strichen, wie ein zarter Firnis, aufgetragen.

Ja, die Geschichte spielt in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, in jener Zeit, da das Wort „deutsch" in aller Welt die Assoziation „Geist" aufrief; da das Wesen, das man mit diesem Worte bezeichnete, vielleicht belächelt, aber immer beachtet und vor allem geachtet wurde. Es ist kein Zufall, daß grade die besten deutschen Erzähler kurz vor dem Kriege begannen, ihre Geschichten in dieser Atmosphäre anzusiedeln, in dem Unterbewußtsein vielleicht, daß mit Milieu und Stimmung jener Zeit auch ihr Wesen wieder heraufstiege, nicht, um sich an die Stelle des heutigen zu setzen — das wäre schale Romantik —, sondern um es zu befruchten, zu besamen, zu beleben. Ja, zu beleben. Denn das Herz dieser Zeit ist tot, wie gefühlvolle Phrasen auch ihre allzuvielen und allzuvollen Mäuler von sich geben, und ihr Feld liegt brach, wieviel Nachtschatten und Fliegenpilze auch drauf Wuchern mögen. Wenn man unbedingt will, so ist auch das Buch von Georg Munk ein Symbol: von den Jungen geschändet und verraten, von der aufgesparten Kraft und Fülle des Alten nur noch im Leben gehalten, kehrt der Geist dieser Zeit immer wieder an seinen Ausgang zurück.
Ein Irregang - . .

Harry Kahn

## Konzerte

Die temperamentvolle Konzertdirektion Adler hatte nach ihren originellen Einfällen im Reklamefach kürzlich auch den : in unmittelbarem Anschluß an die ‚Phantastische Symphonie' von Berlioz deren Fortsetzung, den ‚Lelio' szenisch aufführen zu lassen. Unterstützt von Sofa, Tischchen, Notenskizzenbuch und Samtjoppe, die sich in der Philharmonie eigentümlich genug ausnahmen, sprach Ludwig Wüllner das lyrische Monodram von der Rückkehr ins Leben. Ja, noch mehr: er dirigierte sogar, als vom Opiumrausch genesener Musiker, laut Vorschrift ein großes ausgewachsenes Orchesterstück, ganz vorzüglich und mit sichtlichem Spaß an der Sache. Fehlte nur der fuchsrote Haarschopf — und zu der Illusion, den rabiaten großen Meister redivivus sich da oben aufregen zu sehen, hätte wenig gefehlt. Entzückend klangen die Mahnungen an das Orchester, gewissennaft zu proben, nicht zu laut und nicht zu leise zu spielen; entzückend polterte der Rezitator die auch in der Uebersetzung so echt französischen Tiraden über die traurigen Bewohner des Tempels der Routine; die jungen Theoretiker von achtzig Jahren, die inmitten eines Meeres von Vorurteilen leben und überzeugt sind, daß an den Grenzen ihrer Insel auch die Welt aufhört; die Entweiher, die Originalwerke scheußlichen Verstümmelungen unterziehen und das Korrektur und Vervollkommnung nennen, wozu, wie sie sagen, viel Geschmack gehört. Ob sich wohl auf und vor dem Podium Mancher getroffen fühlte?

*

Viel komponierende Jugend meldet sich neuerdings zu Wort. Zwischen achtzehn und fünfundzwanzig Jahren scheint es die richtige Zeit zu sein, sich als großen Symphoniker hinzustellen. Werner R. Heyman tut es mit Selbstbewußtsein. Produziert eine Rhapsodische Mammut-Symphonie, einsätzig, sechsteilig, groß, dick, fett, mit Baritonsolo, schönen Untertiteln und sehr viel Posaunen. Wo alles bläst, können sie es auch nicht gut lassen. Der junge Mann hat unzweifelhaft Talent. Wie aber die hübsche Musik zu Kaisers ‚Europa' zeigte,

liegt es ganz wo anders. Nochmals: man verschaffe ihm einen netten, heitern Opern- oder Operettentext.

Reifer und seriöser gibt sich Josef Rosenstock, einer der vielen aus Wien nach Berlin mitgezogenen Schüler Franz Schrekers. Die Fäden, die ihn als Stilisten an seinen Meister fesseln, sind noch deutlich erkennbar. Auch pfropft er in jugendlicher Leichtfertigkeit mehr Einfälle übereinander, als er formal bewältigen kann. Aber das Klavier-Konzert, das er selbst mit virtuoser Eleganz spielt, ist ein gutes, erfreuliches, geschickt konstruierfes Stück Musik mit Spuren individueller Erfindung.

Von Eduard Erdmanns Symphonie hatte ich auf dem Weimarer Tonkünstlerfest einen viel stärkern Eindruck als kürzlich von seinem zerfahrenen, in der Erfindung unselbständigen, auch, von wenig Klangsinn zeugenden ‚Rondo'. Der sympathische und hochbegabte junge Künstler hat früh den Weg in das Sacrosanctum der Nikisch-Konzerte gefunden. Aber sein überschätztes Klavierspiel vermag immer weniger die Spuren einer überhasteten Entwicklung, den Mangel an federndem, subtilem Anschlag zu verdecken. Gott schütze ihn vor seinen Freunden!

*

Es ist Zeit, den Leuten wieder einmal zu sagen, was sie an Therese Schnabel besitzen. Man hat sie lange nicht gehört; sie nicht, wohl aber allerlei Gemunkel über das Schwinden ihrer Mittel, das Versagen einzelner Töne, eine Neigung zum Schleppen, zur Sentimentalität. Und sitzt dann da, horcht in seelische Tiefen des Liedgesanges hinein, wie sie nur ein Können öffnen kann, das kein Zweifeln, kein Schranken mehr kennt. Ein Können, das gesättigt ist von innerer Noblesse, von Adel der menschlichen Empfindung, von der Gewissenhaftigkeit des echten künstlerischen Naturells. Wer denkt bei diesem Doppelgänger', diesem ‚Erlkönig' noch an Prunk und Glanz des Organs? Wer an all das junge Zeug, das ringsherum aufwächst, singt, Konzerte veranstaltet und sich bedeutend dünkt? Es gehe hin und lausche. Wenn es kann, singe es ebenso.

Gisella Selden-Goth

## Fragmente

Aus der Not eine Tugend zu machen, ist immer unklug, denn am Ende hat man für viele kleine Tugenden die große Not, sich selbst abhanden Igekommen zu sein.

*

Wenn deutsch identisch ist mit musikalisch, so sollten die Politiker als lästige Ausländer aus dem Reich verwiesen werden.

*

Der kultivierteste Bürger der Wagner-Decadence: Tonio Kröger, der die Kunst nicht bloß dem Leben zum Trotz, sondern jenseits vom Leben wollte — als lügnerisches Ornament also und im besten Fall als Kastratentum —, der Bürger Kröger hat den Geist aufgegeben. Wir ziehen dem Leichnam das Prunkgewand aus, das so lange seine Schwächen verhüllte, hängen es mit kühler Bewunderung in den Literaturgeschichtskasten und bitten Thomas Mann, durch keinen Zauberlehrling Tote beschwören zu wollen.

*

Anders, als der Dichter es meinte, nehmen die Philologen das Wort vom „deutschen Dichterwald": als eine willkommene Rechtfertigung, Koryphäen zu klassizieren wie Koniferen.

Walter Heinsius

## Rotters erste Reihe

In den roten Sanftfotölchen schwimmen ungeheure Fettmassen; vorne oben schimmert matt etwas, das man allenfalls Gesicht nennen kann. (Wo es sich nicht um Juden handelt, nennt Karl Kraus so etwas „Arischgesichter".) Wenn sich diese Frauen je aufschnüren, ist das ganze Schlafzimmer voll. Um Specknacken liegen dicke Perlenketten geschlungen und spotten der Steuer. Die Haare der Damen sind wie von Wertheim-Puppen: aus Werg und Wolle. Stülp- und Regenneesen sehen froh gen Himmel. Die Münder'schlürfen den Brei, der da oben serviert wird. Ein Monokel sitzt bei einem Mann und fühlt sich sichtlich geniert. Ich achte gar nicht auf das, was da oben vorgeht: ich sehe immer nur die erste Reihe. Und die Gesichter fangen an, zu sprechen.

Sie sagen: Wenn wir nur verdienen! Sie sagen: Jetzt sind wir dran. Sie sagen: Niederlage, militärische und geistige Katastrophen, Auseinanderfall des Reichs dank Bayern. Reichswehr hin, Reichswehr her — wir sind der neue Kaufmannsstand. Alles, was wir je erträumt, ist robuste Wirklichkeit. Sie sagen: Na, haben wir nicht recht gehabt? Sahen wir nicht von je zu den Besitzenden auf und beneideten voll Ehrfurcht die große Kurschleppe der Braut an den Kirchen? Haben wir nicht schon immer nach unten getreten, weil man das Pack kurz halten muß — damals, als wir selbst noch Pack waren, grade, weil wir damals Pack waren . . .? Das ist vorbei, sagen die Gesichter. Ist nicht alles gerechtfertigt, was wir je taten und träumten? Gottseidank: der Mensch ist schlecht. Und wir sitzen in der ersten Reihe.

Oben muß Einer einen Witz gemacht haben — denn die Dame mit der Himmelsnase zieht ein wunderschönes Karpfenmaul und grient von einem roten Ohr zum andern. Hach — das ist einmal ein Spaß . . .! In einer preußischen Wahlversammlung vor 1914 stand einst ein Schutzmann auf und verkündete: „Ueber Thema darf hier nicht gesprochen werden!" Hier wird den ganzen Abend „über Thema" gesprochen — die Damens aalen sich wohlig auf dem Plüsch; davon reden: das ist beinah so schön wie es zu tun — nein, noch viel schöner. Und ungefährlicher.

Die Herren, denen feiste Backen weit, weit über den Kragen auf das Smokinghemd hängen, rot durchblutete, gut rasierte Backen — die Herren atmen schwer, angestrengt eingesunken und ein wenig müde. Wenn man den ganzen Tag gearbeitet hat . . .
Und ich muß denken, wie dieser neue Reichtum so allmählich entstanden ist, wie Tausender auf Tausender kam — wie sich Barchent in Flanell, Flanell in Leinen, Leinen in Seide verwandelte. Aber der Leib blieb. Und wie diese erste Reihe die Urelternschaft der neuen Generation ist — dieses schlechte und minderwertige Volk aus den Käseläden . . . Ein Bauer kann Adel werden — Kleinbürgertum der Großstadt nie. Aber sie haben das Geld, und von ihnen wird in den nächsten hundert Jahren viel, viel abhängen in Deutschland.

Und während hinten im Stehparkett (der guten Theater) und weiter draußen, auf der Straße, verkümmert was noch einen Kopf und eine Gesinnung hat, sitzen Jene da: fett, aufgedunsen, traumhaft unwirklich und dabei mit allen vier Backen in der Realität guter Hotels . . . Lebendige Auswanderungsplakate. Und allemal, Gottseidank, in der ersten Reihe.

Peter Panter

## Antworten

**Hans Blüher.** Sie teilen mir mit, daß Sie, von Studenten aufgeiordert, in Münster zwei Vorträge halten sollten — Themen: ‚Der proletarische und der deutsche Standpunkt' und ‚Die deutsche Renaissance' —, daß es Katholiken, von denen Sie seit längerer Zeit aufs heftigste angefeindet werden, durch falsche Behauptungen gelang, ein polizeiliches Verbot der beiden Vorträge durchzudrücken, und daß zwei Tage später in Osnabrück der katholischen die protestantische Geistlichkeit sich zu demselben Zweck mit demselben Erfolge verband. Ja, die Einheitsfront! Für die Lebensinteressen Deutschlands war sie noch niemals herzustellen. Aber die Büttel aller deutschen Länder sind einig, wenns gegen die Geistigen ohne Unterschied geht. Und da diese mit den Streitigkeiten unter einander genügend beschäftigt sind, wird vorläufig jeder Polizist mit jedem Blüher leichtes Spiel haben.

**Dr. med. Rudolf Lenzberg in Chemnitz-Hilbersdorf.** Sie schreiben mir: „Die Ausführungen Alfred Polgars über die Schädlichkeit der ‚Faradischen Ströme' in Nummer 47 und den Brief von Hans K. in den ‚Antworten' der Nummer 53 des vorigen Jahrgangs der ‚Weltbühne' kann ich als Nervenarzt nicht unwidersprochen lassen. Die Behandlung hysterischer Lähmungen mit dem faradischen Strom ist unter richtiger Leitung absolut ungefährlich. Sie ist ohne Zweifel unangenehm, aber nicht übermäßig schmerzhaft. Vor allen Dingen kann sie ein sehr lästiges Leiden in kürzester Zeit beseitigen. Die Angaben der Hysteriker über die Schmerzen sind sehr unzuverlässig. Viete schreien noch, wenn der Strom längst ausgeschaltet ist und sie nur noch den Apparat surren hören. Vor allen Dingen möchte ich betonen, daß die Geheilten nicht wieder an die Front kamen. Im Januar 1917 erschien eine kriegsministerielle Verfügung, wonach Kriegshysteriker nur als a v. Beruf (Heimat) weiterverwendet werden sollten. Es ist eine weitverbreitete völlig irrige Ansicht, daß die Hysteriker nach Friedensschluß, sobald die Gefahr für ihr Leben vorüber, von selbst wieder gesund geworden waren. Der beste Beweis dafür sind die Zitterer, die heute noch in den Großstädten betteln, und die bei rechtzeitiger Behandlung jetzt arbeitsfähige, gesunde Menschen wären, die nicht dem Staate noch Geld kosteten. Heute kann man sie nicht zur Behandlung zwingen. Außerdem ist die Heilung natürlich umso leichter, je frischer das Leiden ist. Daß eine große Zahl von Aerzten die nötigen Kenntnisse nicht haben und noch dazu roh, grausam und machtdünkelhaft sind, weiß ich leider ebenso gut wie Polgar. Aber gegen die Verallgemeinerung muß ich mich wehren. Was beweist denn ein Unglücksfall, wie der von Hans K. angegebene gegen die Aerzte? Doch nur, daß dieser eine Arzt sein Fach nicht verstand, vielleicht auch brutal war. Weiter nichts. Ich möchte nicht verfehlen, noch zu erwähnen, daß ich selbst ausschließlich Fronttruppenarzt war und keine Hysteriker behandelt habe, also nicht pro domo rede. Ich wollte nur klarstellen, daß die elektrische Behandlung der Kriegshysteriker nicht der wissenschaftlichen Grundlage und Berechtigung entbehrt. Ihre Beurteilung erfordert aber eine genaue Kenntnis des Wesens der hysterischen Erkrankungen " Wogegen von einem Laien selbstverständlich kein, sachlich-fachliches Wort zu sagen ist. Höchstens über den Vorwurf der Verallgemeinerung ließe sich streiten. Jedes Kollektiv-Urteil ist falsch. Und trotzdem hat jedes Kollektiv-Urteil eine gewisse Berechtigung, wenn es von einem guten Beobachter stammt: dann nämlich wird es — zwar niemals auf jeden Einzelnen passen, aber den Typus erfassen. Der deutsche Arzt im Kriege? Ein ziemlich trübes Kapitel. Die Anforderungen der O. H. L. standen über dem wissenschaftlichen Befund und zu diesen scheinwissenschaftlichen Aushebungen hätte der Aerztestand sich eben nicht hergeben dürfen. Ein

einziger Fall, dem wahrscheinlich jeder Leser einen oder mehrere wird gesellen können. Ich kam im März 1916 weg, mit 237 Mann, die bei der Musterung in Charlottenburg kv genannt worden waren. Der Truppenarzt rang die Hände und erklärte zunächst einmal 80 Mann für untauglich. Ihr Jubel und der Neid der tauglich befundenen 158 Mann kannte keine Grenzen — so glühend war nach anderthalb Jahren Krieg die Begeisterung des Volkes. Aber am nächsten Tage hieß es: ein solches Resultat dürfe das Bataillon nicht nach Berlin melden, und der Truppenarzt müsse noch mindestens 40 Mann für tauglich erklären. Also wurden die 80 zum zweiten Mal untersucht; und derselbe Mediziner, der sie eben nach bestem Gewissen abgelehnt halte, behielt jetzt wider sein Gewissen die Hälfte. Nach drei Tagen war einer tot. Wie viele weiterhin bei der Ausbildung draufgegangen sind, weiß ich nicht. Dem eingesetzten Helfer der Menschheit war derlei jedenfalls schnuppe. Ihm und sämtlichen seiner Kollegen, die mir von 14 bis 18 begegnet sind. Die Unterschlagungen, von denen Artur Zickler in seiner ‚Anklage der Gepeinigten' so wahrheitsgetreu berichtet, daß das Buch — ohne Prozeß! — beschlagnahmt wurde, die Nachtwachen bei den Schwestern, die schlechte Haltung nicht weniger Zivilärzte: alles das lasse ich aus dem Spiel. Wichtig ist dies: nicht die einzelnen Skandale berechtigen zu dem harten Urteil über die deutschen Aerzte im Kriege, sondern daß kein ärztliches Standesgericht, keine Aerztekammer die Sünder ausgestoßen hat, daß deren Taten die aufopferungsvollen und anständigen Aerzte schweigend gebilligt haben. Ein nicht unerheblicher Teil der deutschen Aerzte erfreut sich noch heute bei den Kriegsteilnehmern eines ähnlichen Rufes wie die Militärgeistlichen. Und das will was sagen!

## Geschäftliche Mitteilung

Die Uraufführung des großen Gloria-Films der Ufa: ‚Die Verschwörung zu Genua' findet am 25, Februar im Ufa-Palast am Zoo statt. Der Reinertrag dieser Aufführung wird an den Schutzverband deutscher Schriftsteller abgeführt werden.



Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Chartottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 3. März 1921 Nummer 9

## Die Preußenwahlen von Karl Rothammer

Deutschnationale und Kommunisten haben von den Preußenwahlen den Zusammenbruch der Sozialdemokratie erwartet. Die Sozialdemokratie hat sich als außerordentlich lebensfähig erwiesen; sie hat die Verluste, die ihr die letzte Reichstagswahl gebracht hat, und die das natürliche Ergebnis der Regierungsführung in schwierigster, Jedermann notwendig enttäuschender Zeit gewesen sind, überwunden. Die Sozialdemokratie zeigt wieder organisches Wachstum. Eine Regierungspartei aber, für die das feststeht, ist über den Berg und darf ohne Optimismus mit' Zuversicht vorwärts schauen. Daß die Deutschnationalen und die Kommunisten zugenommen haben, ist eine Nebenerscheinung. Doppelt gleichgültig, weil die Zunahme erheblich geringer ist, als die Radikalen erwarteten. Die Mitte marschiert. Den Kern eines jeden Blocks der Mitte aber kann einzig die Sozialdemokratie bilden. Es bleibt ein Rest von Möglichkeit für extreme Experimente. Es ließe sich für Vabanque-Phantastik eine Rechtskoalition noch etwa vorstellen. Aber auf wie lange? Eintagspolitik für Mißvergnügte und Verzweifelte. Es ließe sich für Experimentlüsterne vorstellen: der sogenannte Bürgerblock und die Sozialdemokratie links von ihm in der Opposition. Aber wiederum: auf wie lange ist dergleichen auch nur zu denken? Wie lange würde solch ein Bürgerblock, dessen Entstehung zunächst einmal den politischen Selbstmord der Demokraten zur Voraussetzung hätte, die Politik der nächsten Wochen und Monate tragen können? Wie würde er sich krümmen und biegen, wie würde er krachend zusammenbrechen, wenn, womit doch in jedem Augenblick gerechnet werden muß, die Wirtschaftskrise sich erweitert, wenn die Arbeitslosen sich noch intensiver zusammenballen, wenn die Streiks einsetzen, wenn der Generalstreik durchs Land heult, wenn die Folgen unvernünftiger Gewalttaten der Entente sich auswirken! Wie lange würde der Bürgerblock leben, wenn unter derartigen Umständen die Sozialdemokratie mit ihren vier Millionen Wählern in der Opposition stünde?

Die Frage stellen, heißt: die Lächerlichkeit dieses Bürgerblock-Gespenstes kennzeichnen. Darf man daran erinnern, daß die vielen nervösen Erschütterungen, die von rechts oder links her das Dasein der Republik und im besondern ihr Wirtschaftsleben erschütterten, stets nur dadurch abgefangen worden sind, daß die Sozialdemokratie und die hinter ihr stehenden Arbeitermassen sich als Widerstand einschalteten? Die Kommunisten haben durchaus recht, wenn sie sagen, daß die Sozialdemokratie die verschiedenen Generalstreiks, die verschiedenen Gewaltwellen gebrochen habe. Sie hat sie in der Tat gebrochen, nicht, um zu sabotieren, sondern, um Unheil zu verhüten und um den

Baugrund für neuen Aufbau nicht zwecklos auszuhöhlen. Die Sozialdemokratie hat dies alles gewiß nicht getan, um den Deutschnationalen die Köpfe und dem Kapitalismus das Dasein zu retten. Aber sie mußte dies nebenbei tun, weil sie in der bloßen Verneinung und Vernichtung nicht den Fortschritt, nicht die Gesundung sieht, vielmehr der Ueberzeugung ist, daß das Gesetz der Verwandlung, das Gesetz der horizontalen Entwicklung maßgebend bleiben muß, und daß nach ihrer Methode die endgültige Beseitigung der reaktionären Rudimente und aller Auswüchse des Kapitalismus, die endgültige Ueberwindung des Kapitalismus selbst und die Aufrichtung des Sozialismus wesentlich schneller und jedenfalls zuverlässiger vor sich gehen werden.

Fürs erste jedenfalls: ohne Sozialdemokratie — das Chaos. Die Sozialdemokratie ist der einzige wirklich tragfähige Block, auf den die Zukunft des deutschen und des preußischen Volkes neu gebaut werden kann. Alles Andre ist Chimäre, Stammtischgeschwätz, Ludendorfferei, Lächerlichkeit. Anmaßung ist leicht, Führung ist schwer, aber zwangsläufig gesichert. Sonst würde die nervöse Hast, mit der die Extremisten, aber auch Deutsche Volkspartei und sogar Demokraten und Zentrum etliche Vorteile sicherstellen wollen, nicht gar so explosionsartig sich entladen haben. Ist so etwas schon dagewesen, daß angeblich ernsthafte Menschen eine Koalition von Westarp bis Scheidemann proklamierten? Wenn dahinter nicht schäbige Angst steckt, dann hat es noch nie Parteimanager gegeben, denen im Anblick unabwendbarer und unzerstörbarer Notwendigkeiten das bekannte Grundeis Verkühlung brachte. Von Verkalkungserscheinungen zu schweigen, so von jenen Kindereien, die Herrn Stinnes veranlaßten, seine Getreuen, seine Zauberlehrlinge vor Uebereilungen zu warnen, und die selbst Herrn Escherich zum Abpfiff zwangen. Ueber London sollte Druck auf die Bildung der Preußen-Regierung geübt werden: die Deutschnationalen müssen wirklich den letzten politischen Instinkt verloren haben. Andernfalls müßten sie sich grade im Zeichen von London so schweigsam wie möglich verhalten, müßten sie wissen, daß ihr bloßes Dasein und gar ihr angeblicher und von ihnen plump in die Sterne geschwindelter Sieg für London nur Belastung sein kann. London und ein preußischer Rechtsblock und dann 1813 kopiert — hoch weht die Flagge Schwarz-weiß-rot!

So wollen wir denn den Deutschnationalen deutlich kundtun, daß ein Ruck nach rechts nicht wirksam geworden ist. Die Schafherden, die gern laute Vokabeln hören, werden sich schon wieder umlenken lassen, und dann wird die gesundende Einsamkeit um Hergt und Westarp festzustellen sein. Nervöse Leute sind immer schwache Leute. Die Tage nach der Preußenwahl haben hierfür unvergängliche Beweise geliefert. Sie waren alle nervös; nur die Sozialdemokratie blieb kühl. Sie wird es auch weiterhin bleiben. Sie hat alle Möglichkeiten sich offen gehalten. Fürs erste glaubt sie, daß die alte preußische Koalition ausreicht; sie hofft, daß auch Zentrum und Demokraten dies einsehen wer-

den, vielleicht schon eingesehen haben. Daß man in der Politik mit einem Niemals sparsam sein soll, hat die Sozialdemokratie nicht vergessen. Aber um die Deutsche Volkspartei zuzulassen, bedarf es nicht nur ganz andrer Notwendigkeiten, als bis auf weiteres zu erblicken sind, sondern vor allem auch einer sehr erheblichen Bereinigung der immer noch nicht als bedingungslos republikanisch, demokratisch und sozialistisch verhandlungsfähigen nationalliberalen Erben. Ob London zu einer besondern Sammelpolitik Veranlassung geben wird, abzuwarten. Vermag Lloyd George, wie er wohl am liebsten möchte, einen Weg der Mitte aufzubrechen, so bleibt keine Ursache, sentimentale Empfindungen sich entladen und die noch nicht republikanisch reif gewordenen Volksparteiler an den preußischen Regierungstisch treten zu lassen. Ob andre Gründe für solches Wohlwollen gegen die erziehungsbedürftigen Stresemännlein sich einstellen werden, ist im Augenblick noch nicht zu erkennen. Fest steht nur, wie die Wacht am Rhein: der Block der Sozialdemokratie als Hüter der Volksfreiheit und der gesunden Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens. Und fest steht, daß, was auch kommen mag, die Säuberung der preußischen Verwaltung bis zum Rausschmiß des letzten reaktionären Beamten fortgesetzt werden muß. Nur unter dem Beding der unverbrüchlich tatkräftigen Beteiligung an dieser Säuberungsarbeit wäre der Deutschen Volkspartei gegebenen Falls der Eintritt in die preußische Regierung zu erlauben.

# Kammerjäger- und Weltpolitik

**von Otto Lehmann-Rußbüldt**

Bedenklich „kracht" es wieder einmal „im Gebälk" der jungen deutschen Republik, und der verängstigte Zeitungsleser hat die Auswahl, die Urheber zu suchen unter Bolschewisten, Ententisten, Monarchisten, Pazifisten, Kapitalisten, Demokraten, Potentaten, Autokraten, Bürokraten, Protetariern, Agrariern oder andern Ariern, Jesuiten, Semiten, Aktionären, Reaktionären, Revolutionären. Sie versalzen ihm das Vergnügen am Leben, sie schrecken ihn in seinen Träumen. Wird es ihm zu viel, so gelobt er, sich wirklich bald nicht mehr um die „ganze Politik" zu kümmern. Aber „Ordnung muß sein". Und weil ihm das ebenso notwendig erscheint, wie für ihn sicher ist, daß. irgendwelche von den -isten, -aten oder -iten schuld seien an allem Unglück, so läßt sich der Bauer auf dem Land und der Krämer in der Stadt immer wieder dahin bringen, über die Ursachen des Gekrachs im Gebälk nicht nachzudenken, sondern überzeugungsvoll zuzustimmen, wenn ihm sein Generalanzeiger leitartikelt, die Einwohnerwehr sei unsre letzte Rettung vor dem Untergang. Die allerletzte! Denn bisher war es wie bei einem Wanderzirkus, wo auf die unwiderruflich letzte Vorstellung die ebenso unwiderruflich allerletzte Vorstellung folgte. Nach der letzten Rettung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges kamen noch verschiedene letzte Rettungen. Die Einwohnerwehr, in einer selbsterfundenen

Sprache „Orgesch" genannt, soll aber nun die unwiderruflich letzte sein — nicht allein vor dem Ungeziefer des Verbrechertums, sondern auch vor Polen, äußern und innern Bolschewisten, vor Landesfeinden überhaupt.

Wenn nur nicht die allerletzte Rettung sich wirklich als solche bewahrheitet, aber in einem verdammt kitzlichen Sinne! Denn in Deutschland — Gesinnungsfreunde haben diese trocken sachliche Feststellung nie gern gehört — ist jeder politische Fortschritt immer durch die Verbohrtheit der Reaktionäre gezeugt worden und hat deshalb auch alle Merkmale freudloser Kinder der Notzucht getragen. Wo so etwas mal aus freier Liebe zur Freiheit zustande kam, wie 1848, da ist der Sprößling bald der hohen Säuglingssterblichkeit Deutschlands verfallen. Ich will nicht zuviel Geschichte wiederkäuen: aber die Orgesch hat das Zeug, uns zu allem Ungemach noch die Zwangsverwaltung durch die Entente zu bescheren. Ob dann endlich über die Deutschen die große Erleuchtung käme, wodurch wir es zu so „herrlichen Zeiten" gebracht haben, endlich? Heut ist dem Durchschnittsdeutschen, gleichviel ob er ein sogenannter Gebildeter oder ein Mann des Volkes ist, nicht klar zu machen, wieviel an der Entwaffnungsfrage für uns und für die Weltpolitik hängt. Er läßt sich immer wieder durch die an sich selbstverständliche Forderung einer Ordnungspolizei gegen räuberisches Ungeziefer einfangen und merkt nicht, wie diese Einschätzung der Weltpolitik nach Gesichtspunkten der Kammerjägerei uns den Rest geben kann. Weist man ihm nach, daß Amerika, England, Belgien abrüsten, ohne dazu gezwungen zu sein, so blinzelt er mit den Augen und spricht mit tiefster Verachtung: „Völkerbund". Erkennt man an, daß Millerand und Lloyd George gewiß nicht unsre Freunde sind, so schließt er daraus, daß sie unsre T'odfeinde sind. Das es jenseits von rührseliger Freundschaft und Todfeindschaft noch gegenseitig abzumessende gemeinsame Interressen gibt, wobei man durch Ruhe, Klugheit und Energie seinen Mann zu stehen hat, vernimmt er wie Laute aus einer fremden Sprache. Zuletzt fällt er immer wieder auf seine „Wehrmacht" zurück, und da ihm diese arg verstümmelt ist, so begnügt er sich mit dem Ersatz: „Einwohnerwehr". Er spielt sich ehrlich vor, es ginge gegen Räuber und Gesindel, und merkt nicht, wie er dadurch wieder denselben Leuten auf den Leim kriecht, die ihn vier bitterste Kriegsjahre lang alle Vierteljahr aus einer politischen Riesenpleite in die nächste hineinsteuerten und nur darin genial waren, wie sie verstanden, für die Ursachen dieser Pleiten Andre verantwortlich zu machen.

Wenn ich um irgendeinen Preis zu dieser Stunde erreichen könnte, daß in Deutschlands Gauen kein einziges Schießeisen mehr vorhanden wäre, vom Revolver bis zur Kanone, keine einzige Handgranate, keine Minen- und Flammenwerfer, nichts von all den Dingen, die spätere Geschlechter so anmuten werden wie uns die Folterwerkzeuge des Mittelalters: ich täts. Hätte ich die Möglichkeit, durch irgendwelche Mittel alle Waffen hervorzuzaubern und zu vernichten: ich täts — sei es auch mit dem Einsatz meines Lebens! Denn wie ein Alb fiele es von den Menschen. Die Männer des Zeitalters Wilhelms des Großartigen müßten sich schleunigst in die Mauselöcher verkriechen, wie im

November 1918. Doch vor allem wäre die Wirkung auf die internationale Poilitik gradezu explosiv. Denn das ist ja das Unglück: daß man in Deutschland Niemand klarmachen kann, wie das Ausland immer noch hypnotisiert auf das Deutschland in Waffen hinstarrt. Wenn die französische Politik nicht mehr in der Lage ist, die Deutschen als Schreckgespenst hinzustellen, so könnte sie vor ihren heraufdrängenden Volksmassen nicht mehr standhalten, Frankreich müßte ebenfalls abrüsten, und seine Truppen vom linken Rheinufer zurückziehen. Damit würden uns jährlich 20 Milliarden Mark erspart, und die alldeutsche Propaganda wäre ihres wirksamsten Hetzmittels beraubt. England, dessen Politik aus Besorgnis vor dem wachsenden französischen Militarismus anfängt, schwankend zu werden, wäre heilfroh, den deutschen und den französischen Militarismus gleichzeitig loszusein. Bleibt noch der † † † Lenin. Lenin kränkt, wie alle genialen Naturen, an großen verhängnisvollen Verranntheiten. Aber, wie seine letzte Politik erkennen läßt, weiß er eines: daß man sich die Sympathie der Völker nicht durch Kriegmachen erwirbt, sondern durch Brotbacken und noch besser durch gut belegte Butterbrote. Er wird den ausländischen Kapitalisten lieber Konzessionen geben und glauben, daß er sie so erfolgreich betrügen wird, wie er es mit Herrn Ludendorff fertiggebracht hat, als daß er weiter Krieg führt, denn er ist dahintergekommen, daß Krieg vielleicht einen Monat lang den Leuten Spaß macht, aber sicherlich nicht sieben Jahre lang.

Der Einwurf, daß ein solcher Zustand vollkommener Entwaffnung dem Verbrechertum Tür und Tor öffnen wurde, ist so albern, wie wenn man beim Bau eines Hauses vor der Bestellung von Baumeister, Maurern, Zimmerleuten, Malern und Tapezierern einzig und allein fragen wollte, ob denn auch ein Kammerjäger da sein werde, ein „Herr der Ratten und Mäuse, der Fliegen, Frösche, Wanzen, Läuse”. So stellt sich bekanntlich Mephisto vor, der heute Stresemann heißt.

Wer hätte aber in Deutschland Macht oder Zauberkraft, die Entwaffnung so zu vollbringen, daß man auch die innerliche Abkehr vom Militarismus merkt? Man müßte einen Hohenzollernprinzen verhexen, daß der die Entwaffnung proklamiert. Vielleicht hülfe das. Wahrscheinlich hülfe auch das nicht.

Was soll also werden? Wird aus Bayern die „letzte Rettung” heraufkommen, die uns den Rest gibt? Denn die neusten Nachrichten aus München lassen erkennen, daß die Reaktionäre ihre Absichten verschleiern, aber nicht aufgeben wollen. Wäre die Reichsregierung nicht selbst hypnotisiert, so würde sie durch einen eingeschriebenen Brief nach München mit dem ganzen Spuk fertig werden. Denn die Männer vom Indianerstamm der Orgesch sind mehr Falstaffe als Leonidasse. Ihre Macht beruht allein in der Suggestionsfähigkeit des Spießbürgertums. Aber darin ruht sie auch fest „verankert”. Es gibt in Deutschland keine Gegenmacht.

Ohne Macht kann man aber nichts machen. Wo ist die Macht, die in dem mehr und mehr steuerlos werdenden Schiff Europa zuspringt und das Steuer ergreift? Denn das Problem ist ein internationales Problem. Das wenigstens klar erkannt

zu haben, bedeutete, daß die vorliegenden intellektuellen Hemmungen.schon zur Hälfte überwunden waren. Um es praktisch auszudrücken: man muß für ganz selbstverständlich halten, daß die Interessengegensätze zwischen Deutschland und Frankreich oder Frankreich und England oder Deutschland und England nicht nach andern Methoden behandelt werden als die Gegensätze zwischen Hannover und Sachsen, Baden und Württemberg, Hamburg und Holstein. Wenn man sofort erregt einwirft: das ginge nicht von wegen der „Erbfeindschaft", so verweise ich auf die Schweiz, wo sich deutsche und französische Nationalisten politisch mit einander vertragen müssen und es auch tun. Aus einseitig nationalen Interessen heraus können niemals internationale Probleme gelöst werden. Sicherlich ist die englische Politik maßvoller und klüger als jede andre. Aber sie ist eine imperialistische Politik, und in letzter Zeit scheint die deutsche Staatskunst bedenklich auf sie abgefärbt zu haben. Das internationale Problem der Wiedergutmachung kann nur durch eine Internationale Macht gelöst werden. Jahrhundertelang stellte das Christentum, verkörpert in der katholischen Kirche, eine solche internationale Macht dar. Sie ist überaltert. Dann kam wie ein junger Sausewind die internationale Arbeiterbewegung. Aber die Ueberbleibsel des Nationalismus in ihre haben zuwege gebracht, daß es zur Stunde bald mehr „Internationalen" 1, 2 3, 4 nebst Bruchteilen als Nationen in Europa gibt. Das Gezänk darüber schallt in das kleinste Dorfparlament.

Still und unbemerkt, wie das die beste Frau ist, von der man nicht spricht, ragt noch in Amsterdam der Internationale Gewerkschaftsbund, der 28 Millionen organisierter Arbeiter aller Länder, zum Teil auch Amerikas, fest zusammengebündelt umschließt. Die Wellen der Zersplitterung branden auch an diesem Felsen hoch, aber der Felsen steht. Wenn es eine Macht in Europa gibt, die das Steuer des schlingernden Schiffes Europa ergreifen kann, so ist es diese Organisation der unparteilich organisierten Werktätigen des ganzen Weltteils. Sie ist eine neue Großmacht, die die Autorität hätte, bei den alten imperialistischen Mächten zu „intervenieren", wie es im Diplomatenjargon heißt. Man sieht den I. G. B. auch als solche Großmacht an, denn er wird zu Konferenzen als Gutachter zugezogen und auf seinen lebhaften Einspruch ist zurückzuführen, daß im „Internationa!en Arbeitsamt" zu Genf, das organisch mit dem Völkerbund zusammenhängt, Deutschland gleichwertig vertreten ist, obwohl Deutschland nicht zum Völkerbund gehört. Vor allem hat der Internationale Gewerkschaftsbund im Sommer 1920 ein leider viel zu wenig in das Bewußtsein der Oeffentlichkeit gerücktes Zeichen seiner Macht gegeben: als er den forcierten Angriffskrieg Europas gegen Sowjet-Rußland hemmte. Das war ein Ereignis, bedeutungsvoller als der U-Boot-Krieg und der Friede von Versailles. Denn damit wurde eingeleitet: der Anfang vom Ende der Kriege. Wenn jetzt der Internationale Gewerkschaftsbund unternimmt, das Steuer des hilflos treibenden Europa zu ergreifen, so wird das hoffentlich auch der Anfang vom Ende der alten Staatskunst sein.

# Auswärtiges Amt von Tyrus

Der Ministerialdirektor Schüler, der vor kurzem aus seinem Amt geschieden ist, hatte sich die schwierige Aufgabe gesetzt, frische Luft in die Stuben des Auswärtigen Amtes zu leiten, dem Beamtenkörper neues Blut zuzuführen und durch eine großzügige Reform den ganzen Apparat leistungsfähiger zu gestalten. Ob er dieser Aufgabe gewachsen war, ob seine Bemühungen fruchtbar gewesen sind, kann zur Stunde noch nicht entschieden werden. Solche Reformarbeit ist ein Wechsel auf lange Sicht. Man sieht die Wirkungen meist erst nach mehreren Jahren, wenn der Nachwuchs eingewerkelt ist und die ersten Erfolge oder Mißerfolge erzielt hat.

Schülers Reformarbeit scheint diese Bewährungsfrist nicht gegeben zu sein; denn obwohl der Nachfolger für ihn noch nicht ernannt, wenigstens der Oeffentlichkeit noch nicht bekanntgegeben ist, sind doch schon Bestrebungen im Gange, die qualititativ geringe Menge demokratischen Einschlags, die Schüler zugelassen hat, zu beseitigen. Damit ist der bisherige Gesandte in Kopenhagen, Freiherr von Neurath, augenblicklich beschäftigt. Herr von Neurath war während des Krieges zunächst Erster Sekretär bei der Botschaft in Konstantinopel, darauf wenige Wochen in einer minder bedeutenden Stellung beim Auswärtigen Amt und wurde dann von seinem intimen Freunde, dem König von Württemberg, als Kabinettschef geholt. In dieser Stellung verblieb er, bis sein königlicher Herr nach dem Zusammenbruch seinen ehrenvollen Rückzug antrat, privatisierte eine Weile und ging zuletzt oder zuvorletzt für den Grafen Brockdorff-Rantzau, als dieser Staatssekretär des Aeußern geworden war, nach Kopenhagen.

Herr von Neurath ist unter dem allen Regime ein kluger und geschickter Beamter gewesen. Wie kann man aber nach seiner Laufbahn eine Personalpolitik des Auswärtigen Amtes im Sinne einer wirklich demokratischen Regierung von ihm erwarten? Man wird gut tun, die Erwartungen möglichst niedrig zu spannen. Schon die erste Probe hat gezeigt, in welcher Richtung sich seine Tätigkeit bewegen wird: Zum Gesandten in Athen wird Graf Spee ernannt, früher deutscher Konsul in Konstantinopel (zu der Zeit, als Herr von Neurath dort Botschaftsrat war) und später Konsul in Kopenhagen (zu der Zeit, als Herr von Neurath dort Gesandter war). Graf Spee und seine gleichfalls sehr hochgeborene Gattin werden in Zukunft die deutsche Republik am Hofe des Königs Konstantin vertreten. Diese Probe macht auf die folgenden neugierig.

Daß im Auswärtigen Amt noch Manches zu reformieren ist und zwar auch an der Reform selbst, wird Niemand bestreiten wollen. Vor allen Dingen wird Niemand böse sein, wenn Herr von Neurath die Zahl der Beamten wieder auf ein normales Maß zurückschraubt. Das ist ja wohl eine seiner Hauptaufgaben. Man will vorläufig noch das Regionalsystem bestehen lassen: teils aus Pietät gegen Schüler; teils aus Rücksicht auf seine unverändert einflußreichen Freunde, die zwar nicht stark genug waren, ihn zu halten, aber doch stark genug sein könnten, seinen Nachfolger zu stürzen; teils aus der gesunden Erwägung, daß man das System eben erst einmal eine Weile arbeiten

lassen muß. Zwei Wasserköpfe jedoch sollen beseitigt oder wenigstens in normale Formen gepreßt werden: die Außenhandelsstelle und die Presseabteilung.

Beide erfreuen sich nicht der Gunst des Auswärtigen Amts, sondern begegnen an sehr vielen und sehr mächtigen Stellen einer herzlichen Abneigung. Leider ist diese Abneigung nicht ganz unbegründet, denn an beiden Stellen ist ein ganzes Heer der Vielzuvielen untergebracht (die August Müller in seiner Artikel-Serie kürzlich treffend charakterisiert hat). Aus den bombensichern Unterständen der Kriegszeit sind die Friedensreklamierten gekommen, die eine verzweifelte Aehnlichkeit mit den Elementen aus den sogenannten Abwicklungsstellen haben. Positive Arbeit leisten alle miteinander wenig. Diese wird in jeder der beiden Abteilungen von einer ganz kleinen Gruppe geleistet, die entweder vermöge ihrer Routine oder aus Neigung und Talent gewisse Erfolge erzielt. Das große Heer der Mitläufer beschränkt sich darauf, sein Gehalt zu beziehen und die Visitenkarte zu führen, auf der die Zugehörigkeit zum Auswärtigen Amt getreulich verrnerkt ist. Es ist nämlich bezeichnend für den deutschen Volkscharakter, daß er vor dem, was er nicht kennt, meistens eine so große Hochachtung hat; und das Auswärtige Amt kennen die Wenigsten, auch die wenigsten von Denen, die darauf schimpfen. Jedermann erklärt die Diplomatie für kurzsichtig, dumm und vertrottelt und schreibt ihr die ganze Schuld am Kriege zu. Darin ist das Volk mit den Militaristen einig — und doch erstirbt alles immer in Ehrfurcht vor Dem, der auf der Visitenkarte den Vermerk hat: Zugehörig zur Abteilung XY des Auswärtigen Amts. Inhaber solcher Visitenkarten sind in der Bunsen-Straße und im Palais Friedrich Leopold vom Erdgeschoß bis unters Dach überreichlich zu finden, und wenn hier abgebaut wird, so wird kein Mensch was dagegen haben.

Zweifelhaft ist nur, ob der ehemalige Kabinettschef des Königs von Württemberg den eisernen Besen, den er angeblich mit sich bringt, wirklich anwenden wird. Er ist ja nicht der Erste, dem dieser Besen in die Hand gedrückt wird: vor ihm und seinem Vorgänger waren es Töpfer, der einige Kriegsleichen auf der Strecke ließ, und Boyé, der sich sehr energisch gebärdete und dann in seiner Amtsstube treu und brav sitzen blieb, um zuzusehen, was wohl Schüler mit seiner Reform fertigbringen würde. So kommt Neurath nicht einmal mit dem berühmten neuen Besen, sondern mit einem ziemlich alten und stumpfen, und seine Bewegungsfreiheit wird sehr gehemmt sein, solange Simons Reichsminister des Aeußern ist, der bekanntlich keine starken Charaktere neben sich duldet, sondern Alles besser weiß und besser kann als seine Mitarbeiter. An diesem Besserwissen ist auch Schüler gescheitert und wird Jeder scheitern, der irgendwie Miene macht, Leuten gefährlich zu werden, die dem Reichsminister zu schmeicheln verstehen. Der Unterschied des neuen Systems gegen das alte ist nicht sehr bedeutend; er liegt wesentlich in der Form und im Titel. Früher hatten wir einen Kaiser und eine Anzahl von Bundesfürsten, hinter denen sich die Kleber am Amt versteckten — heute haben wir einen Präsidenten und so und so viele Ressortchefs, die ihre Getreuen unterzubringen und zu halten verstehen, wie die Könige und Fürsten ihre Günstlinge. Ach, auch in dieser Beziehung haben wir nichts gelernt und nichts vergessen.

# Die Justiz von Hugo Grotius

## IX. Das Reichsgericht

Das Reichsgericht feiert just ein Jubliläum: es ist mit dem hundertsten Bande der Entscheidungen in Zivilsachen niedergekommen. Wenn man bedenkt, daß der höchste Gerichtshof seit einundvierzig Jahren besteht; daß jeder Band an die hundert Entscheidungen enthält; daß dies nur die grundlegenden, über den Einzelfall hinaus Interesse heischenden sind; daß die Entscheidungen in Strafsachen bis jetzt auch schon eine stattliche Reihe von Bänden füllen: so muß der Fachmann staunen und der Laie sich wundern ob solcher bienenhaften Emsigkeit. Den Inhalt sich zu Gemüte ziehen und daraus lernen zu wollen, muß man allerdings dem Laien dringend abraten, denn er wird nach nicht allzu langer Zeit das bekannte Mühlrad in seinem Kopfe verspüren. Für den richtigen Juristen aber, das heißt: den, der an dem Für und Wider einer rechtlichen Auffassung sich ergötzt, der spintisiert, ausknobelt, manchmal auch Haarspalterei als besondern Sport betreibt — für den sind diese Bände mehr als ein Zierat der Bibliothek, sind sie eine Quelle reiner Freude. Man glaubt garnicht, was darin für eine Fülle von Weisheit, Scharfsinn, logischen Erwägungen enthalten ist, wie die braven Leipziger verstehen, das Einzelne zur allgemeinen Weihe zu erheben, wie sie sogar gelernt haben, Sinn und Tragweite der weitverzweigten wirtschaftlichen Vorgänge ihren Entscheidungen zugrunde zu legen. Auch der Ton der Musik ist in neuerer Zeit viel besser, weil einfacher geworden. Die ständige Rubrik der Witzblätter früherer Jahre: „Es rauscht in den Schachtelhalmen . . ." müßte jetzt aus Mangel an Stoff eingehen. Das ist im Interesse der Freunde unfreiwilligen Humors zu bedauern. Denn was da oft stand, war nur nach der Methode unsres Oberlehrers bei der Uebersetzung von Caesar und Demosthenes: Man suche zunächst das Prädikat, dann das Subjekt undsoweiter, dem Verständnis einigermaßen näherzubringen. Immerhin muß auch heute der zeitsparende praktische Jurist noch alle Kräfte zusammennehmen, um die Fülle der Entscheidungen nur zu lesen. Das tut er — Hand aufs Herz! — meistens nicht. Vielmehr durchstöbert er für einen bestimmten praktischen Fall die neusten Entscheidungen des Reichsgerichts, soweit sie nicht in den Kommentaren bereits zitiert sind, und ist dann nicht wenig stolz auf seine umfassende Kenntnis der höchstrichterlichen Judikatur. Wichtig genug ist freilich eine solche Kenntnis. Denn die reichsgerichtlichen Entscheidungen haben in der Praxis tatsächlich die Geltung von Gesetzen. Roma locuta, causa finita. Gegen eine solche Entscheidung vor untern Gerichten anzukämpfen, ist ein hoffnungsloses Beginnen. Das hat sein Gutes. Es garantiert eine große, auf andre Weise kaum zu erzielende Stetigkeit in der praktischen Rechtsanwendung. Das fällt besonders auf, wenn man etwa die Entscheidungen der verschiedenen Oberlandesgerichte in letzter Instanz heranzieht — die einander sehr oft widersprechen.

Im Zivilprozeß hat diese tiefgehende Bedeutung der Reichsgerichtsentscheidungen kaum nennenswerte Nachteile. Denn mag man auch im einen oder andern Falle ein solches Urteil — mit Recht oder Unrecht — „weltfremd", „verfehlt" oder „blödsinnig" schelten: jedenfalls weiß der Prozeßlüsterne oder sein kundiger Berater einigermaßen, was im Fall eines Prozesses zu erwarten steht; und auch der wütigste Kohlhas wird stutzig, wenn ihm vorher gesagt werden kann, das Reichsgericht stehe auf einem andern Standpunkt als er. Dann tobt er zwar über die Herren am grünen Tisch, die vom Leben keine Ahnung haben. Aber einen Prozeß riskiert er doch nicht, weil der Geldbeutel seine empfindlichste Stelle ist.

Was sich bewährt hat, beseitigt man bei uns gern und nennt das dann „Reform" oder „Entlastung der Gerichte". Seit Jahren geht die Tendenz dahin, möglichst wenig Fälle zur Entscheidung des höchsten Gerichtshofes zu bringen. Aus diesem Grunde ist von Zeit zu Zeit die sogenannte Revisionssumme erhöht worden, das heißt: die Revision soll nur zulässig sein bei Objekten, die eine bestimmte Höhe übersteigen. Zum gleichen Zweck erweitert man dauernd die Zuständigkeit der Amtsgerichte, gegen deren Urteile dann nur noch die Berufung an das übergeordnete Landgericht zulässig ist. Wenn man nun glaubt, dadurch eine Entlastung der Gerichte zu erzielen, so ist das ein Trugschluß, wie denn überhaupt durch Verweigerung und Beschränkung der Rechtsmittel die Prozeßhanselei nicht eingeschränkt, sondern im Gegenteil zum Querulantentum gesteigert wird. Das zeigen am besten die unendlich vielen, meist zweck- und sinnlosen Wiederaufnahmegesuche in Strafkammer- und Schwurgerichtssachen, in denen eine kurzsichtige Gesetzgebung bis auf den heutigen Tag die Berufung versagt. Bei der Abwälzung der Zivilprozesse auf die untern Instanzen muß praktisch eine gewaltige Zunahme der Rechtsstreitigkeiten herauskommen, weil die Chance, zu gewinnen, größer ist. Denn die Oberlandesgerichte und erst recht die vielen Landgerichte können naturgemäß keine einheitliche Rechtsprechung haben, und so ergibt sich oft, daß derselbe Fall bei zwei oder drei verschiedenen Gerichten letzter Instanz mal so und mal genau entgegengesetzt entschieden wird. Um nur ein Beispiel zu nennen, so möchte ich Den sehen, der heute mit einiger Sicherheit den Ausgang eines Miets- oder Heizungsprozesses voraussagen könnte. Also versucht man den Prozeß; wenn man vom Gericht kommt, wird man ja wissen . . . Daß auf diese Weise die Rechtspflege mehr und mehr zum Würfelspiel wird, sollte selbst den Gesetzesfabrikanten einleuchten.

Nicht annähernd so bedenken- und einwandfrei wie in Zivilsachen ist die Tätigkeit des Reichsgerichts in Strafsachen. Im Durchschnitt muß sich hier das höchste Gericht mit seiner Bedeutung in keiner Weise entsprechenden Nichtigkeiten abgeben. Auf dem Terminprotokoll für eine einzige Sitzung stehen bis dreißig und mehr Sachen an, von denen gut fünfundzwanzig fast formularmäßig „erledigt", das heißt: zurückgewiesen werden. Das ist wieder der Fluch der mangelnden Berufung. Fast kein Verurteilter kann und will verstehen, daß er sich, wo es um sein Leben, seine Freiheit, seine Ehre geht, bei der Entscheidung

„eines” Gerichts beruhigen soll, während er doch bei jedem Quark um lumpige paar Mark das Urteil durch ein übergeordnetes Gericht nachprüfen lassen kann. Man mag ihm deshalb noch so eindringlich klar machen, daß die Revision keinerlei Aussicht auf Erfolg hat, da das Urteil „rechtlich” einwandfrei begründet und das Reichsgericht zu einer Nachprüfung des „tatsächlichen” Sachverhalts nicht befugt ist: er besteht darauf, das Rechtsmittel einzulegen, weil er sagt, das Urteil sei doch ungerecht, das „könne” doch gar nicht bestehen bleiben.

Hierbei sei betont, daß nicht, wie vielfach behauptet wird, die Einlegung der Revision nur geschieht, um die Strafvollstreckung hinauszuschieben. Das kommt selbstverständlich vor, ist aber nicht die Regel, wie die vielen Revisionen der Untersuchungshäftlinge beweisen. Das Reichsgericht muß sich nun mit der Fülle dieser Revisionen befassen, die der gewissenhafte Verteidiger gar nicht zu „begründen” in der Lage ist, und die dann in Bausch und Bogen verworfen werden, wofür letzten Endes der Vorwurf den Verteidiger trifft, „der sich nicht einmal die Mühe gemacht hat, die Revision zu begründen”. Diesem gradezu würdelosen Zustand würde in gewissem Umfang ein Ziel gesetzt, wenn man sich endlich entschlösse, die Berufung gegen Strafkammer- und Schwurgerichtsurteile einzuführen, und sei es durch eine Novelle. Unsre Gesetzgebungsmaschine speit doch sonst fast mit der Emsigkeit der Notenpresse Novellen aus, die meist ihren Zweck verfehlen — warum also nicht einmal eine zweckmäßige? Doch da hätte ich fast vergessen: eine neue lex Heinze ist-natürlich viel wichtiger — nicht wahr, Herr Heinze?

(Fortsetzung folgt)

## Oberschlesische Motive von Arnold Zweig

Lieber S. J, dies die Vorrede zu einer Mappe mit Radierungen, die ich im Sommer 1920 auf Bitten eines Freundes schrieb, und die, aus mir nicht mitgeteilten, aber durchschimmernden Gründen, schließlich zu mir zurückkam. Wollen Sie sie bringen?

### I.

Die Radierungen, die mit einem Vorwort zuversehen man mich bittet, hab ich nicht gesehn, und doch schreibe ich mit innerer Beteiligung, denn sonst schriebe ich sie nicht, meine Sätze vor das Werk des Graphikers, das vor ihnen die sinnliche Fülle voraus hat, und dem wieder mein Wort mit Horizont und Politik zu Hilfe kommen kann: Oberschlesische Motive . . . Ich kenne diese Landschaft. Das zweite Jahrzehnt meines Lebens wurde von ihr geprägt, von dieser aufreizend magern und herben Gegend, degradiert zur Umgegend für Industrie, zur Umgegend von Städten wie herausgeschnitten aus beliebigen Großstädten der Jahrhundertwende, die sich arbeitsam ins Getreideland und den schönen Wald wie eine Erkrankung der lebendigen Erde einfraßen häßlich wie Krätze. Gehügelte Ebene, geruhige Bäche, dichter hoher Wald von Fichten und edlen Buchen und ein weithingerückter Horizont; Landschaft von schlesischer Milde, ärmlich und im Kleinsten schön wie jede lebendige Natur — dies die

verbreitete Anmut und Armut um die von Menschen gebauten Anstalten zum Arbeiten und Behaustsein; aber diese Anstalten selbst, den benagenden Gasen gleich, die das Grün der Bäume schwärzen und vergilben, und die die Feindseltgkeit der Gruben und Hütten gegen das lebendige Leben wahrhaft symbolisch enthalten und fassen, ohne eine Spur von Trost der Schönheit. Nicht, als ob in der Dämmerung die Dünste über den Oefen keinen magischen Glanz feuriger Buntheit fänden — und unvergessen sind die drohend und klagend aufgestreckten Gerippe der Fördertürme, die Klötze der Hochöfen, die Labyrinthe der Walzwerke, aus denen nachts mit Funken und Feuer ein tobendes Getöse von Wildheit der Ueberanstrengung schrie, unvergessen die Lichtscharen der Bogenlampen um die rollenden Förderwagen auf den Scharen der Geleise, unvergessen die aufflammenden Horizonte, wenn nachts die Hochöfen rund um die Stadt ihre glühenden Eisenfiüsse spieen, und unvergessen diese roten und veilchenfarbenen Wolken, deren nach Sonnenuntergang tiefes Leuchten die Antwort der Atmosphäre ist auf die Schwängerung mit Kohlenstaub und Gasen — aber in diesem Lande ohne Stille, über das zu keiner Zeit Tages und der Nacht die lautlose Einsamkeit der Besinnung sich breitete, fand sich der künstlerische Mensch völlig vereinsamt, und seine Kraft konnte sich gesteigert finden nur durch die Rebellion gegen diese Art von Dasein. Die übermäßige Arbeit, deren Ertrag ins Ferne verläuft, ohne Glanz, Freude, Ruhe, Daseinsgefühl dort zu verbreiten, wo sie geleistet ward, und der Geist, der sie durch seine peitschenden Befehle atemlos erzwang: die moderne Arbeit und der kapitalistische Geist konnten in Oberschlesien bei den künstlerischen Menschen nur Flucht vor ihm oder Aufstand gegen ihn erzeugen — kein Lobredner der „Moderne” vermochte dort zu entstehn und kein Sänger oder malender Verklärer des glorreichen zwanzigsten Jahrhunderts, welches die Mündung des neunzehnten in den Krieg ward. Daß aber die Anklage ausblieb, der Aufstand, die radikale Verurteilung dieser Art von Dasein und dieses Geistes, lag außer unsrer Torheit daran, daß die Last nicht auf unserm Nacken lag, sondern auf dem des polnischen Arbeiters, „der Polen” summarisch, welche im Körper Oberschlesiens die Muskeln sind (nicht weniger, nicht mehr), deren Sprache uns Niemand lehrte oder nahelegte, deren Lebensform uns Niemand deutete, und deren Recht auf bessere Daseinsbedingungen uns verdeckt wurde vom Germanisierungstaumel eines sich vermessenden und über alle Grenzen schwellenden Staates. Der künstlerische Mensch — wir verließen Oberschlesien, sobald es anging, und verschwiegen es flüchtend.

## II.

Heute lächelt im Reiche Niemand mehr geringschätzend und gönnerisch, wenn das Wort „Oberschlesien” ausgesprochen wird. Aus dem Chaos einer verzerrenden Berichterstattung hebt sich immer drohender die Furcht vor dem Verlust dieses angespannt arbeitenden Zentrums der deutschen Wirtschaft nach dem Kriege. Und der Künstler, der heute mit oberschlesischen Motiven seine Produktion erregt, steht nicht als Entdecker neuer Schönheit auf,

sondern als ein Mensch in der Furcht um den Verlust der Heimat: der Heimat, die, plötzlich bedroht, schön ist, wie sie auch aussehe, der Heimat, die in der Erbschaft der Sünden eines vergewaltigenden Staates verloren gehen kann an einen andern Staat, der sie nicht geschaffen hat, nie hätte schaffen können, und dessen Anrecht auf sie weder natürlich noch sittlich ableitbar ist. Möglicher Verlust der Heimat und das Vernichtende dieses Verlustes für das im Wundfieber zitternde Reich geben dem oberschlesischen Motiv, dieser kargen Landschaft, diesem industriellen Werkbau plötzlich ein Relief, das ihnen früher abging, und das sie mit allem Recht in den Kern einer Konzeption setzt.

## III.

Darum werden sie nicht „schöner" — aber welch altmodisches Gerede von schön und häßlich über den aesthetisch neutralen Gegenstand oder besser: Anlaß eines Kunstwerks, in dem durch Gestaltung Schönheit ja allererst aufleuchtet! höre ich den Leser mich belehren. Wohl, wohl, mein Gebildeter; aber ich sprach vom Motiv und von seinem eingeborenen Charakter mit einem Hintergedanken, den zum Schluß zu sagen man mir verstatte. Die Erscheinung jedes menschlichen Werkes, jedes Bauwerks, jeder Stadt wächst unbeeinflußbar aus der Gesinnung, in der die schaffenden Menschen lebten. Das isolierte, antigesellige Streben jedes Einzelnen schreit aus den Fassaden oberschlesischer Straßen noch lauter als aus allen andern der ablaufenden Aera; das entseelte und mechanisch arbeitende Fabrikgerät der Industrie, der Förderturm, monumentalisiert das Ethos des ins Leere Güter hineinwerfenden Zeitalters, welches den Krieg gebar: es ist häßlich von Grund auf, hassenswert aus seiner gierigen, zum Verbrauch des Geschaffenen und zur Seele des Verbrauchers beziehungslosen Gesinnung her. Aber man ändere die Gesinnung durch die Umkehr zu wahrem, beseeltem und von Grund auf änderndem Sozialismus, man erziehe die Keime des Gemeingefühls, welche selbst in dieser heutigen deutschen Gesellschaft warten, und die durch die Not der Bedrohung mit Verlust vielleicht — dreimal vielleicht — zum Schwellen kommen können: und die künftigen Bauten einer künftigen Industrie werden plötzlich selber eine neue Gestalt zeigen, die sich zur heutigen Gestalt verhält wie die schaffende Arbeit zur ausgebeuteten Arbeit, wie die schenkende Erde zu jener, die zu zerfallenden Tälern und narbigen Flächen eines Bruchfelds geschändet wird. Hinter der aesthetisch neutralen Oberfläche des Motivs steht noch der ganze drohende, nach Erkenntnis rufende, zur Einkehr ermahnende Tatbestand einer Sittlichkeit, die uns bis hierher gebracht hat: und unratsam. dürfte es sein, ihn zu überhören.

Ein Volk in Waffen gibt es nicht. Der gemeine Soldat, der in einem vernünftigen Staate eine geheiligte Person sein müßte, weil er die Wehrkraft des Staates bedeutet und die Sicherheit des Vaterlandes verbürgt, wird überall schmachvoll behandelt. Mit Ruten und Stöcken, nein, mit Knüppeln werden die Gemeinen von grünschnäbeligen und hochadligen Herrensöhnchen zu einem öden Dienst getrieben.

Seume (1806)

# Die Jungfrau von Orleans

Wo man hinsieht: nichts als Kinder. Man gedenkt leise weinend der Tertianerzeit, da man selbst am Sonnabend nachmittag in Barnays Berliner Theater geschickt wurde und gläubig Fried rich Schillers Wunder hinnahm: Himmelsgöttinnen begnaden unscheinbare Jungfrauen; Tote stehen auf und wandeln; Blitz und Donner mischen sich in Menschenangelegenheiten; Eisenketten sind wie nichts. Es war bunt und laut und aufgeregt und reichlich und angetan, bis zur nächsten Zensur vorzuhalten, die entweder den verehrten Arthur Kraußneck als Willjelm Tell oder die angeschwärmte Nuscha Butze als Minna von Barnhelm zur Folge hatte. Nach dem Einjährigen gabs dann den ganzen ‚Wallenstein' zu drei Mark und an Kaisers Geburtstag für die besten Schüler, die sogenannten Streber, umsonst, als Vorklang der Osterprämie, die ‚Quitzows' im Opernhaus. Wenn man da Matkowskys Konrad gehört hatte, erteilte man doppelt so viele Nachhilfestunden — die Stunde für fünfunddreißig bis sechzig Pfennige —, um drüben im Schauspielhaus keinen Lionel versäumen zu brauchen. Kurz war der Schmerz, und ewig war die Freude. Oder doch mindestens so lange während, bis man das Los zog, Theaterkritiker zu werden, und nicht davor geschützt blieb, dem Zauber auf die Mache und der Romantik dieser Romantischen Tragödie auf den Rationalismus zu kommen.

Ihr Autor hat den Unterschied zwischen naiver und sentimentalischer Dichtung begründet. Er für sein Teil ist durchaus ein sentimentalischer Dichter. Aber das schreckt ihn keineswegs ab von der Aufgabe eines ausgesprochen naiven Dichters. Zu deren Bewältigung müßte er Ursprünglichkeit haben — und reflektiert. Er müßte sich inbrünstig in Mysterien versenken können — und ist Sohn der Aufklärung, Schüler Kants. Er müßte ein phantastisches Menschenschicksal aus einzigartigen seelischen Bedingungen entwickeln — und ballert Kulissenkontraste gegeneinander. Aber der leerste Theaterreißer des großen Bretterbeherrschers wird sogar in dieser Eigenschaft um die Mitte herum matt und matter und rafft sich erst wieder auf, nachdem der Höhepunkt überwunden ist. Die fünf Akte sind wortverliebt bis zur Unerträglichkeit: wo schöne Verse — und öfter als sonst irgendwo bei Schiller sinds obendrein holprige Verse — herauszutrompeten sind, geschiehts, ganz egal, ob dadurch die schönen Verse früherer Szenen aufgehoben oder bestätigt werden. Der holde Verstempowahnsinn dieses grandiosen Rhetorikers (vergleichbar dem Kilometerfieber des besessenen Automobilfahrers) erzeugt nichts seltener und nichts schwerer als psychologische Wahrheit. Sein Aug' blitzt auf zum Himmel, zum Soffittenhimmel, nicht zur Erd' herab. Aber eben darum war grade seit jeher die ‚Jungfrau von Orleans' einer der gangbarsten Artikel für das Theater der Vielen, denen die zündende Momentwirkung alles bedeutet, und die um ihretwillen gern auf die leisere Ueberzeugungskraft einer künstlerischen Totalität verzichten.

Umso verdienstlicher, daß Karlheinz Martin für sein Teil auf eine künstlerische Totalität ausgegangen ist. Sein Helfer heißt Bruno Taut, und was der beiträgt, ist von dreierlei Art. Erstens umrahmt er den Bühnenausschnitt mit farbigen Scherben: von, oben stechen gläserne Stelzen und Zahnstocher in den Raum; auf den Souffleurkasten blickt eine weder hübsche noch sinnvolle Rosette hinab; an den Seiten sind Kirchenfensterscheibenfragmente im Glaserkitt stecken geblieben. Wie gerne hätte ich diese Kinkerlitzchen heruntergeschlagen! Zweitens hat Taut kubistische Bäume, Felsen, Tore auf die Bühne gebaut, und wenn die auch nicht dem Stil der gotischen Kathedrale von Reims entsprechen, und wenn deren Geist auch, wo er angestrebt wird, überspitzt und unfreiwillig karikiert werden muß, weil der Architekt keine gradegewachsene Beziehung zu ihm hat: dieser Teil der ‚Ausstattung' schadet so wenig, wie er nützt. Drittens verwendet Taut das Licht, das stolze Licht, auf eine Weise, die mindestens neu ist. Plant er ein Gegenstück zu Wagners Orchester? Das untermalt den Text. Das Licht hier scheint ihn übermalen zu wollen. In allen Tönen schießt es über die Szene, über Vorhänge, Dekorationen und Menschen. Sieg wird verkündet, und Weiß zischt auf. Gelb, grün, blau, violett — ein glühend Weben, dessen Farb- und Stärkewechsel stets seinen Sinn haben soll. Ohne Zweifel wären eigentümliche Eindrücke zu erzielen. Aber: es fehlt der Linnebach, der wahrhaft meisterliche Beleuchtungsmeister des dresdner Staatstheaters. Im Deutschen Theater wird vorläufig noch herumprobiert. Man ist teils technisch zu unfertig, teils zu zaghaft, zu ängstlich vor dem Vorwurf der antiquierten Scheinwerferei. Wenn Johanna im Turm der Isabeau ihren Gott bestürmt, wenn sie mit seiner Hilfe die Ketten zerreißt, und wenn Alle starr vor Staunen ihr nachblicken: solche Gelegenheit, die Lichtquelle spielen zu lassen, verschmäht man; und es ist kaum die einzige. Ich möchte nicht mißverstanden werden. Meinetwegen brauchte es derartige Künste garnicht zu geben. Mich freut das Theater um des Schauspielers willen; und der richtige hat den Beleuchtungsmeister in seiner Stimme, in seinem Auge, in seinem Schritt. Aber wer sich schon einmal jener Künste bedient, der bemächtige sich ihrer ganz und verpuffe mir Sonne, Mond und Sterne. Martin grade ist im Grunde nicht auf sie angewiesen. Fern vom Zirkus sind ihm die innerlichsten Erregungen auch die liebsten. Bis auf den lahmen Empfang Burgunds vor dem König mißlingt ihm nichts. Er streicht den Krönungszug und stellt lieber den unentbehrlichen und deshalb fast immer weggehackten Montgomery wieder her. Man achte auf Bertrands und Raouls Bericht: wie hier und dort die stoßartig scharfe Einprägsamkeit verschieden ist. Und wie Agnes Sorel auf einer häßlich eisenfarbigen Sommerlokalgartenbank der „gefallenen" Johanna sich annimmt: dabei dreht sich einem das Herz im Leibe herum. Freilich: die Lossen! Aber das ist ja das unendlich simple Geheimnis unsrer seltsam bewegenden Aufführung: daß in den wichtigsten Rollen lauter gute Schauspieler mittun.

Ja, so entscheidend ist diese Tatsache, daß die guten Schauspieler in einer Aufführung, deren Bildkünstler anders will als ihr Regisseur, die Stiluneinheitlichkeit noch vergrößern können, indem eigentlich jeder auf eigne Faust spielt, oder sagen wir: indem ungefähr drei Gruppen sich deutlich von einander abheben — und daß trotzdem das Temperament der Persönlichkeit alle Einwände niederschlägt. Eine Gruppe darf sich sogar erlauben, die Bühne mit purem Schiller zu füllen. Ihr Führer Paul Hartmann glaubt, weil er „jugendlicher Held und Liebhaber" ist, inständig an den Lieferanten der besten Rollen für dieses Fach und „bringt" ihn. Er ist, als Bastard Dunois, prächtig anzuschauen und schmettert jede Tirade mit derjenigen Lungenkraft, für die ein Beifallssturm nur der angemessene Lohn ist. Eine Gruppe für sich: wahrscheinlich die Straub, die an meinem Abend leider pausiert. Ich schließe die Lider, rufe mir ihre regierende Hure Elisabeth zurück, vergröbere sie maßlos, und die Lagerhure Isabeau sprüht, spritzt und trieft von Lasterleben. Da ist Schiller womöglich Zola geworden. Bei Helenen Thimig? Hebbel, dreiundzwanzig, den der Stoff für ein Drama reizt, notiert sich: „Schillers Jungfrau ist eine echte Theaterjungfrau; neben diesem Pfau würde ein einfach edles Mädchen schlecht figurieren." Hier wird das einfach edle Mädchen gewagt, die fromme Kinderseele, das zarte, traumverlorene, visionäre, reine, schwärmerische Wesen. Nach Stimmung und Haltung könnte man an die Jeanne d'Arc des Bastien Lepage, die von den göttlichen Gnaden verängstigt und bedrückt ist, mit dem gleichen Recht denken wie an die Maria des Rossetti, über der die Taube flattert, dieweil ihr der verkündende Engel die Lilie reicht. Aber diese Johanna ist grunddeutsch. Sie deklamiert ihren Abschied nicht und nicht ihre andern Monologe und Reden: das alles klingt und haucht und zittert aus ihr. Die Figur müßte allerdings nicht von Schiller sein, um nicht entzweizubrechen. Ich weiß keine Schauspielerin, die die mächtige Kriegsgöttin mit der Hirtin vereinigte. Die Heldenweiber versagten vor der Berufung und in der Herzensnot, und die Triesch und Lia Rosen gewannen dem König keine Bataille. Die Thimig behält ihr selig nachtwandlerisches Lächeln und ihre knappen Schritte, auch wo sie bei Schiller „kühn" werden, stählt sich nach Kräften etwa für die Begegnung mit dem englischen Herold, und ihr hätte man jedenfalls die tiefste Ergriffenheit zu danken, wenn nicht Werner Krauß den Talbot zum Anlaß nähme, Schiller in Shakespeare zu verwandeln; Dieser Feldherr spricht einen Satz, der des ‚Julius Caesar' würdig wäre: „So geht der Mensch zu Ende — : und die einzige Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts und herzliche Verachtung alles dessen, was uns erhaben schien und wünschenswert." Wer Werner Krauß diesen Satz mit einem grauenhaften, rhythmisch niederhämmernden Lachen hat sprechen hören, einem Lachen, von dessen Echo der Schwarze Ritter noch zehrte: den hat aus schaurigem Pessimismus, aus erschütternder Bitterkeit historische Größe und ein gewaltiges Schicksal angeweht.

# **Deutsche Filme** von Hans Siemsen

> Rudolf Kurtz: Ich glaube, aus dem Herzen der deutschen Film-Industrie heraus beurteilen zu können . . .
>
> Eduard Mörike: Schweig stille, mein Herze!

In Nummer 4 der ,Weltbühne' habe ich mit ein paar scherzhaften und ein paar ernsten Worten auseinandergesetzt, daß ich den deutschen Film so wie er ist, für schlecht, genauer gesagt: daß ich den Weg, auf dem er sich ewtwickelt hat, für falsch halte. Und da ich ein braver Deutscher bin, habe ich mich nicht mit dieser Feststellung begnügt, sondern habe versucht, die Gründe zu nennen: Mangel an Naivität, Mangel an Geschmack, Mangel an Phantasie, Mangel an Humor; Ueberfluß an Pappe, Pomposo, Pathos, Ernst und Würde; Ueberfluß an schlechten, Mangel an guten Regisseuren.

Dieses, dachte ich in meinem arglosen Gemüt, wüßte Jedermann in Deutschland. Ich schämte mich fast, solche Selbstverständlichkeiten drucken zu lassen. Niemand, dachte ich, wird Notiz davon nehmen. Statt dessen erhob sich ein Sturm der Empörung. Alles, was mit dem Film irgendwie zu tun hat, war entrüstet, beleidigt, böse.

Schüchtern, wie ich bin, erschrak ich. Solltest du dich, dachte ich, geirrt haben? Solltest du die wahrhafte Tiefe, die innere Schönheit, die eigentliche Seele, das Herz des deutschen Films nicht verstanden haben? Sollten vielleicht die letzten Erzeugnisse eine entscheidende Wendung herbeigeführt haben? Ich begann, mir Vorwürfe zu machen, ich wurde unsicher. Aber siehe: da kam mein Retter. Er kam wie Lohengrin oder (um ihn selbst zu zitieren): „aus dem Herzen der deutschen Film-Industrie". Herr Rudolf Kurtz kam und schrieb in Nummer 6 der ,Weltbühne' „wider Hans Siemsen", und mein Herz war getröstet, und ich war beruhigt. Denn wer so schimpft wie Herr Kurtz, der ist an der richtigen Stelle getroffen. Wer seine Sache mit keiner Sachlichkeit, sondern nur, aber nur mit Geschimpfe verteidigt, der verteidigt eine schlechte Sache, der ist im Unrecht.

Trotzdem bin ich brav und bieder in die berliner Kinos gelaufen. Nur um gewissenhaft festzustellen, ob nicht vielleicht doch der deutsche Film eine Tugend, eine gute Seite hätte, die ich übersah oder nicht verstand. Mit dem allergrößten Wohlwollen habe ich mir gut ein Dutzend neuer Filme angeschaut, mit der allergrößten Bereitschaft, das Gute an ihnen herauszufinden.

Allmächtiger Vater! Barmherziger Gott! Heiliges Herz der deutschen Film-Industrie! Das hatte ich denn doch noch nicht erwartet! Es ist ja beinah unangenehm, derartig im Recht zu sein. Wenn das, was während der letzten drei, vier Wochen in Berlin an Filmen zu sehen war, tatsächlich das Niveau des deutschen Films anzeigt — dann war ich ja noch viel zu harmlos, dann habe ich ja noch viel zu gut vom deutschen Film gedacht und gesprochen. Das ist regelrechter Schund. Darüber kann man nicht mal streiten. Daß sie solche Filme machen, das ist ja schon traurig. Aber wenn sie dann auch noch eine Kritik als Beleidigung empfinden: wie soll es da jemals besser werden? Ein „begabter und geistiger" Schriftsteller findet diese Machwerke gut, verteidigt sie in aller Oeffentlichkeit? So will ich zu Ehren von Herrn Kurtz, lieber annehmen, daß er ein Angestellter ist, der seine Firma in Schutz nimmt. Das ist lieb und nett Selbst wenn er eine Gehalts-

erhöhung dafür bekommt. Ich weiß nur nicht, was es mit Kritik und künstlerischen Dingen zu tun hat, und was es die Oeffentlichkeit angeht.

Und im übrigen will ich annehmen, daß Peter Panter zu liebenswürdig gewesen ist, und daß es beim deutschen Film begabtere und geistigere Leute gibt als Herrn Kurtz, Leute, die sich eine Kritik ruhig anhören, die verstehen, daß man eine Sache kritisiert, nicht weil man sie verachtet, sondern weil man sie liebt. Ich liebe das Kino. Und eben deshalb ärgert mich der Zustand des deutschen Films.

Ich kann nicht über all den Unsinn berichten, den ich gesehen habe. Ich will mir auch die Sache nicht leicht machen und den allerdümmsten Schund zerpflücken. Ich will nur ein paar Worte über die Filme sagen, die mit großem Pomp angekündigt und mit teils wohlwollender, teils begeisterter Kritik begleitet wurden.

## Die Lieblingsfrau des Maharadscha (Dritter Teil)

Das grenzt schon beinah an Betrug. Hier wird mit dem Namen eines immerhin bekannten Films zu einer Darbietung von solcher Albernheit und Langweiligkeit gelockt, daß selbst das Publikum des Kurfürstendamms ungeduldig und ironisch wurde. Indien durch die Brille eines bielefelder Stadtmissionars gesehen. Ein Harem besteht für diese Leute in drei maurischen Bögen, einem Springbrunnen, einer Chaiselongue und einem nackten Mädchenbauch nebst Nabel. Menschen kommen in diesem Film nicht vor. Sondern von der Marlitt ausgeliehene Engel und Teufel.

## Der Stier von Olivera

(Ufa-Meßter. Regie: Erich Schönfelder.) Ein Beispiel für die Ungeschicklichkeit, mit der man literarische Werke für den Film umwandelt. In dem Opus von Lilienfein, das diesem Film zu Grunde liegt, und das ich nicht kenne, ist der Kampfstier des Städtchens Olivera offenbar so etwas wie ein Symbol des spanischen Nationalstolzes, dessen Herabwürdigung durch die Soldaten Napoleons den letzten Anstoß zum Aufruhr gibt. Im Film ist er eine brave Kuh, die ihre Titelrolle so eilfertig dahinspielt, daß man nur einen Moment lang ihren Schwanz und ihr Hinterteil zu Gesicht kriegt. Und das ist gewiß gut so; sonst würde die Sache noch lächerlicher. Weshalb nimmt man aus dem literarischen Opus nicht ganz einfach die einfache Idee: ein häßlicher Mann liebt eine schöne Frau und zwingt sie, da er die Macht hat, zur Ehe. Sie macht ihn kaputt — er sticht sie dot. Hintergrund: irgendeine Revolution. Keine spanische! Denn Spanien kann man nicht in Tempelhof machen, und wenn man noch so kühne Brückenbögen und noch so winklige Häuser baut. Eine einzige spanische Chaussee mit spanischer Sonne und spanischem Staub gibt mehr von dem Charakter des Landes und des Volkes als das ganze mühsam aufgebaute Beton-Spanien in Tempelhof. Muß man unbedingt Spanien haben, so muß man eben nach Spanien fahren! Kann man aber nicht von Tempelhof weg, so muß man eben „Tempelhof" spielen. Auch in Tempelhof können sich furchtbare Dramen ereignen. Die Regie verwendet ihre ganze Arbeit und Kraft darauf, mit Hilfe von Beton und Zement und ein paar Kostümen in Tempelhof „Spanien" zu erzielen. Natürlich gelingt es ihr nicht. Und für ihre eigentliche Aufgabe: Entfesselung, Ankurbelung, Anpeitschung oder auch Dämpfung der Schauspieler bleibt ihr keine Zeit und Kraft mehr. So

laufen in dem tempelhofer Spanien ein paar Schauspieler herum, die nicht wissen, was sie machen sollen. Emil Jannings hat man, da er, dem literarischen Opus zufolge, einäugig sein muß, sein halbes Gesicht zugekleistert, sodaß er auch mit der anderen Hälfte nicht mehr „spielen", nichts mehr ausdrücken kann und nur auf seine Hände angewiesen ist. Ich schlage vor, diesen Weg fortzusetzen und ihm das nächste Mal das ganze Gesicht zuzubinden. Sollte das nicht genügen, so kann man ihn immer noch in einen Sack stecken.

## Die Bestie im Menschen

(Ufa-Maxim. Nach Zolas Roman bearbeitet von Ludwig Wolff. Regie: der Bearbeiter.) Das ist eine Nummer besser. Es ist wenigstens kein Zement-Spanien da. Aber einen Roman zu verfilmen, das versteht auch Ludwig Wolff nicht. Er hat es schon im ‚Steuermann Holk' schlecht gemacht und verfällt auch diesmal in den Fehler, zahllose kleine Episoden, die zur Epik des Romans gehören, den klaren Fluß einer dramatischen Handlung aber nur verwirren, in den Film zu übernehmen. Zolas Kraft hält hunderte von Personen und tausende von kleinen Episoden zu einer fast übermenschlichen Leistung zusammen. Im Film stehen diese Episoden und Menschenschicksale ganz sinnlos nebeneinander. Die acht oder achtzehn oder achtundzwanzig Liebespaare (man kennt sich wirklich nicht mehr aus), die in diesem Film durcheinanderlaufen, wirken schließlich einfach lächerlich. Erträglich wird es nur, weil Schauspielerinnen wie Ilka Grüning, Lucie Höflich, die Straub, von Kloepfer, von Winterstein, von Waßmann garnicht zu reden — weil solche „Kanonen" die Sache machen. Das reichste Provinztheater ist nicht in der Lage, sich die billigste von diesen Kräften zu halten. Die Filmfabrik engagiert gleich ein Dutzend and gibt einer Frau wie der Straub eine Chargenrolle. Natürlich ist es ein hoher Genuß, dies begnadete Wesen bloß zehn Sekunden lang zu sehen. Aber das ist nicht das Verdienst der Filmleute. Was wissen die davon! Die haben Geld genug, um alle berühmten Schauspieler zu kaufen. Nur sind sie zu dumm, um einem solchen Kleeblatt: Grüning, Höflich, Straub einen Film mit drei Bombenrollen auf den Leib zu denken, auf den Leib zu schreiben. Herr im Himmel, was könnte das für ein Film werden! So entstehen gute Filme: erst der Schauspieler, dann (für den Schauspieler) die Idee. Bei Zola ist eine der Hauptpersonen die Lokomotive. Für diese einzige Rolle hatte man im Film eine viel zu billige Schauspieler in genommen. Es hätte eine D-Zug-Lokomotive sein müssen. Es war eine alte Schachtel vom Rangierbahnhof.

## Hamlet

Von diesem Film haben norwegische Zeitungen gesagt: so eine Geschmacklosigkeit sei nur in Deutschland möglich. Darob große Entrüstung in der deutschen Presse. Aber die Entrüstung nützt nichts. Die norwegischen Zeitungen haben Recht. Dieser Film ist ein Rekord an Langeweile, Unnatur und Geschmacklosigkeit. Nicht genug, daß man alle, auch die nur durch das Wort erklärbaren, ohne Wort völlig unverständlichen Szenen von Shakespeare bis zur Sinnlosigkeit genau nachäfft (und eben durch die Genauigkeit bis zur Sinnlosigkeit entstellt): man bringt auch noch, nur.um das Auftreten einer Dame als Hamlet zu entschuldigen, die ganz unmotivierte und (nichts moti-

vierende Geschichte von dem vertauschten Geschlecht, von dem eigentlich weiblichen Hamlet hinein. Und diese Albernheiten werden dann noch in einem aschgrau langweiligen Stil, in ekelhaften Säulenhallen serviert. Es ist alles so schlecht gemacht, daß selbst die größte Filmschauspielerin Europas: Asta Nielsen nichts mehr retten kann. Gut im ganzen Film sind nur zwei Bilder; ein dunkles Loch mit einem Gewimmel schwarzer Schlangen — das ist wirklich unheimlich und phantanstisch. Und eine Landschaft, durch die ein paar Reiter reiten. Man denkt an den Harz, an Thüringen, an einen Herbstmorgen — und atmet auf nach so viel Säulenhallen, Schloßhöfen und Treppen. Ach, wie schön ist die einfache Erde! Und wie übel das Film-Atelier! (Die aber, die diesen Film auf dem Gewissen haben, sollte man in das Loch mit den Schlangen setzen! Auch wenn bloß Regenwürmer drin sind.)

## Der Graf von Cagliostro

(Von Robert Liebmann. Regie: Reinhold Schünzel.) Dieser Film ist offensichtlich zu dem Zweck angefertigt, einige meiner Behauptungen aus dem ersten Aufsatz zu beweisen, ad oculos zu demonstrieren. Ich hatte geschrieben, daß nicht die Ausstattung, sondern der Schauspieler der wesentliche Faktor eines guten Films sei, daß selbst die beste Ausstattung den Film nicht gut mache. Nun: der ‚Cagliostro' spielt in Schönbrunn. Die Alleen, der Park, das Schloß von außen, das Schloß von innen, das Theaterchen — alles ist da, alles gibt den Hintergrund für diesen Film ab. Eine schönere Szenerie kann man sich gewiß nicht denken. Mit allen Dollars kann uns Amerika das nicht nachmachen. Und was ist damit erreicht? Ist dieser Film nun wirklich so entzückend? So entzückend wie Schönbrunn? Die Wahrheit zu sagen: er ist abscheulich langweilig! „Ich habe bei der Durchführung meiner Rolle im Bett Maria Theresias gelegen", plaudert Hilde Wörner in einem Reklamefeuilleton. Nun, das Bett ist sicherlich sehr hübsch, und wir sehen es uns gern ein paar Sekunden lang an. Aber dann bewegt sich etwas, Jemand kommt herein — und unser Interesse wendet sich vom Bette ab und mehr den Schauspielern zu, die im Bett und um das Bett herum nun spielen sollen. Es kommt eben doch nicht auf das Bett Maria Theresias an (und wenn es zehnmal echt ist!), sondern auf die Schauspielerin, die drin liegt. Und da diese Schauspielerin die Hilde Wörner ist, so ist der Film eben nicht gut. Und da der Darsteller des Cagliostro Reinhold Schünzel ist, so ist der Film nicht bloß nicht gut, sondern gradezu schlecht. Trotz Schönbrunn und allen echten Betten, Karossen, Sesseln, Tischen und Kronleuchtern. Die Ausstattung also macht das Rennen nicht, selbst wenn sie so prachtvoll ist wie Schloß Schönbrunn. Der Schauspieler macht es. Und im ganzen ‚Cagliostro' ist nur ein einziger guter Schauspieler: ein kleines chinesisches Seidenhündchen. (Der sehr begabte Karl Goetz ist ein Bühnen- und kein Filmschauspieler.) Dies Hündchen ist reizend. Es versteht, in Schönbrunn zu leben. Die Andern verstehen es durchaus nicht. Nur zum Schluß kommt etwas Leben in die Bude. Ein Kavalier jagt einen andern in einem etwas improvisierten Duell über allerlei Treppen, Gänge, Korridore, erstickt ihn und verfolgt dann sein fliehendes Mädchen eine Treppe hinauf, bis sie sich über das Geländer stürzt. Das sind die einzigen Szenen des ganzen Prunk- und Prachtfilms, die wirken. Nicht etwa, weil die Jagd über die Treppen von Schönbrunn geht, sondern einfach, weil es eine Jagd ist,

die das richtige Filmtempo hat. Die alten guten Verfolgungsszenen, die wir schon vor zwanzig Jahren in den ersten klapprigen Kinos sahen! Sie triumphieren über den ganzen pompösen Aufmachungs-klimbim.

*

Und dann sah ich bei einem Bekannten ein paar Filmstreifen und Photos aus amerikanischen Filmen. Ein Schauspieler, der W. Hart heißt und immer denselben Cowboy Rio Jim spielt. Er hat ein Gesicht — manchmal wie ein treuherziger Schiffer, manchmal wie ein römischer Kardinal oder wie Cesare Borgia. Er kann reiten, boxen, schießen, Lasso werfen. Er hat Hände — mein Gott, das ist garnicht zu beschreiben. Das ist kein Schauspieler — das ist ein Mensch. Und wenn ich bloß ein Bild davon sehe, wie er sich eine Zigarette dreht — so ist mir das mehr wert als die sämtlichen deutschen Filme, die ich da oben so geduldig und so wohlwollend kritisiert habe. Wollte man sie mit diesem Manne vergleichen — Himmel, was bliebe da von ihnen übrig!

*

Den einzigen wirklich guten deutschen Film habe ich schließlich nicht im Kino, sondern in der Sternwarte von Treptow gesehen. Das war zwar kein eigentliches Kino-Stück, kein Filmdrama; aber es war interessanter und hübscher anzusehen als alle Kinodramen der letzten Wochen. Dieser Film heißt:

## Das Wunder des Schneeschuhs

und zeigt erstens mal, wie man Schneeschuh laufen lernt, wie komisch es ist, wenn mans falsch, und wie hübsch es ist, wenn mans richtig macht, und er zeigt dann, und das ist die Hauptsache, eine winterliche Hochgebirgsbesteigung mit Hilfe eben der Schneeschuhs, des Pickels und des Seils. Dramatisch ist das so viel, wie eben eine Bergbesteigung dramatisch ist: man steigt in den Wald hinauf, und dann bleiben die Tannen zurück, und die Felsen kommen, und dann kommt das Eis und der Schnee und die große Einsamkeit. Und die Aussicht auf Berge, Gletscher und Wolken wird immer märchenhafter und phantastischer. Und dann hat man allerlei zu klettern und fällt in eine Spalte und krabbelt wieder heraus — und schließlich ist man oben. Das sind die Ereignisse einer Bergbesteigung; dieser Film ist genau so viel und so wenig „dramatisch" wie sie. Ich gebe zu: ein Detektiv-Film ist spannender. Oder sagen wir lieber: er kann spannender sein. Aber erstens sind die deutschen Filme wahrhaftig nicht so viel reicher an Spannung, und dann sollte selbst zwischen den aufregendsten und besten dramatischen Filmen ein Platz für diesen Sport- und Natur-Film zu finden sein. Die berliner Kinos aber haben ihn abgelehnt! Die Berge, die darin vorkommen, sind nicht aus Zement, die Skiläufer tragen keine Allongeperrücken — so einen Film kann ein modernes Kino nicht brauchen. Er kann nur hinten in Treptow gezeigt werden.

Hier wäre eine Gelegenheit gewesen, in die öde Langeweile des mit schlechten und überheizten Zement- und Liebes-Filmen angefüllten Kinoprogramms einen frischen lustigen Luftzug zu bringen. Einmal ist ein guter, anständiger, interessanter, brauchbarer Film vorhanden, der bei Allen, die ihn sehen, größtes Wohlgefallen erregt — und die berliner Kinos weisen ihn zurück.

Herz der deutschen Film-Industrie: was sagen Sie dazu?

# Beethoven-Maske von Alfred Polgar

Beethoven ist ein beliebter Wandschmuck. Wie Porzellanteller, Geweihe, Deckchen mit eingesticktem Haussegen. Er ist ein internationales Requisit der Zimmerbeseelung, verträgt sich mit jeder an die Wand genagelten Weltanschauung. Mit Lueger und Marx, mit dem Nußknackergesicht des Generals und der hohen Stirn des ehrwürdigen Rabbi Moses ben Maimon und dem schwermütig-militanten Polenschnurrbart des Umwertes aller Werte.

Er hängt am besten natürlich überm Klavier. Aber auch zu Häupten des Bettes macht er sich nicht übel und selbst überm Vorzimmerschrank, auf dem das Eingesottene steht, wirkt er Raum durchgeistigend.

Zur Verdeckung von Mauerschäden nimmt die kluge Hausfrau lieber einen Beethoven größern Formats. Zum Beispiel das bekannte Gemälde, das den Meister am Klavier sitzend zeigt, im Kreis entrückter Zuhörer. Insbesondere einer von ihnen — Arme um hochgezogene Beine verschränkt, das Haupt auf die Knie gestützt — hört ostentativ mit der Seele zu. Gern gewählt wird auch dieses Bild: der Beethovenkopf, in dessen Haarwald ein nacktes Liebespaar sich eingenistet hat. Pediculus capitis Beeth.

Aber beliebter als alle Bilder — selbst als jenes, wo der Demokrat Beethoven den Höfling Goethe in Karlsbad einfach stehen läßt, oder als jenes, wo er mit fliegenden Rockschößen durch Döbling stochert, indes ihm grade sichtlich die Eroica einfällt — beliebter als alle Bilder ist zu Zwecken des Wandbehangs Beethovens Maske, die gipserne Kopie des Antlitzes, wie sie im Jahr 1812 der Bildhauer Franz Klein formte. (Fälschlich redet man von einer Totenmaske.)

Ueber wieviel hunderttausend Klavieren auf dem Erdball dustert diese Maske, preisgegeben der sonate pathétique (hudel nicht, Melanie!) und vierhändigem Ansturm, der Symphonien ächzen und Ouvertüren splittern macht. Das ungewöhnlichste Antlitz, das Gottes Griffel je gezeichnet, ausgeliefert den Weibern und der Popularität!

Kein Dramatiker, dessen Szenarium vergäße, überm Klavier die Beethoven-Maske zu fordern. Im Wappen von Konzertagenturen dräut die furchtbare Stirn, als Firmazeichen von Instrumentenhändlern, auf Musiktaschen in Leder gepreßt, ins Holz von Notenständern geschnitzt, auf Exlibris von Operettentextbüchern, als Schutzmarke für Kolophonium, Klavierleuchter, Hörrohre, Vogelpfeifen und automatische Pianinos.

Wie wär' es mit einem Beethoven-Maske-Ball zur Feier der hundertfünfzigsten Wiederkehr des Tages, an dem der Meister die Finsternis der Welt erblickt hat?

Ernst ist die Kunst, heiter das Leben.

Noch heiterer das nach dem Tode, die Unsterblichkeit.

# Kohle von Ricardus

In der Nachkriegswirtschaft müssen sich die Theoretiker wie die Praktiker abgewöhnen, auf lange Fristen zu operieren. Viel zu unregelmäßig ist ja der Fluß der Ereignisse, zu kurios das Spiel des Zufalls, als daß man wagen dürfte, beim Konjunkturverlauf in ähnlicher Weise zu prognostizieren wie vor 1914. Ein Beispiel: die Kohle.

Vor einem Jahr huldigten da die Fachleute einer Schwarzseherei ohnegleichen. In last allen Ländern ertönten noch laute Klagen über die Unzulänglichkeit der Kohlenversorgung. Einschneidende behördliche Rationierungsvorschriften mußten die Verteilung regeln, wie bei allen durch den Krieg knapp gewordenen Waren.

In der zweiten Hälfte des vergangenen Jahres aber wurde es anders. Die Kohle büßte mehr und mehr ihren Seltenheitswert ein. Heute zählt sie, international betrachtet, bereits zu jenen Erzeugnissen, um die sich der Verbraucher im allgemeinen nicht mehr zu bemühen braucht, weil die Verkäufer längst wieder angefangen haben, den Abnehmern nachzulaufen. Die Lücke, die lange Zeit zwischen Erzeugung und Bedarf klaffte, schließt sich sehr schnell. Ja, noch mehr: an vielen Stellen (ausgenommen natürlich Deutschland) besteht ein Ueberangebot. Um diesen raschen Wechsel in der Marktgestaltung zu verstehen, muß man sich den allgemeinen Aufschwung der Förderziffern vergegenwärtigen. Als bedeutsames Glied der Kriegswirtschaft wurde der Kohlenförderung überall besondere Fürsorge zuteil. Und wenn auch die während des Kneges eingetretenen Produktionisschwierigkeiten in den wichtigsten europäischen Kohlenländern einen beträchtlichen Rückgang der Förderung mit sich brachten, so ist doch inzwischen eifrig an der Heilung der Schäden gearbeitet worden. Die Streikkrisen (1919 in Deutschland und Amerika, 1920 in England) haben der Aufwärtsbewegung nur vorübergehend Abbruch getan. Heute ist in den beiden angelsächsischen Reichen die Kohlenausbeute wieder auf die Höhe der Friedensleistungen, teilweise sogar über sie hinaus gekommen. Ebenso hat Belgien den ehemaligen Stand erreicht, Frankreich und Deutschland sind auf dem besten Wege, ihn wieder zu erlangen. Eine Schätzung der Steinkohlen-Förderung in den genannten fünf Ländern ergibt für 1920 etwa 950 Millionen Tonnen gegen rund 1030 Millionen für 1918 und 1050 Millionen für 1913. Soweit heute noch Fehlziffern gegen 1913 bestehen, würden sie selbstverständlich schwer empfunden werden, wenn die Weltwirtschaft seither sich normal weiterentwickelt hätte. Aber wie die Dinge heute liegen, hat der Verbrauch unter dem Einfluß der internationalen Wirtschaftskrise erheblich nachgelassen. Absatzstockungen und Betriebsstillegungen mindern überall den Brennstoffbedarf. Die weiße Kohle, das Oel und — was vornehmlich für Deutschland gilt — mancherlei Ersatzbrennstoffe, etwa Braunkohlen, Holz und Torf, sorgen dafür, daß die Nachfrage nach Steinkohlen gewisse Grenzen nicht übersteigt. Dazu kommt noch die unverkennbare Besserung des Versandes, namentlich des seewärtigen. Die Ueberfülle von Schiffsraum sucht nach Beschäftigung, und das kommt auch der Kohlenverfrachtung zugute. Anfang 1920 wurden für den Kohlenversand von den Vereinigten Staaten nach Holland noch 22 Dollars die Tonne verlangt, jetzt nur noch etwa 4 Dollars. In ähnlichem Verhältnis sind die Frachraten auch für andre Fahrten geschrumpft. Deshalb bieten die Amerikaner jetzt in den festländischen Nordseehäfen die

Tonne Qualitätskohle schon für 11 bis 12 Dollars an, während sie in der guten Zeit des vorigen Jahres 30 oder sogar 40 Dollars ergattern konnten. Entsprechend sind die englischen Ausfuhrpreise, die lange Zeit eine prächtige Gewinnquelle der Zechen bildeten, zusammengebrochen. Freilich, von einer geregelten Preisbildung am Weltmarkt kann noch nicht die Rede sein: das Chaos ist bei der schnellen Fluktuation aller Faktoren der Preisbemessung noch allzu groß. Erst allmählich werden sich wieder mehr geordnete Zustände anbahnen.

Einstweilen sehen wir noch eigentümliche Wettbewerbsverhältnisse. Zwischen den großen Kohlenüberschußländern, England und den Vereinigten Staaten, ist ein schwerer Kampf um die Absatzmärkte entbrannt. Und beiden werden wiederum auf dem europäischen Festland viele Verkaufsgelegenheiten durch die deutsche Wiedergutmachungskohle entzogen, deren Fehlen in Deutschland immer noch einen starken Grad wirtschaftlicher Anämie bewirkt, dafür aber die Angelsachsen vom Markt der romanischen Länder verdrängt. Was, zum Beispiel, Frankreich noch an britischer Kohle bekommt, sind in der Hauptsache nur Mengen aus frühern Lieferungsverträgen. Daher kann es auch nicht anders sein, als daß zwischen Frankreich und England ein ganz auffallender Interessengegensatz inbezug auf den deutschen Kohlentribut besteht. Es würde unzweifelhaft der englischen Kohlenindustrie, die sich jetzt schon zu Feierschichten und Betriebseinstellungen veranlaßt sieht, sehr zum Vorteil gereichen, wenn die Franzosen ihre Reparationsforderungen an Deutschland verkleinerten und dafür wieder mehr englische Kohle kaufen könnten. Deutschland würde dadurch ermöglicht werden, seiner Wirtschaft einen höhern Intensitätsgrad zu verleihen, die Wiedergutmachungspflichten leichter zu erfüllen und dabei wohl auch den stürmischen Lauf der Banknotenpresse etwas zu dämpfen. Ob aber gelingen wird, den Unentwegten in London Zugeständnisse dieser Art abzugewinnen?

## Das Firmenschild von Theobald Tiger

Ist wo ein frisches Schweineschlachten
und hat man also Wurst im Haus,
dann stellt der Schlächter zum Nachachten
den Stuhl mit seiner Schürze raus.

Bedienen wo in einer Stampe
statt Kellner Mädchen, voll und heiß:
siehst du das an der roten Lampe —
damit der Ehemann es weiß.

Weil wir von Firmenschildern sprechen:
Die Kreuzzeitung trug — wie bekannt —
an ihrem Kopfe das Versprechen:
„Mit Gott für König und Vaterland!"

Seit Achtzehn war der Satz verschwunden,
seit eines Fürsten Dauerlauf.
Doch nun, vor vierundzwanzig Stunden,
da stand der Wahlspruch wieder auf.

Der gute Spruch! Wo war er in den Wirren?
Wo ließest du ihn zweimal überwintern?
Du liebes Blatt! Du trugst nicht auf der Stirn
den Preußenspruch — du trugst ihn ■ ■ ■

NICHT GENEHMIGT: Brunner

# Rundschau

## Palästina-Mandat

Es gibt Leute, die nicht an Wunder glauben. Diese nennen sich: Realpolitiker. Sie sagen, sie rechneten nur mit Tatsachen, und wissen doch nicht, daß eine Tatsache erst das Endprodukt einer Entwicklungsreihe von Absichten und Entschlüssen ist, eines Komplexes psychischer Regungen der mannigfaltigsten Art, meist banaler und marktgängiger, aber auch solcher, die zur Romantik, zum Seltsamen, zum Wunderbaren hinstreben. Die Romantik will nicht ersterben, sooft ihr auch der Tod geweissagt wurde; inmitten einer entgötterten und mechanisierten Welt treibt sie unversehens neue Blüten, und in den Maschinensaal der Moderne flattert an Frühlingstagen durch die geöffneten Fenster ein bunter Schmetterling.

Nun hat auch das Judenvolk seine nationale Romantik, seinen Urvaterboden, seine Magna Charta, sein Mandat. „Wenn Ihr es wollt, so bleibt es kein Märchen!" rief ihm einst der seltsame Mann zu, der in der Dreyfus-Nacht zum Judengotte schrie und aus dem Taumel des Gefühls seinen „Judenstaat" in die Welt schleuderte, der Mann, dessen schönes Wort die Männer und dessen schöner Bart die Frauen hinriß. Damals erschien er Manchem, dem das Soll und Haben, aber nicht das Wunder eingeboren, als krank und irr. Zwanzig Jahre verflossen — da verkündete der Außenminister Seiner Großbritannischen Majestät die nationale Heimstätte der Juden in Zion.

Drei Großmächte legen nun dem Rat des Völkerbundes den Mandatstext vor. Er enthält nicht, was jener Prophet erträumte; er enthält mehr, als irgendein „Realpolitiker" geahnt. Die Absicht ist ehrlich. Die Judensiedlung soll neu erstehen, und mit ihr die soziale Forderung der Propheten. Jenen aber, die das Schicksal ins Altneuland geführt, die auf dem alten Boden hausen, die man Araber heißt, doch deren Stamm dunkel ist, soll keines ihrer Menschenrechte gekrümmt werden, und die heiligen Stätten aller Religionen sollen ihren Gläubigen offenstehen. Niemand soll in seinem Rechte leiden; nur das Unrecht soll keine Stätte finden. Boden- und Getreidewucher soll erlaubt sein, und alles Wehgeschrei, das zu uns klingt, soll nicht darüber täuschen, daß es wieder nur die Grundherren sind, die sich gegen Freiheit und Fortschritt stemmen und der Welt verkünden möchten, ihr Interesse sei das der arabischen „Brüder". Wird Judennot, leibliche und geistige, in Palästina Erlösung finden? Die Sonne der Politik strahlt hell, doch über der Wirtschaft der Juden lagert Nacht. Mittel- und Osteuropa sind verarmt. Werden die Volksgenossen in angelsächsischen Reichen den Ausgleich schaffen? Ihre Führer sind guten Mutes.

Und siehe da: zur selben Zeit, wo Juda und Prophetengeist neu erblühen sollen in Zion, soll auch Kalifenherrlichkeit wieder erstehen im Lande der zwei Ströme. Verödet und versandet ist das alte Kulturland, wo Jahrtausende menschliche Herrlichkeit geblüht, wo vor fünf Millennien, als dunkler Nebel noch über Europa lag, in Uruk, in Sumer und Babel die Sonne der Menschheit strahlte, wo tausend Kanäle rannen, wo Hammurabis, wo Harun al Raschids Weisheit Wunder schuf. Sind Arabiens Söhne fähig, noch einmal Steppe in Städte zu wandeln? Wir dürfen es hoffen.

Erich Marx

## Aristoteles und Zetlmaier

Ich habe unlängst der bayrischen Regierung anläßlich etlicher Ausweisungen das Zeugnis ausstellen können, in Einem Punkte halte sie es mit Plato: sie dulde die Dichter nicht in ihrem Staat. Befolgt sie aber Maximen des Plato, so scheint sie sich umso weniger um den Aristoteles zu kümmern. Wenigstens hat sie dieser Tage durch den Mund eines Ministerialrats Zetlmaier im Landtag eine Erklärung abgeben lassen, die gegen die Logik des Aristoteles so arg verstößt wie gegen seine Aesthetik. Nach einem Zeitungsbericht äußerte sich nämlich dieser würdige Beamte bei einer Interpellation über das Verbot eines Theaterstücks im Auftrag der Regierung folgendermaßen: „Nach der Reichsverfassung ist keine Theaterzensur mehr statthaft. Dagegen haben die Polizeibehörden die Verpflichtung zum Einschreiten, wenn aus Anlaß einer Theatervorstellung Ausschreitungen entstehen." Das Einschreiten ist aber nicht etwa gegen die Ausschreiter gedacht, wie gesunder Menschenverstand annehmen sollte, sondern gegen die Geschädigten, gegen Autor und Theaterdirektor. Außerdem ließ Herr Zetlmaier noch folgendes vernehmen: „Daß der Inhalt des Stückes geeignet ist, Erregung hervorzurufen, beweist die Tatsache, daß es zu Ausschreitungen kam,"

Ich bin kein Jurist. Ich weiß nicht, ob die Rechtsauffassung, daß bei einem Diebstahl nicht der Dieb, sondern der Bestohlene zu bestrafen sei, ich weiß nicht, sage ich, ob diese Rechtsauffassung auch außerhalb der bayrischen Regierung Anhänger hat. Aber das weiß ich, daß die Aeußerungen des genannten Beamten in dem Aristoteles, der nackt und in schlichtem Stein vor der Staatsbibliothek sitzt, die Wirkung hervorgerufen haben, die er von der großen Tragödie verlangt: Mitleid und Furcht. Furcht für die Zukunft der ernsthaftern münchner Bühnen und Mitleid mit dem Herrn Ministerialrat Zetlmaier.

„Daß der Inhalt des Stückes geeignet ist, Erregung hervorzurufen, beweist . . . die Tatsache, daß es zu Ausschreitungen kam." Welche Logik! Welche Aussichten für die Zukunft! Ich kenne jenes Stück nicht, die bayrische Regierung kennt es nach der Aussage ihres Sprechers auch nicht. Aber die Tatsache, daß es zu Ausschreitungen kam, verehrter Herr Zetlmaier, beweist doch nichts für oder gegen das Stück: sie beweist nur, daß Lümmel im Theater waren. Und wenn die Aesthetik und die Justiz der bayrischen Regierung die Lümmelhaftigkeit einiger Zuschauer mit dem Verbot des Stückes belohnt, so sieht darin der gemeine Menschenverstand eine Förderung des Unfugs, eine Prämie auf Skandal. Wenn heute ein Lump aus irgendwelchen Privatgründen einen Dichter, einen Theaterleiter, einen Schauspieler schädigen will, dann braucht er sich nur, vertrauend auf die Aeußerungen des Herrn Zetlmaier, fünf oder sechs hand- und lungenfeste Rowdys zu mieten und die „Tatsache" zu schaffen, „daß es zu Ausschreitungen kommt".

Aber merkwürdiger noch als die Rechtsanschauungen und die Logik ist die Aesthetik des offiziellen Böotien. „Der Inhalt des Stückes ist geeignet, Erregung hervorzurufen." Und darum ein Verbot? Ja, du lieber Himmel: was denn soll eine Tragödie hervorrufen als „Erregung"? Ich weiß nicht, ob die Herren Kahr und Zetlmaier gelegentlich ins Theater gehen: wenn ja, tun sie es, um sich zu langweilen, um zu schlafen? Oder gehen sie nur in

Schwänke und Operetten? Welche Stücke werden dann in Bayern geduldet, wenn die verboten werden, die geeignet sind, Erregung hervorzurufen? Und was sagt das Nationaltheater dazu, wenn sich die bayrische Regierung amtlich als Patronin der langweiligen Stücke bekennt? „Ein Verlangen, sich in einem leidenschaftlichen Zustande zu fühlen, hat der Schaubühne die Entstehung gegeben." Dies steht im Eingang von Schillers Aufsatz: „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet". Ich empfehle Herrn Zetlmaier und seinen Vorgesetzten dringend, diesen schönen Aufsatz zu lesen. Später heißt es da: „Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl."

— — — Der Inhalt des Stückes ist geeignet, Erregung — — ." O Aristoteles! O Zetlmaier!

Lion Feuchtwanger

## Randbemerkungen

Mur Männer sind indiskret; Frauen beichten.

Alle Frauen sind katholisch.

Prüderie ist schlechtes erotisches Gewissen.

Für Perlen und Liebhaber haben alle Frauen Interesse; auch wenn es nicht die eignen sind.

Im Leben ist eine gute Kinderstube das Wichtigste; in der Ehe eine gute Liebesstube.

Der Sultan macht von den Frauen seines Harems eine zur Favoritin; der Erotiker macht aus seiner Favoritin einen Harem.

Solange man bei einem „unanständigen Mann" an einen denkt, der lügt oder betrügt, bei einer „unanständigen Frau" aber an eine, deren Geschlechtsleben verwerflich ist — so lange wird die Frauenfrage unlösbar sein.

Ernst Goth

## Die bedenkliche Stille

Die Zeit der segensreichen kleinen kommunistischen Putsche ist vorbei, und die Zeit des groß angelegten, ungeheuer ernsten, blutschwangern kommunistischen Aufruhrs ist gekommen. Wo unsre Regierung darum den im Werden begriffenen Aufruhr zu packen vermochte, stieß sie immer auf eine Organisation von unheimlicher Großzügigkeit, und darum ist das laute Gekläff in der bürgerlich-bolschewistischen Presse von dem Schweigen vorder Entscheidung abgelöst.

Tägliche Rundschau vom 17.11.1921

*

Ein reicher Kaufmann in Stuttgart schwebte während der Revolution immer in der größten Angst. In einer schlaflosen Nacht im Sommer 1849 sah er zum Fenster hinaus, der Mond schien hell, und die tiefste Stille herrschte in der ganzen Stadt. Da erreichte seine Angst den höchsten Grad. Er kleidete sich an, verließ das Haus und schellte heftig am Hause Duvernoys, der damals Minister des Innern war. Aufgeschreckt ließ dieser öffnen, empfing den Kaufmann und frug staunend, was er denn mitten in der Nacht von ihm wolle. Da sagte der Kaufmann in größter Aufregung, er komme, ihn zu warnen, es herrsche eine so bedenkliche Stille in der Stadt.

Wolfgang Menzel: Merkwürdigkeiten

## Antworten

**Professor Dr. med. Albert Niemann in Berlin.** Sie haben sich gefreut, daß in Nummer 4 Ignaz Wrobel die Norddeutschen gewarnt hat, nach Bayern zu reisen, schildern mir, wie leicht es sei, ins Ausland zu kommen, und wie gut man als Deutscher im Ausland behandelt werde, und fahren dann fort: „Nach vierwöchigem Aufenthalt jenseits der Grenze, während dessen wir niemals durch irgendeine Fremdenkontrolle belästigt wurden, begaben wir uns nach München, wo wir spät abends im Hotel Continental abstiegen. Am nächsten Morgen um sieben Uhr, während meine Frau noch im Bett lag, verlangte ein Polizeibeamter Einlaß in unser Zimmer und, als Organ der bayrischen Fremdenkontrolle, Vorlegung unsrer Ausweise. Unter Hinweis auf strenge Strafen machte er uns zugleich darauf aufmerksam, daß wir uns bei mehr als eintägigem Aufenthalt persönlich auf einem bestimmten Zimmer des Polizeipräsidiums zu melden hätten. Mein Erstaunen über so rigorose Maßnahmen gegen unbescholtene Deutsche wurde mit recht unliebenswürdigen Bemerkungen über die ‚Herrschaften dort oben' (gemeint war Berlin) beantwortet. Draußen war das Treppenhaus in jedem Stockwerk von einem solchen Beamten besetzt. Als ich einen fragte, ob wir wohl in Garmisch Ausweisung zu befürchten hätten, machte er die Bewegung des Geldzählens und meinte, auch in Bayern könne man sich damit alles erleichtern. Im übrigen begründet man diese Art der ‚Fremdenkontrolle' mit der Notwendigkeit, auf den unerwünschten Zuzug ruhestörender Elemente zu fahnden. Die bayrischen Behörden werden kaum glaubhaft machen können, daß sie naiv genug sind, zu erwarten, solche Elemente würden freiwillig auf die Polizei laufen, um sich zu melden, und sich überhaupt durch diese Art von Fremdenkontrolle fassen lassen. Die kriechen unter, wo sie nicht so leicht zu finden sind, und man wird sich in München schon etwas Wirksameres gegen sie ausdenken müssen. In Wirklichkeit handelt es sich auch nur um einen Ausfluß des Hasses gegen Berlin: man will in Bayern hübsch unter sich bleiben und den Fremdenverkehr durch Schikanen möglichst unterbinden. Von dem Vorhandensein solcher Gesinnungen konnten wir uns weiterhin in Garmisch und Partenkirchen überzeugen. Dort ist dafür gesorgt, daß man sich auf Schritt und Tritt als unwillkommener, lästiger Au sländer empfindet. In jedem Gasthaus sind große Plakate angeschlagen, die darüber belehren, was der ‚Fremde' darf und nicht darf. Daß man ohne Aufenthaltserlaubnis nach vierzehn Tagen ausgewiesen wird, ist ja bekannt, hört aber darum nicht auf, im Grunde ungesetzlich zu sein. Und gradezu unerhört sind die überall angeschlagenen Mahnungen, daß man sich in ‚Kleidung, Auftreten und Lebensführung' dem Ernst der Zeit entsprechend zu verhalten habe; daß man sofort ausgewiesen werde, wenn man sich durch ‚anstößige Kleidung, frivoles Benehmen, Prasserei' auffällig mache. Sofern das Benehmen eines Fremden gegen die Gesetze verstößt, kann man überall dagegen einschreiten. Was ober ist ‚frivoles Benehmen', was ‚Prasserei'? Wie kann eine Behörde solche allgemeinen Redensarten zum Gegenstand einer Verordnung machen? Freilich: die Preise sind so gepfeffert, daß ein sparsamer Hausvater jede Mahlzeit als Prasserei bezeichnen könnte. Man sucht dem Fremden das Geld auf jede mögliche Art aus der Tasche zu ziehen, und dabei wendet diese biedere Bevölkerung recht unsolide Methoden an, über die wir früher verächtlich die Achseln zuckten, wenn wir ihnen etwa in Neapel oder Kairo begegneten. Auch berührt es höchst komisch, wenn in öffentlichen Anschlägen das ‚Hamstern' verboten wird, während einem die biederen Einwohner auf der Straße mit Butter- und andern Angeboten nachlaufen. Geld soll der Fremde recht viel dort lassen; dafür aber behandelt man ihn schlecht und bietet ihm, im Vergleich zu ausländischen Sommerfrischen, mög-

lichst wenig. (So sind, zum Beispiel, die Wege in und um Garmisch-Partenkirchen in einem so elenden Zustande, daß man bei schlechtem Wetter kaum spazieren gehen kann.) Und gehetzt wird gegen die Norddeutschen, besonders die Berliner, daß es schon nicht mehr zu glauben ist. Bei dieser Hetze spielen antisemitische Bestrebungen, die auch jeden anständigen Nicht Juden empören müssen, eine große Rolle. Der Norddeutsche und besonders der Berliner sollte sich durch all dies veranlaßt sehen, die bayrischen Sommerfrischen zu vermeiden; nicht aus Verärgerung oder Gehässigkeit, sondern in dem natürlichen Anstandsgefühl Desjenigen, der Orte meidet, wo man ihn nicht haben will, und wo man ihm dies in entwürdigender Weise zu erkennen gibt. Dagegen sollten wir mehr als bisher die von Deutschen bewohnten Gegenden des Auslandes aufsuchen, wie Böhmen, Tirol und besonders auch das jetzt italienische Südtirol. Dort, namentlich in Italien, wird der Deutsche überall gern aufgenommen, und bei mäßigen Preisen bemüht man sich um ihn wie früher. Wir sollten schon deshalb jene Länder aufsuchen, um die deutsche Bevölkerung dort zu unterstützen. Sie führt teilweise schwere Kämpfe um ihre völkische Eigenart. Es steht uns nicht zu, da in politischer Beziehung Partei zu nehmen. Aber wenn wir die großen ausländischen Unternehmungen, die in deutschen Händen sind, durch unsern regen Besuch unterstützen, so leisten wir unsern Stammesgenossen wirtschaftliche Hilfe und bewahren das Deutschtum im Auslande vor dem Untergange. Das sollten wir bei den Reiseplänen für den kommenden Sommer bedenken!" Und nun bin ich neugierig, mit welchen Waffen die bayrische Presse gegen Sie los ziehen wird. Bei Ihnen wird sie's nicht so leicht haben wie bei Ignaz Wrobel. Bei dem hieß es einfach — etwa nur: der Saujud? Das wäre manierlich, das wäre höflich gewesen; und deshalb war dies das Argument der größten münchner Zeitungen. Aber hören Sie den Miesbacher Anzeiger, Tagblatt für den Bezirk Miesbach-Tegernsee und dessen Umgebung. Dieses Käseblatt hetzt für die Orgesch gegen Deutschland und wird bald sein, was früher einmal der sagenhafte Arizona-Kicker gewesen: ist. Oder wo noch sonst in der Welt ist der folgende Wutausbruch möglich? „ ‚Reisende, meidet Bayern!' Das ist die Aufschrift von einem Schmotzes, was geschrieben hat der Chaim Wrobel, alias Teiteles Tucholsky, alias Isak Achselduft, in der ‚Weltbühne' in der Spreestadt Berlin. Er ist, wie alle Neu-Berliner, aus Krotoschin in Galizien, wo man mit der linken Hand den Hintern kratzt und mit der rechten Hand in der Nos bohrt. Der Wrobel beschwört die Mischpoche vom Kurfürstendamm, daß sie nix mehr nach Bayern fahrt, Er haißt uns eine Partikularistenblase. Nämlich mir sennen Preißenhasser, und der Teiteles is a Preiß, sagt er, und er vertritt den Standpunkt von em Preißen. Haißt e Preiß! Wie noch regiert hat der Friedrich der Grauße, nicht der Ebertleben, da sennen diese Preißen noch in de galizischen Mistgruben gelebt und auf die Bäume gewohnt. Jetzt leben sie am Kurfürstendamm und häufeln die Banknoten, was der neupreißische Staat druckt, und fressen, daß ihnen der Schlagrahm zu de großen Ohrwaschel herauskommt. ‚Was bei uns verübt wird' — bei uns Bayern meint der Teiteles.—,ist klarer Preußenhaß der dümmistein Eisenstirnigikeil dei* schlimmsten Sorte — — — '. Wir wollen dem Schmotzesschreiber verraten, daß wir jeden wirklichen preußischen Hund für tausendmal wertvoller halten wie jeden galizischen Staatsmann. Darin sind wir eisenstirnig. In Berlin darf der Teiteles ruhig schreiben, daß die ‚Kahr-Regierung lächerlich ist', wenn er aber zu uns herunterkommt und so was sagt, kriegt er altbayrische Fotzen, daß ihm der gehamsterte Schlagrahm zu lauter Butter gerührt wird. Das ist ein Geheimnis, was wir wollen dem Teiteles verraten. Eine Million eisenstirnige Bayern mit ferchterlich groben Händen haben sich verschworen, den Brandenburgern aus Krotoschin das Fell zu gerben. Krotoschiner, meidet Bayern!" Nicht

ganz ersichtlich ist, was dieses Bayern noch mit Deutschland zu tun hat. Umso ersichtlicher aber ist, wo man das Lumpengesindel fassen kann: bei seinem Geldbeutel. Es lebt vom Fremdenverkehr. Verringert ihn, und das bäurisch-bayrische Wuchererpack betäubt mit gehendem Entrüstungsgeheul seine bleiche Furcht. Darum, Reisende: meidet Bayern!

**Dr, jur. Hermann M. Popert in Blankenese.** Sie schreiben mir: „Die in dem Artikel ‚Waterkantler' in Nummer 6 der ‚Weltbühne' vom zehnten Februar 1921 aufgestellte Behauptung, ich hätte am ersten Oktober 1914 in meinem ‚Vortrupp' erklärt: ‚Nur ein toter Belgier ist ein guter Belgier' , ist unwahr; ich habe das weder dort und damals noch irgendwo und irgendwann erklärt. Wahr ist vielmehr, daß der genannte Satz am ersten Oktober 1914 im ‚Vortrupp' in dem Aufsatze eines Mitarbeiters gestanden hat, zu einer Zeit, wo ich infolge militärischer Einziehung vom Orte der Schriftleitung des ‚Vortrupp' getrennt und ohne jede Einwirkung auf die Schriftleitung war." Wahr ist noch viel mehr. Wahr ist vielmehr, daß Sie vom Orte der Schriftleitung zwar so weit getrennt gewesen sein mögen, um ohne Einwirkung auf die Hexstellung des Heftes vom ersten Oktober, aber nie so weit getrennt waren, um ohne Einwirkung auf die Wahl Ihrer Mitarbeiter zu sein, und um sich nicht in einem der nächsten Hefte oder irgendwann einmal von diesem grauenhaften, für einen Pazifisten ungeheuerlichen Satze lossagen zu können. Wahr ist vielmehr, daß Sie das nicht getan haben. Wahr ist vielmehr, daß Sie „grundsätzlicher Pazifist" diesen Satz von Herzen gebilligt haben müssen, weil sonst Ihr Blatt nicht von Kundgebungen byzantinisch-militaristischer Denkart wimmeln würde. „Wenn einmal von Denen gesprochen werden wird, die zu den größten Menschen zählen, dann wird Kaiser Wilhelms Name nicht fehlen." „Wenn es je einen heiligen Krieg in der Weltgeschichte gab, so ist der gegenwärtige Krieg einer, und wenn je unbefangene Geister über eine Tatsache einig waren, so sind sie es über diese. Es bedarf nicht der Beweisführung darüber, daß dies ein Krieg des Geistes wider die Aufwallungen vormenschlicher, also tierischer Ichheit ist." „Nie hat ein Volk mit so fleckenlos weißer Weste einen Krieg begonnen." Dieses Volkes Regierung hatte (mit fleckenlos weißer Weste) Belgiens Neutralität gebrochen; was, aus Bethmann Hollwegs höchsteignem Munde, jedes Kind wußte. Die armen Belgier wehrten sich verzweifelt dagegen. Und das bestimmte Ihr Blatt zu dem folgenden Ausdruck „grundsätzlich pazifistischer" Gesinnung: „Es handelt sich bei dem belgischen Pöbel, der in diesem Krieg eine so unheilvolle und abscheuerregende Rolle spielt, um Volkselemente, die in völliger seelischer Entartung begriffen sind. Es ist klar, daß zwischen der Freveltat der Ergriffenen und ihrer standrechtlichen Sühne kein Raum ist für Erwägungen des Mitleids, des menschlichen Begreifens. Auch die Angst, daß Unschuldige mit den Schuldigen leiden, darf verstummen. Hier ist das ganze Volk schuldig, und je höher die soziale Stellung des Einzelnen ist, und je klarer ihre Einsicht, umso schwerer ist ihre Mitschuld." Diese Verfemung eines ganzen unschuldigen Volkes erfolgt am sechzehnten November 1914. Als aber alles vorüber ist, als man von Nationalismus nicht mehr Vorteile zu erhoffen, sondern Nachteile zu befürchten hat — da, am ersten März 1919, halten Sie es „für einen hanebüchenen Unsinn, wenn etliche Leute bei uns, Tirpitz voran, behaupten, Belgien habe ein Unrecht gegen uns begangen gehabt". So wollen wir uns in Güte, wie Pazifisten ziemt, dahin einigen: Sie haben im Herbst 1914 zwar nicht selber geschrieben, daß nur ein toter Belgier ein guter Belgier sei; aber Sie hätten das geschrieben, wenn Sie nicht zufällig von dem Orte der Schriftleitung getrennt und dadurch gezwungen gewesen wären, mit dieser einen Gehilfen zu betrauen, der in seinem untadeligen Gemüte wußte, wie ein Friedensfreund Ihres Schlages gesonnen ist.

Verantwortlicher Bedakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.

XVII. Jahrgang 10. März 1921 Nummer 10

## London von Karl Rothammer

Es ist durchaus möglich, daß an dem Tage, wo diese Anmerkungen erscheinen, die sogenannten Zwangsmaßnahmen gegen Deutschland bereits eingeleitet worden sind. Ist es dazu gekommen, so werden in Duisburg, Ruhrort und Düsseldorf weiße oder schwarze Franzosen neue Gelegenheit zu Müßiggang erhalten. Belgier und Engländer werden ihnen dabei vielleicht Gesellschaft leisten. Die gesamte Entente-Bürokratie aber wird einen komplizierten Apparat zur Abfangung deutscher Exportwerte, deutscher Zölle und dergleichen mehr zu zimmern haben. Fragt sich nur, was solche Uebung für die eigentliche Absicht der Entente, nämlich für die Wiedergutmachung der Kriegsschaden, nämlich für die Wiederauffüllung der ausgeleerten Staatskassen und ganz besonders für die wirtschaftliche Wiedergesundung Frankreichs und den Wiederaufbau der zerstörten französischen Nordprovinzen zu leisten imstande sein wird. Selten haben Sieger sich so hilflos benommen,; selten hat ein militärischer Sieg so folgenschwer die Gehirne der Triumphatoren verdüstert; selten hat die Ohnmacht der Besiegten sich so verhängnisvoll an den unerwartet zu Fronvögten gewordenen Kriegsgewinnlern gerachk Vielleicht zieht die Welt aus dieser Tragikomödie den Schluß: Nie wieder Krieg! Denn was nützt Krieg, was nützt Sieg, wenn den scheinbar Glücklichen nichts andres übrig bleibt als, getrieben von der Konsequenz des Waffenerfolges, sich selbst Unheil, zum mindesten Unbequemlichkeiten ersten Grades zu bereiten! Der Boche bezahlt alles! Aber nun ist der Boche leider prleite. Niemand getraut sich, das zuzugestehen. Der Boche selbst ist schamlos genug, seinen Bankrott offen zu bekennen. Allein die Straße in Paris braust und sucht, wen sie verschlinge. Kein Zaubermeister, weder Herr Briand noch Herr Lloyd George, kann da Einhalt gebieten. Die den Völkern vorgegaukelte Lüge, daß der Sieg auf dem Schlachtfeld den Aufstieg der erfolgreichen Nation bedeute, ist so leicht nicht wegzudiskutieren. Und so müssen die Staatslenker — um sich wenigstens auf ihren Stuhlchen zu erhalten — zur Enttäuschung auch noch den Karnevai gesellen, müssen so tun, als wenn sie nur Gerichtsvollzieher auszuschicken brauchten^ um den Tribut, von dem angeblich das Leben der Siegervölker abhängt, einzutreiben.

Was wird geschehen, wenn diese Gerichtsvollzieher mit leeren Händen zurückkommen? Aufdiesen Augenblick, auf dieses Stadium der' absoluten Verkaterung muß Deutschland warten. Was sollte es sonst tun! Der Zustand, in den es die törichte Kurzsichtigkeit der Gewinnler hineingestoßen hat, ist gewiß kaum zu ertragen; aber er wird in Balde für Die, die ihn verursacht haben, nicht weniger unerträglich sein. Und dann schlägt die Stunde, wo die Entente nicht nur diktiert, was Deutschland zum Zwecke der Reparation zu zahlen hat, sondern auch mftüberlegt, wie das am sichersten geschehen kann. Es ist mit Gewißheit anzunehmen, daß eine derartige Ueberlegung, wenn sie

erst einmal bei der Entente eingesetzt hat, zu keinem andern Ergebnis kommen wird als zu dem, das die deutschen Sachverständigen in drei Sätzen formuliert haben: „Die Reparationsleistun£ kann nicht das Problem einer einzelnen Volkswirtschaft sein: sie ist das erste Problem einer neu zu gestaltenden Weltwirtschaft. Deutschland ist entschlossen, bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit zu gehen, um innerhalb dieser Gesamtwirtschaft den ihm obliegenden schwersten Teil der Leistung auf sich zu nehmen; Freiheit der wirtschaftlichen Bewegung ist hier Voraussetzung. London wird die Reihe der Verständigungen zu eröffnen haben, deren die Welt zum Aufbau ihrer Wirtschaft bedarf, die eine Wirtschaft der Solidarität und der Gerechtigkeit sein muß, wenn sie nicht, von Krise zu Krise treibend, in unabsehbarer Verwirrung enden soll."

Die deutschen Sachverständigen brauchen sich keineswegs prophetischer Gabe zu rühmen. Der schlichteste Commis kann voraussehen, wie die Taktik der Entente enden muß. Die nicht anzuzweifelnde weltpolitische Erfahrung Englands wird kaum weniger hellsichtig gewesen sein — aber was tut man nicht, wenn die Zwangsläufigkeit einer heiligen Alliance die Freiheit des Handelns unterbindet! Einmal kommt doch das Erwachen, kommt der Augenblick, wo für England, den Gefangenen Frankreichs, die politische Abhängigkeit zur unerträglichen Belastung der wirtschaftlichen Interessen wird. Schließlich hat England ein Imperium zu verlieren- Schließlich ist Nelson noch immer Englands größter Sphn; er würde nicht dulden, d&B England, um französischen Chauvinismus zu füttern, seine Weltmachtstellung gefährdet. Nach der Methode aber, die jetzt Lloyd George um Frankreichs' siegtrunkener Augen willen angewandt hat, wird Napoleon zum andern Mal in Europa mächtig. Frankreich will Kontrolleur des Kontinents sein. Solch dilettantischer Bonapartismus wird höchst unerfreuliche Nebenersche,inungen hervorbringen, muß aber das Gleichgewicht der gesamten Welt^ wirtschaft und nicht zuletzt des englischen Imperiums erschüttern. Frankreich wird schlechthin größenwahnsinnig werden und immer wütender auf dem^ leeiTinnenden Dudelsack seiner eignen Wirtschaft zur Ausplünderung der immer ertragloser werdenden Wirtschaft Deutschlands herumtrommeln. Dauernde Unruhe, dauerndes Sinken der Produktivität, Erstarrung und Eiszeit werden die Folgen sein. Es ist höchste Zeit, daß sich England auf die beste seiner Charaktereigenschaften: auf die tugend seiner Krämerseele besinnt. Was man in London eingeleitet hat, ist ein schlechtes Geschäft: schlecht für E)eutschland, schlecht für die Entente, schlecht für die ganze Welt.

Mag sein, daß das, was Deutschland in London gegen das pariser Selbsttäuschungsdiktat vorgebracht hat, nicht blumig, vielleicht auch nicht klar und psychologisch hinlänglich berechnet war. Lloyd George hat, als er mit den Schreckensbildern vom zerstörten Nordfrankreich antwortete, die Kunst der Ueberzeugung jedenfalls besser gehandhabt. Aber Regie und Taktik dürften bei der Erledigung von Lebensfragen nicht den Ausschlag geben. Mehr, als wir angeboten haben, kann eben Niemand aus uns herausholen, selbst dann nicht, wenn er alle Künste der

Landsknechte, von denen Grimmelshausen zu erzählen weiß, vortrefflich zu handhaben vermochte. Wird also zuletzt doch nichts übrig bleiben als jene Gemeinsamkeit der Volkswirtschaften, von der die deutschen Sachverständigen sprachen, wird zuletzt nichts übrig bleiben als die Eihsicht, daß die Weltkrise nur durch die Solidarität der Weltstaaten zu überwinden ist. Deutschland weiß, daß es wohl oder übel wiedergutmachen muß, was der Kaiserismus zerstört hat. Aber Niemand kann leisten, und Niemand kann bauen, dem Hände und Arme und dazu auch noch der Kopf abgehauen werden. Es ist nur gut und besonders gut für Frankreich, daß ein Sechzig-Millionen- Volk gleich einem Riesenreptil die Fähigkeit besitzt, selbst abgehauene Glieder wieder zu ersetzen. Wie trist müßte, die Weltwirtschaft aussehen, wenn Deutschland für alle Zeit Gräberfeld würde! Durch den Krieg und seine Folgen sind alle Völker Gefangene geworden. Sie sitzen mit einander im Schuldturm. Es nützt nichts, daß sie gegen einander bellen. Sie müssen sich schon mit einander einrichten.

*

Inzwischen haben Sonnabend, am fünften März, der Reichskanzler und die Parteiführer fünf Stunden lang und länger über die Krise gesprochen, haben dabei aber nicht mehr zu sagen vermocht, als hier steht. Und das stammt vom dritten März. Auch eine Bewertung der zur Zeit geltenden Praxis des Parlaments! Zweierlei war in der Debatte bemerkenswert. Erstens: die unzweideutige Erklärung des Sozialdemokraten Hermann Müller gegen die von den nationalistischen Konjunkturpoliti^ern angestrebte Einheitsfront, eine Absage, die zugleich die Deutsche VoHcspartei außerhalb der neu zu bildenden preußischen Regierung Ktehen laßi Und zAveitens: Breitscheids scharfe Kritik an der Bürokraten-Taktik des Ministers Simons, dessen trockenes Vorgehen auch sonst, ja beinah überall Bedenken hervorgerufen hat. Es will' jedenfalls beachtet sein, daß sogar die Deutsche Allgemeine Zeitung die von Simons doch mitzuverantwortende Denkschrift plötzlich recht abfällig beurteilt, indem sie erklärt, daß es wünschenswert gewesen wäre, diese Denkschrift über die staatsfinanzielle Wirkung der Pariser Beschlüsse plastischer ge> staltet und in einer eindringlichern Sprache verfaßt zu sehen. Etliche Fragen drängen sich auf: Soll Simons als Opfer fallen, wenn das Prestige eines um zehn Grad einlenkenden London das verlangt? Solldie bürgerliche Regierung abtreten und das Händereichen von Müller zu Breitscheid das Kennzeichen für die kommende, von London wiederum  aus Prestige-Gründen für verhandlungsfähiger gehaltene Regierung werden? Daß auch eine sozialistische Regierung tatsächlich nicht mehr zu bieten vermochte, als bisher der Entente angeboten worden ist, versteht sich von selbst; aber mit irgendetwas müßte der französische Ghauvinismus wohl schon gefüttert werden. Daß auch der Entente, selbst Herrn Briand und ganz besonders Herrn Lloyd George, die Bestätigung des rollenden Trottoirs als weltgeschichtlichen Prinzips angenehmer wäre als Einmarsch, darf man heute mehr denn gestern annehmen. Der Friedensvertrag bietet ja die Möglichkeit der Vertagung endgültiger Entschlüsse auf den ersten Mai.

# Die Unterjochung der Ukraine von Elias Hurwicz

Seit das Russische Reich zerfallen ist, kümmert man sich eigentlich nur um Sowjet-Rußland und begeht das Unrecht, die Randstaaten unbeachtet zu lassen. Von diesen ist nun den Deutschen wohl keins so vertraut wie die Ukraine, mit der sie schon während der langen Okkupationszeit in nähere Berührung kamen. Viele Deutschen haben freilich erst damals oder nicht lange vorher die Ukraine entdeckt. Die Geschichte des ukrainischen Nationalismus ist ziemlich verwickelt. Hier genüge die Warnung vor zwei Extremen: man übersehe weder die geschichtlichen Wurzeln und die vorkriegerische Vergangenheit des ukrainischen Nationalismus — schon in der ersten Duma von 1905 befanden sich ja nicht weniger als 42 ukrainische Autonomisten — noch behaupte man, wfe Paul Rohrbach und Genossen, daß zwischen den Ukrainern und den Kernrussen eine unübersteigbare ethnographische und geistige Kluft besteht. In der Ukraine existiert eine breite föderalistische Strömung nicht nur unter den ukranischen Kommunisten, die ein Bündnis mit Sowjet-Rußland wollen, sondern auch unter den demokratischen Elementen, die ein Bündnis mit dem neuen, freien demokratischen Rußland anstreben.

Das Verhalten der Bolschewiki zur ukrainischen Frage war höchst „eigenartig”. In der ersten Periode der russischen Revolution gaben sie sich für ausgesprochene Anhänger einer selbständigen Ukraine aus (und traten dadurch in einen Gegensatz nicht nur zu Miljukow, sondern auch zu Kerenski, deren schroffe Ablehung der — ursprünglich recht bescheidenen — ukrainischen Autonomiebestrebungen diese erst recht zum ukrainischen Separatismus entfachte). Im Frieden von Brest ist denn auch die Ukraine für selbständig erklärt worden. Aber nachdem die Bolschewiki die Macht in ihre Hände genommen hatten, sah es ganz anders aus. Eine klare Zentralisationspolitik gegenüber der Ukraine hebt an. Und am vlerundzwanzigsten Dezember 1918 heißt es in den offiziellen ‚Iswestja’ schon gradezu: „Infolge der Annullierung des brester Friedens wird die Ukraine von der Sowjet-Regierung nicht mehr als selbständiger Staat anerkannt.”

Die Maßnahmen indessen, die die Bolschewiki gegen die Ukraine anwenden, erscheinen als die beste Rechtfertigung des ukrainischen Separatismus. Aus dem Lande werden ohne jegliche Kompensation und sogar ohne Rücksicht auf die Interessen der einheimischen Arbeiter Lokomotiven, Eisenbahnwagen, Maschinen aller Art, Brot, Kohle, Zucker, Glas ausgeführt und die ukrainischen Arbeiter dem Hunger und der Arbeitslosigkeit überlassen. Gegen diese Politik können auch die ukrainischen Kommunisten trotz allen ihren Bemühungen nichts ausrichten: weder die ‚Ukrainische Kommunistische Partei’, die neben dem Kommunismus auch ukrainische Nationalbestrebungen vertritt und daher ein Bündnis der Ukraine mit Sowjet-Rußland auf der Grundlage der Gleichberechtigung anstrebt — wovon die moskowitischen Machthaber natürlich nichts wissen wollen —, noch die ‚Kommunistische Partei der Ukraine’, die nur eine Orts-

filiale Moskaus darstellt und sich auf die Forderung des Wahlprinzips in der Verwaltung der Ukraine beschränkt. Ein von der ‚Volja Rossij' jüngst veröffentlichter Bericht einer Organisation ukrainischer Sozialrevolutionäre schildert die Lage höchst anschaulich und instruktiv:

„In der Ukraine gibt es keine Räte von Bauern und Arbeitern. Die Ortsgewalt besteht überall aus von Moskau ernannten „Revolutionären Komitees", deren Mitglieder und vor allem Führer aus Sowjet-Rußland herkommen. Der sogenannte ‚All-Ukrainische Räte-Kongreß' ist nichts als eine Versammlung der Vertreter dieser Komitees. Alle Staatsgeschäfte: militärische, wirtschaftliche, gerichtliche werden von moskauer Volkskommissariaten verwaltet. Wie der All-Ukrainische Räte-Kongreß, so stellt auch die ‚Regierung von Bakowski' nichts als eine Fiktion der Souveränität dar. Eine ukrainische Armee gibt es nicht. Die mobilisierten Ukrainer werden zur Verstärkung der Roten Armee nach Sowjet-Rußland deportiert, in der Ukraine aber operieren aus Sowjet-Rußland hergesandte und größtenteils aus Großrussen (oder andern Nationalitäten) bestehende Truppen."

Und trotzdem bleibt die Ukraine der Kriegsschauplatz ununterbrochener Volksaufstände. Diese ziehen die Aufmerksamkeit der Sowjet-Kreise in steigendem Maße auf sich. So sagt die ‚Kraßnaja Gazeta', daß alle bisherigen Methoden zur Bekämpfung der ukrainischen Bauernaufstände ergebnislos gewesen sind, diese vielmehr zu einer breiten Nationalbewegung angefacht haben, und die ‚Prawda' sowie die ‚Moskowskja Iswestja' erklären, das letzte Mittel sei, alle aufsässigen Ortschaften dem Boden gleich zu machen und auch vor der völligen Vernichtung der Bevölkerung in den Aufstandsgebieten nicht zurückzuscheuen.

Ein zwingenderes Zeugnis von dem Bankrott der ganzen ukrainischen Politik der Sowjet-Regierung kann man sich kaum denken.

## Berufssoldat und Pazifismus von Willy Meyer

Sehr weite Kreise unsres Volkes sind der Meinung, daß Berufssoldat und Pazifismus Gegensätze, etwa wie Feuer und Wasser, sind. Sie verstehen es daher nicht, wenn sie einen Berufssoldaten in der pazifistischen Bewegung tätig sehen, ja sie sind teilweise gradezu aufs tiefste empört darüber. Glauben sie doch, daß der Pazifismus eines Soldaten nicht von ehrlicher Ueberzeugung getragen sein könne.

Aber Militär und Pazifismus sind an sich genau so wenig Gegensätze wie die Begriffe national und international, wie Demokratie und Aristokratie. Man kann ein guter Sachse und gleichzeitig ein überzeugter Reichsdeutscher und außerdem ein begeisterter Weltbürger sein. Und man kann sehr wohl Kriegsverächter und gleichzeitig Berufssoldat sein, wenn man, solange die Möglichkeit zu Kriegen besteht, das staatliche Notwehrrecht anerkennt. Ein unüberbrückbarer Gegensatz zwischen Pazifist und Militär besteht allerdings dort, wo man den Soldaten als Angreifer und Eindringling auffaßt. Zwischen dem Vaterlandsverteidiger jedoch und dem Pazifisten sehe ich keinen Gegensatz.

Wo er konstruiert wird, beruht er auf einer Verkennung des Pazifismus. Ein erschreckend hoher Prozentsatz unsrer Bevölkerung macht sich auch heute noch die irrtümlichsten Vorstellungen von dem, was die pazifistische Bewegung will. Es wird über sie in der abfälligsten Weise geurteilt, ohne die geringste Kenntnis von ihren Grundlehren. Es gibt eine erstaunliche Anzahl Menschen, die in angesehenen Stellungen und einflußreichen Aemtern sitzen und immer noch nicht wissen, daß der Pazifismus im Grunde nichts andres als die heutige Völkerbundsbewegung ist, die anstelle der zwischenstaatlichen Anarchie den bindenden Vertrag, die Institution des Rechts setzen will. Dagegen hört man immer und immer wieder den altbekannten, törichten, unzählige Male widerlegten Einwurf: Ehe die pazifistischen Ideale sich verwirklichen lassen, müssen die Menschen Engel geworden sein, und da dies nicht geschehen wird, müssen wir uns eben auf unsern Degen stützen. Aber zur Durchführung der weltumspannenden Organisationsaufgabe brauchen wir keine Engel, sondern nur Menschen mit klaren Köpfen und mit Herzen, die auf der richtigen Stelle sitzen. Es ist weniger auf Brutalität und Selbstsucht zurückzuführen, daß so viele unsrer Volksgenossen noch immer dem verderblichen Schwertglauben anhängen, sondern der Grund hierfür ist vielmehr zu suchen in jener tiefen Unwissenheit über die pazifistischen Probieme und dem Mangel an Einsicht in die allerdings komplizierten Zusammenhänge aller der Vorgänge, denen wir unsern Niedergang zuzuschreiben haben. Unser Volk ist bewußt in Urteilslosigkeit gehalten worden. Außerdem wurde es nicht nur während des Krieges, sondern bereits seit Jahrzehnten angelogen wie wohl kein Volk zuvor. Das rächt sich jetzt fürchterlich. Denn wir können die andern Völker nicht mehr verstehen und kommen dadurch in kein Vertrauensverhältnis zu ihnen. So aber ist unser wirtschaftlicher Wiederaufstieg vielleicht völlig unmöglich, zumindestens unendlich erschwert.

Der geistige Wiederaufbau muß dem wirtschaftlichen vorausgehen. Zuallererst müssen die Schutt- und Geröllmassen aus den Köpfen beseitigt werden. Hierin ist seit dem neunten November viel zu wenig geschehen. Sonst wären nicht so unübersehbar Viele, die in den Begriffen Soldat und Pazifismus noch immer unversöhnliche Gegensätze sehen.

Ein Einwand verdient allerdings gehört zu werden. Der Berufssoldat kann sagen: Der Tag der Gründung eines wahrhaften Völkerbundes wird der Todestag des Krieges überhaupt (damit auch des Verteidigungskrieges) sein. Wenn ich also die pazifistische Bewegung unterstütze, so säge ich gewissermaßen den Ast ab, auf dem ich sitze. Denn wenn es keine Kriege mehr gibt, braucht man auch keine Soldaten mehr. Ist es aber nicht zuviel von mir verlangt, daß ich mir selbst das Wasser abgraben soll? Diese Bedenken sind menschlich durchaus verständlich. Der Staat sollte ihnen entgegenarbeiten durch die Erklärung, daß er in wahrhaft angemessener Weise auch dann für die Berufssoldaten sorgen wird, wenn sie überflüssig geworden sind. Meines Erachtens ist es bereits so weit. Wir brauchen kein Heer mehr, nur eine genügend starke Polizeitruppe; vielleicht auf

Jahre hinaus so stark, daß die 100 000 Mann Reichswehr in ihr aufgenommen werden könnten. Diese vereinigte Macht könnte auch den Grenzschutz mit übernehmen, solange ein solcher noch nötig erscheint. Die Verschmelzung der Reichswehr mit der Sicherheitspolizei wäre mehr als eine leere Formalität, als eine bloße Umetikettierung. Es wäre eine tiefe Wesensänderung, zumindestens könnte sie es im Lauf der Zeit werden. Außenpolitisch wäre es eine Tat allerersten Ranges. Denn wir dürfen annehmen, daß dann die Mißtrauenswolke, die erstickend über unserm Vaterland lagert, sich schneller zerteilen würde. Wir würden damit in ein ersprießliches Verhältnis zur Umwelt kommen, die wir uns so stark entfremdet haben durch Unverständnis und durch die mangelnde Gabe, uns teilnahmsvoll in die Lage der Andern zu versetzen.

# Die Justiz von Hugo Grotius

## X. Staatsgerichtshof

Das alte ehrliche Reichsgericht, das wirklich viel dazu beigetragen hat, der deutschen Justiz und damit dem deutschen Namen überhaupt in der Welt Ehre und Ansehen zu verschaffen und zu erhalten, soll und muß sich nun auch in den Dienst einer gänzlich kopf- und hirnlosen Politik stellen und wird nolens volens seinen Teil zur Diskreditierung des Deutschtums im Ausland beitragen müssen. Einer so gänzlich unpolitischen Körperschaft Aufgaben von so weit gehender politischer Bedeutung zu stellen, wie es die Aburteilung der Kriegsverbrecher und die Funktion des in der Reichsverfassung vorgesehenenen, jetzt ins Leben tretenden Staatsgerichtshofs ist oder doch sein sollte: das ist sehr viel kurzsichtiger als vieles Andre, das auch nicht übermäßig gescheit war.

Als die Entente, auf den Versailler Vertrag pochend, die Auslieferung- der Kriegsverbrecher verlangte, schien unsern Politikastern das hohe Ansehen des Reichsgerichts eine Rettung. So anerkannt, meinten sie, sei die Objektivität des Reichsgerichts, daß es auch in dieser heiklen Frage des Rechte suchen und finden werde — und wirklich gingen die Gegner darauf ein.
Das ist im Interesse des Reichsgerichts tief bedauerlich. Solange Menschen eine Haut und Reichsgerichtsräte eine rote Robe haben, können sie aus ihr nicht einfach heraus; das wüßten und wissen selbst unsre Regierer. Sie hätten also um gar keinen Preis diesem Gerichtshof eine für ihn unlösbare Aufgabe stellen dürfen.

Was bei uns unter Kriegsverbrechen gemeinhin verstanden wird, ersieht man daraus, daß dieses ominöse Wort nie und nirgends ohne Gänsefüßchen geschrieben wird.

Wer sind nun die Richter, die über die „Kriegsverbrechen” urteilen sollen? Ohne Ausnahme Leute, für die es Verbrecher, wie die Entente sie meint, nie gegeben hat und nicht gibt. Sollen Männer, die ganz in der wilhelminischen Aera groß und alt ge~ worden sind, die an jedem Kaisergeburtstag und den übrigen 364 Tagen des Jahres in Ehrfurcht erstarben, die den Siegesrausch

von 1870 miterlebt haben und wohl gar ein Eisenkreuz aus den glorreichen Tagen bewahren, die zur Generalität und allem, was Uniform trug, andachtsvoll emporsahen, die ihre leibliche und geistige Erhebung und Erbauung in den Landwehrkasinos fanden, Männer, die bei Ausbruch des Krieges Gott und das Recht auf deutscher Seite wußten und unbedenklich den Protest der 93 unterzeichneten oder doch, von Herzen billigten, die den ganzen Krieg von 1914 bis 18 daheim oder in behördlichen Stellen, treulich geführt von den Reventlöwen, Zimmer- und Scheuermännern, durchlebten, die pochenden Herzens täglich die Front im Osten und Westen auf der Karte absteckten, die den deutschen Heeresberichten, der Ueberlegenheit des Großen Hauptquartiers, der deutschen Feldmarschälle, Majore und Leunants blindlings vertrauten, kurz: Männer, die mit allen Fasern ihres Herzens an der Gloire des Fürstentums, des Militarismus und Bürokratismus hangen — sollen die etwa feststellen, daß der Herzog von und zu . . ., der Chef des Stabes in Lodz, der Führer der 900. Armee im Westen, der Rittmeister Müller, im Zivilberuf Regierungsrat, der Leunant v. Graf, Sohn des berühmten Heerführers auf dem Balkan, daß die alle Verbrecher sind, daß sie die Gesetze der Menschlichkeit, die internationalen Regeln der Kriegführung mißachtet, Gefangene mißhandelt oder gar Bronzestatuetten „requiriert” haben? Als wenn nicht durch hundert und mehr Kundgebungen zur Genüge „amtlich festgestellt” wäre, daß auf deutscher Seite Derartiges nicht bekannt geworden ist!

Eine solche Aufgabe Richtern des Reichsgerichts aufbürden; heißt: Unmögliches verlangen oder die Rechtsprechung selbst des höchsten deutschen Gerichts korrumpieren.

Wen will es da Wunder nehmen, wenn nach mehr als Jahresfrist (das Gesetz zur Verfolgung der Kriegsverbrecher ist vom achtzehnten Dezember 1919, ergänzt durch Gesetz vom vierundzwanzigsten März 1920) als Ergebnis die Mitteilung durch die Presse geht, die ersten sieben Prozesse sollten „probeweise” in etwa Monatsfrist beginnen! Daß allerdings bei einer derartigen „Erledigung” einer einmal übernommenen Aufgabe das Ansehen des Reichsgerichts gewinnen und erhalten bleiben könne, wird hoffentlich Niemand anzunehmen hinreichend naiv sein. Wenn aber gar vor einiger Zeit als erste „Tat” die Verurteilung von vier armen Muschkoten, die garnicht auf der Liste standen, zu schweren Zuchthausstrafen bekannt gemacht worden ist, so bedeutet das eine bewußte Verdummung des Inlands. Denn daß im Ausland Jemand auf solchen Humbug hereinfallen sollte, ist ganz ausgeschlossen.

Der zweite Appendix, den man dem Reichsgericht angehängt hat: der sogenannte Staatsgerichtshof, ist seit Beginn mit dem Fluche der Lächerlichkeit behaftet. Die Verfassung vom elften August 1919, bei deren Erlaß noch ein etwas freiheitlicherer Wind wehte, hatte den Staatsgerichtshof vorgesehen, und der sollte nach Artikel 59 zu Gericht sitzen über Reichspräsident, Reichskanzler und Reichsminister, die schuldhafterweise die Reichsverfassung oder ein Reichsgesetz verletzt hatten. Die wichtigste Aufgabe dieses Staatsgerichtshofes sollte jedoch sein, ein Urteil zu fällen über die am Kriege Schuldigen. Kenner der

deutschen Verhältnisse haben das allerdings von Anfang an nicht ernst genommen, wenn es auch der damalige Ministerpräsident, Philipp Scheidemann, mit hoch erhobener, schon verdorrender Hand emphatisch verkündet hatte. Nun endlich ist ein Gesetzentwurf über diesen mit so großem Brimborium angekündigten Staatsgerichtshof eingebracht und vom Reichsrat angenommen worden, und siehe da: schon der Entwurf enthält nichts mehr von einem Verfahren gegen die am Kriege Schuldigen. Offenbar weil bereits feststeht, daß alle am Kriege Schuldigen in andern Ländern wohnen. So bleibt denn für den Staatsgerichtshof glücklich übrig die Entscheidung über Verfassungs- und Verwaltungsstreitigkeiten und die Erledigung „etwaiger" Anklagen gegen den Reichspräsidenten, Reichskanzler und Reichsminister. Nach der Verfassung setzt ein solches Verfahren voraus, daß mindestens hundert Mitglieder des Reichstags den Antrag auf Erhebung der Anklage unterzeichnen und mindestens die für Verfassungsänderungen vorgeschriebene Mehrheit ihre Zustimmung erteilt. Es erhebt sich also die Scherzfrage: Was muß ein deutscher Minister ausgefressen haben, bis ihn der deutsche Reichstag vor den Staatsgerichtshof schleppt? Und es ergeht gleichzeitig an die Mitglieder des Staatsgerichtshofs der gute Rat, im Interesse der Verminderung des Beamtenheeres sofort ihre Pensionierung nachzusuchen.

(Fortsetzung folgt)

Wir halten gegenwärtig einen ernsten Angriff auf das jüdische Wesen unter uns nach keiner Richtung hin für zeitgemäß. Nicht in Politik, nicht in Gesellschaft, nicht in Wissenschaft und Kunst; denn auf allen diesen Gebieten sind unsre Mitbürger israelitischen Glaubens werte Bundesgenossen nach guten Zielen, auf keinem Gebiet sind sie vorzugsweise Vertreter einer Richtung, welche wir für gemeinschädlich halten müssen.

In Handel und Verkehr galten lange Zeit die Juden für die Hauptspekulanten bei gewagten Börsengeschäften und einem großartigen Geldwucher; sie haben auch diesen Ruhm an Christen abtreten müssen, es sind bei uns jetzt Fürsten und Häupter alten Landadels, welche unsolide Geldgeschäfte begünstigen, den Unternehmergewinn einziehen und die Aktionäre durch ihre Namen verlocken; die Rothschilde sind beinahe auf den Standpunkt altfränkischer Geschäftsleute zurückgedrängt, und angesehene jüdische Firmen unsrer Hauptstädte gehören zu den achtbarsten Gegnern neuzeitlichen Aktienschwindels.

Wer mit erhebenden Gefühlen die Fortschritte unsrer Nation betrachten will in den letzten hundert Jahren, der möge vor allem auf die Wandlung blicken, welche unsre jüdischen Mitbürger unter dem befreienden Einfluß moderner Bildung gemacht haben. Sie seibst haben jedes Recht, sich ihrer energischen Lebenskraft und Bildungsfähigkeit zu freuen. Auch wir dürfen mit einiger Befriedigung sagen, daß nur noch ein letzter Rest alter Ueberlieferung und Unduldsamkeit zu überwinden ist, um die Herzen und Geister der deutschen Juden völlig in unser Volkstum einzuschließen.

Gustav Freytag (1869)

## **Dubarry** von Egon Friedell

In den Kinos konnte man vor einiger Zeit zu sehen bekommen: ‚Dubarry', ein Filmdrama in sechs Akten und einem Nachspiel. Es behandelt, zwar ein wenig frei, aber auch frei von Dummheiten und Geschmacklosigkeiten, den Roman der Gräfin Dubarry, der letzten Mätresse jenes Ludwig, der von seinem Volke der „Vielgeliebte" genannt wurde, obgleich er es in seiner ebenso langen wie leeren Regierung vollständig bankrott gemacht hat. Ich kann im allgemeinen dem Lamento der besorgten Aesthetiker nicht beistimmen, die im Kino den Weg zur vollkommenen Verrohung des Publikums erblicken: wenn diese Kunstgattung einen einigermaßen künstlerisch fühlenden Regisseur findet, so kann sie nicht nur amüsanter, sondern auch belehrender und ergreifender wirken als die meisten heutigen Theatervorstellungen. Das Kino hat, grade durch seine Stummheit, die Möglichkeit, die Seele durch Blick, Antlitz und Gebärde oft viel stärker sprechen zu lassen, und es ist vor allem dadurch, daß es der ganzen unbelebten Natur eine so große Rolle zuweist, in der Lage, Stimmungen hervorzurufen, die die reguläre Bühne vergeblich anstrebt. Häuser, Wälder, Wolken, Berge, ganze Städte und Landschaften beginnen plötzlich den Mund aufzutun und ihre Geschichte zu erzählen. Und so zieht denn auch in diesem Schlagerfilm von der Dubarry ein Stück der Geschichte des sterbenden Rokoko in groß gruppierten Bildern vorüber. Das stärkste ist das Nachspiel. Mit einiger historischer Ungenauigkeit, die man ja aber den großen Dichtern von jeher gern zugestanden hat, läßt der Verfasser des Films die Revolution unmittelbar nach dem Tode Ludwigs des Fünfzehnten ausbrechen, und nun erblickt man, fast leibhaftig, wie in Personifikation, dieses wundervoll-grauenvolle Ungetüm, diesen herrlich-schrecklichen Leviathan, der sich „französische Revolution" nennt: wie er sich langsam emporreckt, seinen blutigen Drachenleib durch die Stadt Paris wälzt und seine grausamen Pranken gierig in menschliche Leiber und Wohnstätten schlägt. Man sieht die Erstürmung der Bastille, den Kampf mit der Schweizergarde, den Zug des Volkes nach Versailles: ich wüßte keinen einprägsamern und anschaulichern Geschichtsunterricht.

Bei diesem Anblick wird wohl in manchem nachdenklichen Kino-Besucher (und es gibt sicherlich auch solche) die Frage aufgetaucht sein: Wie entsteht denn eigentlich eine Revolution? An sich betrachtet, gibt es ja kaum ein seltsameres, ja widersinnigeres Phaenomen als eine Revolution. Zunächst ist nichts im Menschen, auch im scheinbar aufgeklärtesten, fester verwurzelt als der Glaube an irgendwelche Autoritäten. Der Atheist hält eine Kirche für nichts andres als ein Klubhaus: aber würde es ihm jemals einfallen, dort, auch wenn es nicht verboten wäre, seine Zigarre zu rauchen? Und wenn Einer von uns heute im Walde plötzlich dem Kaiser Wilhelm begegnete: Würde er nicht ganz unwillkürlich tief den Hut ziehen? Unser Gehirn, unsre Logik, unsre Bildung kann sich über eine Menge „Vorurteile" hinwegsetzen, aber unsre Nerven, unsre Sinne, unser ganzes übriges Körpersystem wird dennoch an den alten Vor-

stellungen festhalten: die Neuigkeit, möchte man sagen, hat sich noch nicht in den andern Körperteilen herumgesprochen; und es dauert oft Generationen, bis sie sich herumspricht. Wir glauben mit unserm Verstand von einer Menge von Dingen, daß wir sie nicht glauben; aber unser Organismus glaubt noch an sie, und der ist allemal der stärkere. Wenn sich dies aber schon in den sogenannten denkenden Kreisen tagtäglich beobachten läßt: um wie viel mehr muß es beim Volk, das ganz in seinen Instinkten lebt, der Fall sein. Und in Frankreich lagen die Dinge noch ganz besonders ungünstig für eine so radikale Meinungsänderung, wie sie dort plötzlich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts stattfand. Nie ist ein Königtum anerkannter gewesen als das französische, nie das Recht des Monarchen, unumschränkt Millionen zu befehlen, unangezweifelter als in Frankreich. Kein römischer Imperator, kein persischer Großkönig, kein Türkensultan und Tatarenkhan ist jemals von seiner absoluten Souveränität so überzeugt gewesen wie der König von Frankreich. Diese Ueberzeugung war jedoch kein Atavismus, keine leere Hofkonvention, kein Größenwahn, sondern sie wurzelte in den Ueberzeugungen des ganzen Volkes. Der König mochte seine Mängel, seine Leidenschaften, selbst seine Laster haben, er mochte Fehler auf Fehler häufen: man war dafür keineswegs blind, aber dies hinderte Keinen, in ihm gleichwohl ein höheres Wesen zu erblicken, ein Geschöpf, dessen Lebenslinie außerhalb der menschlichen Gesetze und Urteilsmöglichkeiten liegt, einen strahlenden Weltkörper, dessen Bahnen nach irdischen Maßstäben zu berechnen einfach eine Torheit wäre. Der Roi soleil glich vor allem darin der Sonne, daß seine Existenz ebenso selbstverständlich war: seine Flecken hatten nie Jemand auf den Gedanken gebracht, ihn deshalb für entbehrlich oder gar für abschaffenswert zu halten. Und der beste aller dieser Könige plötzlich unter begeisterter Zustimmung der Nation auf dem Schafott, und Jeder ein Hochverräter, der ihn anders nennt als Bürger Capet? Der unbeteiligte Zuschauer wird ziemlich stark zu der Ansicht gedrängt, daß das ruhmreiche französische Volk entweder vor oder nach der französischen Revolution irrsinnig gewesen sein muß: entweder damals, als es einen guten dicken Mitbürger von mäßigen Geistesgaben wie ein göttliches Wesen verehrte, oder damals, als es die reinsten, tiefsten und hochherzigsten Gefühle seiner Vorfahren vergaß und in einem Anfall von Umnachtung sich an seinem Heiligsten vergriff.

Das merkwürdige völkergeschichtliche Phaenomen ‚Revolution' ist uns nun keineswegs etwa dadurch besonders klar geworden, daß wir es selber mitgemacht haben. Dies erscheint auf den ersten Blick befremdlich; ist aber im Grunde nur zu natürlich. Der Zeitgenosse sieht ein historisches Ereignis nie im Ganzen, immer nur in Stücken, er empfängt den Roman in lauter willkürlich abgeteilten Lieferungen, die unregelmäßig erscheinen und nicht selten ganz ausbleiben. Um das Antlitz eines Berges erkennen zu können, muß ich ihn in einer gewissen Distanz betrachten. Solange ich ihn besteige, sehe ich ihn überhaupt nicht. Das Leben, das ich mit meinen Mitmenschen lebe, wird in lauter kleine Molekularbewegungen zerlegt, und

darüber kann ich zu keinem Gesamtbild kommen. Bei der Zeitvorstellung hat die Entfernung für den Betrachter eine andre Bedeutung als bei der Raumvorstellung, nämlich die umgekehrte: sie verkleinert nicht, sondern sie wirkt im Gegenteil wie ein Vergrößerungsglas. Hierdurch gewinnen Bewegungen, die wir aus einer gewissen Zeitdistanz betrachten, eine Uebersichtlichkeit, die sie für den Zeitgenossen nicht hatten; sie erscheinen uns allerdings auch weit schneller, als sie in Wirklichkeit waren, aber grade dies erleichtert ihr Verständnis. Wenn wir einen Wassertropfen durchs Mikroskop betrachten, so sehen wir darin eine Menge Tierchen mit erstaunlicher Geschwindigkeit umherschießen. Tatsächlich sind diese Geschöpfe gar nicht so agil, wie es den Anschein hat, sie bewegen sich sogar sehr langsam und träge. Aber da das Glas sie einige hundert Mal vergrößert, so erscheinen auch ihre Bewegungen einige hundert Mal schneller. Aehnlich verhält es sich mit der Geschichtsbetrachtung: je weiter eine Entwicklung zurückliegt, desto geschwinder scheint sie im Zeitmikroskop, das wir stets mit uns führen, sich abzurollen. Die aegyptische Geschichte, zum Beispiel, kommt uns keineswegs länger vor als die preußische: wir haben den Eindruck von ein paar Herrscherreihen, die mit wechselndem Glück ihr Ländchen regierten. Und dennoch umfaßte sie etwa das Vierfache der ganzen europäischen Geschichte, nämlich zehn Jahrtausende! Aber eben dadurch wird die aegyptische Geschichte für uns zu einer handlichen, lichtvollen, leicht überschaubaren Sache. Hierin liegt der wahre Grund, warum wir von der Vergangenheit mehr verstehen als von der Gegenwart, nicht etwa darin, daß wir, wie so oft behauptet wird, in der Lage sind, eine geistige Distanz zu ihr zu nehmen und sie daher objektiver zu beurteilen; denn daß sie uns seelisch ferner steht, wäre ja eher ein Grund für uns, sie nicht zu verstehen.

Wenn wir der gegenwärtigen europäischen Revolution ratlos gegenüberstehen, so können wir uns wenigstens damit trösten, daß die französische von den Zeitgenossen ebenfalls nicht kapiert wurde, auch von den gescheitesten nicht. Keiner hörte ihr Heranrollen, keiner spürte ihr unterirdisches Zittern. Friedrich der Große, das politische Genie seines Zeitalters, starb ganz kurz vor ihrem Ausbruch und sah sie nicht. Der berühmte Reisende Artur Young, der eine Reihe der vorzüglichsten Beobachtungen über Frankreich und die Franzosen niedergelegt hat, verläßt Paris kurze Zeit nach der Einberufung der Reichsstände, spricht aber die Vermutung aus, daß die bevorstehende Umwälzung die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit vermehren werde. Wieland gibt im ‚Teutschen Merkur' der Hoffnung Ausdruck, daß etwa am Schluß des neunzehnten Jahrhunderts manches zur Wirklichkeit gediehen sein werde, „was am Schluß des achtzehnten mit gelindestem Namen als Träume eines radotierenden Weltbürgers bezeichnet werden könnte". Wir aber haben an der französischen Revolution ein leuchtendes Paradigma von so mathematischer Klarheit, daß wir daran die allgemeine Kurve der revolutionären Bewegungen fast wie in einer Gleichung der analytischen Geometrie darstellen können.

Ich frage daher zum dritten Mal: Wie entsteht eine Revolution? Und ich füge die Frage hinzu: Wie wird eine Revolution schön? Eine Revolution ist ja zumeist etwas sinnlos Zerstörendes, wild Animalisches, schaudererregend Häßliches: tote Pferde, zerschossene Häuser, geplünderte Läden, in die Luft gesprengte Brücken, verkohlte und zerfetzte Menschenleiber. Die französische Revolution aber erscheint uns, obwohl grauenhaft, doch nicht häßlich: sie hat für uns etwas dämonisch Pittoreskes, die Gespenstigkeit eines magischen Figurentheaters. Wodurch wird nun eine Revolution aus einem wütenden Chaos von Gier und Wahnwitz, das sie in ihrer leiblichen Erscheinung allemal ist, zu einem aesthetischen Eindruck, wodurch wird sie, mit einem Wort, filmreif? Diese beiden Fragen werde ich zu beantworten versuchen.

## Die Politischen **von Elsa Maria Bud**

Sie sitzen bei einander, furchen die Stirnen und machen schwerwiegende Gesichter. Wenn es weniger als zehn Menschen sind, haben sie sich um einen Tisch gruppiert, und Einer hat am Kopf-Ende das Amt des Präsiden. Sind es etwas mehr, so sondert der Leiter sich an einem andern Tische etwas ab, dieser Tisch heißt dann Präsidialtisch oder Tisch des Vorsitzenden. Von ungefähr mehr als dreißig Teilnehmern an bilden sich mit beinah automatischer Sicherheit Untergruppen und Grüppchen, die sich durch je ein Tischzentrum gesammelt fühlen oder die durch die Stellung ihrer Stühle Grenzen gegen die Andern ziehen. Alle im Zeichen einer politischen Weltanschauung versammelten Menschen zerfallen äußerst schnell — sie haben das mit einigen Radiumstoffen gemeinsam — zerfallen bei vierzig Teilnehmern in zwanzig bis vierzig Gruppen, die sich unter einander wütend bekämpfen; Gruppen von einer mehr rechts stehenden Unter- Weltanschauung, durch die ihre Stellung zum Gesamtkomplex eben nach rechts modifiziert wird, oder einer mehr linken Richtung, oder einer noch linkern, oder einer Sonderstellung aus halb rechts, halb links, die wiederum abweichend sein kann in drei Viertel „rechter" als die leitende Stelle, ein Viertel „linker" oder umgekehrt. Ferner kommen hinzu die Gruppen der konsequenten Jasager und Neinsager. Ferner die eigentlich Parteilosen, die aus bestimmten Gründen grade bei dieser politischen Partei Anschluß suchen. Man kann ruhig sagen: vierzig Teilnehmer garantieren vierzig Parteichen zumindest; je intellektueller der Kreis, umso sicherer wächst die Zahl auf achtzig bis auf hundertzwanzig Nuancen, dieweil nämlich jeder Einzelne sich halb so, halb so fühlt, im Oberbewußtsein Sozialist beispielsweise, im Unterbewußtsein Aristokrat (natürlich!) und so weiter, und so weiter.

Ist das Unsinn? Gewiß ist das Unsinn, aber nicht der meine. Höchstens als kommunistischen Lehrkursus für die hiermit bewiesene Gleichheit aller Menschen würde ich es gelten lassen.

Was tun nun — sagen wir: zwölf Versammelte? Der Präside leitet die Sitzung ein, gibt das Wort dem Referenten.

Auf das Referat folgt das Korreferat; der Vorsitzende dankt für den anregenden Vortrag und läßt die Diskussion los. Neun Leute melden sich zum Wort; manchmal, wenn einer verschnupft ist, nur acht.

„Herr Kulicke hat das Wort! Ich bitte um Ruhe!!!"
Kulicke steht auf und wiederholt den Vortrag in großen Zügen und sagt, daß dieses sehr richtig sei, daß er aber mit jenem nicht übereinstimmen könne, teils so, teils darum. Er redet eine Viertelstunde einen eintönigen Wasserstrahl — gluck, gluck, gluck. Er habe immer gesagt und vertrete den Standpunkt von je . . . (Zwischenruf: Vor drei Jahren waren Sie ja Chauvinist!) Wie? Da müsse er denn doch sehr bitten. Bei der bekannten zweideutigen Haltung des Zwischenrufers in den Umsturztagen habe dieser verwirkt . . . Zwischenrufer erregt aufspringend: „Ich bitte ums Wort!" Vorsitzender: „Ich bitte, die Diskussion nicht zu stören." Kulicke fährt fort, zerlegt das Referat in einerseits, andrerseits — gluck, gluck. Setzt sich endlich hochbefriedigt und kassiert sein Eigenlob, indem er seinen Vollbart streichelt.

Nun ist der Zwischenrufer dran, der zu den linken Neinsagern gehört. Das heißt: Wenn er bei den Rechtsparteilern sitzt, bekämpft er ihre Anschauungen mit demokratischen Ideen; ist er Demokrat, so äußert er sozialistische Tendenzen; als Sozialist verneint er alles im kommunistischen Sinne; als Kommunist nähert er sich dem Machtbegriff der Chauvinisten. Nie aber wird er bei der Partei stehen, deren Ideen er preist — ganz einfach, weil ihm damit die wichtigsten Proteste fehlen würden. Er zerpflückt nun Referat wie Korreferat, will alles anders gemacht wissen und findet die Menschen um sich und außer sich höchst trottelhaft. Nachdem er alles besabbert hat, packt ihn eine innere Rührung über seine einsame Größe in einer unheilbar subalternen Welt, und er vergißt darüber, nützliche Vorschläge zu ihrer Besserung zu machen.

Es gibt einige Zwischenrufe, die das Blut der Diskutierenden erhitzen; zur allgemeinen Beruhigung ist nun der Jasager am Wort. Er findet den Vortrag in allen Teilen ausgezeichnet. Aber nicht summarisch wird das gesagt — wie käme da eine gute Rede zustande? —, sondern nach seinen Notizen bekommt jeder Satz einen Kommentar mit einer Ergänzung aus der eignen Geistfabrik. Während der Redner friedlich schwatzt und sich von den gewichtigen Mienen seiner elf Zuhörer, der „wie gebannt" lauschenden, zum Weiterreden ermuntern läßt, erwägen die Fünf, die noch zum Wort gemeldet sind, den Inhalt ihrer Rede, und die gesprochen haben, wiederholen sich die zündenden Stellen ihres Vortrags. Einmal kommt dann der Augenblick, wo dem Redner das Thema an Erschöpfung eingeht, und wo er deshalb enden muß. Aber nichts stirbt hinieden; der Nächste galvanisiert den Kadaver, und er zückt noch ganz niedlich, und so machen sie es fort. Persönliche Sympathien und Abneigungen geben den elektrischen Funken her. Endlich ist man durch; die allgemeine erlöste Befriedigung gravitiert nach einem neuen Zentralpunkt; der heißt: die Resolution.

Vorsitzender hat inzwischen ihren Wortlaut aufgesetzt und liest ihn vor. Allgemeines „Nein” ist das Echo; elf andre Variationen prasseln los, man feilscht um Worte, beschimpft sich um eine Wendung, bemängelt Länge und Inhalt, beginnt den ersten Satz gemeinsam neu zu bauen, als müsse der Anfang einer neuen Bibel geboren werden, wird persönlich, verbittet sich das, erklärt die Resolution für überflüssig, für eine Tat, für läppisch, korrigiert den nächsten Satz, merzt ein Fremdwort aus, beschimpft sich wieder, beschließt Vertagung der Resolution, beschließt nach Handaufheben mit „großer” Mehrheit die endgültige Formulierung und ihre Absendung an den Minister. Es wird ein heißes Ringen, ob es lauten soll: Eine zahlreiche Versammlung von Mitgliedern der Partei ersucht Exzellenz . .
Oder: Deutsche Männer, in den Alemannia-Sälen versammelt, ersuchen Exzellenz . . .
„Teils ja, teils nein!” meint Kulicke.
„Nein!” schreit der Raisonneur.
„Es ist vortrefflich, ganz ausgezeichnet”, schreit der Jasager.
Sie reißen sich die Worte aus den Zähnen. Der schwitzende Präside hat schon drei Bogen beschmiert und wieder durchgestrichen. Schließlich wird man müde — die letzte Bahn! — und stoppelt plötzlich ernüchtert und gleichgültig die Sache zusammen oder findet die ursprüngliche Fassung des Vorsitzenden durchaus richtig. Und geht heim, durchdrungen von der Wichtigkeit des Getanen.

Flaubert, Ihr wißt, hat mal ein Buch aus allen Narrheiten zusammengebaut, die ihm bei der Beobachtung seiner Landsleute begegnet sind. Das Buch heißt: ‚Bouvard et Pécuchet’ und ist ein Kuriosum, aber ein langweiliges. Ich will, um nicht endlos zu langweilen, schnell den Kern der Sache geben.

In Kulickes Wohnung ist schon lange ein Nagel aus der Wand gefallen. Er sollte gehen und ihn einklopfen. Und einmal zu Haus, sollte er ein gutes Buch ansehen. Beides ist sehr nützlich. Der Neinsager ist Arzt und kann ruhig noch etwas zulernen; man weiß auch als Arzt selten zu viel. Und der Jasager spielt gut Klavier — mein Gott, warum spielt er nur noch übel Politik? Es werden die lauen Abende wiederkommen, man kann an Gärten hinstreifen und den Abendruf der Vögel belauschen. Man wird reich in solcher stillen, verträumten Stunde, und reiche Menschen sind uns nötig.

Lieber Herr Kulicke, Sie fühlen ganz richtig, daß das Vaterland Sie dringend braucht. Dringend! In Ihrer Wohnung ist nämlich ein Nagel heraus. Nur wenn Sie den Nagel einschlagen, kommt Deutschland wieder hoch!

Ein ewiger Krieg würde ganz anders entkräften, als ein ewiger Friede . . . Was dem Frieden die Wohltaten verfälscht und schmälert, ist eben, daß er alte Kriegs-Wunden zu verschließen und zu neuen auszuholen hat. Wollte ein großer Staat nur die Hälfte seines Kriegs-Brennholzes zum Bauholz des Friedens verbrauchen; wollt' er nur halb so viel Kosten aufwenden, um Menschen, als um Unmenschen zu bilden, und halb so viel, sich zu entwickeln, als zu vewickeln: wie ständen die Völker ganz anders und stärker da!

Jean Paul

# Der Tausch von Alfred Polgar

Paul Claudel schuf eine neue Mysterien-Dichtung. Sie ist, auch wo sie scheinbar ganz profanem Stoff zugewandt, in hohem Sinn: religiös. Sie sucht Gott und findet den Menschen. Sie sucht den Menschen und findet Gott. Sie ist schwer und kompliziert, indem sie Geschehnis und Vision ineinanderschweißt, sich hierbei aller Lötfeuer modernster Geistigkeit bedienend. Sie ist primitiv, indem sie ihren Figuren und Vorgängen überlebensgroße Vereinfachung gibt, scharf abgehoben von einem luftfarbenen Hintergrund: Welt. Das leiht ihr den hieratischen Zug, die Stil-Weihe. Die Menschen der Dichtung stehen im Raum wie Hodlers Gestalten. Ihre Sprache hat die Glocken-Resonanz, das Hallende und Tiefe, das Anschauliche, Allgemein-Gültige biblischer Diktion; aber auch die Schärfe, Formulierungskraft, den pointierenden Witz neuerer, höchst geschmeidiger Lippe. Sie spricht Worte wie „Dollar", „Revolver", „Gentleman" mit der gleichen pathetischen Schlichtheit wie etwa" „Hirte", „Herd", „Sternenhimmel" oder sonst ein bukolisches Elementarwort. Alles klingt in dieser sonderbaren Sprache wie Urlaut.

Im ‚Tausch' sind nur vier Menschen, hingestellt in einsame Landschaft, gleichsam an der Grenzscheide zwischen Paradies und Welt. Zwei Paare: hier die Frau und der Mann in der Urbedingtheit ihrer schönen wie gefährlichen Triebe; dort Frau und Mann, ausgeglüht, verschlackt, gehärtet, zerstört in Hochofen-Glut der Kultur. Der Elementar-Mann, hingegeben dem schweifenden Trieb, der Freiheits- und Lustgier, erlebt seinen Sündenfall. Um Geld tauscht er, sozusagen, „das Weib" gegen „die Frau" und stirbt an dieser. Auf der andern Seite der Amerikaner, der Macht- und Besitz-Mensch, der nüchterne Sieger über alle Illusion, schmachtend nach dem Frieden und der heiligen Sicherheit im Schoß der mütterlichen Frau. Die ihm attachierte Dame ist Schauspielerin. Mit allen Nerven in die Komödie des Lebens verstrickt, hat sie dessen Sinn, hat sie sich verloren. Und vertreibt die Schwermut ob solchem Verlust mit Grausamkeit, Liebe, Whisky.

Diese Figuren treten bald in exakter Körperlichkeit vor den Zuschauer, bald in schattenhafter Verdünnung, Gespenst, Symbol, Gleichnis ihrer selbst. Sie sind und sind nicht. Sie reden und werden (vom Dichter) geredet. Sie sind Menschen- und Spruchbänder, flatternd aus dem Mund eines unsichtbaren Wahrheit- und Weisheit-Verkünders. Sie stoßen, mit dramatischem Klang, an die Realität und gehen durch sie geisterhaft hindurch.

Im Buch liest sich das wunderschön. Die lyrisch höchst gesteigerte Musik dieses Stimmen-Quartetts, kühn hineinkomponiert in das ewige Rauschen von Wald und Meer, geht ans Herz, und das tiefe Wissen um die letzte Traurigkeit und Ohnmacht aller

Menschendinge, das aus ihren Rhythmen wie weicher Flor niederfließt, hilft der Seele zum Glück der Melancholie. Im Theater, im Burgtheater zumal, wird das alles Qual und Marter ohne Ende, Langeweile, die die Eingeweide zernagt, Snobismus und Affektation. Und der Haß gegen die zwangvolle literarische Verlogenheit möchte sich entladen, die da, weil Pflicht zur Modernität es so gebietet, sich und eine feige Hörerschaft zu einem Gottesdienst ohne Glauben nötigt. Man kann sich nicht vorstellen, wie dieses gespreizte Getue auf der Szene, dieses Salbadern und Zelebrieren, dieses ekstatische Kreischen und feierliche Verhauchen, dieses priesterhafte und visionäre Tun und Deklamieren, dem man die Herkunft aus der obersten Oberfläche anmerkt, wie diese ganze Lüge einer Theateraufführung, die Keinem Freude macht — dem Werk nicht, den Schauspielern nicht, den Hörern nicht —, peinlich auf die Nerven fällt.

Der Amerikaner des Herrn Heine gab die Oasen in der pathetischen Wüste. Mit der braven Frau plagte sich und uns, innerlichst unbeteiligt, kalt wie ein Fisch, Frau Wolgemuth. Als sündenfälliger Jüngling suchte Herr Aslan was ihm an Jünglingtum fehlte durch knabenhafte Schmoll- und Herzigkeits-Töne zu ersetzen. Ein wahrer Jammer ist es mit Frau Medelsky. Wie in jeder Rolle, suchte sie auch in dieser — die das so gar nicht verträgt — ihre ganze hohe Schauspielkunst unter- und anzubringen. Es war ein fortwährendes Exzedieren in Stimme und Gebärde, ein Sich-Ueberschreien und -Ueberspielen, das die Dich-, tung ganz und gar an das Theater verriet. Allzu straff gespannt zerbrach der hysterische Bogen. Wie sehr Frau Medelsky — eine begnadete Künstlerin auch in ihren Irrtümern — gegen Willen und Meinung des Dichters sündigte, davon zeugt dessen eignes Wort (Paul Claudel: ‚Ueber die Darstellung meiner Dramen'): „. . . . Infolge dieses musikalischen Grundbestrebens verurteile ich jeden zu heftigen, zerstückelten, abgebrochenen Vortrag. Auch ohne gewalttätig auszuarten, verfügt man, glaube ich, über Mittel genug, um den Zuschauer ins Herz zu treffen und Qual und Bitternis auszudrücken. Wenn die Schreie überhaupt nötig sind, dann werden sie, je seltener angewandt, desto stärker wirken. Keine Grimasse, keine Zuckungen!" . . . Und weiter: „Nun sind aber die Bemühungen der Schauspieler, die unter dem Vorwand, daß sie so den Raum füllen, auf der Bühne fortwährend hin- und hergehen, aufstehen, sich umdrehen und sich niedersetzen, vollkommen überflüssig. Nichts ärgert mich mehr, als wenn der Schauspieler in ihm hervorgerufene Erregungen bis ins Kleinste hinein auf seinem Gesichte wiederzugeben versucht." Wenn ihn wirklich nichts mehr ärgert, laßt ihn nicht zu seinem Burgtheater-‚Tausch', den braven Claudel. Er würde sonst so grob werden, wie Herr Heine, der Spielleiter, in diesem Falle hätte werden müssen.

# Tagore und Hasenclever

Wenn man nicht eine bessere Beschäftigung hätte, dann möchte man einmal vier Wochen lang Dramaturg sein: nämlich um jeden Tag drei Dramen, also zusammen etwa neunzig zu lesen und auf diese Weise herauszukriegen, wer die Oedigkeit des berliner Spielplans verschuldet: ob unsre Produktion oder deren Prüfer. Wahrscheinlich taugen beide nicht allzu viel. Sogar dazu sind die Läufte nicht angetan, den dichtenden Zeitgenossen denjenigen süßen Schmerz zu bereiten, dessen Sublimierung ein Drama von Wert ergäbe. Statt daß Trauer die Herzen erfüllt und bewegt, lähmt sie Hoffnungslosigkeit. Ein feuchter grauer Nebel hat sich jäh vor den Horizont gehängt und erweist sich als undurchdringlich. Möglich, daß ein großes Gelächter fähig wäre, ihn zu zerreißen. Aber wer erwirbt für dieses die geistige Freiheit im Marasmus einer Gegenwart, deren platteste Notdurft zu bestehen allein schon eine beträchtliche Leistung ist! Unser Aischylos rennt sich Unruh, unser Aristophanes Rößler; und ihren Vorwurf, daß ja auch wir keine Aristotelesse sind, werden wir wohl auf uns sitzen lassen müssen. Warum sollen da grade die Theaterlektoren dem Heroenzeitalter entstammen? Der Verpflichtung, für ihre Direktion aus dem Wust die leidlich brauchbare Ware herauszu-lesen, sind sie glücklich durch die Berechtigungf enthoben, in ihrem Hausblättchen die unbrauchbare Ware als mindestens epochal anzupreisen. Schade nur, daß dieses System, in unsrer schnellebigen Periode, sich bereits abgenutzt hat, wie die leeren Häuser bei Novitäten dartun. Aber selbst der Kassenrapport, der doch sonst gebieterisch ist, hat die langsamen Rendanturen bisher nicht vermocht, den Zeitschriftenposten zu streichen und für die freigewordene Summe einen halbwegs zuverlässigen Manuscriptensichter zu heuern.

*

Wer ‚Jenseits' empfohlen hat, verdiente Entlassung ohne Kündigung. Das ist eins von den Stücken, die die Nachtkritik legitimieren. Das sehen und in der Luft zerfetzen, mag eins, mag Erleichterung, mag Wollust der heiß genossenen Rache sein. Schwer, noch am nächsten Morgen den Schwung aufzubringen. Ich gar komme acht Tage nach der Beisetzung, nach der letzten Vorstellung dran. Man enthebe mich der Leichenzerlegung. Als der ‚Sohn' mit Sudermanns Theaterpistole, der expressionistisch verzierten, herumhantierte, bat mich ein deutscher Dichter der Generation Hauptmann-Dehmel-Schnitzler, und nicht viel schwächern Grades, sie ihm in meinem Blatte aus den Fingern schlagen zu dürfen: es sei das Ende der deutschen Dramatik, wenn solche Charlatane hinaufgelangen dürften. Ich hatte soeben selbst mein Sprüchlein gesagt, schickte es und fügte hinzu, daß solche Charlatane, die eine Modeströmung emportrage, und denen alles zur Reklame gedeihe, sich ungebührlich lange oben behaupten würden, wenn mir Kritiker ein Poet von Rang behülflich sei, sie herunterzureißen. Seither ist dem Theatraliker Walter Hasenclever das letzte

bißchen Talent ausgeronnen. Da er klug ist, sieht er es ein. Diese Einsicht betäubt er mit einer Anmaßung, vor der man zwischen Belustigtheit, Wut und Mitleid schwankt. Er stellt sich als so etwas wie der Albert Einstein des Dramas vor, dessen Lingner er günstigsten Falles ist, und versichert, daß ihm „nichts an der Meinung liegt, der Zuschauer müsse am Ende der Aufführung die Vorgänge auf der Bühne verstanden haben". Mir liegt daran auch nichts. Ich begnüge mich gern damit, sie gefühlt zu haben. Seine verstehe ich nur; und das allzu gut. Er quält sich gottsjämmerlich ab, ihnen Tiefsinn und Mystik anzudeichseln: um Fetzen aus Strindberg, Ibsen, Wedekind, Maeterlinck und Stramm herum einen Phophorbogen zu weben. Aber der ist aus der Flimmerkiste. Je weniger er leuchtet, desto mehr riecht er.

*

Rabindranath Tagore reinigt die Luft. Die Weisheit des Brahmanen auf der berliner Bühne von heute? Eben weil das Publikum gott-los ist, soll seine verhärtete Seele dessen bewußt werden. Das Sinngedicht von dem ‚König der dunkeln Kammer' predigt mit einer Eindringlichkeit, die von einem Patriarchenbarte gedämpft wird: Hänge dem Herz nicht an irdische Güter, dennsie sind die geringsten und entbehrlichsten! Die Königin ahnt das zunächst nicht einmal. Aber sie lernt es. Das ist der ganze dramatische Vorgang für einen Theaterabend. Sie wird ungeduldig, daß sich der Köing ihr niemals zeigt. Ihr nicht und seinem Volke nicht. So wird er wohl häßlich sein. Davon profitiert ein schöner Betrüger, der sich als König ausgibt. Auf einem Frühlingsfeste verfällt sie ihm. Palastbrand, Flucht, Entbehrung, Wanderschaft, Läuterung, Wallfahrt zu dem verlorenen und jezt erst gewürdigten Besitz der Wahrheit, die zugleich die Liebe und das Erbarmen ist. Also eine Parabel von äußerster Einfachheit. Ein Kind versteht die „Moral", daß der Glaube selig macht, daß der Lärm die himmlische Stimme in uns betäubt, und daß sie die Stille braucht, um hörbar zu werden. Aber es versteht sie erst nachträglich. Dieser Tagore gleicht dem König der dunkeln Kammer, dessen Bestimmung es ist, von seiner Existenz nicht oder spät zu überzeugen, weil er sie ehern verborgen hält. Nichts dümmer, als kategorisch zu verkünden, was der Dramatiker soll. Eihe andre Frage ist, ob er nicht mancherlei der Natur des Dramas nach unbedingt muß. Und eines muß er: er muß rechtzeitig sichtbar werden. Er muß erreichen, daß bei dem Erziehungswerk, welches der Hauptgestalt zuteil wird, der Zuschauer sich mit ihm im Komplott fühlt. Hier fühlt er sich mit ihr in einer rätselhaften Verwicklung. Ist er schlau, so geht ihm am Schluß, ist er weniger schlau, zuhause bei der Lektüre der Knopf auf. Vor der Bühne lullt eine gleichförmig sanfte Wortmusik ihn einigermaßen unwiderstehlich ein. Kunstlos hat die Milde, Schlichtheit und Lauterkeit in Person herausgesagt, wo nach ihrer Kenntnis die Straße des Heils läuft. Aber Kunst hatte diese Straße grade der heilsbedürftigen Mehrheit verführerischer, gemacht.

*

Die Kammerspiele hatten sich vorgesetzt, für Tagore und Hasenclever einen Berufsregisseur und einen Amateur aufzutreiben, deren Unfähigkeit einander nichts nachgeben würde. Möchten alle Vorsätze dieses Kunstinstituts sich ähnlich lückenlos realisieren! Den Charakter von ‚Jenseits' suchte Herr Stefan Großmann dadurch zu treffen, daß er noch bei der letzten — der dritten oder vierten — Aufführung die Kulissenschieber eine Tonstärke und eine Leibhaftigkeit gewinnen ließ, wie sie ihnen sonst bis zur Generalprobe abhanden gekommen zu sein pflegen. Dies war die wahre Spükezeit der Nacht, die jeweils der geheimnisvollen Taghelle wich, wo's zwischen zwei Umbauten zu gespenstern beginnen sollte und stattdessen ein Tischtelephon oder ein andres Stück Möbel unsres Alltags sich aufdrängte. Als durch drei Akte meine Neugier, was das Theater damit beabsichtigt haben mochte, daß es den krassesten Regiedilettantismus zum Gastspiel einlud, unbefriedigt geblieben war: da verzagte ich pflichtvergessen, in den letzten zwei Akten aufgeklärt zu werden. Ein Schlachten wars, nicht eine Schlacht zu nennen, bei Hasenclever wie bei Tagore. Aber während bei Hasenclever edlere Teile nicht verletzt werden konnten, bekam mit Tagore Herr Bernhard Reich . . . Merkwürd'ger Fall! Wenn ein Theater schon einen Macher und einen Poeten spielt, so sollte man meinen, daß es den Macher verhüllen und den Poeten offenbaren werde. Dieses schnurrige Theater verfuhr genau umgekehrt.

*

Die Schauspieler halfen tüchtig mit. Der Regisseur Stefan Großmann hatte seine Sendung auch und zuallererst damit bewiesen, daß er für Hasenclevers zwei Personen, als müßten uns die nicht unablässig so fesseln wie gewöhnlich ein ganzes Ensemble, die zwei ungeeignetsten Darsteller ausgesucht oder zugelassen hatte. Wer wird dem Balzac oder gar dem Rabelais Gedichte im Tone von Rilke abverlangen! Aber der Agnes Straub wurde diese Jeane zugemutet. Herrn Dieterle, der ein dräuend eisengeschienter Valentin ist, wurde dieser nervenzersplissene Raoul zugemutet. Und gleich hinterher der melodisch klingende König der dunkeln Kammer, in der und vor der es vielfach ziemlich profillos zuging. Das war, selbst wenn man dem Regisseur die stärkstenKräfte irgendwelchen andern Proben zuliebe entzogen hatte, doch seine Schuld, weil er ja keineswegs nötig gehabt hätte, szenisch Jeßner und gestaltungsstilistisch Berger zu kopieren mit Mimen, die guten alten ehrlichen Reinhardt erfordert hätten. Man stelle Kloepfer in eine Landschaft, und er wird förmlich mit ihr-verwachsen. Man stelle ihn auf Tells oder Glosters Treppe, gebe ihm aber weder den noch jenen, sondern eine — nicht übermäßig üppige — Märchenfigur wie von Carl Hauptmann, und er wird ihr so wenig schuldig bleiben wie schenken. Das kleinere Fräulein Denera gar, aus der vielleicht die Horlacherlies zu holen wäre, wird Berthold Auerbachs sentimentale Tochter scheinen, sobald sie ihrem derben Gesicht den Ausdruck der Mona Lisa und ihrer frischen Stimme das Tremolo der Helene Thimig abzwingt. Man miete sich einen Dramaturgen und mindestens Einen Regisseur!

# **Jazz-band** von Hans Siemsen

Amerika hat, so sagt man wenigstens, keinen Alkohol mehr. Es hat auch keinen nötig. Es hat Jazz-bands. Das sind Musikkapellen, die einen ohne Alkohol besoffen machen.

Im schönen Sommer 1913 saß ich manchmal ganze Abende in der Magic City, das war der Luna-Park von Paris, vor einem Zelt mit Negermusik. Drinnen war irgend ein Negerstamm „mit seinen Sitten und Gebräuchen”. Draußen saß ein Mann mit einer Trommel aus Holz und trommelte: monoton und ohne aufzuhören. Und dann kam noch ein Neger und trommelte auch. Und dann kam ein dritter und blies auf einer Flöte. Und dann kam noch einer und blies auf einer andern Flöte. Und dann gingen die beiden Flötenbläser weg, ins Zelt. Und manchmal kamen sie nach einiger Zeit wieder und bliesen wieder etwas daher. Und manchmal kamen sie auch nicht wieder. Und nur die Trommel war immer da: monoton und ohne aufzuhören.

Wir saßen da und konnten nicht weggehen (auch Picasso saß manchmal da), eingeschläfert und süß besoffen, wie vor einem Buddha-Bild.

Aus dieser Neger-Musik sind die Jazz-bands entstanden. Aus einer Kreuzung zwischen europäischer Tanz- und amerikanischer Neger- und Nigger-Musik.

Da ist ein Klavier, da ist auch wohl eine Geige, da ist vielleicht auch ein Baß; aber da sind vor allen Dingen Fagott und Klarinette und Flöten und Becken und Triangel und Trommeln, oder Banjo und Harmonika und noch eine ganze Reihe namenloser, höchst phantastischer Instrumente, die alle nicht gradezu Musik, sondern mehr so eine Art von musikalischem Geräusch zu machen imstande sind.

Der dicke Mann, der diese Instrumente bedient, das ist der Geist, der gute Geist der Jazz-band. Er bedient sie bei Leibe nicht alle auf einmal. Er nimmt mal dies, er nimmt mal das. Er hat einen ganzen Tisch mit Instrumenten, und wenn die nicht ausreichen sollten, so hängen auch noch welche an der Wand. Das Klavier und die Geigen spielen ja auch schon einigermaßen — milde gesagt: uneuropäisch. Aber der dicke Mann übertrifft sie alle. Erst gurgelt er auf einem fagottähnlichen Horn eine ziemlich selbständige Baß-Melodie, ohne sich viel darum zu kümmern, was die Andern eigentlich spielen. Aber dann glaubt er, daß an diese Stelle besser eine Flöte paßt, und er legt sein Horn weg und spielt ein bißchen auf der Flöte. Oder er klingelt mit dem Triangel. Er weiß immer, was grade nötig ist, und gibt der Musik immer das, was ihr noch fehlt: ein bißchen Gebrumm, einen Schrei, ein Geschrill, eine spitze Flötenmelodie oder eine Reihe von dunkeln Gongschlägen. Und wenn er ein Uebriges tun will, dann setzt er sich neben den Mann am Klavier, der für seine eigne Person schon beinahe vierhändig spielt; und spielt irgendetwas, wovon er glaubt, daß es dahin paßt, vielleicht eine chromatische Tonleiter. Ich weiß nicht, was eine chromatische Tonleiter ist. Aber was der dicke Mann da spielt, das klingt so, als ob es eine wäre. Und dann singt er sich noch ein Niggerlied.

Man glaube nun nicht etwa, daß das lächerlich ist! Es ist komisch — aber es ist auch schön. Wie die kubistischen Bilder Picassos, wie die Aquarelle von Klee. Scheinbar sinnlos und unharmonisch, in Wahrheit sehr sinnvoll und, grade durch Disharmonie, harmonisch. (Wenn unbegabte Leute Picasso oder Klee nachmachen, so wird eine sinn- und geistlose Unordnung daraus. Durchschnittsmusiker können keine Jazz-band machen; — sie müssen sehr musikalisch sein.)

Diese Musik, dieser jede Vernunft niedertrampelnde Rhythmus wirken wie Gift, wie Alkohol, unwiderstehlich wie Negermusik. Nur macht die Negermusik süß-müde und schwer; die Jazz-band-Musik geht in die Knochen, in die Glieder, in die Beine. Sie setzt Den, der sie richtig versteht, in Bewegung wie eine Marionette. (Aber es muß eine gute Jazz-band sein! Der dicke Mann — ein musikalisches Genie! Es gibt furchtbar schlechte Nachahmungen. Wer so eine hört, muß mich für blödsinnig halten. Hütet euch vor Ersatz!) Die Paare, die nach dieser hypnotisierenden Musik tanzen, bewegen sich nicht selbst und wie sie wollen: sie werden von dieser Musik in Bewegung gesetzt. Wenigstens, wenn sie gut tanzen. Sie marschieren ruhig und langsam nach dem Takt der großen Trommel dahin, aber plötzlich fährt ihnen ein schriller Flötenton in die Knochen, die Knie knicken ihnen zusammen, und sie gehen ein paar Schritte mit ganz verrenkten und schlotternden Beinen, bis sie wieder den ruhigen Schritt der größten Trommel gefunden haben. Aber dann kommt ein Lauf auf der Klarinette und dreht sie wie einen Korkzieher umeinander, bricht plötzlich ab und zwingt sie, stehen zu bleiben. So macht diese Musik mit den Tänzern, was sie will, reißt sie auseinander, bringt sie wieder zusammen und hat sie, wie Marionetten, am Bändel. Mit ausgeschalteter Vernunft und ausgeschaltetem Willen sich diesem Rhythmus zu überlassen, das ist ein schönes Gefühl, wie wenn man nach durchwachter Nacht endlich, endlich einschlafen darf. Wer Jazz-bands hat, der braucht keinen Schnaps. Und so notwendig es gewiß ist, immer und ewig wach zu sein und den Verstand und die Augen offen zu halten, so süß ist es doch manchmal, zu schlafen oder auch bloß, besoffen zu sein.

Und noch eine nette Eigenschaft hat der Jazz. Er ist so völlig würdelos. Er schlägt jeden Ansatz von Würde, von korrekter Haltung, von Schneidigkeit, von Stehkragen in Grund und Boden. Wer Angst davor hat, sich lächerlich zu machen, kann ihn nicht tanzen. Der deutsche Oberlehrer kann ihn nicht tanzen. Der preußische Reserveoffizier kann ihn nicht tanzen. Wären doch alle Minister und Geheimräte und Professoren und Politiker verpflichtet, zuweilen öffentlich Jazz zu tanzen! Auf welch fröhliche Weise würden sie all ihrer Würde entkleidet! Wie menschlich, wie nett, wie komisch müßten sie werden! Kein Dunstkreis von Dummheit, Eitelkeit und Würde könnte sich bilden. Hätte der Kaiser Jazz getanzt — niemals wäre das alles passiert! Aber ach! er hätte es nie gelernt. Deutscher Kaiser zu sein, das ist leichter, als Jazz zu tanzen.

# Rundschau

## Die Schlaraffen

In glücklicher Erfassung einer der dringendsten Notwendigkeiten der Nachkriegszeit fand ein Weltkonzil der „Schlaraffen” statt. Es waren mehr als 2000 „Ritter” mit zusammen 1964 Vollbärten aller Schattierungen in Karlsbad versammelt. Leider gingen sie ohne Visier spazieren.

Die „Schlaraffen” sind ein lustiges Völkchen. Sie haben ihr Leben mit einer Art höhern Weihe umgeben und tragen als Symbol dessen Helme, Orden und Schärpen; in ihren — natürlich geheimen! — Zusammenkünften legen sie einander die scherzhaftesten Namen bei wie „Ritter Spund” oder „Ritter Vielfraß”, essen nicht, sondern werden „geatzt”, grüßen mit dem herzigen Zuruf: Lulu!, kurz: treiben allerlei Schabernack, demgegenüber der übliche Bierulk der Studenten von der Geistigkeit eines Platonischen Dialoges ist.

Warum ich ihnen ihre „harmlose Geselligkeit” nicht lasse? Weil ich diese Sorte harmloser Gesellen kenne. Weil sie zwar, jeder für sich, kein Wässerchen trüben können, aber alle zusammen den lautersten Geistesstrom. Weil sie zwar „die Kunst auf ihr Banner geschrieben haben”, aber vor Kokoschka-Bildern „nebbich” sagen oder „'ne Affenschande!” — je nach dem — und sie erst zu achten beginnen, wenn sie in der dresdner Galerie hängen. Weil diese ganze wunderschöne Romantik mit Rittern, Knappen, Sassen und Burgmaiden nichts andres bedeutet als die ins Spaßhafte gewendeten Embleme ihrer glorifizierenden Kriegsphraseologie, die heitere — leider nicht erheiternde — Seite ein und derselben „Mentalität”. Weil du hier den deutschen Bürger in Reinkultur hast; das Renomme vom „Ernst des Lebens”, seines Lebens, ist ein bißchen wacklig geworden, aber den „Humor” hat er sich bewahrt: setzt seine farbige Kappe auf, klemmt das Augenglas fester ein und lächelt selig: Lulu . . .

Ja, sie sind die Schlaraffen: ohne Emotionen fließt das Dasein hin, der Papa ist Regierungsrat, der Vorgesetzte Ehrenschlaraffe, und das Uebrige ergibt sich von selbst. Von Natur aus ametaphysisch veranlagt, wird man Universitätsprofessor und als solcher Darwinist. Oder man wendet sich der Literatur zu, in der man sich dank ausreichenden Verbindungen gleichfalls als sehr begabt erweist. Mit einem Messer im Rücken läuft der Geist durch die Straßen, und Jeder schneidet sich gemächlich ein Stückchen ab.

Wann aber beginnt man einzusehn, daß nicht politisches Ränkespiel, sondern eben solche Mittelmäßigkeiten und eben dieser unselige Hang des Deutschen zu obskurer Anonymität — mag sie jetzt Presse, Publikum oder „Schlaraffia” heißen — uns Alle dahin geführt haben, wo wir heute sind? Das wärmende Gefühl des Geborgenseins in einer kollektiven Macht, die an Allem schuld und vor Niemand schuldig ist, das beruhigende Bewußtsein, zwischen Millionen Gleichgesinnter keinen persönlichen Stoß zu spüren, die hiermit verbundene seelische Distanzierung des Einzelnen von fremdem Leid — die ihr Gewissen in humanitären Spenden beruhigt —: das war die psychische Disposition einer dem Weltkrieg zuschauenden Intelligenz. Gewiß: noch zu keiner Zeit war der Verzicht auf die individuelle Note so sehr Voraussetzung alles Erfolgs in Gesellschaft, Politik und Kunst; aber

auch nie wurde dieses Opfer williger, öfter und vollständiger gebracht als heute. Nur so ist das Entstehen und Anwachsen einer intellektuellen Masse — welch eine contradictio in adjecto! — zu erklären, die das Schicksal von Völkern bestimmt. Der an sich harmlose Fastnachtsscherz eines Konzils von Rechtsanwälten, Direktoren, Journalisten, Professoren und Schauspielern, die einander unter „Atzen" und Schmatzen versichern, daß Freundschaft und Heiterkeit trotz allem nicht ausgestorben sind, bietet im roten Schein der Geschehnisse von sechs vergangenen Jahren einen gespensterhaften Anblick. Und einen trostlosen in der trüben Vorahnung der kommenden.

„Drei Meilen hinter Weihnachten liegt ein Land, durch das Bäche roten Weines fließen . . ." Ach, uns wäre ja schon Schlaraffenland genug, durch das nie mehr Bäche Blutes flössen! Wie aber können wir solches auch nur mit einiger Sicherheit erwarten, wenn darüber weiterhin die ungeschwächte Geltung Derer entscheidet, denen in jedem Fall, so oder so, die gebratenen Tauben In den Mund fliegen!

Heinrich Fischer

## Die Frau im Kreise

So heißt das neue Buch Catherina Godwins, die uns vor rund zehn Jahren das unvergessene Erlebnis einer Frau von Selbstkritik und Selbstbeobachtung gegeben hat. Im allgemeinen wissen nämlich die Frauen von sich, ihren Empfindungen, ihrem geheimsten Sein am wenigsten, und so viel sie auch schreiben mögen: die wahren, die aufschlußreichen Frauenbücher stammen alle von Männern; von den Männern Goethe, Stendhal, Flaubert, Maupassant, Schnitzler. Hier aber war eine Frau, bei der man den Eindruck hatte: sie steht dauernd einen Schritt hinter sich und guckt sich zu. Oft erstaunt, zumeist wohlwollend, immer sachlich. Was sie dabei sah und dachte, schrieb sie in ein Buch und nannte es: ‚Begegnungen mit mir'. Es waren Bekenntnisse, Feststellungen, Aphorismen einer Frau, nein: einer Dame, einer verwöhnten, kapriziösen Dame mit dem Motto: „Illusionen trägt man nicht mehr", die spielerisch in den Schubfächern ihrer Seele kramte und dabei äußerst reizvolle, intime Dinge ans Licht zog. Und da sie eine Dame war, blieb sie stets geschmackvoll und kultiviert, und da sie dies wußte, konnte sie sich sehr weit vorwagen. Verblüffender noch als die amüsante Ueberlegenheit, mit der sie auf sich und ihr Erleben herabsah, war die kühne Aufrichtigkeit ihrer Betrachtungen; am verblüffendsten aber die prachtvolle Treffsicherheit des Ausdrucks, die künstlerische Prägnanz ihrer Darstellung. Jedes Wort saß, Alles war scharf geprägt, Vieles gestochen. Wahrscheinlich hat man das so lange gerühmt, bis ihre Unbefangenheit darunter litt: ihr neues Buch (erschienen im Hyperion-Verlag zu München) ist bereits sehr bewußt „geschrieben" (fast gemacht), verrät auf jeder Seite den Ehrgeiz, meisterliche und namentlich moderne Prosa zu geben, und was gestern noch Prägnanz war, ist heute „Ballung" Sternheimscher Faktur.

Der hübsche Vorwurf entspringt logisch jenen ‚Begegnungen': die Erkenntnis von Fluch und Zufall der Identität, die dort waltete, führt hier zum Wunsch nach neuer Gestalt, neuer Bedingtheit. Dem Austritt aus der eignen Persönlichkeit folgt der Eintritt in fremde: die ihrer selbst müde

Mondaine verwandelt sich — endgültig, alle Brücken abbrechend — erst in eine züchtig-spießige Provinz-Sekretärswitwe, dann in eine altjüngferliche Gesellschafterin, endlich in eine Brettldiva — und der Reiz des Buches liegt in der entzückend beobachteten, ironischen Kleinmalerei dieser verschiedenen Milieus, zumal der seelischen. Das Kapitel der Witwe Huber namentlich ist bester Spitzweg. Leider begnügt sich Catherina Godwin nicht mit solch starkem Können. Sie strebt nach philosophischer, nach metaphysischer Ausdeutung der drei Metamorphosen und ihre pretiöse Reflexion versteigt sich auf vielen Seiten zu Höhen, in denen nur noch Wortgestrüpp, doch kein Gedanke mehr gedeiht. Man überschlage diese Seiten, und man wird ein charmantes Buch gelesen haben.

Ernst Goth

## Fränze Roloff

Schon wenn sie sich auf das Podium schleudert und der erste Vers klingt, spürst du das Besondre. Was ist das? Ein schmaler, zerbrechlicher, fast ungeschlechtiger Körper, von geladenen Energien durchbebt, ist in die Höhe gerissen, scheint nicht mehr auf dem Boden zu stehen. Die Arme mit geballten Händen sind ein wenig zur Seite gespannt. Das Gesicht, in dessen Zügen Aegypten, Japan und Palästina sich seltsam kreuzen, ist von jener reizvollen Häßlichkeit, die durch geistige Spannkraft und seelischen Adel anzieht. Wie sie dasteht, mit geschlossenen Augen, den Kopf nach hinten geworfen, ein Körper, bei dem alles Körperliche in Geist sublimiert ist: das ist das Bild einer Künderin, eines vom Dämon besessenen Menschen. Dem Geist der Dichtung hingegeben, gibt diese Frau nicht mehr ihr oder jenes (des Dichters) Einzelsein, sondern rührt an das Weltsein, das im Mikrokosmos des Gedichts schwingt. Ihre Natur drängt sie zu Dichtungen, die überpersönliche Ströme ausstrahlen, die im Religiösen verwurzelt sind oder zu ihm hinführen. Daß Fränze Roloff den Seher Stefan George so tief verstehen konnte, daß wir durch ihren Vortrag (etwa der ‚Litanei') die Quellenschächte dieses Dichters sahen, ist darum bemerkenswert, weil es die törichten Vorstellungen von den Grenzen der Frau (die Weininger in die Welt gesetzt hat) einmal glatt widerlegt. Dieser Fall beweist: Es gibt Frauen, die als Frau erleben und doch viel stärkere Beziehungen zum „männlichen" Geist haben als mancher „geistige" Mann. Der letzte Abend, der Else Lasker-Schüler gewidmet war, zeigte das aufs neue. Grade in dieser problematischsten der heute dichtenden Frauen liegt prophetische Ekstase so dicht neben spielerischer Erotik und sanftester Güte, daß, wer sie sprechen kann, auch die Grenzen des Geschlechts überwunden haben muß. Fränze Roloff hat den spielerischen Zug nicht, aber Frauen- und Geisttum binden sich in ihr zur seltenen Einheit.

……………………………………………………………..Erich Marcus

## Flöten-Literatur

Großer Pan, Mittagshitze, Waldlichtung, Sanssouci, Quantz: Anleitung die „Flöte traversière" zu spielen, Damon saß und blies die Flöte rallala la . . . Alfred Lichtenstern stand und blies die Flöte an sieben Abenden im Sezessions-Saale, dessen Wandbehang größtenteils nicht zu dem Idyll da unten paßte. Gott behüte, ich war nicht alle sieben Mal dabei, trottete aber doch ab und zu in pastoraler Dämmerstimmung den Kurfürstendamm

entlang, um wenigstens teilweise den versprochenen „Ueberblick über die gesamte Flöten-Literatur” zu gewinnen, der sicherlich auch zur allgemeinen musikalischen Bildung gehört.

Die Veranstaltung war schlecht vorbereitet und besucht, wie das bei feinern Kunstangelegenheiten öfters der Fall ist. Der deutsche Orchestermusiker ist ideal gesinnt, tüchtig und unpraktisch. Er ladet keine Presse ein, verteilt wenig Freikarten und läßt sich von einem Konservatoriumsschüler am Klavier begleiten. Außerdem ist er imstande, Kompositionen von Siegfried Wagner zu spielen.

Aber man hörte ein entzückendes Mozart-Konzertchen, ein possierliches Flöten-Duett von Beethoven, ein Harfentrio von Berlioz, der, wie kein Andrer, die Seele des Blasinstrumentes aus Holz und Metall zu erlösen wußte. Und junge Schreker-Schüler experimentieren vielversprechend mit dem Rohr, das wenig Kraft und Leidenschaft hat, aber Anmut und Distinktion einer kühlen, eleganten Frau, die bei zu häufigem Zusammensein ein bißchen langweilt . . .

Oscar Bies Einleitungs- und Schluß-Vorträge mußte ich versäumen. Es waren gewiß nicht die wenigst graziösen Virtuosenleistungen des ganzen Cyklus.

Gisella Selden-Goth

## Neueste Nachricht

Ich bin jetzt etwas besser bekleidet wie bisher, trage einen hochnoblen Hut, führe mich demgemäß auf, zahle pünktlich und wohne bei einer Frau mit zwei Töchtern, die mit zwei Doktoren der Philosophie befreundet waren. Beide Herren kamen von beiden Damen mit der Zeit ab, indem sie sich nach andern Beziehungen umsahen. Ach, wie sind Lieblosigkeit und Untreue unhold!

Doch was gibts Neues? Neulich wurde ein Vortrag über Dostojewski abgehalten, ferner über den Wert der Psychiatrie für die menschliche Gesellschaft gesprochen. Ein Prediger äußerte sich über und gegen das Sektenwesen. Im Theater wurde Maria Stuart gespielt; ich sah bei diesem Anlaß Frau Else Heims wieder.

Im Uebrigen fühl' ich mich hier in Bern ziemlich wohl. Gewiß bin ich jetzt nicht mehr so unabhängig; ich arbeite tagsüber in einem Bureau, das heißt: in einer Art Gewölbe, blättere in allerhand alten Akten, in Briefen, Berichten, Verordnungen, Erlassen, lege Verzeichnisse an; und bemühe mich, sachlich zu sein, was ich ganz hübsch finde, obschon ich mich dabei ein wenig anstrengen muß.

Das Schöne ist, daß ich ein gutes Gewissen habe. Hieran fehlte es mir zwar meines Wissens nie. Unangenehmerweise fiel mir kürzlich ein gesunder prachtvoller Zahn aus, was aber zum Glück kein großes Unglück ist. Freilich muß ich nun mit einer Lücke im Mund herumspazieren, aber das tu ich trotzdem gern, nämlich abends, wenn die Feierstunde schlägt, und Samstag nachmittags.

Da gehts jeweilen frisch und jugendlich ins runde duftende Freie, und da kümmert mich nichts mehr, da bin ich wieder der, der ich von jeher war, und bin glücklich und mache allerlei nette kleine Bekanntschaften, gehöre der Welt, wie auch sie mir gehört, und die Welt ist weit, und mein Herz ists auch, obschon es gar nicht mehr so jung ist.

Was sind Jugend und Alter vor dem erhebenden Gedanken und dem jeden derartigen kleinen Unterschied auflösenden Gefühl der Unendlichkeit der Naturgeschichte?

Robert Walser

# Antworten

**Erich Marx.** Sie schreiben mir: „Sie haben mich in ein schönes Licht gebracht, und nicht nur mich, sondern das ganze jüdische Volk! Boden- und Getreidewucher sollen ‚erlaubt' sein: so steht es, mit meinem Namen gezeichnet, in Nummer 9 der ‚Weltbühne'. Ich bitte Sie herzlichst: rehabilitieren Sie mich schnellstens!" Ich bin grundsätzlich gegen die Berichtigung vom Druckfehlern: denn entweder hat man sie garnicht bemerkt, oder man hat sie gleich selber berichtigt. Diesen Druckfehler hat, bis auf boshafte Antisemiten, zuverlässig Jeder, der ihn bemerkt hat, auch berichtigt. Aber ich brauche noch zehn Zeilen zur Vervollständigung der zwei Seiten ‚Antworten'.

**C. J.** Worüber klagen Sie? Dies ist der Lauf der Welt. In der gesamten berliner Presse gabs zwei Nekrologe auf Emil Heilbut. Der liebevollste war zwanzig — daß ich nicht lüge: einundzwanzig Zeilen lang. Die dümmste Tanzoperette kriegt sechzig. Aber wer hat heute die Muße, dankerfüllt in der Vergangenheit so brotloser Künste wie der kunstkritischen zu verweilen! Was geht die Mitwelt der Tod eines Mannes an, der schon vor fünfzehn Jahren freiwillig seine Tätigkeit eingestellt hatte! Woher und wozu denn braucht sie, die wenig weiß und das falsch, auf ein Mal zu wissen, welches Gewicht diese Tätigkeit zwanzig Jahre vor in ihrem Abschluß hatte! Ich habe mir bei der schwarzgeränderten Nachricht bekümmerten Herzens die fünf Jahrgänge der ‚Nation' von 1886 bis 1890 heruntergeholt, sitze, von ihnen umgeben, in der Vorfrühlingsmittagssonne und schwelge mit allen Fibern. Meine Trauer nimmt langsam ab. Ist der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch. Und so lange wie der Name des stärksten, instinktsichersten und verdienstvollsten deutschen Kunstkritikers wird auch der Name Herman Helferich leben. Schon die Wahl dieses Pseudonyms spricht für den fünfundzwanzigjährigen Menschen, der nichts weiter will als ihm Ehre machen. Die bildende Kunst, als er anfängt, sich umzutun, ist zwei Sorten von Leuten ausgeliefert: den Seichtbolden und den Gehirnlingen. Zwischen beide Gruppen, die banausischen Feuilletonisten und die bleichsüchtigen Theoretiker, tritt ein Vollblut von geistiger Freiheit und dem Mut zu sich selber. „Was mich persönlich interessierte: persönlich habe ich es beurteilt." Das ist eine Melodie, die in diesem Zweig der Branche neu ist. Bis dahin hat nur Theodor Fontane so seine Theaterkritik getrieben. Aber der junge hamburger Jude hat seinen Impressionismus nicht von dem Preußensänger, sondern von jenen französischen Malern, die ihm Vorbild gewesen waren, solange er sich zum Maler geboren glaubte. Der Selbstkritik, die ihn erstaunlich früh über die Grenzen seiner schöpferischen Begabung belehrt, ist seine Kritik durchaus ebenbürtig; und der Art der bewunderten Künstler, die er als Maler nicht erreichen kann, ist seine Schriftstellerei verwandt und gewachsen. Sein Siil ist von köstlicher Ursprünglichkeit, Anschaulichkeit, Natürlichkeit: füllig, hauchig, durchleuchtet und durchleuchtend; sein Witz nie stechend, immer belebend. Nach fünfundddreißig Jahren sieht man jedes Bild, das er einstmals geschildert hat, vor sich; und daß er richtig geschildert hat, ermißt man an denen, die man kennt, wie die ‚Netzeflickerinnen' und das ‚Altmännerhaus' von Liebermann. Ist der nun etwa Helferichs Abgott? Es wäre verständlich, wenn ein unverbrauchter praeceptor artium mit himmelstürmender Ueberschwänglichkeit liebte und haßte. Aber diesem skeptischen Temperamente liegt nicht, mit wilder Ausschließlichkeit zu stürzen und auf den Schild zu heben. Er will Kritik im schärfsten Sinme des Wortes üben: er will durch gewissenhafteste Sonderung fördern. Sein Blick ist unbestechlich: er erfaßt, worin die Neuen über die Alten hinausgelangt sind, und erkennt zugleich den Punkt, wo sie eines Tages selbst überwindbar sein werden. Man muß Böcklin gegen Kaulbach durchsetzen, sicherlich; aber

intellektuelle Redlichkeit fordert auch, beizeiten der Ueberschätzung vorzubeugen, zu deren Bekämpfung später Meier-Graefe ein eignes Buch nötig haben wird. Es geht nicht an, den Modeliebling Lenbach auf seinem Trone zu lassen; aber darf man sich den Vorzügen dieses gefährlichen Blenders versperren? Am Ende einer Charakteristik, die frisch wie von heute morgen ist, steht der zusammenfassende und erschöpfende Satz:„Lenbach wird von seiner Periode ein falsches, aber ein bleibendes Bild gegeben haben"; und in so gerechte Formulierungen wird das Wesen von Uhde, von Menzel, von Whistler, von allen zeitgenössischen Malern eingefangen. Wer mir mißtraut, wird womöglich argwöhnen, daß da Einer nicht die Farbe bekannt hat, die doch sein Element war: daß er getrachtet hat, sich mit Alter und Jugend gleich gut zu stellen. Gar kein Gedanke. Seine Liebe gehört der Zukunft, dem Gegenstück der „gewaltigen Bilder", der paysage intime — der „neuen Schule". Ihre Herkunft, ihre Absicht und Eigentümlichkeit — er ermattet nicht, sie tiefgründend zu erklären. „Wir glauben, Die sind Toren, die behaupten wollen, die neuen Naturalisten schrieben bloß die Natur ab. Sie schreiben in sie hinein, und von ihren Lettern, wir sind dessen gewiß, sagt die Nachwelt: So war in den Köpfen der gegenwärtigen Periode die Meinung über die Poesie der Natur." Er ist nur zu reif, zu weise mit seinen fünfundzwanzig Jahren, zu pflichttreu, zu bewußt der schweren Verantwortung jedes Publizisten, zu froh des Reichtums der Kunst und des Lebens, um irgendeine Frucht zu mißachten, weil ringsherum junge Keime frühlingshaft sprießen und duften. Sein untrügliches Wertgefühl schützt ihn vor Unterschätzung und Uebertreibung. Er hat, ganz einfach, den Maßstab, den 1921 wir haben, den aber 1886 kein Einziger hatte. Nicht genug zu rühmen, daß es in jener Periode der Finsternis, drei Jahre vor Sonnenaufgang, eine Wochenschrift gab, die solchen reformierenden, evolutionslustigen, normsetzenden Kritiker ohne Namen und ohne Kredit einen, der tapfer Götzen bezweifelte und Genies der Verkanntheit entriß, zu drucken wagte. Wie sich diese Aufsätze heute lesen, unverwelkt bis ins letzte Adjektivum, sollte man meinen, daß sie seinerzeit elektrisierend gewirkt haben. Aber das ist vermutlich, das ist zuverlässig ein Irrtum. Die Wahrheit einer Persönlichkeit wird damals nicht schneller durchgedrungen sein als vorher und nachher. Darauf deuten bei Helferich immer wieder Töne der Resignation. „Da noch dazu Pietsch in Ostende weilte, so wußte die Allgemeinheit des Publikums garnicht, ob es sich auch vielleicht verböte zu lachen, denn ohne Pietsch konnte man es nicht wissen." Oder: „Man möchte bitter werden, wie wenig bis jetzt in Deutschland gemerkt wird, wo die größere Feinheit ist, wie wenig diskret oft die ältere Schule ist, und wie sie dem schlechtern Geschmack so gern entgegenkommt." Diesen schlechtern Geschmack zu bekämpfen, ist Emil Heilbut erst im dritten Jahre der Monatsschrift ‚Kunst und Künstler', die er 1902 begründet hatte, müde geworden. Seitdem war er kaum mehr irgendwo zu vernehmen. Sich seiner zu freuen, war nur noch bei Brahms Premieren Gelegenheit, wo er regelmäßig neben seinem Jugendfreund in der Direktionsloge saß. Mit dem blauschwarzen Vollbart glich er in seiner vollendeten Ruhe, Würde und Vornehmheit einem assyrischen König. Wer nicht mit ihm bekannt, aber seiner hohen Bedeutung inständig eingedenk war, liebkoste ihn stumm mit den Augen und verfolgte ängstlich, wie er vor den Jahren ergraute. Man hörte, daß eine Krankheit an ihm fresse. Sie hat ihn vor Vollendung des sechzigsten Jahres aufgefressen. Seinen Körper. Nicht seinen Geist. Der bleibt. Damit er auch wirke, sollte man seine Schriften sammeln. In dem aesthetischen Chaos der Gegenwart würden sie zur Beruhigung, zur Erziehung und zur Erhebung von unüberbietbarem Nutzen sein.



Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Königsweg 33

XVII.Jahrgang 17. März 1921 Nummer 11

## Gegen Stinnes von Karl Rothammer

Die Stunde ist gekommen, da sich bewähren soll, daß Zynismus produktiv sein kann. Die Truppen der Entente exerzieren, wo sie, wenn der Vertrag von Versailles ein heiliges Gesetzbuch wäre, nichts zu suchen hätten. Es ist begreiflich, aber nicht nützlich, daß auf solchen Gewaltakt der deutsche Nationalismus antwortet. Von vorn herein aber muß festgestellt werden: Nichts kann an dem militaristischen Zwischenspiel, das Herr Briand inszeniert hat und Lloyd George duldet, weniger ändern als aufgeregte Singsang-Versammlungen und Ovationsblumen für Simons. Nur keine Primadonnen-Politik! Man feiert keine Niederlagen, und man darf nicht unterschätzen, welche Gefahren uns durch die Neubesetzung deutscher Gebiete drohen. Gewiß ist richtig, daß durch die Anwendung der sogenannten Sanktionen die Entente, und ganz besonders Frankreich, nicht in den Besitz der begehrten Milliarden kommt. Aber fest steht auch, daß die neue Behinderung des deutschen Wirtschaftslebens sich sehr schnell peinlich bemerkbar machen wird, und daß es jedenfalls keinen Gewinn für Deutschland bedeutet, noch mehr als bisher in das mitteleuropäische Chaos hineingerissen zu werden. Grade wer der Auffassung ist, daß die deutsche Leistungsfähigkeit erheblich dazu beitragen kann, die aus den Fugen gekommene Welt wieder einzurenken, wird danach trachten müssen, so schnell wie möglich dieser Leistungsfähigkeit wieder die notwendige Bewegungsfreiheit und damit Frankreich die Zuversicht auf einen langsamen Wiederaufbau zu verschaffen. Es wäre gewiß Unsinn, in aller Banalität sich dessen zu erinnern, daß der Klügere nachgibt; aber es wird vielleicht richtig sein, daß der Klügere nicht zögert, aus der Sackgasse, in der alle Beteiligten nur anrennen können, einen Ausweg zu suchen.

Daß Herr Stinnes und seine Freunde am wenigsten geeignet sein dürften, die Bresche, die nötig ist, zu schlagen, wird kein Einsichtiger bezweifeln, am wenigsten wer davon überzeugt ist, daß die Interessen des von Stinnes bevormundeten Großkapitals immerhin einiges dazu beigetragen haben, unsrer Delegation in London die Verhandlungen zu erschweren. Herr Stinnes wird die entschlossenste Aufmerksamkeit des deutschen Volks auf sich gelenkt sehen müssen, wenn neuen Verhandlungen der Weg gebahnt werden soll. Fürs erste muß darum den Versuchen, die Stinnes und seine Freunde unternehmen, Minister Simons zur Strecke zu bringen, Einhalt geboten werden. Ob Simons fällt oder nicht, wäre verhältnismäßig gleichgültig. Gleichgültig wäre auch beinahe, ob der kompakte Klüngel des Auswärtigen Amts, wie ihn Herr v. Simson dirigiert, und wie er sich nach der Art des Rattenkönigs in der Hervorstellung von Leuten wie Neurath und Lucius wieder einmal übt, abgehalftert wird. Die Hauptfrage bleibt: ob die bürgerliche Reichsregierung, die immer mehr und mehr unter das Diktat der Deutschen Volkspartei, das heißt: unter das Kommando des Herrn Stinnes gekommen ist, weiterhin geeignet bleibt, für das deutsche Volk

mit der Entente zu verhandeln. Naiv wäre,anzunehmen, daß die Entente auf unentbehrliche Forderungen verzichten würde, wenn Deutschland sich etwa durch Sozialisten vertreten ließe. Aber geprüft werden muß, ob, nachdem nun einmal ein Wirtschaftsproblem, das man am besten nur nach wirtschaftlichen Maßstäben geregelt hätte, zu einer rein politischen Frage, ja zu einer Frage des Prestiges geworden ist, nicht eine weithin sichtbare Operation, die als politischer Effekt der Entente bei Zurücknahme ihrer Gewaltsverfügungen genügen könnte, unumgänglich nottut.

Solche Prüfung wird umso dringlicher sein, als die Auswechslung der bürgerlichen Reichsregierung nicht nur eine taktische Maßnahme wäre,sondern auch die Möglichkeiten schaffen würde für eine gründliche Umgruppierung dessen, was das deutsche Volk den Entente-Regierungen zur Durchführung der Reparationen anzubieten hat. Wobei allerdings betont werden muß, daß Niemand daran zu denken vermöchte, das Pariser Diktat anzunehmen; Niemand wird sich finden, der im Namen Deutschlands unerträgliche Forderungen einer schlecht unterrichteten und mißtrauisch uns Ketten anlegenden Entente übernimmt. Berechtigt aber bleibt die Annahme, daß das deutsche Volk, wenn es ohne Rücksicht auf unberechtigte Interessen des Großkapitals und der Schwerindustrie einen Ausgleich sucht, ihn leichter finden wird, als dies der bürgerlichen Regierung, die, was sie auch immer sagen mag, Exekutivausschuß des deutschen Imperialismus ist, gelingen konnte. Schließlich ist in der Politik die Atmosphäre, in der die Dinge sich gestalten, nicht gleichgütig. Mit einem Deutschland, aus dessen Vertretung der letzte Revanchemann, der letzte Gewaltathlet und der letzte Hinterhältler verschwunden sind, wird die Entente, so wenig sie auch immer auf die zweite Internationale und ihre eignen Arbeitermassen Rücksicht nimmt und wohl auch Rücksicht zu nehmen braucht, doch eine andre Sprache sprechen müssen. Vor allem wird England, dessen Sättigung immer vollkommener werden dürfte, jede Gelegenheit begrüßen, um den Franzosen das Blut zu kühlen. Man muß einmal offen sagen, was von den deutschen Politikern dauernd übersehen wird: Das Interesse Englands an Deutschland ist verhältnismäßig gering. Das englische Imperium ist viel zu gewaltig und hat viel zu viel andre Sorgen, als daß es sich übermäßig um Deutschland kümmern könnte. Die Geschichte von dem endgültig zu verdrängenden Konkurrenten hat gewiß manches für sich: aber Englands Gesamtpolitik verlangt, daß möglichst bald die europäischen Angelegenheiten einmal zur Seite gelegt werden können. Ist der Augenblick hierfür günstig, so wird England, zumal es in seiner Orientpolitik von Frankreich kaum noch etwas zu erhoffen nötig hat, sich nicht länger dem republikanischen Bonapartismus verschreiben, wird es vielmehr andre Mittel suchen und finden, um zu verhindern, daß Herr Poincaré auf der Leiche des Herrn Briand Tänze aufführt, die den Kontinent erschüttern. Daran dürfte auch die immer mehr zu einer Landplage sich auswachsende Monomanie des Herrn Georg Bernhard nichts ändern. Der glaubt immer noch, daß Herr Seydoue von Deutschland um Englands willen geopfert worden ist, und daß Herr Loucheur mit beiden Händen

zugreifen würde, wenn wir ihm brauchbare Wiederaufbaupläne darreichten. In Wirklichkeit ist Herr Seydoue in Frankreich seit langem ein toter Mann; in Wirklichkeit weist Herr Loucheur als Bauunternehmer größten Stils alle Pläne, die seine Geschäfte stören könnten, kühl zurück. Das alles aber muß einmal seine Grenzen finden: einmal wird England es müde sein, einem halbverrückten Frankreich Gefälligkeiten zu erweisen. Für solchen Ordnungsruf die Basis zu bereiten, heißt: die Verhandlungen über die Reparation wieder in Gang zu bringen, heißt: den Abzug der das deutsche Wirtschaftsleben bedrohenden Strafbesetzung einleiten.

Stinnes und die Deutsche Volkspartei werden sich also möglichst schweigsam zu verhalten haben. Weder im Reich noch in Preußen können sie zur Zeit Nützliches verrichten. Man weiß in der Politik niemals, ob nicht Umwege wohl oder übel gegangen werden müssen. Nur keine Pythia beschwören; wohl aber sich mit Zynismus panzern! Auch in Preußen wird die Deutsche Volkspartei den Verzicht zu lernen haben. Da das Zentrum ernsthaft nicht daran denkt, mit den Deutschnationalen sich in eine Regierung zu setzen, und da die Sozialdemokraten das Zusammengehen mit der Deutschen Volkspartei abgelehnt haben, bleibt nur noch auszuknobeln, welche Preise wechselseitig von Zentrum und Sozialdemokratie gezahlt werden sollen. Das Zentrum fordert den preußischen Ministerpräsidenten und daneben die Besetzung des Landwirtschaftsministeriums mit einem Fachmann. Um die Homogenität zwlschen Preußen und dem Reich herzustellen, denken Zentrum und Sozialdemokratie gemeinsam an Neuwahlen, für die der Herbst wohl die geeignetste Zeit sein dürfte. Bis dahin wird in Deutschland Wogengang sein, Stinnes wird blasen und Helfferich tuten. Die Politischen aber werden die Ruhe bewahren, werden ohne besondere Hoffnungen, an zahllosen Klippen vorbeisteuernd, ein zwar nicht festliches, aber schließlich doch erträgliches Festland anzusteuern trachten.

*

Unterdessen haben Reichstagsverhandlungen zwischen dem Minister Simons und den Parteiführern stattgefunden. Man hörte verschiedene Organe, aber nur eine Meinung. Solange Sachliches behandelt wurde, hätte das Konzept des Abgeordneten Wels von Westarp und das des Grafen Westarp von Wels vorgetragen werden können. Abwechslung kam in solche Einmütigkeit immer erst, wenn das Gespinst der Parteipolitik, der Wirrwarr der innern Fragen sich um die entscheidenden Probleme der äußern Politik wuchernd rankten. Aus der Perspektive des kreisenden Adlers oder, wenn es besser klingt, des piepsenden Spatzes gesehen: das deutsche Unheil, vom Dreißigjährigen Krieg und länger her vererbt, der Zwist der Brüder, die Vielfältigkeit der Meinungen — das ist es, was die Deutschen hindert, noch immer hindert, ein weltpolitisch denkendes und handelndes Volk zu werden. Insofern möge ein Wort des mitsamt dem Kabinett vorläufig geretteten Ministers Simons Geltung behalten: „Von London aus erkennt man die Welt besser als vom märkischen Sande aus gesehen.”

# Die Londoner Konferenz von einem Teilnehmer

Als am Abend des neunten März der Sonderzug mit der deutschen Delegation auf dem Potsdamer Bahnhof einlief, war eine festlich gestimmte Menschenmenge vor dem Gebäude und in der Halle versammelt. Militärischer Empfang fand nicht statt. Dagegen war der Reichskanzler erschienen, um dem führenden, wenn auch nominell nicht leitenden Staatsminister die gebührenden Ehren zu erweisen, und die Volksmenge jubelte Simons zu, als käme er an der Spitze eines siegreichen Heeres aus dem Felde. Nur die Tatsache, daß Autos von Pferdekräften und nicht von wirklichen Pferden getrieben werden, verhinderte die Menge, ihm wie einer Operndiva die Pferde auszuspannen und ihn triumphierend in die Wilhelm-Straße zu ziehen.

Bald nach der Heimkehr änderte sich das Bild ein wenig. Hier und da wurden Fragen laut, ob Simons nicht zu viel oder zu wenig geboten habe, ob er alles hätte auf einmal bieten oder letzten Endes doch hätte unterschreiben, ob er deutsch, französisch oder englisch hätte reden sollen. Wer fragt, zweifelt. Die wirkliche, aufrichtige Freude war also nur kurz. In der Tat muß man ja zugeben, daß die Londoner Konferenz ergebnislos verlaufen ist, und es ist merkwürdig genug, solchen Jubel über nichts oder weniger als nichts, über ein Minus, zu hören, obendrein nach der Besetzung noch dreier deutscher Städte!

Wer mit der Delegation in London gewesen ist und die Dinge aus nächster Nähe beobachtet hat, wird die Frage, ob Simons ein besseres greifbares Ergebnie mit heimbringen konnte, allerdings verneinen müssen. Leider aber auch die Frage, ob die Delegation und ihre Führer aus der Situation herausgeholt haben, was herauszuholen war. Das zweite Nein ist fast schwerwiegender als das erste.

Zunächst die Zusammensetzung der Delegation und ihre Begleitung! Dem Führer der Delegation, der zurzeit das tonangebende Mitglied der Reichsregierung ist, kann eine wirkliche demokratische Gesinnung und der aufrichtige Wille zu ihrer Betätigung nicht abgesprochen werden. Allerdings hat er schon dem alten Regime in hervorragender Stellung gedient; aber er ist nicht Fürstendiener im üblichen Sinne des Wortes, und zu seinen hervorstechendsten Charakterzügen gehören Ernst und Aufrichtigkeit, die zuweilen sogar in einen fanatischen Wahrheitseifer ausarten und hier und da diplomatische Fähigkeiten in den Hintergrund drängen. Dazu kommt, daß Simons in starkem Maße Gefühlsmensch ist. Er engagiert sich sehr stark mit dem Herzen, wo der Verstand kühl bleiben sollte, und sucht das wieder auszugleichen durch klares Denken auf Grund von Paragraphen. Simons ist nämlich nicht so sehr Staatsmann wie Jurist. Als solcher hat er sich auch seine nächsten Ratgeber ausgesucht: die Ministerialirektoren v. Simson und Göppert. Simons, v. Simson und Göppert waren die Vertreter des Auswärtigen Amts in der Delegation. Zu ihnen stießen Bergmann, der die wirtschaftliche Seite der Pariser Vorschläge und alle sonst etwa zur Debatte stehenden Fragen am virtuosesten beherrscht, der gewandte Le Suire, dem man persönliche Beziehungen zu französischen Politikern nachsagt, und Lewald vom Reichsministerium des Innern, ein ungemein tüchtiger Beamter.

„Und dann die Grenadiere . . .”

Das Reichswehrministerium trat sechs Mann hoch an. An ihrer Spitze General von Seeckt, anfangs recht bescheiden und liebenswürdig

in Zivil, in der letzten Sitzung ebenso liebenswürdig, aber weniger bescheiden — wie die Pallmall Gazette sagte: „In Feldgrau mit Säbel und Gamaschen, Monocle im Auge, im besten preußischen Stil.” Im übrigen fand sich auch noch, ganz offiziell in der Anwesenheitsliste verzeichnet, ein „Sachverständiger für die bayrischen Einwohnerwehren” bei der Delegation, ein Admiral und sehr, sehr viele Beamte, höhere, Mittel- und Unterbeamte, sowie Schreibpersonal — alles gut und reichlich, wie das Essen im Savoy-Hotel. Leider auch so wenig englisch wie das von italienischen und französischen Köchen gekochte Essen im Savoy, denn es waren nur Wenige darunter, die ein leidliches Englisch sprachen, sodaß sich manchmal recht merkwürdige Situationen ergaben. Natürlich war auch die Presse-Abteilung vertreten, und zwar diesmal recht glücklich durch zwei gewandte Männer von angenehmen Umgangsformen: v. Kaufmann und Drechsler, die beide bald in der englischen Presse ziemlich populär wurden und auch die kleine ebenso interview-hungrige Leibgarde deutscher Journalisten bei Laune zu halten verstanden, sodaß trotz der notorischen Pressefeindlichkeit und Rauhbeinigkeit v. Simsons diesmal alles ohne den sonst üblichen Krach abging.

Der Führer der Delegation und seine nächsten Mitarbeiter waren die ganze Zeit über sehr angestrengt und das Bureaupersonal ebenfalls. Von den Militär- und Marinesachverständigen hat man nichts gehört und gesehen, bis auf einige Photographien in den illustrierten Zeitungen. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn man Simons ohne diese Begleitung geschickt hätte, zumal man ja auch den größten Teil der wirtschaftlichen Sachverständigen: Rathenau, Melchior und ihre in gleicher Linie marschierenden Zeitgenossen vorsichtig zuhause gelassen hatte. Es ist nicht einzusehen, weshalb man die öffentliche Meinung in England, die sehr aufnahmefähig für Avancen auf dem Gebiet deutsch-englischer wirtschaftlicher Verständigung war, durch ein solches Aufgebot provozieren mußte. Nicht einzusehen ist auch, weshalb wir mehr als anderthalb Wochen lang Gäste der englischen Regierung sein mußten, anstatt nach Kenntnisnahme der Dinge sofort wieder heimzufahren und dort auf „etwaige” Wiederberufung zu warten. Wir mußten eben „dabei sein”. Das scheint bei uns unvermeidlich.

Ebenso unvermeidlich war leider, daß wir von neuem auf die Schuldfrage eingingen, daß wir den Einspruch beim Völkerbund als große tragische Geste dreimal unterstrichen, während die Franzosen darüber lachten und die Engländer stillschweigend darüber hinwegglitten. Gewonnen konnte mit diesen beiden Argumenten garnichts werden; dagegen ist offenbar einiges damit verdorben worden. Von der Schuldfrage hat heute die ganze Welt genug. Man wird vielleicht einwenden, daß es für die übrige Welt leichter ist, davon genug zu haben, als für uns, da sie zu unsern Ungunsten entschieden ist. Das kommt aber von dem Verlauf des Krieges her. Wir wissen Alle genau, daß wir sie anders entschieden hätten und reichlich ebenso kurz und bündig, wenn wir den Krieg gewonnen hätten. Jedenfalls ist diese Frage nicht mehr sub judice, sondern, wie Lloyd George zweimal sagte: cause jugée. Wir haben den Versailler Vertrag unterschrieben, wenn auch unter Zwang, und wir haben darin auch das Urteil in der Schuldfrage anerkannt. Simons und seine beiden nächsten Ratgeber, die beiden andern Juristen, versuchten nun, fußend auf allgemeinem Recht und auf vielen Paragraphen, der Konferenz klarzumachen:

„Allerdings ist das Urteil in diesem Fall gesprochen; aber jedes Urteil ist anfechtbar, wenn neue Tatsachen bekannt werden, die, wenn man sie vor dem Urteil dem Gerichtshof zur Kenntnis gebracht hätte, geeignet gewesen wären, das Urteil zu beeinflussen.” Auf diesem Wege konnte ihnen kein Nichtdeutscher folgen. Auch der Hinweis auf das Urteil der Weltgeschichte war ein verhängnisvoller Irrtum in der psychologischen Beurteilung der Verhandlungsgegner. Briand, Loucheur und die übrigen Mitglieder dieser Gruppe wurden ganz ungeduldig, selbst die Italiener schüttelten die Köpfe, und Lloyd George zuckte verzweifelt mit den Achseln, während die Japaner mit ihrem undurchdringlichen, unveränderten Lächeln dasaßen, als ob sie die ganze Geschichte nichts anginge.

Genau so ein Fehlschuß war die Anmeldung des Protestes beim Völkerbund. Deutschland hat bisher, von einer leider wenig einflußreichen Gruppe kluger und wohlmeinender Leute abgesehen, herzlich wenig Interesse an dem Völkerbund gezeigt. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß Simons selbst mit Schücking befreundet ist und ein persönliches Interesse an diesen Dingen nimmt. Die deutsche Regierung als solche hat in Erwiderung auf die Bedenken, die von unsern frühern Feinden gegen die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund geltend gemacht worden sind, wiederholt erklären lassen, sie habe ja noch gar nicht um diese Aufnahme nachgesucht. Das ist bezeichnend, und man hätte sich daran erinnert, wenn man die Sache überhaupt ernst genommen hätte. Briand, Foch und Loucheur waren aber dazu gar nicht in der Stimmung, und Lloyd George war nicht in der Lage, den Launen und Neigungen seiner französischen Bundesgenossen großen Widerstand entgegenzusetzen. Man hat hier ein klassisches Beispiel für den einzigen wirklich dauerhaften militärischen Erfolg, den wir im Kriege errungen haben, das heißt: dafür, daß wir unsern Gegnern den Militarismus gründlich beigebracht haben. Was uns jetzt im Nacken sitzt, was in den drei neubesetzten Städten sich breit macht, ist der Geist, den wir gerufen haben, und der heute wieder (oder soll man sagen: noch?) in München so hoch geschätzt wird. Der Geist, der sechs Vertreter des Reichswehrministeriums nach London geschickt hat.

Man soll nun nicht etwa aus all Dem den Schluß ziehen, daß die englische Regierung oder Lloyd George persönlich oder gar das englische Volk als solches den Ausgang der Konferenz vorausgesehen oder gar gewünscht hätte. Das ist nicht der Fall. Allerdings wußte wohl jeder einigermaßen mit den Verhältnissen vertraute und auf dem Boden der Wirklichkeit stehende Engländer, daß Deutschland keine Gegenvorschläge machen konnte, die Aussicht auf Annahme hätten — daß also alle finanzpolitischen Rechenkunststücke und Verteilungs- oder Verzinsungspläne umsonst waren. Ein völlig bankrotter Schuldner, der seinen Gläubigern wenige Prozente der wirklichen Schuldsumme anbietet, darf nicht darauf rechnen, daß diese mit beifälligem Schmunzeln den Akkord unterschreiben. Er wird immer auf Vorwürfe gefaßt sein müssen und immer auf Drohungen mit dem Gerichtsvollzieher. Das hat man wohl auch in Deutschland gewußt, und es wäre eine Beleidigung für die Regierung, von ihr anzunehmen, sie hätte sich eine andre Wirkung von ihren Vorschlägen versprochen. Was aber die Londoner Konferenz uns bot, war die Gelegenheit, an einer Stelle, wo nicht mehr offene Wunden am Volkskörper nach Heilung schreien,

in einem Lande, wo nicht ganze Provinzen noch Spuren der Verwüstung tragen und Tausende infolge unnützer Härten der deutschen Kriegführung obdachlos sind, unter verhältnismäßig angenehmen äußern Formen zu verhandeln und einmal wirklich von Volk zu Volk zu sprechen. Hätte die Regierung nicht, der künstlich von ihr selbst erzeugten sogenannten öffentlichen Meinung folgend, ihre törichten Gegenvorschläge vorgebracht, sondern durch den Mund ihres Ministers etwa folgendes sagen lassen: „Wir wissen, daß Frankreich leidet; wir wissen auch, daß wir durch den Versailler Vertrag zum Wiederaufbau und zur Wiederherstellung in großem Stile verpflichtet sind. Wir sind bereit, nach besten Kräften diese Verpflichtungen zu erfüllen. Zurzeit sehen wir, die wir so schwer und schwerer leiden als alle andern Staaten, Rußland vielleicht ausgenommen, keine Möglichkeit, in diesem oder dem nächsten Menschenalter diesen Verpflichtungen voll gerecht zu werden. Wir sind aber bereit, Mittel und Wege zu suchen und wollen den Beauftragten und Vertrauensmännern unsrer Verhandlungsgegner, die zu uns zu diesem Zweck entsandt werden, alle nur erdenkliche Hilfe leisten, um die jetzt noch nicht erkennbare Möglichkeit zu finden oder herbeizuführen" — hätte dann der Minister Simons, der sich ja wohl in London umgesehen hat, der, wie man hoffen darf, England und die Engländer kennt, einen etwas wärmern Ton gefunden und ihnen gesagt: „Dieses Land, dessen Gäste wir hier sind, ist von allen Dingen, die zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehören, von allen Dingen, die das Leben eines einzelnen Menschen und das Leben der Völker ersprießlich und angenehm machen, zum Bersten voll. Alle übrigen siegreichen Länder sind in einer ähnlichen Lage bis auf die zerstörten Provinzen Frankreichs. Deutschland, um dessen finanzielle Ausquetschung und Ausbeutung sich die siegreiche Entente seit zwei Jahren bemüht, und zu dessen Auspressung sie die größten Diplomaten und Volkswirtschaftler aus aller Herren Ländern aufbietet, ist entsetzlich arm, der Einzelne wie das Volk. Es wünscht trotzdem, die Leistung des Offenbarungseides zu vermeiden. Es wünscht, in der Reihe der ehrlichen Völker zu bleiben. Es macht deshalb durch mich den Vorschlag: Kommt und seht, was ohne völlige Versklavung unsrer Arbeiterschaft und ohne katastrophale Wirkung für die Volkswirtschaft der Welt zu euerm unentbehrlichen Bedarf aus uns herauszuholen ist —"
hätte Simons in diesem Tone geredet, begleitet nicht von zwei Juristen, einem General und einem Admiral, sondern von Männern, die das Vertrauen des deutschen Volkes haben, und die als solche Vertrauensmänner auch das Vertrauen eines großen Teiles des englischen Volkes gewonnen hätten, so wäre vielleicht das völkerrechtliche Ergebnis der Konferenz nicht wesentlich reicher geworden; aber es wäre ein Boden des Vertrauens geschaffen worden, auf dem, wenn nicht in der ersten März-Woche, so doch in der letzten oder in einer der spätern Frühlings-Wochen die Abgesandten beider Parteien hätten treten können, und auf dem sich die Völker einander genähert hätten.

Diese Sprache hat man nicht gefunden, und das ist wohl das Traurigste an dem negativen Ergebnis der Konferenz.

Lloyd George und die übrigen englischen Teilnehmer der Konferenz haben sie erwartet, ja vielleicht erhofft. Abgesehen von der erlesenen Bewirtung: sie waren nicht nur bei den Zusammenkünften höflich und von der den meisten Engländern eignen ruhigen Freundlich-

keit, sondern sie folgten bei den Verhandlungen mit größtem Interesse, obwohl diese sich wegen der Sprachschwierigkeiten und der mangelhaften Sprachfertigkeit der meisten Teilnehmer zuzeiten recht ermüdend gestalteten. Simons wirkt bei uns in Deutschland im kleinen Kreise gut. Dort war zwar auch der Kreis der Zuhörer an Zahl nicht sehr groß, aber es waren Vertreter einer merkwürdig zusammengesetzten Gruppe von Nationen, die über die ganze zivilisierte Welt verstreut sind, und von denen keiner die Sprache des andern sprach oder verstand — wenige Diplomaten der alten Schule ausgenommen. Simons redete deutsch, er redete besonders in der ersten Konferenz endlos lang, er langweilte die Zuhörer, die sich jeden einzelnen Satz von ihren Dolmetschern übersetzen lassen mußten. Trotzdem folgte Lloyd George mit größter Aufmerksamkeit, ja, er wandte sich während der Rede oft schon vor Beendigung des einzelnen Satzes zu dem neben ihm sitzenden Austin Chamberlain, der seine deutsche Studienzeit noch nicht ganz vergessen hat. Aber das erwartete Stichwort kam nicht, und so mußte Lloyd George dem Vertreter des deutschen Volkes etwas schulmeisterlich hart sagen, er habe offenbar die Situation noch lange nicht richtig erfaßt.

Vielleicht ist es auch auf die Aeußerlichkeiten zurückzuführen, daß die persönlichen Verhandlungen, die anfangs gewiß nicht aussichtslos waren, erst am Ende der Woche einsetzten, obwohl Lord d'Abernon, der britische Botschafter in Berlin, in den kritischen Tagen im gleichen Hotel wohnte wie die deutschen Delegierten und sicherlich am Dienstag ebenso bereit gewesen wäre wie am Sonnahend. Vielleicht wäre es bei größerer Sprach- und Redegewandtheit der Hauptteilnehmer auch möglich gewesen, in der letzten Sitzung zu einer regelrechten Debatte zu kommen, für die ja grade englische Parlamentarier stets sehr viel übrig haben. So aber sah man sich nach den Protestworten von Simons etwas verblüfft an — es entstand eine Pause von mindestens einer halben Minute, und dann ging man mit merkwürdig kurzem Gruße auseinander. Es war wie eine Vorstellung, die nicht zu Ende geführt werden konnte, weil zufällig einem Theaterdiener das Seil durch die Finger glitt und der Vorhang zu früh herabrollte. Die Komödie war nicht beendet, Niemand klatschte, und alles schlich unbefriedigt nach Hause.

Trotzdem ist der Ausgang vom deutschen Standpunkte aus wohl nicht zu bedauern. Daß ein Mal unsern Gegnern gesagt worden ist: „Es ist nicht so viel da, wie Ihr voraussetztet, und wir können nicht Verpflichtungen eingehen, deren Erfüllung wir selbst als unmöglich erkennen", das an sich ist nicht unehrenhaft, und da es nicht unehrenhaft ist, wird es mit der Zeit eine heilsame Wirkung ausüben. Es werden auch viele Franzosen sehr bald erkennen, daß mit Besetzung von deutschen Städten ihre Kassen nicht gefüllt, ihre zerstörten Dörfer nicht wieder aufgebaut werden — daß vielleicht der für sie interessanteste Teil in der Rede von Simons derjenige war, der von der deutschen Hilfe am Wiederaufbau, auf Grund der deutschen Erfahrungen in der Behebung der Wohnungsnot, handelte. Und wenn alle diese Erwägungen einige Wochen hindurch angestellt und von allen möglichen Seiten betrachtet worden sind, so wird vielleicht langsam sich der Boden für eine spätere Konferenz vorbereiten,

Dann aber sollte man auf deutscher Seite die Fehler vermeiden, die diesmal gemacht worden sind.

# Korfanty von Arno Voigt

Die Menschheit unsrer Tage leidet daran, daß das Format ihrer Exemplare zu klein ist. Wo ist der Bösewicht großen Stils? Wo gar ist der Erlöser? Wir sind Alle nur Dilettanten, eigensüchtige Traktätchenviehcher und salbadernde Halunken. Wenn Einer sich ausgepredigt hat, verschwindet er in irgendein Amerongen, oder er tritt in die Reichswehr ein, was beides lukrativ ist. Die Völker, immer noch dümmer, greinen wohl einmal, aber es dauert nie lange, bis sie wieder eingelullt sind. Im Traum schauen sie dann Bilder von überirdischer Pracht.

Polen ist jetzt solch ein Wunschland, mit dem es kein bestehender Staat an Anmut und Reichtum aufnimmt. Die Polen nennen ihren Korfanty Staatengründer, Volksbeglücker, während er ihnen doch nur Ammenlieder vorsingt, die weiter keinen Vorzug haben als den, daß sie Niemand auf ihren Gehalt an Wahrheit prüft. Wenn die wachen Augen die Dinge erst einmal richtig sehen gelernt haben werden, wird ebendieselbe Stimme aufschreien: Warum hat mich mein Volk von hinten erdolcht? Wir kennen die Weise, wie kennen den Text.

Der Polenheld Korfanty, der nun seit bald zwei Jahren so eifrig in Begeisterung und Fälschung, in Mut und Meuchelmord, in Beteuerung und Abhorchung, in Versprechen und Einnehmen macht, ist durchaus mittlern Formats. Deshalb kann er die meisten seiner deutschen Antipoden noch immer überragen. Will man das Werk dieses Mannes, der uns Oberschlesien entreißen möchte, richtig verstehen, so muß man in ihm den Kolonisator sehen. Das wünscht er sich wenigstens zu sein. Bis nach Oberschlesien, wo noch 1903 kein einziger Pole in den deutschen Reichstag gewählt wurde, will er sein Vaterland ausdehnen: aus dem strichweise in dichtest besiedeltes Land, aus Agrargegend in ein Industriezentrum, vom Osten zum Westen. Den Bergwerksdirektoren und Hüttenbesitzern soll in Gestalt von Analphabeten und Lehmkuhlbewohnern das Saatkorn einer neuen Welt aufgepflanzt werden. Dadurch muß dann die ganze Menschheit vorwärts kommen, oder sie hat falschen Tritt.

Korfanty ist gewiß ein Patriot. Aber er ist kein Willensmensch. Er begehrt nur. Von Voraussetzungen ausgehend, die eine Affenvaterlandsliebe ihm eingibt, hält er sein Volk, das politisch bisher stets versagt hat und in kindisch ungeduldiger Weise den Erfolg erheulen will, für tüchtiger als das nüchterne, arbeitsame deutsche Volk, das er fortgesetzt auf eine Stufe stellt mit seinen im Romantischen, Uferlosen schwelgenden „Führern". Zum Haß gesellt sich die Verachtung: die Deutschen verhunzen Oberschlesien; deshalb muß Korfanty Pressen errichten, in denen Zwanzigjährige zu einem Hillger, Willicher und Donnersmarck heraufgezüchtet werden, so ungefähr in vier Semestern. Dem

Polen, dem Gott Oberschlesien gibt, gibt er auch den Verstand. Korfanty hätschelt seine Leute wir nur irgendein Bonze sein von Gott zum Höchsten berufenes Proletariat. Alles wird gewährleistet durch die bloße Zugehörigkeit.

So kann man wohl im leeren Raum Politik machen; aber diese böse Welt ist nun einmal voll von Hindernissen. Das ist ganz ungehörig von der Welt und ein Grund, zu schmollen. Polen ward aus dem Konzert der Mächte geschasst, der Jüngling Korfanty selber dereinst relegiert. Aber während das kattowitzer Lehrerkollegium diese Schändlichkeit beging, mahlten Gottes Mühlen bereits mit Hochdruck, und das Jahr 1919 sah Versailles. Korfanty lebt seitdem in der süßsauern Stimmung eines Menschen, dem Genugtuung versprochen ward, aber immerhin unter gewissen Bedingungen. Diese hinwegzuräumen, ist nun seine Arbeit, die dadurch nicht bitterer wird, daß Herr Korfanty immer mehr in Gesundheit gedeiht. Der Sohn des armen Arbeiters weiß zu genießen, wie Einer, dem das lange vorenthalten worden ist. Die hohe Politik steht durchaus im Zusammenhang mit dem eleganten Anzug, und Herr Korfanty hat tatsächlich eine Freude an seinem vibrationsmassierten Gesicht. Er trägt nicht nur das Monokel: er fühlt auch seine Ränder fortgesetzt. Herr Korfanty ist Star bei einem Riesenfilm; aber leider schaut er immer nach dem Stativ. Wo soll da ein Spiel großen Stils herkommen? Mögen noch so viele Abhorchapparate ins Hotel Lomnitz führen, mag die Fabrikation falscher Papiere unter Unterschriften noch so gut fluschen — mit solchen Mätzchen läßt sich wohl ein Tageserfolg erzielen, aber Klio, die alte, weise Dame, wird dem Kleinen einst auf die Schulter klopfen und zu ihm sprechen: „Was willst du armer Teufel geben?”

Auch der Heiligenschein, den sich der Scheinheilige zu geben versteht, nützt nicht viel. Freilich: eine fünfte Hypothek, ein zinsenfreies Darlehn, ein geschenktes Fahrrad, ein Wanderzirkus — das sind alles hübsche Dinge. Biedere teutsche Turner gründen — Sokol-Vereine, weil sie von Korfanty, dem Gütigen, sofort das bekommen; worauf sie bei dem deutschen Spardiktator lange warten können: Fußbälle! Der Eine ist pfiffig, der Andre bauernschlau. Rivalität der Schelme. Das ist gewiß amüsant: aber ein Reich baut man darauf nicht auf. Wir Deutschen leiden jetzt an unsrer ewigen Fernzieligkeit: je ratloser wir sind, umso mehr verfallen wir in Grundsatzmacherei. Jeder Sechzehnjährige hat sein Programm und spottet des Banausen, der „ohne geistige Unterlagen” so dahinarbeitet. Aber nicht besser ist Korfantys Methode. Von Fall zu Fall geht es dahin, mit schreiender Begeisterung, sprunghaft und unbeschwert von Einsicht in historisische und causale Zusammenhänge. Unendlich viele Blankowechsel werden ausgestellt. Aber wie will man einen Staat auf

der Begehrlichkeit seiner Glieder aufbauen? Das ist ein krasser Dilettantismus, der den Leuten „herrliche Zeiten” verspricht.

Freilich: seine Anziehungskraft übt es schon aus. Um sich zu sagen, daß jeder neue Staat vom Uebel, jeder gewordene mindestens besser sei, bedarf es immerhin einigen Verstandes. Den soll man nun nicht von jenen „Oberschlesiern” erwarten, die die Kalkulation der Grubenbarone ins Land rief, um durch sie dem begehrlichen deutschen Arbeiter zu zeigen, was eine Harke ist. Herr Korfanty ist ein Waisenknabe gegen jene Herren, die den polnischen Lohndrücker hätschelten und um jeden Preis im Lande zu halten bemüht waren, damit nicht etwa der deutsche Arbeiter sich ansiedle, was für sie unbedingt mit einem höhern Preis verbunden gewesen wäre. Die polnischen Hilfsvölker der Donnersmarck, Pleß, Thiele-Winkler sind jetzt Korfantys Stoßtrupps, wobei sich eben wieder einmal jener „furchtbar rätselhafte Gott” zeigt, der die Dinge keineswegs immer so herrlich hinausführt, wie Regierung und Paladine seines potsdamer Stellvertreters sich gedacht hatten.

Jedenfalls ist nicht recht verständlich, weshalb Herr Korfanty so sehr auf diese Kreise schilt. Man kann die Presse durchgehen, wie man mag: der oberschlesische Adel übt in der Betonung seines Deutschtums die keuschste Zurückhaltung. Eines haben die Herren gemein mit Korfanty: Deutschland gefällt ihnen keineswegs sehr. Herr Ebert hält keinen Hof, macht keine Barone und Grafen und verlangt egal Geld. Das sagen sie sich, dies vor allem sagt Herr Korfanty den Pierons, denen es blitzschnell einleuchtet.

Wenn Oberschlesien polnisch werden sollte, dann beginnt für Korfanty die Arbeit, die nüchterne Arbeit. Versprechen müssen erfüllt werden. Als die Albanen ihren Mbret bekamen, meinten sie, nun sei Alles gut. So harren die Gläubigen ihres Korfanty. Er hat nie Politik gemacht, sondern immer nur Polemik. Das ist nicht gar so schwer. Aber auf die süße Brautzeit folgt die Ehe. Vielleicht schaudert Herrn Korfanty im Geheimen davor. Immer noch erschöpft er sich darin, auf die Bosheiten der Deutschen zu zeigen, die reißende Bestien mit ausgebrochenen Zähnen sind: aber hinter Potemkinschen Dörfern baut er den klirrendsten Militarismus auf, weil Polen ein Land des Imperialismus ist und sein muß. Während er auf die weiß Gott nicht abzuleugnenden Schäden des alten Preußen mit seiner einsichts-, rücksichts- und herzlosen Kolonisierungspolitik hinweist, übersieht er, daß aus der Verärgerung allein sich nun einmal nichts gestalten läßt, und verwendet noch überdies genau dieselben Mittel zu seinem Kampf wie die, die er soeben anfocht. Er ist eben keine auch nur einigermaßen überragende Erscheinung, sondern eines jener eiteln Gewächse, wie sie auf dem Boden des Chauvinismus entstehen, der letzten Endes nichts

andres ist als kindische Großmannssucht aus Mangel an Einsicht in die Verflochtenheit der Dinge und an Kraft, sich auf Realitäten einzustellen. Zugegeben, daß solche Menschen ihr Vaterland lieben. Aber mehr als ihr Vaterland lieben sie sich selber.

# Die Justiz von Hugo Grotius

## XI. Die Anwaltschaft

Um die Wende des Jahres 1916, als die große Zeit von Tag zu Tag größer wurde, weil der Traum so vieler „Maßgebenden”, endlich auch Amerika auf die Kniee zu zwingen, mehr und mehr in Erfüllung ging: da hatte ich einmal eine Unterhaltung mit dem damals noch viel gepriesenen, nachher ebenso heftig beschimpften amerikanischen Botschafter Gerard. Weil politische Gespräche wegen der Gespanntheit der Lage unklug und taktlos gewesen wären, unterhielten wir uns als Berufsgenossen ein wenig über die Einrichtungen der Justiz; besonders interessierte es Gerard, etwas über die Entwicklung, Stellung und Tätigkeit der Anwälte zu erfahren, da er drüben selbst dieser Zunft angehöre. Die Wissenschaft vermittelte ich ihm gern und pries dabei geziemend den Vorzug der „Freiheit” der Advokatur. Doch der Amerikaner erhob Einwände. Er verstand nicht, weshalb die Anwälte, wenn sie einen freien Beruf hätten, eine so geringe Rolle im öffentlichen Leben spielten, und er verstand erst recht nicht, inwiefern sie denn frei wären, wenn sie nur bei dem einen bestimmten Gericht auftreten durften, bei dem sie „zugelassen” seien, und wenn ein preußischer Assessor nicht in Bayern und Württemberg, ein bayrischer nicht in Preußen zur Anwaltschaft „zugelassen” würde. Ich konnte keine rechte Antwort geben, oder vielmehr: ich hätte wohl eine geben können, aber — nun eben: die Lage war gespannt, ein guter Deutscher bin ich auch, und was ging den Ausländer überhaupt unsre Freiheit an!

In Wahrheit sah diese durch die Justizgesetze der siebziger Jahre eingeführte Freiheit tatsächlich etwas anders aus als anderswo; es war so eine Art Freiheit im Sinne des Uebergangskanzlers Michaelis. Aber obwohl die deutschen Anwälte von ihrer Freiheit wenig Gebrauch machten und ganz gewiß keinen Mißbrauch damit trieben, merkten die Lenker des Untertanenstaates doch allzubald, daß sie mit dem Geschenk der Freiheit an irgendeine Berufsklasse von ihrem Standpunkt aus unklug gehandelt hatten; und als gar in spätern Jahren Anwälte sich politisch links oder gleich in der Sozialdemokratie betätigten, erkannte man darin eine heraufziehende Gefahr. Nun, man hatte, Gott sei Dank, allerlei Mittelchen, um diese Unabhängigen in oder an den Staatsbetrieb zu knüpfen. Da war einmal die Ernennung zum Notar, der wenigstens mit einem Bein zur Beamtenschaft gehörte. Da war die Verleihung des Titels „Justiz-Rat”, der Unbeliebten auch noch nach dem dritten Schlaganfall

vorenthalten wurde, und auf den doch jeder rechte deutsche Anwalt so viel Wert legte, daß er sich, um des Titels wie des Notariats und der mit diesem verbundenen Mehreinnahmen teilhaftig zu werden, immer „wohlverhielt", so wie es die Regierung eben auffaßte. Da war weiter die besondere „Standesehre", schon in der Rechtsanwaltsordnung von 1878 ausdrücklich „verankert". Ueber die wachten mit stets drohendem Bakel die Anwaltskammern und die bei ihnen gebildeten Ehrengerichtshöfe. Sie erteilten Warnungen, Verweise, verhängten Geldstrafen und sprachen unter Umständen die Ausschließung von der Anwaltschaft aus.

Gegen die Einrichtung eines aus Berufsgenossen gebildeten Ehrengerichtshofes wäre im Prinzip wenig zu sagen. Gegen die Institution aber, wie sie nach der Deutschen Rechtsanwaltsordnung und der Praxis der deutschen Anwaltschaft gehandhabt wurde — und natürlich trotz „Umsturz" und „Revolution" heute noch gehandhabt wird —, ist sehr viel zu sagen. Der Grundsatz dieser Kammer: Minima curat praetor! und: Bei Konflikten mit Richtern, Behörden und Klienten hat im Zweifel der Berufsgenosse immer unrecht! Ueber was für wichtige Dinge man sich dort den Kopf zerbrach, wird dem Laien nicht leicht eingehen. Wenn ein Anwalt ein besonders ins Auge fallendes Schild an der Haustür hatte, wenn ein junger Kollege ein paar Mal, womöglich sogar hintereinander, als Verteidiger in der Presse genannt wurde, so runzelten die alten Kammerherren sehr bedenklich die Stirn, schüttelten energisch das Haupt, erteilten Warnung und Rüge. Nach der Revolution, als der freiheitliche Wind mit vollen Backen nur so aus allen Ecken blies, wurde auch die Anwaltskammer „reformiert" und „verjüngt", sodaß jetzt hier und da schon Vorstandsmitglieder unter fünfzig Jahren anzutreffen sind. Einmal wurde sogar eine Mitgliederversammlung des Anwaltvereins einberufen, um zu der Frage Stellung zu nehmen, ob es fortan im freien Volksstaat als mit der Berufsehre vereinbar angesehen werden könne, daß sich ein Anwalt „Spezialist" für Steuer-, Straf-, Verwaltungsrecht nenne. Und der Effekt? Drei oder vier lange Referate von Autoritäten pro und contra, eine endlose Debatte geführt unter dem Gesichtspunkt des bessern oder schlechtern Broterwerbes, die gottlob dank der Kohlenersparnisvorschrift abgebrochen wurde, kurz: ein Hornberger Schießen mit Kanonen nach Spatzen; und wer sich heute „Spezialist für . . ." nennen wollte, dem würde unverzüglich der erhobene Finger der Warnung und Abmahnung drohen.

Gegen die Rechtsanwaltsordnung und ihre entwürdigenden Vorschriften, wonach das ehrengerichtliche Verfahren nach den Bestimmungen der Strafprozeßordnung unter Beteiligung von Staatsanwaltschaft und Untersuchungsrichter zu führen ist, ernsthaft anzukämpfen, hat man selbst in den „revolutionärsten" Zeiten nicht einmal den schüchternsten Versuch gemacht; geschweige denn, daß man die Freiheiten der Anwaltschaft erweitert hätte. Noch heute, da die Bundesstaaten im Wege des Umsturzes zu Ländern geworden sind, kann der Assessor aus Preußen nicht Anwalt in Bayern werden, kann der beim Landgericht Potsdam „Zugelassene" nicht vor der Zivilkammer in

Berlin auftreten. Noch heute, da man ohne Examen Minister, Kanzler und Reichspräsident werden kann, ist die Zulassung beim Reichsgericht auf kaum zwei Dutzend privilegierte Anwälte beschränkt, hat das Präsidium des Reichsgerichts nach „freiem Ermessen" über den Antrag auf Zulassung zu entscheiden. Diese an groben Unfug grenzende Bestimmung hat dazu geführt, daß seit Jahren keine Vermehrung der Rechtsanwälte beim Reichsgericht stattgefunden hat, trotzdem die beati possidentes derart mit Revisionssachen überhäuft sind, daß sie, von Ausnahmefällen abgesehen, die Uebernahme von Prozessen ohne weiteres ablehnen. Den Nachteil davon hat das Recht suchende Publikum, das sehr oft bei allen Anwälten des Reichsgerichts eine Ablehnung erfährt und dann auf Anordnung des Gerichts schließlich einen zugewiesen bekommt — und womöglich denselben, der durch die Ablehnung schon hat zu erkennen geben wollen, daß er die Sache für aussichtslos halte. Wie der so bestimmte überlastete Sachwalter die Interessen seines Schützlings wahrnimmt, kann sich Jeder ausmalen.

Gegen all Das hat die Anwaltschaft der Republik noch nicht einen Finger gerührt. Sie ist heilfroh, daß bisher die Bestrebungen reaktionärer Kreise — die durch allerlei lügnerische Schlagworte wie: „Verteuerung der Rechtspflege", „unmittelbare Fühlungnahme des Recht Suchenden mit seinem Richter", „Sühneverfahren", „Einschränkung der Prozeßwut", „Ersparung von Staatsgeldern" der Sozialdemokratie nicht ohne Erfolg schmackhaft gemacht werden — noch nicht völlig durchgedrungen sind und die sogenannte freie Advokatur wenigstens im Prinzip erhalten ist. Trotz allem aber ist die Revolution schon so weit im Wendekreis des Krebses, daß mehr und mehr von der freien Stellung der Anwälte abgenagt wird: zur Freude der Herren vom alten Regime, zum Schaden einer guten Rechtspflege in Zivilprozeßsachen, zur Förderung einer zügellosen und willkürlichen Klassenjustiz in Strafsachen. Die Kurzsichtigkeit „freiheitlicher" Regierer zeigt sich hier mit einer erschreckenden Deutlichkeit. Die Anwaltschaft selbst verbirgt ihre Indolenz hinter der vornehmen Geste, man dürfe nicht pro domo reden. Sie ist von einer Bescheidenheit, die ihrer hohen Intelligenz höchste Unehre macht; freut sich wie ein Kind, daß die „neue Zeit" immerhin eine „etwas" frühere Ernennung zum Notar gebracht hat, daß die unsinnigste aller Bestimmungen nicht mehr streng genommen wird, wonach ein Anwalt in Groß-Berlin nur bei „einem" der berliner Landgerichte zugelassen war — sodaß, streng genommen, jeder Recht Suchende in Berlin drei Anwälte hätte haben müssen —, daß jetzt endlich Aussicht besteht, das Parlament werde gütigst der Aufhebung der Ordnungsstrafen für Verteidiger zustimmen. Dafür danken auch die bürgerlichen Anwälte ihrem unabhängig sozialdemokratischen Kollegen Exjustizminister Rosenfeld — wenigstens wenn es Keiner hört, wie man denn überhaupt unter vier Augen sich gesteht, daß der eigentlich der Einzige gewesen ist, der sich der Anwaltschaft und der Verbesserung der Strafrechtspflege im Rahmen seines Ressorts nach besten Kräften angenommen hat.

(Fortsetzung folgt)

## Die Revolution von Egon Friedell

Bei Beantwortung der Frage: Wie entsteht eine Revolution? müssen wir, glaube ich, vor allem folgenden Grundsatz festhalten, der sich fast zu einem Axiom für jegliche Geschichtsforschung erheben läßt: Wann ein bedeutendes historisches Ereignis begonnen hat, läßt sich fast niemals mit voller Genauigkeit feststellen; hingegen weiß man ziemlich sicher, wann es nicht begonnen hat: zu dem Zeitpunkt nämlich, den die Geschichte dafür ansetzt. So ist es, zum Beispiel, vollkommen ausgemacht, daß der Dreißigjährige Krieg nicht 1618, der Weltkrieg nicht 1914, die Reformation nicht 1517 ihren Anfang genommen hat: der Fenstersturz zu Prag, die Ermordung des oesterreichischen Thronfolgers, der Thesenanschlag in Wittenberg hatten in diesen drei Fällen ungefähr dieselbe Bedeutung, die ein heftiger Stoß für ein Faß Nitroglyzerin oder die Oeffnung des Ventils für eine Lokomotive hat. Ein Eisenbahnzug erhält sich stundenlang in schnellster Fahrt, bringt große Lasten an Menschen und Gütern in ganz andre, weit entfernte Orte. Die wahre Ursache dieser bedeutenden Kraftleistung kann unmöglich darin zu suchen sein, daß aus einer Oeffnung ein wenig Dampf ausströmte. Gleichwohl besteht aber doch ein ganz eigentümlicher Causalzusammenhang: die Oeffnung des Ventils ist die einzige Möglichkeit, alle die komplizierten und weitreichenden Bewegungen, die nun folgen, in Gang zu bringen, mit andern Worten: die Lokomotive hat eine ganz bestimmte Struktur, und diese Struktur bewirkt, daß der Mechanismus der Lokomotive nur auf eine ganz bestimmte Form der Auslösung reagiert. Und ebenso haben Revolutionen ihr fast immer gleiches Auslösungsschema.

Dieses Schema ist ziemlich einfach, nämlich zweigliedrig: eine Revolution entsteht, wenn das Militär versagt, und das Militär versagt, wenn das Volk nichts zu essen hat. Dies ist, ohne alle Ideologie gesprochen, die unmittelbare Ursache fast aller Revolutionen.

In den Schulbüchern wird allerdings zumeist unstillbarer Freiheitsdurst des Volkes als Ursache der großen Revolutionen angegeben. Dies ist aber sicherlich von allen falschen Gründen, die man wählen könnte, der falscheste. Das Volk will niemals die Freiheit, erstens: weil es gar keinen Begriff von ihr hat, und zweitens: weil es mit ihr gar nichts anfangen könnte. Die Freiheit hat nur für zwei Klassen von Menschen einen Wert: für die sogenannten privilegierten Stände und für den Philosophen. Die privilegierten Stände haben sich das Talent, Freiheit angenehm oder nutzbringend zu verwenden, durch generationenlanges Training mühsam erworben; der Philosoph hingegen hat die Freiheit immer und überall, in jeder Lebenslage und unter jeder Regierungsform. Die große Majorität der Menschheit jedoch, die weder durch Züchtung noch durch Philosophie in den Stand gesetzt ist, frei zu sein, würde der trostlosesten Langeweile verfallen, wenn sie nicht durch tausend Zwangsmaßregeln von sich selbst und ihrer innern Leere abgelenkt würde. Gib einem Hafenarbeiter, einem Commis, einem Turnlehrer oder einem Briefträger die volle Verfügung über seine Zeit und seine Person,

und er wird trübsinnig oder zum Schurken werden. Und was noch viel wichtiger ist: man vergißt zumeist, daß die sogenannte freiheitlichere Regierungsform, fast immer das einzelne Individuum unfreier macht. Unter dem Absolutismus des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts war der Bürger zu nahezu vollständiger politischer Nullität verurteilt, hingegen spielte sich sein Privatleben in einer Behaglichkeit, Friedlichkeit und Unbehelligtheit ab, von der wir uns heute kaum mehr einen Begriff machen können; unter der konstitutionellen Monarchie des neunzehnten Jahrhunderts bekam er politische Rechte, aber zugleich die allgemeine Wehrpflicht: und diese ist ganz zweifellos eine weit größere Sklaverei als irgendein Despotismus der frühern Zeit. Denn es gibt wohl kaum ein empfindlicheres Attentat auf die persönliche Freiheit als die Zumutung, sich drei Jahre lang den barschen und willkürlichen Befehlen von geistig und moralisch gänzlich minderwertigen Personen zu fügen, die mit dem Verfügungsrecht und den Disziplinarmitteln von Kerkermeistern ausgerüstet sind, und während eines erheblichen Bruchteils seines Daseins eine ungewohnte und aufreibende und in ihren Formen entehrende Zwangsarbeit zu leisten. Aber auch die konstitutionelle Monarchie pflegt im Laufe der Dinge bisweilen noch freiern Staatsformen Platz zu machen: der Tyrann wird völlig abgeschafft und das Volk herrscht souverän. Dies hat jedoch fast immer zur Folge, daß das Leben, das bisher nur während der Militärzeit Zuchthauscharakter trug, nun in seiner Gänze zwangsläufig wird. Eine freie Volksregierung mischt sich schlechterdings in alles: sie bemißt die Zahl der Quadratmeter, die der Mensch bewohnen, und die Zahl der Bohnenkörner, die er verkochen darf; sie kontrolliert seinen Lichtverbrauch, seinen Stiefelbedarf, seine Fortbewegungsart und, wenn irgend möglich, auch seine Fortpflanzung; sie hat, ob sie will oder nicht, die unvermeidliche Tendenz zur Uniformierung; es ist ihr eingestandenes oder uneingestandenes Ideal, aus der menschlichen Gesellschaft eine Fabrik, eine Kaserne, einen Trust, ein Riesenhotel, eine Korrektionsanstalt zu machen: wers nicht glaubt, der lese die Geschichte der Jakobinerherrschaft, des bemerkenswertesten Versuches eines praktischen Staatssozialismus, den die neuere Geschichte aufzuweisen hat.

Indes: das Volk hat wohl wenig Empfindung für Freiheit, aber sehr viel Empfindung für Unrecht. Es genügt daher, wie wir ergänzend hinzufügen müssen, für den Ausbruch einer Revolution keineswegs, daß es nichts zu essen hat: es muß auch die Empfindung haben, daß es anders sein könnte. Kurz: zu jeder Revolution gehört, um sie komplett zu machen, ein Gedanke oder vielmehr, da die Masse ja eigentliche Gedanken nicht zu fassen vermag, das, was Weininger eine „Henide" genannt hat: das dumpfe, noch unartikulierte, mehr ahnungsmäßige Gefühl von einem Sachverhalt, das wie eine breite Borte oder Franse halb unbewußt gewisse Eindrücke begleitet. Im Volk verbreitet sich also allemal vor einer Revolution eine Art Gedankenfranse von einer großen Ungerechtigkeit, einer Disproportion, einer generellen Ungleichung in der Verteilung der gesellschaftlichen Lasten und Rechte — diese Welle kann jahre-, ja, jahrhunderte-

lang unterirdisch bleiben, aber kein Politiker soll darum glauben, sie werde nicht eines Tages dennoch an die Oberfläche brechen! Auch im geistigen und moralischen Leben gibt es so etwas wie eine Erhaltung der Energie: nichts geht verloren in unserm sittlichen Kosmos, und kleine, fast unsichtbare Unrechtmäßigkeiten summieren sich gleich den mikroskopischen Kieselschalen zu ungeheuern Riffen und Bergen, die das Antlitz der Erde verändern. Die Bourbonen waren ganz allmählich aus glänzenden Heldenkönigen glänzende Nichtstuer geworden, die auf Kosten von Millionen gedrückter, freudloser unterernährter Arbeitstiere aus ihrem Hof ein vergoldetes Treibhaus gemacht hatten, das einzig der Kultur einiger nutzloser, verkünstelter Luxuspflanzen diente. Das Volk schien das ganz in Ordnung zu finden; aber eines Tages gab es einen gewaltigen Ruck, und das kostbare Glashaus zersplitterte in tausend Stücke. Die Habsburger hatten mitten in Europa jahrhundertelang eine Herrschaft aufrechterhalten, die an Willkür, Egoismus und Dummheit keinerlei Vorbild in der bisherigen Geschichte hatte und auf dem ebenso einfachen wie bequemen Grundsatz aufgebaut war, daß die einzige göttliche Bestimmung der Völker darin bestehe, regiert zu werden. Jahrhundertelang billigten die Völker scheinbar diesen Grundsatz, bis sie eines Tages einstimmig erklärten, er sei vollkommen falsch und unerträglich und kein göttlicher, sondern ein ganz infernalischer Grundsatz. Und so kann man denn sehr wohl sagen: eine jede Revolution hat ihre Geburtsstunde in dem Augenblick, wo irgendein öffentliches Unrecht in irgendeiner menschlichen Seele sich in Erkenntnis verwandelt; dieser erste Lichtstrahl verbreitet sich mit derselben Sicherheit und Unwiderstehlichkeit wie jedes andre irdische Licht, wenn auch zumeist mit viel geringerer Geschwindigkeit. Und so trägt denn auch jede Revolution in sich den Keim zur Gegenrevolution, wenn sie von der Bahn der Gerechtigkeit abirrt; das tut sie aber immer. Erst in dem Augenblick, wo die Menschen einsehen werden, daß das beste Geschäft, daß sie auf Erden machen können, die Achtung der Interessen aller andern Menschen ist, auf allen Lebensgebieten, öffentlichen wie privaten, geistigen wie praktischen: erst dann wird so etwas wie eine stabile Gesellschaftsform möglich sein. Ob diese dann nach rechts oder nach links orientiert, absolutistisch oder spartakistisch sein wird, wird ungefähr ebenso wichtig sein wie die Kopfbedeckungen und Eßbestecke, deren sich die Menschen unter ihr bedienen werden.

## Klarinette von Alfred Polgar

|m zweiten Satz des Beethoven-Septetts gibt es eine Stelle, da schweigen Bläser und Kontrabaß, und nur die drei Streicher sagen etwas, ganz langsam, im zartesten Pianissimo. Sie wagen kaum zu atmen. In diese feierliche Stille klingt dann ein Hornton, rund, süß, neu, vom Himmel her. Man hat die Empfindung: Es wurde was geboren; ein Kindchen kam zur Welt. Die drei atemanhaltenden Streicher sind vielleicht drei Könige aus Morgenland, Kontrabaß und Fagott sind Ochs und Eselein, und die Klarinette wird schon auch ihre Rolle haben im Krippenspiel.

Die Klarinette bläst ein alter glattrasierter Mann, der aussieht wie ein Landpfarrer. Er ist ja auch irgendwie ein kleiner Beamter Gottes: totem Holz haucht er Odem ein und bestimmt, ob es frohlocken darf oder klagen muß oder verstummen.

Er hat was Rührendes, dieser Blasebalg im Frack, der von der Luft, die er atmet, so noblen Gebrauch macht; viel noblern, als wir andern Menschen, die wir sie einfach, zu Kohlendioxyd vergiftet, wieder ausatmen. Oder gar zum Reden verwenden.

Der Klarinettist ist ein großer Künstler. Er kann Finsternis blasen und Helle und lieblich tirilieren. Aus seinem gesegneten Grenadilleholz blüht es sammetweich. Es wäre begreiflich, wenn der blaue Emailfalter vom Busen meiner Nachbarin sich lieber auf die königliche Klarinette setzte.

Ob der alte Klarinettist seinen Instrumenten Namen gibt? Ob jedes sein seidengefüttertes Etui hat? Oder stehen sie in einem Regal wie Tabakspfeifen? Das wäre nicht schön. Es wäre auch nicht schön, wenn der Mann daheim Kaninchen hielte, an deren Possierlichkeit er sich so lange ergötzte, bis sie reif für das Küchenmesser.

Kann man herrlich Klarinette blasen und doch ein schlechter Kerl sein? Ist es nur Finger- und Wangen- und Lippen-Bewegung — Mechanismus Mensch, angeschraubt an den Mechanismus Klarinette —, der das Wunder wirkt? Oder mischt seine Seele sich mit der ihren? Ich denke, so wird es sein. Und wenn so, dann ist Klarinette blasen, wie es der Alte am ersten Pult da tut, ein himmlisches Leumundszeugnis, das keine irdische Tatsache entkräften kann.

Also glaube ich, daß mein Klarinettist ein braver Mann, daß er einen Hund hat und ihn niemals prügelt, daß er seinen alten ausgedienten Instrumenten ein geruhiges Verwittern im Etui-Sarge gönnt, sie weder an einen Klarinetten-Schleichhändler verschachert noch erlaubt, daß mit ihnen Teppiche geklopft werden.

Ich denke ihn bizarr, voll Schrullen, den Knaben hold, nur aus Angst vor der Harnsäure Wasser in den Rotwein schüttend, und in einer fanatischen Beziehung zu seinem Instrument, als dessen Herr und Knecht. Gewiß ist ihm die Klarinette ein magischer Stab, beschwörend den Dämon, nicht nur ein spanisch Rohr des Schicksals, das ihn zu Arbeit und Erwerb peitscht.

Von E. T. A. Hoffmann wäre er mir am liebsten; aber von Wilhelm Raabe auch nicht schlecht. Wenn er nur von keinem wiener Lyriker ist!

Jedenfalls, das will ich hoffen, stellt er an jedem fünfzehnten Dezember drei geweihte Kerzen vor das Bild Beethovens. Eine dem Gott, eine dem Menschen. Und eine Spezialkerze für die Klarinette-Stimme im Septett.

Wie aber, wenn mein Klarinette-Bläser ein rechter Spießer, ein Neidhammel und Intrigant, ein Geizhals und Lakai und Anhänger der Todesstrafe und Wagner-Feind?

Was ginge es mich an, den Zuhörer in der vierzehnten Parkettreihe, Sitz 12, neben der Dame mit dem blauen Emailschmetterling?

Mag es auf trübem Oel schwimmen, das ewige Lichtlein: es leuchtet doch! Suchende werden seiner froh.

# Krieg und Friede

Den großen Dichter dieses Epos als Apostel eines bedingungslosen Pazifismus im militaristischen Deutschland heilend und heiligend wirken zu lassen: das war schon ein Stück Lebensaufgabe. Der Herausgeber jenes ‚Sozialisten', darin viele Jahre lang vor dem Kriege bis auf die kleinsten Einzelheiten ungefähr Alles prophezeit worden ist, was er uns schließlich gebracht hat — also Gustav Landauer hat zu hunderttausenden von Exemplaren die tiefsinnig-schlichte Unterhaltung verbreitet, die ‚Der Fremde und der Bauer' auf sokratische Manier mit einander führen. Nichts schien dem tapfern Anarchisten seine eignen alttestamentarisch wilden Warnungen und neutestamentarisch milden Mahnungen kräftiger unterstützen zu können als dieses eindringlich predigende, einem Kinde faßbare Zwiegespräch über die Verwerflichkeit von Wehrpflicht, Gewalt und Wolfsgelüsten. „Aber Soldaten braucht man doch?" „Ich weiß nur, daß das sechste Gebot lautet: Du sollst nicht töten!" „Auch nicht Feinde?" „Nach dem Evangelium Christi gibts keine Feinde." Die Alldeutschen Blätter wußten es besser. Als sie Deutschland zugrunde gerichtet hatten, war der Neunte November unausbleiblich — und sooft ich seiner gedenke, steht vor mir Gustav v. Wangenheim, der damals den Reichstagsbau mit seiner Glückseligkeit, seiner Begeisterung, seiner Hoffnungsfreude, seiner ganzen beneidenswerten Neunzehnjährigkeit brausend erfüllte. Begreiflich, daß er sich das geschwellte Dichterherz leichter musizieren mußte. Noch begreiflicher, daß er pfiff, wie den Sorge und Toller der Schnabel gewachsen, wie er dem Hasenclever verwachsen war. Aber nicht recht begreiflich, daß diesem verjährten Privatkonzert heute plötzlich die Tragfähigkeit für eine öffentliche Darbietung zugetraut wird. Alle Achtung vor dem literarischen Anfänger, der, unbekümmert um die Rache der Presse, die Forderung erhebt, daß man aus sämtlichen Zeitungen Feuer mache und die Asche vergrabe. Leider heißt: die Schuld an einem Zusammenbruch richtig beurteilen und verteilen, noch keineswegs: ihn gestalten. Wie Krieg und Revolution und dadurch der Jüngling zum ‚Manne Fjodor' wird: das ist in seiner reinen Knabenhaftigkeit sympathisch, menschlich rührend — und entwaffnend zugleich. Immerhin kommt auf die fünf uferlos zerfließenden Akte auch Ein künstlerischer Zug: daß der Sohn, als er unvermutet zur Vaterschaft aufrückt, die Welt und seinen Vater darin mit einem Mal seltsam anders ansieht. Aber Kunst genug war für das Publikum des Neuen Volkstheaters, daß Liebknecht und Rosa Luxemburg vorkommen, und Sporn genug war für die Truppe, daß ihr Dichter zweitens die Regie hatte und sich drittens die Seele aus dem Leibe spielte. Diese allgemeine Entflammtheit ist so selten, daß selbst unsereiner nicht viel nach der Würdigkeit ihres Gegenstands fragte. Unbeteiligt genoß man den Anblick. Aus dem ‚Jenseits' der Kammerspiele war ich nach anderthalb Stunden entwichen. Aus der Köpenicker Straße hätte mich Keiner vor Ablauf der dreieinhalb Stunden weggekriegt.

Zu ‚Cosi fan tutte' läuft man zweimal hintereinander. Nach dem Krieg der Friede. In silberner Klarheit fließt das Leben dahin. Diese Musik entstofflicht es. Sie erhebt nicht und will das auch nicht: sie hebt hoch. Eine selige Heiterkeit auf dem Grunde adliger Schmerzen liebkost das alltagsschwere Herz. Man seufzt, daß solche Beglücktheit jemals aufhören wird. Und fragt, sobald sie aufgehört hat, wie zu erklären ist, daß grade diese Oper immer wieder verschwindet. Ich Laie glaube, erstens: weil sie zu gleichmäßig schön ist. Ueberall sonst bei Mozart sind einzelne Partien: Arien, Duette, Ensembles noch schöner als der Rest. Diesen noch größern Schönheiten danken die andern Meisterwerke ihre Beliebtheit. Das Gedächtnis hat, woran es sich hefte, ‚Zauberflöte'? „Dies Bildnis ist . . . " ‚Don Juan'? „Reich mir die Hand . . ." ‚Figaros Hochzeit'? „Ihr, die Ihr die Triebe . . ." Dieser Rosinen ermangelt der vorletzte Napfkuchen, dessen Wert einzig auf der Vollkommenheit der Zutaten und auf der Allgegenwart des Feuers in jedem Teilchen des Teiges beruht. Dazu tritt der Widerspruch zwischen Libretto und Partitur. Ein frivoles Begebnis ist nicht an Offenbach, sondern eben an seinen Gegenpart geraten. Oder man stelle sich vor, daß ein Komponist, für dessen ethische Tiefe ‚Gyges und sein Ring' wie geschaffen ist, genau dieselben Noten zu dem ‚Roi Candaule' des André Gide schriebe. Schwieriger Fall. Der Intendant Schillings, der in diesem einen Winter mehr geleistet hat als sein Vorgänger Hülsen in einem Dutzend, oder sein Regisseur Hörth, der nicht einsieht, weshalb die Operninszenierung um Jahrzehnte hinter der Schauspielinszenierung herhinken soll, oder sein verstandesgesegneter Dirigent Blech, dessen brennenden Ehrgeiz auch der sanfteste Lyrismus und die verspielteste Grazie nicht schrecken, oder die Drei zusammen haben sich vorgesetzt, endlich den Widerspruch zwischen da Ponte und Mozart zu überbrücken. Sie sind sogar gezwungen dazu. Vor zwanzig Jahren, als unter Weingärtner Ferrando Grüning, Guglielmo Hoffmann und Fiordiligi Emmy Destinn hieß — ja, wen kümmerte da, zu was für Worten diese herrlichen Klänge erschollen! Eine rauhere Epoche bringt rauhere Kehlen hervor; wo der bel canto verloren gegangen ist, pflegt sich ein Stilwille einzustellen; und für den Mangel an einem Star entschädige der Dekorationseinfall, den mit erlesenem Geschmack Bernhard Pankok ausführe. Ein Rokokobühnchen auf der Bühne; was schon für die Intimität von Nutzen ist. Mit den Mitteln der Symmetrie und der Parodie wird Puppenhaftigkeit, Unwirklichkeit, Unrealistik angestrebt und nur vorläufig nicht durchweg erreicht. Wenn sich der Sänger den Umhängebart zu seiner Solonummer abschnallt, darf der Vesuv nicht auf die Naturtreue aus sein, den ganzen Abend zu rauchen. Wenn . . . Ach, dies alles ist ja völlig egal. Ein Flötentriller, und du fühlst dich beschwingt. Ein Geigenstrich, und du bist entrückt. Der Himmel öffnet sich, wo da Pontes Leichtsinn leichter Sinn und Gottes Tron so nahe ist wie zwischen Goethe und Rafael ihr tönender Bruder von der Grenzscheide zwischen Italien und Oesterreich und von dem schmalen Grat der makellosen Genies.

# Brief an Hans Siemsen

Lieber Hans Siemsen,

ich will nicht für oder gegen deutschen Film schreiben — es ist vollkommen wertlos, guter Hans Siemsen, glauben Sie mir —: ich will nur in eigner Sache einige Worte zu Ihrer Kritik sagen, die Sie, geduldig und wohlwollend, in Nummer 9 der ‚Weltbühne' meinem Film ‚Die Bestie im Menschen' gewidmet haben.

Und wissen Sie, warum ich mir die Mühe dieser ebenfalls ganz wertlosen Entgegnung mache? Weil ich in der vergangenen Woche mil großem Vergnügen Ihr sehr hübsches Büchlein: ‚Wo hast du dich denn herumgetrieben?' (bei Kurt Wolff erschienen) gelesen habe, und weil ich Sie nach der Lektüre dieses Buches für einen Zeitgenossen halte, mit dem man vielleicht reden kann.

Vor allem andern, um Mißverständnissen vorzubeugen: ich bin nicht entrüstet, beleidigt, böse. Das können Sie ruhig glauben. Ein Mann, der „erfolgreiche" Ullstein-Romane schreibt, kriegt eine Hornhaut wie ein Nilpferd. (Oder er muß sich aufhängen.)

Wenn Sie feststellen, daß ich kein Film-Manuscript machen kann, habe ich nichts dagegen einzuwenden. Ihre Meinung in allen Ehren. Vielleicht haben Sie recht. Mir ist es jedenfalls gleichgültig. Was wollen Sie von einem Nilpferd?

Wenn Sie aber in meinem Filmchen acht oder achtzehn oder achtundzwanzig Liebespaare entdecken und sich wirklich nicht mehr auskennen, so ärgert es mich um Ihretwillen. Hans Siemsen, der das hübsche Büchlein: ‚Wo hast du dich denn herumgetrieben?' (bei Kurt Wolff erschienen) geschrieben hat, darf nicht falsch melden. Die achtzehn Liebespaare sind nämlich nicht vorhanden. Wir wollen ehrlich sein, auch wenn es nur um einen Film geht. Die kleine Severine, die von dem Eisenbahnpräsidenten ausgehalten worden war, wird später die Geliebte des Lokomotivführers Lantier. Besagter Lantier, in den die Bahnwärterstochter Flore unglücklich verliebt ist, nimmt im letzten Akt dem Heizer seine Freundin weg. Sind diese Paarungsverhältnisse wirklich so verwickelt? Wie ich aus Ihrem hübschen Büchlein erfahren habe, sind Sie auch in Paris gewesen. Erinnern Sie sich doch, bitte, der komplizierten Liebesbeziehungen, die in der Gegend des Boul' Mich' geherrscht haben. Dagegen ist doch mein Film die Schlichtheit selber.

Immerhin: das ist belanglos.

Aber warum halten Sie alle Filmleute a priori für Idioten? (Ich spreche nicht von mir, denn wenn Sie das Vergnügen hätten, mich zu kennen, wären Sie von meiner penetranten Klugheit angenehm überrascht.) Sie jammern ein wenig hochmütig: Was wissen die dummen Filmleute vom Genie der berühmten Schauspieler! Sie kaufen eben alle großen Namen zusammen. Es ist kein Verdienst der Filmleute.

Harte Worte, lieber Hans Siemsen. Harte Worte, weiß Gott.

Im vorliegenden Fall ist es aber mein Verdienst, halten zu Gnaden. Ich will gewiß nicht behaupten, daß ich vom Theater viel verstehe obwohl ich dreizehn Jahre dabei gewesen bin, aber eine blasse Ahnung von der Schauspielerei habe ich zweifellos. Und da ich von Zementbauten ganz gewiß nichts verstehe und auch von zehntausend zum Tempelhofer Himmel emporgestreckten Statistenarmen nicht viel halte, wollte ich durch Schauspieler, durch das menschliche Antlitz allein,

wirken. Deswegen gestattete ich mir den Ehrgeiz, auch die kleinste Rolle in meinem Film mit einer großen „Kanone” zu besetzen, wie Sie sich auszudrücken belieben. Die großen Schauspieler haben begriffen, um was es mir ging, und sind bereit gewesen, nötigenfalls eine Chargenrolle zu spielen. Dies ist mein persönlichstes Verdienst, denn Sie ahnen kaum, lieber Hans Siemsen, wie stark die berechtigte Eitelkeit der großen Kanonen, und wie wenig gegen diese Eitelkeit mit Geld auszurichten ist. Sie überschätzen vielleichr ein bißchen die Macht des Kapitals und unterschätzen den Ehrgeiz der Künstler.

Im übrigen verwirren Sie die Logik, Herr. An dem Film ‚Cagliostro' ärgert Sie, daß keine genügend großen Schauspieler mitgewirkt haben. Bei der ‚Bestiei m Menschen' tadeln Sie, daß einige große Schauspielerinnen nur für Chargenrollen verwendet worden sind, statt dankbar zu sein für die genußreichen zehn Sekunden, die Agnes Straub Ihnen verschafft hat.

Aber auch dies ist belanglos.

Richtig zu stellen wäre nur Ihre allzusichere Behauptung: „Erst der Schauspieler, dann (für den Schauspieler) die Idee. So entstehen gute Filme.”

Nein, lieber Hans Siemsen: so entstehen die Star-Filme, gegen die alle guten Elemente in der Film-Industrie Sturm laufen. Es hat sich nämlich gezeigt, daß es nicht gut sei, dem Star das Stück an den mehr oder weniger hübschen Leib zu schreiben. Es ist wirklich nicht gut. Sie haben sich so viel in der Welt herumgetrieben, Hans Siemsen: wandern Sie noch einige Abende durch die berliner Kinos und begucken Sie kritisch die Filme, in denen zuerst der Star da war und nachher die Idee. (Idee habe ich gesagt.) Wenn Sie dann noch auf Ihrer Meinung bestehen, haben Sie gewonnen.

Aber um zu meinem bescheidenen und trotz dem Dutzend von großen „Kanonen” lächerlich billigen Filmchen zurückzukehren — in einem Punkt haben Sie vollkommen Recht: Die Hauptrolle, die Lokomotive, war miserabel besetzt. Ich habe mich dieser alten Schachtel vom Rangierbahnhof bis in den Hals hinein geschämt.

Es hätte eine D-Zug-Lokomotive sein müssen, wie Sie richtig erkannt haben. Wo war da meine obgemeldete penetrante Klugheit geblieben?

Aber denken Sie, Hans Siemsen: man kriegt in der Republik Preußen keine Lokomotive für Film-Zwecke geliehen. Ist es zu glauben? Ich habe vergeblich mit hohen Eisenbahntieren in den verschiedensten Direktionen unterhandelt. Die republikanischen Eisenbahnbehörden verleihen keine Züge. Und warum nicht? Sie werden lächeln, Hans Siemsen. Weil ein preußischer Eisenbahnzug nicht entgleist. Hurra.

Da mußte ich denn froh und glücklich sein, als ich das altersschwache Zügle eines privaten Bimmelbähnchens geliehen bekam. Jawohl. Aber siehe: auch dies ist belanglos.

Wann erscheint ein neues Buch von Ihnen, lieber Hans Siemsen? Das ist wirklich viel wichtiger als der dumme Film, der in jedem Fall eine ärgerliche Angelegenheit bleibt.

Ergebenst
Ludwig Wolff

# Rundschau

## Verhinderung der Reisen

Fritz Wittels hat einmal vor Jahren in diesen Blättern den genialen Ausspruch eines oesterreichischen Bezirksbeamten registriert, zu dem er behufs Erlangung eines Passes nach Deutschland ins Bureau trat. Der Beamte sagte: „Der Wiener hat im Ausland nichts zu suchen!”

Nach diesem Prinzip regiert heute die eine Hälfte des deutschen Volkes auf der andern herum. Die Unmöglichkeit, in einem übervölkerten, geschlagenen Lande die Ueberzahl von Schreibern aller Kategorien angemessen zu beschäftigen, hat zu einer künstlichen Aufblähung des Beamtenkörpers geführt, die in gar keinem Verhältnis zu der kontrollierten Lebensintensität steht. Wenn bei uns Einer Holz hackt, dann stehen zehn Mann herum und schreiben es auf.

Das einzige Interesse, das der bankerotte Staat an den Reisen seiner Bürger haben könnte, wäre allenfalls die Steuerkontrolle. Sein brüchiger Beamtenapparat leistet nicht einmal das. Statt dessen schikanieren die Brillenmenschen die Reisenden, und zwar tun sie das ganz bewußt mit der Absicht, Reisen ins Ausland zu unterbinden. Rechnet man noch den Eifer hinzu, mit dem jede einzelne Dienststelle durch die Fabrikation möglichst vieler Aktenstücke ihre Existenzberechtigung für ihre Etatisierung nachzuweisen bestrebt ist, so ergibt sich die Aufhebung der Freizügigkeit für den Deutschen.

All diese Atteste, Bescheinigungen, Visa, Certifikate und Stempelpapiere haben einen unerfreulichen Zustrom mäßiger Elemente nicht zu hindern vermocht; sie erschweren aber Dem, der nach Italien, in die Schweiz, nach dem Norden oder sonstwohin fahren will, das Leben und machen ihm die Tage vor der Abreise zu einer Hölle.

Der Staat maßt sich hier ein Aufsichtsrecht über seine Bürger an, das ihm nicht zusteht. Nicht ich habe nachzuweisen, warum ich ins Ausland fahren will, sondern er hat nachzuweisen, warum er es verhindert. Das Primäre ist die Freizügigkeit. Das völlig Sekundäre der Beamtenapparat.

Es ist zu wünschen, daß sich die Apparatur der staatlichen Bürokratie weiter so ins Maßlose vergrößert, damit die Absurdität dieses Verwaltens als Selbstzweck recht klar in die Erscheinung trete. Doch viel nützen wird auch das kaum. Abgesehen von der lakaienhaften Demut dieses Volkes vor jedem staubigen Behördenzimmer hat der Einzelne jener Millionen Beamter ein viel zu großes Interesse an der Aufrechterhaltung seiner Dienststelle, als daß er je verschwinden würde. Wir sehen es jedes Mal, wenn irgendeinem dieser ganz überflüssigen Auswüchse die Auflösung droht: der Erste, der protestiert, ist der Betriebsrat. Ansichtskarten werden nicht hergestellt, weil man sie braucht, sondern weil es Leute gibt, die davon leben, und kreisärztliche Atteste, Visa und Pässe werden nicht verlangt, weil dadurch auch nur irgendetwas verhindert oder gefördert wird, sondern weil die Schreiber dieser Papiere für das Zimmermannshandwerk zu schwach, für den Kaufmannsstand zu dumm und für die Diplomatie nicht reich genug sind. Das Volk leidet gar nicht unter dieser Verwaltung. Sie ist ihm unbequem, und es schimpft ein bißchen, aber es bejaht sie im Tiefsten. Denn man will doch leben, und die bange Frage, was der Junge werden soll, läßt sich „an Hand” von tausend Aemtern leichter lösen.

Wirds wirklich ernst, so genügen Beziehungen und Geld, um einen Apparat über den Haufen zu blasen, der längst Selbstzweck geworden ist, und der leer läuft. Frei sind hier nur noch die Spatzen auf den Dächern. Sie tun das Gescheiteste, was man tun kann: sie pfeifen aufs Ganze.

Ignaz Wrobel

Ich habe mir die Zeitungen vom vorigen Jahre binden lassen, es ist unbeschreiblich, was für eine Lektüre dieses ist: fünfzig Teile falsche Hoffnung, siebenundvierzig Teile falsche Prophezeiung und drei Teile Wahrheit. Diese Lektüre hat bei mir die Zeitungen von diesem Jahr sehr herabgesetzt, denn ich denke, was diese sind, das waren jene auch. Lichtenberg

## Der Mensch in der Mitte

Unsre Welt krankt unheilbar an den Bedingtheiten. Am Geist der Professoren, Opportunisten, Egoisten. Sie stehen auf dem Boden der Tatsachen, weil sie keinen eignen Boden unter den Füßen haben. So stampfen sie sinnlos ihr Einerseits-Andrerseits und können weder stehen noch vom Fleck kommen. Sie zerfasern und zerfaseln jeden echten Gedanken und erweisen sich so als das schlechte, das heißt: hemmende Prinzip.

Ludwig Rubiner ist Einer, der wagt, das Unbedingte zu verlangen, nämlich Das, was nur durch die Persönlichkeit, den Menschen, bedingt ist, der die Mitte der Welt bedeutet. Dieser Mensch verläßt sich nicht auf einen Geist des Fortschritts, der irgendwo über Wolken thront und seine Freude an langsamer Arbeit, Plackerei, Selbst- und Nächstenzerfleischung hat, sondern er dekretiert, wie alle Träger des Fortschritts in Wahrheit getan haben: Dies und Das soll jetzt geschehen, denn es ist göttliche Notwendigkeit, die ich ohne Umwege erkenne, keiner niederträchtigen Gewalt zuliebe verleugne und durchzusetzen verpflichtet bin; verpflichtet auf Grund meiner Verantwortlichkeit für meine Kameraden, die Mitmenschen. Der aktive Individualist ist sozial, er ist der Einzige, der es sein kann; er hat die Autokratie des Geists und kämpft gegen den Massenzwang der Materie. Er weiß auch, daß der Umwertung der Werte ihre letzte Entwertung vorangehen muß, wie die großen Weltweisen aller Zeiten erkannt haben, unter ihnen Laotse, der da sagt: „Was voll werden soll, muß erst leer werden.” Wir kommen nur aus Nichts zu Allem.

Und hier ist der Punkt, wo Individualist und Sozialist zusammenstoßen und sich wechselseitig überwinden. Denn nun wird auch die soziale Umgruppierung sinnlos, und Sinn behält nur das große Verzichten und die Neueinstellung der Werte schaffenden Seele. Und so irrt denn auch dieser Aktivist, wie jeder andre, wenn er schließlich auch die Kunst den sozialen Ideen dienstbar machen will. Denn diese ist ihrem Wesen nach bereits Ueberwindung vorletzter Werte und ist ein Gestalten aus letzter Schauung; etwas Positives, nur in der äußern Ganzheit Gewolltes: das einzige Positive, das heißt: durch sich selbst Gerechtfertigte, das der aktive Geist hervorbringt. Der höchste Mensch wäre nicht der Mitmensch, sondern der — im weitesten Sinne — künstlerische Mensch; der, wenn er kein Gaukler ist, mit der schärfsten Verantwortlichkeit vor seinen Entscheidungen steht.

Von dieser Wahrheit klingt in Rubiners schönem Buch (das bei Gustav Kiepenheuer in Potsdam erschienen ist) trotz allen Widersprüchen ein starker Grundton.

Eduard Saenger

## Liebe Weltbühne!

Die beiden großen Komiker Emil Thomas und Georg Engels konnten einander, selbstverständlich, nicht riechen. Eines Tages kommt Engels so vergnügt, wie seiner Griesgrämigkeit überhaupt möglich ist, an den gemeinsamen Stammtisch bei Dressel, erwidert auf die Frage nach dem Grund seiner Aufgekratztheit, daß Thomas, endlich, gestorben sei, und hört garnicht auf, de mortuo nil nisi male zu reden. Als er im besten Zuge ist, öffnet die Tür sich, und Thomas erscheint. Engels hebt zwei Finger zum Munde und spricht leise und feierlich: „Psssst! Er weiß es noch nicht . . ”

## Antworten

**Ernst Goth.** Sie schreiben mir: „Die Warnung: ‚Reisende, meidet Bayern!' kann, sobald die Sonne wieder Sommerpläne auszubrüten beginnt, den Norddeutschen gar nicht laut genug in die Ohren posaunt werden. Denn die Zustände in jenem schönsten und dümmsten Teile Deutschlands sind noch weit krasser, weit empörender, als Herr Professor Albert Niemann sie in Nummer 9 der ‚Weltbühne' schildert. Ich habe kürzlich mehrere Monate in München verbracht und mancherlei gesehen und erlebt, was im zaristischen Rußland nie denkbar gewesen wäre. Wie ich es anstellte, mehrere Monate in München geduldet zu werden? Auf meiner Visitenkarte stand der Name eines ausländischen Blattes, und das imponiert selbst den bayrischen Bütteln, seit die plötzliche, völlig unmotivierte Ausweisung eines schweizerischen Zeitungskorrespondenten fast einen diplomatischen Konflikt heraufbeschworen hätte. Kurzum: nachdem ich insgesamt vier bis fünf Vormittage auf dem Korridor des Polizeigebäudes zugebracht hatte, erhielt ich meinen ‚Toleranzschein' — der nach wenigen Tagen abgegriffen war wie altes Papiergeld, weil Niemand an das Wunder glauben wollte und ich ihn immer wieder herzeigen mußte. Bestaunt und beneidet, erfuhr ich so nach und nach den ganzen Umfang meines Glücks. Denn damals wütete bereits seit Monaten das große Ausweisen. Man vergaß alle Traditionen des gastlichen München und scherte sich den Teufel um verscherzte Millioneneinkünfte: man jagte alles über die Grenze, was nicht bayrisch und, namentlich, nicht arisch war. Zuallererst natürlich — da es leider keine Russen mehr zu fangen gab — die Ungarn. Denn ‚Ungar' und ‚Bolschewist' war im Kopf des münchner Polizeipräsidenten das Selbe, und die so naheliegende Erwägung, daß die nach München geflüchteten Ungarn just vor dem Bolschewismus geflüchtet waren, mit dem sie nichts zu tun haben wollten, war diesem Kopf sichtlich unerreichbar. Den Deutsch-Oesterreichern ging es nicht besser. Wer nicht sofort abfuhr, kam auf ein paar Tage in den Kotter und dann im Schub an die Grenze. Und das alles ging mit sinnloser Brutalität und bürokratischer Beschränktheit vor sich. Tollheiten ergaben sich massenhaft. Ein Fabrikant, seit Jahren in München ansässig, wurde ausgewiesen, weil er Oesterreicher war. Kurz vorher hatte er eine Augsburgerin geheiratet. Es gelang ihm — wo Dummheit wohnt, ist auch Korruption zuhause — die Ausweisung rückgängig zu machen. Er erhielt die Aufenthaltserlaubnis — doch nur für seine Person. Seine Frau, eine Urbayerin, doch nunmehr durch ihre Ehe Oesterreicherin geworden, mußte München verlassen. Weiter. Ein wiener Großkaufmann kam mit seiner Frau nach München und erhielt eine Aufenthaltsbewilligung von fünf Tagen. Er fuhr in Geschäften nach Stuttgart und ließ seine Frau im Hotel zurück. Seine Rückkehr verzögerte sich um zwei Tage — er fand seine Frau im Polizeiarrest, eine Strafe, die sie sich durch die begreifliche Weigerung zugezogen hatte, München zu verlassen, bevor ihr Mann zurückgekommen wäre. Weiter. Eines Tages wurde ich aus dem Schwabinger Krankenhaus angeklingelt: Frau B. wünsche, mich dringend zu sprechen. Die Dame — seit langem in München lebende Schriftstellerin; gebürtige Deutsche; Witwe eines oesterreichischen Professors; Jüdin — hatte eben eine schwere Operation überstanden, als auch sie der polizeiliche Bannstrahl traf. Ich sollte helfen. Mühsam erreichte ich für die mit offener Wunde darniederliegende Frau einen Aufschub von — acht Tagen. Auf meinen Einwand, daß sie auch dann noch nicht reisefähig sein werde, erklärte mir ein Beamter wörtlich: ‚Das geht mich nichts an! Raus muß sie — wenns draufgeht, gibts halt a Jüdin weniger!' Was war da zu tun? Ich gab der Dame den Rat, den sie auch befolgte: ‚Schwarz', das heißt: unangemeldet zu wohnen. Das nämlich taten alle Ausländer, die

München nicht verlassen wollten oder konnten, namentlich alle Künstler und Schriftsteller. ‚Schwarze' Quartiere waren überall zu erfragen: die münchner Zimmervermieterinnen hielten es mit den zahlenden Fremden und nicht mit der Polizei, deren Schnüffelorgane am Ende doch nicht jede Dachkammer Schwabings durchstöbern konnten und sich damit begnügen mußten, Hotel- und Pensionsgäste alle acht bis vierzehn Tage aus dem Morgenschlaf zu schrecken, wobei oft in Wandschränken, ja selbst in größern Koffern nach versteckten Bolschewisten gefahndet wurde. Denn natürlich war die ‚Säuberung Münchens von politisch verdächtigen Elementen' das offizielle Motiv dieser Fremdenverfolgung, wobei die Identität von ‚politisch verdächtig' und ‚jüdisch' selbstverständlich war. Zuweilen hieß es dann auch, daß die Ernährungsverhältnisse Münchens keinen Fremdenzustrom gestatteten. Aber die Butter kostete damals in Berlin dreißig, in München sechzehn bis siebzehn Mark, und in der allerdings bescheidenen Künstlerkneipe, wo ich aß, erhielt ich eine große Fleischportion mit Brot und Gemüse für sechs Mark, ohne daß mir je eine Fleisch- oder Brotkarte abverlangt wurde. Und die Leute, die sich durch allabendliche antisemitische Exzesse nicht abhielten ließen, am Tegern- oder Starnberger See zu übersommern, erzählten Wunder von der Verköstigung zu Pensionspreisen von sechzig Mark für den Tag. Das aber sind sieben- bis achthundert Kronen. Für ein Drittel dieser Summe erhält man überall in Oesterreich, Salzburg, Kärnten, Nordtirol ausgezeichnete Verpflegung und Unterkunft. Fahrt also schon deswegen dorthin und nicht nach Bayern! Fahrt in das von Norddeutschen noch viel zu wenig gekannte, herrliche Salzkammergut, wo Berge, Seen, Matten nicht weniger reizvoll sind als in Bayern, und wo Ihr euch mehr in Deutschland und in Europa fühlen werdet als bei den Orgesch-Brüdern, die heute Bayern regieren, es aber morgen nicht mehr tun werden, wenn ihnen erst Hotelbesitzer, Wirtsleute, Fischer, Schiffer, Theaterdirektoren. Dienstmänner und Droschkenkutscher auf den Leib rücken." Das scheinen sie schon getan zu haben. Ignaz Wrobels Aufruf an die Reisenden, Bayern zu meiden, ist in unzähligen Zeitungen nachgedruckt worden, mit einem Wutgeheul ohnegleichen, das sich in Bayern gegen ihn, anderswo gegen die schandbaren Zustände dieses lieblichen Ländchens richtete. Man befürchtete, wenn die norddeutschen Reisenden diese Warnung beachteten, finanziellen Schaden, und wo das Geschäft anfängt, hört bei diesen treudeutschen Klacheln automatisch der Preußenhaß und sogar der Judenhaß auf. Das bayrische Verkehrsministerium kriegte die öffentliche Meinung zu spüren, ging mit ihr und mit sich zu Rate, und die Münchner Neuesten Nachrichten sind in der Lage, mitzuteilen, daß es bei einer Besprechung der süddeutschen Länder über die Regelung des Fremdenverkehrs im Sommer 1921 für Beseitigung aller Verkehrshemmungen und besonders für Aufhebung der Bettenkontingentierung in Gasthöfen und Fremdenheimen eintreten werde. Ich empfehle den Herrschaften, damit Erfolg zu haben. Ich verspreche ihnen, hier die Debatte nicht eher zu schließen, als bis der Erfolg jedem Norddeutschen fühlbar geworden ist, der keine Lust hat, weiterhin zu ertragen, daß er leichter nach Bologna gelangt als nach München, und daß er am Lago maggiore freundlicher aufgenommen wird als am Chiem-See. Es genügt, daß die blauweißen Vollbier-, Weißwurst- und Radi-Brüder durch ihre Weigerung, sich entwaffnen zu lassen, die deutschen Interessen aufs empfindlichste schädigen. Daß sie auch noch den Aufenthalt in den Bergen und an den Gestaden, wo man sich von dem Aerger über ihren Unverstand einigermaßen erholen könnte, verweigern oder erschweren wollen, wird nicht länger geduldet werden.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 24. März 1921 Nummer 12

## Christus oder Hiller von Karl Rothammer

Die Deutschnationalen würden empfindlich sein, wenn man ihnen das Christentum abspräche. Westarp ficht im Zeichen sämtlicher Apostel; auch den Heiligen Johannes, von dem Jesus der Bergpredigt ganz zu schweigen, wird er nicht gern, jedenfalls nicht am Kopf der Kreuz-Zeitung verleugnen wollen. Wie hält er es da mit der schwesterlichen Deutschen Tageszeitung, die der Verhandlungsbereitschaft des Ministers Simons mit der Frage entgegentritt: „Ob die Methode des Evangeliums, nach dem ersten Backenstreich die Wange für den nächsten hinzuhalten, im Völkerleben überhaupt Berechtigung hat?" Daraus darf man wohl schließen, daß die deutschnationale Politik nicht in allen Stadien zugleich eine christliche zu sein wünscht. Die Leibpastoren unsrer Berufsfeudalen werden also künftighin festzustellen haben, bis zu welchen Breitengraden ihre Patronatsherren dem Christentum zugehören, und wo bei ihnen der Wotanskult oder derlei beginnt. Wir Wilden sind jedenfalls bessere Menschen, und wenn wir schon nicht alle Spitzfindigkeiten der christlichen Dogmatik unterschreiben können, so werden wir doch getragen von dem Glauben, daß der Geist der Versöhnung und der Menschenliebe sich auch im Leben der Völker und der Staaten durchsetzen kann. Wegbahner hierzu werden allerdings nicht die geölten Staatsmänner noch die politischen Praktikanten sein: das Banner der Auferstehung von Vernunft und Einheitswillen wird allein von den Massen, von den Leidtragenden und den durch den politischen Sport der Spezialistigen Geschlagenen einer kommenden Entwicklung vorangetragen werden.

Es gehörte Blindheit dazu, um nicht zu erkennen, daß die Internationale des Proletariats, unbekümmert um die ihr anhaftende Nummer, versagt hat. Auch jetzt wieder, da die Entente ihren Gewaltfrieden vergewaltigte, blieb die internationale Solidarität kriegsfeindlicher Arbeiterschaft stumm und dumm. Belgische Kavallerie herrscht in Duisburg, obgleich Vandervelde und andre Sozialisten im belgischen Ministerium sitzen. Als Vertreter der englischen Arbeiterpartei erklärte Thomas, daß man Deutschland zahlen lassen müsse, wenn nicht das Unrecht triumphieren solle. Wo die Politik spricht, schweigt die Solidarität auch des Proletariats. Wenn aber die unverdorbenen und unbelasteten Instinkte der Arbeitenden das Einheitsziel suchen, finden sie, ahnen sie zum mindesten den richtigen Weg. Aus Amsterdam kommt Osterbotschaft: Abweisung der Zwangsmaßregeln, welche die Probleme des Wiederaufbaus eines zerstörten Europa nicht zu lösen vermögen; Abweisung des unfruchtbaren Werkes kapitalistischer Diplomatie; Aufruf zur Zusammenwirkung der Arbeiter beim Wiederaufbau nicht nur der verwüsteten nordfranzösischen Gebiete, sondern der verwüsteten europäischen Wirtschaft überhaupt. Friede durch die Arbeit! Lloyd George und die preußischen Kreuzritter, die französischen Rentnerchauvinisten und die bayrischen Schießprügelenthusiasten werden

sich dreimal bekreuzigen vor solcher Kreuzaufrichtung durch proletarische Erkenntnis. Indessen: selbst in Paris beginnt die Götzendämmerung des Nationalismus: Bei der Nachwahl für Millerand war ein Drittel der Wählerschaft es müde, der Gerichtsvollzieherpolitik Unterstützung zu gewähren. Die Anhänger der Internationale aber rückten den französisch sprechenden Arbeitern bismärckischer Kürassierstiefel spürbar an den Leib. Aus den Tiefen der Ausgebeuteten steigt die Antwort auf den Evangelienverzicht der Revanche- und Präventivleute aller Flaggen. Schließlich wird Christus doch stärker sein als Hiller.

## Horthy-Ungarn von Géza Murányi

Hundertmal hat die Horthy-Regierung erklärt: Es gibt keinen weißen Terror! In Ungarn herrscht Ordnung und Rechtssicherheit! Warum brachte sie dann doch ein Gesetz ein, das alle Verbreiter von Nachrichten, die „den Ruf Ungarns schädigen", mit schweren Kerkerstrafen bedroht? Wer vollends Nachrichten verbreitet, die „auf eine Intervention des Auslandes" abzielen, erhält zehn Jahre Zuchthaus. Warum? Was fürchtet Horthy — der längst erfahren, daß die Kulturwelt Europas über siebentausend von seinen Offiziersbütteln gemordete Arbeiter und Juden die Achsel zuckt, daß sie sich über totgepeitschte, geblendete, lebend begrabene, kastrierte Menschen, über Züchtigungen schwangerer Frauen so wenig aufregt wie über das tagtägliche „Verschwinden" reicher Kaufleute aus den budapester Hotels — was fürchtet er noch? Auf Grund wovon könnte — nach dem mißlungenen Gewerkschaftsboykott des Vorjahrs — die „Intervention des Auslandes" nochmals angerufen und herbeigeführt werden?

Ich will euch sagen, was Horthy fürchtet: die Enthüllung seines eigentlichen Regierungsprogramms, seines Endziels. Dieses aber ist nicht mehr und nicht weniger als: die völlige Ausrottung des gesamten ungarischen Proletariats.

Ihr glaubt es nicht? Vernehmt folgende — erwiesene, in einem Teil der wiener Presse besprochene und nur von Westeuropa noch ignorierte — nackte Tatsachen. Als im Sommer 1919 die Rumänen abzogen und samt tausenden von Maschinen den größten Teil des ungarischen Bahnmaterials mitschleppten, nahm begreiflicher Weise die Arbeitslosigkeit ungeheure Dimensionen an. Was tat Horthy? Er ließ alle Arbeitslosenunterstützungen einstellen — und alle Gewerkschaften auflösen. Deren Vermögen wurde „in Verwahrung genommen", das heißt: gestohlen. Es wurde ferner die Herabsetzung aller Industrielöhne um 50 bis 70 Prozent verfügt. (Einzelheiten hierüber sind in der Interpellation des christlichsozialen Abgeordneten Josef Szabo vom vierundzwanzigsten März 1920 nachzulesen. Dort wird unter anderm ausgeführt, daß der tüchtigste

Arbeiter der Straßenbahn bestenfalls 1050 Kronen — damals 175 Mark — im Monat verdient, daß ein Lokomotivführer eine Krone für die Stunde erhält, daß in der Zuckerfabrik der hundertfachen Millionäre Hatvany-Deutsch fünfzehn Arbeiter verhaftet wurden, weil sie statt drei Kronen Stundenlohn vier verlangten.) Dann begannen die bekannten „Kommunistenprozesse" — der Galgenwald Horthys wuchs ins Unübersehbare, trotz den vielen eifrigen Offiziers-Dilettanten mußten neue Henkerstellen ausgeschrieben werden, Schulen wurden geschlossen und die Schulgebäude zu Gefängnissen gemacht. Dennoch: zur Vernichtung Hunderttausender reichten Galgen, Kerker, Knüppel, Drahtpeitschen immer noch nicht aus. Horthy schuf die „Internierungslager". Das größte ist Hajmáskér, ein Wort, das Grausigeres besagt als einst „Sibirien" oder „Peter-Pauls-Festung". In baufälligen Baracken, die nicht geheizt werden dürfen, sind hier allein zwischen Stacheldraht vierzig- bis fünfzigtausend Menschen gepfercht, deren einziges Verbrechen ihre frühere Zugehörigkeit zu einer sozialistischen Gewerkschaft ist. Sie werden systematisch — im Sinne der Hausordnung! — geprügelt: die Männer erhalten wöchentlich zweimal je fünfundzwanzig Stockhiebe, die Frauen fünfzehn. Die Kost ist fettloser Hirsebrei und Brot. Dazu schwere Zwangsarbeit. Versuchen aber Angehörige irgendeines Internierten, dessen Los zu bessern, seinen Hungertod hinauszuschieben, so erreichen sie das Gegenteil. Denn sooft für einen Geld eintrifft, erhält der Wachsoldat, der die Lagerinsassen morgens zur Arbeit führt, einen Wink und meldet am Abend: Fluchtversuch. Ein Kadaver mehr wird verscharrt, und die abgesparten Groschen hungernder Arbeiterfrauen werden von Offizieren der christlich-nationalen Armee verjubelt.

Glaubt Ihr schon, daß Horthy aufs Ganze geht? Hört weiter!

Alle Proletarier, denen die Sowjet-Regierung Wohnungen requiriert hatte, wurden erbarmungslos auf die Straße gesetzt. Als der Redakteur des ‚Pesti Elet' aus diesem Anlaß den Wohnungskommissar Mészáros nach den Absichten der Behörde fragte, erklärte der Beamte wörtlich:

„Jawohl, wir wollen dem Bürger seine Behaglichkeit sichern. Die Proletarier, die das rote Regime zurücksehnen, sollen krepieren!"

Man beschleunigt das mit allen Mitteln. So hat das größte Komitat Ungarns: das Komitat Pest den Arbeitern die Lebensmittelkarten entzogen. In den andern aber gibt es keine Industrie.

Eine halbe Million Menschen desselben Budapest, in dessen Hotels an der Donau-Zeile Luxusorgien völlig beispielloser Art toben, leben in einem Zustand, zu dessen Schilderung die Pestgreuel Indiens herangezogen werden müssen: ohne Erwerb, ohne Nahrung, ohne Wohnung, ohne Heizmaterial. In den Vorstädten fallen Männer und Frauen wild über die Müllwagen her,

darin sich vielleicht genießbare Küchenabfälle befinden. Die kommunale Leichenbestattungsanstalt ist außerstande, den nötigen Bedarf an Armensärgen aufzubringen. (Aber das Monats-Budget des berüchtigten Pronay-Detachements beträgt 16 Millionen Kronen.)

*

Es gibt selbst in der heutigen — durch Bajonett-Wahlen zustande gekommenen — Nationalversammlung einzelne mutige und ehrenhafte Männer, die unter Lebensgefahr wagen, diese Dinge zur Sprache zu bringen. Sie erreichen manchmal, daß der Ministerpräsident eine „strenge Untersuchung” verspricht — wie damals, als der Abgeordnete Ruppert die Folterung und Ermordung des Weinhändlers Landau enthüllte —; oder sie erreichen nicht einmal das. Der Abgeordnete Viktor Drozdy interpellierte am einundzwanzigsten Februar 1921 wegen der unausgesetzten Internierungen. In keinem Lande der Welt — sagte er — werden so viele Menschen nur ihrer Gesinnung halber verfolgt und eingekerkert wie in Ungarn. Die Amnestie Horthys kam einigen Offizieren zugute und blieb im übrigen auf dem Papier. Von 28 419 politischen Häftlingen wurden im Laufe des letzten Jahres nicht mehr als 3609 abgeurteilt, und auch unter diesen gab es sehr viele Unschuldige. Drozdy verlas den Brief eines Untersuchungssträflings, der unter den Folterungen im Polizeigebäude zugegeben hatte, während der Kommune 160 Personen ermordet zu haben, und in Wahrheit völlig unschuldig war. Worauf dem Abgeordneten Drozdy unter dem Wutgeheul der christlich-nationalen Parteien das Wort entzogen wurde.

Immerhin: auch in diesem Parlament finden sich Menschen mit menschlichem Empfinden, die das Gewissen drängt, zu Anwälten des niedergetretenen, verröchelnden Proletariats zu werden. Die letzte Hoffnung der Arbeiterschaft hängt an diesen Wenigen, und im Vertrauen auf ihren Fürspruch trat sie jüngst mit der Forderung einer Lohnerhöhung von 100 Prozent auf. Im Falle der Nichtbewilligung sollte gestreikt werden. Da aber lief dem Herrn Reichsverweser die Galle über. Er zitierte den Arbeiterführer Szabó vor sich und sagte wortwörtlich: „Wenn die budapester Arbeiterschaft ihre Forderung nicht sofort zurückzieht oder gar wagt, in den Streik zu treten, dann veranstalte ich ein Blutbad, wie es Europa noch nicht gesehen hat!”

Die Arbeiter kennen Horthy bereits zu gut, um ihm dieses Blutbad nicht zuzutrauen. Sie zogen die Lohnforderung zurück, traten nicht in den Streik und hungern weiter.

Wundert sich Niemand darüber, warum die fünfzigtausend ungarischen Kriegsgefangenen, die noch immer in Rußland stecken, nicht endlich heimgebracht werden? Das hat zwei Gründe. Erstens wehrt sich Horthy gegen die Rückkunft dieses

„bolschewistisch infizierten Gesindels". Zweitens wehren sich die meisten der Gefangenen gegen die Heimkehr — denn sie sind gewarnt. Sie wissen, daß sie mit Ohrfeigen und Fußtritten empfangen und, noch bevor sie ihre Familie gesehen haben, vom Waggon weg in Internierungslager gebracht werden, die offiziell den hübschen Namen „moralische Quarantäne-Stationen" führen. Nur wer den Beweis erbringen kann, daß er weder in der Roten Armee gedient noch irgendeiner roten Gemeinschaft angehört hat, darf allenfalls hoffen, frei zu kommen. Aber wer kann diesen Beweis erbringen? Da ist immer noch besser, in Rußland weiter zu hungern — und resigniert die Achseln zu zucken, wenn Einem Weib und Kind einfallen.

*

Nächstens sollen mehrere Vertreter der ungarischen Regierung nach Berlin kommen, um — wie es in den Blättern heißt — die deutsche Presse über die westungarische Frage aufzuklären. Natürlich ist solche Aufklärung ganz überflüssig: Die deutsche Presse — selbst deren rechtester, nationalistisch-militaristischer und daher mit Horthy sympathisierender Flügel — weiß sehr genau, daß Deutsch-Oesterreich ohne das Ackerland jener westungarischen Komitate verhungert, und wird der deutschen Bevölkerung dieses Grenzstrichs gewiß nicht wünschen, bei einem Lande zu verbleiben, das sich in wahnwitzig chauvinistischer Beschränktheit gegen alle europäischen Einflüsse abschließt, jeden fortschrittlichen Gedanken als bolschewistische Aufreizung verfolgt und rapid ins schwärzeste Mittelalter versinkt. Nein: mit dieser Aufklärungsarbeit werden die magyarischen Herren wenig Glück haben. Doch diese Aufklärung ist sicherlich nur der Deckmantel für ganz andre Absichten. Man wird die deutsche Presse darüber unterrichten wollen, welch bösartige Verleumdungen von kommunistischer Seite über Ungarn in Umlauf gesetzt werden, wo der „christliche Kurs" doch längst die Rückkehr zu voller Rechtsordnung und gedeihlicher Arbeit bewirkte, wie die Herren gewiß alle bezeugen werden. Und sie werden, so nebenbei, versuchen, auch für die Rückkehr Karls von Habsburg Stimmung zu machen . . .

Hoffentlich wird die deutsche Presse um die rechte Antwort nicht verlegen sein.

## Simons und Simson von Tyrus

Zu unserm Unglück gibt es in Deutschland immer noch sehr viele Leute, die nicht glauben wollen, daß wir den Krieg verloren haben, und zwar rettungslos verloren. Sie halten das Ringen noch nicht für beendet, sondern drehen kaltlächelnd das in den letzten Jahren zu Tode gerittene Wort von Clausewitz um: für sie ist die Politik — oder was sie Politik nennen — die Fortsetzung des Krieges mit andern Mitteln. Diese Mittel sind: Protestnoten, Entrüstungsrummel, Lobeshymnen auf die Tüchtigkeit, Ehrlichkeit und Unentbehrlichkeit

Deutschlands für die gesamte zivilisierte Welt, die an unserm Wesen genesen soll. Und in demselben Atem die Versicherung, daß wir völlig kraftlos, ruiniert und auf Jahrzehnte hinaus zahlungsunfähig sind. Vor allem aber dient diesen Leuten zur Fortsetzung des Krieges mit andern Mitteln dreierlei: die Massenfabrikation von Siegen; wo das gänzlich ausgeschlossen erscheint, von „taktischen Erfolgen"; und schließlich die Selbstbeweihräucherung, wie einst in der Blütezeit des Hauptquartierterrors der letzten Kriegsjahre.

In dieser Komödie, die für uns zur Tragödie werden wird, spielt Simons den politischen Hindenburg, den gläubigen Helden voll guten Willens und rührender Pflichttreue, aufrichtiger Hingebungs- und Verantwortungsfreudigkeit, immer bereit, sich mit dem breiten Rücken seines Intellekts vor seine Mitarbeiter zu stellen, ihnen die Verantwortung abzunehmen, auch für Worte und Handlungen, die unerwartet schlimme Folgen zeitigen — vorausgesetzt nur, daß diese Mitarbeiter ihm persönlich treu ergeben sind und sich nicht vermessen, eigensinnig auf Durchführung ihrer Ideen zu bestehen gegen den Willen ihres allerhöchsten Vorgesetzten.

Der Ludendorff dieses Hindenburg ist v. Simson. Ein Ritter ohne Furcht, aber mit viel Tadel. Der rücksichtslose Taktiker und Instigator unheilvoller Pläne, immer um seinen Herrn herum, aber nie ihm im Lichte stehend, sondern stets in seinem Schatten wandelnd, sodaß Wenige ihn bemerken. Verantwortlich für Alles nach den Grundsätzen gesunden Menschenverstandes und nach den Begriffen von Treu und Glauben — verantwortlich für nichts nach den Buchstaben der Verfassung und der Geschäftsordnung; und in dieser Verantwortungslosigkeit sicher vor plötzlicher Bereicherung des Textes seiner ministerialdirektorialen Visitenkarte um die zwei peinlichen Buchstaben: z. D.

Simson ist, mag er nun die Manuscripte selber geschrieben oder diktiert oder nur dem Reichsminister „nahegelegt" haben, der Haupturheber der deutschen Gegenvorschläge und der Taktik, die damit in Berlin und London eingeschlagen wurde. Er hat die Geheimniskrämerei auf dem Gewissen, die Alle nervös im Dunkeln zu tappen zwang, während doch Jedermann wissen mußte, daß ein Geheimnis, in dessen Besitz mehr als drei Personen sind, kein Geheimnis mehr ist. Und im Besitze dieses Geheimnisses waren mindestens ein halb Dutzend Personen außer dem Kabinett. Aus dem Kreise dieses halben Dutzends ist es — schon am Tage vor der Abreise der Delegation — nach Amerika gegangen. Selbstverständlich kam es dorther wieder zurück. Niemand aber wußte genau, ob diese Version nun wirklich in allen Einzelheiten richtig sei. Daß sie richtig sei, bestritten auf Kommando von Simons selbstverständlich alle amtlichen und halbamtlichen Stellen energisch. Ebenso selbstverständlich lief diese Ableugnung der Wahrheit zuwider. Sie war, wenigstens in den Hauptpunkten, durchaus richtig. Die Engländer kannten die Wahrheit. Aber sie konnten nichts damit unternehmen: sie konnten Simons nicht warnen. Jedermann, der über die Situation Bescheid weiß, weiß auch, daß der einzig richtige und nützliche Weg in London der gewesen wäre,daß Simons am Tage seiner Ankunft den englischen Text der Rede, die er am Montag zu halten gedachte, vertraulich Lloyd George zuschickte mit den zwei Zeilen: „Dies und das beabsichtige ich zu sagen. Ich halte es für angebracht, Ihnen das vorher

zur Kenntnis zu bringen.” Dann hätte nämlich Lloyd George, nach allen in seltener Uebereinstimmung aus London herüberdringenden Meldungen — deren Richtigkeit ein Teilnehmer an der Konferenz in Nummer 11 der ‚Weltbühne’ bestätigt — sofort seinen Privatsekretär zu Simons geschickt mit der Warnung: „Verehrter Herr Minister: so geht es nicht'.” Die Konferenz wäre,was ja wohl ohnehin vorgesehen war, vertagt worden, und Alles wäre anders gekommen.

Diesen andern Verlauf aber wollte Simson garnicht herbeiführen! Im Gegenteil: ihm lag Alles daran, ihn zu verhindern! Er wollte, wie er es immer tut, nicht auf dem Wege freundschaftlicher und freundlicher Verhandlungen und beiderseitiger Konzessionen, beiderseitigen Entgegenkommens etwas erreichen, sondern er wollte Recht behalten: Recht behalten in der Schuldfrage, auf der er als würdiger bürokratischer und geistiger Erbe des Ministerialdirektors Kriege unermüdlich herumreitet; Recht behalten in der Bestreitung der Befugnis zu Sanktionen; Recht behalten in vielen andern Dingen. Es braucht hier garnicht erörtert zu werden, ob er wirklich Recht hat. Behalten hat er es jedenfalls nicht. Denn über die Schuldfrage ist man ebenso glatt hinweggegangen wie über den Protest beim Völkerbund. Düsseldorf, Duisburg und Ruhrort sind besetzt; die Steuern aus den Rheinlanden, diesem wohlhabendsten Teile des Deutschen Reiches, werden der deutschen Reichswirtschaft entzogen werden; die Milliarden von Mark, die die Entente dort herausziehen kann, werden auf den Weltgeldmarkt geworfen werden und die Mark langsam auf das oesterreichische Niveau herabdrücken; eine maßlose Teuerung wird eintreten — und dann wird das enttäuschte deutsche Volk, das heute dem ohne Ergebnis aus London zurückgekehrten Minister Hosianna entgegenschreit, mit derselben Inbrunst ihm das: „Kreuzige! Kreuzige!” entgegenschreien. Dann wird Simons, der reine Tor, der Parsifal in der deutschen Politik, fallen. Simson, der ihm die schönen Ovationen beim Empfang und die gute Presse (nach berühmtem Kriegsmuster „Einheitsfront” genannt) von Herzen gegönnt hat, wird bleiben und wird ihm auch seinen Sturz gönnen. Und er wird den Nachfolger ebenso beraten, wie er Simons und seine Amtsvorgänger beraten hat.

Aus alledem geht schon hervor, daß der Teilnehmer an der Konferenz hier voriges Mal zwar die Vorgänge und ihre Zusammenhänge treffend geschildert, aber einen falschen Schluß gezogen hat. Der Ausgang ist vom deutschen Standpunkt nicht zu bedauern? Wir werden nur allzubald Ursache zum Bedauern haben. Leider aber erst dann, wenn der Karren völlig verfahren ist. Inzwischen muß die Presseabteilung der Reichsregierung für das politische Hauptquartier die Tätigkeit fortsetzen, die sie vom Kriegspresseamt nach dem Sturz der Militärregierung übernommen hat: die Reklametätigkeit für die Machthaber. Sie muß dafür sorgen, daß die deutsche Presse nichts übermittelt bekommt, was einen ungünstigen Eindruck machen könnte; muß die oppositionellen Reden in der französischen Kammer und im englischen Unterhaus dreimal unterstreichen, auch wenn das Ergebnis ein gewichtiges Vertrauensvotum für die französische oder die englische Regierung bleibt; muß mit rührendem Eifer Aeußerungen der Daily News, des Manchester Guardian und andrer zurzeit wenig einflußreicher Blätter übermitteln; muß den Tenor der gesamten englischen Presse mit ihrem eignen Propagandageräusch übertönen. Das

ist ihre Pflicht. Und wenn sie diese Pflicht, mit deren Erfüllung sie
sich bei der deutschen Presse höchst unbeliebt macht, vernachlässigen
wollte, so wäre sie binnen kurzem — reorganisiert!

All diese kleinen unaufrichtigen Mittel werden aber nichts helfen.
Der Gang der Ereignisse ist unerbittlich. Eines Tages, mag es nun
in vier Wochen oder in vier Monaten sein, wird er uns zwingen,
reinen Tisch zu machen, das heißt: die gegenwärtige Regierung weg-
zufegen, sei es mit oder ohne Neuwahlen, und eine wirklich vom
Vertrauen des Volkes getragene Regierung an ihre Stelle zu setzen.
Dann aber sollte man sich nicht damit begnügen, den Spargeln die
Spitzen abzuschneiden, sondern man sollte etwas tiefer greifen in die
dunkle Erde, wo die Maulwürfe umherstreichen, wo an unsichtbaren
Drähten der Stinnes-Haniel-Humann-Neurath-Clique die kleinern Gei-
ster, vom alten Regime zu Vortragenden Räten ernannt, die Gneist,
Rümelin, Kuhlmann und Markwart ihr Wesen treiben. Als Bürokraten
alles tüchtige und in ihrer Art wohlmeinende Leute. Aber eben in
ihrer Art, die nicht mehr in unsre Zeit paßt, weil sie jedes selbstän-
dige Denken, jede Verantwortungsfreudigkeit und Tatkraft als unbe-
quem empfindet und nach Möglichkeit auszumerzen sucht, wie grade
die Personalpolitik der letzten Zeit zur Genüge bewiesen hat.

Genau wie in den letzten Monaten und Wochen des Krieges
klammern sich diese Leute und ihre Verbündeten an die Macht. Sie
kämpfen um diese Macht für den Tag und für die Stunde mit allen
Mitteln, und sie werden kämpfen wie damals die Nicolai, Würz, Ol-
berg, die am siebenten November mit eherner Stirne alle Krisen-
erscheinungen bestritten, alle Krisengerüchte dementierten und am
zehnten bescheiden in Zivil mit ihren Mappen erschienen und sich
vermutlich über die Zahmheit und Milde der Presse und der ge-
samten öffentlichen Meinung wunderten — einer öffentlichen Meinung,
die bei einer richtigen Revolution französischen Stils ganz andre
Wege gegangen wäre,als unsre bürokratisierte Revolution in Schlaf-
rock und Pantoffeln nach dem neunten November 1918 gegangen ist.

# Die Justiz **von Hugo Grotius**

## XII. Juristen in der Politik

Wenn etwas bei uns im Argen liegt, so ist es die Politik. Auf
allen Gebieten der Kunst, Wissenschaft und Technik haben
wir Vertreter von überragender Bedeutung die schwere Menge
aufzuweisen — in der Politik finden wir in den letzten Jahr-
hunderten eigentlich nur zwei geniale Geister: Friedrich den
Großen und Otto v. Bismarck. Das wäre noch nicht einmal
gar so schlimm — „geniale" Politiker sind auch bei andern
Völkern nicht dicht gesät —, wenn nicht dazu käme, daß uns
auf politischem Gebiet die gewöhnlichste Durchschnittsintelligenz,
ja, auch die Durchschnittsbildung abgeht. Politischen Instinkt
hat das deutsche Volk beinah gar nicht; wie wir denn auch auf
fast allen andern Gebieten unsre Bedeutung nicht sowohl einer
instinktiven Begabung — die, beispielsweise, der Zigeuner für
Musik hat — verdanken wie vielmehr einem eisernen, nicht immer

freiwilligen Fleiß. Wir haben den Schul-„Zwang", den Examens-„Zwang"; wir müssen nachweisbar das und das in Schule, Universität, Lehre, „gelernt" haben, wenn wir dies und das „werden" wollen. Von Politik brauchten wir nichts zu „lernen": die wurde ja sowieso von den Landesvätern gemacht, deren politische Begabung von dem Vater auf den Sohn überging, und die mit dem ihnen erblich eignen Instinkt ihre politischen Mitarbeiter und Ratgeber aussuchten.

Die „Intelligenz" des Volkes kümmerte sich um politische Dinge noch weit weniger als die breite Masse. Vorlesungen über Politik gab es an den Universitäten kaum; jedenfalls brauchte man sie, um ein Examen zu machen, nicht „belegt", geschweige denn gehört und nachstudiert zu haben. Blieben als Vermittler politischer Weisheit einige mehr oder weniger befähigte, mehr oder weniger gesinnungstüchtige Journalisten, genannt „die öffentliche Meinung", und die Stammtische, Skat-, Kegel- und andern Klubs für die Bürger, die Vorstands-, Ausschuß- und Vollsitzungen der Gewerkschaften, Handlungsgehilfen-, Gesellenvereine mit anschließendem Bierabend für die sozialistischen und christlichen Arbeiter und Angestellten. Aus diesen wurden Die mit jeweils größtem Munde für den Reichs- und Landtag „aufgestellt" und frisch, fromm, fröhlich, frei gewählt. Warum auch nicht? Ob im Parlament sie saßen oder Andre, war ja schließlich ganz egal; zu sagen hatten sie doch nichts, und reden und schimpfen konnten sie ausreichend. Die politisch „Verantwortlichen" entwickelten sich ohnehin planmäßig aus der Raupe des Regierungsassessors durch die Puppe des Vortragenden Rats zum Schmetterling des Außenministers; und wem der König ein Amt gab, dem gab Gott auch Verstand.

Bei dieser Lage der Dinge und den überaus traurigen und schaurigen Verhältnissen in den sogenannten politischen Parteien war nur zu erklärlich, daß Leute von wirklich überragender Begabung sich so weit wie möglich von Politik und politischer Betätigung fern hielten, während in andern Ländern grade die Besten des Volkes aus den freien Berufen sich der hohen Politik zuwandten und ihren Völkern Staatsmänner von Kaliber schenkten. Ganz besonders rege und erfolgreich waren dabei die Advokaten fast aller Länder. Man hat im Kriege oft und mit Recht gesagt: es gelte den Kampf des Militär- und Beamtenstaats gegen die Advokatenstaaten. Die leitenden Männer in den uns feindlichen Staaten waren und sind Advokaten, in Frankreich, Italien, England, Amerika und auf dem Balkan. Die wirklich Großen unter ihnen: Venizelos und Lloyd George, die Begabten: Salandra, Sonnino, Poincaré, Briand, und viele Tüchtige gehören dieser Zunft an. Doch haben ebenso Angehörige andrer freier Berufe, Dichter wie Victor Hugo, sogar Aerzte wie Clemenceau, für das Wohl ihrer Länder gewirkt. Es läßt sich auch gar nicht leugnen, daß die andern Völker darin den richtigen Instinkt gehabt haben und haben, daß sie grade hervorragenden Advokaten die Leitung ihrer Geschicke anvertrauen. Denn wer wäre nach seiner ganzen Vorbildung, seiner Berufstätigkeit und psychologischen Schulung dazu geeigneter als der wirklich fähige Anwalt? Was ist denn die Politik andres als

die Austragung rechtlicher und tatsächlicher Meinungsdifferenzen und Streitigkeiten im Wege geschickter Verhandlungen? Als die Führung eines mehr oder weniger schwierigen Prozesses, die Erzielung eines möglichst günstigen Vergleichs unter Berücksichtigung aller pro und contra sprechenden Umstände und Imponderabilien? Das Ergebnis des Weltkrieges hat auf das Erschreckendste gezeigt, wie sehr die Advokaten unsern Militär- und Beamten-Diplomaten in dieser Kunst überlegen waren. Hätten wir einen gewitzten „Advokaten" — ich meine hier nicht unbedingt einen aus der „Zunft" der Anwälte — gehabt: er hätte beim Nahen der Katastrophe alles darangesetzt, einen wenn auch „faulen" Vergleich herbeizuführen, statt es zum verurteilenden Erkenntnis mit Tragung der ganzen Kosten kommen zu lassen. Jetzt, wo das Unheil da ist, holt man als Reichskanzler einen alten Mann, der zwar auch einmal Rechtsanwalt in einem schönen süddeutschen Städtchen war, aber sicherlich kein Advokat ist, sondern nur ein Zentrumsabgeordneter, befähigt zu wenig mehr als zu weinerlich-pastoraler Klagerede.

Anwälte von wirklicher Bedeutung haben sich bei uns praktisch nicht viel mit Politik befaßt. Wo sie es taten, sind sie nichts andres geworden und konnten sie nach Lage der Verhältnisse nichts andres werden als mehr oder minder gute Parteimänner, günstigsten Falles Parteiführer, nirgends aber Volksführer. Das war, wie die Dinge bei uns lagen und liegen, ganz natürlich; natürlich daher auch, daß die Politik eigentlich nur Die lockte, die da glaubten, durch Anschluß an eine politische Partei eine bessere Praxis zu erlangen. Daß sich das einmal ändert, wagt man kaum zu hoffen; denn bisher hat sich im Kern bei uns nichts geändert. Die Hingabe aller Kraft aus idealen Motiven an das Wohl der Gesamtheit ist hierzulande eine so undankbare Sache, daß kluge Leute einen weiten Bogen um den Königsplatz machen — es sei denn eben, daß sie ihren persönlichen Vorteil darin sehen, Politik zu treiben.

So bleibt die Politik in der Hauptsache auf die Verwaltungsjuristen und einige aus den Gewerkschaften hervorgegangene Volkstribunen beschränkt, die im alten Trott weiter- oder mitwursteln. Hier und da liefert wohl auch der Richterstand einen „Staatsmann". Aber Richterstand und Politik vertragen sich ganz besonders schlecht. Ich will nicht sagen, daß ein Richter nicht ein guter Politiker sein könne. Nie aber kann ein Politiker oder gar ein Parteimann ein guter Richter sein.

(Fortsetzung folgt)

Der König von Preußen soll nur jetzt für diesen Krieg (1806/7) den Unteroffizieren und Gemeinen das Avancement zugestanden haben. Da muß freilich Holland in Nöten sein. Aberdoch nur für diesen Krieg. Ist diese Krise vorbei, so wird das Adelswesen in seinem krassesten Glanz schon wieder von seinen Privilegien Besitz nehmen und den Glimmer Vernunft vertilgen. Das ist deutsch, echt altdeutsch und gibt und erklärt den Zustand der Nation.

Seume

# Das große Freiheitsfest von Egon Friedell

Wodurch wird für uns die französische Revolution aus einem häßlichen und abstoßenden Ereignis, das eine Revolution ja fast immer ist, zu einem aesthetischen Phaenomen, wodurch wird sie sozusagen filmreif?

Ich glaube: durch zwei Momente. Zunächst ein allgemeines. Alle Ereignisse, sobald sie einmal historisch geworden, das heißt: in eine entsprechende Entfernung gerückt sind, werden von uns bis zu einem gewissen Grade als künstlerische Erscheinungen gewertet. Nicht bloß, weil wir heute mit jener Uninteressiertheit auf sie blicken, die angeblich eine der Hauptvoraussetzungen jedes artistischen Genusses sein soll. (Ich für mein Teil habe an diese ganze Theorie von der „Uninteressiertheit" des aesthetischen Betrachters niemals geglaubt und halte sie für eine pedantische Marotte, die die philosophierenden Oberlehrer der Aufklärungszeit in die Kunstlehre eingeschleppt haben.) Sondern wegen des aufklärenden Charakters, den jede Distanz den Dingen verleiht. Je ferner wir einer Sache stehen, desto tiefer wirkt sie auf uns, desto poetischer erscheint sie uns. Die Natur hat immer etwas Poetisches, weil sie uns so fremd ist, weil wir so gar nichts von ihr wissen. Ein Tier ist schon nicht mehr so poetisch wie eine Pflanze, weil uns die Tiere etwas näher stehen. Aus demselben Grunde erscheint uns ein Tier fast immer poetischer als ein Mensch, ein Kind poetischer als ein Erwachsener, ein Toter poetischer als ein Lebender. Und das Selbe gilt natürlich von der Vergangenheit. Schon unsre eigne Vergangenheit hat einen eigentümlichen halbromantischen Charakter: wir denken an vergangene Erlebnisse, selbst wenn sie peinlich waren, immer mit einem gewissen Neid und finden, das Leben sei damals schöner gewesen. Das Erlebnis hat eben immer eine viel geringere Realität als die Phantasie. Die welthistorischen Ereignisse sind berichtet, dargestellt, gedacht, sie sind in der Phantasie; diejenigen, die wir als Zeitgenossen miterleben, sind bloß wirklich. Die welthistorischen Ereignisse kommen zu uns im Gewande der Dichtung und haben daher jene eigentümliche aromatische, betäubende, berauschende, verwirrende Wirkung, die die Poesie immer und die Wirklichkeit nie hat. Wenn wir eine Sache miterlebt haben, so schiebt sich zwischen die tiefen seelischen Eindrücke, die sie machen könnte, immer die Fülle der alltäglichen Details und sprengt die Wirkung. Die Nähe ist zu groß, das Körperliche ist zu aufdringlich, wir können die Sache gewissermaßen anfassen. Die Illusion, die geheimnisvolle Fernwirkung ist zerstört. Das, was war, wirkt auf uns allemal tiefer als das, was ist.

Dazu kommt aber noch eine Besonderheit der französischen Revolution: sie besteht ganz einfach darin, daß diese Revolution französisch war. Der Franzose besitzt nämlich das paradoxe und mysteriöse Talent, aus allem: Gott, Liebe, Freiheit, Ruhm, Alltag ein Kolportagedrama, einen Saisonroman zu machen, er weiß allem ein gewisses aesthetisches Arrangement und eine gute, wirkungs-

volle Drapierung zu geben. Die imposante Ferozität der Instinkte, die damals frei wurden, bot übrigens an sich schon dem in Bücherstaub und Tabaksqualm grau dahindämmernden Europa ein blendendes Schauspiel: es wurde aus seinen trägen Nachmittagsempfindungen aufgeschreckt durch diese leuchtende Flammengarbe, die auf die Nachbarn weniger den Eindruck einer gefährlichen Feuersbrunst als den eines brillanten Feuerwerks machte. Alles war damals in Literatur aufgelöst, das Leben war zu einem philosophischen Dialog geworden, man sehnte sich nach Handlung, nach Glanz.

Die französische Revolution hatte also schon für die Zeitgenossen einen eigentümlich pittoresken Charakter. In einem Bericht über die Konventssitzung vom sechzehnten Januar 1793, in der über den Tod des Königs abgestimmt wurde, schreibt Mercier den Satz nieder: „tout est optique" — ein merkwürdig aufschlußreicher Satz. Es scheint, daß diese ganze französische Revolution auf Viele wie ein gespenstisches Figurentheater, wie die Vorgänge in einer Zauberlaterne gewirkt hat. Diese gradezu magische Atmosphäre hat Niemand packender und suggestiver nachgestaltet als Carlyle in seiner ‚French Revolution', in der das seltsam Schattenartige, unheimlich Huschende, gewissermaßen Zweidimensionale und dabei Albdruckhafte und Traumähnliche aller Ereignisse zu lebendigster Wirkung gelangt.

Nehmen wir nun dazu die wunderbare lateinische Formvollendung, in der sich Alles abspielte. Die öffentlichen Aeußerungen dieser wilden Rotte von Mördern und Irrsinnigen, ihre Reden, Pamphlete, Manifeste waren immer noch Kunstwerke; sie könnten ohne Aenderung, höchstens mit ein paar Strichen, in jedes Theaterstück hinübergenommen werden. Zum Beispiel: wie Robespierre die Unverfrorenheit hat, dem Konvent im Gefühl seiner Allmacht zuzurufen: „Wer wagt mich anzuklagen?" und Louvet sich erhebt, langsam vier Schritte vortritt und ihn scharf anblickend erwidert: „Ich! Ich, Robespierre, klage dich an!" Oder Danton, der vor seiner Hinrichtung ausruft: „O mein geliebtes Weib, also muß ich dich allein zurücklassen!", sich aber sofort unterbricht: „Pfui, Danton! Keine Schwäche Danton!" Oder die berühmte Anklage des Camille Desmoulins gegen den Jakobinerterror, die in ihrer prachtvollen Steigerung ein Paradestück für Kainz gewesen wäre. Vor dem Revolutionstribunal um Name, Alter und Adresse gefragt, antwortet Danton: „Mein Alter ist fünfunddreißig, mein Name befindet sich im Pantheon der Weltgeschichte, und meine Wohnung wird bald das Nichts sein." Camille Desmoulins antwortet: „Ich bin so alt wie der gute Sanskulotte Jesus, für Revolutionäre ein gefährliches Alter." Tatsächlich war er schon vierunddreißig, aber er retuschierte ein bißchen, dem Effekt zuliebe. Als sein Mitverurteilter Hérault-Séchelles ihn auf dem Schaffot umarmen will, sagt Danton, indem er auf den Sack mit den Köpfen der Guillotinierten weist: „Dort, mein Freund, werden sich unsre Häupter küssen." Das sind lauter sichere Aktschlüsse und „scènes à faire", wie sie Dumas und Sardou in ihren besten Stunden kaum eingefallen sind.

Ueberhaupt: wenn man diese ewigen Freiheitsfeste und Umzüge größten Stils, diesen verschwenderischen Aufwand an geschmückter und lärmender Komparserie, an Versatzstücken, symbolischen Requisiten, Gips, Pappendeckel und Blech jeglicher Art beobachtet, so scheint es fast, als sei die Revolution vom französischen Volk überhaupt als Theatervorstellung konzipiert worden. Dies streift oft bis hart an die Grenze des Kitschigen. Eines Tages betritt die Nationalversammlung ein hundertzwanzigjähriger Landmann und gibt unter allgemeiner Rührung seinen republikanischen Gefühlen Ausdruck. Ein ander Mal erscheint Anacharsis Cloots, gefolgt von „Vertretern des Menschengeschlechts", langbärtigen Chaldäern, bezopften Chinesen, gebräunten Aethiopiern, Türken, Tataren, Griechen, Mesopotamiern, die der Revolution ihren Gruß entbieten: in Wahrheit lauter gute Pariser in geschickter Verkleidung, geschminkte Statisten der Menschheitsverbrüderung. Am zehnten August 1793, dem ersten Jahrestag der neuen Freiheit, findet ein allgemeines Fest statt, für das der große Maler David eine ganze Kollektion von Riesenattrappen entwirft: „Das Volk", ein enormer Herkules mit geschwungener Keule; die „Natur", eine Frauengestalt, aus deren Brüsten Wasser quillt; die „Freiheit"; undsoweiter. Gleichzeitig läßt man dreitausend Vögel in alle Windrichtungen fliegen, mit Zetteln um den Hals: „Wir sind frei, ahmt uns nach!" Ja selbst in den grauenhaftesten Handlungen behält die Revolution noch immer etwas vom französischen Esprit. Männer und Frauen werden zusammengebunden und ins Wasser geworfen, und das heißt „Mariage republicain"; Kähne mit „abtrünnigen Geistlichen" werden versenkt, und das nennt man „vertikale Deportation"; ja, schon ein Wort wie „septembriser" hat etwas Schlagendes, Prägnantes, Szientifisches. Es zeigt sich in allen diesen Dingen die durch jahrhundertlange Geistesschulung dem ganzen Volksbewußtsein anerzogene Kraft des klaren, gliedernden Gestaltens, des Wortes, das fast automatisch sich immer an die rechte Stelle drängt, der durchgebildeten, künstlerischen Optik. Es zeigt sich dies schon in dem ganzen Bau der Revolution, die in ihrem Gang eine vollkommene regelmäßige Pyramide bildet mit Exposition, steigender Handlung, Höhepunkt, abfallender Handlung und Katastrophe, genau nach dem Schema Gustav Freytags, oder besser gesagt: ganz cartesianisch: es ist, als ob vorher ein unsichtbarer Griffel die Gleichung der Revolutionskurve aufgestellt hätte, nach der sie dann in Wirklichkeit konstruiert worden ist. So hat Descartes, den man eine Art Nationalheiligen der Franzosen nennen könnte, auch hier, in der eruptivsten Lebensäußerung dieses Volkes, seine Hand im Spiele gehabt.

Kurz: ohne irgendwelche politische oder auch nur moralische Grundsätze betrachtet, stellt die „grande revolution" nichts andres dar als den stärksten und vollkommensten Ausdruck, den der Geist des französischen Volkes in seiner ganzen Geschichte gefunden hat, jenes Volkes, das so voll Widersprüchen ist wie kaum ein zweites: so bejahend in seiner leidenschaftlichen Lebensfreude und so zerstörerisch in seinem unersättlichen Nihilismus, so unveränderlich in seinem Grundcharakter und so unberechen-

bar in seinen einzelnen Lebensäußerungen; zelotisch und urban, heroisch und frivol, nüchtern und exaltiert, romantisch bis zum Unsinn und realistisch bis an die Grenze der Plattheit — ein Volk, dem man alles erdenkliche Schlechte nachsagen kann: daß es albern, roh, beschränkt, eitel, boshaft, habgierig, ja oft teuflisch ist; nur eines nicht: daß es jemals langweilig war.

## Schwarze Ostern von Walter Mehring

Als Gott schlug alle Erstgeburt,
da schnürten sie den Keuschheitsgurt,
und da der Würgeengel droht,
ziehn sie mit ungesäurtem Brot
durchs rote Meer die trockne Furt.
Sie schützte eines Lammes Blut
vor ihrer Unterdrücker Wut,
dem Glauben untertänig!

Da half kein Kaiser und kein König,
kein Gott nicht und Gebet nicht
dem Sündenbock für ihre Schuld!
Hüt' euch vor der Lammsgeduld!
Unkraut vergeht nicht!

Mocht Christus auch am Kreuz vergehn:
sie glaubten es für sich geschehn!
Sie haben ihren Leib kasteit
zum Grabe ihrer Lüsternheit
und lassen ihn dann auferstehn!
Der Geistesarmen Hagerkeit
anbetet eigne Magerkeit,
der Todangst untertänig!

Da half kein Kaiser und kein König,
kein Gott nicht und Gebet nicht
dem Sündenbock für ihre Schuld!
Hüt' euch vor der Lammsgeduld!
Unkraut vergeht nicht!

Und bleibt ein ganzes Volk im Dreck,
da winkt das Paradies als Speck!
Ob Religion, ob Staat befehln:
sie alle ködern eure Seeln!
Mißtraut, mißtraut dem höhern Zweck!
Mißtraut, wo Abgetanes siecht!
Mißtraut, wo's nach Kasteiung riecht!
Seid euch selbst untertänig!

Da half kein Kaiser und kein König,
kein Gott nicht und Gebet nicht
dem Sündenbock für ihre Schuld!
Hüt' euch vor der Lammsgeduld!
Unkraut vergeht nicht!

# Der Kaufmann von Venedig

Wie dem ‚Kaufmann von Venedig' des Deutschen Theaters bestimmt war, seine Königlichkeit nach und nach einzubüßen, bis man am achten November 1918 aus der Schumann-Straße voll der Befürchtung schlich, ob nicht mit Wilhelms des Zweiten Aura auch Reinhardts erloschen sei: das ist in meinem Buch über diesen und im dritten und achten ‚Jahr der Bühne' ausführlich dargetan. Im zehnten wäre vielleicht zu bekennen gewesen, daß sich die Aura, wenigstens Reinhardts, damals nur getrübt habe und glücklicherweise wieder zu leuchten beginne — wenn, ja, wenn die Erneuerungsarbeit an Shakespeares Lustspiel auf der alten Bühne erfolgt wäre,anstatt im Zirkus. Der ist für viele Arten Dramatik ungeeignet; aber so ziemlich am ungeeignetsten für eine, die auf zärtliche Liebespoesie, auf heitere Melancholie, auf silbenstechende Rede gestellt ist. Das Motiv des Lokalwechsels? Kein artistisches. Beweis? Daß Reinhardt gar nicht versucht hat, das Arenatheater an dieser Komödie auszuprobieren. Er inszeniert sie wie auf der Guckkastenbühne (wie auf einer, der die Drehscheibe fehlt). Schon 1913 wurden drei Reihen Parkett geopfert. Abschluß der Vorbühne gegen die vierte Reihe: ein Holzgitter. Diesmal rafft ein herzförmig geschwungener, fußhoher Brunnenrand die eine Hälfte der Manege an die Bühne heran, während die andre Hälfte leer und ungenutzt bleibt. Das heißt: das Problem umgehen, nicht: es lösen. Im Hintergrund macht ein blauer Prospekt aus der Wasserstadt eine Bergstadt Venedig. Davor schwingt sich eine lange Rialtobrücke. Aus den Soffiten fällt eine Wand herab, die der Bühne von unten bis über das Knie reicht, in der Mitte einen silbrigen Vorhang hat und mit dem Vorplatz zusammen Porzias Empfangssaal bildet. Andre Versatzstücke wandeln den Vorplatz in den Gerichtssaal, wo haarsträubendes Unrecht gesprochen wird, wie erst wieder nach Jahrhunderten zugunsten deutscher Offiziersbestien. Von dem Vorplatz zur Bühne führt eine Treppe, auf der Gobbo Vater und Sohn mit den Exzentriks Humsti und Bumsti wetteifern. Ich hätte geglaubt, daß damit der angelsächsische Geschmack getroffen werde; aber neben mir fragte ein Engländer kopfschüttelnd seinen Nachbar, ob das in London wohl Zustimmung fände. Auf der Treppe steht Jessica vor der Flucht in einem Lichtkreis, hinter dem meine Phantasie sich das Haus ihres Vaters ausmalt, aber nicht auszumalen brauchte, da doch späterhin vom Schnürboden ein Stück Pappe mit Türen und Fenstern heruntergelassen wird. Unvergeßlich der fünfte Akt. Rechts 'ne Säule, links 'ne Säule. Dazwischen eine Blätterlaube aus dem Fundus besserer Theatervereine. Den Rundhorizont schmückt der große Bär. In Poelzigs Tropfsteinkuppel — die zum Zuschauerraum, nicht zum Spielraum gehört! — entzünden sich weihevoll sämtliche Lichter. Und auf daß Eros wirksamer angeregt werde, schmettern die Trompeten von Säkkingen drein. Behüt dich Gott, es wär' so schön gewesen . . .

Behüt dich Gott, es hat nicht sollen sein, daß Reinhardt durch die Wiederbeschäftigung mit einer der fleckenlosesten Leistungen seiner Anfänge zu deren guten Prinzipien zurückgeleitet wurde. Man weiß nichts von ihm; also auch nicht, ob ihn Kunst zu treiben überhaupt noch gelüstet. Als er einst einem großen deutschen Dichter ausreden wollte, ein intimes Drama den mörderischen Dimensionen der weiland Markthalle auszuliefern, nahm der Autor ein Blatt Papier und rechnete vor, daß sein Werk in den Kammerspielen günstigsten Falles zehntausend Mark Tantiemen bringen werde, in dem ausabonnierten Zirkus aber siebzigtausend Mark bringen müsse, und daß er um diesen Unterschied mit Freuden auf seine künstlerischen Intentionen verzichte. Entweder berät der große Regisseur sich selber schlechter als Andre, oder er ist allmählich zu deren Zynismus gediehen. For show wird Shakespeare dem Kollegen Belasco angeähnelt. Unablässig umspült Musik ein Gemengsel aus Oper, Ballett, Pantomime und Feerie. Bei Jessicas Entführung, zu nächtlicher Stunde, ergießt sich eine Schar tanzender Kinder über den Vorplatz. Den besiegten Juden jagt Graziano, der Hauptantisemit, in der Runde herum. Der Kampf um die verschenkten Ringe entartet zur übelsten Possenreißerei. Vor die Gerichtsszene wird eine muntere Ouvertüre gelegt, auf daß wir Shylocks Schicksal nicht gar zu ernst nehmen. Reinhardt kann nichts dafür: wir tun es doch. An die Absicht, die all dies ursprünglich hatte: aus dem Lustspiel des Nichtstuervölkchens von Venedig unter keinen Umständen eine Tragödie des totgehetzten Shylock als des Repräsentanten seines Volkes werden zu lassen — an diese Absicht erinnert, da wir sie immerzu merken, nur noch unsre Verstimmung. Um sie zu bannen, wäre gewichtigere Schauspielkunst nötig gewesen. Freilich: wem versagt ist, sie im Zirkus zu zeigen, ist deshalb nicht unbedingt arm daran. Und umgekehrt: wer auf der Bühne oft zu laut ist, hat manchmal für den Zirkus grade die richtige Tonstärke. Ein Beispiel: Paul Graetz, der vom Cabaret her zur Chargierung neigt, und dessen Tubal hier unwillkürlich stilsicher balanciert. Hermann Thimig, wollhaarig, blankäugig, weißzähnig, clownhaft bunt eingekleidet, gleicht einer Kruse-Puppe, deren Mechanismus Natur geworden ist, und deren Gelächter herzerquickend ansteckt — was umso rühmlicher ist, als eben Reinhardt diese Gobbos zu Variétékunststücken angetrieben hat. Es ist nicht die einzige Verschiebung, die sich ausgleicht. Aber unheilbar ist die Mißbesetzung der Damenschaft. Nerissa und Jessica sind garnicht vorhanden. Und Frau Straub ist in jedem Blick, in jedem Ton, in jedem Schritt und in jeder Handbewegung so gequält und so qualvoll verfehlt, daß man Mitleid mit ihr und Grimm gegen eine Direktion verspürt, die ein Talent, weil es überschätzt zu werden beginnt, durch fanatische Verkennung und Ueberspannung entwertet. Dieses ist unübertrefflich als Mannweib; sodaß Porzia, drei Akte lang süßlich, geziert und grell, dort menschenähnlich wird, wo sie sich in Bellario verwandelt.

Shylock: Kloepfer und Krauß. Kloepfer ist noch nicht vertraut mit dieser tückischen Riesenscheune. In naiver Kunstanständigkeit hofft er zunächst, sie mit den Mitteln eines redlichen Schauspielers überwältigen zu können. Für ihn ist Shylock ein stiller Greis, der harmlos seinen allgemein geübten Wuchergeschäften nachgeht und sich die ernsteste Mühe gibt, so lange zutunlich und gutgeartet zu sein und zu wirken, bis es ihn aus der Bahn werfen wird. Nun hat aber Kloepfer zu viel gesunden Mimeninstinkt, um nicht bald zu spüren, daß man mit dieser Schlichtheit im Zirkus nichts ausrichtet. Und sowie er das spürt, schreit er los, um, zum Donnerwetter, die Leute zu packen. Und wenn er zuerst für den Zirkus zu leise war, so wird er zuletzt selbst für den Zirkus zu modulationslos laut. Der Rivale Krauß hat den Vorteil, daß er diesen Boden seit fast zwei Jahren beherrscht. Er weiß, daß man aus dessen Not eine darstellerische Tugend machen muß. Hier heißt es: Fanfare blasen; turbulent sein; alarmierend lachen; nicht weinen, sondern heulen; nicht sprechen, sondern brüllen; mit aggressivem Wesen den Bau bis zur Decke zu erfüllen und ausfüllen. Dieser jugendliche Shylock, dessen roter Schopf förmlich in die Gegend posaunt, und dessen breite Gesichtsflächen Platz für eine ortsgerechte Plakatmimik bieten, wird von seinen Säften gewöhnlich in Trab oder gar in Galopp gesetzt. Geht er einmal, so spreitet er die Füße weit auseinander, neigt den Oberkörper nach hinten und verwendet die Arme als Segel, um auch auf diese Weise Raum zu fressen. Manchmal verwendet er absichtlich Thielschers Tonfall; manchmal jagt er die Sätze ohne Punkt und Komma herunter; manchmal begleitet er ein Freudengehüpf mit skurrilen Lauten. Wenn er Antonios Unglück erfährt, krümmt er sich vor Glück wie in Leibschmerzen. In den Gerichtssaal kommt er mit majestätischer Untverschämtheit geschritten, seinen Schein als Fahne vor sich her tragend und sie Jedem unter die Augen haltend. Und wie er dem Dogen, der ihn aufruft, mit der Hand abwinkt: das ist von einer grandiosen Chuzpe. Bei solcher strotzenden Vehemenz ist der Eindruck der einfach menschlichen Momente zehnfach tief. Dieser Shylock stellt ganz gedämpft, wie vor sich hin, anklagend ohne das mindeste Pathos, rührend, ohne daß es rührselig wird, die berühmten Fragen: „Hat nicht ein Jude auch Gliedmaßen . . .?" Dann trifft ihn, während er mit geschwungenem Messer dasteht,das Urteil. Der Arm sinkt ihm nicht herab. Das Gesindel umtobt bereits den gefällten Mann, der sich noch nicht ergibt. Es dauert ungeheuer lange, bis ihm der Arm herabsinkt. Und in diesen beiden Momenten: in der Rede und in dem Bilde, dem Sinnbilde, steigert Werner Krauß den Shylock, mit dem der Theaterschriftsteller Shakespeare das Publikumsbedürfnis seiner Epoche befriedigt hat, zu dem Shylock, der dem Weltdichter Shakespeare unter der Hand geraten ist. Wer Kraußens mit Reinhardts Leistung vergleicht, der könnte den Verdacht fassen, daß die Aera der Regie vorüber ist, und daß eine neue Aera der Schauspielkunst anhebt.

# Opfer deutscher Richter

Kein Kriegsverbrecher im Offiziersrang, kein Mörder im Offiziersrang, kein Sadist im Offiziersrang wird von der deutschen Justiz erfaßt. Sie sucht sich ihre Opfer in andern gesellschaftlichen Bezirken. Die folgenden beiden Briefe hat eine Mutter von sechs Kindern an deren Vater gerichtet, der ihnen für Jahre entzogen worden ist, weil er in diesem Zustand der Welt nicht das Heil sieht, und der mir die Originale aus dem politischen Gefängnis „auf illegalem Wege” zukommen läßt. Geldbeträge für die sechs Kinder wird der Verlag der Weltbühne — unter dem Kennwort: Opfer deutscher Richter — quittieren.

18. Februar 1921

Mein lieber teurer Mann!

Betreffs des Geldes habe ich Dir schon gestern Bescheid geschrieben, daß ich nur wieder die größte Not damit lindern kann. L. hat heute schon seine Schuhe erhalten; bis ich mir jetzt noch ein paar Bettücher kaufe, ein Hemd für B. R. und mir, Wolle zum Strümpfe ausbessern, dann noch den sehr bedürftigen Rock, ein oder zwei Zentner Kartoffeln, wie haben keine mehr, bezahle, dann noch meine Schulden, was bleibt mir dann noch? Zum leben nichts mehr. Aber ich muß dieses unbedingt haben, da ich keine Bett- und Leibwäsche mehr habe, das ist unbedingt nötig, sonst gehen wir ja vollens zu Grunde. Nicht einmal ein Kissen ist mir möglich zu kaufen, daß ich H. damit zudecken könnte, der arme Kerl muß ohne Deckbett in seinem Korbe schlafen, da ist er immer stark erkältet, und ich habe meine Last mit ihm. Von einer Gerechtigkeit, wie Du mir schreibst, will ich garnichts mehr hören. Ich glaube an keine Gerechtigkeit mehr, sonst könnte es uns nicht so traurig ergehen. Wir sind einmal zum Unglück geboren und sollen kein Glück haben, obwohl wir uns ehrlich und rechtschaffen durchschlagen und durchgeschlagen haben. Ich sage mir noch, wenn es eine Gerechtigkeit gibt, können Dich die Herren doch frei geben, warum ist J., der mit Dir verurteilt worden; ist, dieselbe Strafe hatte wie Du, mit elf Monaten frei gegeben worden? Zudem hatte er keine Familie, während Du eine Familie in traurigen Verhältnissen hast, nennst Du das gerecht? Nein, so etwas ist nicht gerecht. Die Kinder und ich darben und schmachten in den elendesten Verhältnissen, und warten wir deshalb mit tausend Schmerzen auf unsern Ernährer. In einigen Tagen sind die paar Mark wieder aufgebraucht und wir stehen dann wieder ratlos da, auch ist uns nicht geholfen, wir schreien nicht allein nach Brot, sondern wir haben keine Betten, wo wir unsre müden Glieder ausstrecken sollen, es soll nur einmal jemand unsre Kinder sehen, wie die vier großen in einem Bett zusammen mit einem schmalen Deckbett schlafen müssen, solche Kinder müssen ja rückwärts gehen, die können doch nie etwas werden. Aber da läßt sich von der Behörde niemand blicken, welcher diese Verelendung einmal in Augenschein nehmen würde, obwohl Du bei meiner Entbindung schon an die Behörde schriebst, sie mögen einmal meine Wohnung aufsuchen, allein noch niemand ist gekommen. Davon will man nichts hören. Ist das noch menschlich? Nein — das ist schlimmer wie tierisch. Durch eine

solche nachlässige Behandlung ersticken ja diese Herren selbst jeden Funken von edlem Gefühl, den der Mensch noch in sich hat, da sie manchen wohldenkenden Menschen unschuldig ins Verderben stürzen. Ich kann mich wirklich heute nicht beherrschen, ich muß mir diese Mißstände einmal frei von der Seele sprechen, denn eine solche Ungerechtigkeit ist doch wirklich nicht am Platze. Versuche es mal jemand, tapfer und stark zu sein, wenn er den ganzen Tag mit einem hungernden und knurrenden Magen herumlaufen soll, dieses fertig zu bringen ist eine Kunst, die nicht jeder nachmachen will und kann, ein andres Weib an meiner Stelle würde schon lange nicht mehr leben. Sogar Herr Gendarm S. meinte: Frau S., Sie sind aber körperlich sehr herunter, seit ich Sie das letzte Mal sah. Ja — das macht der Hunger, die Sorgen, der Kummer, und obendrein die vielen schlaflosen Nächte. Diese Zeiten vergesse ich nie, solange ich lebe, was ich durchmache und schon erleben mußte. Ach, wenn nur endlich mein Flehen Erhörung finden würde, wieviel leichter wäre es mir da wieder ums Herz. Ich will einmal meine Hoffnung nicht sinken lassen. Ach wenn die Hoffnung nicht wäre!

26. Februar 1921

Mein lieber Mann! Zum letzten Male nenne ich Dich heute so, die Verzweiflung treibt mich heute zu dem mir schon lange gefaßten Schritt. Das Maß ist nun voll, ich kann unter diesen Qualen und in diesem Elend nicht mehr weiter leben, Hilfe wird mir keine zu teil, die Eltern und L. können nicht viel tun, da sie selbst nichts haben. Das Leben ist zu teuer, und ich stehe ohne Hilfe und Mittel da. Verzeih mir mein Unrecht, wenn es eines sein soll. Die ganze Zeit her hielt mich noch die Liebe zu Dir und den Kindern, allein ich kann nicht mehr, ich kann dieses Elend nicht mehr länger mit durchmachen, die Kinder quälen mich, K. geht rückwärts statt vorwärts, da ich keine Milch für das Kind habe, und wenn ich welche bekommen würde, habe ich kein Geld, sie zu bezahlen. H. kann sich nicht mehr ausruhen in seinem Bettchen, da er zusammengeknüllt in einem Waschkorb schlafen muß, ohne Deckbett. Die vier andern Kinder in einem halben Bett zusammen, ist das noch menschenwürdig? Kein Bett und keine Leibwäsche und nichts mehr. L. ist so schmal als wie ein Hering. Ich kann diesen Jammer nicht mehr mit ansehen. Hoffentlich verzeihst Du mir meinen Schritt, wie die Welt über mich urteilt, ist mir gleich. Menschen, die noch fühlen können, werden mir verzeihen, und was solche denken, die noch zu leben haben, ist mir egal. Was wissen diese von der Not und dem Elend einer kinderreichen Familie. Ich brachte schon große Opfer, aber verzeihe, ich kann nicht mehr, es ist zuviel! Ich bin also gezwungen, das letzte größte Opfer zu bringen, sorge bitte für die Kinder und lasse sie nicht auch noch elend umkommen, auch sei gut mit ihnen. Ich werde an Mutter auch noch einige Zeilen richten, damit K. bei ihr geborgen ist. Daß ich Dich erst noch einmal sehen konnte, blieb mir versagt. Ich hatte nichts hier auf Erden als Kummer, und Sorgen und ich sehne mich nach Ruhe, die ich nur im Grabe finden kann. Zum Schlusse bitte ich Dich noch einmal, verzeihe mir, und lasse Deine Liebe auf unsre Kinder übergehen, die Du für mich hast. Hab Dank für Deine Liebe und verzeih mir die Schmerzen, die ich Dir zugefügt habe mit diesem Schritte. Bis morgen früh können sie

meine Leiche im . . . suchen. Ich schrieb diese Zeilen mit der letzten Kraftaufbietung meines gemarterten Hirnes. Ich scheide zwar schwer von Dir und meinen Kindern, aber es muß sein, nur so kann ich meine armen Kinder retten. Frau G. bekommt von mir noch 10 Mark, die Milch habe wieder für drei Wochen zu bezahlen, das sind 21 Mark und 15 Mark bekommt L. und 63 Mark Vater.

Leb wohl, die letzten Grüße

Deine unglückliche . . .

# Stinnes in Oesterreich von Ricardus

Jeder Zeitungsschreiber hat schon zu spüren bekommen, wie ungern die meisten unsrer großindustrielien Führer es sehen, wenn ihre „Transaktionen” in der Presse erörtert werden. Sie wissen zwar sehr genau, daß von diesen „Transaktionen” oft außerordentlich viel für das Wohl und Wehe der Allgemeinheit abhängt. Aber sie halten es mit den Kabinettspolitikern des Vormärz oder gar der Zopfzeit. Auch um die Meinung der Aktionäre — soweit die industriellen Königreiche und Herzogtümer auf der Aktienform beruhen — kümmern sich die Magnaten zumeist herzlich wenig. Mit Vorliebe stellen sie die Generalversammlungen vor vollendete Tatsachen. Aber seien wir gerecht: eine öffentliche Schilderung wichtiger industrieller Unterhandtungen wirkt auf ihren Gang leicht störend, kann sogar den erstrebten Zweck vereiteln. Aktionäre und Börsianer wiederum haben ein höchst begreifliches und dringliches Interesse, möglichst frühzeitig von solchen Vorgängen großen Stils Kenntnis zu erhalten. So wird denn heutzutage außerordentlich viel „gemutmaßt” und „kombiniert” mit dem Erfolg, daß mancherlei dicke Enten in die Tagesblätter hineinflattern.

Was alles hat beispielsweise der brave Hugo Stinnes nicht schon dementieren müssen! Er ist gewiß wider seinen Willen in aller Leute Munde, denn er ist persönlich viel bescheidener als die Mehrzahl der schwerkapitalistischen Unternehmer. Ein westdeutscher Großindustrieller gab mir dieser Tage sogar die Meinung kund, die Politik des Herrn Stinnes werde in den Zeitungen etwas sehr breitgetreten. Ich konnte nur erwidern, daß die Presse pflichtvergessen handeln würde, wollte sie unterlassen, nach besten Kräften dem Vorgehen dieses Mächtigen nachzuspüren, der für den Einen der Retter aus der Not, für den Andern ein unersättlich gefräßiger Werwolf ist. Bis zu einem gewissen Grade mag beides bei ihm zutreffen. Auf jeden Fall muß der Ausdehnungsdrang, von dem seine Unternehmungen zeugen, das Erstaunen der Mitwelt hervorrufen. In wenig mehr als Jahresfrist hat er sich — um nur ein paar der wichtigsten Operationen seines Geschäftskreises zu nennen — in der ostpreußischen Zellstoffindustrie festgesetzt, große Zeitungs- und Verlagsbetriebe wie Büxenstein und die Allgemeine Zeitung geschluckt, den Elektromontankonzern Gelsenkirchen-Deutsch-Luxemburg-Bochum-Siemens-Schuckert geschaffen, auf dem Markt der landwirtschaftlichen Maschinen im deutschen Osten durch sein Bündnis mit der Königsberger Maschinengenossenschaft eine überragende Stellung erlangt und auch

seine ausländischen Interessen ansehnlich erweitert; in Rußland durch Erwerb der Briansker Schienenwerke, in Schweden durch Beteiligung an der Oeresundwerft, jetzt auch in Oesterreich durch Uebernahme eines beträchtlichen Aktienpostens der Alpinen Montangesellschaft.

Man kann sich vorstellen, daß es die katzenjämmerliche Stimmung Deutsch-Oesterreichs verbessern hilft, wenn verkündet werden kann, der mülheimer Industriekönig nehme kräftigen Anteil an Wiederaufbau in dem wirtschaftlich-finanziell schwer laborierenden Torsostaat. Der braucht in seiner lethargischen Armut viel ausländisches Kapital und sicherlich ebenso dringend ausländische Initiative, wenn anders er vor dem Chaos gerettet werden soll. Franzosen und Italiener haben dort nach dem Zusammenbruch schon verschiedentlich ihr Glück versucht. Die Alpine Montangesellschaft, das größte Eisenunternehmen Oesterreichs, kam vor zwei Jahren auch zunächst unter italienischen Einfluß. Die durch die treibhausartige Kriegskonjunktur zu gradezu unheimlichem Umfang angewachsene Fiat-Gruppe war es, die damals eine stattliche Zahl von Millionen zum Ankauf von 200 000 Aktien der Alpinen Montangesellschaft benutzte. Die Italiener rechneten wohl auf vorteilhaften Eisenbezug aus den steirischen Hochöfen. Aber seit der politischen Umschichtung in den Nachfolgestaaten der Donaumonarchie gebrach es in Steiermark an Koks. Die Tschechen, aus deren Gebiet er früher zum wesentlichen Teil beschafft worden war, wollten ihn nicht mehr herausrücken und vermochten auch, als später ein Austauschvertrag (steirische Erze gegen tschechischen Koks) zustande kam, nur unzureichende Mengen zu liefern. Die Italiener sahen immer mehr ein, daß ihnen die Beteiligung in Steiermark keine rechte Freude machen würde.

Wer aber hätte besser den rettenden Engel spielen können als der schlichte schwarzbärtige Allerweltsmann aus Rheinpreußen? Er und sein — wenn man ihn so nennen darf — Generalstabschef Vogler. Die Alpine braucht Koks? Nun, der Elektromontankonzern wird ihn schon herankriegen und die fünf still liegenden Hochöfen (nur ein einziger von sechs ist noch in Feuer) sicherlich bald wieder in Gang bringen. Und der Kapitalbedarf der steirischen Werke? Nur ruhig: auch dafür sorgt die reichsdeutsche Brüderlichkeit. Also zahlte die Stinnes-Gruppe den Italienern die erforderlichen 90 Millionen Lire für ihr Aktienpaket von 200 000 Stück. Um jedoch der Herrschaft über die Montangesellschaft ganz sicher zu sein, nahm Stinnes auch noch ein Angebot des bekannten oesterreichischen Finanzmannes Camillo Castiglioni an, der mit seiner italienischen Gruppe (Banca Commerciale) weitere 50 000 Stück im Besitz hatte. Es sind somit 250 000 Aktien (zu je 200 Kronen Nominalbetrag) von im Ganzen 500 000 an den Elektromontankonzern übergegangen. Nach dem jetzigen Kursstand an der wiener Börse ein Wert von 2¼ Milliarden Kronen! Bedeutet der Zuwachs wirklich eine organische Ergänzung der Elektromontangruppe? Die oesterreichischen Blätter behaupten, eine Erzausfuhr komme als Gegenleistung für den deutschen Koks nicht in Betracht. Stinnes und Vogler sind immerhin nüchterne Rechner, denen man zutrauen darf, daß sie die privatwirtschaftliche Bedeutung ihrer Angliederungsobjekte zutreffend einschätzen. Oder sollten am Ende die Stimmen recht behalten, die da meinen, daß diese Konzernpolitik sich doch ein wenig zu sehr zersplittere, und daß sich solche Zersplitterung eines Tages rächen werde?

# Rundschau

## Erinnerungen an Tolstoi

Ein Haupteindruck der Erinnerungen Maxim Gorkis an Tolstoi (erschienen im Verlag Der neue Merkur zu München), wie aller Erinnerungen an große Männer, ist der: daß ein Wissender um sein letztes Wissen eine Mauer zieht und den Menschen eine vorletzte Weisheit, eine Moral, einen Glauben kundgibt. So muß es wohl auch sein. Denn letztes Wissen ist das „Nichts"; letzte Moral ist immoralistisch; letzter Glaube ist gottlos. Jeder Große ist ein König, der seine Untertanen gläubig sehen will; denn stünden sie, wo er steht, so könnten sie nicht leben, und solange sie diesseits des Glaubens und der Sitte stehen, taugen sie nichts.

Das wußte Buddha und vielleicht auch Christus, das wußte Platon, und Alle wußten es, die dem Menschengeist Gebäude errichteten von manchmal etwas seltsamer Beengtheit bei aller Größe; wie etwa Platons „Staat". Von diesen weisen Dogmatikern sind jene Andern zu unterscheiden, die eine unendliche Weite vortäuschen, wo im Grunde nur banale Enge und eitler Machtwille da sind. Sie werden auf den ersten Blick leicht mit den Großen verwechselt. Denn sowohl hier die innere Unehrlichkeit wie dort das traurige Wissen und zwanghafte Versagen gibt der Physiognomie des Mannes einen problematischen Zug.

So erklärt sich, daß Gorki vor Tolstoi zwischen schrankenloser Bewunderung und verhaltener Schadenfreude — Psychologenwonne — schwankt; kleine Menschlichkeiten und Widersprüche notiert; im eignen Unglauben triumphiert und verzweifelt; mit einem Engel ringt.

Er würde neben dem letzten Großen sehr klein erscheinen, wenn nicht seine Aufrichtigkeit ihn auf eine respektable Höhe stellte.

Eduard Saenger

## Die neuen Troubadoure

Der früher die Frauen durch Saitenspiel und Gesang verführte, war ein braungelockter Italiener mit einem Samtbarett, und die blonden deutschen Hausmütter schwärmten deshalb so für ihn, weil für den Rattenfänger das Alles nicht galt, was ihnen das Leben schwer machte : die Ueberlieferungen und die Gebräuche, die Formeln und der Zwang. Er stand immer in irgendeiner Verbindung mit dem Teufel, und Romantik war — von der Nachtigall über Rossini bis zum Straßensänger — das, was nicht zum Alltag gehörte.

Das hat sich sehr gewandelt Der Troubadour von heute, der Tenor der Straße, ist der Tenor des Westens. Caruso ist alt und fett, und inzwischen ist den Leuten ins Blut gegangen, was der Nigger sang. (Es ist sehr schwer, heute in Deutschland das Wort Neger in den Mund zu nehmen, ohne daß einem die Leute mit dem Ausruf „Schwarze Schmach" über den Mund fahren. Aber die schwarze Schmach scheint mir, soweit sie besteht, viel mehr eine französische zu sein, und vergewaltigende Abessinier desavouieren nicht den Rhythmus von Nigger-Songs.)

Der neue Troubadour ist auch gar kein Nigger. Von dem hat er sein Ein und sein Alles gelernt: den Rhythmus. Der preußische Parademarsch ist dagegen ein primitives Gebilde: Bumm ist links, und über den Paukenschlag hinaus geht es im Takt nicht. Die neuen Troubadoure können etwas andres. Was, das hat Hans Siemsen in Nummer 10 der ‚Weltbühne' auseinandergesetzt. Bevor ich seine Schilderung gelesen, hatte ich aufgeschrieben, was sie vorstellen, haben und sind.

Zunächst einmal sind sie ganz unpathetisch. Deshalb ist es auch nicht richtig, wenn sich die aus-

gezeichnete Jazz-band, die grade in Berlin gastiert, in bunte Tünnes-Kostüme hüllt. Die Leute sollten in Zivil arbeiten. Sie arbeiten: es ist das krasseste Gegenteil von Romantik, was sie machen. Sie untermalen den Alltag. Sie wollen den zuhörenden Viehkommissionär, den Postrat, den Blusenhändler — sie wollen sie gar nicht in das lichte Reich der Träume erheben, wo es am blauesten ist, sondern sie haben ein tiefes Verständnis für das Gehalt von Fräulein Piesenwang und für die Konzessionsschwierigkeiten der befreundeten Automobilfirma. Ihre Musik klappert im selben Takt wie die Schreibmaschinen, die das Publikum vor zwei Stunden verlassen hat, ihr Gesang ist rhythmisiertes Prinzipalsgeschrei, und ihr Tanz ist der ums goldene Kalb. Jazz-band ist eine Fortsetzung des Geschäfts mit andern Mitteln.

Was von der Negerromantik in die Musik dieser Weißen herübergenommen ist, wird abgeblasen, und noch die süßeste amerikanische Liebesprimitivität hat hier einen ironischen Unterton. Das Alles vollzieht sich unter dem größten Spektakel. Einer sitzt vor einem Gestell mit Kasserollen, Sektkühlern und Eisenketten — er würde auch auf andern häuslichen Einrichtungsgegenständen trommeln, wenns gewünscht wird. Sie sind so entzückend unbeteiligt, wenn sie Musik machen. Ein dicker Banjo-Spieler ist da, der kümmert sich um nichts, und wenn der Saal einfiele, dann würde er immer noch melancholisch das Seinige aus dem Instrument herauszupfen. Der dicke Klarinettist wiegt sich entzückt zu den Takten seiner music, der mit der Posaune hat abstehende Ohren, manchmal gehen Alle mitten im Stück ein bißchen weg, und nur der Herr mit den Kasserollen hämmert auf seinen Töpfen weiter herum, weil doch die Leute tanzen wollen. Und dann erscheint auf einmal, vielleicht von der Herrentoilette her, der Mann mit der Klarinette, ist sofort im Bilde und bläst munter mit. Auch die übrigen Mitspielenden finden sich so sachteken wieder an, und Alles nimmt seinen Fortgang, als ob garnichts gewesen wäre . . .

Zwischendurch tanzt der Mann mit den abstehenden Ohren. Das ist kaum Tanz zu nennen. Er exekutiert einen Shimmy, nein: er tanzt überhaupt nicht — das ist seine Art, sich fortzubewegen, er geht so durch sein Leben hin: die Hände in den Hosen, mit abstehenden Hosen, mit abstehenden Ohren, ganz unbeteiligt und unsäglich vergnügt . . .

Jemand riet mir neulich, ich solle hingehen, es sei gradezu höllisch. Ich fand es garnicht höllisch. Ich weiß schon, warum mein Ratgeber das gesagt hat: diese Musik zersprengt alle alten grazilen Formen, und größere Antagonisten als der junge seidene Marquis mit der Theorbe und diese musizierenden Kaufleute sind gar nicht denkbar.

Der Rhythmus zuckt, der Gegenrhythmus arbeitet wie ein leise klopfender Motor fest und kompliziert dagegen an, eine Melodie spült über Alles hinweg, und was man auch gegen diese Bande sagen kann; Sie ist verdammt real.

Peter Panter

## Ein Inserat

Strebs. jung. Mann, 28 J., Kriegsbesch., 40% nation. Gesinnung, a. g. Familie, m. gut. Zeugnissen, sucht Stellung am liebsten als Lagerverwalter resp. Aufseher oder ähnl. Stellung bei mäßigen Ansprüchen. Angeb. u. 414 an d. H. W.

Hamburger Warte

## Liebe Weltbühne!

In einer vornehmen Gesellschaft der Schweiz vertreibt man sich nach dem Essen die Zeit mit Pfänderspielen. Einem werden die Augen verbunden, und er muß durch Abtastung der Gesichter herauskriegen, wen er vor sich hat. Eine alte Dame gerät dabei an das Gesicht des Ehrengastes Matthias Erzberger. Indigniert wendet sie sich ab mit dem Ausruf: „Quelle mauvaise plaisanterie!"

## Antworten

**Hamburger.** Die Welt-, Wald- und Wiesenbühne ist Ihnen zu ernst? Dann lesen Sie eine berliner Zeitung, deren Leitartikel vom dreizehnten März 1921 die folgenden Wörter und Sätze enthält: „Es gibt natürlich auch edle Franszosen, wie es weiße Elefanten gibt, vielleicht sieben oder siebzig . . . Man kann allenfalls mit Löwen leben, nicht aber mit Läusen. Wie im Kriege das Schrecklichste nicht die Kanonen waren, sondern die Läuse sind, so sind im Frieden nicht die Engländer das Unerträglichste, sondern die Franzosen . . . Ihre ‚patriotischen' Gelehrten sind nicht Gelehrte, sondern Idioten . . . Ihre intellektuelle Idiotie wird nur übertroffen von ihrer moralischen . . . Sie sind das kleinste und schlechteste Volk der Erde, sind das merkwürdige Volk — das einzige — in dem jedes Rechtsgefühl bis auf den letzten Rest erloschen ist . . . Wer dieses Buch liest, wird sich sagen, daß nur ein Volk es hervorbringen konnte: das klassische Volk der geborenen Schurken, das französische . . . Dreck unter Schminke ist das Wappen des Franzosen . . . Sie sind politische Schmierenkomödianten, und der abstoßende Kontrast zwischen ihrer politischen Theatralik und ihrer tiefinnerlichen Erbärmlichkeit ist es, was längst auch ihre Verbündeten, Italiener, Engländer, Amerikaner, mit einem Ekel vor ihnen erfüllt, den der unsrige kaum übertreffen kann . . . Solange der Versailler Vertrag nicht aufgehoben ist, gelten für die Deutschen meines Sinnes folgende Grundsätze: 1. Der Franzose ist kein Mensch und hat in keiner Lage irgendwelchen Anspruch auf menschliche Behandlung . . . 2. Der Verkehr mit Franzosen beschränkt sich durchaus auf das unumgänglich Notwendige; kein Deutscher weilt ohne zwingende Veranlassung mit einem Franzosen in demselben Raume . . ." Wenn Sie etwa noch nicht erraten haben sollten, in welchem Verlag eine Zeitung erscheint, die das druckt, so brauche ich Ihnen nur zu verraten, daß die Nummer, die mit diesen Aufklärungen beginnt, mit einem Lobgedicht auf den vertierten Hohenzollernprinzen Friedrich Leopold schließt — und Sie wissen, daß es der Verlag August Scherl G. m. b. H. ist. Und der Autor? Es kommt keiner in Frage als eben der Otto Ernst, der während des Krieges mit einer großbramsigen Unterschätzung der Feinde Geschäfte gemacht, der noch im August 1918 dem verkrämerten England den sichern Untergang prophezeit, und der mitverschuldet hat, daß vier Jahre lang die Milliarden in die Luft gejagt wurden, die heute den hungernden Kindern fehlen. Kein Deutscher weilt ohne zwingende Veranlassung mit einem Franzosen in demselben Raume. Aber jeder Franzose begeistert mit diesem flaschenbierseligen Politiker, der, auf daß der Versailler Vertrag aufgehoben werde, das folgende Gelöbnis aus- oder aufstößt: ". . . Doch wollen wir nicht verzagen, sondern hoffen, daß der Geist des deutschesten unsrer großen Dramatiker, der Geist Heinrich von Kleists, immer lebendiger unter uns werde, und wollen seine ‚Hermannsschlacht' zu unserm Gesetzbuch machen, bis für jeden naturschwarzen Franzosen, der unsern deutschen Boden geschändet hat, zehntausend gewöhnliche gebüßt haben." Wovon mindestens zwanzig Otto Ernst Schmidt übernimmt, der in diesem Krieg keineswegs wieder gutbezahlte Artikel über die Schönheit des Heldentodes der Andern verfassen wird.



Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Poscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H. Potsdam.

XVII. Jahrgang 31. März 1921 Nummer 13

## Wirtschafts-Internationale von Karl Rothammer

Zwei Instrumente des geschichtlichen Geschehens haben zum Schaden der Lebenden peinlich versagt und versagen noch immer: Krieg und Politik. Freilich gibt es auch heute noch Personen, die das nicht einsehen wollen. So glaubt Herr Ludendorff nach wie vor, daß ihm — wenn man keinen „Zwang" auf ihn ausgeübt hätte — gelungen wäre, Deutschland zur Größe emporzuschmettern. Und Brockdorff-Rantzau, der sich kränkt, daß er nicht früher berufen worden ist, durch politische Arabesken den erfolglosen General zu fesseln, betet an, was man so Politik machen heißt. Barbarische Zeiten waren gerechter: sie töteten Generale, die ihre Heere durch den Feind zerschlagen ließen, und verbannten Politiker, die sich blamierten, auf ein Inselchen. Heute feiert man in Paris Herrn Briand, und in Berlin blickt man mit Respekt auf Simons. Obgleich Beide doch nur neue Beispiele für das Versagen der politischen Künste liefern. Was kennzeichnet das graue Elend, das über Europa lastet? Daß keiner der Berufsmanager einen Ausweg aus dem politischen Wirrwarr, dem Durcheinander der Programme und Systeme, dem Zähbrei der Prestigeforderungen, dem Chaos der nationalen Ehrbegriffe zu finden vermag. Jeder vernünftige Praktiker fühlt, daß nur eine neue Organisation der Wirtschaft Rettung bringen kann: ein Wirtschaftsaufbau, der sich um nichts kümmert als um das unbedingt Notwendige; ein Wirtschaftsaufbau, der alles hinter sich läßt, was an Verärgerung der Konkurrenz oder der Teilhaber sich aufgespeichert hat; ein Wirtschaftsaufbau, der nicht zuerst nach den Flaggen, dem Religionsbekenntnis oder der Nasenform fragt, der vielmehr Bezugsland und Verbrauchsland, Produktionsgebiet und Verkehrsweg, Angebot und Nachfrage als die obersten Maximen werktätigen Handelns heilig spricht. Der Fluch der Politik lag über den londoner Disputationen und befahl den Vormarsch der uniformierten Exekutive. Der Fluch der Politik und des Nationalitäten-Wahnsinns, dieser Perversion im Zeitalter der Internationalität, des Schnellverkehrs, der Luftlinie, veranlaßte den Kampf um Oberschlesien, trachtet, bald polnisch, bald deutsch geschminkt, nach einer Auseinanderreißung von Gebieten, die nur als Wirtschaftseinheit gedeihen können. Dieser ganze Komplex von Problemen ist so heillos verwirrt, daß nur der entschlossene Sprung Rettung verheißt. Der Sprung heraus aus den Schlingen der Politik — sowohl der Länder wie der Parteien und der Köpfe.

Daß solch Entschluß faßbar und durchführbar ist, zeigt einigermaßen der Vertrag zwischen England und Sowjet-Rußland. Er bedeutet für beide Kontrahenten den Verzicht auf die politische Waffe; er bekennt, daß England und Rußland wieder ein gemeinsames Wirtschaftsleben leben und den Ausgleich zahlloser Fragen, die sonst nie auszugleichen gewesen wären, darin finden wollen. Es ist ganz gewiß, daß England durch politisches Spiel seine asiatischen Interessen gegen den bolschewistischen

Imperialismus zu schützen versucht hat (der Ausgang solcher Präventivpolitik war ungewiß). Es ist noch gewisser, daß Sowjet-Rußland durch das Instrument der politischen Propaganda die Weltrevolution machen wollte, daß es in deren Verlauf auch den britischen Kapitalismus aufzurollen hoffte. Diese Träume sind ausgeträumt. Sowjet-Rußland hat durch den ersten Paragraphen seines Vertrags mit England die Weltrevolution preisgegeben. Künftighin darf keine bolschewistische Propaganda im britischen Hoheitsgebiet getrieben werden. Politik und Weltanschauung des Bolschewismus haben kapituliert. Für das Gedeihen der unterm Sowjet-Stern mühsam vegetierenden Massen aber sind endlich neue Möglichkeiten aufgestoßen worden. Die russische Ueberzeugung schließt mit Unterbilanz — die neurussische Wirtschaft beginnt. Unbekümmert um die deutschen Ideologen, die, als Kommunisten maskiert, grade wieder einmal durch eine mitteldeutsche Explosion den Weltkapitalismus in die Luft sprengen wollten, schickt sich Moskau an, mit London und über London, an den kapitalistischen Formen nicht länger Anstoß nehmend, Geschäfte zu machen, Reichtum zu spenden, Reichtum zu kassieren — kurz: die Wirtschaft neu aufzubauen.

Wird solch Beispiel auch auf das Verhältnis der Entente zu Deutschland einwirken? Die Regelung der oberschlesischen Frage muß Prüfstein werden. Hier gibt es für politische Bosheit und nationalistische Blindheit viele Gelegenheiten zu Orgien. Der Hohe Rat kann sich auch dafür entscheiden, daß Wirtschaftsgemeinschaften nicht auseinandergerissen, und daß die Elemente, die heute, zügellos verhetzt, die Wirtschaft gefährden, endlich wieder zur Produktion gezwungen werden. Vor der Wirtschafts-Internationale, die allein die Versöhnung der Völker herbeiführen kann, gilt weder der weiße noch der schwarze Adler. Die Wirtschafts-Internationale ist das unfehlbare Mittel, um die Negationen des Nationalismus und der Politik zu überwinden. Wobei zu bedenken ist, daß der programmatische und meist pathetisch deklamierte Internationalismus nichts andres ist als eine politische Spielart.

Die Wirtschafts-Internationale ist die einzige Möglichkeit, die Entente und Deutschland zugleich aus dem Abgrund der Reparations- und Sanktionsmisere herauszureißen. Ob die Staatsmänner und Parteibonzen hier zum ebenso opfer- wie ertragreichen Entschluß kommen können, ist fürs erste zu bezweifeln. Gleichmäßig werden Lloyd George, Briand und Simons für eine Fortsetzung der Haarspaltereien und der Formelfindung sich echauffieren. Und so reckt sich die Weltfrage: ob, da nur Weltarbeit das Weltunglück überwinden kann, nicht endlich die Weltarbeiterschaft die Arbeits- und Wirtschafts-Internationale, die einzige Rettung, herbeizwingen sollte. Der französische Sozialist Auriel schlug vor, ein internationales Industrie-Amt zur Leitung des Wiederaufbaus nicht allein Nordfrankreichs, sondern der Weltwirtschaft ru schaffen. Die Führer der englischen Arbeiterpartei sind, wenn man hinter die Maske der Herren Thomas und Genossen zu blicken vermag, verwandter Auffassung. Daß deutsche Sozialdemokraten, daß die deutschen Gewerkschaften

in der Wirtschafts-Internationale den Rettungsweg erkannt haben, versteht sich von selbst. Vielleicht würde sogar Herr Stinnes sich überzeugen lassen! Es kommt nur darauf an, daß endlich einmal die angeblich Berufenen sich bescheiden, die Politiker schweigen, die Schaffenden sprechen — und daß der wortwörtlich zu verstehende Wiederaufbau des zerstörten Nordfrankreich die Kernfrage Europas wird.

## Oberschlesien von Richard Lewinsohn

Die deutsche Republik hat eine Bataille gewonnen. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht! Aber auf allen Seiten wird daran gearbeitet, auch diesen Sieg zu einem Ludendorff-Sieg zu machen: auf den Diensthäusern flattern preußische Adler; und Simons, dessen Rede- und Reisefreudigkeit beängstigend an Wilhelm den Zweiten erinnert, gibt sich zum Dirigenten für alldeutsche Bahnhofssänger her. Nur die Börse macht in Depression und hamstert Kosciuskos. Die Presse schreit Verrat und kolportiert seitenlang polnische Terror-Akte (die vorgekommen sind), während doch 90 Prozent aller Wahlberechtigten ruhig und unbehelligt ihren Zettel abgegeben haben.

Monatelang hat man den Leuten im Reich — im Abstimmungsgebiet hat es doch Niemand geglaubt — eingeredet, Oberschlesien sei deutsches, reindeutsches Land. Jetzt kommt die peinliche Frage, weshalb von 100 Wählern 40 für Polen gestimmt haben. Hätte man vor der Wahl ruhig eingeräumt: daß 1910, bei der letzten Nationalitätenzählung, im Abstimmungsgebiet rund ein Drittel der Bevölkerung deutsch und fast zwei Drittel polnisch als ihre Muttersprache angegeben haben, so hätte man heute den zwingenden Beweis, daß nicht nur die deutschen, sondern auch die polnischen Oberschlesier bei Deutschland bleiben wollen. Aber statt dessen werbetrommelte man im Stil der unwiderruflich letzten Kriegsanleihe. Jetzt ist es Zeit, allerhöchste Zeit, die Trümpfe, die man in der Hand hat, auszuspielen und, so ungewohnt es auch ist, mit der Wahrheit herauszurücken.

In Oberschlesien, wenigstens im Abstimmungsgebiet, das die vier reindeutschen Kreise des Regierungsbezirks Oppeln nicht umfaßt, sprechen zwei Drittel der Bewohner wasserpolnisch. Das ist ein Dialekt, der vom Schriftpolnisch nicht mehr abweicht als ein solides Oberbayrisch vom Duden. Diese Wasserpolaken haben zwar nie zum Königreich Polen gehört, sondern sie waren bis 1742, ehe sie zu Preußen kamen, Untertanen der Herzogtümer Oppeln und Ratibor. Und sie haben vor einigen Jahrzehnten, wie von manchen andern Kulturgütern, auch nichts von ihrem polnischen Nationalbewußtsein geahnt. Diese Tugend haben sie erst erworben, als die preußischen Ostmarkenpolitiker sie mit Stumpf

und Stiel ausräuchern wollten. Da haben sie sich zusammengeschlossen und haben Sokols gegründet und Bazars und Banken und haben polnische Abgeordnete in den Reichstag geschickt, von denen einer der klügsten der Pan Korfanty war. Und als ihnen der selige Franz Joseph und der unselige Wilhelm vor die Nase den Polenstaat hinsetzten, sind sie auf den Gedanken gekommen, daß man unter dem weißen Adler vielleicht weniger Schikanen ausgesetzt sein werde als unter dem schwarzen, und nachdem aus dem deutsch-oesterreichischen Possenspiel doch eine ziemlich wirkliche Republik geworden war, haben sie sich schon ehrlich zu ihren dialektfreien polnischen Brüdern herübergesehnt. Damals Abstimmung — und Polen hätte gesiegt.

Aber als in zwei Jahren den warschauer Machthabern gelungen war, ein großes und garnicht armes Land auf den Hund zu bringen und die polnische Papiermark auf den hundertsten Teil des Goldwerts herunterzuwirtschaften: da zog sich das polnische Nationalbewußtsein in Oberschlesien auf die engere Umgebung des Herrn Korfanty zurück. Die polnischen Geistlichen, die nicht nur die übliche römische Berufsklugheit besitzen, sondern als Leiter der polnischen Konsum- und Kreditvereine auch sehr geschäftskundig sind, waren die Ersten, die abbliesen; und die Arbeiter sahen, daß drüben in Warschau das Land das Prae hat, und daß für sie dort noch weniger zu holen war als im Industriestaat Preußen. So kam es, daß von den oberschlesischen Polen am zwanzigsten März 40 Prozent und in den Städten und in den Industriegemeinden weit mehr als die Hälfte für Deutschland stimmten. In manchen Bezirken haben tatsächlich sämtliche polnischen Arbeiter deutsch gewählt. In Kreuzburg, wo 1910 die Polen über 47 % stellten, haben sich jetzt 95 % für Deutschland erklärt. In Rosenberg gab es 1910 80 % Polen, jetzt 32 %, in Oppeln waren 1910 62 % polnisch, jetzt 24 %. Im Kreise Ratibor, wo eine Anzahl Tschechen wohnen, spricht noch nicht der vierte Teil deutsch. Jetzt wurden dort 70,9 % deutsche Stimmen abgegeben. In Kosel sprachen 21 % deutsch, und 75,6 % stimmten für Deutschland. Auch in den Kreisen, die jetzt eine polnische Mehrheit oder wenigstens Stimmengleichheit aufgebracht haben, hat eine große Anzahl Polen sich für Deutschland entschieden. Rybnik hatte 1910 78 % Polen, jetzt 64 % polnische Stimmen, Pleß 86% Polen, jetzt 70% polnische Stimmen. In Groß-Strehlitz, sprachen 79 % polnisch, und 50,5 % wählten polnisch. In Lublinitz sprachen ebenfalls 79 % polnisch, und 47,8 % stimmten für Polen. Diese Verluste der Polen lassen sich nicht allein aus den Zugereisten erklären, die ja, namentlich die aus dem rheinisch-westfälischen Kohlenrevier, auch zum Teil polnisch gestimmt haben. Sie sind der unwiderlegliche Beweis, daß nicht nur die deutsche, sondern fast die Hälfte der polnischen Bevölkerung Oberschlesiens sich für Deutschland entschlossen hat.

Dieser Entschluß war nicht der Ausdruck der Anhänglichkeit oder einer plötzlichen Herzensfreundschaft. Die Polen sind auch nicht von den Sirenenklängen der deutschen, allzudeutschen Stimmungsmacher betört worden. Dieser Entschluß war vielmehr der Ausdruck wirtschaftlicher Einsicht und wirtschaftlicher Erwartungen. Die Polen glauben, daß ihnen einzig und allein Deutschland helfen kann, und daß das neue Deutschland, trotz allem, ihnen helfen wird. Oberschlesien ist nicht nur ein blühendes und von Deutschen zur Blüte gebrachtes Industrieland, sondern es ist zugleich ein notleidendes und von den Deutschen schwer vernachlässigtes Agrarland. Die ländlichen Verhältnisse in Oberschlesien sind die übelsten, die es in Deutschland gibt. Fast die Hälfte Oberschlesiens ist in der Hand von 54 Besitzern, und fast ein Viertel des Landes gehört 6 Magnaten, von denen jeder mehr als 20 000 ha besitzt. An der Spitze marschiert der Herzog von Ujest mit 41 587 ha, dann kommt der Fürst von Pleß mit 39 718 ha, und diese freundliche Skala fällt dann bis zum Grafen Henckel von Donnersmarck, der nur 21 949 ha, also noch nicht einmal 100 000 Morgen besitzt.

Neben dieser Latifundienwirtschaft besteht, wie immer, eine ungeheure Zahl von dürftigsten Klein- und Zwergbetrieben, die ihren Besitzern nicht einmal den nackten Lebensunterhalt gewähren und immer mehr Landleute in die nächsten Gruben oder zur Abwanderung zwingen. Nach der letzten Zählung von 1907 — und seitdem ist eine wesentliche Besserung nicht eingetreten — gab es in Schlesien 122 000 Wirtschaftsbetriebe mit weniger als 5 ha, 88 000 Parzellenbetriebe mit weniger als 2 ha und sogar 38 000 Zwergbetriebe unter einem halben Hektar. Hinter diesen Zahlen verbirgt sich ein Massenelend, das dem Proletarierelend der Großstädte in nichts nachsteht. Die kommende Agrarreform und die Landzuteilung war denn auch die stärkste Waffe der polnischen Agitation, und dieses Argument hat seine Wirkung nicht verfehlt. Denn die Bezirke, in denen Polen die Majorität erhalten hat, sind, außer der Bannmeile des polnischen Hauptquartiers in Kattowitz, die Kreise Rybnik und Pleß, wo die ländlichen Verhältnisse am armseligsten sind.

Wenn es Deutschland gelingen soll, die Polen Oberschlesiens und damit den Besitz des Landes auf die Dauer an sich zu ziehen, so ist dazu die erste und dringendste Voraussetzung: daß die Regierung, sobald sie wieder freie Hand in Oberschlesien hat, unverzüglich an eine durchgreifende und vor Nichts und Niemand zurückschreckende Agrarreform geht. Die Polen Oberschlesiens haben der deutschen Republik einen hohen, unerwartet hohen Kredit gegeben. An Deutschland ist es jetzt, die Wechsel pünktlich und vollzählig einzulösen — und an der Entente, dieses Kreditabkommen nicht zu stören.

# Demonstrationspolitik von Olav Olsen

Wenn hier in bestimmtem Turnus weltpolitische Momentbilder gezeichnet werden sollen, so scheint vielleicht Manchem notwendig, daß einige prinzipielle Worte vorausgeschickt werden. Aber grade dies scheint uns Gefahr. Haben wir mit unsern Grundsätzen, mit unsern Leitgedanken recht, so werden die geschichtlichen Ereignisse das offenbaren müssen. Irren wir, so ist gut, daß wir jeweils die Möglichkeit haben, uns rechtzeitig zu korrigieren, ohne daß ein „Programm" uns die Wegänderung erschwert. Was wollen wir? Verhältnisse sehen, nicht schaffen; Zusammenhänge erkennen; nicht konstruieren. Das sind die Mittel zu dem Ziele: Abweisung jeder Tendenz außer der einen: zu erkennen, was ist.

Wir werden deshalb niemals dem ‚Vorwärts' zu folgen vermögen, dessen außenpolitischer Steuermann sein Schiff so im Kreise steuert, daß aus dem Wirbel wertloser Gischt aufspritzt. Im Namen der deutschen Arbeiterschaft bezeichnet er (am zwanzigsten März) den nationalen Block der französischen Kammer als „das verächtlichste Geschmeiß von egoistischen, verblendeten, korrumpierten Bourgeois, das die Welt je gesehen hat". Uns erscheint grade als unsre erste Aufgabe: endlich zur allgemeinen Erkenntnis zu bringen, daß diese einer hohlen Demonstrationspolitik entspringende Betrachtungsweise genau so Bankerott gemacht hat wie die Demonstrationspolitik.

*

Wo hat schon in der deutschen Tagespresse gestanden, daß wir vorm Waffenstillstand erklärt haben, so viele Maschinengewehre besäßen wir überhaupt nicht, wie die Feinde von uns verlangten, so viele Automobile und Flugzeuge habe es in der ganzen Armee niemals gegeben — und daß wir sie dann doch abgeliefert haben? Welcher unsrer „führenden" Politiker hat gewagt, zu schreiben, daß wir vorm Abschluß des Friedensvertrages erklärt haben, an der Lieferung der geforderten landwirtschaftlichen Maschinen werde die gesamte deutsche Landwirtschaft zugrunde gehen — während die Maschinenfabriken freudestrahlend die Gewinne aus diesem Artikel des Friedensvertrages berechneten? Wer hat, als unsre Delegation in London war, daheim daran gedacht, daß wir tausende Male erklärt haben, mit einem Hunderttausend-Mann-Heer verfalle das Reich dem Bolschewismus — und daß wir heute, wo sich nicht annähernd hunderttausend Mann bereit gefunden haben, in die Reichswehr einzutreten, vom Bolschewismus weiter entfernt sind denn je? Wer erinnert sich noch, daß wir vor Spa erklärt haben, Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft, Chaos in Deutschland und Europa würde die Folge der Bedingungen von Spa sein — und daß wir sie doch fast vollständig erfüllt haben? Ist das alles nicht unveränderte Fortsetzung dessen, was wir uns Kriegspolitik zu nennen gewöhnt haben? Ist nicht verständlich, daß die Folge dieser Demonstrationspolitik Mißtrauen und Zweifel in unsre Wahrheitsliebe bei unsern Vertragsgegnern sein muß? Muß bei dieser stereotypen Entwicklung der Dinge

nicht jeder allmählich Mangel an gutem Willen annehmen? London war das größte und hoffentlich letzte Fiasko dieser Demonstrationspolitik.

*

Niemand hat treffender als der italienische Außenminister Sforza die Wirkung der deutschen Politik in London geschildert mit den Worten: „Die Deutschen schlugen eine Formel vor, die das erreichte, was in diesem Augenblick schwierig schien — nämlich Einmütigkeit in ihrer Ablehnung.” Man ermesse die ganze Ungeschicklichkeit unsrer Politik an der Tatsache, daß Italien, das von den militärischen Sanktionen nicht den geringsten Vorteil, sondern höchstens Lasten, von den wirtschaftlichen schwerste Schädigung seines Marktes durch Ausfall der billigen, mit der englischen konkurrierenden deutschen Produktion zu erwarten hat — daß dieses Italien wohl oder übel den Sanktionen zustimmen mußte. Anstatt zu erkennen, daß wir das in den Vorwehen einer Regierungsneubildung ächzende Italien in eine politisch fast unerträgliche Lage gebracht haben, beklagen sich heute Diejenigen, die Herrn Simons für das „Nein!” zujubelten, das Lloyd George ausgesprochen hatte, über italienischen „Verrat”, so die letzten Möglichkeiten für die Anbahnung einer Verständigung mit italienischer Hilfe untergrabend.

Daß auch Frankreich von den militärischen Sanktionen nur neue Lasten, von den wirtschaftlichen wahrscheinlich ebenso viel Schaden wie Nutzen haben wird, darf der andre „Sieger” von London: Herr Briand gleichfalls seiner Demonstrationspolitik zu gute schreiben. Auch er hat nicht den Mut gehabt, der angeblichen (ich sage mit sehr viel Bedacht: „angeblichen"!) Volksstimmung mit einer Tat der Vernunft entgegenzutreten und den Interessenpolitikern damit die mißbrauchte Waffe der Massenpsychose aus der Hand zu schlagen. Die Börse verzeichnet seinen „Erfolg” heute durch ein Fallen des Franc, das verhältnismäßig stärker ist als das der deutschen Mark. Indessen auch er sucht, wie Simons, den verlorenen Anschluß an die wirtschaftlichen Notwendigkeiten und nähert sich der Wiederaufbaufrage, die, dank der regen Tätigkeit deutscher und französischer Arbeiter, endlich der Kristallisationskern der Völkerverständigung zu werden scheint — Grund genug für unsre Presse, Herrn Briands Rede zu entstellen und zu behaupten, er habe im Namen der Bevölkerung der zerstörten Gebiete diese Lösung abgelehnt. Und hat doch laut amtlichem Stenogramm erklärt: „Von uns kann, von den verbündeten Regierungen wird keine vernünftige Zahlungsweise, die mit den berechtigten Gefühlen der Bewohner der zerstörten Gebiete in Einklang zu bringen ist, ausgeschlossen werden.” Der Gewerkschaftssekretär Marcell Laurent hat das Amendement zu dieser Erklärung geliefert: „Die gewerkschaftliche Untersuchungskommission hat an Ort und Stelle festgestellt, daß die Besorgnis über eine Stimmung gegen die deutsche Beteiligung am Aufbau in den zerstörten Gebieten unbegründet ist.” Wozu also die Nervosität des Herrn Simons, der sich einem Ausfrager gegenüber auf entstellende Zeitungs-

meldungen anstatt auf amtliche Stenogramme stützt? Soll wieder Demonstrationspolitik die letzten Verständigungsmöglichkeiten verschütten?

Selbst das trennende Wasser des Atlantischen Ozeans behütet nicht vor der Seuche der Demonstrationspolitik. Nur ist man „dort drüben" nüchterner und beginnt schon heute zu erkennen, daß die Desinteressementserklärung an Europa eine höchst platonische Angelegenheit bleibt, solange die amerikanischen Farmer in Baumwolle und Kautschuk ersticken. Woran das um seine europäische Vorherrschaft und Seegeltung auf dem Atlantischen Ozean bangende britische Imperium selbst dadurch nichts zu ändern vermag, daß es der Welt immer wieder den drohenden amerikanischen-japanischen Konflikt aufschwatzen möchte. Ob Japan sich mit China auf Kosten Rußlands und Amerikas einigt, oder ob die japanische Politik ungeschickt genug ist, China in die Arme Amerikas zu treiben: darüber werden englische Politiker herzlich wenig mitzureden haben, und es wird auch Lloyd George kaum gelingen, durch eine englische Desinteressementserklärung in Ostasien die gleiche Erklärung der Union für Europa zu erkaufen.

## Die Wahrheit über London **von Meridionalis**

Die Herren Ententehäupter haben es wieder einmal mit den Worten des größten Boche gehalten: Das Beste, was du wissen kannst, darfst du den Buben doch nicht sagen. Diesmal durften sie schon gar nicht. Denn nie noch in so wörtlichem Verstand wie diesmal war ihr Schweigen Gold. Russisches Gold.

Immerhin: die Buben von Berlin haben sich weismachen lassen, der so überaus merkwürdige Zusammenfall des französisch-belgischen Vormarschs mit dem endlichen Abschluß des englisch-russischen Abkommens sei reiner Zufall. Die Erwachsenen in London, Paris und Rom sehen sich die Stipulationen des Vertrags zwischen den Herren Horne und Krassin an und wissen, wie, ebenfalls faustisch gesprochen, Alles sich zum Ganzen webt und — wo die Spinne sitzt.

Der Verschiffung des russischen Goldes soll nichts in den Weg gelegt werden dürfen. Was heißt das? Daß die einzige und letzte Bürgschaft für die einigen zwanzig Milliarden aus dem Sparstrumpf des französischen Kleinbürgers den Weg des meisten Goldes in dieser Zeit, nämlich in die Bank of England (wenn auch von dort möglichenfalls weiter nach Wallstreet) geht. Inzwischen schwelgt die pariser Militaristen-Presse in deliranten Hymnen auf die reibungslose Besetzung der wehrlosen rheinischen Städte. Nie sei ein kriegerisches Manöver „planmäßiger" vonstatten gegangen; nie hätten französische Clairons silberner geblasen, nie gallische Sporen silberner gerasselt. Aber vom russischen Gold: kein Wort.

War es nicht ein französischer Herrscher, der Paris eine Messe wert erachtete? Warum soll die schwarze Messe der Ruhr nicht die Milliarden wert sein, die nicht nur russischen,

sondern ebenfalls bereits russigen, sintemalen sie längst im Schornstein hingen? Das Geschäft ist richtig. Mehr als das: es ist folgerichtig. Seit den Tagen des unvergeßlichen „Großen Vier” — aus deren Schule jetzt Robert Lansing, der Staatssekretär des Schicksalsprofessors von Harvard, in englische, französische und italienische Blätter plaudert — seit jenen Tagen wird das Leder zu den Riemen, mit denen Britannien den Erdball umschnürt, aus der Haut Deutschlands geschnitten. Für die Brückenköpfe am Rhein verzichtete Clemenceau auf Mesopotamien; mit der Einwilligung in den Vertrag von Sèvres (dessen Hauptpunkt, die Anglifizierung der Dardanellen nicht nur „revidiert”, sondern sehr bald durch die Unterstellung Smyrnas unter den „Völkerbund”, das ist: einen englischen Gouverneur, ergänzt werden dürfte) erkaufte Millerand in San Remo die Zustimmung zu „militärischen Sanktionen” an Rhein und Ruhr; wofür Briand das Erstlingsrecht Frankreichs an den russischen Gold- und Kronschätzen (unter freundlicher Nachhilfe der Schwerindustrie, die sich an dem Zusammengehen mit Herrn Stinnes für mehr als zwanzig Milliarden schadlos zu halten gedenkt) verschachert hat.

Das liebliche Pfänderspiel ist selbstverständlich noch lange nicht zu Ende. Der deutsche Bürger ist mit der Lösung des schwierigen Problems, ob er die gottverfluchte Judenfahne der Republik oder die allen Halbgöttern vom Hakenkreuz wohlgefällige Flagge der „herrlichen Tage” herausstecken soll, viel zu beschäftigt, als daß er zu der Ueberlegung Zeit fände, gegen welches Entgelt sich England wohl bereit finden wird, Frankreich die Zuerteilung des oberschlesischen Industriebezirks an die polnische Wirtschaft seiner Wahl zu gestatten.

Aber Erzmutter Britannia wird schon zustandebringen, daß das Gericht über das sündige Deutschland auch für den französischen Esau nur ein Linsengericht bleibt. Man braucht sich gar nicht erst in den Ziffernstrudel zu stürzen, mit dem Italiens angesehenster Nationaloekonom, Luigi Einaudi, nachweist, daß die Erfindung der 50-Prozent-Abgabe, die so eilig zur Bill durchgepeitscht wurde, keinen andern Zweck hat, als den Versuch einer Umstoßung oder gar Umkehrung des Boulogner Verteilungsschlüssels (nach dem bekanntlich Frankreich einige 50, England einige 20 vom Hundert der deutschen Entschädigung zu erhalten hätte). Man braucht nur daran zu denken, daß auch manchmal der Mund dessen überläuft, des der Beutel voll ist. Denn wie sagte der derzeitige Lenker der Weltgeschicke jüngst? „Das Rheinland darf kein neues Elsaß-Lothringen werden.” Wer hört hier nicht die blasse Furcht heraus, die blöden Deutschen könnten sich wirklich bei der Abtrennung der Heimat Grünewalds und Schongauers, Gottfrieds und Geilers beruhigen? Und selbst wenn nicht: doppelt genäht hält besser. Man kann eine Donauregulierungsaktie gegen das Jahreseinkommen Ernst Lubitschs wetten, daß Ruhrort nicht eher wieder unter deutscher Staatshoheit stehen wird als Rybnik unter polnischer, und daß kurze Zeit darauf irgendein sympathischer Sir in Smyrna, Damaskus oder sonst einer romantischen Orientecke seinen Einzug hält.

Rom, 24. März 1921

# Götzendämmerung in Rußland von Elias Hurwicz

Kronstadt ist gefallen. Die Eroberer schlichen sich im Nebel, mit weißen Gewändern umhüllt, unbemerkt an die heroische Festung heran und nahmen sie ein. Manche sagen, es seien Leichentücher gewesen, worin sie sich gehüllt hatten. Wie gern möchte man hier ein Symbol erblicken! Aber die Bolschewiki herrschen noch absolut. Und dennoch war Kronstadt bedeutungsvoll. Das offizielle Communiqué vom vierten März trug zwar die Ueberschrift: ‚Eine neue weißgardistische Verschwörung'; in einer Auslassung an den rigaer Korrespondenten der ‚Dena' hat Trotzki den kronstädter Aufstand einen neuen Anschlag der Konterrevolution, die sich Kronstadt als den nächstliegenden Punkt zwischen Petersburg und Europa aussuchte, genannt; ja die moskauer Machthaber scheuten sich nicht, die Bewegung als eine Machenschaft „der pariser und londoner Börsenmakler" hinzustellen. Aber alle diese sophistischen Künste werden nicht die Tatsache vertuschen, daß es sich diesmal um einen wahren Volksaufstand handelte, der mit keiner Konterrevolution, mit keiner weißen Garde etwas zu tun hatte, sondern aus den Tiefen des Volkes und als Reaktion gegen die volksfeindliche Politik der Sowjet-Machthaber elementar ausgebrochen war. Wer übrigens die offiziellen Communiqués aufmerksam verfolgt, der sieht schon hier eine Schwankung in der Charakteristik des Aufstands. In demselben Communiqué wird der Aufstand ein reaktionär-sozialistischer Versuch genannt, und auch sonst werden neben der Entente die Sozialrevolutionäre beschuldigt. Aber jetzt ist es mit dem konterrevolutionären Märchen endgültig vorbei. Es zieht nicht mehr. Als Sinowjew es den petrograder Arbeitern wieder auftischen wollte, wurde er durch den stürmischen Ruf unterbrochen: „Nein: es ist der Hunger und die Politik der Sowjet-Regierung." In einem Artikel der kronstädter ‚Iswestja', betitelt: ‚Wofür kämpfen wir?', beantwortet die Leitung der Aufständischen diese Frage folgendermaßen:

„Wir haben die Fahne der dritten Revolution erhoben. Das Leben unter dem Joch der Kommunisten ist furchtbarer als der Tod. Wir müssen siegen oder sterben. Wir kämpfen mit der Konterrevolution von rechts und links. Möge die ganze Welt wissen, daß es in Rußland bisher keinen Sozialisten gab. Wir werden die freie Wahl der Sowjets verwirklichen. Wir erstreben den Zusammenschluß der Arbeiter, Bauern und der werktätigen Intelligenz."

Noch konkretere Lösungen wurden von der aufständischen Arbeiterschaft der Hauptzentren der petrograder Arbeiterbewegung — der Obuchowschen, Baltischen und ‚Laferm'-Fabriken — ausgegeben: Einberufung der konstituierenden Versammlung auf der Grundlage des allgemeinen, direkten und geheimen Wahl-

rechts; Wiedereinführung des freien Handels; Nieder mit der Sowjet-Regierung!

Die Bewegung beschränkte sich indessen keineswegs auf die Hauptstädte und Kronstadt. An allen Ecken und Enden Sowjet-Rußlands gärte und brannte es: in Witebsk, Nischni-Nowgorod, Perm, Tomsk, Kiew, Tambow, Orel, Zarizyn. So ist dieser Aufstand ein für die Sowjet-Regierung höchst gefährlicher Präzedenzfall auch in militärischer Beziehung. Und wenn sie diesmal der Bewegung Herr wurde, so wird sie sich dennoch zu zwei Konzessionen bequemen müssen: sie wird das Wahlrecht oder vielmehr die faktischen Wahlen und die Landesverwaltung demokratisieren, also das unerträgliche Uebergewicht der Kommunisten in allen Zweigen des Staatslebens abschaffen, und sie wird den freien Handel in mehr oder weniger breitem Maße wiedereinführen müssen.

Daß diese Aufstandsbewegung für die ganze Politik der Sowjet-Regierung nicht ohne Folgen bleiben kann, ersieht man am klarsten aus der letzten Rede, die Lenin, dieser immer noch nüchternste Kopf unter den bolschewistischen Führern, auf dem Zehnten Kommunisten-Kongreß in Moskau am achten März gehalten hat:

„Unsre Internationale Lage wird durch das außerordentlich langsame Tempo der revolutionären Bewegung in der ganzen Welt bestimmt, und wir können den baldigen Sieg der Weltrevolution bei unsern politischen Berechnungen keineswegs in Betracht ziehen. Wenn wir von der innern Lage Sowjet-Rußlands sprechen, müssen wir die kronstädter Ereignisse erwähnen. Der mit Hilfe französischer Agenten und der Sozialrevolutionäre organisierte Aufstand wird in den nächsten Tagen liquidiert werden. Aber er muß uns zu einem Nachdenken über die innere Lage Rußlands zwingen. Der Bauer glaubt, daß ihm von den Zarengenerälen keine Gefahr mehr droht, daß er zu wenig Industrieprodukte bekommt, und daß der Staat von ihm allzu große Opfer verlangt. Wir müssen dem Bauerntum zu Hilfe kommen. Wir werden Verpflegungs-Geldzeichen einführen, die in Produkten, gemäß den Produktionsmöglichkeiten der Bauernwirtschaft, realisiert werden und den persönlichen Interessen der Bauernschaft einen breiten Weg eröffnen. Mit diesen Geldzeichen werden wir nur einen Teil der Ernte bezahlen, während der andre Teil von den Bauern im Wege des freien Handels wird abgesetzt werden können."

Nach den neuesten Meldungen wurden Lenins Vorschläge vom Kongreß angenommen. Gleichzeitig wurde beschlossen, auch den Genossenschaften größere Freiheit zu gewähren. Dagegen haben sich die Gerüchte von der Bildung einer „Koalitionsregierung der Bolschewiki mit den Menschewiki und Sozialrevolutionären" nicht bestätigt. Noch ist es nicht so weit. Aber daß dieser Volksaufstand auf den westeuropäischen Sozialismus in seinem Verhältnis zu Sowjet-Rußland endlich ernüchternd wirken wird, scheint mir unzweifelhaft.

# Die Justiz von Hugo Grotius

## XIII. Die juristische Fakultät

Unsre Reformatoren, besonders in der Justiz, die „Reformen” um ihrer selbst willen immer und überall wünschen, ohne jemals etwas durchzusetzen oder auch nur energisch zu fordern, hatten es seit langem auf die Professoren und das Hochschulstudium überhaupt abgesehen. An dem schon ohnehin kahlen Universitätslehrer ließen sie kaum ein gutes Haar. Das Studium machten sie verantwortlich für Mißstände, deren Ursache ganz wo anders lag. Was man den Justizfakultäten vorwarf, war: doktrinäre Auffassung; philologische und philosophische Scholastik; Verknöcherung; Vorliebe für abstrakte Begriffe; mangelnde Fühlung mit dem praktischen Rechtsleben; Erstarrung in grauer Theorie; Einseitigkeit; maßlose Ueberschätzung veralteten und längst überholten geschichtlichen Krams. Schließlich behauptete man, die Lehrer trieben ihre Hörer durch Langweiligkeit und Rückständigkeit aus dem Saal und in die Arme des Einpaukers, der, ein Mann der Praxis, nun mit besserm Rüstzeug den Jüngern der Themis die Examenswissenschaft vermitteln müsse.

Nach der Novemberbewegung hielten Viele die Erneuerung grade der Juristenfakultäten an Haupt und Gliedern für die wichtigste Aufgabe der juristischen Neuordnung. An Stelle der alten Begriffsscholastik wollte man eine „soziologische Rechtswissenschaft”, eine „moderne Gerechtigkeitslehre, gerichtliche Seelenkunde und Tatsachenforschung” setzen. Der Student dürfe nicht nur „fertige Tatbestände” bekommen und daran sein juristisches Urteil erproben und schärfen, sondern müsse auch das Entstehen und Werden eines Rechtsfalls, das Parteivorbringen, die Beweisaufnahme miterleben. Alles in allem kommt dies auf die Forderung hinaus, die Theoretiker durch Praktiker, die Professoren durch Richter und Anwälte zu ersetzen oder doch zu ergänzen. Selbst ein so kluger Mann wie Martin Beradt redete dieser „Erneuerung” das Wort und setzte sich dafür ein, daß Richter und vor allem Anwälte — wohlgemerkt unter Beibehaltung ihrer praktischen Tätigkeit, also im Nebenberuf! — Lehrstühle an den Universitäten einnehmen sollten. Ja, Fuchs meinte in seinem ‚Juristischen Kulturkampf’ sogar, unter dem neuen Geiste könne es wohl vorkommen, daß ein junger Privatdozent einige Monate Fabrikarbeiter oder Bauer würde, bevor er über deren Recht schriebe, oder daß er zur Erforschung der juristischen Natur des Speditionsvertrages vorerst Studien in großen Speditionshäusern treibe.

Das ist nicht mehr eine Ueberspannung — das ist gradezu eine Verkennung dessen, was nottut. Es ist nicht wahr, daß die Lehrer der Jurisprudenz ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind — ganz im Gegenteil: sie erfüllen sie im allgemeinen ausgezeichnet. Wer lehren will, braucht vor allem eins: die absolute wissenschaftliche Durchdringung der Materie, das überragende Wissen auf Grund der freien Forschung. Wer Struktur und Wirkungen

des Speditionsvertrages dem Neuling klar machen will, muß wohl die geschichtliche Entwicklung, die theoretischen Streitfragen über dieses Rechtsgebilde, die einschlägige Literatur und Rechtsprechung kennen, braucht aber wahrhaftig nicht Lehrling in einem Speditionsgeschäft gewesen zu sein.

Es ist ebenso unrichtig, daß die Universität dazu da wäre, den Studenten mit der „Praxis" vertraut zu machen. Es läßt sich wohl darüber reden, ob man den stud. jur. auf einige Zeit in einer Gerichtsschreiberei oder Anwaltskanzlei beschäftigen soll, obwohl ein dringendes Bedürfnis, von der bisherigen Uebung abzusehen, keineswegs vorliegt. Aber die Zeit des Hochschulbesuchs sei der Erlernung der juristischen Grundbegriffe, der wissenschaftlichen Behandlung eines wissenschaftlichen Problems, der Schulung und Uebung in logisch-juristischem Denken gewidmet. Grade das haben unsre Professoren von jeher ihren Schülern meisterhaft beizubringen vermocht, und das sei ihnen hoch angerechnet. Ich glaube nie und nimmer, daß der praktisch tätige Jurist diese Fähigkeit in gleichem Maße besitzen kann. Er würde die Schüler vielleicht zu guten Handwerkern, nicht aber zu guten Juristen machen. Verkannt werden soll hierbei freilich nicht, daß in den Universitäten auch heute noch der reinen Rechts-„Geschichte" viel zu viel Wert zum Schaden der Rechts-„Wissenschaft" beigelegt wird. Das zu ändern, wäre jedoch eine Kleinigkeit. Verschwiegen werden soll ferner nicht, daß manche Professoren infolge Ueberalterung oder aus natürlicher Begabung zum Auswachsen langweilig „vortragen", sodaß sich der Gast mit Grausen wendet. Aber das können auch „Praktiker", zum Beispiel der selige Dickel, der ein praktischer Amtsgerichtsrat und ein höchst langweiliger Dozent war, im Gegensatz zu reinen Theoretikern wie etwa Kipp, Seckel oder gar Liszt. Im allgemeinen ist auch die Flucht aus den Hörsälen in andern Umständen begründet. Das Korporationsleben; der natürliche Hang, die endlich erlangte akademische Freiheit zu genießen; ein gut Teil angeborener oder anerzogener Trägheit; der weit verbreitete Irrglaube, das Kolleg nütze zum Examen doch nichts, dafür lerne man schon noch beim Pauker genug: das sind die Hauptgründe.

Trotzdem möchte ich auch die akademische Lernfreiheit nicht beseitigt oder geschmälert sehen. Will man die Spreu vom Weizen sondern, so erschwere man das Examen. Auch diese vielgelästerte Einrichtung lasset in Jesu Namen bestehen; es gibt keinen Gradmesser des Wissens, der, bei allen Mängeln, besser und zuverlässiger wäre.

Drum wollen wir zwar Mißstände beseitigen, aber an den Fakultäten, an der Lehr- und Lernfreiheit nicht zu viel herumdoktern. Not tut hier nicht so sehr Einführung neuer wissenschaftlicher Prinzipien, neuer Lehr- und Lernmethoden wie — und das mehr noch als überall sonst — Einpflanzung eines neuen „Geistes" in Lehrende und Lernende. Ziehet aus, Ihr Professoren, die Escarpins der Hoffärtigkeit! Reibt, Ihr Studenten, statt des Kaisersalamanders einen kräftigen Salamander der Freiheit und des Denkens!

(Fortsetzung folgt)

## Abendhimmel von Mechtild Lichnowsky

Über Erdenrandes Schwärze,
schmal geschlitzt, erstrahlt aus Eden
letzter Schein des Horizontes.
Langgezogene, kalte Rauche,
kleiner Fetzen ungewohntes,
eigenmächtiges Gekrauche,
kaum verknüpfte Seidenfäden,
Wolkenreste, Himmelsscherze
hängen an geschliffenen,
winddurchpfiffenen,
unermeßlich grünen Fahnen
aufgerollter Himmelsbahnen.

Feindlich mir geraubte Ziele
tauchen so in mein Vergangen.
Lichtes, viel . . . und Schattenflächen;
und in wirrem Farbenspiele
finde ich darin gefangen,
wie ein Muster, die Profile
meiner Wünsche: unerfüllter;
meiner Taten: unverhüllter!
Soll ich rächen?
Soll ich sprechen
oder ewig warten
auf befreiende Standarten?!

## Erwiderung an Ludwig Wolff

Lieber Ludwig Wolff,

gern würde ich den liebenswürdigen Brief, den Sie mir durch Nurmmer 10 der ‚Weltbühne' übermittelt haben, so beantworten, daß Sie an meiner Antwort ebenso viel Vergnügen hätten wie ich an Ihrem Brief. Gelingt mir das nicht, so seien Sie wenigstens versichert, daß ich hier kein Wort schreiben werde in der Absicht, Sie zu verletzen oder auch nur zu betrüben. Und wenn die Liebenswürdigkeiten in Sachlichkeiten untergehen, so nur deshalb, weil S. J., beim besten Willen, keinen Platz für schrankenlose Causerien hat.

Sie werfen mir vor, ich verwirrte die Logik: indem ich beim Cagliostro-Film das Fehlen, bei Ihrem Film das Vorhandensein guter Schauspieler bemängelte. Hier irren Sie. Ich hatte nur gewünscht, daß Sie Ihre guten Schauspieler in geeignetern Rollen verwendeten. Und ich hatte hinzugefügt, daß man, wenn man so gute Schauspieler zur Verfügung habe wie Sie, ihnen am besten eine Rolle, einen ganzen Film auf den Leib dichtete und schriebe. Worauf Sie erwidern: „Daraus entstehen die Star-Filme. Und die sind notorisch schlecht." Meine Antwort: Star-Filme sind nur dann schlecht, wenn der Star schlecht ist! Alle wirklich guten Wegener-Filme sind von ihm selbst für ihn selbst erdacht. Alle wirklich guten Asta-Nielsen-Filme waren Star-Filme. Alle guten amerikanischen Filme sind Star-Filme. Für Die da drüben ist immer zuerst der Schauspieler da; für ihn, für

seine ganz besondere Person wird die „Idee” zusammengedacht und der Film zusammengebastelt. Diese Schauspieler „spielen” nie etwas andres als sich selbst, ihren ganz besondern, von ihnen geschaffenen Typ. Charlie Chaplin ist immer Charlie Chaplin, Fairbanks immer derselbe Gentleman und W. Hart immer der Cowboy Rio Jim. Die für sie zusammengebastelten Filmmanuscripte sind manchmal ganz blöde Machwerke — aber sie werden ihnen immer irgendwie Gelegenheit geben, ein paar herrliche Szenen zu spielen. Und der so entstehende Film wird dann immer noch viel besser sein als der deutsche — aus einem literarisch vielleicht wertvollern, psycho- und sonstwie logisch tiefer begründeten Manuscript entstehende — Film.

In Deutschland überschätzt man die Heiligkeit des Manuscripts und die Wichtigkeit des Autors. Es ist keine Schande, für Schauspieler zu schreiben, selbst wenn sie immer eitel und manchmal dumm sind. Zwei in der Literaturgeschichte immerhin nicht ganz unbekannte Theaterdirektoren waren meiner Ansicht und schrieben ihrer Schauspielertruppe manches Stück auf den Leib. Ich weiß nicht, ob es den Schauspielern geschadet hat. Möglich ist es. Den Stücken hat es nicht geschadet. Sie sind von Shakespeare und Molière.

Sie, lieber guter Ludwig Woff haben (verzeihen Sie, ich will Ihnen wirklich nichts Böses sagen) — Sie haben bei Ihrer ‚Bestie im Menschen’, meiner Meinung nach, zu viel Respekt vor Zola, vor Zolas Unantastbarkeit gehabt. Ich glaube, man kann Zola nicht mehr lieben und bewundern als ich; aber ich hätte mir, wenn ich überhaupt einen Roman von Zola verfilmen wollte, viel frecher das Kino-Dramatische aus ihm herausgeholt und den psychologisch-epischen, den unterirdischen, sozialen Zola beiseite gelassen, weil ich glaube, daß man ihn, den wahren, unerhört starken, das ganze Leben umfassenden, im ganzen Leben verwurzelten Zola doch nicht verfilmen kann.

Ich muß ein paar Freunde in den berliner Kinos haben. Sie lassen in dankenswerter Weise immer grade solche Filme rollen, die das, was ich orakelt habe oder zu orakeln im Begriff bin, anschaulich beweisen und bekräftigen. Da ist, zum Beispiel, der Film:

## Sklaven der Sinne

nach Dostojewskis ‚Idiot’ für das Kino eingerichtet von C. Froelich und W. Supper. Hier ist derselbe Fall wie bei Ihrer ‚Bestie im Menschen’, nur viel einfacher zu beweisen, weil erstens Dostojewski noch schwerer verfilmbar ist als Zola, und weil die Herren Froelich und Supper nicht so — nun, sagen wir: geschmackvoll sind wie Sie. Ich bin durchaus nicht dagegen, daß man Dostojewskis Romane verfilmt. Nur soll man sich darüber klar sein, daß man vom wirklichen Dostojewski nicht das Allergeringste in den Film hinüberretten kann. Will man ‚Raskolnikow’ oder die ‚Brüder Karamasow’ verfilmen, dann muß man ganz einfach einen Kriminal-Film daraus machen mit dem Inhalt: „Wer ist der Mörder?” Weshalb nicht? Man soll sich nur darüber klar sein, daß vom wirklichen Dostojewski, von Dostojewskis Geist verdammt wenig übrig bleiben wird. Schuld — was ist Schuld? Wahrheit — was ist Wahrheit?: das sind (die gröbsten!) Fragen Dostojewskis. Die kann man nicht verfilmen. Die ‚Sklaven der Sinne’ aber versuchen das. Mit katastrophalem Resultat. Dostojewski braucht seine ganze Kunst und Kraft, braucht hunderte von eng be-

druckten Seiten, um uns die scheinbar widersprechenden und unsinnigen Handlungen kranker, gehetzter Menschen plausibel zu machen. Im Film stehen diese unsinnigen Handlungen ganz unerklärt neben einander und wirken deshalb einfach unsinnig und albern. Auch eine Schauspielerin, die hinreißend ist, wie Asta Nielsen, kann, zur Stummheit verurteilt, eines gefolterten Herzens widersprechende Handlungen, zu deren Darstellung ein Genie wie Dostojewski tausende von quälend genau erwogenen Worten braucht, unmöglich in drei Film-Minuten plausibel machen. Dinge, die bisher ein paar Heroen der Weltliteratur mit Aufbietung aller ihrer Kraft zu sagen grade imstande waren — solche Dinge kann man nicht verfilmen. Auch Asta Nielsen, ihre Leistung in Ehren, kann das nicht.

Wie gesagt: die berliner Kinos lieben mich. Sie beweisen auch die Kehrseite der Medaille.

## Der Mann ohne Namen

ist von Robert Liebmann und Georg Jacoby nach dem Roman von Ewald Gerhard Seeliger: ‚Peter Voß der Millionendieb' für den Film zurechtgemacht. Ohne Zweifel ist Seeligers Roman mit Zola und Dostojewski nicht in einem Atem zu nennen — aber trotzdem, nein, eben deshalb ist der daraus entstandene Film ungleich netter und amüsanter als die mit Literatur und Psychologie belasteten Filme, zu denen, leider, auch der Ihre, lieber Ludwig Wolff, gehört. Von Psychologie ist in Seeligers Roman keine Spur. In dem danach gemachten Film auch nicht. Und doch ist das ein ganz reizender Film. Was frage ich danach, ob diese Geschehnisse psychologisch motiviert, ja, ob sie überhaupt möglich sind! Das ist mir ja völlig einerlei. Sie wollen garnicht so ernst genommen werden. Sie wollen unterhalten; weiter nichts. Und sie tun das auf eine charmante Art und Weise. Eine rasende Reihe von aufregenden, komischen, hübschen Bildern jagt herunter — und aufgekratzt und heiter verläßt man den Tempel der heiligen Kinematographie. Dank sei dem Regisseur: Georg Jacoby. Die Aufnahmen in Kopenhagen und am Meer sind ungewöhnlich gelungen, das Tempo ist mitreißend, und der ins Praktische übersetzte „Simultanismus", das Nebeneinander gleichzeitiger, aber kontrastierender Situationen (Selbstmörder und Jazzband-Komiker, zum Beispiel) ist mehr als unterhaltend, ist auf- und anregend, ja fast erschütternd. Der zweite Teil unter dem Titel: ‚Der Kaiser der Sahara' hat nicht ganz das Tempo des ersten, ist aber immerhin noch recht lustig und durch hübsche Regie-Witze aufgemuntert.

Sie, lieber Ludwig Wolff, sagen: „Der Film bleibt in jedem Fall eine ärgerliche Angelegenheit". Das ist der einzige Punkt, wo ich Ihnen ganz ernsthaft und unliebenswürdig widersprechen muß. Die guten alten Star-Filme Wegeners oder Asta Nielsens sind ganz gewiß keine „ärgerliche Angelegenheit". ‚Der Mann ohne Namen' ist ganz gewiß keine ärgerliche Angelegenheit. Es gibt schon gute, es gibt sogar allerliebste deutsche Filme. Sie haben also schon heute ganz sicherlich Unrecht. Was alles aber, sagen Sie selbst, kann aus dem deutschen Film noch werden, wenn sich Leute um ihn bekümmern, die so graziöse Briefe schreiben wie Sie und so gute Kritiken wie

Ihr

Hans Siemsen

# Essig und Speyer

Hermann Essig ist im siebenten ‚Jahr der Bühne' gezeichnet. Was wäre diesen fünf Seiten nach dem Tode des Dichters hinzuzufügen? Daß sein Talent — weder ein großes noch ein kleines, sondern ein typisch deutsches, ein vergebliches Talent — uns heute durchaus nicht verklärt erscheint. Damals, zu Essigs Lebzeiten, hieß es nach jeder Aufführung: Es gibt bessere Dramen von ihm. Das hat man wahrhaftig auch diesmal gesagt. Aber wir haben nun viere gesehen, von denen keines besser war als das andre, und wollens genug sein lassen des grausamen Spiels, das die Ursprünglichkeit mit der Selbstkritiklosigkeit und dem Ergebnis treibt, uns ungefähr denselben Genuß zu bereiten wie am Ostersonntagmorgen die fette Zeitungszeile: ‚Der erfolgreiche Vormarsch gegen die Aufrührer' — gegen Menschen, die die Verzweiflung an einem verzweifelten Zustand der Welt in Torheit und Tod treibt. Am Auferstehungstage legt sich die tiefe Hoffnungslosigkeit aufs fühlende Herz. Essig ist einer dermaßen unerlösten Epoche unerlöster Sohn, unerlöst, weil der Begierde, ihre und seine Krämpfe zu formen, ganz und gar nicht das Vermögen entsprach.
Im ‚Frauenmut' — der historischen Komödie des Inhalts, daß die Frauen von Schorndorf anno 1688 unter Führung der Bürgermeisterin Künkelün die Stadt, die die Mannsbilder unbedenklich preisgeben würden, wider den wälschen Verwüster Mélac zu verteidigen verstehen — in diesen vier Akten ist nach Essigs Behauptung der Ritter Roland, bisher der mißachteste Bürger, dazu da, symbolisch den Todesmut der Frauen zu „vergestaltigen". Ohne des Autors Kommentar hätte das schwerlich jemand bemerkt. Ich für mein Teil empfinde diesen Tolpatsch voll Sehnsucht nach Liebe und Schönheit, dieses Nebeneinander von Zartheit und Lüsternheit, dieses trübe Gemisch von stockender Wehleidigkeit und klumpfüßig niederwuchtender Brutalität, diesen Stotterer um seelische Schätze, dem kaum der Körper, nämlich höchstens der falsche, in die Finger gerät — kurz: meines Erachtens ist hier Essig eine Selbstcharakteristik gelungen, die psychologisch oder psychoanalytisch interessant sein mag, aber keinerlei dramatischen Wert hat, weil der Charakteristiker, von Apollo geschlagen, sich des Sinns und des Ergebnisses seienr Arbeit nirgends bewußt wird, und weil eine Figur seines Wesens in seinem Stück nichts zu suchen hat. Wenigstens nicht in dem Stück, das herausgekommen ist: einer Schnurre, die auf ziemlich lästige Weise Zäheit und Sprunghaftigkeit vereint.
Das Gelächter, auf das es abgesehen ist, bleibt einem jezuweilen im Halse stecken. Der Eheboykott, den die handfesten Weiber über ihre Jammerlappen verhängen, hat seine Komik bei Aristophanes und Anzengruber gelassen. Essig hat die Unflätigkeit behalten, die sicherlich eine rabelaisische Wirkung tun könnte, wenn er sie nicht eben durch Sentimentalität entmannte. Die deutsche Bühne hat manchen Mord auf ihrem robusten Gewissen. Eins ihrer Opfer ist Lautensack. Dem Hermann Essig war nicht zu helfen.

Der Wilhelm Speyer hat sich selber geholfen. Vergessen ist, „wie wir einst so glücklich waren", den ernsthaften ‚Revolutionär' zu machen. So was trägt nichts. Hingegen das Unterhaltungstheater der Bourgeoisie hat, weil sie satt ist, immer Hunger. Es braucht, weil sie übersättigt ist, immer neue Gerichte. Man nehme . . . Man nehme Wedekind, Shaw, Wilde, Bahr, Schnitzler und sogar Stücklen. Von diesen Sechsen schmeckt jeder gut: wie gut muß erst —! Ein Rechenexempel, das selten aufgeht. Bei Speyer siegt schon die Frechheit, nicht ein oder zwei, sondern alle, einfach alle erprobten Zutaten übers Feuer zu stellen. Die Dosierung und die Art, die Kasserolle zu schwenken, während er umrührt: das ist sein unbestreitbares Eigentum. Und hat ein gütiger Gott dem Eklektiker nicht zuletzt die Ironie verliehen, die romantische oder moderne Ironie: bewährte, also unentbehrliche Lustspielmittel dem Publikum preiszugeben, bevor es sie als veraltet ablehnt? Da Speyer sich leider vorgesetzt hat, seinen Stoff auf vier statt drei Akte zu verteilen, so benötigt er neben der Frau mit Garten und Hausfreund das vorlaute Fräulein Schwester der Frau mit den zwei Bewerbern, von denen sie einer, der unexotische, heimführen wird. Ihr haltet mich wohl für Schönthan? ruft der Veranstalter dieser Begebenheiten. So muß das Brautpaar zum Schluß durch eine parodistisch vorweggespielte Liebeshaßszene sich Strindbergs würdig erweisen. Der Gatte aber bemitleidet seine saftige Gladys, daß sie der lügnerische Zwang zur Ein-, zur Eintönigkeitsehe mit ihm vor der Zeit in eine Backbirne verwandeln wird, und benimmt sich tolerant und zuvorkommend, wie der weise und fromme Plauderer von Salzburg ihn und Schafsköpfe seines Grades gelehrt hat. Der berühmte Mime, in dessen Arme er das Gespons geleitet, ist der ‚Komödie der Worte' entsprungen und begegnet auf seinem ‚Einsamen Weg' der fünfundzwanzigjährigen Frucht eines jugendlichen Fehltritts. Soweit hat Speyer sich mit dem nahen Oesterreich begnügt.. Die Regiebemerkungen und den Dialog bezieht er aus Irland. Was ihm — nicht grade das Herz bedrückt, aber auf der losen Zunge brennt, wird heruntergegeistreichelt. Meist mit Geschmack und Manieren. Wenn Er zu Ihr sagt: „Du bist meine Jugend", so ist erlaubt, daß Sie erwidert: „Du bist mein Simplicissimus", weil Er dem Simplicius, entweder für diesen Witz oder überhaupt, ein bißchen angeähnelt worden ist. Nur manchmal mutet sich der Esprit zu viel zu. Dann möchte er in die Region von Hebbels Kandaules greifen und renkt sich schmerzhalt das Kugelgelenk aus. Nur manchmal wird er zu dünn. Dann muß uns der berühmte Mime berichten, daß er neulich mit dem Darsteller seiner Rolle, mit sich selber also geboxt hat. Methode Tieck. Nach dieser Methode, auch nach dieser, ist ‚Rugby' ein zeitgemäßer Theaterwurf, über dessen erfrischendes Berlinertum die englischen Allüren garnicht hinwegtäuschen wollen. Die Hauptsache ist, daß man lacht. Wilhelm Speyer hatte sich reichlich lange mit Respektspersonen wie ‚Karl dem Fünften' herumgeplagt. Endlich versuchte ers mit der Respektlosigkeit. So kam er zu Gewinn und ward gesegnet.

Das Theater der Königgrätzer Straße mit ihm. Wenigstens ist
zu erwarten, daß noch freudiger als am Ostersonnabend an den spätern
Abenden eine Besucherschaft mitgehen wird, für die man die Breiten
beseitigt und die Spielweise um eine halbe Stunde beschleunigt hat.
Das Behagen der Menge, auf einem Landsitz gepflegte Menschen gut
essen und Gig fahren — nicht etwa zu sehen, sondern nur zu wissen,
daß sie's im Nebenzimmer und hinter der Szene tun: das durchdringt
das Haus von unten bis oben. Und diese Seligkeit, daß nach all den
expressionistischen Experimenten die Inszenierung in die antedilu-
vianische Periode von Korfiz Holms ‚Hundstagen' heimgekehrt ist, wo
der Zuschauer für die Ausstattung und die Darstellung jenen wunder-
bar zuverlässigen Maßstab der eignen Behausung, Kleidung, Hal-
tung und Sprechart hatte! Der berühmte Mime „hat das Gesicht einer
Bulldogge, einen Stiernacken, einen gedrungenen, fast quadratischen
Körper, seine Gesichtsfarbe ist rötlich und gesund". Wer dieser For-
derung so nachkommt wie Albert Steinrück, der muß nicht auch noch
„in jedem Zoll das repräsentative Genie der deutschen Schauspiel-
kunst" sein: genug, daß er aus dem Naturalisten keinen Delobelle macht
und die Verdeutlichungen für dieses geistesschlichte Publikum nicht
über das unbedingt gebotene Maß hinaustreibt. Herr Pointner, der
Sohn, würde durch den Verlust einiger weibischer Körperwendungen
und Gewohnheiten sehr gewinnen. Herr Bildt, der Freund, führt den
monomanischen Kampf wider die Monogamie mit dem wohltuend
stillen Humor des Theoretikers, der gewohnheitsmäßig in der Praxis
versagt. Seine Gladys, Fräulein Gläßner, schien durch die Filmerei
hoffnungslos verdorben. Sie hat sich doch noch gerettet und wird in
ihrer ergiebigen Rolle die Trägerin eines Erfolges sein, den am Fried-
rich-Karl-Ufer eine Natur wie Käte Dorsch nicht zu heben vermag,
weil Essig sogar ihr einen unbezwinglichen Widerstand leistet. Wie-
viel mehr noch dem redlichen Herrn Solfner, dessen Ueberschuß nicht
groß ist, und der auf unphantastische Erdensöhne angewiesen bleibt! Es
ist offenbar eine Kunst für sich, Schauspieler, deren Beschaffenheit
keine Rätsel aufgibt, an den richtigen Platz zu setzen. Ob die Regie
die Komödie durch eine andre Auffassung hätte retten können? Ich
glaube doch nicht. Herr Lind handelte vernünftig, indem er sich auf
die groteske Verschnörkelung der Oberfläche beschränkte. Unter
dieser ist nämlich nichts, keine dichterische Substanz, sondern nur
Essigs unschuldige Einbildung, durch ein grelles, zusammenhangloses,
forciertes Possenspiel die Tragikomik des Geschlechterkampfs aufzu-
reißen. César Klein hatte eine Bühne auf die Bühne und das Leben
in Schorndorf auf die farbenfreudigste Märchenhaftigkeit gestellt. Welch
beklagenswert falsche Kräfteverteilung, daß neulich nebenan in der
Schumann-Straße der ‚König der dunkeln Kammer' durch Kälte und
Kargheit gemordet, und daß jetzt im Lessing-Theater Ströme von
Wärme und buntem Licht an einen unrettbar todesstarren Körper ver-
schwendet wurden! Wann wird wieder einmal in Berlin eine Dich-
tung gespielt und dichtungswürdig gespielt werden?

# **Groteksong** von Walter Mehring

Für Paule Graetz

Sie kommen weither übers Meer —
the Jazzband, the Jazzband!
Und spielen wie das wilde Heer,
und spielen wie das wilde Heer
in Frisco und in Westend!
Es hüpfen wie das Kanguruh
der Frackmensch und der Nackte,
der wilde Büffel und das Gnu
die tanzen nach dem Takte:

> I want to be,
> i want to be
> i want to be down home in Dixi,
> und cowboys rings
> bei echten Drinks,
> my darling girl! schenk ein und mix sie!
> Und bist du, wo die Dollars spring'n
> und finstre Nigger keifen,
> dann hörst du die Englein im Himmel sing'n,
> was die Spatzen vom Dache pfeifen!

Sie spiel'n im Hottentottenkraal
Sahara, der Sahara!
Sie spiel'n in einem Nachtlokal,
sie spiel'n in einem Nachtlokal
am brausenden Niagara!
Es tanzt ein steiler Kormoran
am Turm zur blau'n Pagode,
es klingeln die Glocken von Porzellan,
und Priester sing'n zum Tode:

> I want to be,
> i/want to be
> i want to be down home in Dixi,
> und cowboys rings
> bei echten Drinks,
> my darling girl! schenk ein und mix sie!
> Und bist du, wo die Dollars spring 'n
> und finstre Nigger keifen,
> dann hörst du die Englein im Himmel sing'n,
> was die Spatzen vom Dache pfeifen!

Sie spiel'n zum Tanze jedem Staat
Europen, in Europen.
Ein abgedankter Potentat,
ein abgedankter Potentat
singt näselnd die Synkopen!
Da trommeln sie das Xylophon,
und wildes Heimweh packt sie,
mit Republik und Fürstentron
spielen im Ragtime-Takt sie:

> I want to be,
> i want to be
> i want to be down home in Dixi,
> und cowboys rings
> bei echten Drinks,
> my darling girl! schenk ein und mix sie!
> Und bist du, wo die Dollars spring 'n
> und finstre Nigger keifen,
> dann hörst du die Englein im Himmel sing'n,
> was die Spatzen vom Dache pfeifen!

# Rundschau

## Wehrpflichtgegner

Der Pazifismus ist bis jetzt die Angelegenheit einer Minderheit geblieben, und es ist zu fürchten, daß es auch in Zukunft so sein wird. Gewiß müssen die pazifistischen Grundgedanken der Völkerverständigung weiter propagiert werden, in der Hoffnung, daß sie einmal das politische Bild der Welt bestimmen. Aber daneben gewinnt ein andrer Pazifismus Bedeutung, der auf Opposition eingestellt ist. Der Pazifist kann im Krieg wie im Frieden seine Anschauungen durch die Tat bewähren, indem er sich dafür entscheidet, selbst unter keinen Umständen Krieg zu führen oder an der Organisierung des Krieges mitzuwirken, das heißt: indem er für sich die Wehrpflicht ablehnt.

Bekanntlich gab es in Deutschland bisher zwar Viele, die sich dem Zwang des Kriegsdienstes zu entziehen suchten, aber nicht Viele, die sich zu solchem Tun bekannten. Die Wehrpflicht war früher noch weniger ein Problem als der Krieg. Jetzt ist es anders geworden. Es gibt eine ganze Anzahl von Menschen, die entschlossen sind, sich nie wieder einem so unwürdigen Zwang zu unterwerfen. Sie zu sammeln und zu organisieren, trachtet ein ‚Bund der Wehrpflichtgegner'.

Kürzlich hielt der Bund, an dessen Spitze Armin T. Wegner steht, seine erste öffentliche Versammlung ab. Da wurde zunächst an das Beispiel der englischen Conscientious objectors erinnert, jener wahrhaft tapfern Männer, die sich aus Gewissensbedenken weigerten, Kriegsdienste irgendwelcher Art zu tun, und dafür ins Zuchthaus wandern mußten. Bekanntlich waren die meisten von ihnen Quäker. Den engern Zusammenschluß mit ihnen wie mit den Gleichgesinnten in allen andern Ländern soll eine Internationale Konferenz herstellen, die im Haag stattfinden wird.

Nach Wegner, der diese Mitteilungen machte, sprachen andre Pazifisten in sehr allgemein gehaltenen Ausführungen. So erforderlich es ist, alle Einzelhelten einer so bedeutsamen Frage wie die der Dienstverweigerung durchzusprechen, so überflüssig ist es, wenn Reden dieser Art nichts andres als den Abscheu vor dem Krieg zum Inhalt haben. Was der Krieg in Wahrheit ist, sollte immer wieder denen gesagt werden, die es noch nicht — aber nicht denen, die es längst wissen.

Der Bund der Wehrpflichtgegner hat wichtige Aufgaben zu erfüllen. Wenn ihm zunächst gelingt, in einer breitern Masse den Gedanken zu erwecken und zu festigen, daß die Wehrpflicht die schlimmste Art der Sklaverei ist, wenn er dazu beiträgt, diesen Gedanken ethisch zu fundamentieren, wenn er ferner alle seine Mitglieder an die Verpflichtung der Dienstverweigerung bindet, nicht nur durch ein einfaches Versprechen, sondern durch wirksamere Mittel, zum Beispiel: einen feierlichen Eid, so kann er große Bedeutung und unter Umständen eine Macht gewinnen, mit der Gegner wie Anhänger rechnen müssen.

Franz Warschauer

## Ein Professor

In der Akademie der Wissenschaften hielt kürzlich eins ihrer „ordentlichen" Mitglieder, Geheimrat Eduard Schwartz aus München, einen öffentlichen Vortrag über die ‚Großen Konzilien des fünften und sechsten Jahrhunderts und ihre Ueberlieferungen'. Der Vortrag war Jedermann zugänglich gegen ein Entgelt von vier Mark, die „zum Besten wissenschaftlicher Zwecke" verwendet werden sollen. Was der Herr Professor vortrug, weiß ich, der ihn anhören mußte, heute nicht mehr; denn ich war, offen gestanden, trotz meiner Diplomierung als „Dr. phil. magna cum laude", nicht imstande, diese von Namen und Daten aufgeschwellte Abhandlung aus der Kirchengeschichte zu verstehen. Aber das weiß ich doch noch: daß der Herr Professor zum Schlusse seiner

einstündigen Manuscriptverlesung erklärte, die deutsche Wissenschaft sei zwar jetzt „bettelarm", aber „nichts" werde ihn trotzdem hindern, diese seine vorgetragenen Forschungen über die „weltgeschichtlichen Kämpfe" — er meinte die Dogmenstreiteleien der Kirchenfürsten von Rom und Konstantinopel, von Alexandria und Antiochia im spätrömischen Reich — auszubauen und „demnächst vorzulegen". Dann zitierte er noch, als Altphilologe von Fach, einen Hexameter Homers — es war so etwas wie ein Bekenntnis zum unbedingten Durchhalten — und ging hochgeröteten Kopfes ab und wieder zu seinen Folianten.

Als ich so bereichert aus den heiligen Hallen der Preußischen Akademie der Wissenschaften, die sonst kein Ungeweihter betreten darf, hinaustrat ins Menschengewoge der Linden, mußte ich auflachen. Ein Professor kommt heute von München nach Berlin gereist, um die Oeffentlichkeit über die grade jetzt so überaus wichtige Frage der Ueberlieferung der Konzilien des fünften und sechsten Jahrhunderts aufzuklären! Er spricht nicht vor einem internen Kreise von Theologen, sondern in einer Vortragsreihe, die das Niveau deutscher Wissenschaft unserm Volke und nicht zuletzt dem Auslande erweisen soll. Er spricht mit einer unerträglichen Anmaßung von seinen Detailforschungen im Staub der Folianten, als ob der Gang der Weltgeschichte allein von ihnen abhinge, er sieht garnicht, wie lächerlich sich seine Figur von dem um sein Dasein kämpfenden deutschen Volke abhebt. Das sollte sich aber, scheint mir, die Tätigkeit seiner Professoren, für die es schließlich auch einen Teil seiner Steuern geben muß, etwas genauer ansehen, wenn es nicht verdienen will, am Ende statt mit lebenfördernder Nahrung mit den Ueberlieferungen der großen Konzilien seinen immerhin achtenswerten Hunger zu stillen.

Erich Marcus

## Benkal

Einmal, vor vielen, vor jenen Jahren, schrieb ich in diesem Blatte über dieses Buch: ‚Benkal der Frauentröster' von René Schickele (erschienen bei Paul Cassirer in Berlin). Und da man, sich erprobend, in allen Aeonen seiner Wandlung Bücher wieder zu lesen hat, deren Empfangen einmal als Wert empfunden wurde, las ich es wieder, sehr kontrollierend, es wie mich.

Ein wundervolles Buch — wie gut gemacht, des bin ich sicher, verstand ich damals nicht; geschrieben in einer zarten Mitte zwischen Spiel und Deutlichkeit, Wort und Welt; rhythmisch geschrieben — der Puls des Satzes ists, der über Befreundung zwischen Buch und Leser entscheidet — und dabei, Satz um Satz, Gegenständliches gebend, aufgelöst von einem Sehen, für das ich drei Viertel dessen gäbe, was ich selbst erzählt habe. Das Buch eines Künstlers und das eines Dichters, zwischen Dienst und Freiheit, Hingabe und Ausströmen festgebannt wie Mohammeds Grab zwischen Mond und Erde.

Aber, und dies entscheidet: ein geistiges und gütiges Buch. Hier ist das Klima bestimmt von jener heitern, zarten und zärtlichen Offenheit, die die Gebrechlichkeit des Menschen als stille, unhochmütige Voraussetzung in eine schonende Seele einatmet. Weder die stupide Nachbeterei des „Wirklichen" noch die schnarrend bunte Brisanz des explodierenden Bilderbuchs, welche mit den eingesprengten Predigten von Güte und Menschlichkeit aufs Höhnischste kontrastiert, noch auch das steile Stammeln jüngerer Verse, vor allem aber nicht die krude Selbstverhöhnung und Raserei gegen das eigne Sein, und am allerletzten der zum Essay entartete

Roman, zum Roman entartete Essay sind Wege zu diesem Klima; angestrebt kann es nie gewonnen werden; man hat es oder hat es nicht, und nur der Habende und Gebende wird sich eines Tages als noch reich und schenkend erweisen, wenn manch stolzer Krater nur noch als Loch sichtbar sein dürfte. Hier ist der wirkliche Glanz des Lebens gesehen und gegeben — unerhöht, unverkitscht, unverblindet: das März- und Morgenlicht zwischen diesen Zeilen, die bescheidene und treue Weisheit der Schönheit, der wahren, beseelten und immer einfachen Schönheit: diese geben Buch und Dichter Jugend, dauernde, wirkliche, reifensfähige Jugend. Und die lachende, unkeifende Erbitterung, diese prachtvoll echte und frühe, freie Erbitterung eines Ueberlegenen und Geistigen zwischen den Rassen, über den Völkern enthüllt sich als Schwester der Schönheit, als ihre mitschwebende Konsonanz im entzückenden und herzhaften Nachklang des Buches.

‚Benkal der Frauentröster' sollte nicht vergessen, sollte immer wieder einmal gelesen werden, damit die Wesenheit des Dichters René Schickele auch in Diejenigen bildend eingreife, deren plastischer Moment jetzt ist, die Dichter zwischen Zwanzig und Fünfundzwanzig, unsre Nachfolger, die uns jetzt schon zum alten Eisen geworfen haben. Sie hat es schwer, diese Jugend, es gibt nichts, was so sehr verheert wie die Anarchie von Maßstäben, Wertungen und Urteilen in Dingen der Dichtung und der Kunst, als dies kalbsäugige Verwechseln von Werterfassung und Geschmacksmeinung, die Gleichsetzung des auf evident erkannte Werte gehenden Vorziehens mit dem „persönlichen Geschmack"; als dies Wählen von Vorbildern und Führern auf Grund eines völlig unkontrollierbaren „Instinkts", wo dann Qualitäten nebeneinander geliebt werden, so inkomparabel wie Rose und Zwiebel. Welch einer Generation von Herausgebern ist diese Jugend preisgegeben, welcher schamhaften Instinktlosigkeit von „Verlegern", deren literasches Verdienst hauptsächlich in bar gedacht und gewertet wird, welch einer Generation von Lektoren! Charakter haben heißt oft: bei seiner Dummheit sich bornieren, aber nicht einmal dieser Dummheit sich bewußt sein aus völligem Mangel an Richtungswillen, Richtungssinn und Qualitätsgefühl: das ist arm. Buber, Heimann, Blei hießen die Lektoren als wir jung waren — und wir hatten es besser, auch wenn unsre Schmöker jahrelang in ihren Kästen rumorten. Sie wurden besser davon, und wir hatten vom Herzen her, von der Sachlichkeit und Selbsterkenntnis her die Zeit, zu warten — nicht wahr, René Schickele?

Arnold Zweig

## Kinder im Theater

Als wir Shakespeares ‚Komödie der Irrungen' für die ‚Jugend-Volksbühne' spielten — wie ein überschäumender Wildbach von den Bergen herab kam ihr Gelächter daher gebraust und drohte, uns da oben auf dem Brettern alle zu verschlingen. Ich habe — trotz ziemlich reicher Erfahrung auf dem Gebiet — niemals noch ein ausgelassen-herzerquickenderes Lachen gehört als von diesen zweitausend Jungen und Mädels; sie rasten förmlich vor Quietschvergnügtheit, tobten und schrien uns in die Sätze hinein, daß wir ganz aus dem Texte kamen: ein winziges Augenzwinkern, ein unbedachtes Mundwinkelverziehen, ein bloßes Händerheben genügte, um orkanartige Stürme von Heiterkeit zu erregen. Eine Flut der unge-

brochenen Instinkte schien sich gleichsam in alle Räume des riesigen Theaterhauses zu ergießen, riß unwiderstehlich auch den Letzten von uns mit sich fort und verwandelte ihn vollends. Man war wieder fünfzehnjährig und — freilich auch ein bißchen neidisch auf die glückseligen Zweitausend da unten, die, trotz London, sich dieses Lebens freuen können und zum Lenzanfang rüsten.

Richard Leopold

## Nachricht Nummer Zwei

Zweifellos besitz' ich viel Seibstvertrauen. Zuweilen bild' ich mir vielleicht sogar etwas ein. Zwar wohn' ich nur in einer Vorstadt. Immerhin hat mein Zimmer einen Parkettboden. Hesse freilich wohnte feiner. Ich geh' häufig an seinem frühern Haus vorbei.

Neulich zerbrach mir mein Spiegel. Eine alte Frau meinte, das bedeute Unglück. Ich bin jedoch absolut nicht abergläubisch. Würde sich das für mich schicken?

Uebrigens hab' ich auch einen Balkon, habe ihn aber noch wenig gewürdigt. Ueber derlei Beiträge zur Lebensannehmlichkeit fühl' ich mich erhaben.

Es ist wahr, ich bin bequem. Zur Herstellung eines Dingelchens von Skizze brauch' ich zwei Wochen. Einfälle lasse ich fallen, hebe sie gelegentlich zu mir empor und adle sie dadurch gleichsam.

Vor einiger Zeit erhielt ich einen Strauß Nelken, damit ich mich an ihrem Dufte trösten solle. Seit wann hätt' ich so was nötig?

Viele meinen, ich sei ein Lamm, dann ists plötzlich ganz anders. Eß ich Schlagsahne, so kann ich recht zärtlich sein.

Mittags und abends bin ich jeweilen glücklich. Da geh' ich irgend einen Weg, womöglich jedes Mal einen neuen, und suche mich zu zerstreuen.

Doch bin ich schon zufrieden, daß ich die Welt nach wie vor lieb haben, zwei, drei Worte mit jemand reden, etwas kaufen oder dran denken kann, wie sich mein ferneres Leben gestalten wolle.

Wie macht es mich zum Beispiel froh, wenn ich jemand ein Verhältnis zu mir gewinnen sehe. Die ganze Woche freu' ich mich aufs Ablaufen derselben. Geringe Freuden sind unter Umständen viel wert.

Um von Spaziergängen in hiesiger Gegend zu reden, so war ich einmal in einem entzückend gelegenen Städtchen, ein anderes Mal an der Aare, wie wars da sonnig.

Neulich kam ich im benachbarten Hügelland vor ein stattliches, mit Abbildungen geschmücktes Gebäude, das ich als das Gasthaus wiedererkannte, in das ich einst hereintrat, als ich jung war. Hoffentlich bin ichs auch heute noch in gewissem Sinne.

Eine Frau interessierte sich für mich. Sie schrieb mir einen mehrseitigen Brief, den ich mit einem einseitigen beantwortete. Seither schreibt sie kein Wort, nun wart' ich auf neue Kundgebungen. Langweil' ich mich bei alle dem ein bißchen?

Robert Walser

## Privattelegramme

st. Nürnberg, 3. März. (Priv.-Tel.) In letzter Zeit hatte hier Freiherr v. Reitzenstein aus Dresden sexualwissenschaftliche Vorträge unter großem Zulauf gehalten. Die katholische Presse erging sich in heftigen Ausfällen gegen die Vorträge und den Vortragenden. Nunmehr hat der Staatskommissar für Mittelfranken, Gareis, der diese Funktion auf Grund des Ausnahmezustandes ausübt, weitere Vorträge Reitzensteins verboten. Gegen die katholische Presse hat Reitzenstein Strafantrag auf Beleidigung gestellt.

d. Regensburg, 3. März. (Priv.-Tel.) Die Strafkammer Regensburg verurteilte den 52 Jahre alten katholischen Pfarrer Anton Stoffel wegen fortgesetzten Sittlichkeitsverbrechens, begangen an der männlichen Jugend seines Kirchensprengels im Alter von 10 bis 15 Jahren, zu 4 Jahren 6 Monaten Zuchthaus.

## Antworten

**F. Stern.** Sie schreiben mir: „Ich habe kürzlich im Königlichen Flämischen Theater zu Brüssel (Koninklijke Vlaamsche Schouwburg) die folgende Szene gesehen. Während einer Schlacht des Weltkriegs in einer belgischen Bauernstube. Ein Bauernbursche liest einen verwundeten Franzosen auf, verbindet ihn, und, da die Deutschen sich nähern, verbirgt er ihn unter seinem Strohlager. Ein deutscher Korporal erscheint auf der Suche nach versteckten Franzosen. Der Bauernbursche erklärt, es sei Niemand in seinem Hause. Der Korporal wird rabiat und greift nach dem Schießprügel. Ein deutscher Offizier tritt auf und hilft suchen. Endlich greift er unter das Strohlager, schiebt das Stroh etwas zurück und erblickt Käppi und Gewehr des Franzosen. Pause. Dann spricht der Offizier zu dem Korporal: ‚Hier ist Niemand.' Korporal ab. Der Offizier drückt dem Bauernburschen die Hand mit den Worten: ‚Du bist ein mutiger Junge.' Die Flamen sind ja antichauvinistisch gesinnt. Aber glauben Sie, daß in einem der republikanischen deutschen Staatstheater eine analoge Szene gespielt werden könnte?" Ich glaube nicht.

**Stud. rer. theatr.** Wann die Universität Berlin ein ‚Seminar für Theaterwissenschaft' erhält? Ich weiß nicht. Ich weiß nur, daß schon im Januar 1919 Professor Max Herrmann dem Kultusministerium eine Denkschrift über „die Notwendigkeit eines solchen Instituts" überreicht und eine grundsätzlich zustimmende Antwort erhalten hat. Raum wäre reichlich vorhanden. Daß also in mehr als zwei Jahren die Sache nicht vom Fleck gekommen ist, kann meines Erachtens nur am Finanzministerium liegen. Vielleicht fragen Sie dort einmal. an.

**Militärfrömmler.** Sie wünschen, sich über Schlieffens Plan zu unterrichten. Da trifft sich gut, daß man Sie vor einer Darstellung warnen und Ihnen eine andre empfehlen kann. Seitdem der Herausgeber der Süddeutschen Monatshefte sich durch die Denunzierung des Professors Veit Valentin der übelsten alldeutschen Journaille würdig erwiesen hat, bemüht er sich mit Erfolg, sein Blatt einer Monatsausgabe der Deutschen Zeitung anzuähneln. Darin sind denn Vorzugsmitarbeiter des Berliner Lokalanzeigers durchaus an ihrem Platze. Mancher erinnert sich sicherlich noch des Leitartiklers E. Z., der in einem bestimmten Abschnitt des Krieges an jedem Montag Morgen den Idioten der Reichshauptstadt vorstammeln mußte, was ein einflußreiches und zahlungskräftiges Konsortium zum Schaden Deutschlands geglaubt wissen wollte, und der erst abgehalftert wurde, als ein andres Konsortium die Zeitung kaufte und seinen schwerindustriellen Auftraggebern besser zu nützen hoffte, wenn es ihre Interessen gelernten, von Wulle, Rippler und Reventlow gründlich vorgebildeten Schmöcken und nicht Leunants außer Dienst anvertraute. Die sind nun also für die Süddeutschen Monatshefte frei geworden.
Und schreiben dort: „Graf Schlieffen war 1833 geboren, 1912 gestorben, seit 1906 nicht mehr Generalstabschef." Oder: „Es ist schwer anzunehmen, daß ein so hochbetagter Mann, selbst wenn man die ungewöhnliche Ueberragung des Geistigen und Seelischen über das Körperliche in Rechnung stellt, wie Graf Schlieffen sie besaß, in der Lage gewesen wäre,den großen Krieg zu meistern, wenn er noch am Leben gewesen wäre." Oder: „Ich habe dem Nachgehen mentaler, psychologischer Ursachen und Wirkungen, die zu beobachten ich in der Lage war, ziemlich viel Raum gegeben." Oder: „Der Feldherr könnte, um an einem extremen Fall möglichst deutlich zu experimentieren, ein Land angreifen, besetzen, zum Vormarsch benutzen, mit dem ein politischer Geheimvertrag besteht, der zu aktiver Mithilfe oder, was von gleich großem, sogar von größerm Nutzen werden könnte, der wohlwollende Neutralität zugesichert oder garan-

tiert hätte.” Der drittletzte Satz lautet: „In der Aufklärungsarbeit bedeutender, verworrener und verwirrender Kriegsliteratur beansprucht die vorliegende kleine Studie auch nicht das bescheidenste Plätzchen” — und wahrscheinlich ist das der Grund, weshalb die Süddeutschen Monatshefte ihr sechzehn unbescheiden lange und breite Seiten eingeräumt haben. Also diese nicht mehr nur auf, sondern unter den Hund gekommene Zeitschrift verschmähen Sie zugunsten der Preußischen Jahrbücher, in deren Märzheft Hans Delbrück über ‚Die strategische Grundfrage des Weltkrieges’ „mit Benutzung ungedruckter Aktenstücke” zwanzig erstaunlich instruktive, bezwingend wahre Seiten veröffentlicht. Verstünde die republikanische Regierung ihr Handwerk, ja, wär' sie überhaupt eine — sie würde in Millionen Exemplaren zwei Absätze dieser ungemein nützlichen Arbeit verbreiten. Erstens den folgenden: „Das Wort von der Herrschaft über die Flandrische Küste war es, was mehr als alles andre die Welt gegen uns vereinigt und jeden Gedanken eines Verständigungsfriedens im Keime erstickt hat. Jeder Deutsche, der einmal jene Parole des Großadmirals von Tirpitz nachgesprochen hat: ‚Wenn wir Belgien nicht behalten, haben wir den Krieg verloren’, ist dadurch für seinen Teil mitschuldig geworden an unserm Elend.” Und zweitens den folgenden: „Man verdunkelt den kriegsgeschichtlichen Zusammenhang, wenn man unsre endliche Niederlage auf den Verrat im deutschen Volke selber, in der Marine und in der Armee zurückführt. Unsre Niederlage war bereits entschieden und unabwendbar, als erst die Kopflosigkeit Ludendorffs mit seiner Waffenstillsstandsforderung binnen sechsunddreißig Stunden und dann die Meuterei und Revolution sie zu jener fürchterlichen Katastrophe steigerten. Ohne diese innere Bewegung hätten wir immer noch einen Frieden schließen können, der uns, wenn er uns auch schwere Bedingungen auferlegte, doch die Souveränität ließ. Ich will die Verantwortung der Meuterei für unser Unglück wahrlich nicht verkleinern. Die Zurückführung unsrer Niederlage auf den Dolchstoß von hinten ist aber nicht nur eine Entstellung der Wahrheit, sondern steht auf derselben Höhe und wird ja auch von denselben Leuten getragen, die 1915 verkündeten, die Engländer wünschten nicht das amerikanische Bündnis, sondern fürchteten es, weil ihnen die Neutralität der Vereinigten Staaten nützlicher sei. Noch im Frühjahr 1918, bei Beginn der großen Offensive, war trotz des allmählichen Sinkens und Verbrauchs der Lebensgeister die Haltung und Stimmung unsrer Truppe tadellos, und erst im Sommer, als die Verkehrtheit der Führung und Hoffnungslosigkeit der Lage bis nach unten hin empfunden wurde, hatte die revolutionäre Wühlerei tatsächlichen Erfolg.” Gewiß: das ist nichts, was nicht jederzeit in der ‚Freiheit’ zu lesen gewesen wäre. Seine Bedeutung und seine Wirksamkeit erhält es dadurch, daß der Autor ein alter konservativer Hochschulprofessor, Erbe Treitschkes, Geheimrat und Ritter hoher Orden ist. Nachdem Nicolais Gegner den letzten Rest von Achtung vor den deutschen Zunftgelehrten in Verachtung gewandelt haben, ist man glücklich, endlich wieder einen Wissenschaftler zu treffen, der nicht opportunistisch, nicht feige und nicht verlogen ist.

Mitteilung

Wir sind gezwungen, zum ersten April den Preis der Nummer auf 2,50 Mark (samt Zuschlag) zu erhöhen. Der Preis für ein Vierteljahresabonnement bleibt 25 Mark. Das Jahresabonnement stellt sich also 30 Mark billiger als der Einzelkauf der 52 Nummern.

Verlag der Weltbühne

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33,
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne,
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 7. April 1921 Nummer 14

## Der Kommunistenputsch von Karl Rothammer

Das Recht auf Revolution ist ein natürliches Grundrecht der Mehrheit des Volks. Es ist sittliche Pflicht, die rote Fahne zu hissen, wenn eine feudale oder (wie zur Zeit in Rußland) Feudalismus kopierende Minderheit sich dem höchsten Gesetz der Demokratie entgegenstellt. Der Beweis für die geschichtliche Berechtigung solcher Revolutionen ist, daß sie, wenngleich oft unter schweren Krämpfen, Rückschlägen, Leiden und Verlusten, Aufstieg zu höherer Stufe sind. Auch die Revolution muß produktiv und produktionssteigernd sein, wenn sie den Anspruch erhebt, im Buch der Menschheit und des Menschlichen als Wachstum und nicht als Verkrüpplung gebucht zu werden.

Solch Bekenntnis berechtigt uns, die Exzesse der deutschen Kommunisten auf das schärfste zu verurteilen; die Verpflichtung zur Revolution, die wir als kategorischen Imperativ willig tragen, zwingt uns, Denen entgegenzutreten, die nichts andres sind als Saboteure des Rechtes zur Revolution, nicht andres als Besudler der roten Fahne. Handelte sichs nur darum, den Bombenschmeißern und Brandstiftern Mitteldeutschlands, diesen Nachkömmlingen der Bilderstürmer, moralische Beurteilung zukommen zu lassen, so könnte man glimpflich mit ihnen verfahren: entmenscht durch vierjährigen Krieg, durch jahrhundertelange preußische Züchtung, von Kindesbeinen an bis zum Kriegervereinsgreisenalter ins Soldatenspiel verliebt, unterernährt, zur Raserei gebracht durch die Behandlung der Mörder aller ihrer revolutionären Führer, können sie eben nicht lassen, die Handgranate für wirksamer zu erachten als Recht und Freiheit. Aaskäfer eines verfaulten Militarismus! Blutarme Degeneration mißbrauchter Muskelbravour! Nun aber handelt es sich nicht um moralisches Verständnis und um Absolution, sondern um politische Bewertung.

Selbst wenn man die wirtschaftlichen Folgen der verschiedenen Aufstände und Ausstände nicht übermäßig hoch einschätzt, und selbst wenn man den Widerstand, den die erdrückende Mehrheit der Arbeiterschaft den Putschisten entgegensetzte, als einen bedeutsamen Gewinn für die Entwicklung nicht nur der proletarischen Solidarität, sondern auch der Versachlichung des sozialen Kampfes verbucht, bleibt doch eine schwere Schädigung festzustellen: neues Wasser auf die Mühlen der Reaktion. Die bayrischen Gegner der Entwaffnung haben neue Trümpfe bekommen. Ein Blick in die Rechtspresse sagt Alles. Die politische Einsicht der Kommunisten wird am besten gekennzeichnet durch das Gejammere dieser Presse darüber, daß die kommunistische Revolte nicht schlimmere Folgen gehabt habe, daß sie so schnell, wie tatsächlich geschehen ist, wieder ausgelöscht wurde. Ein Mehr von solcher kommunistischen Sorte wäre den Gegnern der Republik und den Verächtern der Demokratie, den Militaristen und Monarchisten und dazu allen Gabriels des Kapitals willkommen gewesen. Nun, da der preußischen Regierung unter Führung der sozialdemokratischen Minister gelungen ist, den

kommunistischen Krankheitsherd schnell zu ersticken (auszulöschen — nicht: niederzuschlagen), sucht die Reaktion auf andre Weise die Vorteile der Situation zu nutzen. Jetzt wird die angebliche Schwäche der preußischen Regierung und im besondern der Sozialdemokraten attackiert. Aber wenn wirklich noch Jemand der Meinung gewesen sein sollte, daß sich — sei es im Reich, sei es in Preußen — eine Regierung denken läßt, gegen die die Sozialdemokratie in grundsätzlicher Opposition steht, so dürfte er durch die Erledigung dieses kommunistischen Aufstands belehrt worden sein. Bedarf es irgendwelcher Phantasie, um sich vorzustellen, welchen Ausgang der Handel genommen hätte, wenn die Sozialdemokratie nicht wesentlicher Bestandteil des Staatsganzen, nicht mitentscheidender Faktor der Staatsregierung gewesen wäre? Diese Frage kann ganz ohne Frivolität gestellt werden; sie bestätigt die Tatsache, daß ohne die Vertretung der überwiegenden Mehrheit der Arbeiterschaft der Staatsapparat heute nicht arbeitsfähig und auch nicht widerstandsfähig ist.

Darum ist durchaus begreiflich, daß, was Preußen betrifft, die Erörterung über eine Regierung ohne Sozialdemokratie als erledigt betrachtet werden kann. Das kluge Zentrum hat sofort und deutlich genug den plumpen Versuchen der Deutschnationalen und der Deutschen Volkspartei, sich der Bütteldienste wegen als unentbehrlich zu empfehlen, ein Nein entgegengestellt. Man darf annehmen, daß solch Erfolg der deutschen Arbeiterschaft außerordentlich festigend auf deren Politik und außerordentlich erzieherisch auf deren Außenseiter wirken wird. Vergleicht man die Lage mit der nach den roten Ruhrwochen von 1920, so ist der Fortschritt zur Gesundung offenkundig. 1920 folgte auf die rote Maskerade eine reaktionäre Reichstagswahl, Anwachsen der Kettenbrecherpartei und Austritt der Sozialdemokraten aus der Reichsregierung. Diesmal bricht die reaktionäre Hetze, die neue kommunistische Unvernunft ausbeuten möchte, gleich im ersten Anlauf zusammen, das Bürgertum sieht nicht mehr in neu aufpoliertem Militarismus Rettung, erkennt vielmehr, daß die kühle Abwehr und die Sachvernunft staatswilliger Arbeiterschaft und regierungsentschlossener Sozialdemokratie ein besseres, ja, das allein mögliche Mittel zur Ueberwindung chaotischer Wirrungen und zur Sicherung des Wiederaufbaus von Politik und Wirtschaft sind. Der Zusammenbruch des kommunistischen Eifers ist der größere. So wird es auch sein und bleiben, wenn die Gerichte sich mit den minderjährigen oder sonstwie zurückgebliebenen Dynamit-Atlethen befassen werden. Wenn dann die abgeblitzten Kraftmeier über Blutscheu zetern werden, wird man sie daran erinnern, daß auch von den Kappisten Niemand den wohlverdienten Sandhaufen besteigen mußte, und daß zum mindesten heimlich in den Rittergutskapellen Ostelbiens wohl auch für Kaiser Karls kurioses Leben gebetet werden durfte. Die Politik der Sachlichkeit hat erfolgreich operiert. Die verschiedenen Ausbrüche der Hysterie sind kalt behandelt und so unschädlich gemacht worden. Die Sammlung Derer, die auf dem schmalen, scharfkantigen, aber schließlich doch allein sichern Grat erreichbaren Zielen entgegenwandern, nimmt zu.

# Endlose Besetzung? von Olav Olsen

Der kommunistisch-anarchistische Terroristenspektakel, den die Drahtzieher der 3. Internationale in Spanien, Italien und Deutschland veranstalteten, war der deutschen Reichsregierung willkommene Gelegenheit, die Aufmerksamkeit der Bevölkerung wieder einmal von den außenpolitischen Problemen abzulenken. Unfähigkeit und Hilflosigkeit empfindet nichts lästiger als öffentliche Aufmerksamkeit. Man tut wieder einmal nichts, als daß man so tut, wie wenn nichts los wäre. Die Reichsregierung rührt keinen Finger, um nach dem Eintreten der Sanktionen die deutsche Oeffentlichkeit darüber aufzuklären, welche Folgen diese Sanktionen auf die Dauer haben müssen, und unser so „hochpolitisches" Volk hat sich schon wieder in Ruhe wiegen lassen mit der beliebten Floskel: Alles ist ja nur halb so schlimm.

In der Tat ist aber alles zehnmal schlimmer, die Lage zehnmal ernster, als wir ahnen. Die deutschen Rechtsparteien, die die nicht bestreitbare Verletzung des Friedensvertrages durch die Sanktionen mit der Annullierung des Friedensvertrages überhaupt, vor allem um der Erhaltung ihrer bayrischen Einwohnerwehren willen, identifiziert wissen wollen, haben wohl schwerlich daran gedacht, daß dieser vertragslose Zustand gleichbedeutend mit der Rechtfertigung jeder politischen, militärischen und wirtschaftlichen Maßnahme durch die alleinige Macht unsrer Vertragsgegner wäre. Es gewinnt täglich mehr den Anschein, als sei diese Entwicklung unvermeidlich. Nicht etwa mit Begeisterung, sondern mit ernsten Mienen und umwölkter Stirn sprechen selbst die gutwilligsten unter den Franzosen von der unausweichbaren Notwendigkeit einer Verschärfung der Sanktionen, der Besetzung von Hamburg und Berlin, von der occupation infinie, sofern nicht noch im letzten Augenblick annehmbare deutsche Vorschläge für die Wiedergutmachung erfolgten. Gewiß komme man der Lösung des Problems damit keinen Schritt näher — aber: was solle man tun, wenn die deutsche Regierung absolut nicht wolle? Man ist sich in Paris klar darüber, daß die Sanktionspolitik die Sache für Frankreich verfahren hat, daß man im englischen Schlepptau die größten militärischen Lasten zu tragen, der englischen Großindustrie aber den Vorteil der Ausschaltung des deutschen Konkurrenten zu sichern hat. Ohne Zweifel hat Herr Viviani nach New York den Auftrag mitgenommen, durch eine amerikanisch-französische Politik in Europa, die bisher nur zum Nachteil Frankreichs gedeihende englisch-französische Sanktionspolitik abzulösen. Vorläufig aber steht Frankreich noch vor der Tatsache, daß die deutsche Regierung bei der Rückkehr ihrer londoner und pariser Botschafter auf ihre Posten ausdrücklich erklären läßt, sie denke an keine neuen Gegenvorschläge. Ist die französische Psychologie so schwer zu begreifen, die angesichts des Sechzehn-Milliarden-Staats-Defizits und angesichts der noch immer zerstörten Gebiete die Verhängung der Zwangsverwaltung über den unwilligen deutschen Schuldner fordert?

*

Die von den deutschen offiziösen Pressestellen so eifrig genährte Hoffnung des belgischen Verzichts auf die Sanktionen ist zuschanden geworden. Selbst die belgischen Sozialisten haben die Haltung ihrer Regierungsmitglieder mit dem Hinweis auf die völlig unverständliche Politk der deutschen Delegation rechtfertigen zu können geglaubt. Sicherlich: nicht einmal in Belgien hat irgendwer reine Freude an dieser Politik der Gewaltmaßnahmen, und Jeder wünscht ihr ein schnelles Ende. Mit jedem Tage aber, um den die deutsche Regierung länger schweigt, wird diese Möglichkeit geringer. Auch die objektivsten und wohlwollendsten Blätter Belgiens und Frankreichs werden zusehends nervöser. Sogar die ,Humanite' kann nicht verschweigen, daß die Haltung der deutschen Regierung immer weniger die Möglichkeit einer andern Erklärung als der der Böswilligkeit zulasse.

*

Auch aus England kommen zaghafte Anregungen oder deutliche Rufe nach einem Gegenvorschlag der deutschen Regierung. Die englische Regierung steht vor harten innern Kämpfen. Die beginnende Kohlenüberproduktion hat eine Steigerung der Kohlen-Export-Preise verhindert und das Abkommen zwischen Bergarbeitern und Montan-Industriellen, in dem die Lohnsteigerung auf der Steigerung der Exportpreise basierte, hinfällig gemacht. Die Bergarbeiter streiken. Die irische Frage drängt zur Lösung. Außenpolitische Konflikte sind daher unbequem. Vor allem aber droht mit jeder Verschärfung der politischen Lage in Europa mehr die Notwendigkeit der völlig selbständigen Einmischung Amerikas in die europäische Politik; haben doch erst die letzten offiziellen amerikanischen Kundgebungen gezeigt, daß die aus englischen Quellen stammende Desinteressementserklärung Amerikas an der europäischen Politik letzten Endes nur eine Desinteressementserklärung der Union an der europäischen Politik der Entente ist. Durchaus kein Grund für uns, eine Rettung von Amerika zu erhoffen, sondern, im Gegenteil, eine Mahnung, die Dinge nicht dahin treiben zu lassen, daß alle Entscheidung schließlich in den Händen einer außereuropäischen Macht liegt.

All das wäre für die deutsche Regierung Ursache genug, zu reden, Wiederaufbauvorschläge und Wiedergutmachungspläne vor der Bevölkerung zu diskutieren. Sie aber schweigt hartnäckig und demonstrativ. Fast scheint es, als ob die Dinge so unabwendbar trieben wie in den Sommertagen von 1914. Was bedeutet es, daß aller Augen sich plötzlich auf die Verständigungsbestrebungen in der Wiedergutmachungsfrage richten, die von der Gewerkschafts-Internationale, der 2. wie der 2½. Internationale, mit Eifer gefordert werden? Was andres als die letzte Hoffnung! Früher, als die kaum neu erstandenen internationalen Arbeiterorganisationen gedacht haben, sind sie vor eine gewaltige Aufgabe gestellt worden. Wenn auch bei ihnen nicht die letzte Entscheidung liegt, so doch eine der letzten Möglichkeiten oder gar die letzte Möglichkeit, durch eine Politik der Verständigung die Gefahr der Politik abzuwenden, die als ultima ratio nur die occupation infinie kennt.

# Dammert-Schwarz-Weismann von Stridente

Vor etwa zehn Jahren begründete der Chefredakteur Dammert, von der württembergischen Provinzpresse kommend, in Berlin ein Nachrichtenbüro, dazu bestimmt, politisch anspruchsvollen Zeitungen, die sich eine eigne berliner Redaktion nicht leisten konnten, einen möglichst vollwertigen Ersatz für diese so wichtige berliner Vertretung zu schaffen. Das Unternehmen gewann sich allmählich einen Ruf und hat sich durch manche schweren Zeiten, auch des Krieges, seinen guten Namen bewahrt — bis vor kurzer Zeit bekannt wurde, daß der Großkapitalismus auch die Korrespondenz Dammert an sich zu reißen bestrebt sei. Ursprünglich hatte der von dem deutschnationalen Abgeordneten Hugenberg, dem Zeitungsfachmann des Herrn Stinnes, geleitete Vera-Verlag Herrn Dammert, der nach dem Kriege mit seinem Verlag in eine finanziell schwierige Situation geraten war, eine finanzielle Beteiligung und Beihilfe angeboten. Dammert hat, wie er erklärt, dieses Angebot abgelehnt, weil der Druck der Schwerindustrie auf sein Unternehmen dessen journalistische Neutralität hätte brechen müssen. Kurze Zeit darauf ward ihm von einer andern Seite — nämlich von dem bekannten Konzern Ottmar Strauß — ein ähnliches Angebot gemacht. Dammert scheint in seltsamer Naivität geglaubt zu haben, daß mit den Großhändler-Interessen, als deren Vertreter er den Konzern Strauß ansah, leichter fertig zu werden sei als mit der Schwerindustrie. Auf die ausdrückliche Zusage hin, daß die Geldgeber keinerlei Einfluß auf die politische und wirtschaftliche Haltung des Unternehmens ausüben würden, und daß er selbst Geschäftsführer des Unternehmens bleibe, entschloß sich Dammert, die Beteiligung anzunehmen. Die neuen Kredite sollten ihm, nach seiner festen Ueberzeugung und nach den Versicherungen der Geldgeber, die Möglichkeit bieten, sein eingeführtes Unternehmen zu einer umfassenden und unabhängigen deutschen Korrespondenz auszubauen. Man veranlaßte ihn zur Einrichtung großer Filialen, zur Anstellung neuer Kräfte, zur Erweiterung der Büros, zur Ausprobierung neuer Dienstarten, kurz: zu einer möglichst hohen Beanspruchung der Kredite. Dann aber erklärten ihm plötzlich seine Geldgeber, daß sie ihre Anteile an den Inhaber der Telegraphen-Union, Herrn Hugenberg, abzutreten beabsichtigten. Sie verlangten gleichzeitig von Dammert: Abtretung seiner Anteile an Hugenberg; Niederlegung des Geschäftsführer-Postens; Unterstellung des ganzen Unternehmens unter die Telegraphen-Union. Im Falle der Weigerung drohte man mit sofortiger Kündigung der Kredite. Diese Drohung bedeutete: Notwendigkeit sofortiger Konkurs-Erklärung, Brotlosmachung sämtlicher Angestellten. Es blieb Dammert nichts übrig, als auf die Bedingungen einzugehen. Nur mit schwerer Mühe gelang ihm, wenigstens die Bedingung,

daß er auch weiterhin in dem Unternehmen tätig sein müsse, zu beseitigen und sich selber freizumachen.

Dammert ist also aus seinem eignen, in zehnjähriger Arbeit aufgerichteten Unternehmen ausgeschieden, das jetzt der vom Großindustriekapital beherrschten Telegraphen-Union verfällt. Was hier vorliegt, ist: Diebstahl geistigen Eigentums; brutale Niedertrampelung eines journalistischen Lebenswerks; jedes Skrupels entbehrende Geschäftsintrige; großkapitalistisches Buschkleppertum.

Aber das ist bei weitem nicht alles. Was hier in größtem Stil vorbereitet wird, ist: die systematische Vernichtung aller unabhängigen, selbständigen Nachrichtenbüros, die sich nicht freiwillig der Schwerindustrie ausliefern. Niemand vermag heute mehr zu sagen, wie weit dieser Prozeß schon fortgeschritten ist. Die Zahl der Zeitungen, namentlich aber der Nachrichtenbüros, die noch nicht direkt irgendeiner Finanzgruppe des Herrn Stinnes unterstehen, ist erschreckend winzig. Kindliche Annahme, daß es sich bei diesen Manövern etwa um Steuerflucht oder um Verbergung von Kriegsgewinnen handle. Es handelt sich um die planmäßige Unterminierung der Pressefreiheit, um die großkapitalistische Versklavung der öffentlichen Meinung, um die Errichtung einer einzigen großen Nachrichtenfabrik, die mit allen ihren Betriebs- und Vertriebszweigen einzig und allein den Interessen der Schwerindustrie und des Großhandels zu dienen hat. Dies ist die Korrumpierung des gesamten politischen Lebens, die Zugrunderichtung der Moral der öffentlichen Meinung.

Die Arbeitsmethode, die man sich ausgedacht hat, imponiert durch Raffinement. Die Finanzgruppe Ottmar Strauß ist der Finanzgruppe Hugo Stinnes feind? Die beiden sind einander so wenig feind, daß sie folgendermaßen vorzugehen beabsichtigen. Die Zeitungen haben sich an die Korrespondenzen gewöhnt, die ihnen ein vielfältiges Material wohlappretiert für billiges Geld ins Haus senden. Nun kauft Strauß die Korrespondenz A. mit fünfhundert Zeitungen als Abonnenten, Stinnes die Korrespondenz B. mit derselben Anzahl. Strauß und Stinnes haben sich gegenseitig vertraglich verpflichtet, daß sie einander keinen Abonnenten wegnehmen. Kündigt ein Abonnent dem Strauß, so kann er bei Stinnes nicht unterkommen. Was tut die Zeitung? Sie zieht ihre Kündigung zurück. Sie ist — wirtschaftlich schwach, wie sie bei den Löhnen und allen andern Geschäftsunkosten in diesen Läuften sein muß — rettungslos den dunkeln Mächten verfallen. Ja, noch unentrinnbarer, als hieraus zu ersehen ist. Denn nach einer Weile gelangt an die Zeitung eine Offerte von Strauß oder Stinnes: Du bist Abonnent meiner Korrespondenz — aber das kannst du nur bleiben, wenn du künftighin dein Papier bei der und der von meinen Fabriken erstehst. Man multipliziere diesen Vorgang nicht etwa mit hundert, sondern mit tausend und

warte die paar Jahre, bis Strauß und Stinnes ihre Waldungen abgeholzt und ihre Papierfabriken sämtlich im Gange haben: dann liefern sie fast der gesamten deutschen Presse das Papier samt der Meinung, die darauf zu drucken ist.

Soweit der Konzern Strauß bisher Zeitungsaufkäufe vorgenommen hat, war sein Hauptvertreter der Regierungsrat Schwarz, der auch für den Fall Dammert mitverantwortlich ist. Dieser Mann ist zu so segensreicher Tätigkeit durch seine Vergangenheit mustergültig geschult. Nach dem Kriege war er als Beauftragter des Auswärtigen Amts Spion in der Tschecho-Slowakei. Als er dort verhaftet wurde, verleugnete ihn selbstverständlich das Auswärtige Amt, sodaß er nur dank seiner Geschicklichkeit mit einem blauen Auge, statt mit Gefängnis, davonkam. Dieser Herr ist heute „Hilfsarbeiter” bei dem Preußischen Staatskommissar für die öffentliche Ordnung, dem Geheimrat Weismann. Die Preußische Regierung duldet schweigend, daß der berliner Geschäftsvertreter eines Finanzkonzerns — gleichgültig, ob er das offiziell oder nur geheim ist — zugleich einen höchst bedeutsamen Posten als Regierungsvertreter bekleidet. Da das Staatskommissariat für die öffentliche Ordnung sich, wie feststeht, merkwürdigerweise auch mit der Aufdeckung von Unregelmäßigkeiten bei der Ein- und Ausfuhr beschäftigt, so droht die Gefahr, daß dieser Regierungsvertreter mit amtlichen Mitteln besondere privatwirtschaftliche Interessen seines Konzerns nicht unwahrgenommen läßt. Aber mehr: dieser Finanzkonzern bekämpft die Preußische Regierung mit allen Kräften — wie der Fall Dammert zeigt, sogar in engster Zusammenarbeit mit der Gruppe Stinnes. Wie will nun die Preußische Regierung es verantworten, daß der Mann, der für diesen sie selber bekämpfenden Finanzkonzern mit Zeitungsaufkäufen die Waffen liefert, gleichzeitig ein amtlich bestallter Hüter der öffentlichen Ordnung ist? Sein Chef Weismann ist im Staatskommissariat nichts weiter als eine Dekorationsfigur, deren spielend ausgeübte Tätigkeit sich darauf beschränkt, durch rechtzeitige Verbeugungen nach links und rechts sich eine politische Karriere zu sichern. Die Seele des ganzen Geschäfts, der Macher des Staatskommissariats, ist Herr Schwarz. Dadurch wird verständlich, daß noch heute Herr Strauß fast täglich Gast des Staatskommissariats ist, daß er in diesen Räumen wie in seinem eignen Haus ein- und ausgeht, ja, daß die Beamten des Staatskommissariats in dienstlichen Angelegenheiten sich finanzieller Mittel des Herrn Strauß zu bedienen vermögen.

Der Preußischen Regierung sind alle diese Dinge nicht gänzlich unbekannt. Wann gedenkt sie die Folgerungen daraus zu ziehen? Sie hat schon viel zu lange gezögert. Es liegt im Interesse der Reinigung des deutschen politischen Lebens, daß sie keinen Augenblick länger zögert!

# Ungarn — das verwundete Land von Ernst Goth

Ueber Ungarn hat der Deutsche bisher nur zwei Arten von Büchern gelesen: solche von Ungarn selbst; aus diesen erfuhr man, daß der Ungar ritterlich, königstreu, gastfreundlich, sein Land ein mit allem Komfort der Neuzeit versehenes, aber vom mißgünstigen Oesterreich schmählich unterdrücktes Paradies sei; und solche von Ausländern, die entweder nur Lenausche Pusztenromantik oder auch die nicht sahen und sich bei Wein und Zigeunermusik von sprudelnd liebenswürdigen Provinz-Stuhlrichtern und Vicegespanen „informieren" ließen, wie etwa Aage Madelung.

Nun beschreibt Ludwig Hatvany unter dem Titel: ‚Das verwundete Land' Ungarn, seine geistigen Strömungen, die letzte Geschichte, seine Staatsmänner und seinen Zusammenbruch, und man darf sagen: Es ist das erste vernünftige Buch über dieses Land (und erschienen im Verlag von E. P. Tal zu Leipzig und Wien). Temperamentvoll, sachkundig und urteilssicher. Vielleicht wird, wer mit dem Thema wenig vertraut ist, es redselig, in Einzelheiten zerfließend, schlecht konstruiert finden; tatsächlich wirbelt es allzu viele Motive durcheinander und überquillt gelegentlich von Details. Und sicherlich wird man in Ungarn Hatvany rundweg das Recht verweigern, über Károlyis Revolution zu sprechen, an der er erst tätigen Anteil nahm, um sie dann eiligst zu verulken. Wird den Gesinnungsernst dieses sprunghaften, wandlungsreichen, stets nur aesthetisch gerichteten Schriftstellers in Frage ziehen. Dennoch: Es ist das erste vernünftige Buch über Ungarn.

Hatvany wendet sich als Pazifist an Romain Rolland, den großen Gleichgesinnten, um Teilnahme und Verständnis für das erste und einzige Land, das „mit unerhörter Folgerichtigkeit die ideale und ideelle Politik des Pazifismus zur Tat werden hieß": damals nämlich, als Károlyi im Vertrauen auf sein Prestige bei der Entente die Waffen streckte und die ungarischen Regimenter nach Hause rief. Was gewiß eine prachtvolle Geste — und ebenso gewiß eine katastrophale Dummheit war. Doch schon nach wenigen Seiten steht Hatvany stockend vor der Frage: Was mag Romain Rolland von Ungarn wissen? Was weiß die Welt überhaupt von Ungarn?

Hatvany stand auch früher schon vor dieser Frage und dürfte oft die Mission gefühlt haben, hier aufhellend, unterrichtend zu wirken. Eine Mission, für die er viele Eignung zeigt: er ist Ungar, kennt Stadt und Land, Lebensrhythmus und Atmosphäre und ist Europäer genug, um dort europäische Maßstäbe anzulegen, wo bisher fremder Unverstand oder heimische Chauvinistenbeschränktheit Zerr-Urteile gab. Und da er daran ging, Romain Rolland dieses Land und seine geistigenKräfte zu erläutern, mögen ihm die vielen Bücher eingefallen sein, die er hierüber längst schreiben wollte, sich zu schreiben verpflichtet fühlte, und die Gelegenheit schien ihm gekommen, nun in prägnanter Gedrängtheit Alles zu sagen, was in jenen Büchern stehen sollte. So entstand diese allzu vielstimmige, beträchtlich überinstrumen-

tierte ungarische Rhapsodie, in der Ethnographisches, Kulturgeschichtliches, Anekdotisches, Literarisches und Politisches so ineinanderklingt, daß sich der deutsche Leser vielleicht verwirrt an den Kopf greift.

Hatvany erzählt von der eigenwüchsigen Art des ungarischen Bauern, von seinem unter ewigem Feudaljoch stets ungestillten Bodenhunger, von den ersten dichterischen Begabungen, für die wenig Publikum und noch weniger Brot da war, er zeichnet ein hübsches Biedermeierbildchen des Grafen Széchényi, jenes ersten und leider letzten Grandseigneurs, der sich, die Pflichten der Herrenklasse erkennend, um große wirtschaftliche Reformen mühte, während alle seine spätern Standesgenossen nur läppische Gravaminalpolitik gegen Oesterreich trieben und die reale Kulturarbeit den Juden überließen, die man zum Dank dafür nun totschlägt. Doch die weitblickende Evolution Széchényis wird von der Revolution Kossuths vereitelt, diese wieder vom oesterreichischen Kaiser mit russischer Hilfe erstickt.

Allmählich wird auch der verwirrte Leser verstehen, weshalb Hatvany so weit ausholt. Er will zeigen, wie Europa damals dem Kampf Ungarns um Freiheit und Eigengeltung Gerechtigkeit und Verständnis entgegenbrachte, ihn als die Reaktion einer kulturwilligen Rasse gegen die Knechtung des wiener Hofes und der heimischen Oligarchen begriff — während dasselbe Europa später mit seinen Sympathien kargte und keinem Heine mehr das deutsche Wams zu eng wurde, wenn er den Namen Ungar hörte. Hatvany bringt dennoch nicht über sich, für das Ungarn nach dem Ausgleich Deáks die gleiche Teilnahme der Umwelt in Anspruch zu nehmen, so gern er es täte. Hier gerät sein Patriotengefühl in Konflikt mit seiner Kritikereinsicht. Was wurde nun aus Ungarn? Eine amerikanisch getünchte Pseudodemokratie, hinter der die alten Feudalmächte regierten, in der die Politik — der Sport einiger Grafen — zur dummen Katzbalgerei mit Oesterreich um nationale Errungenschaften wurde und zum Warmbeet jenes größenwahnsinnigen Imperialismus, jenes Hegemoniedünkels, der die fremdsprachigen Randvölker tyrannisierte und schließlich zu der verhängnisvollen „Schweinepolitik" (im doppelten Sinne) führte, die aus dem harmlosen serbischen Nachbar einen zähnefletschenden Feind machte. Zum Unglück für Ungarn war der Führer dieser reaktionären Junkerpolitik sein bedeutendster Staatsmann: Stefan Tisza. Das Problem dieses letzten — in seinem Fanatismus, seiner ehernen Unbeugsamkeit bewundernswerten — Ritters einer abgelebten Zeit wird von Hatvany gut erfaßt und lebendig entrollt. Ein kommender Balzac wird an dieser Gestalt nicht vorbei können.

Bis zum Kriege ließ sichs in Ungarn prächtig leben, und seine Dichter — die anerkannten, preisgekrönten, in die Akademie berufenen — wußten schöne Lieder davon zu singen. Doch einzelne vermaßen sich, andre Töne anzustimmen. Mahnende, drohende, Unheil verkündende, das träge Behagen schmähende. Sturmvögel — die man verlachte. Einer aber war unter ihnen, dessen Stimme so grell, dessen Sprache so neu, dessen ekstatisches Wort so erschütternd war, daß das Lachen verstummen mußte. Er

hieß Endre Ady. Aus Paris, wohin er dem „sonnenlosen Osten” der Heimat entflohen war, schmähte, züchtigte, verfluchte er diese in wild flammenden Versen von nie erhörter Wucht. Es währte gute Weile, bis man hinter dieser Wut den Groll tiefer, enttäuschter Liebe erkannte. Und es währte noch länger, bis man das dichterische Genie erkannte, das hier sprach: einzig, einmalig, unvergleichlich in seiner Wesensart also nicht erläuterbar, wie jedes Genie. Wäre Ungarisch eine Weltsprache: Ady stünde bereits unter den größten Unsterblichen der Menschheit. Was, wie ich wohl weiß, überschwänglich und unglaubhaft klingt, und was ich so wenig zu beweisen vermag wie Hatvany, der sich nicht scheut, Ady in Goethes Nähe zu rücken und auf vielen Seiten seines Buches bemüht ist, die Konturen einzelner Dichtungen in deutscher Prosa nachzuzeichnen, dem Leser eine Ahnung dieses brünstigen Gottsuchers und Sehers zu geben, der ein von Liebe, Krankheit und aller Erdennot zerwühlter Mensch und ein erleuchteter Heiliger war. So sehr dieses Mühen dem eines Botanikers gleicht, Duft, Farbe, Form einer seltenen Orchidee mit Worten wiederzugeben: es bleibt des Buches bestes Verdienst, so nachdrücklich, so dithyrambisch von diesem Dichter zu sprechen, dessen Kassandraruf sich rasch erfüllte.

Die letzten Kapitel: Das Kriegsende; der Zusammenbruch. Zu Beginn des Buches spricht Hatvany bewundernd von der radikalen Pazifistenpolitik Károlyis. Nun, da er Persönlichkeit und Schicksal dieses gutgläubigen, doch mißleiteten Stümpers beleuchtet, kann er seine Enttäuschung nicht verbergen und nicht verschweigen, daß letzten Endes auch Károlyi nur ein Sportpolitiker war, wie die übrigen Grafen: sein demagogisch-demokratisches Programm entsprang nur der Kampfwut gegen Tisza, in die er sich vom Haß der katholischen Aristokratie gegen den übermächtigen kalvinischen Emporkömmling hineinhetzen ließ. Dann war er ein Gefangener dieses Programms, für dessen Verwirklichung ihm Talent wie Geschicklichkeit mangelten. Doch ihm die Schuld an allem aufzubürden, was nachher kam — am Roten und am Weißen Terror —, ist ungerecht. Die Schuld an Ungarns Zusammenbruch trägt nur die volksfeindliche feudale Oligarchie, die das Land hinter der Potemkin-Maske eines europäischen Staatswesens beherrschte — und die unter dem Schlagwort des „Christlichen Kurses” neu aufzurichten augenblicklich beschränkte Chauvinisten, uniformierte Rowdies und ihr Pöbelanhang bemüht sind.

Es wird ihnen nicht gelingen. Nach der jüngsten Blamage Karls des Kindischen weniger denn je. Ist erst der Frieden von Trianon durchgeführt — und er wird trotz versteckten Kanonen und pfiffigen Orgesch-Formationen durchgeführt werden —, so verschwinden mit der heutigen Riesenarmee auch die Luftschlösser der Legitimisten, und das demokratische Ungarn naht dann so gewiß wie das demokratische Europa. Und dieses Ungarn wird dann von diesem Europa genau so begriffen, gewürdigt und gefordert werden, wie einstmals das Ungarn Széchényis und Kossuths. Bücher wie Ludwig Hatvanys ‚Ver'wundetes Land’ können dazu beitragen.

# Die Justiz von Hugo Grotius

## XIV. Politische Justiz

Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an, wenn ich mich nach der Beendigung der Prozesse Hiller-Helmhake, Kessel-Marloh, Prinz-Scheidemann, Sonnenfeld-Sklarz und vor Beginn der neuen ‚Spartacus'- oder Kommunisten-Prozessen, geschüttelt von Widerwilen und Ekel, mit der neudeutschen politischen Justiz befassen muß.

Wer mit noch einigermaßen offenem Blick, mit einer Spur von Willen zur Gerechtigkeit den Verhandlungen hier und da im Gerichtssaal selbst beigewohnt oder auch nur die mehr oder weniger zuverlässigen Preßberichte über diese Dinge gelesen hat — den erfaßt Mut- und Hoffnungslosigkeit, müde Resignation, das Gefühl: Wir sind am Ende.

Wie man bei der nicht mehr abwendbaren militärischen Niederlage die amtlichen Lügen über eigne Siege und Fehlschläge der Gegner aufeinandertürmte, wie man, vom unbeschränkten U-Boot-Krieg bis zum untauglichen Versuch der Nationalen Erhebung, sinnlose Kraftmeiereien zur Schau stellte — so, fürchten wir unwillkürlich, soll jetzt mit provokatorischer Rechtsprechung, mit einem (insgeheim gemurmelten): „Nun grade nicht!" und: „Nun erst recht!" der längst sichtbare Zusammenbruch von Volksmoral und Rechtsgefühl erst abgeleugnet und dann mit der bekannten eisernen Faust in das Gegenteil verwandelt werden. Aber noch eine schauerliche Parallele drängt sich auf. Als nach dem endgültigen Fiasko die Hohlheit und innere Feigheit eines Systems sich in ihrer ganzen Größe enthüllte, da sprach selbst der schwärzeste Pessimist: So grauenhaft katastrophal hatte ich mir das Ende mit Schrecken nicht einmal im schwersten Albdrucktraum vorgestellt! Genau so heute bei der Betrachtung der strafrechtlichen Behandlung politischer Angelegenheiten. Mit dem guten alten Schlagwort „Klassenjustiz" kommt man da längst nicht mehr durch; „Rechtsbruch" oder „Rechtsbeugung" paßt schon garnicht. Klassenjustiz zu üben, das Recht zu beugen oder zu brechen: das verlangt einen gewissen Mut, eine gewisse Ehrlichkeit. Wo gibt es noch diese Art Mut und Ehrlichkeit? Allenfalls in den Ausnahmegerichten, die den „beseitigten" außerordentlichen Kriegsgerichten so entfernt ähneln wie ein Ei dem andern. Vor diese Ausnahmegerichte kommen Rotgardisten, Kommunisten und was so aussieht. Denn da kann man ruhig eine Portion draufgängerische Ehrlichkeit an den Tag legen, steht doch das Volk „wie ein Mann hinter der Regierung", als hätte sie eine Variante der Parole: Hindenburgs befiehlts! ausgegeben. Sonst aber sind die Methoden sanfter. Es ist keine Militärjustiz, gewiß nicht, keine Klassenjustiz, keine einseitige, keine persönliche Justiz: es ist —, man findet in der ganzen Welt keine Analogen — deutsche Politikjustiz, erwachen auf dem Boden der Anschauung, daß der König — oder wer seine Stelle innehat — der oberste „Diener" des Staates, der Staatsverwaltungsapparat

die rechte Hand des ersten Dieners und die Rechtsprechung ein dieser Hand dienstbares Werkzeug sein müsse. Vor dem großen Waffengang von 1914 freilich kam das aus Mangel an Gelegenheit kaum zur Kenntnis weiterer Kreise. Wo brauchte sich denn in jenen herrlichen Zeiten die Justiz mit politischen Dingen zu befassen? Wenn schon einmal ein Redakteur frech wurde, so wurde er eben, seiner Bedeutung entsprechend, verurteilt, und das Zünglein an der Wage der Justitia stellte sich nach einigem Schwanken ganz von selbst wieder richtig ein. Wurde die Sache ernster wie bei der Tafelrunde von Liebenberg, so tat die Justiz auch „voll und ganz” ihre Pflicht, verurteilte den „Verleumder” zu Gefängnis und setzte sein schwerkrankes Opfer für immer außer Verfolgung. Dieses damals ganz selten angewandte vorzügliche Rezept ist, wie so Vieles, was sich bewährt hat, in die neue Zeit hinübergerettet, ist der Neuzeit entsprechend vervollkommnet worden durch eine ganze Reihe von Zusatzpatenten, als da sind: Amnestie; Auslandspaß; Putativnotwehr; mißverstandener Befehl; befohlenes Mißverständnis; richtige Herausfindung des falschen Angeklagten. Doch allzu oft benutzt, wirken die besten Mittel nicht mehr. Einstweilen zwar kann hiervon noch keine Rede sein: ein williges Medium wie das gute deutsche Volk verfällt immer wieder der Hypnose.

Herausgeber und Mitarbeiter dieser Zeitschrift haben die — freilich tief beklagenswerte — Genugtuung, daß sie die Wurzel des Uebels rechtzeitig erkannt, vor den Folgen früh und mutig gewarnt haben; sie erleben aber gleichzeitig die grausame Enttäuschung, daß die Warnungen nicht nur nichts genutzt haben, sondern daß alle Befürchtungen weit übertroffen worden sind. Schon nach dem ersten Marloh-Prozeß, am achtzehnten Dezember 1919, klagt Ignaz Wrobel resigniert:

> Der Kampf gegen den Militarismus scheint aussichtslos. Die Fähigkeit weiter Volkskreise zu irgendwelchen Emotionen ist völlig erschöpft. Die Leute können nicht mehr. Das Gefühl für Anstand, für Recht und Gerechtigkeit — es ist völlig verschwunden.
>
> Wärs nicht so, dann brauchte nicht Punkt um Punkt nachgewiesen werden, daß dieser Vorgang, von der Spitzelmeldung bis zum Freispruch des Marloh, ein einziger Sumpf ist. Die menschliche Minderwertigkeit, mit Unwahrheiten und Verschleierungen zu arbeiten, um ein Verbrechen zu verdunkeln, die unfaßbare Roheit, Deutsche, die andrer politischer Meinung sind, wie Tiere abzuschlachten — das wächst ausschließlich auf dem deutschen Kasernenhof. Wir kämpfen hier gegen das innerste Mark des Volkes, und das geht nicht. Es hat keinen Sinn, die Berichte Punkt um Punkt durchzugehen, hier Widersprüche nachzuweisen und da Lügen, Roheiten und Minderwertigkeiten. Daß die Dienststellen der sogenannten Zeugen keinen Mann dieser Gesellschaft auch nur vom Dienst suspendiert haben, war nicht anders zu erwarten. Daß der Reichswehrminister sich der Lämmer annahm, ist selbstverständlich.
>
> Ich kämpfe weiter, aber ich resigniere. Wir stehen hier fast ganz allein in Deutschland — fast ganz allein. Denn was sollen wir mit Parteien, was mit Publizisten anfangen, die in den wichtigsten Punkten eine reservatio machen und sagen: „Ja — aber . .” Und wir sagen: Nein. Fest steht: Die Mörder der deutschen Radikalen sind bis jetzt straflos ausgegangen. Was die Voruntersuchung nicht schafft, besorgt das sogenannte Gericht; gibts hier ein Un-

> glück dann tut die Exekutive das Ihre; hilft alles nicht, läuft der Mann weg oder wird krank. Ihm kann nix g'schehn.
>
> Wohin geraten wir? Wo treiben wir hin? Wohin soll es führen, wenn nun auch die Rechtssprechung anfängt, zu wanken: wenn politische Gesichtspunkte ganz offen Sondergerichte beeinflussen? Wie lange noch, und die ordentlichen Gerichte folgen. Und dann ists aus.

Furchtbar, das heute zu lesen.

Die ordentlichen Gerichte, ja, die „Volksgerichte" der Geschworenen sind nach kaum Jahresfrist gefolgt: in Mechterstädt und in Berlin, bei Hiller wie bei Kessel.

Ein andrer Mitarbeiter, Ferdinand Nübell, hatte schon am zwölften Juni 1919 auf die ungeheuerliche Verwirrung der Rechtsbegriffe hingewiesen, dank welcher in den sogenannten Spartacus-Prozessen harmlose Mitläufer wegen Teilnahme an Aufruhr und Auflauf zu schweren Gefängnisstrafen verurteilt wurden, und hatte damals die prophetische Frage gestellt:

„Wie denn, wenn wir am neunten November einen wirklichen General gehabt hätten, der gegen die Revolutionäre und ihre „Regierung" mit schnell gesammelten Getreuen — also doch einem bewaffneten Haufen — zu Felde gezogen wäre,um die entschwundene Macht seines Königs, dem er die Treue bis zum Tode (!) geschworen hatte, gegen die Umstürzler wieder aufzurichten? Wäre auch dies Landfriedensbruch, Aufruhr im Sinne des Strafgesetzbuchs? Wäre es Hochverrat, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Hausfriedensbruch, Nötigung, Freiheitsberaubung, Sachbeschädigung, Diebstahl und Totschlag, wenn er Ebert abgesetzt und eingesperrt hätte, wenn seine Mannen die Setzmaschinen der revolutionären Presse beschädigt, das Geld der Revolutionäre „beschlagnahmt" und in Land und Stadt mit vorgehaltenem Revolver Lebensmittel, Tabak und Zigarren, Teppiche und Bettdecken „requiriert" hätten?"

Hätte damals selbst dieser Skeptiker annehmen können, daß auch den Führern und Teilnehmern des Kapp-Putsches, also doch Aufrührern gegen die nunmehr „anerkannte", „legitime" Regierung nicht die Spitze eines Härchens gekrümmt werden würde? Und wenn er am sechsten November 1919 meinte:

„Keine Regierung, weder die alte noch die neue noch eine künftige, kann uns Brot statt Steine geben, wenn ihr nicht gelingt, durch vorbildliche Rechtschaffenheit nach innen und außen ganz allmählich wieder im Volke das Rechtsempfinden zu wecken, die Valuta der Volksmoral zu heben. Einstweilen deutet nichts, aber auch gar nichts darauf hin, daß dies gelingt oder nur angestrebt wird, ja, daß auch nur die Wurzel des Uebels einigermaßen klar erkannt wäre."

— konnte, wer diese Sätze schrieb, auch nur vermuten, daß nach einem Jahr nicht allein kein Ansatz zur Besserung, sondern eine noch tiefere Verwahrlosung in der Rechtsauffassung sichtbar sein würde?

Es ist hoffnungslos. Aber unsereins kann ja nun einmal nicht aufhören, zu säubern, zu kämpfen, an eine wenn auch noch so langsame Wirkung zu glauben. Und um dieser Wirkung willen soll doch nächstes Mal von einigen dieser Prozesse, darin der eigentliche Angeklagte die Justiz ist, ausführlicher gesprochen werden.

(Fortsetzung folgt)

# Jenseits der Grenze

## I. Zürich von Vindex

Man kann sich vorstellen, daß es in Zürich höher herging, als noch Weltkrieg war. Damals waren die Stadt und das Land Insel und Asyl. Die Refraktäre und Emissäre der Kriegspropaganda aller Länder gingen mit verschwiegen einverständlichen Augurengesichtern über den Limmatkai. Die vor dem plötzlich ausbrechenden Irrsinn der Welt geflüchtete Intelligenz saß in der Oberstraß, auf dem Zürichberg, in Hoflokalen oder in schlecht möblierten Zimmern und schrieb ihre Broschüren gegen den Krieg und die Kriegsmacher. Bei Huguenin aber waren die Schieber aller Länder vereinigt, die Kapelle spielte ihnen zum Five o'clock auf, und die Waggons, die Rubel, Franken, Pfunde und Mark rollten. Ja, man darf sagen, daß großer Betrieb war, damals, und allein an den Fremdengesetzen, mit denen man in Bern all dies zürcher Wesen und Unwesen einfangen wollte, merkte man, daß es laut und unruhig herging in dieser Stadt und diesem Lande, wo freilich von jeher die Völkerstraßen und ihre Passanten sich kreuzten. Aber jetzt ist es stiller dort; sehr still. Der Weltkrieg mit seiner Konjunktur für Alles, was aus den Bahnen der trägen Vorkriegsgewohnheit mit Macht hinausstrebte, ist unter drohendem Leuchten neuer Wetter zu Ende gegangen (auch hier, wie ringsum auf Erden, unter Straßendemonstrationen, Streiks, gelegentlichen Schießereien und sonst allerhand Aufruhrdingen); und der große Katzenjammer nach der gewaltsamen Ekstase ist in diesem neutralen Lande jetzt kaum geringer als irgendwo sonst. Wie überall, so ging auch hier das mächtige Schwungrad der Betriebsamkeit, das der Krieg in Bewegung gesetzt hatte, nach Kriegsende noch eine Zeitlang fort. Die Vorräte an Gütern und Geist strömten, von geschickten Händen geleitet, mit ungeheurer Wucht in die leergepumpten Blockade-Länder, die jetzt nach Oeffnung der Grenzen begierig aufsogen, was so viele Jahre hindurch nur in Tropfen und auf Schmuggelwegen zu ihnen gesickert war.

Aber dann begannen die Wirkungen des Vertrages, der in Versailles von den armseligen Gesetzgebern einer neuen Welt ausgedacht war, und der von noch armseligern Menschen angenommen wurde. Dem Uhrwerk eines falsch konstruierten Automaten gehorchend, begannen die Dinge auf Erden, soweit es Menschendinge waren, in langsamer Drehung, aber mit grotesker Folgerichtigkeit, sich auf den Kopf zu stellen. Das Geld, das im Kriege von den neutralen Ländern in paritätischster Weise von allen Seiten her genommen wurde, kehrte seine böse Natur an den Tag und zeigte höhnisch, daß es nicht mehr Ding an sich, kein Segen und Maßstab schlechthin mehr war: es verließ die Funktion, Güter zu vermitteln, und baute Mauern um die Länder, die, vielbeneidet, den Krieg hindurch den Goldstrom kaum zu fassen vermochten, während es jene andern Gebiete, die im Kriege durch Feindesmacht gesperrt gehalten waren, weit öffnete.

Ich spreche von der Valuta; jenem Ding und Wesen, das über die bewohnte Erde hin seit zwei Jahren so bösen Ruf und Nachkriegsruhm gewonnen hat. Wo sind die Tage geblieben, da in Zürich am Paradeplatz, am Griedereck und im Café Steindl mit den Händlern und Agenten aller Kriegsmächte die erstaunlichsten Abschlüsse tagaus, tagein „getätigt" wurden? Nachdem der erste Warenhunger der Völker, die fünf Jahre lang nur für den Krieg produziert hatten (erzeugt hatten, um zu vernichten — ein grausiger Widersinn!), nunmehr notdürftig gestillt ist, verbietet der teure Stand des Schweizerfranken jeden Einkauf in der Schweiz; die Geldentwertung in sämtlichen Nachbarländern aber fördert das Hineinfluten fremder Waren, stärkt, mit andern Worten, die Konkurrenz des ausländischen Fabrikanten, der seine Waren weit unter den schweizer Preisen anbieten kann. Ratlos sieht sich die Schweiz diesem Unheil, von dem man wohl weiß, wo der Ursprung liegt, ausgeliefert; die Betriebe schließen aus Mangel an Absatz, und die Arbeitslosen liegen auf der Straße oder gehen in die Wirtsstuben, wo sie sich, in Pfeifenrauch und Bierdunst, über die Fortschritte der Weltrevolution und das russische Evangelium unterrichten lassen.

Die Freiheit der Grenzen hat auch die Kriegsflüchtlinge wieder ihren Ländern zugeführt; nur einige wenige, wie etwa Romain Rolland, sitzen noch im Vaudois, weil in Frankreich das Wort défaitiste noch nicht aus der Umgangssprache des guten Bürgers verschwunden ist und in der von den Banksyndikaten alimentierten großen Presse nach wie vor als Brandmarkung verwendet wird.

Es ist ruhig in Zürich. Man geht über die Straße und sieht kaum weniger mißmutige Gesichter als etwa in Berlin. Die Hotels sind leer, und die Konkurslisten in den Zeitungen wachsen. Die Teuerung ist ungeheuerlich (dabei muß man sich erinnern, daß hier vollwertiges Geld umläuft; es klingt mit gutem Silberklang auf dem Ladentisch): der Schweizer Käse, für Jedermann untrennbar mit dem Begriff der Schweiz selber verknüpft, kostet das Vier- oder Fünffache des Friedenspreises, und selbst das schöne weiße Brot vermag nicht recht zu erfreuen, wenn man weiß, daß es gegen die Vorkriegszeit, die auch hier sehnsüchtig in aller Munde geführt wird, fast das Zehnfache kostet; ganz zu schweigen von der Summe, die sich für uns bei der Umrechnung in deutsche Mark ergibt, wobei so ziemlich jedes Frühstücksbrötchen auf sechs bis sieben Mark kommt.

Um elf Uhr ist Polizeistunde; vorher kann man ins Theater gehen, wenn man Lust hat, sich ‚Charleys Tante' oder ‚Die Strohwitwe' oder Schneider-Dunkers zürcherisch frisierte, aber stark berlinisch duftende „Revue" anzusehen. Immerhin hat man hier nach langer Entbehrung wieder einmal den absonderlichen Genuß des Anblicks englischer Tanzgirls, die noch immer, wie einst, durch die Mathematik ihrer Gliederschwenkungen verblüffen.

Auch ‚Wilhelm Tell' gibts in einem abseits gelegenen Theater. Das Herz des Volkes aber schlägt im Kino. Hier kann man die sonst immerhin nicht leicht zugänglichen Regungen der Publikumsseele ohne Mühe wahrnehmen. An erster Stelle steht

Amerika mit einem Cow-boy-Play. Der Kuhhirt, vom Geschick in die Großstadt geführt, wird Safewächter in einem Bankhaus, vereitelt auf das Kühnste und Erfolgreichste eine Reihe von Anschlägen gegen das Haus und sich selber, trieft von Bravheit, Einfalt, Mut, Kraft, Herzensgüte, geht durch alle Lockungen der Welt als reiner Tor, rettet schließlich in seiner Treue dem Chef die Aktienmajorität, die der für die nächste Generalversammlung braucht, vernichtet den schurkischen und gaunerhaften Prokuristen (shows him up), erhält zum Lohn fünfzigtausend Dollars (wir rechnen geschwind um: so an die dreieinhalb Millionen Mark) und zum Schluß obendrein die arme, aber junge und schöne Anverwandte, die nun als Eheweib mit ihm auf eine Farm nach Westen zieht. Romantik von jenseits des Wassers.

Das Publikum ist ergriffen, aber stumm.

Dann kommt Gaumont: Millerand, der Präsident, auf der Jagd, umgeben von allen Größen der Republik, deren Namen die Welt kennt. Darauf die Bestattung des Mort inconnu; alles auf dem Bilde rennt mit unziemlicher Hast über die Straße, eine abscheuliche Technik, die jeden Ernst zerstört. In unmittelbarem pausenlosen Anschluß Meßter: „Oberschlesien muß deutsch bleiben".

Das Publikum nimmt alles gelassen hin. Glückliches Neutralien! Erzogen zur Parteilosigkeit und zum Skeptizismus.

Oder nur bei der Gleichgültigkeit angelangt und beim Abgestumpftsein? Weil man nunmehr doch wirklich wieder mit sich selber genug zu tun hat?

Die ewigen Berge, die weit vom Süden her über den Zürichsee mit weißen Häuptern auf die Stadt blicken, sind ein billiges Symbol; aber man kann sich ihnen nicht entziehen in dieser wunderschönen Stadt, wo man auf Schritt und Tritt den Wunsch der Menschen verspürt, wieder geruhsam zu werden wie sie, und wo auch schon so Viele begonnen haben, den kleinen Alltagskram als das zu nehmen, was er ja doch normalerweise für die Mehrzahl wirklich ist: nämlich als den Inhalt des Lebens, das so schnell zum Tode führt.

Sieht man in der Kneipe die schweizer Bürger zusammenhocken, und hört man sie diskutieren in den alten, nur scheinbar rauhen Kehllauten, die sie als deutsche Mundart liebevoll pflegen, so begreift man in der Tat, daß es für den einzelnen Menschen auf Erden weniger auf die großen Gegenstände ankommt, um die man sich draußen die Köpfe zerbricht, und um derentwillen man sie gelegentlich einander einschlägt, als auf die Vollendung des eignen Lebenszirkels.

Und nicht ohne Mitgefühl sieht man die Zeichen, daß trotz alledem auch die Schweiz erzittert unter der Unruhe der Geister und Herzen, die der Krieg in der Tiefe und Weite wachgerufen hat, und die nach einer neuen Erlösung schreit.

Aber so manche von Denen, die das Nahen des Unerhörten und die große Neuordnung aller Dinge mit Eifer den Sehnsüchtigen predigen, wissen im innersten Herzen, daß in diesen Bezirken die Menschheit doch immer nur von Enttäuschung zu Enttäuschung taumelt.

# Die echten Sedemunds

Herr Grude schüttelt nachdenklich den Kopf und sprich halb lachend und halb ergrimmt: „Ach, wir Väter!” Dabei wird er erst Vater. Wer es schon ist, rennt, wie der Schneider Mankmoos, seinen fünf Kindern weg; oder verkauft, wie der Schützenbruder und Fuhrherr Gierhahn, die Vaterschaft an seinem unehelichen Sprößling Herrn Schaukelstrick; oder nennt sich selbst, wie der alte Sedemund, mit einigem Recht einen schlechten, einen verlorenen Vater; oder verkündet, wie der Bildhauer Bromann, daß unsre Söhne unsre Richter und Rächer unsrer Unwerte sind. Dem Bildhauer Barlach scheint das Vaterproblem so heftig zugesetzt zu haben, daß ihm, es zu gestalten, seine Holzschnitzerhandwerksgerätschaften nicht genügten. Furcht und Qual eines weichen und wunden Herzens stachelt ihn auf, es mit Fieberworten ununterbrochen zu umkreisen. Nur folgerichtig, daß in dieser beklemmenden Atmosphäre männlicher Lieblosigkeit eine furchtbar sehrende Reue sich Mühe gibt, den Frauen, als der bessern Hälfte von jagenden und gejagten Lemuren, zu huldigen: mögen sie, zu Tode gemartert, im Grabe Ruhe oder auch da keine Ruhe haben; mögen sie gelähmt, um ihr Weibsglück betrogen werden; mögen sie, durchleuchtet von zuversichtlicher Heiterkeit, ihre Schwangerschaft genießen; mögen sie, elf- bis zwölfjährig, für vier Geschwister und deren Erzeuger sorgen müssen. Hier herrscht ein Kampf zwischen den Geschlechtern, darin die Erotik nicht die Hauptrolle spielt. Dieser Dichter hat von Strindberg die Lebensangst eines Edelmenschen, nicht die Rachsucht des Männchens.

Seine Geisterschlacht könnte in den Lüften stattfinden; gleich jener über den Katalaunischen Gefilden. Sie findet in Güstrow statt; und eine rechtschaffene Sorte von Gespenstern flüstert nicht aus den Wolken herab, sondern aus der mecklenburgischen Erde herauf, also durch sie hindurch. Wenn das hier Expressionismus ist, so ist es der seltene Fall eines landschaftlich bestimmten Expressionismus, ein schwächeres Gegenstück zur ‚Wupper’ der Else Lasker-Schüler, versetzt mit einem Schuß Gustav Wied. Wie in dessen ‚Thummelumsen’ entfaltet sich eine Kleinstadt. Der Tollhäusler Grude, aus dessen Munde kein unvernünftiges Wort kommt, läßt den Jahrmarktsbudenlöwen nicht verreckt, sondern los sein. Das ganze Nest läuft mehr vor als hinter diesem lebenden Leichnam her. Es ist ein allegorischer Löwe, der das Kafferngewissen der Gevatter Kutscher und Handschuhmacher, Tierbändiger und Wandervogel, Wachtmeister und Karusselbesitzer aufscheuchen soll. Sie galoppieren so, daß sie die Hosen verlieren und ihre Nacktheit, ihre Häßlichkeit, ihre Magerkeit, ihre Krüppligkeit, ihre Narbigkeit sichtbar und mephitische Dünste ruchbar werden. Barlach wünscht sich, daß der Anblick einer dermaßen ausgerenkten Welt und ihrer durcheinandergewirbelten Bewohnerschaft uns aesthetisch befriedige. Ihn peinigt er so, daß die Hand, die das Bild für uns festhalten will, unaufhörlich zittert.

Was es mit den echten Sedemunds auf sich hat, erfahren wir erst in der zweiten Hälfte. Ihr Verhältnis zueinander vertrüge eine ironische Bezeichnung; etwa: Friedensfest. Vielleicht kennt Barlach den Hauptmann garnicht: in seinem Drama ist auch von ihm. Nicht grade die Stärke. Durch die Weihnachtsfeier der Buchners bricht die Unerlösbarkeit der unseligen Scholzens durch — jeder billige Ausgleich wird verschmäht. Barlach läßt die echten Sedemunds, die mehr als sich selbst bedeuten, die nämlich Repräsentanten und Symbole dumpfer Selbstgenügsamkeit, verknöcherten Geizes, krähwinkliger Verlogenheit, kurz: des satten und dennoch unersättlichen Spießertums sind, erbarmungslos abstinken und Sedemund Sohn freiwillig in das Irrenhaus gehen, das Herrn Grude ausspeit, damit der unvermittelt, gesund wie immer und ernsthaft über den Friedhof rufe: „Jetzt kommen wir und nach uns unsre Kinder, alles wird gründlich anders, es lebe die neue Zeit und die echten Grudes!" Die Plattheit des Ausdrucks bezeugt die Flachheit des Optimismus. Wo Barlach seinen Unglauben an die Menscheit, seine Verzweiflung über die Lebensnot, seinen Ekel vor aller Unreinlichkeit herausstöhnt — nun, da stöhnt er eben. Da rieseln die Worte nicht glatt herunter, sondern bleiben ihm in der Kehle stecken. Da würgt er an ihnen. Da färbt die Essigsäure in seinem vergifteten Geblüt ihm gradezu das Gesicht blau. In den sieben Bildern ist Niemand, mit dem als Einzelperson man Mitleid zu haben hätte. Das Mitleid sammelt sich auf den Dichter, weil Der — zur Selbstgeißelung und Selbstbefreiung — gezwungen war, einen Haufen Personen mit den Wesenszügen zu versehen, die er in sich und seinen Mitmenschen verabscheut und mit der Wurzel ausroden möchte.

Entsteht auf diese Art eine dramatische Wirkung? Ohne Zweifel im sechsten Bild. Da ist die Situation reif geworden, reif zur Entladung. Der alte Sedemund rechnet ab. Er treibt unterm Kruzifix Himmelslästerung und vereinigt, als guter Höllenbruder, sein Gefolge zu einer Höllenfahrt wie von Grabbe. Um dieses Bild herum kommen die Eindrücke selten von selbst. Man muß sich ihnen weit und freudig entgegenbringen. Man muß sich in das Gestammel eines Künstlers hineinhören, der nicht seine Muttersprache spricht. Man muß zufrieden sein, daß es immerhin Holzfiguren eines Ernst Barlach sind, die sich da auf fremdem Terrain bewegen und es auch dann nicht beherrschen, wenn sie Geschwindmarsch machen. Eben das, eben diese Ungeschicklichkeit, diese Verhaltenheit, diese knappe Steifheit ist, bei einiger Bereitwilligkeit des Zuschauers, allerdings ein Wert. Aber darf man das Publikum von gestern, das Publikum des Naturalismus, das keinen andern Maßstab als die Lebensähnlichkeit hat, und das Publikum von heute, das überhaupt noch keinen Maßstab hat, weil dem neuen Drama bis jetzt der Erfüller fehlt — darf man dieses Publikum ob seiner Unzugänglichkeit schmähen? Höchstens ob seiner Unerzogenheit. Solche Zisch- und Pfeifkonzerte sollte ein dreifacher Respekt verbieten: der Respekt vor dem seltsam großenPlastiker, vor dem Experimentiermut des Staatstheaters und vor der Aufführung. Ueber diese das nächste Mal.

# Wiener Theater von Alfred Polgar

Die ‚Neue Wiener Bühne' brachte Heinrich Lautensacks tragische Posse ‚Hahnenkampf'. Hier fehlte die Drehbühne. Wenn dieser Akt mit seinen fünf Verwandlungen nicht in einem gespenstischen tempo furioso gespielt werden kann, geht sein Bestes verloren: das Nebeneinander von Leidenschaft und Verhöhnung der Leidenschaft, der Fratzen-Reigen, das ratternde Karussel von Gier, Angst, Gewalt, Schlauheit, Haß, Humor und Bestialität. Es ist ein Kleinkampf menschlicher Gemeinheiten, zu dem seltsamerweise die Sedanfeier den schattenhaften Hintergrund abgibt (in der Aufführung war er gestrichen), und der Kampf geht um eine freigebige, gutwillige, ihres Leibs bewußte Dorfschöne, die „Innocentia' heißt. In der großen Standrede des Apothekers — einer sonderbaren Figur: Revolutionär und Kleinbürger, Mörder und Gottsucher — wider den Gendarmen, als der Verkörperung verhaßter, pflichtgeschwollener Obrigkeit, gipfelt der bösartige Schwank, der in seiner Flecktechnik, seiner Knappheit, seiner höhnisch-gleichen Distanz zu Großem und Kleinem — zu Feuerwehrhauptmann, Dorfpolitik, Tod, Liebe und den kleinen Schlichen der Geilheit — einen durchaus genialischen Zug hat.

In der Neuen Wiener Bühne wird das kräftig und farbig gespielt, aber ein bißchen hochdramatisch; der sonderbar scharfe Humor der Sache geht dabei verloren. Herr Forest (der Apotheker) hat sein Unheimliches und Eigenartiges. Leider übernimmt er sich im Pathetischen. Klecksige, schiefgemalte Dekorationen übten schüchterne Expressionen.

Dann kam: ‚Der Henker', ein Akt von Maria Lazar, die eine junge Dichterin von starker Begabung sein soll. Der Henker reichte nicht aus, vom Gegenteil zu überzeugen. So gekünstelt, lau und langweilig die diabolische Inbrunst des Spiels, so wenig seine großen Gesten erraffen, so minderwertig die pretiöse Modernität der Mache — es schwingt doch ein geistig Licht durch den Akt, das nicht entlehnt ist, und das, gesammelt, ausreichen könnte, dichterisches Leben zu wirken.

Herr Forest war auch hier mit aller Intensität seines schauspielerischen Wollens und Könnens bei der Sache, Fräulein Eis seine Partnerin. Von der kupfernen Flut ihres entfesselten Haares empfing der Dialog unvergleichliche dramatische Belebung.

*

Die Kammerspiele des Deutschen Volkstheaters brachten das Einakterquartett ‚Menagerie' von Kurt Götz. Es sind vier groteske, lustig pointierte Stücke in berlinischer Mund- und noch mehr Geist-Art, von jener eigentümlich kaltschnäuzigen Ironie belebt, deren Witzigkeit nach Ammoniak riecht. Zum rechten Betrieb dieser kleinen, durchaus nicht unbegabten Stücke gehören auch berlinische Schauspieler. (Wie der unvergleichliche Adalbert). Hier in Wien kam die humorige Schärfe nicht ganz heraus, obzwar der neue Hanns Fischer, als Regisseur und Schauspieler, in diesem Sinn klug bemüht war. Eine Figur aus der vierten Groteske haftet im Gedächtnis: ein Artist mit seinem dressierten Hahn im Korbe. Die Figur hat etwas merkwürdig

Schnurriges, sozial und menschlich Besonderes. Der Dramatiker, der solche Erscheinung bemerkt und auf die Bühne holt — wenn er auch nur leeren Unsinn mit ihr anzufangen weiß — hat bei mir schon ein kleines Aktivpöstchen.

*

Im Deutschen Volkstheater: ‚Mutter', ein Akt von Lina Loos. Im Chloroform-Schlaf hat „die Mutter" Visionen. Es erscheinen: der Mann, die Großmutter, das Kind und Nebenfiguren. In lapidarer Rede und Gegenrede wird Bestimmung, Martyrium und Heiligkeit der Mutterschaft erörtert, das Verhältnis Mutter — Kind ins allgemein Gültige vertieft. Am Ende, wie am Beginn (und ein bißchen auch zwischendurch): die brutale Tatsächlichkeit des Operationszimmers. Die Mutter bleibt unterm Messer. Plötzlich, offenbar von der Tochterliebe verzweifeltem Wunsch der Schattenwelt entrissen, fängt sie doch wieder zu atmen an, indes die Tochter entseelt dahinsinkt. „Herzschlag", sagen die „praktischen" Aerzte. Aber so nüchtern sind die Dinge nicht, sondern es begab sich da ein Mirakel: die Tochter hat das Leben, das sie von der Mutter empfing, ihr zurückerstattet. Ein mystisches Opfer wurde vollzogen, die geheimnisvolle Identität Mutter — Kind geltend gemacht, Körper von Seele bezwungen.

Ein guter Mensch hat dieses kleine Stück gedichtet. Nur ein paar sozialkritische Bemerkungen — der Assistent spielte gestern Poker, der Professor geht heute zum Derby — zeugen von Bitterkeit. Frau Janower und Fräulein Trebitsch trugen ein warmes Herz auf der Zunge.

Dann ‚Freiheit', vier Akte (in einem) von Herbert Kranz, der vermutlich ein junger Mann ist und die knappen Techniken, die typisierenden Einfachheiten der neuern Oh Mensch!-Dramatik sich mit Talent zu eigen gemacht hat. Soldaten, die, vom Strahl der Menschenliebe entzündet, Kriegs-Gehorsam verweigert haben. Jetzt sitzen sie im Gefängnis, des nahen Todes gewärtig. Zwei Nicht-Soldaten unter ihnen: der Anarchist und die Frau, die den Soldaten zugerufen: Schießt nicht auf eure Brüder! Die Gefangenen wollen ihre Freiheit wieder. Sie versuchens mit Bitten an die Kameraden-Wächter. Umsonst. Endlich rührt ihre Not eines jungen Schließers Herz; er überläßt ihnen die Kerkerschlüssel. Streit um die Art der Flucht: wer soll Erster, wer Letzter sein? Da vollzieht sich Wandlung im Herzen der Frau. Helle Tat der Empörung soll nicht durch feiges Fortschleichen von ihrer letzten Opfer-Konsequenz getrübt werden. Sie wirft die Schlüssel durchs Kerkerfenster. Schreien und Toben der um letzte Hoffnung Betrogenen. Lebensgier ist hemmungslos, will letzten Genuß von der Frau erpressen. Nun ist die Rede-Stunde des bis dahin schweigenden Anarchisten gekommen. Er predigt: Märtyrerpflicht, Tod zur Besieglung erhabener Idee, Freiheit höhern Grades. Seine Abstrakta wirken überraschend prompt. Seine großen Worte helfen hinweg über furchtbar Tatsächliches. Bittere Not der Stunde wird literarisch zugedeckt. Und mit dem Ruf „Freiheit" gehen acht ideologische Helden zum Schaffot.

Das Stück ist begabt. Aus starken, Gefühls- und Gedanken-Echo weckenden Worten baut sich eine Art dramatischer Ballade auf, ausgezeichnet rhythmisiert. Mit strophenartigen Einschnitten und refrainartigen Wiederholungen. Das Motivische des Spiels, seine Idee und seine Ideen sind aus zweiter Hand. Es ist Theater nach dem pathetischen Journal, in jenem strengen Faltenwurf des Geschehens und der Rede, wie ihn die Mode vorschreibt. Ueber das Peinliche, daß gegen Todesangst salbungsvolle Ethik, gegen empörte Natur beschwichtigende Literatur gesetzt wird, kommt der Dichter hinweg, nicht der Zuhörer.

Es wird vortrefflich gespielt (Regie: Bernau). Werner- Kahles Matrose, Erika Wagners Edel-Frau, Onnos Anarchist sind Figuren, die im Gedächtnis bleiben.

‚Ehelei', dreiaktiges Lustspiel von Hermann Bahr. Worin steckt das besonders Zuwidere dieser Komödien des salzburger Plauschus? In der ethischen Hinter-Würde. In der geistigen Hinter-Würde. Durch Frivolität zur Moralität. Durch Plattheit zum tiefern Sinn. Hinter allem Gewitzel steht, siehe, des Lebens Ernst. Ueber Zwinker-Aeuglein die dräuende Philosophenstirn: das ist das Furchtbare.

Im Deutschen Volkstheater war Frau Carlsen reizend. Bahrs Scherze, werbend um den Zeitungsleser im Menschen, fanden frohes Verständnis. Gegen die paar Zischer appellierte der Spielleiter an den „gesitteten Teil des Publikums". Da mußten auch die Zischer lachen. Und so nahm die schale Sache ein vergnügliches Ende.

# Frühling von Ernst Toller

Da ich an einem blassen Februarabend den Feldweg zum Gefängnis ging, weite Landschaft in den von so vielen Monaten quälender Zellenwände erlösten Augen, da ich den Geruch der mütterlichen Scholle spürte . . . ward ich verängstigt zuerst, blickte mich um in tiefer Scheu, daß meine drei Wächter mich schärfer umstellten. Dann aber atmete ich auf in beglückter Stille.

Du . . . Du . . . stammelte meine Seele.

Da war eine einsame Birke wie von irgendwo verweht in die Ferne dieser Felder, mit zarten gebrechlichen Aesten, deren scharfes Profil dem Horizont eingemeißelt schien.

Erinnern rührte mich. Die Landschaft war mir vertraut: So empfinde ich die Landschaft meiner Heimat. Was wissen sie um deine Schönheiten, die dich verhöhnen, weil du im Osten schwingst, weil dein Name ihren Ohren, die verkrüppelt sind von spitzem Haßschrei, nicht wohllautend klingt!

*

Wenn wir auf dem Hof im Quadrat gehen, klettern unsre Augen am fünf Meter hohen Bretterzaun empor, klettern hinauf bis zu den feinen Eisenspitzen, die der Zaun als Diadem trägt, klettern und fallen in jähem Schwindel in die Abgründe unsrer dunklen Sehnsucht. Aber wenn wir durch die Ritzen des Bretter-

zaunes schauen, das Drahtverhau draußen erblicken und die Beobachtungsstände für die Posten, die durch kleine Löcher uns belauern: dann lachen wir verächtlich und singen trotziges Lied der Revolution.

*

Das kümmerliche Gras auf dem Hof sproßt, entfaltet sich in leuchtendem Grün.

Es wird Frühling. Hörst du: Frühling. Man schreit das Wort hinaus, singt es vor sich hin, streichelt es wie ein kostbares Gefäß. Wieviel Jahre habe ich den Frühling nicht mehr erlebt! Im vorigen Jahr vor entfesselter Soldateska in den Wohnungen opferbereiter Freunde verborgen, vor zwei Jahren im Militärgefängnis, vorher der Krieg, der hundert Jahre dauerte oder mehr — man weiß es nicht.

Und jetzt darf ich jeden Tag dir nahe sein, du Frau Erde, darf dich ahnen, du Geheimnisvolle, in inniger Nähe, darf meine Unrast verebben lassen an deinem mütterlichen Gestade.

O du Mutter Erde, die ich verfluchte in Stunden brandender Verzweiflung, du Harte, Herzlose, die du das Blut trinkst der unzähligen namenlosen Brüder, Mord zeugst und Schändung von menschlichem Antlitz, du Gewalttätige, Höhnische, Tyrannische: in diesen Tagen bist du eine liebliche Mädchenbraut, blühst du in zärtlicher Süße, ist dein Schoß ein unendlichfältiges Wunder, das mich fromm macht, demütig und still.

*

Ich habe im Gras die ersten Gänseblümchen entdeckt, weiße Gänseblümchen mit einem rosigen Hauch.

Und eine goldgelbe Butterblume blinzelt am Zaun.

Die Bäume tragen winzige Knospen. Ich betrachte jeden Tag, wie sie größer werden, ganz deutlich kann man es sehen.

Und gestern, da ich durchs vergitterte Fenster schaute, sah ich . . . die Birke, die einen grünen Schleier trug.

Auch die Weidenbäume am Teich draußen schimmerten in einem samtnen Grün.

O Grün der Wiesen und Felder! Farbentanz grüner Sonnen! O sanftes Wunder dieser Tage!

*

Seit heute früh darf ich nicht mehr hinausgehen. Für zwei Wochen wurde einigen Gefangenen „der Hof entzogen", weil sie nicht schweigen konnten, weil sie das Antlitz dieser Festungshaft brandmarkten.

Denn die Regierung des Freistaates Bayern hat die Festungshaft des Charakters beraubt, den sie besaß, als sie noch für Offiziere und Studenten bestimmt war, denen Ehrenhändel eine nicht unrühmliche Ehrenhaft eintrugen. Revolutionäre Sozialisten sind zu Festungshaft verurteilt. Die sperrt man in frühere Gefängnisse und verschärft die Haft durch Quälereien und mannigfache Martern, daß die Seelen wunder Gefangener zermürben.

Glaubt Ihr, durch Strafen unsre Nacken zu beugen, unsern harten Willen zu lähmen?

Unsre Lieder könnt Ihr nicht verbieten!

Hört Ihr, wovon sie singen?

# Rundschau

## Das sechste Gebot

Die ‚Blätter für Rechtspflege' veröffentlichen, selbstverständlich ohne Kommentar, in der Nummer 3 ihres zweiunddreißigsten Jahrgangs die folgende Begründung eines Urteils, das die Zivilkammer 17 des Landgerichts Berlin I am achtundzwanzigsten Januar 1921 (34 R. 46. 19) gesprochen hat:

„Die Tatsache der Beischlafsverweigerung an sich würde noch keinen Grund zur Ehescheidung abgeben, wohl aber eine solche hartnäckige Beischlafsverweigerung, die auf die Schuld der Ehefrau zurückzuführen ist. Nach dieser Richtung führt die Beklagte zwar aus, daß sie aus körperlichen Gründen den Beischlaf verweigert habe. Aus ihren eignen Erklärungen, vor allem aber aus ihren Briefen geht hervor, daß physische Gründe nur einer zu häufigen Vollziehung des Beischlafs entgegenstehen; daß im wesentlichen dagegen die Ehefrau sich dem Manne versagt hat wegen persönlicher Entfremdung und Abneigung. Es mag wohl nach gewisser Richtung hin entschuldbar erscheinen, wenn eine Ehefrau aus derartigen Gründen, deren Berechtigung zu tief liegen, als daß sie vom Gerichte nachgeprüft werden könnten, den Beischlaf verweigert. Es ist aber davon auszugehen, daß die Ehe ein gegenseitiges Rechtsverhältnis ist, und daß die Ehefrau grundsätzlich dem Ehemanne gegenüber die ehelichen Pflichten zu erfüllen hat. Es mag verzeihlich erscheinen, wenn eine Ehefrau aus persönlicher Abneigung diese ihre Pflicht nicht erfüllt. Damit wird aber die Tatsache, daß sie die Nichterfüllung zu vertreten hat, daß sie die ehelichen Pflichten schuldhaft nicht erfüllt, nicht berührt. Da die Versagung der Beiwohnung eine durchaus hartnäckige ist, so liegt darin auch eine so erhebliche Zerrüttung der Ehe durch Schuld der Beklagten, daß dem Kläger die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann.

Die Widerklage stützt sich darauf, daß der Beklagte Ehebruch getrieben hat. Es mag menschlich begreiflich sein, daß ein Ehemann, dem gegenüber die Frau sich hartnäckig versagt, sich anderweitig betätigt. Es mag auch dem Kläger geglaubt werden, daß er durch die ständige Entbehrung des geschlechtlichen Verkehrs Beschwerden hat. Das gibt ihm aber kein Recht, sich geschlechtlich anderweitig zu betätigen; will er das tun, so hätte er vorher das Scheidungsverfahren betreiben und sich bis zur rechtskräftigen Scheidung seiner Ehe beschränken müssen. Auch diejenige Ehefrau, die ihrem Manne gegenüber sich versagt, hat doch immer noch, solange die Ehe besteht, einen Anspruch auf eheliche Treue."

## Ein Skandal!

Ein selbst für die großstädtischen Verhältnisse unerhörter Skandal ereignete sich am verwichnen Mittwoch in den Räumen des . . . -Theaters am Kurfürstendamm.

Dort war der vierte Teil des bekannten Films: ‚. . .!' für die Erstaufführung angesetzt, und ein gewähltes Publikum hatte sich bereits frühzeitig in den intim ausgestatteten Räumen versammelt. In einer Balkonloge waren die Hauptdarsteller versammelt, unter ihnen die reizvolle . . . Ahnungslos lauschten Parkett und Ränge den Klängen des kleinen Orchesters, die Meßtersche Wochenschau lief vorbei — der große Film begann.

Die ersten Etappen des Films wurden mit der lebhaftesten Anteilnahme aufgenommenen, brausende Heiterkeit erfüllte das gut gestimmte Haus, und die wechselvoll bewegten Schicksale der . . . begegneten allenthalben der größten Teilnahme. Da geschah plötzlich etwas Furchtbares.

Der komische Heldenvater . . . hatte soeben seiner entwichenen Tochter wieder einmal verziehen — als sich urplötzlich, ohne die geringste textliche Vorbereitung, ein fremder Film in den ursprünglich angesetzten einschob.

Die Wiedergabe der dort photographierten Ereignisse erlasse man uns gütigst — es waren Obscivitäten der rüdesten Art, etwa in der Form der Zeile von Gedankenstrichen in Schnitzlers ‚Reigen'. Die Darstellerinnen und Darsteller waren in Berlin noch unbekannt. Die Photographien waren klar — die Bilder gut verständlich.

Des Publikums bemächtigte sich eine begreifliche Unruhe. Die Musik brach sofort ab, erregte „Schluß!"-Rufe ertönten, in einer Loge vernahm man hysterisches Kreischen. Das beunruhigte Publikum drängte zu den Türen. Viele Damen blieben sitzen und riefen durch ihr schamloses Verhalten den berechtigten Protest der anständig Gesinnten hervor.

Unterdes lief der Film unentwegt weiter ab — viele Blicke richteten sich nach oben, in den Lichtkegel des Vorführungsapparates, als könne dies die weitere Fortführung des Skandals hindern.

Der Film lief ungestört fort. Das Haus stand im Zeichen der Aufgestörtheit. Herr Professor Brunner wurde leblos aus einer Loge getragen.

Beherzte Männer waren unterdes mit Herren der Direktion in die Kabine des Vorführers geeilt und mußten dort zu ihrem grenzenlosen Erstaunen feststellen, daß der neue unbekannte Film dort oben von allein lief. Der Vorführer war verschwunden. Nur ein kleiner Zettel fand sich auf seinem Sitz vor, an die Direktion gerichtet, die der darin enthaltenen Aufforderung aber nicht nachkam. Wer den Filmstreifen an den Originalfilm geklebt hat, ist noch nicht zu ermitteln gewesen.

Vor dem Kino hatten sich inzwischen Zusammenrottungen von Passanten gebildet, die die Gelegenheit zu einem kleinen Progrom ausnutzten. Die Veranstalter werden sich wegen Hinterziehung der Lustbarkeitssteuer zu verantworten haben.

Der lascöne Filmstreifen ist gestern von der Schupo (VI. Hundertschaft, Kommandeur Oberst von Woerrishofen) beschlagnahmt und in sichere Verwahrung genommen worden. Wie wir hören, haben die Mannschaften der betreffenden Staffel sämtlich Erholungsurlaub eingereicht. Dem Wunsche zahlreicher Deutsch-Verbände, den Film noch öfter in geschlossener Gesellschaft zwecks Veranstaltung eines Protests gegen die moderne Kunst vorzuführen, kann nicht entsprochen werden.

Der gestörte Film: ‚. . .!' läuft zur Zeit wieder unter lebhafter Anteilnahme des Publikums am Kurfürstendamm weiter. Der Direktion muß das Zeugnis ausgestellt werden, daß sie in würdiger Form das Aergernis abstellen ließ.

Das Ganze muß als ein erneuter Beitrag zur Verrotterung der Sitten unsrer Zeit angesprochen werden.

Peter Panter

## Kindermund

Ihr habt aufs Blut gehustet
und Kindermund gelehrt
blutige Lieder singen.
Heut läuft der Spieß verkehrt.

Ihr lehrtet die Pest sie preisen,
der Krieg ward zum Freudenfest!
Sie wissen das Lied heut zu singen —
das Lied von der Lungenpest . . .

Aus Kindermund mögt Ihr erfahren,
wie blutige Lehre tut:
Ihr habt aufs Blut gehustet,
und sie — sie husten Blut!

Hans Janowitz

# Antworten

**Wahrheitsfanatiker.** Die ‚Freiheit' hatte mitgeteilt, daß auf der Domäne Salder des Freistaats Braunschweig ein Aufseher die Frau eines Arbeiters mißhandelt habe, und hatte das den „Gipfel der Erbärmlichkeit" genannt. Daraus macht die Deutsche Tageszeitung eine daumendicke Ueberschrift, unter der sie triumphierend feststellt, wie „interessant und bezeichnend" es sei, daß „diese mittelalterlichen Zustände ausgerechnet in einem sozialisierten Betriebe" herrschen. In was für einem Betriebe die Mißhandlungen des Gefreiten Helmhake stattgefunden haben, hat das ehrenwerte Krautjunkerblatt nicht ausgerechnet; und daß sie überhaupt stattgefunden haben, nie mißbilligt.

**Sortimenter.** Wenn Ihr euch sowas gefallen laßt! Der Börsenverein des deutschen Buchhandels schädigt euch zwiefach. Der Valuta-Aufschlag, der so hoch ist, weil eine kleine Schicht an der falschen Stelle verdienen will, hat die Stockung des deutschen Bücherexports herbeigeführt. Dieser Börsenverein schädigt euch aber auch durch eine neue Zensur. Seine Vorstandsmitglieder, die euch bevormunden, trotzdem sie selbst einen Vormund brauchten, scheren wohlgemut über einen Kamm: Pornographie, verkitschte Erotik, gute Erotik, ‚Expressionismus', worunter sie alles verstehen, was sie nicht verstehen, und was ihrer Meinung nach sexuell erregend wirkt, und die Politik. Es ist in der Tat so, daß diese reaktionäre Gesellschaft Richard Grelling mit Wilhelm Borngräber gleichzusetzen wagt. Aber sie begnügt sich nicht mehr damit, den Abdruck von Inseraten seiner Bücher in ihrem Monopolorgan zu verweigern, sondern . . . Die Allgemeine Buchhändler-Zeitung schreibt: „Herr Berger vom Verlag Neues Vaterland in Berlin hatte ein Gesuch um Aufnahme in den Verlegerverein eingereicht, und es galt nun, die moralische Qualifikation des Aufnahmesuchenden festzustellen. Der Genannte hat nämlich ein Buch verlegt, das die Anerkennung des geistigen Führers im deutschen Buchhandel, des Herrn Dr. Rupprecht in Göttingen, nicht gefunden hat. Es handelt sich um ein politisches Buch, das den Titel ‚J'accuse' trägt, und im Jahre 1915 bei Payot & Cie. in Lausanne erschien. Der Verfasser des Buches, Grelling, schiebt die Schuld am Kriege der damaligen deutschen Regierung zu und bringt eine Fülle von Belegen, mit denen er seine Ansicht zu beweisen sucht. Man braucht die Beweisführung nicht als schlagend anzuerkennen, kann vielmehr im Gegenteil, wenn man will, dieses Buch als Beweis des genauen Gegenteils benutzen, aber selbst um dies tun zu können, oder um den Verfasser widerlegen zu können, muß man doch immerhin das Buch erst besitzen. Diesen Besitz des Buches hat nun der Verlag Neues Vaterland vermittelt. Wenn er es nicht gemacht hätte, dann hätte es vielleicht ein andrer Verleger getan, vielleicht hätte es aber auch ein Importeur irgendwelcher andrer Waren besorgt, oder vielleicht hätte es der Verlag der kommunistischen Partei getan — kurzum: irgend Jemand hätte sich schon gefunden. Rein geschäftlich betrachtet, ist es zunächst einmal zu begrüßen, wenn Bücher innerhalb des regulären Buchhandels erscheinen und von diesem erreichbar sind. Die Verlegerversammlung wollte jedoch im Buchhandel nicht nur das ‚Geschäft' gelten lassen, sondern sie erkennt — an sich sehr richtig — im Buchhändler den Kulturträger, dessen Schild weiß und unbefleckt sein muß. Und weil es nach der Ansicht der Führer jener Versammlung kulturwidrig ist, eine politische Anschauung zu äußern, die nicht von ausgeprägt monarchistischem Nationalempfinden getragen ist, weil man ferner den Verleger für den Inhalt seiner Verlagswerke voll verantwortlich macht, deshalb hat man die Aufnahme des Herrn Berger in den Deutschen Verlegerverein abgelehnt." Da in der Kaiserlich Deutschen Republik ausgeprägt monarchistisches Nationalempfinden obligatorisch ist,

war „das Häuflein” der Opponenten wider solche Entschließung „klein”. Eure Führer haben das Kulturniveau eines kleinstädtischen Feuerwehrvereins. Nach menschlichem Ermessen werdet Ihr es nicht heben. So bliebe nur, daß Ihr sie wegjagtet. Dazu wollt und könnt Ihr euch, scheints, nicht entschließen. Gegen eine neue Lex Heinze, die deshalb gefährlicher ist als staatliche Eingriffe, weil die Verfügungen der Gesetzgeber und Gesetzausüber kaum an die Oeffentlichkeit gelangen, und weil keine Beschwerde-Instanz über ihnen ist — dagegen habt Ihr kein andres Mittel, als euch weinend an meinen Busen zu flüchten. Wie soll ich da helfen? Helft euch selbst, dann hilft euch Gott.

**Schweizer.** Wir haben der Berliner Lokalanzeiger, der mit konkurrenzloser Schnell- und Zuverlässigkeit ‚Neues aus aller Welt’ verkündet, zum Beispiel: „Der sechsjährige Sohn des Bergmanns Rudolf Brennecke in Wattenscheid, für den seinerzeit der Deutsche Kaiser die Patenschaft übernommen hatte, war durch einen Straßenbahnunfall zu Tod gekommen. Die Familie hatte auch eine Todesanzeige nach Doorn gesandt. Darauf ist jetzt den Eltern des Verunglückten ein in herzlichen Worten gehaltenes Beileidsschreiben zugegangen.” Ihr habt dafür die Basler Nachrichten, die „Schlachtfelder-Rundfahrten im Auto” veranstalten und den Teilnehmern „nach Einzahlung von 137 Franken ohne jede weitere Auslage Folgendes bieten: Sie fahren im Schnellzug II. Klasse abends von Basel ab. Sie erhalten im Speisewagen das Diner mit Wein und Kaffee, Trinkgeld inbegriffen. Sie werden am Bahnhof in Metz abgeholt und im- Auto ins Hotel geführt. Sie übernachten in einem erstklassigen Hotel. Bedienung und Trinkgeld inbegriffen. Sie erhalten am Morgen ein reichliches Frühstück. Sie fahren in einem bequemen Personenauto in Metz ab und durch das Schlachtfeldergebiet von 1870/71 (Gravelotte). Sie fahren durch die zerstörten Dörfer ins Festungsgebiet von Vaux mit den riesigen Friedhöfen mit Hunderttausenden von Gefallenen. Sie besichtigen unter Führung die unterirdischen Kasematten des Forts Vaux. Sie besuchen das Ossuaire (Beinhaus) von Thiaumont, wo die Ueberreste der nicht agnoszierten Gefallenen fortwährend eingeliefert und aufbewahrt werden. Sie besuchen die Tranchée des Baionettes oder des Ensevelis, der lebendig Verschütteten, deren Gewehrläufe und Bajonette noch zum Boden herausragen. Sie erhalten im besten Hotel von Verdun ein Mittagessen mit Wein und Kaffee, Trinkgeld inbegriffen. Sie haben nach dem Essen Zeit zur Besichtigung des zerschossenen Verdun, der Ville-Martyre. Sie fahren am Nachmittag zurück durch das schrecklich verwüstete Gebiet von Haudiamont und gelangen wieder nach Gravelotte und Metz. Sie erhalten in Ihrem Hotel in Metz ein Diner mit Wein und Kaffee, Trinkgeld inbegriffen. Sie fahren im Nachtschnellzug II. Klasse zurück nach Basel. Alles inbegriffen im Preise von 137 Franken bei reichlicher Verpflegung in erstklassigen Gasthäusern.” Guten Appetit!

Für die Opfer deutscher Richter haben eingesandt: Fritz Loeb, Trier, 500 M.; A. Becker, Erp, 5 M.; Rosa Stössinger, Berlin, 50 M.; Karl L., Berlin, 10 M.; Julius Flaschner, Hamburg, 150 M; Felix Bloch Erben, Berlin, 300 M.; R. P., Marburg, 30 M.; L. J., Berlin, 200 M.; Fritz Goerke, Breslau, 120 M.; Bruno Fernbach, Breslau, 25 M.; Bruno Frank, Feldafing, 50 M.; H. Kranz, Dortmund, 50 M.; Ungenannt 50 M.; A.C. 31, 50 M.; E P., 20 M.: X.X.10 M.; Cläre Meyer-Lugau, Berlin, 100 M.; Carsten Nielsen, Berlin, 50 M.; E. S. und K. G., 30 M.



Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII Jahrgang 14. April 1921 Nummer 15

## Die Sackgasse von Karl Rothammer

Herr Viviani hat versucht, in Amerika Verständnis für Frankreichs Leiden zu finden. Auch Deutschland sandte seine Hoffnungen über den Ozean. Ein doppelter Beweis dafür, daß die europäischen Staatsmänner sich und ihre Völker nun glücklich in eine Sackgasse hineinoperiert haben. Der gute Onkel jenseits des Teiches soll helfen. Herr Viviani fand so viel Entgegenkommen, wie im Interesse des amerikanischen Kapitals liegt, und Simons hat zwischen den Zeilen der ihm zugegangenen Antwort gleichfalls nichts Andres lesen können.

Europas Appell muß auf Amerika einigermaßen erheiternd gewirkt haben: die Zinsen und die Amortisation der geliehenen Milliarden bleiben zwar noch aus — aber ein größerer Gewinn kommt in den Hafen: der Aufstieg der amerikanischen Anteilnahme an der Weltwirtschaft und an der Weltregierung. Die Geschichtslosigkeit des neuen Kontinents beginnt, Vorteile zu bringen. Das alte Europa scheint unheilbar. Der Krieg hat nichts geklärt, nichts Endgültiges geschaffen, hat die Verwirrung der Nationalitäten, der Sprach- und Handelsgrenzen, der Zollschikanen, kurz: der europäischen Misere nur gesteigert. Briands schwere Faust wird daran auch nichts ändern können. Aber warum lernt dieser Gefangene einer Hottentotten-Kammer nichts von sich selbst, nichts von dem französischen Ministerpräsidenten, der den Vertrag von Sèvres nicht wie ein Heiligtum hütete, ihn vielmehr abändern ließ, nachdem sich erwiesen hatte, was auch in diesem Dokument des Hasses unerträglich ist? Zwar wird durch diese Abänderung allein die Balkan-Frage und die Frage des vordern Asiens nicht erledigt, aber immerhin: den Türken wurde Gelegenheit gegeben, den Grad der ihnen verbliebenen Lebensfähigkeit zu erweisen, und den Griechen wurde die Sorge, schlecht unterbaute Expansionspolitik treiben zu müssen, rechtzeitig erleichtert.

Versuche, derart aus Sackgassen herauszukommen, sind immer noch aussichtsreicher als hitzige Bocksprünge, Kopf gegen die Wand. Der Abgang des traurigen Karl bestätigt einen der wenigen wirklich freundlichen Erfolge all der letzten wirren Jahre: die Monarchie ist Kadaver geworden. Aber die Völker sind damit noch nicht Regenten geworden. Diese Feststellung mag schmerzhaft sein, kennzeichnet jedoch die Relativität aller Doktrin, auch der von der absoluten Demokratie, auch der von der göttlichen Berufung des Volks, der Massen, Derer, die bisher gehindert wurden. War ‚Moskau' etwa keine Sackgasse? Nur in dem Tempo, in dem es sich selbst abbaut und sich der Weltstruktur wieder einfügt, kann es produktiv werden. Produktion aber ist der einzige Sinn von Volks- und Völkergemeinschaft.

Herr Briand ist andrer Meinung: er glaubt an die Produktivität der völkertrennenden Gewalt und würde sich, diesem Wahne folgend, sogar von seinen Bundesgenossen separieren. Auch

Englands Kameradschaft muß schließlich einmal Grenzen haben, zumal nachdem Amerika den Völkerbund als eine Karikatur gekennzeichnet hat und in Amsterdam die proletarische Internationale die Zusammenarbeit deutscher und französischer Arbeitskräfte als Voraussetzung für den Wiederaufbau und damit für die Wiedergutmachung überhaupt erklärt hat. Briand etabliert sich als Zertrümmerer, Moskau rundet sich ab. Auch mit Persien, nach England und Polen, wills Einigung und wird kaum auf Grund einer Ueberschätzung seines georgischen Abenteuers eine Gelegenheit, über die Kemalisten mit der Türkei eine Lebensmöglichkeit zu finden, diktatorisch abweisen. Nur Herr Briand ist hartköpfig, Und die deutsche Reichsregierung findet nicht die Kraft, ihn durch überwältigende Aktivität aus seinem Angstrausch in die Nüchternheit kühler Rechnung zu versetzen.

Bleibt immer nur die Hoffnung, daß die Notwendigkeiten der Wirtschaft, Kapital und Arbeiterschaft gleichmäßig bestimmend, schließlich doch stärker sein werden als alle politischen Experimente, stärker als alle Parlamentsphrasen und Parteiegoismen. Wenngleich alle Arbeiterschaften gegen den Stinnes, der keiner fehlt, wacker kämpfen müssen, so zeigt sich doch immer deutlicher, daß der Weg des Wiederaufbaus international und von Kapital und Arbeiterschaft gemeinsam gegangen werden muß. Das Zeitalter des Kapitalismus ist noch nicht abgeschlossen, eine sozialistische Wirtschaftsform — auch Vollsozialisierung wäre noch nicht Sozialismus — kann noch nicht verwirklicht werden. Was aber möglich ist und zugleich notwendig, das sind jene Modifikationen des Kapitalismus, deren es bedarf, um die Lebensfähigkeit, um den körperlichen und geistigen Aufstieg der Millionen, von deren Widerstandsfähigkeit und Selbsteinschätzung schließlich das Ergebnis des kapitalistischen Prozesses abhängt, zu sichern.

Insofen kann die große Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeit, die sich in England entfaltet, ein bedeutsamer Fortschritt werden. Die englische Arbeiterschaft, frei von politischen Utopien, wird, wenn sie Erfolg haben sollte, diesen nicht für abstrakte Formeln, sondern für die wahre Besserung ihres Haushalts, ihrer Fleischtöpfe und ihres Wochen-Endes verwenden. Ihr Beispiel wird dann hoffentlich nicht weniger als das kommunistische Fiasko dazu beitragen, auch die deutsche Arbeiterschaft von ihrer heimlichen Liebe zur Mystik der Sackgasse endgültig zu befreien. Eine Gesundung, die allerdings voraussetzt, daß von der bürgerlichen Exekutive verzeihendes Verstehen nicht nur dem Typ Lebius, sondern auch den Typen der andern Couleur entgegengebracht wird. Eine Gesundung, die sich nur vollziehen kann, wenn die politische Krankheit Deutschlands und seiner Arbeiter nach dem Rezept Severings geheilt wird.

Die Ueberwindung des politischen Sports, der historischen Belastung, der Erbschaften; die Entgiftung des Kapitalismus vom letzten Sklavengelüst; das Erwachen der Arbeiterschaft aus dem chiliastischen Traum und ihre Erstarkung als vertragsschließende Partei: das sind zugleich Ziele und Wege für den europäischen Wiederaufbau.

# Harding von Frank Harris

Vor der letzten Präsidentenwahl hatte ich immer wieder und wieder geschrieben, Cox, der Wilsons Führung der Regierungsgeschäfte verkörpere, müsse durch die furchtbarste Niederlage gestraft werden, die je einem Präsidentschaftskandidaten in Amerika zuteil geworden. Ich hoffte, Wilsons Despotismus samt seiner schändlichen Vergewaltigung der Konstitution, seinem gemeinen Privatinteressen entwachsenen Krieg gegen Rußland würde mit Hilfe der Deutschen und Irländer nicht allein geschlagen: die ganze Demokratische Partei würde, wie vor hundert Jahren die Föderalistische Partei, wegen ihrer Beeinträchtigung der Freiheit vernichtet werden. Ich sprach offen aus, daß mir Harding nur von seiner Tätigkeit im Senat her bekannt sei — dennoch sei ich der Ansicht, man müsse, wo immer die Wahlchancen unentschieden seien, für ihn, oder, als ein in die Zukunft blickender Mensch, für Debs stimmen. Eines tat not: die Demokratische Partei und die Erinnerung an Wilsons schmähliche Regierung mußte fortgefegt werden.

Eines Tages suchte mich ein Freund des Senators Harding auf, erzählte mir über diesen allerlei schöne Dinge, versicherte mir, er sei ein vollkommen ehrlicher Mensch, klug und gerecht und außerdem ein überzeugter Christ. Ob ich nicht meinen Angriff auf Cox dadurch verschärfen wolle, daß ich zu Gunsten Warren Hardings schriebe?

Der Mensch ist von Natur optimistisch. Ich zumindest bin es. So erklärte ich denn, falls Harding ein wahrer Christ sei, könne ich auf den Vorschlag seines Freundes eingehen.

Bald darauf erhielt ich einen Brief des Senators Harding, der mich aufforderte, ihn in Marion zu besuchen. Obschon ich äußerst beschäftigt war, nahm ich die Einladung an und traf etliche Tage später in Marion ein.

Auf dem Mitteltisch in Hardings Wohnzimmer befand sich ein großes Portrait von ihm. Er starrte einem entgegen, sobald man die Tür öffnete. Ich betrachtete es genauer. Zu meinem Staunen bemerkte ich, daß sich das Bild, trat man etwas nach links, in das Abraham Lincolns verwandelte. Ich trat nach rechts: Abraham Lincoln verschwand, und statt seiner blickten mich das wohlbekannte Gesicht und der grimmige Mund George Washingtons an. Harding war das Mittelstück dieser Dreifaltigkeit — eine originelle Art, seine Persönlichkeit zu betonen.

Nach einer kleinen Weile wurde ich in ein andres Zimmer geführt. Senator Harding erhob sich und schüttelte mir die Hand. Da ich annahm, daß des Kandidaten Zeit noch wertvoller sei als meine, stürzte ich mich sogleich in medias res.

„Senator Harding", begann ich, „ich halte Sie für einen eingefleischten Reaktionär. Aber Ihre Freunde behaupten, Sie seien ehrlich wie Lincoln und hätten außerdem noch den Vorzug, ein überzeugter Christ zu sein. Deshalb habe ich Sie aufgesucht."

„Verzeihen Sie", unterbrach er mich, „ich bin im Senat stets als fortschrittlich gesinnter Mann und keineswegs als Reaktionär betrachtet worden. Ich entsinne mich einer Gelegenheit, wo

etliche Senatoren mir sagten, ich sei einer der kühnsten Reformer des Senats."

Harding berichtete mir alle Einzelheiten jenes Vorfalls und nannte die Namen dieser Senatoren. Ich erwiderte ihm: „Ich wollte Sie nicht beleidigen. Ich möchte nur erfahren, ob ich Ihre Wahl mit gutem Gewissen unterstützen kann oder nicht. Wenn Sie ein Christ sind, so müssen Sie an die Lehre von der Verzeihung glauben. Deshalb will ich mit Ihnen über die Dienstverweigerer aus Gewissensgründen reden, die noch immer in amerikanischen Gefängnissen sitzen. In England und Frankreich sind alle derartigen Gefangenen bereits frei; bei uns sind noch etwa vierzig im Gefängnis. Wenn man alle Umstände in Betracht zieht, vor allem aber, daß Amerika durch den Krieg fast garnicht gelitten hat, so müßte einem großen Volk wie den Amerikanern doch möglich sein, diese Gefangenen freizulassen."

Senator Harding unterbrach mich: „Sie verlangen, daß ich das Urteil von vierzig amerikanischen Richtern umstoße, der besten Richter der Welt. Das kann ich nicht tun."

„Ich könnte gegen Ihre Behauptung, die amerikanischen Richter seien die besten der Welt, Einspruch erheben", meinte ich. „Ich will nicht die französischen und englischen Richter preisen; aber ich halte sie für weitaus gebildeter und gerechter als den durchschnittlichen amerikanischen Richter, und Sie müssen selbst zugeben: sie haben sich in diesen Fällen menschlicher gezeigt als die unsern. In England haben die Richter die Dienstverweigerer aus Gewissensgründen nur in den seltensten Fällen zur Höchststrafe von zwei Jahren Gefängnis verurteilt. In Amerika haben sich die Richter nicht im mindesten um die Gesetze der Menschlichkeit gekümmert: sie haben Knaben zu zwanzig Jahren, noch nicht erwachsene Mädchen zu fünfzehn Jahren Gefängnis verurteilt. Ihnen ist nun die Gelegenheit gegeben, reines Christentum zu beweisen. Weshalb verfügen Sie nicht, daß Debs begnadigt werde? Er ist ein alter Mann, einer der edelsten Menschen und befindet sich bereits seit zwei Jahren im Gefängnis. In England hätten sie ihn zumindest ebenso gut behandelt wie Bertrand Russel, der für seine Feststellung, daß die amerikanische Armee nur gebildet worden sei, um Streiks zu brechen und als Werkzeug des Kapitalismus zu dienen, sechs Monate bekam. Außerdem darf er seine eignen Kleider tragen, Besuche empfangen, sich selbst verköstigen. Jeder Christ sollte doch einsehen, daß Debs begnadigt werden müßte."

„Ich sehe es nicht ein!" rief Senator Harding empört. „Ich betrachte Debs als einen Feind der Allgemeinheit. Hat er denn nicht versucht, uns am Eintritt in den Krieg zu hindern?"

„Hätte nicht auch sein Führer Christus den Frieden propagiert?"

Herr Harding zuckte ärgerlich die Achseln.

„Kennen Sie Debs?" fragte ich. „Haben Sie seine Verteidigungsrede gelesen?"

„Nein", entgegnete Harding noch empörter. „Ich habe sie nicht gelesen und will sie auch nicht lesen. Ich weiß von ihm, was alle wissen: daß er gegen den Krieg war. Das genügt mir."

Ich fuhr, so sanft ich konnte, fort: „Sie sollten Debs nach dem beurteilen, was er in seinem Prozeß sagte: ‚Solange ein Mensch ausgestoßen ist, will ich es auch sein. Solange ein Mensch um seiner Ueberzeugung willen im Gefängnis schmachtet, will ich mit ihm gefangen sein.' Derartige Worte könnten selbst in der Bergpredigt stehen."

Herr Harding war so zornig, daß er sich erheben mußte. „Wenn Sie doch nicht", meinte er kläglich, „Religion und Politik verquicken wollten! Ich bin nicht Ihrer Ansicht. Ich würde Debs, selbst wenn ich es könnte, nicht freilassen."

„Werden Sie Frieden schließen?" fragte ich, mich an die letzte Hoffnung klammernd.

„Wahrscheinlich", erwiderte er barsch. „Im Laufe der Zeit." Er blieb noch immer stehen.

Ich betrachtete dies als Zeichen, daß er die Unterredung zu beenden wünsche. „Ich bedaure, Senator", bemerkte ich. „Ich hatte gehofft, einen Nachfolger des milden Jesus anzutreffen. Sie sind doch ein Siebenter-Tag-Adventist?"

„Etliche meiner Angehörigen waren dies", entgegnete er mißbilligend. „Ich aber bin Baptist."

Als ich das Zimmer verließ, warf ich noch einen Blick auf das große Portrait. Da ich an Washingtons mutige Männlichkeit und Weltkenntnis, an Lincolns liebevolle Menschlichkeit dachte, mußte ich lächeln.

Dieses Interview erinnerte mich lebhaft an ein Gespräch mit Anatole France, der mir beweisen wollte, die politischen Führer der Demokratie müßten notgedrungen um tausend Jahre zurück sein. „Mindestens um tausend", wiederholte er. „Ich versichere Ihnen: die Bosheit und Unwissenheit dieser Leute ist unglaublich." Nun mußte ich zugeben, daß er recht hatte, denn hier war ich dem typischen Amerikaner begegnet: dem Amerikaner, der die achtzehnjährige Mollie Steimer wegen einiger Worte der Verteidigung ihres Vaterlandes mit fünfzehn Jahren Gefängnis bestrafte; dem Amerikaner, der 1920 nicht gestattete, daß in Amerika eine deutsche Oper aufgeführt werde, obgleich sie in Paris und London bereits aufgeführt worden war; dem Amerikaner, der die Eisenbahnen den Privatbesitzern zurückgibt, weil diese der Wall Street jährlich anderthalb Milliarden für Spionagezwecke zahlen; dem Amerikaner, der Debs nicht freilassen will und einen Einbrecher einem fortschrittlich Gesinnten vorzieht.

Kein Wunder, daß die amerikanische Demokratie in den kapitalistischen Despotismus übergeht. Kein Wunder, daß die Präsidenten nur die willigen Werkzeuge der Geldmacht sind.

Ich kehrte nach New York zurück und forderte jeden vernünftigen Menschen auf, für Debs zu stimmen. Ich säße lieber im Gefängnis mit Debs als im Weißen Haus mit dem Präsidenten Harding.

Doch quälte mich noch eine Frage: Was hatte Harding gemeint, als er sagte, er werde „im Laufe der Zeit" Frieden schließen? Bedeutet dies einen neuen Aufschub?

Einzig berechtigte Uebertragung aus dem Amerikanischen von Hermynia zur Mühlen.

# Lenin und Lloyd George von Elias Hurwicz

Abstraktionen sind, wie schon Disraeli gesagt hat, nie von sonderlichem Einfluß auf die englische politische Psyche gewesen. In Englands politischer Geschichte kann man Fälle aufweisen, die unsrer Kontinentalpsyche als Widersprüche in sich erscheinen (beispielsweise: Verwirklichung radikaler Reformen durch die Konservativen). Dieser Mangel an Prinzipienkonsequenz hat sich scharf auch in Englands russischer Politik ausgeprägt. England brachte es fertig, zu gleicher Zeit die Polen gegen die Bolschewiki zu unterstützen, Wrangel aber abzuweisen; zu gleicher Zeit den Grundsatz der Nicht-Intervention in die russischen Angelegenheiten zu proklamieren und — Batum und Baku zu besetzen. Die nationalistischen Franzosen stieß dieser Mangel an Konsequenz oft vor den Kopf. 1919 schrieb der ‚Temps' über die Schwankungen der Rußland-Politik Englands:

„En chaque endroit, en chaque circonstance les représentants britanniques adaptent leur attitude aux possibilités immédiates. Aussi se contredisent-ils souvent; et notre esprit français, épris de logique, cherche en vain le système qui expliquerait leurs initiatives disparates. Mais tout s'éclaire, si l'on renonce a interpréter des intentions et si l'on considère seulement les résultats."

Auf die „Resultate" hat es aber Lenin ebenso wie Lloyd George abgesehen. Und so gewähren die beiden Gentlemen seit Jahr und Tag der Welt das Schauspiel zweier Menschen, die eifrig bemüht sind, einander zu überlisten.

Nun ist das Spiel — formell — beendet, und das Objekt unzähliger langwieriger Verhandlungen: das englisch-russische Abkommen liegt vor. Sein erster Teil bestimmt, daß die Sowjet-Regierung auf jede Propaganda in Indien und Afghanistan verzichtet. Dafür erhält sie die Freiheit des Handels mit England: keine Waren, keine Sendungen (insbesondere keine Goldsendung), die aus Sowjet-Rußland als Entgelt für englische Waren eintreffen, dürfen beschlagnahmt werden. Eine Ausnahme bilden nur die Fälle, wo es sich um notorisches Eigentum der englischen Regierung oder eines englischen Untertans, also, einfach gesprochen, um Fälle handelt, wo die Sowjet-Regierung für englische Waren mit „konfisziertem" englischen Eigentum „bezahlen" will. Sollten die britischen Gerichte, heißt es im Vertrag ausdrücklich weiter, diese Regeln nicht beachten und zur Beschlagnahme schreiten, so hat die russische Regierung das Recht, den Vertrag sofort außer Kraft zu setzen. Endlich wird den beiden Regierungen das Recht eingeräumt, in dem Lande des Kontrahenten völlig freie Handelsagenturen zu unterhalten.

Wer hat den Andern überlistet: Lloyd George den Lenin oder umgekehrt? Ich glaube: Lenin den Lloyd George. Bei der Lektüre des Vertrages gewinnt man zwar den bestimmten Eindruck, daß sein Schwerpunkt in seinem ersten Teil liegt, daß Lloyd George also um den Preis der Handelsfreiheit die Nichteinmischung Rußlands in die englische Orientpolitik erkaufen will. Aber im Vertrage ist ja nur von Indien und Afghanistan — allerdings den wichtigsten orientalischen Einflußsphären Englands — die Rede. Kein Wort spricht von der Türkei. Mit

welchem „internationalen Recht” werden da die Engländer die Bolschewiki hindern können, etwa Kemal Pascha zu unterstützen? Und wie steht es mit Indien und Afghanistan selbst? Der Moskauer M. P. Pawlowitsch sagt in seinen ‚Fragen der kolonialen und nationalen Politik und die Dritte Internationale‘:

„Wir messen dem Kampf des Ostens gegen den ausländischen Kapitalismus eine ungeheure Bedeutung bei. Wir wissen, daß der europäische Kapitalismus seine Kraft nicht aus den europäischen Industrieländern, sondern aus seinen Kolonien schöpft. Der riesenhafte Industrie-Organismus Großbritaniens ruht auf der Ausbeutung seiner unermeßlichen Kolonien. Nehmen Sie diese England weg, und Sie werden dem englischen Kapitalismus und Imperialismus den Rückgrat brechen . . . Aber das Tor, das aus Sowjet-Rußland und der Ukraine durch den Kaukasus nach dem Osten hinausführt, ist durch einen starken Riegel, ein eisernes Schloß — die ‚kleinbürgerlichen’ Staaten Armenien und Georgien — versperrt. Wenn dieser Riegel, dieses Schloß gesprengt sind, ist das Tor offen.”

Heute ist auch dieses Tor offen. Liegt darin nicht ein Anreiz mehr? Und dann: Kann die Sowjet-Regierung nicht jede Verantwortung für die „Handlungen der Dritten Internationale” von sich weisen?

Es ist viel darüber gestritten worden, ob das Handelsabkommen eine Anerkennung der Sowjet-Regierung in sich schließe. Faktisch ist es eine Anerkennung. Zumindest ist es eine Anerkennung der Sowjet-Regierung oder Sowjet-Rußlands als juristische Person. Durch dieses rechtliche Tor wird die Sowjet-Regierung zu den Quellen des internationalen Kredits streben.

Und der englisch-russische Handel selbst? Er wird doch nur einen ganz sporadischen und — sagen wir: überwiegend „merkantilistischen” Charakter für England haben, da die meisten Zahlungen nicht in Waren, sondern in Gold und andern Kostbarkeiten erfolgen werden. Neulich bot die Sowjet-Regierung, beispielsweise, wertvolle Teppiche an. Der frühere Direktor des englischen Kabelwerkes in Baku, Clark, sandte an Sir Horne, den englischen Handelsminister, einen offenen Brief mit der Frage, ob dieser dafür garantieren könne, daß sich unter diesen Teppichen nicht auch die ihm, Clark, in Baku „beschlagnahmten” Teppiche befänden, ob also die englische Regierung den Verkauf geraubten oder gestohlenen Gutes in England sanktionieren wolle. Keine Antwort . . .

Lloyd George hat das Abkommen vor dem Unterhause dadurch zu rechtfertigen gesucht, daß Lenin die Unmöglichkeit begriffen habe, mit dem Marxismus eine Lokomotive zu bauen. Durch den Verzicht auf seinen Doktrinarismus sei er also den theoriefeindlichen Engländern vertragsfähig geworden. Aber Lloyd George hat für die Vertragstreue seiner Kontrahenten keine Sicherheiten, und der Verzicht auf die bolschewistischen Maximen steckt vorderhand doch noch in den allerersten Anfängen. Um mit Westeuropa richtigen Handel treiben zu können, dazu müßte die Sowjet-Regierung erst die gesamte russische Wirtschaft gesund machen. Das heißt aber: sie müßte aufhören, ein bolschewistische Regierung zu sein.

# Karls Osterfahrt von Ernst Goth

Nun fragt man sich: Wie war das Abenteuer von Steinamanger möglich? Lag es wirklich nur an der Unreife und Urteilslosigkeit Karls von Habsburg, an seinem, von den Damen Parma offenbar aufgepulverten Tatendrang? Keineswegs. Auch ein etwas Urteilsfähigerer hätte das Opfer der schwindelhaften Interessenpolitik werden können, die sich zur Zeit in Ungarn hinter den geschwollenen Phrasen von Konsolidierung und christlich-nationaler Wiedergeburt verbirgt.

Man muß ein wenig zurückgreifen. Im Gesetzartikel I. vom Jahre 1920 hatte die Nationalversammlung ausgesprochen, daß „die Ausübung der Königsgewalt erloschen" und Horthy so lange mit den Agenden des Staatsoberhauptes betraut sei, „bis die endgültige Staatsform gewählt werde". Wohlgemerkt: das Gesetz sprach von einer „Staatsform" und nicht von einer neuen Monarchie. Horthy aber beeilte sich, Ungarn zum Königreich zu erklären. Er ernannte königlich ungarische Minister, die Gerichte verübten ihre ungezählten Justizmorde im Namen des Königs, der Reichsverweser zeigte sich dem beglückten Volke in der Hofloge des königlich ungarischen Opernhauses, und seine Offiziere trugen den Doppeladler am Portepee ihres von Arbeiter- und Judenblut befleckten Säbels. Und da in Ungarn seit vierhundert Jahren die Begriffe „königlich ungarisch" und „habsburgisch" identisch sind, erschien so Horthy als das natürliche Haupt der Legitimisten, das heißt: jenes kleinen, doch einflußreichen und gewalttätigen Klüngels von Grafen, Bischöfen, Generälen und Bankleuten, die, kurzsichtig und machthungrig, Karls Thron und damit die bisherige Herrschaft der Tripleallianz: Aristokratie - Kirche - Bankkapital neu aufzurichten hofften. Als sie selbst in dieser Nationalversammlung, die alles Andre vertritt, nur nicht den Volkswillen Ungarns, scharfer Opposition begegneten, gelang es ihnen, mit Horthys Hilfe durchzusetzen, daß die „Erörterung der Königsfrage" — schon sprach Niemand mehr von einer „Staatsform" — vorläufig zurückgestellt wurde. Damit war Zeit gewonnen und die Nationalversammlung ausgeschaltet. Dafür durfte selbst die Peinlichkeit in Kauf genommen werden, daß einige ihrer Redner sich erkühnten, über die Mordtaten von Horthys Offizieren und die Pogrome der „Erwachenden Magyaren" zu sprechen.

Die Fäden zwischen Prangins und Budapest wurden immer dichter. Französische Reaktionäre streckten gewaltige Summen vor: einmal 28, dann 52 Millionen Francs — von denen einige sogar dem Kapp-Putsch zuflossen. Und die Offiziere der französischen Mission in Budapest, die dort seit zwei Jahren in Feudal- und Bankkreisen champagnisieren, ließen durchblicken, daß die Drohungen aus Paris nicht halb so ernst gemeint seien, und daß die kleine Entente zwar bellen, aber nicht beißen könne: den Tschechen machten es die unzufriedenen, ungarfreundlichen Slowaken, den Serben die katholischen Kroaten, den Rumänen die siebenbürgischen Székler und die nahen Bolschewisten un-

möglich, gegen Ungarn vorzugehen — also nur keine Angst! Dazu kam, daß Politiker wie Apponyi und Andrassy immer wieder darauf hinwiesen, daß der mit der Stefanskrone gekrönte König bisher nicht abgedankt habe, und zum Ueberfluß erklärte Horthy noch im März einem französischen Journalisten, daß „Charles le seul roi légitime" und er selbst nur so lange Regent bleibe, wie der König abwesend sei. Als aber dieser König acht Tage später plötzlich anwesend war, wurde er sehr entschieden von demselben Horthy hinauskomplimentiert, der doch nur sein Platzhalter sein wollte. Wollte ers wirklich? Einen Augenblick lang hat dieser geschickte Abenteurer seine Maske lüpfen müssen. Immerhin lange genug, um verstehen zu lassen, weshalb er es so eilig hatte, Ungarn zum Königreich zu erklären und Jeden als Hochverräter zu verfolgen, der das Wort „Republik" aussprach. Weshalb er lieber auf die Achtung Europas verzichtete als auf die starke Leibgarde seiner Offizierdetachements, die nach Herzenslust morden, foltern, rauben, plündern durften, solange sie treu und fest zu ihm hielten. Weshalb er sich dafür einsetzte, daß die Königsfrage vorläufig unerörtert blieb. Ihm schwebte dabei — man lache nicht! — ein kleiner Advokatensohn aus Ajaccio vor, der nicht einmal Konteradmiral, sondern nur Artillerieleunant war, als ihn die Gegenrevolution zur Höhe wirbelte. Und deshalb paßte ihm das plötzliche Erscheinen des „seul roi légitime" so wenig, daß er ihm kurz entschlossen die Türe wies.

Die Legitimisten mögen ein wenig verdutzt gewesen sein. Nicht alle. Viele unter ihnen wären sicherlich gern bereit, auch einem Nikolaus I. zu huldigen, denn nicht die Person des Herrschers, am allerwenigsten die Person Karls liegt ihnen am Herzen, sondern das System der „guten alten" Monarchie, in der allein ihr Weizen zu blühen vermag. Mehr betroffen dürften sie über die einmütige Abfuhr gewesen sein, die dem letzten Habsburger von der Nationalversammlung bereitet wurde. Denn nun konnte, nun mußte ja Europa erkennen, daß das Volk Ungarns keineswegs so „bis in die Knochen" königstreu ist, wie die erbärmliche Legitimistenclique stets behauptete. Es hatte diese Knochen offenbar allzu oft für das Erzhaus zu Markte tragen müssen. Wie es in Wahrheit um diese Königstreue bestellt ist, wird man in dem Augenblick sehen, wo man das Volk nicht mehr mit Bajonetten und Horthy-Knüppeln daran hindert, die ihm genehmen Vertreter in die Nationalversammlung zu schicken. Dann wird im Nu jene demokratische Agrar-Republik da sein, die heute Ungarns einzig mögliche Staatsform ist, und in der man an Horthy, seine Mordoffiziere, seine „erwachenden" Wegelagerer, aber auch an die legitimistischen Grafen und Hetzbischöfe nur wie an einen fernen, bösen Albdruck zurückdenken wird. Und wo etwa dann noch ein vergessenes Bild Karl des Letzten hängt, wird man lächeln — vielleicht mitleidig lächeln.

Sein jüngstes, unerwartetes Erscheinen in Ungarn muß und wird die Klärung der Lage beträchtlich fördern. Und ist deshalb als die erste Tat eines Habsburgers anzusehen, die Ungarn Vorteil gebracht hat.

# Die Justiz von Hugo Grotius

## XV. Aulock, Hiller und die Kommunisten

Das vorige Mal habe ich gesagt, die Einsetzung der Ausnahmegerichte gegen die proletarischen Aufrührer durch Verordnung des Proletarierführers und Reichspräsidenten Ebert vom neunundzwanzigsten März zeuge von einer gewissen Ehrlichkeit, einem gewissen Mut. Ick dementiere mir. Es ist nicht wahr! Wahr ist vielmehr, daß Heuchelei und Lüge die Geburtshelfer dieser wahrhaft demokratischen, einer halbsozialistischen Republik würdigen Einrichtung sind. Die Regierung selbst hat das inzwischen amtlich bekannt gemacht. Sie nennt diese Ausnahmegerichte heuchlerisch „Sondergerichte" — und schon sind sie nicht mehr verfassungswidrig; denn die Verfassung verbietet nur „Ausnahmegerichte". Dieser Trick ist weder neu noch originell, ist mit Erfolg schon im kaiserlichen wie im Ebertinischen Zeitalter, zuletzt bei den famosen Wuchergerichten angewandt worden; so zwar, daß kein Jurist heute mehr ein wirkliches Ausnahmegericht nennen oder auch nur theoretisch konstruieren kann. Um das Maß der Unehrlichkeit voll zu machen, wird dem Ukas des sozialistischen Präsidenten eine halbamtliche Erklärung mit auf den Weg gegeben, wonach durch die Bildung der außerordentlichen Gerichte nicht etwa „eine einseitige Beurteilung der in dem Aufruhr verwickelten Personen herbeigeführt werden" soll — beileibe nicht! Nur: bei Aburteilung der „massenweise begangenen Straftaten" durch die ordentlichen Gerichte würden die Verfahren „aller Voraussicht nach übermäßig lange hinausgezögert werden mit der Folge, daß die Verhafteten viele Monate in der Untersuchungshaft auf ihre Aburteilung hätten warten müssen". Das will man den Aermsten nicht zumuten, und einzig deshalb und in ihrem eignen Interesse bringt man sie schnell ausnahmsweise vor ein Sondergericht, das sonderbarerweise kein Ausnahmegericht ist. Man will offenbar nicht das schmachvolle Unrecht wiederholen, das man, zum Beispiel, den braven Helden des Freicorps Aulock in Breslau angetan hat. Die hatten kurz nach den glorreichen Kampftagen um die Iden des März 1920 wehrlose Gefangene ein wenig mit dem Gewehrkolben gestreichelt und mit harten Gegenständen in zärtliche Berührung gebracht, hatten ihnen „Beine gemacht" und „Abreibungen" verpaßt, gehorsam den Worten ihrer Vorgesetzten: Schlagt die Leute, wie Ihr wollt; schlagt sie tot — aber wir wissen von nichts! (Was natürlich nur im Wege soldatischen Mißverständnisses als „Befehl" angesehen werden konnte.) Um diese Taten sühnen zu dürfen, haben die guten Aulock-Jünger genau ein Jahr warten müssen, und auch dann ist nur den drei prominentesten, einem Offizierstellvertreter,

einem Gefreiten und einem Unteroffizier, Gelegenheit geboten worden, sich vor Gericht zu verantworten, während ihre Vorgesetzten bis heute immer noch von nichts wissen.

Aber das werden jetzt sicherlich Eberts Sondergerichte nachholen. Sie sind keineswegs „einseitig gerichtet gegen . . ." Dafür bürgt in Berlin schon der Vorsitzende, jener Landgerichtsrat Braun, der den Oberleunant Hiller zu fünf Monaten Festungshaft verdonnert hat. Gleich die ersten Urteile atmen die berühmte deutsche Objektivität. Ein Dreherlehrling von siebzehn (!) Lenzen hatte eine Nummer der ‚Roten Fahne' verbreitet, die unter dem Titel: ‚Der Kampf geht weiter' zu Generalstreik, Bewaffnung des Proletariats und Entwaffnung des Bürgertums aufforderte — darob Antrag des Staatsanwalts: 4 Monate, Urteil: 1 Woche Gefängnis! Von Rechts wegen. Ein Arbeiter hatte Zettel angeklebt des Textes: „Arbeiter, sichert euch die Wahl in den Betrieben!" „Was wollen die Kommunisten?" „Brüder, schützt die Genossen in Mitteldeutschland vor dem weißen Tenor!" Urteil: 1 Monat Gefängnis! Ein Dritter gar hat auf Geheiß eines Unbekannten aus einem Lokal in der Simon-Dach-Straße einen Koffer abgeholt, in dem sich „etwas zum Schutz gegen die Orgesch" befand. Antrag wegen Vergehens gegen das Entwaffnungsgesetz (dem bekanntlich die Orgesch und ähnliche soziale Einrichtungen nicht unterstehen): 1 Jahr, Urteil: 6 Monate Gefängnis.

Nur lustig so weiter! Man ist gespannt, mit welcher Strafe wohl das Delikt gebüßt werden wird, sich durch politische Wirrköpfe oder gar Lockspitzel zu sinnlosen Maßnahmen haben hinreißen zu lassen, die der Staatsanwalt unter den Auflaufs-, Landfriedensbruchs- oder Aufruhrparagraphen „subsummieren" kann. Aus Hamburg liegt das erste Pröbchen vor. Von neun des Aufruhrs und Landfriedensbruchs Angeklagten erhielten vier je 1 Jahr, einer 3 Jahre, drei 18 und einer 15 Monate Zuchthaus. Daneben halte man die Belohnungen etwa der Kapp-Putscher und ihrer Führer: dann hat man ein Bild von der ausgleichenden Gerechtigkeit einer sozialistischen Republik.

Der Prozeß Hiller ist mehr als solch ein Bild. Er ist nicht nur ein Schulbeispiel unvoreingenommener Rechtspflege, sondern enthüllt darüber hinaus, was uns eigentlich gefehlt hat. Der Verteidiger — übrigens ein jüdischer Anwalt — hat es mit großem Wort gelassen ausgesprochen: Mehr „solche" Offiziere haben uns gefehlt! Es wäre „ein Glück für das Vaterland" gewesen, hätten wir ihrer mehr gehabt. Ich weiß nun zwar nicht, wie der Mann zu einer so weitgehenden, das ganze Offiziercorps beleidigenden Behauptung kommt, wir hätten nur einen einzigen „solchen" Offizier wie Hiller gehabt; aber sonst muß er wohl den Nagel auf den Kopf getroffen haben. Denn alle Vorgesetzten des Herrn Hiller waren im Prozeß darüber einig,

daß der so ziemlich das Ideal eines preußischen Offiziers sei. Regimentskommandeur Oberst Graf von der Schulenburg, der nie etwas von Hillers Ausschreitungen gehört hat — er wäre ja sonst eingeschritten, das wäre doch seine Pflicht gewesen — kennt ihn als „ausgezeichneten Offizier, der stets auf seinem Posten. war”. Oberleunant Somnitz, derzeit Bataillonsadjutant, kann nur wörtlich das Selbe sagen. Kamerad Kurdirektor Hayer weiß von dem „hohen Ahsehen, das Hiller im Regiment genoß”, zu erzählen. Bataillonskommandeur v. Leesen preist ihn als „tüchtigen und pflichteifrigen Offizier, der für das Wohl seiner Untergebenen sorgte”. Die Bataillonskommandeure Major v Delius und Oberregierungsrat v. Booth wissen nur, daß er etwas nervös, aber „ein schneidiger Offizier” von „vorbildlichem Pflichtgefühl” war. Selbst der Staatsanwalt und der Vorsitzende attestieren: Hiller war ein vorbildlicher Soldat.

Und dieser ausgezeichnete, tüchtige, hochangesehene, pflichteifrige, schneidige, für das Wohl seiner Untergebenen besorgte Musteroffizier sah so aus: Er schlug und stieß mit Fäusten, Stock und Spaten, mit Reitpeitsche und Gerte; ohrfeigte rechts und links bis zum Unteroffizier aufwärts; ließ gelegentlich auch mal einen Gewehrkolben auf dem Rücken eines Auchkameraden abplatzen; hatte als besorgter Vorgesetzter für seine Untergebenen stets ein liebes Wort wie: „Drecksau”, „Mistvieh, bist du noch nicht verreckt?” „Du Hund, ich steche dich über den Haufen!” „Das Schwein bekommt nur Wasser und Brot"; hielt die Disziplin, wenn die Leute vor Hunger, Elend und Seuche „umklappten”, durch Entziehung von „Fressen und Saufen”, Anbinden an einem Baum, Unterbringung in einem Erdloch aufrecht; sah, da viele Fälle von Erschöpfungswahnsinn vorkamen und die Leute zusammensanken, als ob sie keinen Knochen mehr hätten, endlich ein, daß ein Abtransport keinen Zweck mehr habe, und legte die armen Kerle in die Löcher, wo sie dann starben. So ging es dem armen Helmhake denn auch. Er gab noch Stoff ab für einen Tatbericht, so gedeichselt, daß „uns” (dem besorgten Kompagnieführer und dem stets hilfsbereiten Arzt) Keiner „an den Wagen fahren” könne, und für den stereotypen Beileidsbrief, der bestätigt, der arme Verblichene sei ein lieber Kamerad und tüchtiger Soldat gewesen, dem die beste Pflege zuteil geworden.

Ueber solchen Musteroffizier spricht ein deutscher Richter ein Musterurteil, lautend auf Festungshaft (Begnadigung nicht ausgeschlossen), und mit dem Verteidiger kann man nur bedauern, daß wir nicht noch mehr solche Offiziere gehabt haben. Denn dann brauchten sich Eberts Sondergerichte jetzt nicht mit Plakatanschlägern, Zettelvertreibern und andern Schwerverbrechern abzugeben — bestimmt nicht!

(Fortsetzung folgt)

# Jenseits der Grenze

## II. Wien von Vindex

In Zürich kauft man für 195 Schweizerfranken 20 000 oesterreichische Kronen und fährt nach Wien; so etwa, wie man einen verarmten Verwandten besucht — aber nicht, um ihm zu bringen, sondern um zu sehen, ob man nicht etwa aus dem Konkurs für sich selber etwas billig erstehen kann. In Feldkirch, dem oesterreichischen Grenzort, tief in den Alpen, hängen auf dem Bahnhof melancholische Anschläge aus dem grauen Altertum, die man zur Kenntnis nehmen kann, während die Grenzkontrolle ihres — überflüssigen — Amtes waltet. (Ueberflüssig: weil die Leute, denen sie eigentlich gilt, sich durch die drei oder vier Herren hinter den langen verschmutzten Amtstischen wirklich nicht hindern lassen, dahin zu reisen, wohin auf aller Welt sie wollen.) In Feldkirch also liest man in der Bahnhofshalle an den Wänden, daß hier für 2,50 Kronen ein Frühstückskörbchen, gefüllt mit Schinken- und Käsebroten, einigen Kipferl und einem Viertel Roten oder Weißen mit auf die Reise genommen werden kann. Im Restaurationssaal aber steht vor einem leeren, ausgehöhlten Buffet, hinter einem kahlen und verschmierten Schanktisch der Pächter im Gehrock, und ein kleiner Junge aus dem Dorfe ist ihm behilflich, die Gäste zu bedienen. Deren Wünsche dürfen nicht ausschweifend sein. Es gibt: Innsbrucker Bier (12 Kronen die Flasche); sauern Rotwein apokrypher Herkunft (36 Kronen das Viertel); Apfelkuchen (20 Kronen das Stück, ungenießbar); und schließlich, man horcht auf, ein warmes Fleischgericht, das auf Bestellung, sozusagen von Fall zu Fall, zubereitet wird, aus einem magern Stück von einem magern Kalb besteht und 70 Kronen kostet — wobei der Junge aus dem Dorf zur Beruhigung der an solche Zahlen noch nicht gewöhnten schweizer Gäste gleich die Umrechnung vornimmt: 70 Centimes.

Tritt man aus dem provinzrnäßig engen, verräucherten und baufälligen wiener Westbahnhof auf die Straße, so weiß man mit einem Schlage, daß diese Stadt noch immer das Gesicht zu wahren versteht: daß sie ihre Wunden und Verstümmelungen nach Möglichkeit verbirgt, und daß der Wille zum Dasein hier bei der Mehrzahl noch nicht der Resignation gewichen ist. Man kämpft noch um das Leben; aber der Kampf ist, schaut man genauer hin, zu einer wilden Hetze geworden, zu einer beklemmenden Jagd nach den Kronenzetteln. Hinter all den eilenden, atemlosen, blassen Männern und Frauen, die sich in den Straßen drängen, sieht man die Schwungräder der Notenpresse arbeiten, die monatlich für Milliarden und aber Milliarden neuer Zettel herstellt und ins Volk wirft; aber sie schafft es nicht, und die Beamten mußten sich am letzten Ultimo wieder mit einer Teilzahlung auf ihr Gehalt begnügen, weil die Maschinenkraft vor den Anforderungen versagte. Man braucht heute in Wien, um auch nur die Fassade einer halbwegs normalen Existenz aufrecht zu erhalten, monatlich 15 000 Kronen. Wie Viele, die leben wollen, verfügen über dieses Daseinsminimum?

Wie diese Stadt lebt, weiterlebt, sieht man ihr nicht leicht an: daß sie lebt, zeigt das Getriebe der Straßen, zeigen die überfüllten Verkehrsmittel, die Trambahnen und Autobusse, zeigen die Autos und Fiaker. Ja, auch die Fiaker sind noch vorhanden, sind eifrig zu Diensten und halten die Erinnerung an früher wach. In den Straßen der Innenstadt, in den Theatern, Konzerten, Cabarets, Caféhäusern drängt sich das Bild des Wien, wie wir es in der Vorstellung hatten, am stärksten auf. Ist dieses Volk wirklich verdammt und reif zum Untergang? Das an der Freude solche Freude und noch immer tausend schöne Frauen und hundert kluge Männer unter hunderttausend hat?

Mitten in die Stadt hinein schauen über die Donau die Berge, und man empfindet den Jahrhunderte alten Reiz dieses Zauberortes, wenn man auf einer Brücke über dem Flusse steht, vor sich den weiten Ausblick in die Natur, zur Rechten und Linken aber die brausende Bewegung der geisterfüllten, großen Stadt. Oder wenn die lärmende Gasse unversehens in einen stillen Platz mündet, auf den die stolzen Paläste alter Geschlechter verschwiegen herabblicken: sie beginnen, zu bröckeln und langsam zu verfallen; man weiß, sieht man sie allein gelassen und der neuen Zeit preisgegeben, daß ihre Größe nicht wiederkehrt; aber ein Schimmer frühern Glanzes umwittert sie.

Ist dieses auch das Schicksal der Stadt selber? Sind die Fremden, die Ausländer, die Ententekommissionen, sie, die alle Hotels und Pensionen bis auf den letzten Platz seit Monaten besetzt halten, nur die Testamentsvollstrecker oder Totengräber einer „schönen Leich' ”? Sicher ist, daß das Wien von heute, so wie man es erblickt, nur eine optische Täuschung ist; daß den Zehntausenden, die die Straßen, Läden und Lokale in buntem Schwarme füllen, Hunderttausende gegenüberstehen, die in den ungeheizten Stuben der endlosen Proletarierstraßen stumm und freudlos ihre arbeitsfreie Zeit verbringen. Sicher ist, daß der Tanz der Milliarden, der an der Börse, auf den Schiebermärkten, im Schleichhandel zu ungeheuern und krampfhaften Ausschreitungen führt, auf der einen Seite die irrsinnigste Verschwendung zur Folge hat und auf der andern die Preise aller Lebensnotwendigkeiten im Fiebertempo nach oben treibt. Die Frage: Wie lange noch? steht vor dem Beobachter dieser immer wachsenden Spannung gewaltsam auf. Aber der Wiener selbst will sie nicht hören. Man lebt, dumpf und turbulent, in den Tag und die Nächte hinein, vertraut darauf, daß sich schon alles historisch entwickeln werde, und daß irgendetwas doch immerhin geschehen müsse. Ueber Wie und Was mögen sich die Staatslenker und die Zeitungschreiber die Köpfe zerbrechen. Aber die Regierung weiß nicht, ob sie von der Ententehilfe oder vom Anschluß an Deutschland das Heil erwarten soll; und in den Zeitungen macht sich ein unverantwortliches Geschreibsel breit, das in fett gedruckten Artikelüberschriften schwelgt und, ohne Perspektive und Grundsatz, je nach Gelegenheit und Anlaß bald so und bald so orientiert ist. Man weiß, daß die wiener Tagespresse ein Kapitel für sich ist; und daß der wiener Journalismus keine Menschen- und Gottesfurcht kennt, sondern nur Sensationen und

„Aufmachung". Wenn so ziemlich jeden Morgen und Abend Schicksalswenden, Entscheidungsstunden und letzte Urteile, je nach dem von Paris, von London oder von Rom her, in den Blättern als unmittelbar bevorstehend angekündigt werden, so hört man als kühler Fremdling aus dem Norden doch recht schnell auf, solche Nachrichten allzuernst zu nehmen.

Aber der Wiener liest den unendlich lang gezogenen Brei, den solche Ueberschriften schmackhaft machen sollen, mit hingegebenem Eifer. Und wenn man in den Cafés, von denen noch immer eins auf tausend Einwohner kommt, Männer und Frauen von morgens bis abends über den Zeitungen sitzen sieht oder über das, was drin steht, diskutieren hört, so erkennt man wiederum, daß hier das Wort und die Geste Alles, die Tat Nichts ist.

Und hiermit hängt es, glaube ich, zusammen, daß das Theatergeschäft der Stadt Wien unverändert in hoher Blüte steht. Tradition und Snobismus sorgen für gefüllte Häuser, und es kommt für die Qualität der Leistungen nicht darauf an, ob im Parkett und in den Logen die Leopoldstadt oder das Fremdenelement vorwiegt. Noch immer auch ist in weiten Kreisen der Teezirkel Lebensinhalt, und jeder Gast spricht die ausgezeichnetsten Feuilletons. Die Worte fallen weich über die Lippen, überall vernimmt man „warme Herzenstöne", und selbst die Ironie trägt ein liebenswürdiges Kleid.

Bei Ronacher, bei Krantz, bei Sacher und in einer Anzahl Cafés ist nachmittags großer Betrieb, mit Musik, elegantem Flirt und leichtem (aber spürbarem) Anhauch vom Balkan her. Man sieht hier, wie Welt und Halbwelt um den valutastarken Fremden herum sind, der den Franken und den Dollar springen läßt. Aber die Millionen, die die Ententekommissionen verbrauchen, muß der oesterreichische Staat ihnen ersetzen, sodaß die großen Prunklokale, wo man nach den Preisen nicht fragt, in Wahrheit die offenen Wunden am Körper dieses kranken Staates sind, aus denen die letzte Kraft verblutet.

Am Ring liegt ein Palast aus schweren Sandsteinquadern, und man sieht eilfertige Leute die breite Freitreppe hinan- und hinablaufen, alle mit Bündeln, Paketen, Reisetaschen und kleinen Koffern. Man meint, vor einem Bahnhof zu stehen; aber es ist ein Bankgebäude, und die Geldabhebungen und Einzahlungen bedingen die Mitführung besonderer Transportmittel. Der Luxus in der Ausstattung des stolzen Baus stammt aus jener bessern Zeit, als noch wirkliches Geld und echter Geldeswert dort umging. Heute schiebt der Kassierer mit verächtlicher Miene die Bündel der Kronennoten über den blanken Tisch, und Ansehen genießt bei ihm nur, wer fremde Devisen anzubieten hat. Die Selbstverspottung war immer schon ein besonderer Sport der wiener Finanzwelt; heut geht sie mehr als je um, und man berichtet gutgläubigen Laien, daß Beträge über eine Million Kronen den Kunden in den Banken nicht zugezählt, sondern zugewogen werden; kolportiert auch mit echtem Behagen die Anekdote von den amerikanischen Unteroffizier, der bei einer Bank eine Hundertdollarnote wechseln wollte, und dem der Kassierer auf die Frage, wieviel Kronen er dafür bekommen könne, mit tiefer Ver-

beugung erwiderte: „Bitt schön, Herr General, soviel Sie wünschen . . ."

Das sterbende Wien? Es stirbt sich nicht so leicht. Oder ist es nur ein Versagen unsrer Vorstellungskraft, eine Schwäche unsres Denkens, daß wir an den völligen Untergang, an das Aufhören des Pulsschlages einer vor unsern Augen lebendig sich regenden Wirklichkeit nicht glauben können? Vielleicht ist es die wohlige Lähmung, das (nicht von heut und gestern stammende) Laß-mir-mei-Ruh-Temperament des Volks von Wien, das die Stadt und das Land am Dasein erhält; vielleicht fehlt es an der Kraft zum Zertrümmerungswillen oder zur Ausführung dieses Willens. Eine kommunistische Volksversammlung von heut — wo sonst als auf dem Platz vor dem Rathaus? — verläuft aufs Haar genau so wie jene kleinbürgerlichen Radaumeetings Luegerischen Angedenkens. Damals wurden die Juden, jetzt werden die Bourgeois (und damit selbstverständlich auch die Juden) in den schwarzen Höllenpfuhl hinab geredet und geredet; Ordner mit roten Binden sorgen dafür, daß es nur ja beim Reden bleibt, und daß der im Programm vorgesehene Demonstrationszug an der vorgeschriebenen Stelle sich auflöst. Man hat eine Resolution gefaßt, die sich gewaschen hat, und damit zufrieden gehen alle nach Hause, um die Wirkung abzuwarten.

Von den Ländern, namentlich von Tirol, dem Salzkammergut und Vorarlberg, ist in Wien wenig die Rede. Die Wiener haben das schmerzliche Gefühl, daß bei diesen Gliedern des Staates das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit dem Ganzen allzu schwach geworden ist; man sieht sich in Wien von den Ländern in wichtigen Fragen verlassen, und nur mit Selbstbetrug hält man an der Fiktion der wiener Zentralgewalt fest.

Aber eine Frage gibt es, in der sich der Mann auf der Straße von Wien eins weiß mit jedem Oesterreicher irgendwo im Lande. „Da schaun's her", sagte der Fiakerlenker, „die Herrn aus dem Reich, des san ja doch Brüder von uns herunten, die wird man schon ganz von selbst net übers Ohr haun". (Die Fünfminutenfahrt kostet 250 Kronen.) „Und wann erst die Abstimmung sein wird, do werdens die Augen aufreißen, die Leit von der Angtangt . . ." Er sitzt seit dreißig Jahren auf seinem Bock und hat das Hütl noch so fesch auf dem Ohr und die Rösser so brav im Zug wie einst. Nur freilich: der Wagen ist nicht unversehrt durch die Stürme der Zeit gegangen.

Und ebenso wie der Fiaker spricht der Hotelportier, der Kellner im Nachtlokal, der Mann, der das Holz für die Heizung bringt, der Greisler, die Tabaktrafikantin (bei der man allerlei kaufen kann, nur keinen Tabak und keine Tabakwaren — aber ganz Wien raucht).

Man hat sich während des Weltkriegs den Weltfrieden, um den der Krieg ja wohl ging, doch einigermaßen anders vorgestellt, als er jetzt in Wien und anderswo aussieht. Und die Hamlets in Versailles, Saint Germain und Sèvres werden, wenn sie Zeit zum Nachsinnen hatten, schwer an dem Fluch getragen haben, daß grade sie berufen waren, die aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurenken.

## Jeßner und Reinhardt

Die echten Sedemunds hausen so animalisch wie möglich in Güstrow; die ‚Echten Sedemunds' hocken brütend in einer unheimlichen Traumwelt, aus der sie emporgeschleudert werden und werden müssen, weil ihr Schöpfer ja sonst mit der ruhenden Holzplastik ausgekommen und keineswegs der bewegten Kunstform des Dramas bedürftig gewesen wäre. Für den Regisseur gab es da drei Möglichkeiten. Er könnte erstens an Mecklenburg sein Genüge haben: an einer meeresnahen Kleinstadtbewohnerschaft mit verschrumpften Seelen und einem Riesendurst; an Rührei mit Schinken; an einem Marktplatz mit berühmtem Frühstückshotel, dessen Name auf den dicken Lippen eines der Stammbesucher sich wie „Aebgwoßhäzog" anhört. Kurz: naturalistische Heimatkunst; Rückkehr zu Halbe; aber unbegrenztes Vertrauen zu der Symbolik, daß sie schon selbst sich aus der dampfenden Mutter Erde heraus und so hoch über sie erheben werde, wie Dichters Flügelkraft eben reiche. Der Regisseur könnte zweitens annehmen, daß sein Barlach ziemlich weit in die Wolken gelangt sei, jedenfalls bis in die Regionen, wo neue und besondere, willkürlich expressionistisch genannte Gesetze zu gelten beginnen. Er könnte drittens bewußt — nicht vom Himmel durch die Welt zur Hölle, sondern von würziger Obotritenscholle in die Ober- wie in die Unterwelt dringen und im Zweibeiner auch das Tier und den Gott zu zeigen versuchen.

Die erste Möglichkeit hat Jeßner vermutlich kaum mit sich erwogen. Warum eigentlich nicht? Wär' das Verrat an heiligen Prinzipien? Er scheint so sehr saftiger Theatermensch, daß ich ihn gerne einmal unbedenklich ins volle Menschenleben hineingreifen sähe. Die dritte Möglichkeit zu verwirklichen, war am dichtungsgemäßesten, am reizvollsten und — am schwersten. So blieb die zweite. Sie wurde in sich untadelig ausgeführt. Aber weils nicht die richtige — oder zum mindesten nicht die richtigste — war, verarmte das Drama dabei. Sinnfälligen Kontrasten brachen die Spitzen ab. In einer spirituellen Luft gefroren die Körper zu Linien. Was sich mit niederdeutscher Gemächlichkeit vorwärtsbewegen sollte und wollte, ward angetrieben. Statt daß sich im kleinsten Raume die größte Kraft sammelte, floß sie über die schrankenlos ausgenutzte Riesenbühne. Die Skala des Regenbogens wich den preußischen Farben und die lustigste Dialektspielerei einer hochdeutschen Monotonie. So erlag das Mark des Werkes der Auszehrung, und sein Astralleib, der fahle Schein über seinem Haupte, seine Gespenstigkeit gedieh. Die Schauspieler standen folgsam im Dienst dieser Auffassung. Eine eigenwillige Persönlichkeit hatten nicht annähernd alle zu unterdrücken. Zwei werden haften: Legal als Polizei-Automat von bizarrer Exaktheit; und Kortner, der echteste Sedemund, geschüttelt von Lüsten und gierig nach der Entsühnung, mit einem Gesicht wie von dem Bildhauer Barlach und heisern Löwentönen wie von dem Dichter.

Das ist ringende Bühnenkunst, einmal mehr, einmal minder sieg-
reich. Die reife findet sich in der Schumann-Straße, aus der sich
Reinhardt nie hätte an den Schiffbauerdamm begeben sollen. Nach
dem ‚Kaufmann von Venedig' der ‚Woyzeck' — rätselhaft, wessen Künst-
ler zu gleicher Zeit fähig sind! Ueber Büchner im dritten ‚Jahr der
Bühne'. Die Blätter des Deutschen Theaters wissen es besser als ich:
„Auch dieser ‚Woyzeck' bleibt ein Fragment." Inwiefern? Am
Schluß sind Titelträger und Liebste tot, und bis dahin fehlt zum Ver-
ständnis kein Uebergang, keine Motivierung, kein Stimmungsmoment.
Aber was kümmert uns das Programmheft, da es Reinhardt
sogar nicht kümmert! „Das Stück ist eine leidenschaftliche
soziale Anklage; seine Melodie der dumpfe Wutschrei des Bedrängten."
Reinhardt leitet kein Theater des Proletariats, sondern eines der Bour-
geoisie. Er müßte das Wesen seines Epikuräertums fälschen und sein
Publikum vergewaltigen, wollte er vornehmlich Leidenschaft, Anklage,
Wut und Schrei aus diesem Volksstück heraushören und herausholen.
Dann dürft' es zunächst nicht den Abend füllen. Dann wäre sein
Tempo das Prestissimo. Dann hemmte niederländische Genremalerei
die wilde agitatorische Wucht. Dann wäre das Haus beim zweiten
Male ganz leer, während es jetzt nur halb leer ist. Reinhardt gesellt
unwillkürlich den ‚Woyzeck' viel näher als zu ‚Dantons Tod' zu ‚Leonce
und Lena'. Keine soziale Anklage: eine halb realistische, halb roman-
tische Klage. Kein um sich fressender Feuerbrand: ein artistisch distan-
ziertes herzbewegendes Spiel. Man hat Zeit und Interesse, geziemend
zu bewundern, wie rationell der Bretterbeherrscher gearbeitet hat.
Zwischen zwei dunkeln Wänden rechts und links schiebt eine Mittel-
wand sich weg, und ein Feld wird sichtbar. Das Feld erbleicht, eine
Wand schiebt sich vor, und Woyzeck steht im Laboratorium seines
furchtbaren Vivisektors. So gehts blitzschnell vierundzwanzigmal.
Das virtuos gehandhabte Licht ersetzt die Kulissen und ergänzt die
Seelenbeleuchtungskunst eines Regisseurs, dem der leidende Mensch
zärtlich betreuter Selbstzweck, nicht Mittel zu demagogischen Zwecken
ist. Ein politisch Lied ist für ihn, pfui, ein garstig Lied; und hätte er
selbst den ‚Florian Geyer' inszeniert, so wäre uns dessen Gegenwarts-
wert verhüllt geblieben. Aber freilich: im Bezirk der Aesthetik ist die
Hauptsache doch wohl, wie Reinhardt sein Lied auf seine Art singt.
Nun eben: vollendet. Er hat einen runden, ausgeglichenen, süßen, nie-
mals süßlichen Ton, ein Belcanto, das zu erreichen von seinen Mitbe-
werbern keiner das Material, vom Nachwuchs günstigstenfalls noch
keiner die Jahre gehabt hat. Erstaunlich, wie er wieder einmal die
Truppe auf seine Melodie abgestimmt hat. Niemand dissoniert, Niemand
detoniert. Die Marie der Pünkösdy ist ein herrlich strotzendes Trieb-
wesen, so Geliebte wie Mutter. Der Franke Kloepfer wirkt als ge-
tretener Woyzeck russischer denn zuvor, aber auch deutlicher als zuvor.
Er hat noch nicht heraus, wie unendlich intim das Deutsche Theater
ist, und das Zirkusspiel rächt sich eben doch. Reinhardt gebe es auf,
und er wird nicht länger spüren, daß ihn Berlin nicht mehr haben will.

# Auslandsfilme

Sehr verehrter Herr Siemsen,

in Ihren Ausführungen über und gegen den deutschen Film zitieren Sie ebenso oft wie betrübt den Auslandsfilm als leuchtendes Vorbild und Gegenstück. Ich weiß nicht, ob und wie viele Auslandsfilme Sie gesehen haben, und ob sich Ihre Kenntnisse nicht auf die in Nummer 9 der ‚Weltbühne' angeführten Reklame-Photos und -Streifen aus amerikanischen Filmen beschränken. Aber auch ohne darüber unterrichtet zu sein, möchte ich Ihrem Urteil das meine gegenüberstellen, wobei zu bemerken ist, daß ich mit dem Filmgeschäft (leider!) nichts zu tun habe und also ganz unbefangen spreche.

Ich lebe seit einem Jahr in Italien und habe während dieser Zeit eine Unzahl nichtdeutscher Filme gesehen, viele italienische, aber auch französische und amerikanische. Unter den italienischen war eine einzige große Sache: die ‚Borgia', und eben das ist ein höchst vollendeter Ausstattungsfilm, im Stile der ‚Anna Boleyn' und der ‚Dubarry', betont also, freilich sehr geschmackvoll, grade das, was Sie den deutschen Filmen als Nebensächlichkeit zu behandeln raten. Von der übrigen Produktion Italiens wäre eigentlich nur zu schweigen, wenn man nicht eben in diesem Zusammenhang ihre völlige Durchschnittlichkeit feststellen müßte. Sie finden, wir hätten „nur Schauspieler"? Wohl uns, daß wir wenigstens die haben! Hier dagegen ist, von der Bertini bis zur Gys und von der Lepanto bis zur Karenne, keine einzige Schauspielerin, die nicht von Asta Nielsen oder Pola Negri in Grund und Boden gespielt würde; da ist in weitem Umkreis kein Regisseur wie Lubitsch — den man hier denn auch mit Riesenreklamelettern selbst auf Plakaten deutscher Filme, die er garnicht gemacht hat, prangen sieht; da ist keine Massenszene, bei der Sie nicht die Regisseurshand noch sichtbarlich fuchteln sähen; da ist eine Handlung von einer Langweiligkeit und Süßlichkeit und Gleichgültigkeit, die nur noch in der derzeitigen italienischen Romanliteratur ihresgleichen oder wenigstens ähnliches hat (wo sie Spannung versucht, kommen bestenfalls kindliche Nachahmungen amerikanischer Detektivstücke heraus); da ist schließlich eine meist nur knapp durchschnittsgute Photographie. Denn natürlich ist es kein Kunststück, schöne Aufnahmen von einer Gondelfahrt durch das echte Venedig zu machen; aber über diese Gegebenheiten von Italiens Sonne, Luft und Architektur hinaus wird nirgends Außergewöhnliches geleistet. Sie wünschen Naivität? Sie finden Sie hier durch ein Bologneserhündchen und einen Teddybären manifestiert, und dann haben Sie Glück gehabt. Eleganz? Zugegeben, daß die Männer internationaler angezogen gehen; aber darum sind sie wahrlich keine bessern Schauspieler. Zufällig machte gleichzeitig mit Wegener der berühmte Sizilianer Grasso einen Vautrin-Film nach Balzac; er spielt sogar sehr gut; aber er hat nichts von Wegeners schwerer, atemraubender Dämonie. Und auch einen „Intriganten" wie Reinhold Schünzel können Sie in der ganzen Filmwelt suchen gehen, verehrter Herr Siemsen. „Wenn der Graf von Cagliostro Schünzel ist, so ist der Film nicht nur nicht gut, sondern gradezu schlecht"? Den Grafen von Cagliostro kenne ich noch nicht; aber ich sah vor einem Jahr bei Richard Oswald ‚Nachtgestalten' und ‚Prostitution' und

andre Filme, in denen Schünzel Hauptrollen spielt. Man kann nicht immer mit Lautlosigkeiten wirken wie der wundervolle Winterstein. Den Schünzel, der etwa solch einen furchtbar schurkigen Sekretär und dann noch den Minister Choiseul in der ‚Dubarry' kann, vergißt man nicht; ich habe seinesgleichen noch in keinem Auslandsfilm gefunden.

Sie werden nicht annehmen, daß ich Deutschtümelei treibe; ein Bursche wie der französische Max Linder, vollkommene Mischung aus Strizzitum, Komik und Weltmännischkeit hat natürlich auch seinesgleichen nicht (Charlie Chaplin wird meines Erachtens überschätzt und überzahlt). Aber deswegen darf nicht einfach verschwiegen werden, daß der deutsche Film wohl den besten Durchschnitt an schauspielerischen Kräften und damit eine Ihrer Grundbedingungen des guten Films erfüllt hat. Sie sagen, Schauspieler allein täten es nicht, und halten mir Ihre andern Postulate entgegen? Ich stimme vollständig mit Ihnen überein. Aber ich behaupte, daß der Auslandsfilm eben diese Postulate genau so wenig erfüllt wie der deutsche. Oder haben Sie, zum Beispiel, schon mal ein richtiges nettes Filmlustspiel gesehen außer der — ‚Austernprinzessin' und der ‚Puppe'?

Wie ist es denn mit Ihrer Sehnsucht höchster Höhe, dem Land Amerika? Ich gebe Ihnen ohne weiteres zu, daß so ein wirklicher Cowboy-Film eine fabelhafte Sache ist. Da spielen eben „Menschen und keine Schauspieler" mit, Berufscowboys, Mestizen, Nigger, Kerle, die aufs Pferd steigen wie unsereins auf eine Treppenstufe, die auf Pferden Abgründe von hundert Grad Abfall herunterklettern, die schießen, schwimmen und boxen, daß man nicht mehr atmet, namentlich wenn die bildhübsche Pearl White dabei mittut. Natürlich ist es entzückend, eine junge Frau zwischen blendender Eleganz und rauher Sportsmäßigkeit wechseln zu sehen, und wenn der maskierte Schurke sie über das Geländer in die glühende Eisenesse schleudert, wobei sie noch eben einen Strick erwischt und sich, daran hängend, glücklich wieder auf die andre Seite des Geländers schlenkert — dann bleibt einem die Spucke weg, und der ‚Goldene See', großer Abenteurerfilm der Decla (Mexico, aufgenommen im Stellinger Eisbärenkäfig) ist dagegen Sahne-Ersatz. Aber ist schließlich der Film dazu da, daß genau so gesund und herzerfrischend geboxt wird wie jetzt, Gott sei Dank und endlich, im Zirkus Busch? Ich glaube nicht, Herr Siemsen, daß Sie diese Frage bejahen werden. Auf was andres aber kommt der amerikanische Film nicht hinaus.

Er verfügt über ein Genie: Mary Pickford. Dies begabte Geschöpf ist außerhalb des Glashauses eine hochelegante Zwanzigerin, hat das höchste Einkommen von allen arbeitenden Frauen, hat einen Mann, Autos und könnte mit Leichtigkeit den Zinsendienst Polens aus ihrer Tasche leisten. Aber was sieht man auf der Leinwand? Ein Kind. Ganz einfach ein Kind. Kein Filmland. Sobald die über vier Jahre sind und wirkliche „Rollen" kriegen, „spielen" sie auch, manchmal sogar sehr gut und besser als die Erwachsenen. Asta Nielsen bekam als einzige Erwachsene in Deutschland fertig, die Filmkinder zu erreichen; in irgendeinem verschollenen Film hatte sie einmal eine Kinderrolle, und die „spielte" sie mit letzter Vollkommenheit. Aber die Mary Pickford ist ein Kind, ein kleines Mädel ohne jede Eitelkeit, das durch viele Akte das gleiche unkleidsame Kattunkleid trägt, an Ringen schaukelt, Treppengeländer her-

unterrutscht, verprügelt wird, Versteck spielt, Unheil anrichtet und wieder gut macht und — geht. Wenn man sie laufen sieht, in Socken, mit Kinderbeinchen, strammen, graden, ein bißchen einwärts gesetzten Schritten: das ist ein Genuß. Man würde nie glauben, einen erwachsenen Menschen vor sich zu haben. Man läßt sich im tiefsten Herzen von ihr rühren, wie nur Kinder es fertig bringen, und versinkt in Bewunderung, sobald man sich, mit Mühe, wieder auf die Wirklichkeit besinnt. Das Genie der kleinen Mary macht möglich, ihr die ausschweifendsten Films zu schreiben, worin sie erst als Kind, dann als Erwachsene gezeigt wird und glänzen kann. Glänzen könnte. Denn, du lieber Himmel, ihre Filme sind fürchterlich! Unzusammenhängendes, törichtes, süßliches Zeug, Manuscripte, die unsre guten deutschen Firmen in den Papierkorb werfen würden. (Dabei hat die Pickford nicht einmal schlechte Partner, und der ebenso schöne wie edle Mann, der sie im sechsten Akt sein eigen nennen darf — „six feet in his stockings" — ist meist ein ansehnlicher und talentvoller Junge.) Was würde aus diesem kleinen Genie werden, könnte es mit Lubitsch arbeiten! Nein, Herr Siemsen, hier ist das Beste, was das Ausland hervorgebracht hat; und dies Beste ist nicht besser als unser deutscher Durchschnitt. Beweisen Sie das Gegenteil Ihrem ergebenen

Hans Glenk

## Steuer- und Preisabbau von Morus

Die neue Steuerpolitik Deutschlands ist ein getreues Abbild der allgemeinen politischen Restauration. Erzbergers Finanzreform hatte versucht, für das Reich zu retten, was nach der Manchester-Aera Dernburgs und Gotheins noch zu retten war. Es war wenig genug. Die großen Kriegs- und Katastrophenschieber hatten ihre Gewinne rechtzeitig in Sicherheit gebracht und so fest verstaut, daß sie für das Reich nicht mehr zu erfassen waren. So mußte sich das Reich einstweilen mit der Masse der kleinen Steuerzahler begnügen und, damit etwas in die Kasse kam, den zehnprozentigen Lohnabzug vornehmen. Aber als man endlich an die Einziehung der hohen Steuern ging, begann aufs neue ein Feldzug gegen die Finanzreform. In den Hintergründen des Reichstags wurde eifrig an einem Umbau der Steuergesetzgebung gearbeitet, der in Wirklichkeit auf einen Abbau der direkten Steuern hinauslief.

Als erstes Ergebnis dieser Bestrebungen liegt jetzt die Novelle zum Einkommensteuergesetz vor. Die Rechte, in trautem Verein mit den Demokraten, hatte die Umwandlung des provisorischen Lohnabzugs in eine definitive zehnprozentige Lohn- und Gehaltssteuer benutzt, um dafür „Kompensationen" zu verlangen. Die Forderungen gingen sehr geschickt nicht auf eine Herabsetzung der hohen Steuersätze aus, sondern auf eine Einschränkung des Begriffs „Einkommen". Vor allem sollten die einmaligen Gewinne, gleichviel, woher sie stammten, steuerfrei bleiben; zugleich sollte das Unternehmerrisiko zum guten Teil auf das Reich abgewälzt werden. Unrealisierte Gewinne sollten grundsätzlich nicht als Einkommen betrachtet werden, Verluste dagegen, auch wenn sie noch nicht realisiert wären, abzuziehen sein; und wenn sich nachträglich ein Einkommendefizit herausstelle, so sei der Verlust vom Einkommen des folgenden Jahres abzusetzen.

Von diesen kühnen Plänen ist ein Teil am Widerstand der Sozialisten und des Zentrumsministers Wirth gescheitert. Doch die Ernte der Steuerreaktion ist trotzdem nicht gering. Auf die staatliche Prämiierung reiner Spekulationsgewinne hat man zwar verzichten müssen; aber Gewinne aus einmaligen Veräußerungsgeschäften, die man nicht immer leicht von Spekulationsgeschäften wird trennen können, bleiben künftig steuerfrei. Wichtiger noch sind die Konzessionen, die man den privaten Unternehmern, mit Ausnahme juristischer Personen, gemacht hat. Für Ersatzbauten und Anschaffungen darf fortan über die Abschreibungen hinaus ein Erneuerungsfonds in Abzug gebracht werden. Damit wird der durch die Geldentwertung bedingten Steigerung der Maschinenpreise und der Baukosten Rechnung getragen. Aber es wird jetzt die Aufgabe der Steuerbehörden sein, den Abschreibungen eine Grenze zu ziehen, damit nicht in Zukunft alle Gewinne auf die Seite des Reparationskontos hinüberwandern, und nachzuprüfen, wieweit frühere Rücklagen auch wirklich Betrieberneuerungen dienten.

Neben diesen beiden sehr fragwürdigen Bestimmungen bringt die Steuernovelle eine Anzahl von Abänderungen, die im Einzelnen zu begrüßen sind: die Begünstigung des Kleinwohnungsbaus; die Steuerfreiheit für Stiftungen zu kulturellen und humanitären Zwecken; die Erhöhung des steuerfreien Existenzminimums; die Ausdehnung der untersten, zehnprozentigen Steuerstufe bis auf Einkommen von 24 000 Mark; den neuen zehnstufigen Tarif, der gegenüber den alten 51 Staffeln eine wesentliche steuertechnische Erleichterung bedeutet.

Alles in allem aber bringt die Steuernovelle dem Reiche einen erheblichen Ausfall an direkten Steuern, der umso bedenklicher wird, als man gleichzeitig an eine Steigerung der indirekten Steuern geht. Als nächste Steuergabe droht eine Erhöhung der Zuckersteuer um nicht weniger als 700 Prozent, und andre Konsumsteuern stehen in Aussicht. Nun wird gewiß nicht möglich sein, in absehbarer Zukunft auf die indirekten Steuern, die immer noch mehr als die Hälfte der gesamten Reichseinnahmen ergeben, ganz zu verzichten; zumal der Friedensvertrag uns zwingt, die Steuerschraube so fest anzuziehen, wie es in dem am meisten belasteten der Ententeländer geschieht. Aber die neuen Steuerpläne bedeuten in ihrer Gesamtheit einen neuen Rückschritt zu den übelsten Methoden des alten Deutschland: eine Entlastung der großen Einkommen und eine Belastung der großen Massen.

*

Einer der Hauptstreitpunkte der vergangenen Steuerdebatten war die Besteuerung der Erwerbsgesellschaften. Wahrscheinlich hätte man den juristischen Personen dieselben Erleichterungen gewährt wie den physischen, wenn nicht die exorbitant hohen Jahresabschlüsse vieler Gesellschaften noch im rechten Augenblick etwas aufklärend und abkühlend gewirkt hätten. Die Erwerbsgesellschaften haben vor den Einzelunternehmern schon den Vorteil voraus, daß sie nach dem Körperschaftssteuergesetz nur 10 bis 20 % ihres Reingewinns an das Reich zu entrichten haben. Wenn man auch in ihnen die fortgeschrittenern, aussichtsreichern und für die Entwicklung der Volkswirtschaft zweckmäßigern Formen der Unternehmung sieht, so liegt doch für den Staat kein Grund vor, durch noch mehr Steuerbegünstigungen das unerarbeitete Einkommen der Aktionäre und Anteilbesitzer zu steigern.

Für die nötigen Erneuerungsfonds haben sie aber selbst in sehr ausgiebiger Weise Sorge getragen. Die Mahnung des Vereins Deutscher Maschinenbau-Anstalten, für Erneuerungen von Maschinen das Fünfzehn- bis Zwanzigfache und von Gebäuden das Zwanzig- bis Dreißigfache des Vorkriegspreises abzuschreiben, ist bei ihnen auf fruchtbaren Boden gefallen. Aber trotz außerordentlich hoher Rückstellungen und Abschreibungen sind die meisten Gesellschaften, auch diejenigen, die schon ihr Aktienkapital der Geldentwertung entsprechend vermehrt haben, in der Lage, wesentlich höhere Dividenden auszuschütten als im Vorjahr. Den Reigen der diesjährigen Dividenden-Hausse eröffnete das Eisenhüttenwerk Thale mit 50 %. Aber wenn diese Rekordleistung bisher von großen Unternehmungen noch nicht überholt worden ist, so sind doch Dividenden von 20, von 30 % alltäglich. Trotz den außerordentlich erhöhten Unkosten an Löhnen undsoweiter, trotz allen Abschreibungen sind die Gewinne im Durchschnitt reichlich um die Hälfte höher als 1919.

*

Das Geschäft geht gut; oder genauer: es ging gut. Denn schon meldet sich die Baisse. Der Export stockt, noch ehe die Zollmaßnahmen der Entente in Kraft getreten sind. Der Preissturz kommt, so gern ihn auch die Kaufleute verheimlichen möchten. Er kommt aus Amerika, dem Lande der stärksten Produktion und der besten Valuta, und er muß sich zwangsläufig auf die andern Länder übertragen. Er ist international. In den Vereinigten Staaten sind die zwanzig wichtigsten Waren seit dem ersten Mai 1920 um mehr als die Hälfte gefallen. In England, wo die Kosten der Lebenshaltung noch 150 % mehr betragen als im Juli 14, sind die Waren im letzten Jahr um über 40 % gefallen, und ähnlich in Japan. Aber auch in Deutschland macht sich der Preissturz auf dem Weltmarkt fühlbar. Nach den Indexziffern, die die Frankfurter Zeitung für die 77 wichtigsten Warenpreise fortlaufend berechnet, sind die Gesamtpreise im Großhandel von 156 am ersten Mai 1920, dem Höchststande (100 am ersten Januar 1920, Friedensindex 9,10), auf 130 am zweiten April 1921 gesunken, und darunter die Textil- und Lederpreise seit März 1920 von 165 auf 79. Die Preise für Lebens- und Genußmittel stehen zwar noch infolge der Freigabe vieler Artikel und der Preiserhöhung der bewirtschafteten Waren so hoch wie im Vorjahre; aber auf die Dauer wird auch hier der Preissturz nicht aufzuhalten sein.

Die neue Weltkrise ist — soweit sich derartige Vorgänge auf eine einheitliche Formel bringen lassen — eine reine Konsumentenkrise. Sie wurzelt nicht in der Ueberproduktion der neuen Welt, sondern in der mangelnden Kaufkraft der alten Welt. Der Bedarf an Waren aller Art besteht in den vom Kriege zerstörten und zerrütteten Ländern fort; aber sie sind nicht imstande, den Kriegsgewinnerländern ein Aequivalent zu bieten. Der Prozeß zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, den Marx bei den sozialen Klassen sah, spielt sich hier in größtem Maßstabe zwischen den Völkern ab. Und wieder zeigen sich die Kraft, aber auch die Grenzen der freien kapitalistischen Wirtschaft: sie hat über aller Erwarten schnell die Produktion „angekurbelt"; aber sie ist nicht imstande, eine gleichmäßige Verteilung der Güter zu bewirken.

# Neue Parodien von Hans Heinrich von Twardowski

## Rudolf Hans Bartsch: Der schmalzhafte Frühling des jungen Herrn Cyprian

Es war Frühling geworden in Wien, unserm molligen, schmolligen, kosigen, rosigen, zuckermandel- und lakritzensüßen Wien, dieser holdseligen, goldseligen Stadt aller Städte, dieser lustundleidenstaumelwirren Stadt, in der die heimlichen Gerüche der jungen Frauen unsre Herzen betäuben wie die Parfume von Roger & Gallet, in der die Menschen mit zarten kleinen Bimmelbammelsilberglöckchen lachen, in der sie aber auch so schmerzlich-herzlich-märzliches Bitterwasser weinen können, dieser Stadt, in der die Liebe, die herrliche, hitzige, heilige, holdige Liebe, einem so sonn- und pfingstfeiertagsköstlich eingeht wie Schlagobers, und in der jeder Gugelhupf so süß schmeckt wie ein blitzblanksauberer Jungmädelskuß. Ja, es war Frühling geworden, lockender, jubelnder, seidiger, schneidiger Frühling; die Bäume reckten und streckten sich sehnsüchtig-dehnsüchtig zum himmlisch bläulichen Himmel empor, der wie rosa Azurmarzipan aussah und trunken in violetter Schimmrigkeit schimmerte; die Wolken kräuselten sich wie weiße, weiche Spitzenhöschen, und es war überhaupt solch eine Lust zu leben, daß man am liebsten hätte sterben mögen. Ja, der Frühling . . .! Ja, der Wiener Frühling . . .! Aber der junge Herr Cyprian, dieser gute dumme, liebe dumme, schmucke dumme Bub, wußte nichts vom seidigen schneidigen Frühling, nichts von den streckenden reckenden Bäumen und nichts auch von den weißen, weichen Spitzenhöschenwolken; er ging nur so vor sich hin der junge Herr Cyprian und dachte an seine Arbeiten, seine Professoren, sein Examen. Aber als er so vor sich hin ging, da vernahm er ein Rollen, und als er aufsah, da fuhr eine Kalesche vorbei, in der saß sie, die zuckrig-schmucklich-bucklig-gebenedeiete, die vielgeliebte, umschwärmte, umflatterte Frau, die das ganze märzmaijunijulitollirrwirrberauschte Wien am leichten Rosenbändel führte, und deren gesegneten pfauenfederkitzlichbunten Namen sieben Erdteile kannten. Er aber sah sie zum ersten Mal. Und als sie ihn so nur den achtundachtzigtausendsten Teil einer Sekunde lang anschaute, da ward dem armen, lieben dummen Jungen in seinem singenden, siedenden, summenden Blut wie bis dahin noch nie, er sah, daß es seidiger, schneidiger Frühling war, daß die Bäume sich sehnsüchtig-dehnsüchtig zum himmlischen Himmel reckten, und daß sich die Wolken wie weiße Spitzenhöschen kräuselten; und er wußte nicht, ob er weinen oder lachen sollte. Und deshalb setzte er sich auf eine Bank und fing erst an zu weinen, und es war ein schmalzernes, heiliges, köstliches Weinen, und danach begann er zu lachen, und es war ein köstliches, heiliges, schmalzernes Lachen. Und dann fing er wieder an zu weinen und danach zu lachen, und so trieb er es den ganzen Frühling hindurch, Tag für Tag und Monat für Monat. Und jedes Mal, wenn er mit dem Weinen fertig war, schrieb er ein paar süße, selige, silbrige Verse und nach dem Lachen auch. Und so ward der junge Herr Cyprian im achtundachtzigtausendsten Teil einer Sekunde durch den Blick der schönen Frau Utta erweckt, daß er den Wiener Frühling erkannte und fühlte in seinem heißwarmen lieben Dummenjungensblut.

# Rundschau

## Lest Morgenstern!

Wann wird die Mauer eingerissen sein, die Palmström aufgerichtet hat? Er und der von Korf, das Wiesel und der Zwölf-elf — sie sollen nicht erschlagen werden von eifernden Bilderstürmern, sie sollen leben und ihr grandios-ernstes Spiel treiben: doch sie sollen endlich den Weg freigeben zu dem Gebäude, das hinter ihnen in den Aether ragt. Freilich muß man das Gebäude sich selbst aus tausend Mosaikgebilden bauen, und es gehört ein hingebendes Versenken in all die scheinbar so verstreuten Fragen und Antworten dazu, um den beharrlichen Aufbau zu spüren, den immer zielsicherer klärenden Geist zu erkennen, der hier umwertet und neuformt, rückschaut und ins Unendliche ausblickt.

Die Gedichtbände, die Unvollkommenes neben höchster Vollendung stehen lassen, können das Gebäude nicht völlig sichtbar werden lassen. (Eine Auswahl ist unbedingt erforderlich.) Erst die ‚Stufen', die Tagebuch-Aufzeichnungen, offenbarten die Erkenntnisse und Forschungen eines Geistes, der es unternahm, von Grund auf den ganzen Menschen umzuwandeln, von innen her ihn neu aufzubauen. Das Ergreifende und Eindringliche und zugleich unerhört Fruchtbare dieses Unternehmens ist, daß Morgenstern in den Aufzeichnungen — im Gegensatz zu den nur Endgültiges gebenden Gedichten der spätern Zeit — sich selbst zum Objekt dieses Versuches nimmt. Er durchwühlt sich, durchforscht jede Aeußerung seines Ich, geht jeder Regung, jedem Gedanken bis in seine letzten Ausläufer nach. Und das alles nicht in der Methode des Wissenschaftlers, der von sich aus die Welt über sich aufbaut, sondern des mystischen Philosophen, der vom All her, mit dem er sich als Einheit fühlt, die Strahlen des Ewigen einfängt und in sich zu sammeln sucht.

Noch um ein Bedeutendes persönlicher, beweglicher, unmittelbarer wirken die ‚Epigramme und Sprüche' (die, von Frau Margareta Morgenstern gesammelt, wie die ‚Stufen' bei R. Piper & Co. in München erschienen sind). Hier ist noch keine Feile zu spüren, hier spricht der grübelnde Wahrheitsucher unmittelbar aus seiner Arbeit heraus, aus seinem Tasten und Ahnen, seinen Qualen und Selbstdeutungen. „Ich bin ein Mensch und schlag' mich selbst ans Kreuz, Ich Mensch den Gott in mir, der ich nicht bin."

Fernstehende — und, ach, wie Viele stehen Christian Morgenstern noch fern! — schauen in die verborgensten Schubkästen dieses bohrenden Geistes, dieser allüberall mitschwingenden Seele. Es ist ganz unglaublich und doch ganz selbstverständlich, wie dieser stets auf das Wesentliche, leidenschaftslos Wahre dringende Dichter für seine Gedanken auch mühelos die wesentliche, wortkarge, prunklose Form des Epigramms und Spruchs gefunden hat. Doch das ganz besonders Anziehende dieser Sammlung — neben seiner gedanklichen Detailkraft — ist: es leuchtet in diesen knappen Versen doch noch das innere Temperament des Kämpfers und Nietzsche-Verehrers und des geistvoll pointierenden Humoristen auf. Hier sind noch nicht die Spuren des persönlichen Anteils an den Erscheinungen verwischt, wie in den ‚Stufen' und den letzten Gedichten. Denn auch die letzte abgeklärte Weisheit hat zur Mutter das eigne Blut, das eigne Temperament, das eigne Auge.

So sind diese ‚Epigramme und Sprüche' als Dokument für den lebendig pulsierenden Menschen von besonderm Wert. Welche schier grenzenlose Weite dieser Mensch hatte, dem die Läuterung des Menschen, des Alltags zum „All-Tag" Lebensberuf war, erahnt Jeder, der nur einmal in einen Gedichtband oder in die Prosaaufzeichnungen hineingeschaut hat. All diese Fragen und aus innerlicher Liebe quellenden Antworten haben nur das eine Ziel: wesentlich werden, aus der höhern Form von Erkenntnis, in der rechtes Denken und rechtes Empfinden vereint sind, den Weg zur letzten streitlosen Reife zu finden.

Vor diesem Geschenk aus der Gedankentruhe eines Weisen und Vollendeten drängt sich immer wieder der Eine eindringliche, leidenschaftliche Wunsch auf die Lippen:

Lest Morgenstern!,

lest ihn immer wieder, bis er euch Führer, bis er euch Bibel wird bei der Erziehung zum Reifwerden, der Befreiung von tausend Fesseln. Susos Verlangen: „ein vernünftiges Einleiten des äußern Menschen zu seiner Innerlichkeit" zu geben, ist hier das einzige große Thema. Morgenstern ist der Wegbahner zu den geistigen Wirklichkeiten, zu der Welt, die, scheinbar unsichtbar, die Quelle des Lebens bedeutet.

In ungeheuern Selbstkämpfen dringt er auf den natürlich-einfachen, im All ruhenden Grund aller Dinge — durch tiefste Liebe zu den Dingen. Tiefste Liebe zu aller Kreatur und aller Daseinsform aus dem Bewußtsein der Notwendigkeit und deshalb der Rechtfertigung und Bejahung allen Geschehens, das immer und überall ein Atmen Gottes ist — „des Gottes, der du selbst", und der dein Bruder ist, und der sich selbst die Hände reicht von Dir zu Mir, von heut zu morgen im ewigen Kreis.

Günther Stark

## Aus großer Zeit

Stellv. Genkdo. XI. A.-K. II a. Nr. 87 570.
Cassel, den 10. 12. 1915.

Es kommt immer noch vor, daß Unteroffiziere und Mannschaften auf der Straße den kriegsministeriellen Ausführungsbestimmungen zu der A. K. O. vom 21. 9. 1915 und dem Verbot des stellv. Generalkommandos vom 12. 10. 1915 IV a 73180 entgegen rotbraune Handschuhe tragen. Diese Disziplinwidrigkeit ist entweder darauf zurückzuführen, daß die Dienststellen diese Erlasse nicht überall in ihrem Bereich bekannt gemacht haben, oder es liegt ein Ungehorsam der Betreffenden vor, der nach § 92 M.Str.G.B. mit Arrest zu bestrafen ist.

Straßendisziplin und Straßenanzug bieten ein dankbares Mittel für die Erziehung zur Disziplin und zu dem „innerlichen Strammstehen", welches in der Front so oft vermißt wird.

Ich erwarte, daß die Disziplinarvorgesetzten diesen Ausschreitungen entgegen treten, und daß die Garnisonkommandos ihre Aufmerksamkeit auch den beurlaubten Unteroffizieren und Mannschaften und den in Lazaretten befindlichen zuwenden.

Der Kommandierende General
von Haugwitz

## Liebe Weltbühne!

Dieser Tage war ich im Preußischen Finanzministerium, das still wie ein verwunschenes Schloß im Kastanienwäldchen steht. In einem abseitigen Flur des zweiten Stocks fand ich an der Tür des letzten Zimmers diese Visitenkarten angeheftet: (rechts) Schreibvogel Ober-Hofmarschallamtssekretär, (links) Zippel Ober-Hofmarschallamtssekretär. Wie gut, daß es doch noch Märchenfiguren in dieser Wirklichkeit gibt!

# Antworten

**Gemütsmensch.** Aus Westermanns Monatsheften können Sie einen feinen Wesensgenossen kennen lernen. Da erinnert sich Ernst von Wolzogen an mehr Erlebnisse, als für ihn gut und für uns interessant ist. Edgar Steiger, zum Beispiel, habe ihm „eine unüberwindliche Abneigung” eingeflößt. „Die Abneigung scheint übrigens gegenseitig gewesen zu sein, denn er hat mir noch kurz vor seinem Tode einen kritischen Fußtritt versetzt, den ich ihm nicht verzeihen kann, und wenn er noch töter als tot wäre, indem er mich nämlich als typischen Familienblattunterhaltungsromanfabrikanten hingestellt hat! Mein Glaube an eine sittliche Weltordnung verführt mich zu der Mutmaßung, daß er heute noch leben würde, wenn er diese schändliche Verleumdung im ‚Literarischen Echo' nicht hätte drucken lassen, denn so etwas kann wirklich nur mit dem Tode bestraft werden.” Wirklich nur. Wonach ich bereits vor zwanzig Jahren, nachdem ich zum ersten Mal einen Autor mit Einem Wort so erschöpfend charakterisiert hatte, wie Edgar Steiger diesen hier, ein Raub der Würmer hätte werden müssen. Aber vielleicht steht grade und einzig Ernst von Wolzogen unterm Schutze des Himmels. Dann wird dessen strafender Donner ja nicht allein jenen münchner Kritiker getroffen haben, sonderen jeden treffen, der den typischen Familienblattunterhaltungsromanfabrikanten beim rechten Namen nennt. Machen wir die Probe. Ich wiederhole die fürchterliche Lästerung. Und harre in Neugier, wann die Mitwelt von mir erlöst sein wird.

**B. J.** Vor ungefähr einem Jahr, als sich der ‚Woyzeck' gefunden hatte, wurde hier die Befürchtung geäußert, ob nicht am Ende, wie beim ‚Urmeister', nur wieder ein Luxusdruck erscheinen werde. Damals erfolgten entrüstete Briefe von dem Entdecker Witkowski und seinem Verleger Kippenberg. Jetzt ist der ‚Woyzeck' am Deutschen Theater gespielt worden; aber der Kritiker von normalen Einkünften kann ihn nicht mit dem ‚Wozzek' vergleichen, weil dieser wichtige dramatische Fund tatsächlich nur in einer Ausgabe für die Kriegsgewinnler vorliegt. Die Ausgabe für die Menschen ist ausgeblieben. Die armen vergeßlichen Verleger! Von ihnen zu den Vereinsbrüdern und von Leipzig nach Essen ist nicht mehr als ein Schritt. In der Stadt Friedrich Krupps gibt es eine — verzeihen Sie das harte Wort! — Literarische Gesellschaft. Diese hatte den Einfall, Johannes R. Becher gastieren zu lassen. Am Tage vor der Vorlesung brachte die liebe Rheinisch-Westfälische Zeitung einen flammenden Aufruf an ihr Volk: dieser Lyriker habe irgendwann einmal irgendein unvaterländisches Gedicht gemacht, und einen solchen Menschen sich anzuhören, sei für rechtschaffene Deutsche doch wohl unmöglich. Als andern Tags der Poet mit frommem Schauder in der kohlenrußigen Stadt erschien, wurde ihm von den Millionären der — verzeihen Sie das harte Wort! — Literarischen Gesellschaft mitgeteilt, daß man auf die Entfaltung seines Organs verzichte und ihn an Stelle des vereinbarten Honorars eine Fahrkarte dritter Klasse für die Herfahrt bezahlen werde — nicht etwa auch für die Rückfahrt nach München, weil er ja unterwegs in Köln ohnehin aufzutreten hätte. Hingegen erklärte man sich in wahrhaft überschwänglicher Großartigkeit bereit, seine Hotelrechnung zu begleichen. Bei seiner Abreise war dies allerdings nicht geschehen, und man hätte ihn beinahe noch als Zechpreller festgenommen. Die armen vergeßlichen Millionäre!

**Regierungsrat Schwarz.** Sie schreiben mir zu den Ausführungen, die das vorige Mal Stridente über ‚Dammert-Schwarz-Weismann' gemacht hat: „Ich bin nicht als Spion nach der Tschechoslowakei gesandt worden, schon weil das Auswärtige Amt überhaupt keine Spione entsendet. Nachdem ich vorher andre konsularische Posten im Auslande bekleidet hatte und im Auswärtigen Amt tätig gewesen bin, bin ich als Vizekonsul nach Prag versetzt worden (am achtundzwanzigsten Oktober 1918). Es ist richtig, daß ich trotz der mir zugesicherten Exterritorialität am achtundzwanzigsten Februar 1919 unter dem Verdacht der Spionage von den tschechischen Behörden — wir befanden uns damals mit der Tschechoslowakei formal im Kriegszustande — verhaftet wurde. Ein strafrechtliches Verfahren wurde gegen mich eingeleitet, mußte jedoch wegen Mangels an Beweisen eingestellt werden." Haben Sie, Herr Regierungsrat, Ihre Stellung als deutscher Vizekonsul auch nicht dazu mißbraucht, die deutsche Zeitung ‚Bohemia' heimlich mit Material gegen die Regierung zu versehen, die Ihnen Exterritorialität zugesichert hatte in der Voraussetzung, daß Sie sich loyal verhalten würden? Im übrigen wissen Sie selbst, daß der „Mangel an Beweisen" es ist, von dem eine Unzahl Menschen im Ueberfuß leben. Wie meine Gewährsmänner mir versichern, würden Sie freilich kaum über Mangel an Beweisen zu klagen haben, wenn Sie etwa auf die Behauptungen von Stridente klagten. Unter diesen Behauptungen ist diejenige, die Sie berichtigen, die allerharmloseste. Man streiche sie, und die Vorwürfe, die -— nicht wider Ihre Vergangenheit, sondern wider Ihre Gegenwart erhoben werden, verlieren von ihrer Schärfe nichts. Heißt es ihre Triftigkeit zugeben, daß Sie zu ihnen allen schweigen? Dann erneuern wir unsre Anfrage an die Preußische Regierung, was sie in diesem Falle zu tun gedenkt.

Für die Opfer deutscher Richter haben ferner eingesandt: Walter Kirstein, Berlin, 200 M.; Näherinnen und kaufmännisches Personal der Firma Tiefenthal & Halle, Stuttgart, 85 M.; Georg Freudenstein, Frankfurt am Main, 200 M.; Ursula Wilcke, Hermsdorf, 25 M.; Hubert Grau, Charlottenburg, 20 M.; Frau Doktor Leschnitzer, Charlottenburg, 30 M.; ‚Sonne', Jugendgruppe des Deutschen Monistenbundes,25 M.; N. N.. 20 M.; E. C., Halle, 10 M.; Lina Sondheimer, Stuttgart, 50 M.; Fritz und Ottilie Ganz, 30 M.; Ungenannt 30 M.; Franz Stein, Dresden, 12 M.; Personal der Buchdruckerei Casten & Callwey, München, 77 M.; E. C. Hermann Schmidt, Schmargendorf, 200 M.; Gustav Kahn, Berlin, 75 M.

Für die Politischen Gefangenen in Bayern haben ferner eingesandt: Püttmann 100 M.; Kurt Wolff Verlag, München, 18 Bücher; Friedbönig, Frankfurt a. M., 70 Zigaretten; X. 6 Bücher; Frank & Heimann, Weimar, 21 M.

## Geschäftliche Mitteilung

Wegen der Publikationen, die der Malik-Verlag in dieser Nummer anzeigt, hat der Staatsanwalt gegen George Grosz wegen Beleidigung der Angehörigen der Reichswehr durch Schriften, Darstellungen und Abbildungen die öffentliche Anklage erhoben. Die Verhandlung ist auf den zwanzigsten April anberaumt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die lnserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 21. April 1921 Nummer 16

## Propagandaleichen von Karl Rothammer

Wir leiden an der Politik, an Anschauungen von der Welt im allgemeinen und der Geschichte im besondern, an Gefühlen für Vergangenheit oder Zukunft, an Träumen von dem, was war, oder von dem, was kommen soll; wir leiden außerdem an den Parteien, den Sekten, den Flaggen. Im Januar, als es in Mitteldeutschland wieder zu grollen begann, zitierten wir hier den Florian Geyer: „Jeder weiß, daß nicht nur für die süddeutschen Bauern, auch für die Thüringer, für die Münzerschen in Allstedt — das dicht bei Eisleben liegt — nach kurzem Kriegslärm galt, was der Geyer sagt: ‚Den besten Handel, die edelste Sache, die heiligste Sache . . . eine Sache, die Gott einmal in eure Hand gegeben hat und vielleicht nimmer — in euren Händen ist sie g'west wie ein Kleinod im Saustall.' " Heute erscheint (bei A. Seehof & Co.) von Paul Levi, im Januar noch Häuptling der vereinigten Kommunisten, eine Broschüre gegen das, was die Kommunisten von den übrigen Arbeiterparteien trennt, gegen den Wahn von der bewaffneten Minderheit, gegen den Putschismus — und auf dem Titelblatt steht des Geyers Verzweiflungswort. Eine Leiche, grausam umkränzt von toten Menschenleibern, liegt in Mitteldeutschland der Kommunismus, wie er sich unter der moskauer Suggestion in den Köpfen politischer Analphabeten — Schuld des Mansfeldschen Kapitalismus, der bis zur Revolution seine Arbeiter zwang, jeder gewerkschaftlichen und politischen Agitation fern zu bleiben und „gelb" zu sein —, wie er sich in den Magengefühlen ausgemergelter Proletarier — Schuld des Mansfeldschen Kapitalismus, der unter der Androhung der Frontberufung Schundlöhne zahlte — als lockende Fata morgana spiegelte. Levi sagt: „Als ich diese Broschüre plante, bestand in Deutschland eine kommunistische Partei von 500 000 Mitgliedern. Als ich sie acht Tage später schrieb, war diese kommunistische Partei in ihren Grundfesten erschüttert, ihr Bestand in Frage gestellt." Die kommunistische Zentralleitung aber — ein von Moskau (das sich rückläufig und beinahe heftig dem kapitalistischen Imperialismus wieder zuwendet) vergessener Wachtposten — diese kommunistische Zentralleitung hat nicht Würde genug, den Leichnam der von ihr frivol mißleiteten Organisation zu bestatten: sie scheut nicht davor zurück, die toten Bergleute als Propagandaleichen zu neuer Verwirrung der an physischer und politischer Blutleere leidenden Massen zu verwenden. Sie wird einsehen müssen, daß es nur Gefühlsmißbrauch ist, unter rotwallenden Fahnen den toten Sylt durch die Straßen zu fahren, um den nachtrottenden Proletariern (von denen Viele harmlosen Vereinszylinder trugen) die Illusion zu erwecken: Sie marschieren!

Auch die Deutschnationalen und ihr Anhang werden erfahren, daß die Propagandaleiche kein zuverlässiges Instrument der Politik ist. Sie haben, erst ein wenig zaghaft und dann durch Beispiel seelisch gestärkt, schwarz-weiß-rote Fahnen aus den

Fenstern gesteckt, um Halbmast und schwarz beflort die tote Kaiserin zu ehren. Nein, eben nicht, um die Kaiserin zu ehren, die Mutter von sieben Kindern, die Frau, die manche Wunde zu heilen sich bemühte — vielmehr: um Heerschau zu halten über die Anhängerschaft, die bereit ist, auf der Straße heute sentimental, morgen vielleicht wieder einmal kappistisch zu demonstrieren. Keinen Augenblick werden diese Nationalisten daran denken, daß in Deutschlands gegenwärtigem Zustand nichts verhängnisvoller sein kann als jede Störung eines sich etwa zwischen den Nationen anbahnenden Ausgleichs. Daß die französischen Korrespondenten mit einigem Vergnügen ihren Blättern von den Propagandaflaggen und den demonstrierenden Trauerkleidern der Offiziersdamen berichten werden, daß sie hihter dem Leichenspuk von Potsdam attackierende Kürassiere und überhaupt den deutschen Militarismus entdecken werden: davon wissen die Krampfregisseure der monarchistischen Propaganda nichts. Vielleicht meinen sie auch gar nicht so sehr die Monarchie wie den Preis von Brot und Schnaps — denn wonach sie sich sehnen, ist jene Zeit, da der Junker durch Brot und Schnaps in Preußen regierte. Deutschland aber hat keinen Raum für Versuche, Vergangenes oder Unerreichbares zu forcieren. Wenn die Herren von gestern, die nie wieder Herren sein können, wirklich dem Lande, das sie und ihre Ahnen lange genug trefflich ernährt hat, etwas Gutes tun wollten, so müßten sie bei der Erledigung sowohl der auswärtigen wie der innern Politik sich in den Beschaulichkeitspavillon ihrer Gutssitze zurückziehen, um Fontane zu lesen und so zu lernen, wie man Schicksal trägt.

Bei der Erledigung der Fragen, die den ersten Mai in diesem Jahr kaum zu einem Völkerfrühling, leicht aber zum Beginn neuer Völkergefährdung machen können, werden nationalistische Gefühle zu schweigen haben. Erst recht kapitalistische Interessen. Darum ist gut, daß die neuen Angebote, die man vorbereitet, ohne neue Befragung der bekannten Sachverständigen formuliert werden. Zwar kann Niemand sagen, ob Angebote, die bis an die Grenze deutscher Tragfähigkeit gehen, und die darum die starken Schultern des deutschen Kapitals und nicht nur die geschwächten Kräfte der deutschen Massen zur Basis haben, bei den Exekutoren der französischen Kammern Verständnis finden werden. Aber nachdem Herr Harding den Völkerbund, diese pazifistische Dekoration entschlossener Raubfirma, totgeschlagen hat, und seitdem die Folgen jener vernünftigen, die Ansprüche der beteiligten Völker gleichmäßig abwägenden Beschlüsse der Amsterdamer Internationale sich innerhalb der einzelnen Arbeiterschaften wenigstens einigermaßen bemerkbar machen, ist anzunehmen, daß die Neigung, in das Chaos, das der Krieg zurückließ, irgendeinen festen Boden zu legen, stärker sein wird als törichtes Gefühl für Revanche oder Kriegserneuerung.

Die Leiche des Völkerbunds wird von unsern Nationalen gleichfalls für propagandistische Zwecke benutzt werden. Sie ist hierzu gleichfalls ungeeignet. Was Harding mit einem runden Satz zur Seite stieß, war die Karikatur eines Ausgleichs der

Völkerinteressen. Wenn er nach dem Maßstab der Interessen Amerikas eine Nachprüfung des Versailler Vertrags verlangt, so darf gehofft werden, daß aus diesem Instrument kurzsichtiger Politik vielleicht doch noch ein zweckmäßiger Apparat der internationalen Wirtschaft werden kann. Was freilich voraussetzt, daß Stinnes sich von Hué beraten läßt, daß die deutschen Kommunisten von den englischen Bergarbeitern lernen, daß, Herr Stresemann sich weniger als Advokat der Dividendenjäger und mehr als Vertreter des deutschen Volkes fühlt, daß die preußische Regierung von einer Art ist, die des Reiches Ganzheit vor bayrischem Dickkopf bewahrt und so etlichen Franzosen die Spekulation auf die Aufteilung des Reichs nicht gar so leicht macht, und daß die Politik, zum mindesten die der Propagandaleichen, überwunden wird.

## Der Isolierungsprozeß von Olav Olsen

Der Weltgeschichtsschreiber wird die Periode politischer Hochspannung, die der Londoner Konferenz folgte, mit diesen nackten Tatsachen kennzeichnen:

Die Kabinettskrise in Deutschland, die dem Mißerfolg in London folgen mußte, wurde gelöst durch eine Regierungserklärung, die alle bisherigen Angebote in der Reparationsfrage als hinfällig bezeichnete. Der Außenminister war dadurch zu einem Minister der Parteien geworden, die in der Reparationsfrage die Politik der Verständigung ablehnten. Die Entente-Regierungen, die von den Pariser Beschlüssen zum Versailler Friedensvertrag zurückgekehrt waren, gaben sich Mühe, durch die Reparationskommission, die eine strikte Erfüllung der Verpflichtungen des Friedensvertrages forderte, die deutsche Regierung von dem Ernst der politischen Situation zu überzeugen. Diese Arbeit der Reparationskommission wurde unterstützt durch eine stark forcierte gesetzgeberische Tätigkeit zur Durchführung der „Sanktionen". Die deutsche Regierung aber ignorierte all diese Maßnahmen, die mehr oder minder den Charakter der Drohung trugen, und versetzte die deutsche Oeffentlichkeit in den Glauben, als ob die Sanktionspolitik nicht tragisch zu nehmen sei und mit einem Mißerfolg der Entente enden müsse. Sie sandte ihre Geschaftsträger auf ihre Posten zurück, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß sie keine Aufträge zur Vorbereitung neuer Verhandlungen auf Grund neuer deutscher Vorschläge hätten. Da die Vereinigten Staaten, in Bezug auf die europäischen Fragen seit längerer Zeit politisch inaktiv, mit dem Amtsantritt Hardings durch die wirtschaftliche Tatsache, daß Europa einer der besten Kunden der Union geworden war, sich gezwungen sahen, an eine Lösung der europäischen Frage wenigstens in Bezug auf die amerikanischen Interessen heranzutreten: so versuchte sowohl die deutsche wie die französische Regierung, die amerikanische Politik zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Aber sowohl der Versuch des geschickten französischen Unterhändlers Viviani, durch persönliche Fühlungnahme, wie der Versuch der deutschen Regierung, mit Hilfe eines Memorandums dies Ziel zu er-

reichen, schlug fehl. Viviani erhielt anstelle von Zugeständnissen in der Frage der Bezahlung der französischen Kriegsschulden an Amerika nur höfliche, unverbindliche Worte, anstelle der Zusage des Eintritts Amerikas in den Völkerbund und der damit verbundenen Anerkennung des Friedensvertrages durch die Union nur unverbindliche Versprechungen. Auf die deutsche Note, die eine derart beispiellose diplomatische Ungeheuerlichkeit enthielt, daß die deutsche Regierung die französische Politik bei der amerikanischen Regierung beschuldigte, aus Agitationsrücksichten den Wiederaufbau der zerstörten Gebiete zu hintertreiben — darauf antwortete die amerikanische Regierung, daß die deutsche Regierung die Schuld am Kriege trage. Der einzige Erfolg des deutschen Memorandums war also, daß die neue amerikanische Regierung, die bisher zur Schuldfrage noch nicht Stellung genommen hatte, nunmehr in dieser Frage ihre völlige Uebereinstimmung mit den Entente-Regierungen erklären konnte. Die französische Regierung, die bei der englischen ein starkes Abflauen der außenpolitischen Interessen infolge der innerpolitischen Schwierigkeiten des Bergarbeiterstreiks feststellen mußte, wurde sich der immer stärker werdenden Isolierung bewußt, und griff zu dem politischen Mittel der Androhung neuer Gewaltmaßnahmen, um die deutsche Regierung aus ihrer Passivität aufzuschrecken. Da zwischen der Drohrede des französischen Ministerpräsidenten Briand und der Erklärung des deutschen Außenministers über die Bereitwilligkeit der deutschen Regierung zu neuen Vorschlägen keinerlei wichtige politische Ereignisse lagen, so mußte die plötzliche Aktivität der deutschen Regierung — selbst wenn sie unbekannt gebliebene innere Ursachen andrer Art gehabt haben sollte — als eine direkte Folge der französischen Drohpolitik erscheinen. Dies war insofern politisch sehr ungünstig, als in Frankreich dadurch der Glaube an den Erfolg der Gewaltpolitik gestärkt werden mußte, sodaß die Aufnahme der neuen deutschen Vorschläge psychologisch schlecht vorbereitet war und für die Lösung der politischen Krise nur wenig Hoffnung bestand.

*

Scheidet man aus diesem Bild der Geschichtsschreibung alle Fehler aus, die auf politische Ungeschicklichkeit der führenden Persönlichkeiten zurückzuführen sind, so bleibt die nackte Tatsache einer fortschreitenden politischen Isolierung der einzelnen Großmächte übrig. Die Erklärung dafür? Die wirtschaftliche Isolation, die sich durch die wirtschaftlichen Tatsachen der Schutzzollpolitik und Abschließung des eignen Marktes vor fremder Konkurrenz kennzeichnet. Die Weltwirtschaft, deren Krise durch Mangel an Absatzmärkten entstanden ist, treibt zur wirtschaftlichen Abschließung aller Industriemächte gegen einander, zur allgemeinen Schutzzollpolitik. Die politischen Folgen dieser Entwicklung müssen fortschreitende Isolierung, Verschärfung aller Gegensätze, dauernde Kriegsgefahr sein, wenn es nicht gelingt, ein neues Absatzgebiet oder eine weltwirtschaftliche Neuorganisation zu finden.

*

Vielleicht ist der englisch-russische Handelsvertrag der erste Schritt zur Erschließung dieses Absatzgebietes. Noch ist England durch seine innerpolitischen oder besser innerwirtschaftlichen Sorgen, durch die Verschärfung der indischen Wirtschaftskrise und der — damit wie mit der wirtschaftlichen Desorganisation des nahen Orients im Zusammenhang stehenden — persichen, mesopotamischen und syrischen Schwierigkeiten verhindert, sich energisch der Lösung der allgemeinen Wirtschaftskrise auf dem Wege über den russischen Markt zu widmen. Noch sind alle diese Dinge zu neu und zu nah, noch ist man zu eng an die Einzelauswirkungen des Problems gekettet, um zu den Wurzeln der Lösung vorzudringen. Noch hat man in Rußland nicht erkannt, daß die Verschärfung der weltwirtschaftlichen Probleme keine Forderung, sondern eine Erschwerung der eignen Lage bedeutet. Aber der Tag kann nicht mehr fern sein, wo man hier wie da erkennen wird, daß es eine Isolierung, die gleichbedeutend mit der Unberührtheit von den drohenden wirtschaftlichen Katastrophen wäre, nicht gibt, daß die Vergrößerung der Schwierigkeiten der andern Staaten nicht eine Besserung der eignen Lage, sondern die Vernichtung der letzten Aufbau-Möglichkeiten bedeutet.

*

Wenn Frankreich seine wichtigen Orient-Interessen, seine Sonderpolitik in Rußland England nicht geopfert hätte zur Erreichung der „freien Hand” gegen Deutschland, sondern zum Zwecke einer allgemeinen wirtschaftlichen Verständigung über den Wiederaufbau Europas, so hätte die französische Politik anstatt in der Brandrede Briands in dem Entwurf für einen großzügigen Wirtschaftsplan, beginnend bei den zerstörten Gebieten Frankreichs und Belgiens, über Oberschlesien und Polen, endigend in dem von völligem wirtschaftlichen Zusammenbruch bedrohten Sowjet-Rußland gipfeln können.

*

Die blinden Seher und tauben Propheten, die der Welt immer wieder den großen Kriegsbrand im fernen Osten künden, und die um der Insel Yap willen schon die amerikanische Flotte die japanischen Kriegshäfen bombardieren sehen, werden in ihren Zukunftsphantasien nicht eher die Gegenwart erkennen, als bis ihnen die hellen Flammen aus dem glühenden Boden, auf dem sie stehen, entgegenschlagen. Europa philosophiert sich in den „Untergang des Abendlandes” hinein, weil ihm bequem erscheint, seine eignen Angelegenheiten durch Andre regeln zu lassen. Diese Andern aber haben nicht die geringste Neigung, den Brand eines Hauses zu löschen, dessen Versicherungssumme sie nicht zahlen werden, und bei dessen Wiederaufbau ihre Gewinne größer sein dürften als die vorhergegangenen Verluste.

Es kann in seinem Ursprung nicht leicht ein schlimmeres Wort sein als Soldat, Söldner, Käufling, feile Seele; solidarius; Dukatenkerl. Die Sache macht die Ehre des Kriegers, aber ein Soldat kann als Soldat durchaus auf keine Ehre Anspruch machen. Es ist ein unbegreiflicher Wahnsinn des menschlichen Geistes, wie der Name Soldat ein Ehrentitel werden konnte.

Seume

# Eine Geheim-Mission von Hetta Gräfin Treuberg

Vor sechs Jahren war die Erregung in Italien groß: Krieg oder Frieden? Freiwillige Abtretung der umstrittenen Gebiete oder Kampf? Damals fand ich in alten Aufzeichnungen meiner Mädchenzeit die Erzählung einer Begebenheit, die der politischen Welt wohl unbekannt geblieben, und die jetzt noch immer von Interesse ist.

In der Nähe von Florenz, Via Bolognese, bewohnte in meiner Jugend ein alter ungarischer Finanzier, Baron Horaz Landau, eine Villa, die, ganz in Lorbeerhainen und Pinien versteckt, die schönsten Bücher und Kunstschätze barg.

Oft besuchte ich den alten Herrn, der sich immer wieder freute, jungen Menschen seine Raritäten zeigen und erklären zu können. An einem Nachmittag traf ich bei ihm die Fürstin Antonietta Strozzi aus dem Hause der Fürsten Centurione und den Enkel Viktor Emanuels und der schönen Rosina, den Grafen Mirafiore. Man diskutierte über Kriegsursachen, Kriegsgründe und über die Politik Napoleon des Kleinen und des Re Galantuomo. Die Fürstin behauptete, kein Krieg sei zu hindern — in Vorkriegsperioden sei Jeder mit Blindheit geschlagen. Wir Jungen widersprachen ihr. Da wandte der alte Ungar sich plötzlich zu ihr: „Wollen wir diesen Kindern mal erzählen, wie wir versucht haben, einen Krieg zu verhindern?” Die alte lebhafte, noch schöne Dame mit leuchtenden Augen lächelte Zustimmung. Und der Baron erzählte — mehr dem Grafen als uns:

„Sie wissen sicherlich aus Erzählungen, wie groß die Abhängigkeit Ihres Großvaters vom Wohlwollen Napoleons des Dritten, von seiner Hilfe war, wie man in Florenz über die Abtretungen und das Plebiszit von 59 dachte, welche Anfeindungen, besonders durch Monsieur Thiers, die junge Unità durchzumachen hatte. Da gehörte es zu den Glücksfällen, an denen die Regierung des ‚Re’ so reich war, daß die deutschen Kleinstaaten unter dem Einfluß Bismarcks sich nicht nur bereit erklärten, das Königreich anzuerkennen, sondern auch zustimmten, daß der Zollverein mit diesem einen Handelsvertrag abschloß. Es war 1865; da wandte sich der Minister Napoleons, Drouyn de Lhuys, dessen Austrophilie bekannt war, an Private in Florenz und entwickelte den Plan einer Abfindung Oesterreichs für die Abtretung Venetiens. Er habe Gewißheit, meinte der Abgesandte Frankreichs, daß Franz Josef gegen eine große Geld- und Wirtschaftsentschädigung gewillt sein werde, Venetien den Italienern zu geben. Ich bezweifelte dies, reiste aber trotzdem in Geheim-Mission nach Paris, da auch das Haus Rothschild sich als Garantiegruppe für diesen Gedanken interessierte. In Paris teilte ich dem Kaiser die große Bereitwilligkeit des Königs Viktor Emanuel zu dieser Transaktion mit. Ich sagte, daß der König

die Idee einer Volksabstimmung in Venetien für richtig hielte, daß er bei günstigem Ausfall, der sicher schiene, nicht abgeneigt wäre,mit ihm zur Verfügung stehenden Finanzgruppen einen Vertrag über Aufnahme einer Anleihe abzuschließen und die Abfindung der Monarchie Habsburg zu besprechen. Er würde Abmachungen, die ich in Wien träfe, für bindend erklären. In Paris war man zufrieden. Der Kaiser Napoleon, stark beeinflußt durch den preußischen Gesandten v. d. Goltz, der die ‚petites et grandes entrées' bei ihm hatte, und sein Minister drängten mich zur Eile. Beide rechneten mit dem sichern Erfolg. v. d. Goltz sprach ich nicht. Im September 1865 reiste ich nach Wien. Dort empfing mich Graf Mensdorff. Ich hatte die verschiedensten geheimen und ganz geheimen Unterredungen. Natürlich erhielt ich keine Privataudienz beim Kaiser Franz Josef. Im Ministerium saß man auf dem hohen Roß. Die Verhandlungen mit Ungarn standen gut. Der Verkauf einer Provinz, ja der Gedanke einer Volksabstimmung in einem dem Erzhause gehörenden Landesteil wurde mit Verachtung zurückgewiesen. Es schien, daß ich der Monarchie etwas Entehrendes zumutete. Auch in Privatgesprächen hörte ich überall nur eine Meiung: Die süddeutschen Bundesstaaten würden es nie verzeihen, wenn Habsburg ohne Waffenkampf dieses Land, diesen Schutzwall deutscher Lande, abträte. Diese Meinung war aber noch verständlicher als der offiziöse Bescheid, den ich erhielt: Nur nach einem glücklichen Kriege, der der Monarchie große territoriale Gewinne brächte, könne man dieser Frage näher treten; da aber ein Krieg nicht in Aussicht stände, das Kondominium der dänischen Provinzen ja keinen territorialen Vorteil gewährte, so bäte man mich, abzureisen. Wenn ich mich recht besinne, wurde damals sogar auf den Vertrag von Gastein gepocht. Was folgte, kennen wir Alle, und ich hatte ja das Glück, " setzte der Baron, sich höflich gegen den Enkel verneigend, hinzu, „dem Könige als einer der Ersten zur Einverleibung Venetiens zu gratulieren."

Horaz Landau war längst gestorben, als ich 1914 im Hotel Exzelsior zu Rom mit zwei Botschaftern desselben Kaisers Franz Josef über Abtretungen, Volksabstimmungen und italienische Universität in Triest mich unterhielt. Der eine grollte mit Bülow, der damals Napoleons des Dritten Rolle übernommen, und der andre antwortete mir das Selbe, was ein früherer Staatsmann der Doppelmonarchie dem klugen Horaz Landau geantwortet hatte: „Nach einem glücklichen Kriege und Friedensschluß mit großem territorialem Zuwachs — da wird unser greiser Kaiser darauf eingehen. Aber so — das kann man ihm am Ende seines Lebens doch gar nicht zumuten, und was würden die andern Provinzen und Länder der Doppelmonarchie dazu sagen: Abtretung von Kronländern ohne Kampf?!"

## Herbstwald von Mechtild Lichnowsky

Überspanne,
himmlisches Septemberauge,
meinen Fichtenwald!
Meine Buchen und die Gründe,
wo im Dunkel deinem Blick
ihren Anfang sie verbergen.
Aber Fichtenhände
zweiggeword'ner Arme lassen
spitze Sternchen fallen.
Durch glühweiße Buchenluken,
dreigezackte, herbstverbrämte,
sticht des Lichts Geschoß.
Tausendfärbig unter Feuer
blendet so das Harz,
das in goldgeschweißten Klumpen
Edelsteine faßt und Perlen.
Breitgewölbte Buchenstämme,
jeder Scheu entwöhnt,
werfen sich mit reichverzweigten
Armen in die Jahreszeit,
die der Aether früh erzeugte.
Herrenlose Fäden rühren
windbewegt die Kronen an . . . . .
Geh zu Bäumen, Mensch! und küsse
ihren Rindenleib.
Jeder schont dich, ächzt statt deiner,
trägt dein Leid in sich und weint es.

## Die Justiz von Hugo Grotius

### XVI. Prinz, Kessel, Sylt

Von den großen Prozessen der letzten Zeit zeigt keiner den Tiefstand unsrer politischen Moral so deutlich wie der Fall Prinz, keiner den Bankerott der Rechtspflege so fürchterlich wie der Meineidsprozeß gegen Kessel.

Dessen wird sich, wer die Presseberichte durchfliegt, fast gar nicht bewußt; vollends, worum es im Falle Prinz eigentlich ging, haben bei der Länge des Prozesses und den lückenhaften und widersprechenden Berichten selbst kluge Leute nicht erkannt. Am unwichtigsten dabei war gewiß, ob ein kleiner, stets vom Dalles geplagter armer Pinscher, der freilich einer illustren Revolutionsregierung für den Posten eines „Leiters der Sicherheitswehr" als der grade richtige Mann erschienen war, sich durch Anfertigung eines gefälschten Schriftstücks Geld verdienen wollte oder nicht. Das Gericht hat das als erwiesen angenommen und wird damit wohl recht gehabt haben. Entscheidend war auch nicht die Frage: Haben Scheidemann und Georg Sklarz eine schriftliche feierliche Auslobung von 100 000 Mark auf den Kopf Liebknechts und der Frau Luxemburg ausgesetzt? Diese Frage

hat das Gericht, mit guten Gründen und wahrscheinlich auch mit Recht, verneint. Sondern: Sind Führer des Proletariats nicht nur von den schwarzen Mächten der Reaktion, sondern unter den Augen, mit ausdrücklicher oder stillschweigender, vorheriger oder nachträglicher Billigung von Leuten, die sich auch Führer des Proletariats nennen oder wenigstens früher nannten, durch feigen Meuchelmord beseitigt, angeblich „auf der Flucht erschossen" und mit dieser offiziellen Lüge auch noch zu persönlichen Feiglingen degradiert worden? Sind wir so weit, daß die große Masse selbst der Arbeiterschaft solche Greueltaten kaum noch mißbilligt? Weiter, noch viel weiter sind wir gekommen! muß die traurige Antwort lauten. Das haben der Prinz- und der Kessel-Prozeß gezeigt. Nicht darin bestehen die sogenannten „Enthüllungen" dieser Prozesse, daß ein Offizier den andern „deckt", daß die Soldateska rast, wann und auf wen immer sie losgelassen, daß die „Nachrichtenzentrale" auf erfundene Spitzelmeldungen die Grundlage zum „Durchgreifen" schafft — sondern in der furchtbaren Erkenntnis, daß solch ein System von Proletarierführern übernommen, gehätschelt und gepflegt wird, daß ein Kulturvolk sich dessen nicht schämt, daß eine Arbeiterschaft verstumpft und versumpft genug ist, um derartige Führer, getreu den Leitartikeln ihres Zentralorgans, für nichts als arme Opfer einer wilden Verleumdungscampagne zu halten. Für Alles, was ans Tageslicht kommt und dieses Licht zu scheuen hat, findet die offizielle Leitung der S. P. D. und ihre Presse nichts andres als das stereotype Schimpfwort: Verleumdung. Damit vergrößert man noch den schlimmsten Fehler des alten Systems, den Fehler, der schließlich und endlich zum Krach führten mußte und führte: Vertuschung, Verkleisterung, Bemäntelung statt Offenheit, Siebung, Ausmerzung und Reinigung. Das wird sich rächen.

Schon hat sich die S. P. D. des Prinz-Prozesses wegen krampfhaft, doch unüberzeugend vor ihren englischen Genossen rechtfertigen müssen. Herr Otto Wels hat diese Aufgabe so zu lösen gesucht, daß ihm das Ausland nur erwidern kann: Den Führern der deutschen Arbeiterschaft ist nicht ein Deut mehr zu glauben und zu trauen als den militaristischen Regierern der großen Zeit. Wels behauptet kurzweg, in dem Gerichtsverfahren sei „erwiesen", daß Scheidemann niemals so etwas wie den Befehl zur Ermordung Liebknechts gegeben habe, ebenso sei „erwiesen", daß er, Wels, selbst als Kommandant niemals einen Pfennig dem Tyszka gegeben habe. Er habe nur einmal mit diesem gesprochen, nachdem ihm ein Offizier anvertraut habe, daß Tyszka offenbar geistesgestört sei. Darauf habe er dem Tyszka gesagt: für solche Aussagen wie die, daß er gewillt sei, Liebknecht zu ermorden, drohe ihm Gefängnis (Schutzhaft). Die einleuchtenden Bekundungen des Zeugen Gürgen tut er mit einer nichtssagenden Redensart ab und äußert kühnlich, hinter der ganzen Angelegenheit Prinz stehe in Wirklichkeit der Versuch der deutschen Reaktionäre, durch Verleumdung ihrer politischen Gegner die Sozialdemokratie und die Republik zu diskreditieren. Ja, er untersteht sich, ohne den Schimmer eines Anhalts, anzudeuten, daß die Verteidiger des Prinz von den Reaktionären bezahlt worden seien.

So viele Behauptungen, so viel Unwahrheit! Wenn überhaupt noch beschworene Zeugenaussagen als Mittel zur Findung der Wahrheit gelten können — und das müssen sie, solange es andre Mittel nicht gibt —, dann hat der Prozeß Prinz klipp und klar ergeben, daß der Schwiegersohn des Herrn Scheidemann, Henk, nicht ein Mal, sondern Jedem, der es hören wollte, im Regiment Reichstag erklärt hat: auf die Beseitigung Liebknechts und der Frau Luxemburg sei von seinem Schwiegervater eine Belohnung ausgesetzt. Das bestätigten nicht nur der übelbeleumdete Tyszka und die beiden — freilich mit Scheidemann verfeindeten — Sonnenfeld, sondern eine Reihe an der Sache völlig uninteressierter Zeugen: so der Kraftfahrer Raschke, der sich die Prämie verdienen wollte, zuvor aber in der Reichskanzlei anfragte, ob die Sache ihre Richtigkeit habe, und dort von dem Sekretär Hesel die Auskunft erhielt, die Belohnung sei von der Regierung ausgesetzt; ferner der Sekretär Hesel selbst, dem es Herr Henk persönlich mitgeteilt haben soll, und der Herrn Henk, als der das bestreiten wollte, der Unwahrheit zieh, der weiter eidlich bekundete, daß die Geldgeber die sogenannte Sklarz-Gruppe gewesen sei, und daß Raschkes Aussage stimme. Aehnliche Bekundungen über die Aussetzung einer Belohnung, von der Henk gesprochen hat, machten die Zeugen Seidel, früheres Mitglied des Regiments Reichstag, Fräulein Krüger, Stenotypistin im Regiment Reichstag, und der frühere Verbindungsoffizier des Regiments Reichstag, Grasenick. Viel belastender als dies aber ist, was über den Feldwebel Tyszka und seine Verwendung durch die sozialistischen Führer bekannt geworden ist. Tyszka war Derjenige, der am neunten Dezember 1918 — wie er behauptet: auf Befehl des Kommandeurs des Zweiten Garderegiments — den Versuch gemacht hatte, Liebknecht zu verhaften und zu beseitigen, von Prinz hieran gehindert, dem Kommandanten Wels vorgeführt, von diesem verhaftet, aber sofort wieder freigelassen wurde, und zwar, wie Tyszka bekundet hat, mit einer Belohnung von 3000 bis 5000 Mark, wie Wels behauptet, weil ein Gerichtsoffizier ihn für geisteskrank erklärt habe. Nichtsdestoweniger wird dieser geisteskranke Feldwebel im Januar 1919 bei der Abteilung des angeblichen Leutnants Gürgen eingestellt, die sich Nachrichtenabteilung der Kommandantur nannte und von dem Stadtkommandanten, Genossen Fischer, eingerichtet wurde im Einvernehmen mit dem damaligen Staatsanwalt, jetzigen Kommissar für die öffentliche Sicherheit Weismann „zu dem Zwecke, die Rädelsführer des Aufstandes zu fassen”. In dieser sogenannten Nachrichtenabteilung, die inoffiziell die Aufgabe hatte, Material gegen die Führer der linksstehenden sozialistischen Parteien zu sammeln, also ein richtige Spitzelzentrale war, galt die treffliche Parole: „Alles, was Ihr macht, macht Ihr auf eure Kappe” und: „Falls Widerstand geleistet wird, ist ‚in angemessener Weise’ von der Waffe Gebrauch zu machen, sobald Notwehr vorliegt”. Für eine solche Zentrale war der vorher als geisteskrank ernannte Feldwebel Tyszka grade der rechte Mann. Er wurde deshalb auch mit den diskretesten Aufträgen betraut und reichlich bezahlt. Insbesondere erhielt dieser Mensch, der er-

wiesenermaßen Liebknecht hatte verhaften und umbringen wollen, der als geisteskrank entlassen, alsbald aber wieder eingestellt worden war, unter anderm den Auftrag, Ledebour zu „verhaften”. Was entstanden wäre,wenn Tyszka das getan und nach der ihm gegebenen Parole „auf eigne Kappe” in „angemessener Weise” von der Waffe Gebrauch gemacht hätte: das ist nicht allzu schwer auszudenken. Sicherlich aber wurden die revolutionären Führer vom Schlage der Wels, Fischer und Genossen mit derselben Seelenruhe erklärt haben: sie wüschen ihre Hände in Unschuld — es sei alles Verleumdung der Reaktionäre. Und ebenso wurde eine Arbeiterschaft, wenn ihr Zentralorgan das schwarz auf weiß bestätigt hätte, mit der alten unveränderlichen Hochachtung zu ihren Führern ausgeschaut haben.

Ganz ebenso hat die Sache gelegen bei der Erschießung der 29 Matrosen durch den edlen Marloh, der sich durch den Schießerlaß Noskes gedeckt fühlte, den Herr Weismann im Einverständnis und in Uebereinstimmung mit Noske und Ernst vor einem Prozeß schützen wollte, dem Kessel zur Flucht verhalf und mit trüb fließenden Mitteln sicherstellen wollte — wofür dann er, Kessel, zum tiefsten Bedauern des Herrn Noske schließlich daran glauben sollte, trotzdem er nach Noskes Ansicht einzig aus vaterländischem Interesse, ohne eigennützige Motive gehandelt und „den Kopf in die Schlinge gesteckt” hatte. Der Prozeß Kessel zeigt, wenn das möglich ist, noch deutlicher als der Prozeß Prinz die rührende Uebereinstimmung, in der sich die Erzreaktionäre Hauptmann Papst, Lüttwitz, Kessel, Oberst Reinhardt, Oberleunant Hoffmann und alle die andern mit den Revolutionären Noske, Ernst, Ebert und Scheidemann befanden, und zwar immer durch die Vermittlung des vielgewandten Staatskommissars und Staatsanwalt Weismann und seiner Gehilfen.

Selbst diese hochintelligenten Männer aber haben doch das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit in Deutschland nicht so völlig erloschen geglaubt, um für möglich zu halten, daß sogar ein Marloh und ein Kessel mit Pauken und Trompeten freigesprochen werden würden. Denn hätten sie das auch nur in ihren kühnsten Träumen erwartet, so wären ja die ganzen Vertuschungsmanöver, wie die dreimalige Aenderung des Tatberichts, die Versuche, der Justitia in den Arm zu fallen und den Delinquenten mit falschem Paß und vielem Geld fortzuschaffen, gänzlich überflüssig gewesen. So sieht das „letzte Bollwerk”, das fundamentum regnorum heute aus.

Was soll man also mit Leuten wie Sylt noch groß Federlesens machen? Wer flieht, wird niedergeknallt. Fliehen tun sie Alle, weil sie genau wissen, daß sie dann niedergeknallt werden — Und fesseln kann man doch die Häftlinge nicht! Das tut man nur bei „Verbrechern”, nicht bei „politischen Gefangenen”, denn sonst — könnten sie ja nicht fliehen! Genosse Severing bestätigts: Er „ist” geflohen!

Das Proletariat trägt seelenruhig mit vielen Kränzen den feigen Flüchtling zu Grabe. Justitia aber zieht die Binde noch etwas dichter vor das wachsame Auge.

(Fortsetzung folgt)

# Kräfte

Wie ich mir ausmale, daß wir zu ‚Kräften' gelangt sind? August Stramm hatte das Manuscript dieses Dramas verloren und beeilte sich, seinem Verleger den Inhalt zu depeschieren. Wenn sonst der Mensch in seiner Qual verstummt: dem gab ein Gott, zu drahten, wie er leide. Oder sollen etwa die feierlichen Absichten eines Dichters, der siebzig Gefechte mitgemacht hat, nur deshalb vor unsrer Heiterkeit sicher sein, weil er im letzten höchst rühmlich gefallen ist? Er hielt es bei Lebzeiten für dramatische Konzentration, den Dialog anstatt aus Sätzen aus Wörtern zu bauen. Das Wort kann auch „Nee" lauten. Eine Gattin ruft ihren Gatten: „Männe!" Die reichlichste Verwendung finden die Personalpronomina, denen die Phantasie des Hörers entweder falsche oder richtige Adjektiva, Substantiva und Verba anhängen mag. Aber manchmal ist Stramm doch so unvorsichtig, das selber zu tun. Und dann sagt sie von einem weggeworfenen Zündholz: „Das wird Feuer stiften!"; und Er erwidert: „Ich brenne schon." Qui tacet, sentire videtur. So oft oder so selten hier eine der vier Personen einigermaßen artikuliert das Schweigen bricht, kommt leider zutage, daß nichts da war, was zu verschweigen lohnte. Der Praktiker Stramm, dem nicht gegeben war, einen Hamlet zu gestalten, hatte sich die bequeme Theorie zurechtgelegt, daß Hamlet mit Lehmanns Kutscher gewisse Urregungen, Grundtriebe,Kräfte gemeinsam habe, und daß dies und diese festzustellen eine künstlerische Aufgabe sei. Aber erstens sind solche Gemeinsamkeiten zu schnell erkannt und benannt, als daß fünf — noch so kurze Akte — damit zu füllen wären; zweitens hat Künstler wie Kunstgenießer von jeher weniger interessiert, worin Menschen übereinstimmen, als worin sie sich unterscheiden; und drittens ists eine verhängnisvolle Verwechslung, daß zur Nachbildung primitiver Empfindungen primitive Mittel am geeignetsten seien. Man begehe diese Verwechslung, und das Resultat muß ein Film sein, dessen Vorgänge uns ausnahmsweise nicht durch Text auf der Leinwand, sondern durch Signale zwischen den Figuranten verständlich werden. Und was haben wir am Ende verstanden? Daß zwischen zwei Herren und zwei Damen unschwer Liebe über Kreuz und daraus Haß und Abmurkserei entsteht. Was unten fehlt, wird oben aufgetragen; für den Mangel an Begründung soll die besondere Blutrünstigkeit entschädigen, daß das eine, rasend gewordene Frauenzimmer die sanfte Rivalin dazu zwingt, den Mund des Mannes den es dem andern Mann aus Eifersucht in die Pistole gejagt hat, auf dem Totenbette oder -divan zu küssen, und daß es ihr darauf ritsche, ratsche, mit einem Messerchen die Lippen abschneidet. In der Zeit des musikalischen Verismo gingen die Leute auf diese gottgefällige Manier mit einander um. Aber das waren Italiener a basso porto. Außerdem spielte ein Orchester dazu. Das war ganz lustig. Zwanzig Jahre danach sind wir auf den letzten Ausläufern dieses Abwegs vergnügt in ‚Tiefland' geraten.

Ich für mein Teil bin entweder so amusisch oder so altmodisch, daß ich vor August Stramm allenfalls ähnliche Erschütterungen verspüre wie vor einem Groschenschauerroman in Fortsetzungsheften. Nun heißt es freilich: Dies ist das schwächste von seinen Dramen. Da bin ich mißtrauisch. Bei dem später verblichenen Hermann Essig, den dieselbe Gemeinde stürmisch preist, hats Jahre lang, ein Jahrzehnt lang genau so geheißen. Aber als dann in größern Zwischenräumen vier seiner Stücke aufgeführt wurden, war das nächste immer noch schwächer, immer wieder das schwächste. Auf Stramm die Probe ließ sich an Einem Abend machen. Sobald die Regie seinem Stil entsprach, waren vier seiner Werke in zweieinhalb Stunden zu bewältigen. Ob zum Schluß noch ein Zuschauer dagewesen wäre: das ist eine Sache für sich. Reinhardt, der einmal beweisen wollte, daß er auch Expressionismus kann, und wie leicht Expressionismus ist, bewies es schlagend, indem er, der alte Meisterimpressionist, den Expressionismus einfach in Impressionismus verwandelte. So hatte letzthin Jeßner, der neue Meisterexpressionist, die ‚Echten Sedemunds' nicht aus ihrer, sondern aus seiner Art entwickelt. Nach der Absicht August Stramms hätten ‚Kräfte' in scharfen Linien gegen uns losspringen müssen. Auf der Bühne der Kammerspiele schmeichelten sie sich langsam und farbig bei uns ein. Herr Haas-Heye hatte Lampen, Leuchter, Hölzer, Vitrinen, Vorhänge, eine Terrasse und einen Park in Violett, einem hellern und einem dunklern, in Rötlich, in Schwarz, in Altgold, in allen möglichen Tönungen beigesteuert — das Milieu der Aristokratenkomödie, die garnicht mehr existiert. Köstliche Kleider für die Welt, in der man sich langweilt. Pikfeine Manieren: Jeder küßt Jeder beim Auftritt und Wegtritt und zwischendurch mit tiefer Verbeugung die Hand — shoking, da plötzlich zu hauen, zu stechen, zu massakrieren, sadistisch sich auszurasen! In solcher Pailleron-Sphäre versetzt Reinhardt einen unbekümmerten Naturalismus — wer den Tabak einer Zigarette auf die Lippen bekommt, entfernt ihn sorgsam von diesen, bevor sie ihm abgesäbelt werden — schandenhalber mit kleinen expressionistischen Spritzern: man bildet starre Gruppen und spricht im Kanon. Drei Stile — also eine einzige Stillosigkeit? Darum nicht, weil sie zu einer höhern Einheit zusammengefaßt werden in Reinhardts blutvoller und phantasiekräftiger Persönlichkeit. Drei von den vier Schauspielern helfen ihm; am meisten Helene Thimig, die Jemand „unbeschreiblich anmutig" nennt, und die es hier ist. Agnes Straub aber legt einen Birchpfeiffer-Zyklus hin, der durch einen kühnen Vorstoß in die zeichnerischen Anfänge der Eysoldt und Durieux modernisiert wird. Wie sie aus einer tragischen Bedeutungsschwere, die für den zweiten Teil des ‚Faust' reichen würde, unvermittelt in kalte Ekstase oder in forciertes Gebrüll fällt, wie sie sich von einem wilden Schmerzensausbruch jählings wieder beruhigt, und wie nichts in ihr nachzittert: all das zeigt, wohin ein großes Talent gerät, das unsinnig angespannt, wahllos beschäftigt und unbegreiflich überschätzt wird.

# Schauspielersorgen von Arnold Czempin

Was steht zur Debatte? Die Forderungen der berliner Schauspielerschaft? Das Naturrecht der Schauspielerschaft! Und bei Schlag und Widerschlag hält die Vertreter dieser Forderungen die Erkenntnis aufrecht, daß die Menschheit sich seit Jahrtausenden ihr Naturrecht nur in zähem Kampf erringen kann, daß nur Schritt für Schritt der Boden bereitet wird, auf dem die Menschen im Rechte ihrer Natur werden leben und schaffen können.

Was wollen wir? Wir wollen endlich einige Voraussetzungen, unter denen die Schauspielerschaft ihrer Kunst freier und unabhängiger dienen kann, als sie es heute — erstickend im zerquälenden Kleinkram täglicher Not und erlahmend unter der physischen und psychischen Anspannung, die notwendig ist, um sich über Wasser zu halten — zu tun vermag. Wir fordern: daß das Theater, dem der Schauspieler vertraglich seine künstlerische Arbeitskraft verschreibt, ihm das ganze Jahr die Erwerbsmöglichkeit bietet (Jahresvertrag). Wir fordern: einen Monat vollbezahlten Urlaub dafür, daß er seine Kraft ein volles Jahr dem Theater zur Verfügung stellt. Wir fordern: daß der Schauspieler in jedem Monat zwei freie Abende hat. Wir fordern: daß der angestellte Schauspieler wenigstens einen Teil der Sicherungen seiner künstlerischen und wirtschaftlichen Existenz erhält, auf die jeder andre Angestellte nach dem Betriebsrätegesetz Anspruch hat.

Was wir fordern, sind heute Selbstverständlichkeiten. Allerdings Selbstverständlichkeiten nur für die Allgemeinheit, die, trotz den interessanten Theaterrubriken der Zeitungen, unsrer wirklichen Existenz ahnungslos gegenübersteht. Die Eingeweihten wissen, welcher Umwälzungen es bedarf, um die trostlosen berliner Theaterzustände von Grund auf zu ändern. Trostlos in kultureller, wirtschaftlicher und rein künstlerischer Beziehung. Wir Schauspieler bilden zwar einen wesentlichen Faktor im Theaterbetrieb: dennoch darf man von uns nicht verlangen, daß unsre Vorschläge die Trostlosigkeit auf allen Gebieten in eitel Freude verwandeln. Wir sind uns bewußt, daß die Durchführung unsrer Forderungen wichtige innere Umstellungen vieler Betriebe nötig macht. Aber wir haben nun Jahre hindurch immer und immer wieder zugunsten der Erhaltung der Betriebe auf unsre eignen Lebensnotwendigkeiten verzichtet, haben die Sicherung unsrer Existenz immer wieder zurückgestellt, obwohl allmählich doch recht deutlich wurde, daß diese unsre Zurückhaltung, die ja im Kriege vielfach mit wenig schönen Pressionsmitteln (zum Beispiel: der Reklamation) erzwungen wurde, außer der Erhaltung der Betriebe auch den Bankkonten unsrer Bühnenleiter kräftig gedient hat.

Die Oeffentlichkeit mag wissen, daß es auf diese Art nicht weitergeht. Es ist heute so, daß die Bühnenleiter bei allen von der Gesamtheit der berliner Schauspielerschaft aufgestellten Forderungen einen verschwindend kleinen Bruchteil von prominenten Schwerverdienern gegen die Allgemeinheit ausspielen. Die Schauspielerschaft zerfällt nicht in „Begabte und Unbegabte”, sondern in drei Gruppen. Erstens: die kleine Gruppe von Schwerverdienern, die trotz hohem Einkommen am Theater täglich bereit sind, das ihnen anvertraute Pfund künstlerischer Begabung für noch höhere Einkommen im Film preiszugeben, und die dadurch fast allein die Verantwortung für die Verwahrlosung

des künstlerischen Probenbetriebes tragen. Zweitens: die etwas größere Gruppe Derer, die bei oft ausgezeichneter Begabung im Theater, sehr mäßig bezahlt werden und aus bitterster Not, oft unter Umständen, die ihre Seele zutiefst verletzen, im Film die einzig rettende Möglichkeit sehen, sich die Subsistenzmittel für ihre Tätigkeit als Bühnenkünstler zu verschaffen, und die in demselben Augenblick auf diese nerventötende „Nebenbeschäftigung” verzichten würden, wo ihnen das Theater eine halbwegs anständige Existenz sicherte. Dritte Gruppe: das Gros der Schauspieler — notwendig zur Führung des Theaterbetriebes, elend bezahlt und, aus Mangel an Eignung für den Film, nicht in der Lage, sich mit ihrer darstellerischen Begabung Nebenverdienste zu verschaffen. Im äußern Auftreten durchaus „gesellschaftsfähig”, in der eigentlichen Lebenshaltung aber bereits ebenso proletarisiert wie ein großer Teil der zweiten Gruppe.

Ein Naturrecht — wie unsre Forderungen genannt wurden — zu begründen, erscheint überflüssig. Aber eine Betrachtung der Einwände, die die Bühnenleiter in heftiger Abwehr der Oeffentlichkeit mitteilen, ist vielleicht am Platze.

Im Sommer geht das Publikum nicht gern ins Theater. Was geschieht also? Der Bühnenleiter schließt seinen Tempel, wenn die Pfingstreiser grüßen, und die Priester sind ein paar Sommermonate ihrer Pflichten ledig. Ist es in Berlin wirklich so? Keineswegs. Von den vierunddreißig berliner Bühnen spielen gewiß vier Fünftel das ganze Jahr.

Und warum dann keine Jahresverträge? Weil der Unternehmer behauptet, er könne nicht das ganze Jahr hindurch das Risiko unter den gleichen Bedingungen tragen. Er läßt in zwei Spielzeiten arbeiten. In der Sommerspielzeit wird ein Teil der Schauspieler in unbezahlte, meist unerwünschte Ferien geschickt. Man spielt mit ein paar Gästen „Sommerstücke” und schließt oft sogar mit den eignen Mitgliedern, die das Glück haben, bleiben zu dürfen, „Sommerverträge” zu verminderter Gage. Noch einfacher aber ist es, wenn man das Theater im Sommer verpachten kann. Haben die Schauspieler Glück, so „übernimmt” sie der „Sommerpächter"; wenn nicht, liegt das ganze Ensemble drei oder vier Monate brach. Die „Uebernahme” hat aber leider den Haken, daß ein Urlaub für den von der Winterspielzeit Ermatteten ausgeschlossen ist, denn sein „Sommerpächter” übernimmt seine Arbeitskraft entweder für die ganze Zeit oder gar nicht. Ausnahmen bestätigen die Regel. Und so gibt es in Berlin außer Solchen, die Jahr für Jahr vor der bittern Sorge um die Sommerzeit stehen, sehr Viele, die immer „übernommen” werden und nie dazu kommen, ein paar Wochen Erholung zu haben, wie jeder andre Mensch, der das ganze Jahr arbeitet. Das Betriebsrätegesetz und die Verordnungen des Demobilmachungskommissars sehen allerhand Einsprüche gegen unbegründete Verkleinerungen oder Umstellungen von Betrieben vor, die vorübergehend oder dauernd die Existenz vieler Arbeitnehmer gefährden. Man stelle sich einen Warenhausbesitzer vor, der im Sommer sein Haus ganz oder abteilungsweise schließt und Dutzende von Angestellten vor die Türe setzt, weil der Geschäftsgang im Sommer schlecht ist. Jeder weiß, wie einem so unsozialen Verhalten Betriebsrat und Schlichtungsstellen entgegenwirken würden. Aber „beim Theater ist das ja ganz etwas andres”

heißt es nun. Mit Verlaub: das glauben wir nicht mehr. Der Theaterunternehmer muß sich endlich bewußt werden, daß die Schauspieler nicht Stücke seines Fundus sind, die er vermieten oder auf den Speicher verstauen darf, wenn er sie grade nicht genug ausnutzen kann. Er muß seine Berechnungen so aufstellen, daß er aus den Einnahmen der Winterspielzeit die Mittel zieht, um auch über die schlechtere Sommerzeit mit seinem Personal hinwegzukommen. Daß so etwas durchaus möglich ist, beweisen ja andre Städte, zum Beispiel: Wien, wo bis zu einer gewissen Grenze (wir fordern sie bis zu 360 000 Mark Jahreseinkommen) Jahresverträge üblich sind. Der Einwand der Direktoren, sie könnten Jahresverträge nur einführen, wenn alle Darsteller, auch die prominentesten, sich durch Jahresverträge bänden, wird von den Schauspielern nicht ernst genommen. Es bliebe ja jedem Direktor frei, sich außer seinem festen Ensemble für die Sommerspielzeit eine Zugkraft zu sichern.

In engem Zusammenhang mit Urlaub und Jahresverträgen steht unsre Forderung der Ensemblebildung. In einer Vereinbarung des Deutsch-Oesterreichischen Bühnenvereins (Schauspielerorganisation) mit den wiener Theaterdirektoren heißt es: „Die Theaterleiter sind berechtigt, wenn ihr Ensemble vollständig komplett ist, Honorarverträge mit Zustimmung des Bühnenvereins abzuschließen.” Das Star-System ist eine Kriegs-Angelegenheit — eine Kriegs-Verlegenheit.Das Star-System ist im Begriff — nein, es hat bereits den künstlerischen Betrieb vieler Theater auf das Schwerste geschädigt. Das Star-System ist ein Anreiz für Stückefabrikanten, immer neuen Schund auf den Markt zu werfen und mit allen Kräften zu der — allerdings kaum noch zu steigernden — Verpöbelung des Geschmacks beizutragen. Wir müssen wieder dazu kommen, daß in der normalen Winterspielzeit sich alle Mitglieder — auch die größten — an ein Theater binden, und daß nur in ganz außergewöhnlichen Fällen hiervon abgegangen wird. Daß diese unsre Forderung von kultureller Wichtigkeit ist, wird ja auch von den wirklichen Kunstkennern anerkannt. Bei ihrer Durchführung würden übrigens alle Sicherheiten gegeben werden, daß die individuelle Situation jedes Theaters durch eine paritätische Kommission von Jahr zu Jahr neu geprüft würde, um die Zahl der zur Ensemblebildung notwendigen Verträge festzustellen.

Den berlinern Bühnenleitern sind schließlich noch in Sachen der Kündigung und der ablaufenden Verträge Forderungen zugegangen, die von der Außerordentlichen Delegiertenversammlung der Bühnengenossenschaft im Dezember 1920 aufgestellt wurden. Diese Forderungen wurden ausdrücklich als Uebergangsmaßnahmen für die Zeit der größten wirtschaftlichen Notlage bezeichnet. Kein Bühnenleiter soll mehr als ein Viertel seines künstlerischen Solopersonals (die Anfänger nicht eingerechnet) auf ein Mal entlassen.

Hierbei ist die Nichterneuerung der ablaufenden Verträge der Entlassung gleichzuachten. Diese Auffassung ist auch durchaus berechtigt, da, im Gegensatz zu der Gepflogenheit früherer Zeiten, in Berlin meist drei- bis fünfjährige Verträge abzuschließen, heute — nach Fortfall des einseitigen Kündigungsrechtes der Direktoren — fast nur noch einjährige Verträge geschlossen werden, die den Schauspieler einem ewigen Vagantentum ausliefern. Wir wollen eine gewisse Stabilisierung des Ensembles aus künstlerischen und wirtschaft-

lichen Gründen. Eine Regenerationsmöglichkeit von einem Viertel der Festengagierten verhindert die künstlerische Stagnation.

In engem Zusammenhang steht hiermit unsre Forderung, daß Bühnenleitung und Darsteller verpflichtet sein sollen, sich gegenseitig bis zu einem bestimmten Termin im Januar jedes Jahres mitzuteilen, ob sie die Fortsetzung des Angestelltenverhältnisses für das nächste Spieljahr wünschen. Der Bühnenleiter darf seine wirtschaftlich stärkere Stellung dem Schauspieler gegenüber nicht in der Weise ausnutzen, daß er ihn bis zum letzten Tage seines Vertrages darüber im Ungewissen lassen kann, ob er ihn im nächsten Spieljahr wieder engagieren will oder nicht. Der Einwand, der Schauspieler sei ja frei und könne sich engagieren lassen, wohin er wolle, ist eine doppelte Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse. Einmal ist die Möglichkeit, ein andres Engagement zu finden, heute — im Verhältnis zur Friedenszeit — tausendfach erschwert, und dann wird ein Darsteller, der das Engagement nicht wechseln will, nur ungern die Agenturen aufsuchen, um sich vielleicht ganz unnötigerweise anzubieten und so seine Wertschätzung möglicherweise herabzusetzen. Der andre Einwand: die Direktoren von Serien-Theatern wüßten im Januar noch nicht, was sie im kommenden Jahre spielen würden, betrifft die Disposition und ist ein Avis an die Autoren, etwas früher als bisher den Theaterkanzleien ihre „Offerten" zu machen. Im übrigen würde sich in besondern Fällen über die Verlegung des Termins um einige Wochen wohl reden lassen.

Um nun bei Entlassungen gewisse Härten zu vermeiden, haben die Schauspieler gefordert, daß, wie es das Betriebsrätegesetz dem Betriebsrat auferlegt, eine künstlerische Schlichtungsstelle geschaffen werde, die auf Anruf eines Entlassenen Einspruch erheben darf. Daß diese Schlichtungsstelle als erste Instanz nicht paritätisch zusammengesetzt ist, wird sogleich verständlich, wenn man sie als Analogon für den Betriebsrat betrachtet, der ja nur deshalb nicht angerufen wird, weil er in rein künstlerischen Fragen nicht zuständig sein kann.

Darüber hinaus wäre die Schaffung einer paritätischen Schiedsstelle als Appellationsinstanz zu erwägen. Die Besorgnis der berliner Bühnenleiter, sie seien dann nicht mehr Herr im Hause, fällt nicht so sehr ins Gewicht, weil die Leiter vieler großer Theater ja jetzt schon in ihrer Machtbefugnis durch Vertretungen ihres Personals eingeschränkt sind, und weil nach unsrer Meinung der oft versuchte Einwand, daß Jemand als Privatunternehmer sich kein Dreinreden gefallen zu lassen brauche, ganz hinfällig ist, da ja die Privatunternehmer in andern Zweigen durch das Betriebsrätegesetz einer ähnlichen Kontrolle ausgesetzt sind. Was aber die Besorgnis betrifft, die Kunst könne dadurch Schaden erleiden, so mögen die Bühnenleiter sich darauf verlassen, daß der Schauspieler bei seiner psychischen Einstellung zum Theater und dessen Leiter die Schiedsstellen nur in ganz krassen Fällen von Ungerechtigkeit oder großer sozialer Not anrufen wird, und daß dort das Für und Wider seiner Entlassung grade so besonnen und unparteiisch geprüft werden wird, wie man es heute schon in oft sehr komplizierten Fällen von den Bühnenschiedsgerichen verlangt.

Was die berliner Schauspielerschaft so außerordentlich verstimmt hat, war vor allem die Ablehnung jeder Verhandlungsbereit-

schaft der Bühnenleiter aus stets wechselnden Gründen. Kompetenzfragen werden vorgeschoben, wo es sich um die Regelung der Lebensnotwendigkeiten handelt. Die Bühnenleiter haben schließlich unter dem Druck der Resolution der Schauspielerschaft sich an den Verhandlungstisch gesetzt. Leider sind die Verhandlungen bis jetzt fast völlig resultatlos geblieben. Von dem Zugeständnis der „idealen Berechtigung unsrer Forderungen” werden die berliner Schauspieler — vertröstet auf zwei bis drei Jahre — ihre Existenz nicht sichern können. Vielleicht gelingt es den Bühnenleitern, in ihrer wirtschaftlich stärkern Stellung, diese Forderungen jetzt abzuwehren. Aber gewiß ist, daß die Schauspieler von dem Kampf um ihr Naturrecht erst lassen werden, wenn die Bedingungen erfüllt sind, die allein es ihnen ermöglichen, wirklich freie Künstler zu sein.

## Bankbilanzen von Ricardus

Ein Großbankdirektor, der seinen Geschäftskreis nicht nur aus der Perspektive des Zins- und Provisionskontos anzusehen pflegt, wird auf die Frage nach den höhern Gesichtspunkten der Bankpolitik von heute sicherlich die Antwort geben: es handle sich um die Unterstützung des Wiederaufbaus unsrer Wirtschaft. Das hört sich gut an. Ist auch nicht so schlechthin zu widerlegen. Genau genommen wurden indes die Banken von der Hochflut des Nachkriegsgeschäfts derart mitgerissen, daß es ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre,mit solchen bankpolitischen Richtlinien den Gang der Geschäfte überall bewußt in Einklang zu halten. Wie schwer die Uebersicht für die leitenden Köpfe geworden ist, sieht man an bezeichnenden Beispielen. Noch jüngst haben berliner Großbanken ein paar Filialdirektoren in der Provinz an die frische Luft befördert. Sie hatten sich bei der Kreditgewährung, schonend gesprochen, über die Vorschriften hinweggesetzt und die „zuständigen Stellen” über den Umfang der Geschäfte im Unklaren gelassen. Für die Bank-Zentralen entstanden also ohne ihre Kenntnis Verpflichtungen, weil auswärtige Vertrauenspersonen der Tagesmode entsprechend das Geschäftsgewissen nicht mehr als das traditionelle Präzisionsinstrument betrachten wollten. Abgesehen von solchen Fällen der Lockerung geschäftlicher Selbstzucht wird bei den Großbanken auch rein kontrolltechnisch durch die ungeheure Fülle der Arbeit der Ueberblick sehr erschwert. Bekannt ist ein Fall von Millionenunterschlagungen, der bei der frankfurter Depositenkasse eines führenden süddeutschen Instituts vorgekommen ist. Die Bank hatte bei dem „mordsmäßigen” Hochbetrieb gar nichts gemerkt und „entdeckte” die Sache erst, als die Lebensführung des Verbrechers zu seiner Verhaftung Anlaß gegeben hatte.

An diese Dinge erinnere ich nicht etwa, um sie pharisäisch aufzunutzen. Dazu passiert überall bei Behörden und Privatunternehmungen zu viel Menschliches. Ich will damit nur zeigen, daß es gegenwärtig im Allgemeinen nur einen recht bedingten Wert hat, privatwirtschaftlich genau umrissene Ziele abzustecken, während alles, was den Gang der Wirtschaft bestimmend beeinflußt, einen unerhörten Grad von Unsicherheit hat. Die Unsicherheit, das von den frühern Maßstäben ganz erheblich abweichende Gefühl, tausend Unberechenbarkeiten gegenüberzustehen, bringt gar leicht eine Note von Fatalis-

mus und Laisser faire in die Handhabung der Geschäfte. Das wird heute jeder aufmerksame Betrachter der Wirtschaftsführung beobachten können. Es gilt auch bis zu gewissem Grade für die Bankwelt. So ist es denn nicht so sehr der Geschicklichkeit der Leiter wie einer besondern Konstellation, die man meinetwegen glücklich nennen mag, zu verdanken, wenn das vergangene Jahr den Banken heidenmäßige Gewinne in den Schoß geworfen hat. Denn ausschlaggebend waren letzten Endes mehr die Triebkräfte der krankhaft inflatorischen Währungsgestaltung als die, gewiß auch nicht zu unterschätzende, Initiative und Organisationsgabe der Führer.

Man werfe nur einen Blick auf einige der Hauptzweige. Das Depositengeschäft befruchtet ein üppiger, von der Banknotenpresse in die Welt gesetzter Geldstrom. In den bisher veröffentlichten beiden Großbankbilanzen (Berliner Handelsgesellschaft und Nationalbank für Deutschland) zusammen beträgt der Zuwachs aus dem Depositengeschäft seit dem Vorjahr mehrere Milliarden. Aber wer wollte daraus im Ernst auf wachsenden Wohlstand schließen? Er könnte es ja auch tun angesichts der Mehrung der deutschen Sparkasseneinlagen um über 6 Milliarden innerhalb Jahresfrist! Nein: der Riesenfluß der Betriebsrnittel ist (daran könnte höchstens ein französisches Nationalistenblatt zweifeln, das die Dinge nicht sieht, wie sie sind, sondern wie seine Leser sie sehen möchten) durchaus krankhafter Natur. Auch den andern Ressorts drückt die Inflation ihren üblen Stempel auf. Die Unzulänglichkeit der Betriebsrnittel in Industrie und Handel als Folge der Geldentwertung schafft den Banken unzählige Gelegenheiten zu lohnenden Kreditgeschäften und Neuausgaben von Wertpapieren. An der Börse wiederum erzeugt der Geldstrom eine riesenhafte Nachfrage aus weiten Kreisen der Bevölkerung und einen raschen Auftrieb der Kurse. Der aber bildet einen mächtigen Stachel für die Spielwut. Ihr unterliegen keineswegs nur kapitalstarke, sondern viele mittelständische Existenzen, die durch leichte Kriegsgewinne ein zu schmal gewordenes Einkommen aufbessern möchten. Hinter blühendem, für die Bankwelt über die Maßen einträglichem Börsen- und Wertpapiergeschäft stehen also unerfreuliche Merkzeichen des Währungsverfalls. Und auch die unbeschreiblich hohen Devisengewinne sind zum guten Teil das Produkt des Spekulationsbetriebs, der seine Nahrung aus der Entwertung der Mark saugt.

Die Bilanzierung der Großinstitute läßt diese Dinge natürlich nicht außer Acht. Man sorgt dafür, daß hinter den Bilanzziffern mächtige Summen als sogenannte stille Rücklagen verschwinden, und daß nur eine verhältnismäßig geringe Dividendenbesserung eintritt (die Handelsgesellschaft zahlt diesmal 12% Prozent gegen 10 im Vorjahr, die Nationalbank 10 gegen 7). Die Zeiten sind wetterwendisch, und da gilt es, sich zu wappnen. In der Tat ist ja schon kurz nach Neujahr ein deutlicher Umschwung eingetreten. Börsengeschäft und Devisenhandel im besondern sind vorerst so ruhig geworden, daß der fieberhafte Lauf der Bankmaschinerie wesentlich verlangsamt wurde. Die seit langer Zeit üblich gewesenen Ueberstunden des Personals haben aufgehört. Und bei den Direktionen beginnt man da und dort die gewaltige Erhöhung der Unkostenkurve, die durch Personalvermehrungen und Besoldungsreformen entstanden ist, ein bißchen unangenehm zu empfinden.

# Des Tippelkunden Frühlingslied von Walter Mehring

Kommt der erste Friehlingstag an, wird so schwach een'm.
und denn macht man raus auft Kaff.
Wenn sich aus de sandgen Kuhlen
Blätter puhlen, Würme spuhlen, stehste baff!
Und denn liegt man sich zu aal'n,
wo mang die kahlen
letzten Häuser
Gottes Mühlen
langsam mahlen.

Bürgers samt Familienklette stiebeln fette
und adrette — fein mit Ei!
Ob een'm unter dunstge Kiepen Läuse piepen,
Wanzen ziepen: einerlei!
Jeder looft zur rechten Schmiede
hundemiede!
Gottes Mühlen
mahlen langsam!
Und solide!

Stochert man im weichen Mülle, jibbts die Hülle
und die Fülle, hat man Schiß.
Manchmal findt man einer Schneppe blutge Schleppe,
blonde Zöppe und Jebiss!
Für die Toten is's nich wichtig!
Jeld bringts tüchtig!
Gottes Mühlen
mahlen langsam!
Aber richtig!

Schließlich land't man treu und wacker ausjebaggert
uffm Acker, saacht nich: meff!
Leichenschauhaus zahlt die Rente und verwendt dir
zu Zemente — altes Reff!
Nächstes Jahr deckts Jroßstadtpflaster
deine Laster!
Denn wo Gottes
Mühlen mahlen,
wächst keen Jras mehr!

# Rundschau

## Aufforderung zum Mord kostet tausend Mark!

Ein gewisser Lebius hatte den sein Gedrucktes lesenden Staatsbürgern als Beweismittel dafür, daß das alte Vaterland noch zappelt, angeraten, die Führer des Bundes Neues Vaterland, samt und sonders „landesverräterische Hallunken", abzuknallen. Vor dem Richter hatte sich als Zeuge zu verantworten der bekannte Defaitist Otto Lehmann-Rußbüldt, dem denn auch nicht schlecht die Leviten gelesen wurden, konnte er doch nicht leugnen, mit ententistischen Militärs und Politikern wegen von dort aus zu unterstützender Entwaffnung und Pazifizierung Deutschlands unterhandelt zu haben. Kein Zweifel, daß dieses Vorgehen verbrecherisch gewesen ist; wer eine deutsche Waffe ausliefert und der Revanchepropaganda entgegenzuwirken trachtet, der ist ein Hochverräter: daran ließen die Worte des Herrn Vorsitzenden keinen Zweifel. Das Ausland wird diese mutige Bekundung eines deutschen Richters nicht überhören dürfen. Dem mordlustigen Lebius aber sprach der Anwalt unsres Staates väterlich zu: Wer wird denn immer gleich schießen! Sie hätten das Material über den Bund Neues Vaterland der Staatsanwaltschaft übergeben sollen! Es wird überhaupt viel zu viel geschossen! Das ist richtig. Und zwar mit den Gewehren, die auf einem Haufen, und wär er selbst in Frankreich, unschädlicher sind als verteilt bei uns. Herr Lebius meinte, man müsse halt präzis zwischen Patrioten und Landesverrätern unterscheiden. Nun gibts aber Leute, die diese Unterscheidung nicht vornehmen können, ohne daran die Identifikation zu schließen, daß Patriotismus (im Sinne von Mordius) Landesverrat sei. Die ge-

naue Unterscheidung könnte zu einer Kopfprämie auf Patrioten werden. Schon um das zu verhüten und dem pazifistischen Gedanken im innerpolitischen Leben der Nation die Wege zu ebnen, treten wir dem Warnungswort des Staatsanwalts bei. Er ist ein Freund des Preisabbaus und meinte, bei dem Ueberfluß an Produktion sei für eine Aufforderung zum Mord fünfhundert Mark ein genügend hoher Preis. Die andern Pazifisten auf der Richterbank, Anhänger der Abschreckungstheorie, verdoppelten streng die Bußsumme, galt es doch, die Parteikasse empfindlich zu treffen. Seltsamerweise war von der Amtsanmaßung des Lebius weiter nicht die Rede; es sei aber nochmals betont, daß die Aktion gegen Entwaffnungseifrige besser durch Regierungsorgane erfolgt.

Ich habe mich nun erkundigt, wie denn die Anreizung zur Aufforderung zum Morde bestraft werde. Man antwortete mir, sie falle unter die bekannte Amnestie für alte Beamte.

Willi Wolfradt

## Ick amnestiere mir

Der in den weitesten Kreisen Deutschlands bisher völlig unbekannte frankfurter Rechtsanwalt Ebenau hat das so lange vergeblich gesuchte Ei des Columbus gefunden. Oder glaubte es wenigstens. Herr Ebenau ist eben schlau und sagte sich als zweifellos stramm deutschnationaler und kaisertreuer Mann: „Wozu brauchen wir einen bewaffneten Umsturz zur Wiedererrichtung der Monarchie oder sonst eine Gegenrevolution, da wir doch unsre braven ‚unparteiischen' Gerichte haben?" Und so ging er hin und erstattete Strafanzeige wegen Hochverrats gegen Prinz Max von Baden, Ebert, Scheidemann, Landsberg, Dittmann und Emil Barth. Der Fall liegt ja doch ganz klar. Der November-Umsturz von 1918 ist — für jeden Juristen — nichts andres als das „Verbrechen des Hochverrats". Da wir zum Glück noch Gerichte in Deutschland haben, braucht man also nur die Hochverräter durch rechtskräftiges Urteil „im Namen Seiner Majestät des Kaisers" verurteilen und ihr fluchwürdiges Unternehmen für ungiltig erklären zu lassen. Damit ist dann von selbst der frühere Zustand in Deutschland wiederhergestellt, das heißt: die Monarchie, die selbstverständlich aus Dankbarkeit sofort Herrn Ebenau zum Reichskanzler ernennt.

Leider hat aber der Herr Oberreichsanwalt einen dicken Strich durch diese schlaue Rechnung gezogen. Er hat die Strafanzeige zurückgewiesen, mit der Begründung, daß „die Tat der Beschuldigten als politisches Verbrechen angesprochen werden müsse, das durch den Aufruf des Rates der Volksbeauftragten vom zwölften November 1918 amnestiert, daher einer strafrechtlichen Verfolgung entzogen sei". Die Entscheidung des Oberreichsanwalts ist vom Reichsgericht bestätigt worden. Es war also sehr klug von den Volksbeauftragten, daß sie die Amnestie erlassen haben, und sehr vorsichtig, so vorsichtig, wie sie es wohl damals selbst garnicht gewußt haben. Denn sie haben sicherlich nicht daran gedacht, daß sie sich selbst amnestierten. Hätten sie es damals nicht getan, dann hätte sie kein Herrgott vor dem schlauen Ebenau und dem Kittchen gerettet.

Nun aber hat zu ihrem Glück das Reichsgericht gesprochen, und da müssen alle andern Juristen schweigen, sogar eine Leuchte wie Herr Ebenau. Und eigentlich auch ich. Aber ich vermag doch nicht die Kleine Anfrage an das Reichsgericht zu unterdrücken: Ist diese „Selbstamnestie" wirklich der einzige Grund, weshalb gegen die „Hochverräter" Ebert und Scheidemann „nichts mehr zu machen" ist? Und hast du, liebes Reichsgericht, damit nicht, wie die Juristen so schön sagen, ein bedenkliches Präjudiz geschaffen? Was soll zum Beispiel geschehen, wenn nach dem Musterbeispiel

von Ebert und Scheidemann, der jetzt wegen Hochverrats angeklagte verantwortliche Redakteur der ‚Roten Fahne' Scholem morgen in seinem Blatte veröffentlicht: „Ich, Scholem, und meine Genossen Stöcker und Max Hölz haben die Regierung in Deutschland angetreten. Wir sind die drei Volksbeauftragten. Die ‚Rote Fahne' ist von heute an der ‚Deutsche Reichsanzeiger' und meine erste Regierungshandlung ist: ‚Ick amnestiere mir' "? Was Eberten recht ist, muß Scholem doch eigentlich billig sein.

Abgründe, tiefe Abgründe, in die der böse Ebenau uns zu stürzen droht.

Viator

## Kleine Nachspeisen

Ums — bin ich satt! Kleine Vorspeisen von Auburtin und dann eine fette Rührungssuppe vom guten Menschen Frank und dann junges Gemüse von Borngräber und Fischpastete mit Remoulade von den Dramatikern (ein faules Ei ist darunter: Sternheim) und nahrhafte Butternudeln von Hesse und ein gutes weißes Stück Hühnerfleisch von Bonsels mit einem ganz, ganz leichten Haut-goût — so leicht, als sei nur mal Einer mit Haut-goût vorübergegangen — und ein schweres Rumsteak von Stehr und etwas Dostojewski-Ragout von Wassermann und einen verflixt gesalzenen und gepfefferten Salat von Walter Mehring (so scharf, daß einem hinterher überhaupt nichts mehr schmeckt) und süße Glibber-Speise von Ernst Hardt und alten Tilsiter von Thomas Mann und dazu öligen schweren Tiroler Wein der Firma Heinrich Mann, grade von dort, wo die beiden Sprachgrenzen aneinanderstoßen, und deutschen Sekt von Blei und Hermann Bahrs Selterwasser — es schmeckt immer nach dem, was man grade hineingießt — und zu allem als Untergrund und ständigen Magenbaß das schwarze schwere Landbrot Arthur Schopenhauers . . . Ums — bin ich satt!

Wonach es denn also ganz gut täte, sich mit Fondants und kleinen Zigaretten die Zeit und eine sacht heraufsteigende Uebelkeit zu vertreiben. Demzufolge lesen wir ein bißchen in den Heften des Verlags A. R. Meyer in Wilmersdorf.

Diese kleinen lyrischen Flugblätter, die der Verlag in großer Menge herausgegeben hat, sind besonders bei der herrschenden stofflichen und geistigen Materialknappheit eine große Freude. Sie stürzen den Buchbinder und den Leser nicht durch zu großen Umfang in Unkosten, und was bleibt, lohnt fast immer den Preis.

Manche der alten Publikationen sind sehr selten geworden, so Gottfried Benns ‚Morgue' (bätsch! Ich habe aber noch eins!), und alle Lautensacks sind nicht mehr zu haben . . . aber es ist noch genug Hübsches da: Pedantische Liebeslieder von Edgar Firn (das schönste Liebesgedicht ist die Titelzeichnung von Groß), jenes pathologisch außerordentlich interessante Requiem von Heinrich Lautensack, ein wundervoller und erschütternder Weg vom Licht ins.Dunkel; der Neue Frauenlob; viele hübsche Hefte vom Verleger selbst (wie gut, daß nicht alle Verleger dichten: denken Sie zum Beispiel an Herrn Globus!); und ‚Simson soll über Euch kommen' von Hyazinth Lehmann, in jenem neuen Stil gehalten, der die Zukunft deutscher Satire sein wird . . .

Aber was ist das alles gegen die Heftchen von Munke-Punke, polizeilich gemeldet als Alfred Richard Meyer. Die Trink- und Modenbüchlein sind so entzückend, so außerordentlich graziös und witzig, daß sie die sehr netten Spielereien aus dem Kriege und aus der Studentenzeit (Tiger, ein Hunde- und Studenten-Epos!) — daß sie das alles weit hinter sich lassen. Besonders im ‚Bowlenbuch' stehen köstliche Dinge drin.

Aber nun habe ich langsam wieder einen kleinen Appetit be-

kommen. Ein paar Fondants ließen wir liegen, weil sie modisch blasiert und überzuckert waren: alter Teig. Aber nun stehen wir auf und wenden uns dem schwarzen Kaffee zu, und, angeregt durch Meyers kleine Nachspeisen, beschließen wir, am Abend bei Tisch mit zehnprozentigem Aufschlag zu essen. Gesegnete Mahlzeit —!

Peter Panter

## Hamburger Inserat

Wegen deutschnationaler tiefer Trauer
anläßlich des Hinscheidens
Ihrer Majestät der deutschen
Kaiserin bleibt mein Institut am
Donnerstag, den 14., und Freitag,
den 15., geschlossen.

Anberaumte Konferenzen für
Donnerstag finden am Sonnabend,
für Freitag am Dienstag statt

H. S., . . . . . .-Straße . . .
Heiratsvermittler.

# Antworten

**Neugieriger**. Wie es ‚Jenseits der Grenze' aussieht, muß ja nicht in jeder Nummer beschrieben werden. Kapitel III (Prag) kommt das nächste Mal.

**Münchner.** Die Wucherer vom Tegernsee, die Angst haben, daß unsre Warnung an die Norddeutschen, Ihre Ferien in Bayern zu verbringen, Erfolg haben, und daß ihnen dadurch die Sommerfreude, den Gästen das Fell über die Ohren zu ziehen, getrübt werden könnte, erlassen in ihrem Arizona-Kicker das folgende Poem: „Berliner Weh-Juden. In seinem koscheren Salon Beschreibt der Sigfried Jacobsohn, Wie Bayern sich am Reich versündigt. Der Sally Cohn hats auch verkündigt. Der Bern-, der Mann- und auch der Scheiß-Heimer manches Schlimme weiß. Der Teitel Simon schreibt empört, Daß Bayern unser Raich zerstört. Der Schweiß-, der Scheiß-, der Bern-, der Mann-Heimer es kaum ertragen kann, Wie undaitsch Bayern sich benehmt. Der Jacobsohn hat sich geschämt. Der Scheiß-, der Schweiß-, der Mann-, der Bern-Heimer und auch der Cohn und Stern Sie annoxieren: Daitschen Sinn Bezieht man ächt nur aus Berlin." Das ist doch noch hübscher als der Brief eines Vorstandsmitglieds des Alldeutschen Verbandes an eine Zeitung, die Ignaz Wrobels Aufruf: ‚Reisende, meidet Bayern!' aus Nummer 4 der ‚Weltbühne' mit Zustimmung nachgedruckt hatte. In diesem Briefe heißt es: „Daß die ‚Weltbühne' kein Verständnis dafür hat, wenn Bayern sich in seinen Wintersportplätzen der jüdischen Schieber und ihrer Weiber zu verwahren sucht, nehme ich dem Blatt nicht übel. Von einem bürgerlichen Blatt aber verlange ich, daß es das Verhalten der Bayern objektiv zu würdigen weiß. Die Aufforderung, statt nach Bayern nach Italien zu reisen, ist glatter Volksverrat." Das klingt so großartig, wie es unsinnig ist. Wenn Bayern nur jüdischen Schiebern, Kokotten und christlichen Schiebern die Einreise-Erlaubnis verweigerte: wer verstünde das in Norddeutschland nicht! Es ist selbstverständlich Recht und Pflicht jedes Staates, seine Mitbürger vor Schmarotzern zu schützen. Davon aber kann in Bayern keine Rede sein. Die Bestimmungen gegen die Fremden werden grade in den Hotels der Gemeinden, die hauptsächlich von Kriegsgewinnlern frequentiert werden, nicht befolgt. Mir ist kein einziger Fall bekannt, wo Filmschauspieler, Großindustrielle, Rittergutsbesitzer, kurz: Leute, die Hindernisse mit Geld aus dem Wege zu räumen imstande sind, von den bayrischen Behörden irgendwie belästigt worden wären. Von den Einreisebestimmungen, die an die dümmsten Schikanen der Aera Metternich erinnern, werden weder reiche Juden noch überhaupt die erste und zweite Klasse getroffen. Noch einmal: wer Geld hat, richtet sich heut auch in Bayern alles. Wirklich getroffen wird die dritte Klasse, wirklich getroffen werden reiselustige deutsche Männer und

Frauen des Mittelstandes, denen die zeitraubende Paßbeschaffung, die dauernde Kontrolle und die Durchsuchung nach Lebensmitteln die Sehnsucht nach einem immerhin deutschen Bundesstaate vergällt. Solange mit dieser Belästigungspraxis kein Ende gemacht worden ist, wird hier weiter mit allen Mitteln versucht werden, deutsche Reisende von einer Fahrt nach Bayern abzuhalten. Eben das scheint mir „glatter Volksverrat" zu sein: daß ein deutscher Bundesstaat deutsche Reisende — deutsche, keineswegs nur jüdische! — wie lästige Ausländer malträtiert.

**Berliner Verleger.** Woher sollen die preußischen Behörden wissen, wer Diderot ist? Wahrscheinlich der Autor der schwarzen Schmach. Nieder mit ihm! Heraus mit seinen Büchern aus den Läden der deutschen Buchhändler! Einer hat sich bei Ihnen darüber beschwert, daß sein. Lager von fünf Kriminalbeamten nach unsittlicher Literatur durchsucht wurde, und daß diese Kenner planlos Bücher und Broschüren beschlagnahmten, die „nach den eingeholten literarischen Sachverständigengutachten einwandfrei und weder objektiv noch subjektiv unzüchtig" sind. Gegengewährsmann der Staatsanwaltschaft: Herr Professor Brunner. Ergebnis der Aktion: Strafverfahren wider Sie als Verleger, wider den Buchhändler, wider den Verfasser, gleichgültig, ob er Diderot heißt oder anders, und wider den Drucker. Sie klagen über die „Rechtsunsicherheit", die, „grade jetzt" herrsche, über die „geschäftliche Schädigung", der Verleger und Sortimenter ausgesetzt sind, und über den Widerspruch zwischen solchen Praktiken und der in der Verfassung festgelegtem Presse- und Zensurfreiheit". Na also: sie ist eben festgelegt. Und da wundern Sie sich.

**Frankfurter Zeitung.** Du erlässest am fünfzehnten April die folgende Erklärung: „Wir gaben im Zweiten Morgenblatt vom achten April eine Darstellung der ‚Weltbühne' wieder, in der unter anderm behauptet wurde, daß Regierungsrat Schwarz an dem Uebergang des Dammert-Bureaus an die Telegraphen-Union und die hinter ihr stehenden Kreise der Schwerindustrie beteiligt gewesen sei. Herr Schwarz hat uns daraufhin mitgeteilt, daß er in keiner Weise an der Verschmelzung der beiden Unternehmungen mitgewirkt habe, womit auch die ihn betreffenden Folgerungen entfallen würden." Wundert dich nicht, daß Herr Schwarz das dir statt mir mitgeteilt hat? Nun, am Ende hats ihm bei mir nicht gelohnt. Aber es hat ihm doch gelohnt, mir einen ziemlich langen Brief zu schreiben, um die Berichtigung der allerunwesentlichsten von unsern Anklagen zu erbitten. Wenn wahr wäre was er dir erzählt: warum traut er sich nicht, es mir zu erzählen? Ich wills dir sagen: weil er fürchten muß, daß ich solche Meldung nach ihrem Wesen behandle, nämlich als Schwarzmeldung, und daß Stridente sich das Vergnügen machen könnte, die Beweise für seine Behauptungen zu veröffentlichen. Und so wird die Preußische Regierung trotzdem es sie garnicht gibt, zum dritten Male gefragt: Was gedenkt sie im Falle Schwarz zu tun?

Für die Opfer deutscher Richter haben ferner eingesandt:
Centralverein Deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens 100 M.; S. Fischer Verlag, Berlin, 100 M.; Heinz Koster, München, 30 M.; Rebell, 100 M.; N. N, 20 M; Emil Neuberg, Amsterdam, 1000 M.; Paul Neubert, Stuttgart. 100 M.; Hermann Reisner, Hamburg, 50 M.; Metz, Steglitz 10 M.; F. K. B, Braunschweig, 100 M.; Alwin Berghold, Köppelsdorf, Thüringen, 20 M.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 28. April 1921 Nummer 17

## Der Zusammenbruch von Karl Rothammer

Wenn in der deutschen Politik Vernunft noch eine Stätte hätte, so dürfte heute weder der Minister Simons noch irgendeiner seiner bürgerlichen Kollegen im Amte sein. Einen kläglichern Zusammenbruch, als ihn diese durch die Deutsche Volkspartei geführte Regierung erlitten, hat es nie gegeben. Man erinnere sich, wie die Deutsche Volkspartei die Politik des Waffenstillstands und des Friedensschlusses von Versailles verhöhnt hat, wie sie sich immer wieder und wieder dafür empfahl, das deutsche Volk aus dem außenpolitischen Elend, in das es durch die Unfähigkeit und Schlappheit der Sozialdemokratie hineingekommen sei, stark und groß herauszuführen. Und heute? Ob überhaupt noch irgendetwas zu retten ist, ob etwa ein völliger Umschwung der deutschen Politik, ein vollkommener Wechsel der Machtverhältnisse, die gänzliche Ausschaltung der bürgerlichen Parteien, zumindest die absolute Kaltstellung der Ludendorff-Nachäffer und ihrer Kulis die Schwere der auf Deutschland niederfallenden Katastrophe auch nur ein bißchen verringern könnte, ist kaum zu sagen. Zu weit ist die Verhärtung des gegnerischen Mißtrauens fortgeschritten, zu stark haben sich Briand und mit ihm Lloyd George engagieren müssen, um das unentschlossene, unaktive und doppelzüngige Deutschland zur Einsicht zu zwingen, als daß zu hoffen wäre, durch noch so große Offenheit, noch so große Entschlossenheit die bereits automatisch werdende Politik der Entente umlenken zu können. Ob nicht dennoch die Arbeiterparteien die Pflicht gehabt hätten, noch heute die Pflicht hätten, London und Paris von der ehrlichen Bereitwilligkeit des deutschen Reparationswillens zu überzeugen: diese Frage wäre bedingungslos zu bejahen, wenn nicht unüberbrückbare Klüfte die deutsche Arbeiterschaft beinah ebenso aktionsunfähig machten, wie das deutsche Bürgertum es ist — dank seiner Einsichtslosigkeit und seiner Unfähigkeit, den verlorenen Krieg als einen unwiederbringlich verlorenen zu betrachten. So bleibt, wenn nicht ein Wunder geschieht — ach, es geschehen keine Wunder mehr —, wenn nicht ein kühnes Wollen im letzten Augenblick tätig wird, nichts andres übrig, als die von der Entente beabsichtigte Lahmlegung des deutschen Wirtschaftslebens geschehen zu lassen und zu hoffen: erstens, daß diese Torheit sich bald an den Exekutoren selbst rächen wird, und zweitens, daß die schmerzhaften Wirkungen der bürgerlichen Verkalkung und der proletarischen Verwirrung die breiten Massen doch endlich zusammenreißen werden, und daß das Volk, befreit von aller Prestigepolitik, von allem Personalehrgeiz, von aller Schonung der Dividendeninteressen, mit den Gefangenen des Sieges zu einem Ausgleich und so zur gegenseitigen Sicherung der Lebensmöglichkeiten kommen wird. Wenn das aber geschehen soll, so muß für immer festgehalten werden, wie ungeheuerlich die Schandtat ist, die diesem deutschen Volk durch seine einstigen Herren, durch Leute, die nach wie vor den Anspruch auf Führer-

schaft erheben, die unverändert an den Glanz des Adlerhelms und die Wucht des Bismarckstiefels glauben, zugefügt worden ist. Erinnerung an das, was Deutschland bei einiger Einsicht seiner damals Verantwortlichen hätte haben können, und ein Vergleich solcher Kriegsliquidation mit dem Schicksal, das uns durch die Borniertheit der militärischen und politischen Ludendorffe aufgezwungen worden ist, kann vielleicht Heilung schaffen.

Es gibt keine bessere Lehre, als neben- oder gegeneinanderzuhalten, was Deutschland unter der glorreichen Führung der Herren Fehrenbach und Simons, fünf Minuten vor dem Ersticken, fünf Minuten, nachdem der Zwang der Stresemänner und ihrer sogenannten Sachverständigen dahingeschmolzen war, dem Präsidenten Harding hilferufend zukommen ließ — und was der Präsident Wilson zu hören bekam, als er Deutschland die Gelegenheit bot, ohne allzu großen Schaden aus dem Kriege heraus und zu einer neuen Möglichkeit sachlicher Weltpolitik zu kommen.

„Im Namen der deutschen Regierung und des deutschen Volkes beehren sich die Unterzeichneten trotz des formell noch bestehenden Kriegszustandes an den Herrn Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika den Antrag zu richten, in der Reparationsfrage die Vermittlung zu übernehmen . . . Dabei erklären sie feierlich, daß die deutsche Regierung ohne Einschränkungen oder Vorbehalt bereit und willens ist, den alliierten Mächten diejenige Summe als Reparation zu zahlen, die der Präsident der Vereinigten Staaten nach eingehender Prüfung und Untersuchumg als recht und billig befinden sollte.”

So 1921. Und wie 1917, wie damals, als im Anschluß an die Papstnote der Staatssekretär Lansing seinen berühmten Brief schrieb, der gewiß in Wilhelms Ohren ungeheuerlich geklungen hat, dessen Inhalt und Tenor aber doch schon damals Gemeingut aller Einsichtigen war und ganz gewiß für alle kommenden Geschlechter Evangelium sein wird? Es ist sehr gut, daß Scheidemann in seiner soeben erschienenen Broschüre: ‚Papst, Kaiser und Sozialdemokratie’ diese unvergängliche Note Lansings wieder einmal der Oeffentlichkeit unterbreitet und zugleich darlegt, welche schändliche Behandlung nicht nur ein so selbstverständliches Manifest zivilisierter Weltpolitik, sondern auch der Friedensversuch des Papstes erfahren hat. Damals schrieb Lansing:

„Die Absichten, welche die Vereinigten Staaten in diesem Kriege verfolgen, sind der ganzen Welt und jedem Volke bekannt, bei dem die Wahrheit Zutritt hat; sie brauchen nicht wiederholt zu werden. Wir suchen keine materielle Vorteile. Wir glauben, daß das unerträgliche Unrecht, das in dem Kriege durch die rasende, brutale Macht der deutschen Regierung geschehen ist, Genugtuung finden muß, aber nicht auf Kosten der Souveränität eines Volkes, sondern vielmehr durch die Behauptung der Souveränität sowohl der schwachen wie der starken Völker. Eine Schädigung als Strafe, eine Aufteilung von Reichen und die Aufstellung des selbstsüchtigen Grundsatzes wirtschaftlicher Ausschließung halten wir für unzweckmäßig, für schlimmer als nutzlos und für keine geeignete Basis irgendwelchen Friedens, vor allem eines dauerhaften Friedens. Dieser muß auf Gerechtigkeit, Billigkeit und den gemeinsamen Rechten der Menschheit beruhen.”

Und was war die Antwort? Die knechtische Ausführung eines kaiserlichen Marginals, das Scheidemann abdruckt:

„Wilson muß darauf verzichten, das deutsche Volk zu haben, wie er es will. Er muß es nehmen, wie es ist. Ein Wilson-Verständigungsfrieden wird weder vom Volk noch vom Heer noch vom Kaiser akzeptiert. Es ist gut, daß Wilson hinausgeschmissen wird."

Sollen wir daran erinnern, daß inzwischen ein Andrer hinausgeschmissen worden ist? Sollten wir nicht besser dafür sorgen, alle Die hinauszuschmeißen, die auch späterhin, die noch gestern verhindert haben, daß Deutschland einen Weg aus dem Chaos fand oder wenigstens suchte! Damals wollten die militaristischen Narren und mit ihnen der lächerlich überschätzte Amateurliberale Kühlmann Belgien ergaunern: heute müssen die deutschen Bergarbeiter davor zittern, französischer Besatzung unterstellt zu werden, müssen die deutschen Industrie-Arbeiter darauf gefaßt sein, wegen Mangels an Kohle, an Rohstoffen, an Absatz arbeitslos zu werden. Wenn irgendwann in der Geschichte der Beweis für politische Unfähigkeit erbracht worden ist: der Kaiser und seine Minister, die Generale, die Schwerindustriellen, die preußischen Junker, die Hochschulprofessoren und Alle, die niemals einsehen wollten, was war, haben solchen Nachweis erbracht. Sie und ihre Verwandlungen, ihre Maskierungen, die noch immer unter uns herumlaufen, müssen nun endgültig fortgefegt werden. Müll zu dem Müll, in den sie Deutschland verwandelt haben! Fortgefegt!

Stattdessen haben sie sich in Preußen neu eingenistet. Von den Deutschnationalen und der Deutschen Volkspartei getragen, mehr geschoben als schiebend, regiert eine Minderheit — und dies hauptsächlich darum, weil die bisherige Koalition eine zu kleine Mehrheit aufgewiesen hätte. Wenn solche innere Verlogenheit nicht Ursache werden sollte, Zentrum und Demokratie (oder was sich so nennt) durch Neuwahlen oder, wenns sein muß, durch Generalstreik in die Knie zu zwingen, so wäre das deutsche Volk in der Tat reif — entweder für Reparationsknechtschaft zugunsten des Kapitals aller Flaggen oder für Bolschewismus.

## Vor dem ersten Mai von Tyrus

Sieben Wochen sind ins Land gegangen seit jenem denkwürdigen Abend, wo der aus London ohne Resultat heimgekehrte Reichsaußenminister wie ein Sieger empfangen und umjubelt wurde und ein Vertrauensvotum bekam. Im Verlaufe dieser sieben Wochen haben sich alle schlimmen Befürchtungen erfüllt, die an dieser Stelle geäußert wurden. Unter den furchtbaren Wirkungen der ersten Sanktionen, unter dem noch härtern Druck der Angst vor dem, was kommen wird, hat man sich auf einmal entschlossen, das Geschick Deutschlands, das man in den eignen Händen so unsicher wußte, in die Hände des Präsidenten Harding zu legen. Man wandte sich an ihn nicht einfach mit der Bitte um Vermittlung, nein — größte aller Torheiten! —: man bot ihm gleich die Rolle des Schiedsrichters an. Harding aber war klüger als sein Amtsvorgänger. Esgibt doch noch Leute, die aus der Geschichte lernen. Allerdings wohnen sie leider nicht innerhalb unsrer Grenzen.

Man fragt sich in dem Augenblick, da diese Nachrichten der staunenden Mitwelt unterbreitet werden: Was nun? Zunächst einmal ist

das Ende dieser Regierung gekommen. Niemand darf bleiben von Denen, die schon in den Tagen der Londoner Konferenz hier als völlig ungeeignet und unfähig zur Verhandlung mit den Gegnern erkannt und bezeichnet worden sind. Neue Männer müssen auftauchen, Männer mit Verantwortungsgefühl und Verantwortungsfreudigkeit, Männer, denen das Wohl des Landes und Volkes höher steht als der Beifall der Menge.

Ein Rückblick auf die Ereignisse des März tut not. In der Woche von London war sich die öffentliche Meinung, wie die Regierung selbst, völlig unklar über die Möglichkeiten und die Notwendigkeiten der Situation. Nur eine von Simons selbst mit Wissen und Willen des Kabinetts getriebene Reise- und Rede-Propaganda hatte die öffentliche Meinung auf den Siedepunkt getrieben und in eine Märtyrerstimmung gebracht, in der man sich sagte: „Lieber Untergang als Versklavung!" Aber der Untergang würde ja nicht kommen; die Versklavung würde ja abgewendet werden; man würde ja auf der Gegenseite einsehen, daß diese Politik unfruchtbar ist, und von selbst auf den Verhandlungsweg zurückkehren. „An unsern Gegnern ist es jetzt, Vorschläge zu machen. Unsre Gegenvorschläge sind nicht diskutiert worden."

Auch diese Hoffnung oder vielmehr dieses Gefühl hat betrogen. Am zehnten April mußte Simons dem Berichterstatter des ‚Matin' erklären, er habe schon in London gewußt, daß man neue Konzessionen machen müsse, sei aber durch Instruktionen gebunden gewesen. Gleich damals hätte dem Volke zu dämmern beginnen können, daß es schmählich an der Nase herumgeführt worden ist, daß in unsrer leider so schnellebigen Zeit das ganze System der letzten Kriegsjahre, aus dem Militärischen ins Politische und Wirtschaftliche übersetzt, noch ein Mal an ihm versucht wurde, und daß es an den Folgen dieses Versuches lange und namenlos wird leiden müssen, daß es vielleicht daran zu Grunde gehen wird — nicht als Volk, aber als Reich.

Es ist um die Macht und um die Stunde gekämpft worden, wie einst im Kriege. Die Kämpfer hatten den Blick nicht nach außen gerichtet auf den Gegner, sondern nach innen auf die verständnislos dumpf dahindämmernden Massen, denen sie ihre Macht verdanken, die Massen, die, wenn sie aus ihrem Halbschlaf erwachen, zornig ihnen Zepter und Krone entreißen und sie vielleicht damit zerschmettern könnten. In ihrem Machthunger, ihrem brennenden Wunsche, auf den „Höhen des Lebens" zu bleiben, haben sie Stunde an Stunde, Tag an Tag der Ministerherrlichkeit gereiht. Jetzt mögen sie Rechenschaft ablegen.

Was wir hinter uns haben, ist ein neuer grandioser Täuschungs- und Enttäuschungsprozeß. An die Stelle der militärischen Offensiven von 1917 und 1918 sind papierene Offensiven getreten: Redefeldzüge, Entrüstungsstürme und Wolkenbrüche von Handelskammertelegrammen, die alle die Weisung enthielten: Durchhalten — komme, was kommen mag! Gott, es würde ja eben doch nicht kommen. Heut aber zweifelt Niemand mehr daran, daß das Ruhrgebiet wirklich besetzt werden wird, daß Oberschlesien, wenn nicht noch ein Wunder geschieht, verloren ist. Darüber hinaus liegen schon jetzt Nachrichten vor, daß auch Ostpreußen das Schicksal des Ruhrgebiets teilen und feindliche Besetzung erhalten wird. Die Rheinzollgrenze haben wir schon. Der Zollapparat funktioniert. Die deutschen Zollbeamten, vor die Wahl gestellt, auszuwandern, in der Heimat keine Wohnung, keine

Stellung, minderwertiges Einkommen und Unruhe zu finden, haben ruhig ihren Dienst unter der Kontrolle der Ententekommissionäre weiter getan. Auch die deutschen Arbeiter im Ruhrrevier werden nicht daran denken, die Arbeit einzustellen, ob sie nun in deutscher Mark oder in französischen Francs bezahlt werden, und ob nun Deutschland die Kohle zum Gestehungspreise kaufen kann, oder ob es darauf verzichten muß, sie zum Weltmarktpreise zu kaufen und dann im kommenden Winter friert und hungert.

Enttäuschuhgen auf der ganzen Linie! Und alle diese Enttäuschungen hat die Reichsregierung fatalistisch sich nahen lassen. Man hat hier und da einen Mann über Bord geworfen, man hat hier und da einen neuen Mann zu Rate gezogen, ist aber viel zu spät zu der Erkenntnis gekommen, daß die einzige Hoffnung in der schmerzlichen, aber doch leider unumgänglichen Notwendigkeit liegt, unumwunden zu bekennen: „In London ist ein furchtbarer Fehler gemacht worden. Wir hätten damals unter allen Umständen, selbst unter großen Opfern, auf den Verhandlungsweg kommen müssen. Wir hätten uns nicht darüber freuen dürfen, daß die Verhandlungen abgebrochen wurden, und hätten vor allen Dingen nicht auch später noch fortwährend versuchen sollen, durch Aufrollung der Schuldfrage, durch die Mobilisierung von Paragraphen die Gegner ins Unrecht zu setzen, wo ihnen der größte Beweis modernen Rechts, die Macht, zur Seite steht."

Das Vertuschungs- und Beschönigungssystem war in den letzten Wochen so löcherig, daß ein sehr großes Maß von Feigheit dazu gehörte, das Kleid nicht ganz abzuwerfen und abzutreten. Tag um Tag erschollen aus dem Lager des Zentrums, dem ja der Reichskanzler angehört, die Warnungsrufe. Der Warner war Wirth, der bei den Reparationsverhandlungen eine weit größere Rolle hätte spielen müssen, als er getan hat. Wer trägt nun die Schuld daran, daß dieser Mann, dem ja die Gefährlichkeit der Lage offenbar klar genug war, aus seiner Erkenntnis nicht die Konsequenzen zog und nicht durch Austritt aus dem Kabinett, das doch nur noch eine Scheinexistenz fristete, klipp und klar sagte: „So geht es nicht weiter!"? Ein Einziger, der schon seit London grollte, weil dort den Wirtschaftspolitikern von den Juristen das Heft aus der Hand genommen worden war, zog die Konsequenzen: der Staatssekretär Bergmann. Seine Demission wurde geheim gehalten, um das Kabinett nicht vorzeitig zu erschüttern. Und das ließ den Karren ganz festfahren. Trägt dafür der Reichskanzler das gleiche Maß von Verantwortung, das ihm Simons mit seinem Sauerwein-Interview für den Abbruch der londoner Verhandlungen zuschob? Wollte man mit diesen Beschwichtigungen einfach die Partei in der Macht erhalten, sei es auch unter Preisgabe des Ruhrgebiets, Ostpreußens, der Steuern aus den rheinischen Gebieten, des größten Teiles von Oberschlesien — oder hatte man ein Rezept in der Brieftasche, dessen Anwendung wirklich noch in letzter Stunde eine plötzliche Wendung zum Bessern versprechen könnte? Dann zeige man dieses Rezept, sage, weshalb es nicht die gewünschte Wirkung getan hat — aber man hülle sich nicht einfach in Schweigen! Man warte nicht erst auf einen Zustand, wie ihn unsre militärpolitische Diktatur im Sommer 1918 zu den Novembertagen reifen ließ, und man hoffe nicht, die Entente mit dem Gespenst des Bolschewismus zu schrecken. Die Entente wird sich den Teufel darum scheren, ob in Deutschland kom-

munistische Unruhen ausbrechen oder nicht. Sie wird Maßnahmen treffen, sie von ihren Grenzen fernzuhalten, in Deutschland selbst aber bestenfalls Gewehr bei Fuß stehen, wie die deutschen Soldaten, in den Tagen der pariser Kommune vor fünf Jahrzehnten. Und vielleicht wird, wenn es zum Schlimmsten kommt, der Kampf zwischen Bolschewismus und dem westlichen Imperialismus auf deulschem Boden ausgefochten werden. Wer wagt, eine solche Entwicklung zu verantworten!

Was haben in dieser Gefahr die Mitglieder der Regierung getan? Fehrenbach nichts. Simons für sein Teil hat sich eifrig bemüht, die Verantwortung von sich auf Andre abzuwälzen und sich durch irgendeinen Theatercoup — wenn nicht einen vollen schauspielerischen Erfolg, so doch einen guten Abgang von der Bühne zu sichern, unter allen Umständen aber ohne ein offenes Eingeständnis seines völligen Versagens davonzukommen, und der gesamte übrige Regierungsapparat hat sich auf diese beiden Herren, das heißt: je nach Neigung und Fähigkeit auf Fehrenbach oder Simons eingestellt. Die Einen haben hier und dort törichte Indiskretionen begangen und dadurch Denen, die nicht wagten, solche Indiskretionen zu begehen, das Leben noch saurer gemacht, als es ohnedies ist. Der offiziöse Nachrichtenapparat hingegen hat die Wahrheit zu verbreiten nicht einmal versucht.

So findet die Katastrophe des ersten Mai die öffentliche Meinung genau so unvorbereitet, wie seinerzeit der Zusammenbruch vom November 1918, und wir sind völlig darauf gefaßt, auch die politischen Helden des März und April 1921 so auf dem Rückzug zu sehen, wie die militärpolitischen Machthaber vom Jahre 1918: mit einer tragischen Geste, einer pathetischen Klage, einem ganzen Sack voll hochtönender Phrasen von „guten Absichten", „Erdolchung der Einheitsfront" und derlei mehr. Auch sie werden nicht die geringste Schuld an dem Zusammenbruch haben, sondern die Andern, die weiter hätten aushalten müssen — bis zum letzten Mann und zum letzten Groschen.

## Dada-Prozeß von Ignaz Wrobel

Als Whistler einmal vom Vorsitzenden einer englischen Jury gefragt wurde: „Können Sie diesen Herren klar machen, was Kunst ist?", klemmte er das Monokel ein, sah sich die Gentlemen an und sagte: „Nein!"

Vor der Strafkammer des Landgerichts II zu Berlin fand dieser Tage der Prozeß gegen George Grosz und Genossen wegen Beleidigung der Reichswehr statt.

Die Dada-Ausstellung hatte ein paar Spaßfiguren gegen die Götter Preußens: seine Offiziere aufgebaut — und vor allem hatte der p. Grosz eine geniale Mappe: ‚Gott mit uns' verfertigt, in der Fratzen von so unerhörter Brutalität zu sehen waren, daß sich die Reichswehr und ihre Angehörigen getroffen fühlten. Zum Beweise, daß es Gesichter wie diese nicht gebe, hatte man einen ehemaligen Rayonchef aus dem Reichswehrministerium zitiert, einen Herrn Matthäi. Das hätte man nicht tun sollen.

Der junge stattliche Hauptmann führte aus, er sei — nichtamtlich, seffaständlich! — in die Ausstellung der Dada-Leute gegangen, angereizt durch eine Anzeige meines Freundes Peter Panter, der, so führte der sympathische, frische Offizier aus, seit

Jahren eine systematische Hetze gegen das deutsche Offiziercorps betreibe. Deshalb also sei er hingegangen. (Anmerkung Peter Panters: „Ich habe es nicht gewollt!") Was er dort sah, habe ihn aufs tiefste empören müssen. Verspottung der edelsten Güter der Nation, Dinge, die geeignet gewesen seien, den „Wehrgedanken in Deutschland zu vernichten". An der Kasse habe ihm auf sein wiederholtes Vorhalten ein Mann die Mappe ‚Gott mit uns' gezeigt. „Erkennen Sie unter den Angeklagten diesen Mann wieder?" wurde der blonde, hochgewachsene Offizier gefragt. „Nein", sagte der aufgeweckte, elegante Kommandeur: „es war so ein Mensch von galizischem Typus."

Die Rolle dieses Matthäi ist etwas dunkel. Was sich nach seinem nichtamtlichen Besuch der Ausstellung und der Strafanzeige, die Herr Gessler hatte erstatten dürfen, im Reichswehrministerium ereignet hat, wissen wir nicht. Wir wissen nur, daß dieser selbe Matthäi, der zum mindesten den Anstoß zur Strafverfolgung gegeben hat, in der Pressekonferenz mündlich und in einer Berichtigung durch die Presse schriftlich kundtat: Das Reichswehrministerium hat mit der Beschlagnahme der Mappe nichts zu tun. Von der Verteidigung zur Rede gestellt, stotterte der Hauptmann etwas von Ressort-Irrtümern und Abteilungsmeldungen — aber ich glaube nicht, daß er einen Mann seiner Kompagnie im Felde daraufhin nicht eingesperrt hätte. Ueberschrift: Der militärische Nachrichtenapparat.

Die Angeklagten haben mich enttäuscht. Fünf Lebewesen saßen auf der Anklagebank, darunter ein Mann: Wieland Herzfelde. Er war der Einzige, der hier und da das Nötige sagte und nicht zurückzuckte. Im übrigen glich das Unternehmen dem Kapp-Putsch: einen Führer hatte es nicht. Niemand von den Jungens war derjenige gewesen, der die Fensterscheibe eingeworfen hatte . . . Was Grosz angeht, so weiß ich nicht, ob die Schlappheit seiner Verteidigung darauf zurückzuführen ist, daß er nicht sprechen kann. Er sagte kein Wort, das auch nur einem Strich seiner Blätter adaequat gewesen wäre.

Die Verteidigung war im großen Ganzen darauf gerichtet, bei Grosz als Spaß hinzustellen, was bitterster und bester Ernst ist. Fritz Grünspach, der gleichermaßen Zeichner und Gezeichnete verteidigen kann, war geschickt genug, nicht den starken Angriff auf Kaisers Geist, sondern auf dessen Auswüchse in den Vordergrund zu schieben. Sein Plaidoyer rettete Grosz den Kragen und war vernichtend für ihn und seine Freunde. So sieht eure Verteidigung aus? Ihr habt es nicht so gemeint?

Das Gericht verurteilte den Zeichner Grosz zu dreihundert und den Verleger Herzfelde zu sechshundert Mark Geldstrafe, also zusammen zu ungefähr der Geldbuße, die in Deutschland die Aufforderung zum Mord (von Pazifisten) kostet. (Die Dosierung war so begründet, daß der Verleger finanziellen Vorteil vom Vertrieb der Mappe gehabt habe.) Die Spaßpuppen der Ausstellung wurden als Bierulk angesehen. Das milde Urteil war vielleicht hervorgerufen durch ein Gutachten des Reichskunstwarts Redslob, der forsch und energisch für Grosz Partei ergriffen und dabei mit feinstem Takt vermieden hatte, auf das

Politische der Sache einzugehen. Das imponierte ein wenig: denn der Reichskunstwart untersteht dem Ministerium des Innern — und vor einer Behörde hat ein preußischer Richter immer Respekt. Vor der Kunst weniger. (Zu George Grosz sagte einer der Justizbeamten: „Das müssen Sie doch sehen, wenn Sie Zeichner und Künstler sein wollen . . .")

Was ist hier gespielt worden?

Festzustellen ist, daß diese Verhandlung mit Justiz überhaupt nichts zu tun hat. Ich habe nie begriffen, warum nicht der Angeklagte in den Saal zu treten gezwungen ist, zu sagen hat: „Mein Name ist Grosz — Schwerverbrecher", und der Vorsitzende sagt dann: „Sehr angenehm. Dreihundert Mark Geldstrafe!" Das würde viel Zeit und Arbeit sparen. Bei der politischen Erziehung und der allgemeinen Vorbildung unsrer Richter ist nicht zu verlangen, daß sie diesen Dingen so gegenübertreten, wie wir es erwarten. Wir haben kein Vertrauen mehr zur politischen Strafjustiz des Landes. Bestraft wird in allen diesen Fällen nicht das Delikt. Bestraft wird — nach bestem Wissen und Gewissen — die Gesinnung.

Die Reichswehr ist an der inkrimierten Mappe zum kleinsten Teil beteiligt. Sie hat den Größenwahn. Schließlich hat sie ja denn doch nicht allen Militarismus in Deutschland gepachtet — die Freicorps, der Selbstschutz und die Schutzpolizei sind auch ganz schön. Ich halte diese Beleidigungsklage von Kollektivitäten für höchst dubios. Die Reichswehr ist keine Gemüsefrau — und ein politisch absprechendes Urteil über eine Kollektivität ist niemals erweislich wahr. Die juristischen Deduktionen des Staatsanwalts Orthmann wären in einem Seminar erster Semester mit Ach und Krach durchgefallen. Er lehrte: Die Offiziere des alten Regimes sind in die Freicorps übergetreten, die dem Reichswehrminister unterstanden haben, sie sind auch in die Reichswehr eingetreten, infolgedessen hat der Reichswehrminister das Recht, gegen Jeden Strafantrag zu stellen, der das alte kaiserliche Offiziercorps beleidigt. Das ist derart gefährlich, daß man dieser Irrlehre nicht scharf genug entgegentreten kann. Wenn Herr Mathäi und seine Freunde wissen wollen, wer „seit Jahren eine systematische Hetze gegen das deutsche Offiziercorps" getrieben hat: es war das Offiziercorps selbst, das am stärksten gegen sich arbeitete. Wer das mitansah, der brauchte nicht Tolstoi zu lesen. Und wie? Dieselben Herren, die jahrzehntelang Wehrlose in der Front beschimpften und — wie der Fall Hiller gezeigt hat ~ auch schlugen: diese sind nun von einer mimosenhaften Empfindlichkeit, wenn es die eigne Haut gilt? Sie haben kein Recht, sich beleidigt zu fühlen.

Aber wer klagt denn heute? Was! Zu klagen wagt eine Institution, deren Angehörige Hans Paasche umgebracht haben, ohne daß eine saubere und klare Gerichtsverhandlung vor einem ordentlichen Gericht die Schuldfrage geklärt hat, zu klagen wagt eine Institution, deren Angehörige keineswegs von den Schandtaten und Uebergriffen sadistischer Offiziere der Freicorps abrückt, sondern sie, wo sie nur kann, deckt und ableugnet — nach den Fällen Landauer, Eisner, Jogisches, Schottländer, Futran,

Liebknecht, Luxemburg wagt Ihr, zu klagen? Glauben diese Herrschaften, ihre Zeit sei noch nicht vorüber? So sollen sie sich gesagt sein lassen, daß der bessere Teil des Volkes nichts mehr mit ihnen zu schaffen haben will. Hat man je gehört, daß die öffentliche Einrichtung, die sicherlich wohltätiger ist als das Heer — die Feuerwehr —, jemals einen solchen Klamauk um ihre „Ehre" gemacht hat wie die Offiziere eines abgetakelten Systems, die sich nicht schämen, von einer Republik, die sie im tiefsten Herzen hassen, Geld zu nehmen? Eine Reichswehr wagt, sich beleidigt zu fühlen, während ihr wahrer Chef, v. Seeckt, in Uniform an monarchistischen Demonstrationen teilnimmt? (Die Trauerfeier in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche unter Lindström-Ludendorff war eine politische Demonstration.)

Ist Wahrheitsliebe Flagellantismus? Aber dann ist es masochistisch, sein Haus zu säubern — und die plötzlich und überall einsetzende Scham vor dem Ausland ist verdächtig. Es ist sicherlich anständiger, uniformierte Mörder der Bestrafung zuzuführen, als sie zu verteidigen — und die Gefahr, daß die ‚Times' daraus einen Leitartikel machen, scheint mir nicht so groß wie die der Moralversumpfung von Volksgenossen, die es grade noch nötig haben, ihren Glauben an die Allmacht der Uniform bestätigt zu sehen. Wenn die Reichswehr sich mit allem identifiziert, was gegen den Militarismus gesagt wird: uns kanns recht sein.

Dies aber hat die Verhandlung mit aller Deutlichkeit ergeben: Es ist aussichtslos, mit diesen Richtern ernsthaft zu verhandeln. Kein Funke springt von Welt zu Welt über. „Wir haben den Geist dieses Militarismus bekämpfen wollen." „Na ja, das ist ja ganz schön . . ." Sie fassen es nicht. Sie können es auch nicht fassen — denn man hat ihnen generationenlang beigebracht, ein Landgerichtsdirektor, der nicht Hauptmann d. R. ist, tauge nichts. Sie fassen es nicht. Preußische Schneidigkeit, Kantigkeit, militärisches Wesen und Unwesen: das gehört untrennbar zu ihnen. Es war rührend, zu sehen, mit welch vollkommener Verständnislosigkeit auch der fein empfindende Hauptmann allem zuhörte, was über den Kasernenhof hinausging. „Drei Tage Mittel — ab!" Das versteht er. Mehr nicht.

Der Prozeß vewässerte Blut zu Limonade. Wenns Grosz nicht so gemeint hat — wir habens so gemeint. In meiner Wohnung hängen die Blätter der Mappe, und ich bin stolz darauf, sie zu besitzen. Sie halten mir vor Augen, welche Leute einmal in Deutschland geherrscht haben. Tun sie's noch?

Ich beabsichtige nicht, diesen klaren Kampf in das Gebiet der Kunst herüberzuziehen. Davon brauchen Richter nichts zu verstehen, und sie verstehen auch nichts davon. Aber daß die ekelhaften Beschimpfungen eines Teiles der Volksgenossen — soweit er pazifistisch, radikal oder gar jüdisch ist — straflos bleiben, und daß Kritik am Heer heute noch als Sakrileg geahndet wird: das gilt es, ihnen auszutreiben.

Diese Generation freilich ist unheilbar.

Sagt wenigstens ihren Kindern, was das gewesen ist: die preußische Wehrpflicht und der preußische Militarismus — und lehrt sie, bewaffnete Söldner als das zu werten, was sie sind.

# Rußlands religiöser Kommunismus von E. Hurwicz

Die Inbrunst des russischen Kommunismus haben ausgezeichnete Kenner des Russentums, mit Masaryk an der Spitze, zu erklären gesucht durch die dem Russen eigne religiöse Inbrunst, die auf die sozialen Dinge übergegangen. „Gott ist — das Volk”, hat in der Tat schon Gorki 1905 gesagt. Der Apotheose des Volkes entsprach folgerichtig die Entthronung Gottes, der nach der Revolution von 1917 durch den Sozialisten Spitzberg zum „Burschuj” (Bourgeois) erklärt wurde. Doch wer tiefer gräbt, den befriedigt solches Formelwesen nicht. Er fragt nach dem Verbleib der innern Religiosität oder zumindest nach der Umwandlung der überlieferten Religion im neuen revolutionären Milieu und erhält — wie Holitscher in seinem schönen Buch über Sowjet-Rußland — keine Antwort. Das vielgepriesene Gedicht Alexander Blocks aber: ‚Zwölf' worin die Plünderungen und die Hurerei des neuen kommunistischen Pöbels unvermittelt mit der Erscheinung Christi gekrönt werden, ist nach meinem Geschmack eine Wiederaufstehung der alten Mystik in vollkommen barbarischer Gestalt. Und doch ist kein Zweifel, daß die alte Religiosität, ja Religion auch im kommunistischen Rußland lebt und zu neuem Leben wiedererwacht. Alfons Goldschmidt und Arthur Holitscher sind die vielen in den Kirchen Knieenden aufgefallen. Aber weiter vermochten sie darüber nicht viel zu sagen. Hier ins Innere zu dringen, vermag nur ein geborener Russe. Und ein solcher: Boris Sokolow gibt uns eine anschauliche Schilderung alles dessen, was er gehört und gesehen hat.

Die alte orthodoxe bürokratische Kirche ist allerdings heute tot — oder vielmehr: sie stirbt ab. Die alten orthodoxen Popen, Anhänger des Zarismus und seine treuen Diener, sind verschwunden — unbekannt, wohin. Viele sind gestorben. Andre fristen in verödeten Pfarreien ihre Existenz. An ihrer Stelle ist jetzt ein neuer Priestertypus erschienen. Oder vielmehr: dieser neue Priester tritt erst in die Erscheinung — denn auch dieser Prozeß entwickelt sich erst nach und nach.

Dieser Priester ist weltlicher als der alte. Er trägt kein langes Haar und bindet sich einen Kragen um. Tagsüber leistet er seinen Dienst in irgendeiner Sowjet-Behörde. Aber in seinem innersten Wesen ist er apolitisch oder Demokrat; und sehr oft ein erbitterter Gegner der Sowjet-Regierung. Er ist unabhängig in religiösen Fragen und Anhänger der Unabhängigkeit der Kirche. Er ist Priester um des Glaubens, um der Religion willen und Apostel dieses Glaubens. Z.uweilen tritt er auch offen gegen die Bolschewiki auf. Und sie verzeihen es ihm. Denn: der Kampf zwischen den Bolschewiki und der Religion hat mit einem entschiedenen und offenbaren Sieg der Religion geendet. Zuletzt haben die Bolschewiki auf religiöse Verfolgungen verzichtet. Noch mehr: immer öfter lassen sich Kommunisten in der Kirche trauen; vor dem Tode einen Geistlichen rufen; die Kinder taufen; und so weiter.

Man feiert die Eröffnung eines Spitals der Roten Armee. Auf Verlangen der Soldaten wird ein Gottesdienst abgehalten.

Die Stimmungen von 1918 und 1919 sind spurlos dahin. Die orthodoxe Kirche hat in einem blutlosen Ringen den Bolschewismus besiegt. Aber durch diesen Sieg ihr inneres Wesen verändert. Sie ist christlicher und weniger orthodox geworden.

In Petrograd entwickeln sich immer mehr religiöse Brüderschaften. Sie bilden sich nach einzelnen Stadtteilen und organisieren eigenartige kommunistische Gemeinden mit gemeinsamen Vermögen. Denn die Grundsätze des Urchristentums liegen ihnen zu Grunde. Viel Zeit wird in diesen Brüderschaften religionsphilosophischen Diskussionen gewidmet. Gebetversammlungen werden oft abgehalten. An ihrer Spitze stehen neue Priester des geschilderten Typus. Immer öfter treten Weltleute zu diesem Amt über. Man zählt in Petrograd etwa hundert solcher Brüderschaften, die sich um das Theologische Institut gruppieren — ein besonders geartetes Institut, das im Gegensatz zu allen andern Instituten von der Regierung keine Unterstützung bezieht und vielleicht eben deshalb besondere Lebensfähigkeit und Anziehungskraft besitzt. Der auch in deutschen philosophischen Kreisen rühmlichst bekannte Professor N. Lossky, der jetzt mit an der Spitze dieses Institutes steht, berichtet charakteristische Züge zur Illustration der Anhänglichkeit der Studenten. Bei Frostwetter, in Pelze gehüllt, versäumen sie doch keine einzige Vorlesung. Sie sorgen für die Professoren, brinden ihnen einen Holzklotz, ein Pfund Brot und dergleichen ins Haus.

Immer öfter werden auch in den Arbeitervierteln nach dem Gottesdienste Dispute abgehalten. Sokolow beschreibt einen, der auf ihn, einen religionslosen Menschen, einen außerordentlich starken Eindruck machte.

Eine kleine Pfarrkirche. Halbdunkel. Statt Kerzen brennen Kienspäne. Die Kirche ist voll von Menschen wie bei einem großen Festtag. Alles Arbeitervolk; die Frauen mit Kopftüchern. Mehr Männer als Frauen. Auf der Kanzel: Lossky. Klein. Ein guter Redner. Er spricht von der Weltseele, von Erkenntnis der Gottheit, seinen philosophischen Intuitivismus mit der orthodoxen Religion zu einer neuen Einheit gestaltend. Er spricht einfach und klar. Als er schloß, herrschte lange, sehr lange eine Stille. Dann sprang ein junger Kommunist auf, zwanzigjährig, Vorsitzender der kommunistischen Ortsgruppe, und fing an, Gott und Religion zu beschimpfen. Mitten in seiner Rede aber, wohl auf ein Signal, das irgend Jemand gegeben hatte, begann die Menge, ein Gebet zu singen. Die Gruppe der Jugendlichen stimmte die ‚Internationale' an. Und lange schmolz beides in einander, bis der Choral übertönte. Und dann fing Lossky wieder an zu sprechen. Nach seiner Rede aber blieb die Menge noch geraume Zeit im Kniegebet.

Die russische Kirche ist im Umbau, und ihr Zukunftsbild erscheint heute nur als eine Silhouette im Nebel. Oder um mit dem bekannten Religionsphilosophen Berdjajew zu sprechen: „Eine neue orthodoxe Kirche ist in der Entstehung begriffen. Eine christlichere und freiere. Die Revolution hat der Kirche die Freiheit gebracht und das Sklavenjoch von ihr genommen."

# Jenseits der Grenze

## III. Prag von Vindex

Der tschechoslowakische Konsul in Wien spricht ein wunderbar weiches wienerisches Deutsch, und er erledigt die Paßformalitäten nach einer Methode, die beinahe stutzig machen kann: er sucht nämlich den Schwierigkeiten, die sich so ziemlich bei jeder Einreiseerlaubnis ergeben, ernsthaft beizukommen und läßt nicht, wie man nach allerhand Erfahrungen zu fürchten Anlaß hat, die Gründe contra, sondern die Gründe pro zuletzt entscheiden. So ist man über das Unbehagen, mit dem immerhin man sich auf die Reise in ein „alliiertes" Land begibt, zunächst auf gute Manier hinweg. Aber es meldet sich doch wieder, wenn man in Gmund die Grenze passiert hat und sich plötzlich in einer fremden Welt befindet. Die deutsche Sprache hat aufgehört zu sein: keine Aufschrift in den Bahnhöfen, kein Firmenschild, kein noch so harmloser (und notwendiger) Ort läßt erkennen, daß hier ein Land ist, wo der nichttschechische Fremde vielleicht auch etwas zu suchen haben möchte.

Aus Prag selbst ist die deutsche Sprache genau so hinausgekehrt: es gibt auf den Straßen keine deutschen Plakate, keine deutschen Ladeninschriften, keine deutschen Ankündigungen irgendwelcher Art. Nur in den Hinterzimmern der wenigen Hotels und Restaurants, wo deutsche Besucher willkommen sind, kann man sich über das Leben des deutschen Geistes in Prag, über das deutsche Leben überhaupt unterrichten. Dort sind die Einladungen der deutschen Vereine, die Aufrufe der deutschen Studentenschaft, die Programme des deutschen Theaters angeschlagen, dort kann man die deutschsprachigen Zeitungen ohne Umstände erhalten, und dort wacht auch die deutsche Sprache im Munde der Deutsch-Böhmen zu einem vernehmbarern Dasein auf, als es ihr auf der Straße vergönnt ist. Draußen hört man sie kaum: sie wird, wenn überhaupt, nur gedämpft gesprochen, und des Abends empfiehlt es sich garnicht, von ihr etwas verlauten zu lassen. Die Legionäre, diese Gralswächter des reinen Tschechentums, verstehen noch aus ihrer russischen Zeit her wenig Spaß; und der von ihnen eifrig beschützte Professor Masaryk, der Präsident der Republik, hat wohl schon manchmal Anlaß gehabt, darüber nachzudenken, wie sich denn eigentlich ein so nachdrücklich Beschützter von einem richtigen Gefangenen unterscheidet.

'Wenn man als Deutscher fremd in Prag ankommt und nicht tschechisch kann, bleibt natürlich nichts andres übrig, als deutsch zu sprechen: auf dem Bahnhof, mit dem Autoführer, im Hotel, bei der Post und sonst überall, wo man etwas zu fragen und zu sagen wünscht. Da gibt es denn jedes Mal eine Ueberraschung: nach einem Augenblick kurzer Prüfung durch den Angeredeten erhält man überall auf deutsch Antwort, in den Nuancen freilich abgestuft, aber eigentlich nie ausgesprochen unhöflich (mancherorts sogar, wo das internationale Gesetz des Trinkgeldes gilt, ausgesprochen höflich). Vom Bahnhofsvorsteher bis zum Haus-

diener des stocktschechischen Hotels ‚Zur blauen Gans' am Wenzelsplatz versteht und spricht also Jeder deutsch; freilich gibt er von diesem Wissen nur zögernd und hintenherum, gewissermaßen im Schleichhandel, ab; und zwar, wie man auf Erkundigung in deutsch-prager Kreisen hört, einzig an Reichsdeutsche (die an Sprache und Gehaben erkennbar sind), nicht aber an Bürger des tschechoslowakischen Staates. Für diese gilt, wenn sie sich mit einer deutschen Frage an einen Tschechen hervorwagen, der Befehl: Cesku! (Tschechisch!), den ich auf der Treppe zum Bahnsteig eine Frau, eine ärmliche kleine Proletarierin, einem ebenso ärmlichen deutschen Weib giftig und feindselig entgegenzischen hörte.

Natürlich ist dieses Symptom des Nationalismus, wie viele ähnlichen Symptome an diesem jungen Staat, nur ein bewehrtes Kleid, unter dem sich die Schwäche des Neulings und die Schwäche des Kranken verbirgt. Denn wer kann verkennen, daß die Nachfolgestaaten auf dem Territorium der alten oesterreichisch-ungarischen Monarchie samt und sonders vor der Hand noch unerstarkte, mehr oder minder blutleere Gebilde sind, taumelnde Schatten, die mit den überkommenen Gesten der Kraft Festigkeit und wirkliches Leben einstweilen nur markieren können, nach diesen innern Dingen aber wohl noch eine ganze Weile mit vielem Ernst und auf allen gangbaren Wegen suchen müssen. Wilson, den der tschechoslowakische Staat als seinen Urheber verehrt — und nach dem der Hauptbahnhof in Prag jetzt Wilson-Bahnhof heißt —, ihn erkennt man hier, aus der realen Gestaltung der Dinge, klarer als aus einem Dutzend seiner Reden, Aufrufe, Noten: nämlich als den verstiegenen Theoretiker und Begriffsjongleur, dessen auf einen luftleeren Raum bezogene Konstruktionen in der Wirklichkeit des Lebens zu einem seltsam verzerrten Dasein auferstanden sind. Bei alledem aber zeigt sich doch auch grade in Prag dem unbefangenen Blick, daß aus dem Boden, auf den dieser junge Staat sich stützt, einmal reiche Säfte in die Wurzeln und den Stamm aufsteigen werden. Nicht sowohl aus den materiellen Schätzen der tschechischen Erde, aus Kohle, Erz, Gestein, auch nicht aus dem regen Gewerbefleiß der nordböhmischen Deutschen wird diese Kraft vornehmlich fließen, sondern in breiten und tiefen Strömen aus der starken Intelligenz, der lebendigen Energie des tschechischen Volkes selbst, dieses offenbar aktivsten der slawischen Stämme.

Freilich muß zuvor — bevor also aus brodelnder Gärung ein Trank wird — das Problem der Deutschen in Böhmen gelöst sein. Sie sind Lehrer vieler Dinge, die das tschechische Element im Staate noch lernen muß — und lernen wird. Sie haben auch den Bürgersinn, den eine kluge Staatskunst in der Tschechoslowakei für das Land nutzbar machen muß. Die Notwendigkeit zur Lösung des Problems der Deutschstämmigen empfindet man nirgends stärker als wiederum in Prag, und nirgends auch erkennt man besser, daß dieses Problem nicht durch Dekrete, die die Macht des einen Volksteils erläßt, sondern nur durch ernste und gemeinsame Ueberlegung beider Teile zu lösen ist. Die prager Deutschen sind, wie es nicht anders sein darf und wohl

auch nicht anders sein kann, im Ganzen optimistisch gestimmt: sie rechnen damit, daß die den Dingen und Umständen innewohnende Folgerichtigkeit sich eines Tages durchsetzen muß, und daß nicht nur im Parlament, sondern namentlich auch in der Regierung, die Stimme der Deutschen in Tschechoslowakien jenes Gewicht erlangen wird, das ihr nach Zahl, Art und Bedeutung des deutschen Volksteils im Staate zukommt. Schon haben Unterhaltungen und Unterhandlungen, zunächst außenpolitischer Natur begonnen, die den Weg aus der nationalistischen Abschließung des Tschechentums weisen. Die unmittelbare Nachbarschaft Deutschlands wirkt dabei wie ein schweres Gewicht, das die Wage mit beharrlichem Druck in ein natürliches Gleichgewicht zu bringen bestrebt ist. Einstweilen allerdings gilt noch die kürzlich von offizieller Seite festgestellte Rangfolge in dem Verhältnis der Tschechoslowakei zu den andern Staaten, wobei zwischen den freundschaftlichen, den herzlichen, den guten Beziehungen zu allen andern (einzeln aufgeführten und abgestuften) Mächten und den bloß „korrekten" Beziehungen zu Deutschland (und Bulgarien) unterschieden wird. Aber es ist doch bei der prager Regierung der aufrichtige Wille festzustellen, diese Korrektheit nicht in malam partem zu interpretieren, sondern sie in gutem Sinne gelten zu lassen. Und das ist, wenn man sich so die andern alliierten und assoziierten Staaten ansieht, ein unzweifelhafter und allem Anschein nach auch dauerhafterer Gewinn.

Mit solchen Gedanken geht man durch die Straßen und Gassen Prags, dieser schönen Hügelstadt, über der der unzerstörbare Schimmer goldener Jugend ausgebreitet ist: ein nordisches Rom, wo in den Winkeln, auf den Märkten und Brücken, in Kirchen, Schlössern und so manchem stolzen Bürgerhaus der Atem großen Geschehens unvergänglich weht. Die Könige und das Volk, die beide an dieser Stadt in fast zwei Jahrtausenden bauten, waren guter Gedanken voll und haben sie in Eindringlichkeit und Pracht ausgeführt. Der Hradschin ist ein stolzer Berg über der Moldau, und man kann verstehen, daß von hier aus die Geschichte der Völker nicht selten neue Antriebe erhalten hat. Auch der greise Professor, der nun dort oben in weißen Gemächern einen Teil der Welt regiert, ist schon in die Historie eingegangen, und einen Augenblick lang kann man hier meinen, daß in der Geschichte der Völker auf Erden nicht zusammenhanglose Zufälle, sondern irgendein hohes Walten, ein Zielbewußtsein und ein letzter Sinn tätig sind.

Das geistige Leben des neuen Prag steht noch vorwiegend unter dem Zeichen des stark entfalteten Nationalismus. Daß die reine Kunst dabei zu kurz kommt, liegt auf der Hand. Namentlich in der Literatur — ich spreche hier nicht von der weltfreundlich internationalbrüderlichen Richtung der bekannten Prager Dichterschule deutscher Zunge — also in dem, was Prag an bodenständiger Literatur produziert, steht alles unter dem Eindruck der jüngsten politischen Entwicklung und ist nach eigentlich kunstfremden Gesichtspunkten zu bewerten. Die Zeitungen sind voll Politik über und unter dem Strich; und in den Cabarets, Theatern, ja Konzerten wird nicht Kunst geboten, sondern

wird agitiert. Jede Veranstaltung ist eine nationale oder nationalistische Demonstration, und das Deutsche Landestheater ist in diese Rolle wohl oder übel mithineingedrängt.

Aber es bleibt dabei, daß Böhmen, also der Hauptteil des tschechoslowakischen Staates, ein Durchgangsland zweier deutscher Kulturen, die Straße von Wien nach Berlin ist. Die beiden slawischen Nachbarn, die Republik Polen und das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen sind eignen Lebens noch längst nicht voll genug, sind kulturell noch allzu wenig vorn, um dem starken und natürlichen Einfluß der Völker deutscher Zunge ein Gegengewicht zu sein. Frankreich aber — das man liebt — und England oder Amerika liegen zu entfernt, um der Tschechoslowakei, und namentlich ihren wirtschaftlichen Interessen, eigentliche Realitäten zu bieten. Der starken Phantasie und dem national gerichteten Ideengang des tschechischen Volkes ist, zu seinem Glück, ein wacher Wirklichkeitssinn beigegeben; und so erkennt man dort, auch wenn man es noch nicht überall bekennt, wohin die Zeiger der kulturellen und der ökonomischen Entwicklung dieses Staatswesens weisen.

Wie lange Zeit noch vergehen mag, bis die für das künftige Gedeihen des Staates erforderliche innere und äußere Festigung seines Baues eingetreten sein wird, ist vor der Hand noch schwer zu sagen. Allzu viele Fragen sind noch im Innern zu beantworten, viele auch der äußern und der Handels-Politik. Von den innern Fragen sind es außer dem deutschen Problem das der Slowaken im Staate, und ferner die soziale Frage in ihrem neuen Gewande, nämlich die Frage nach Bourgeois-Republik, Sozialismus oder Bolschewismus. Die Finanzlage des jungen Staates ist noch völlig ungeklärt, und die Handelsbilanz bleibt stark passiv. Ernährung, Rohstoffversorgung, Beschäftigung der arbeitsfähigen Bevölkerung sind noch nicht sichergestellt. So kommt es, daß der Glanz des Lebens in Prag die Schatten der ernsten Sorgen bei den Verantwortlichen keinen Augenblick zu bannen vermag.

Und der Fremde wird von den Bedenken, die sich überall aufdrängen, wohin man ernsthaft blickt, mit ergriffen, ob er will oder nicht. Aber einen Platz gibt es, wo man dies und sehr vieles Andre vergißt. Wenn man oben, wo die Judenstadt war, an der Altneuschul und dem Rathaus der Juden vorüber, zu dem Friedhof kommt, der auf ein paar hundert Quadratmeter zusammengedrängt die Vergangenheit von dreizehn Jahrhunderten birgt. Die Steine reden, und die Toten schweigen. Man geht vorbei an den kümmerlichen Gräbern und an den prächtigen, und an jedem einzelnen tut sich eine Welt auf und versinkt. Hier und da stehen arme und gebückte jüdische Frauen und mehrere am Grab des hohen Rabbi Löw: sie klagen dem Frommen ihr vergängliches Leid und bitten um Trost. Wir gehen vorüber und verweilen nur an der Stelle, wo die älteste Bewohnerin dieses guten Ortes seit dem Jahre 603 unsrer Zeitrechnung von ihrem Leben ausruht. Ihr Grabstein zeigt das Bild einer Traube, Symbol der Fruchtbarkeit. Lange mögen ihre Nachkommen noch die Last des Lebens durch die Jahrhunderte getragen haben. Sie

selber aber, Frau Sarah Katz, ist seit dreizehn Jahrhunderten still und zur Ruhe. Was inzwischen geschah, ist ihr nichts; und sie mahnt, daß aller Wirrsal und alles Geschehen, das heut die Welt bedrängt, auch uns in Kürze, und dann für ewig, Nichts sein wird.

## Die Kriegsberichterstatter von Arno Voigt

In den Tagen vom zweiundzwanzigsten bis sechsundzwanzigsten September 1917 hatte mein Regiment bei Paschendaale eine wüste Sache erlebt. Ich war damals auf Urlaub gewesen und somit unbefangen genug, sie zu beschreiben. Da ich inzwischen wegen unvorschriftsmäßiger Literatur auf Veranlassung des Kriegspressequartiers bestraft worden war, hatte der Regimentskommandeur meine „Begabung" erkannt. Ich wurde also beauftragt, eine Erinnerungsschrift zu verfassen. Ich las die Gefechtsberichte, studierte die Karten, befragte alle Offiziere und machte die Erfahrung: Jeder hatte anders gesehen. Schließlich ließ ich mir die Grenadiere kommen, die sich am meisten ausgezeichnet hatten. Sie waren verschlossen, als ob irgendetwas sie zugesiegelt hätte. Einige Schnäpse lösten allmählich doch die Zungen. Aber was kam im Ganzen heraus? „Es war ganz böse, Herr- Leunant." Und ein mit dem E. K. I Ausgezeichneter sagte: „Ich mache das auf keinen Fall wieder mit." Die von mir verfaßte Erinnerungsschrift ist nie erschienen. Schon der Divisionskommandeur versagte das Imprimatur.

Es durfte eben nicht heißen: „Ich mache das auf keinen Fall wieder mit." In diesen Worten liegt Entsetzen, Erschütterung, Ekel — Menschlichkeit. Ich hatte die Begriffe aus einem verbotenen Topf geholt. Hier sei der vorschriftsmäßige gezeigt. In einem furchtbaren Trommelfeuer läßt Herr Wilhelm Scheuermann laut den Leipziger Neuesten Nachrichten vom dreißigsten September 1916 einen Soldaten sagen: „Nu, mer sein halt lustig, Herr Oberst."

Material über die Kriegsberichterstatter? In diesem einen Satz liegt alles, was über sie zu sagen ist. Selbstverständlich hat nie ein deutscher Soldat an der Somme solche Worte im Trommelfeuer zu seinem Oberst gesprochen. Wenn aber Einer oder der Oberst selbst dem fragenden Zivliisten dieses Stichwort für einen Aufsatz gibt, so drückt er damit nur eine grenzenlose Gleichgiltigkeit gegen dessen Handwerk aus. Es ist, als ob das Unwahrscheinlichste herausgesucht worden wäre. Dem Berichterstatter selbst darf man kaum einen Vorwurf machen: er versteht meist von den Schrecken des Gefechts so viel wie die Jungfrau von der Brautnacht. So viel? Ach, gewiß erheblich weniger.

Die Kriegsberichterstatter gehören zu jenen auserwählten Reinen, an die die Schrecken des Krieges so gut wie nie herangekommen sind. Darum war auch ganz richtig, daß grade sie den Krieg beschrieben. Die tiefgründigsten Abhandlungen über die Liebe und ihr Drum und Dran haben ja niemals Praktikerinnen ge-

liefert, sondern die Ellen Key und ihresgleichen. Und so hätte Herr Oberstleunant Nicolai sich gar nicht so heftig um Offiziersberichterstatter zu bemühen brauchen — die Frontsoldaten standen viel zu sehr in und unter dem Erlebnis, als daß sie am Schreiben große Lust gefunden hätten. Vor allem aber mußte Derjenige, der etwa schreiben wollte, befürchten, durch seine Schilderung die Keuschheit der Andern zu verletzen, diese männliche Keuschheit, für die die Römer das bezeichnende Wort virtus hatten, anzutasten. Dazu waren die Kriegsberichterstatter da.

Das Kriegsberichterstattertum ist ein Teil wilhelminischer Reinkultur. Die Tat wurde erst dann für tüchtig angesehen, wenn sie von Amts wegen geaicht worden war. Es gab gewiß viele wackere Taten; aber man schenkte ihnen oben nicht das gebührende Vertrauen, sondern meinte, die Würde müsse von außen beigelegt werden. Darum beehrte der Kaiser die Soldaten mit seinem ewigen Besuchen, und damit der hohe Schein solches Besuchs auch auf unzugängliche Stellen falle, machte Herr Karl Rosner seine Berichte über die gottbegnadete Person des Allerhöchsten Kriegsherrn. Durch die Berichterstatter ließ man die Soldaten loben, während den Herrn der Heerscharen der Allerhöchste Kriegsherr auf sich selber nahm.

Im letzten Grunde waren die Kriegsberichterstatter Instrumente der Angst vor dem Volke. Man mußte es in guter Stimmung halten, sonst konnte es womöglich eines Tages auftreten. Von der Front aus mußte die Heimat aufgeheitert werden. Nu, mer san halt lustig! Die Lustbarkeit wäre für die Katz gewesen, wenn die Heimat nicht davon erfahren hätte. Damit sie aber davon erführe, mußte die Lust geschaffen werden. Und Macher der Stimmung waren die Berichterstatter. So kam es denn, daß die Soldaten, die durch die offizielle Stimmungsmühle gezogen worden waren, auf einmal ganz anders aussahen. Das waren keine Verteidiger deutschen Bodens: das waren angestellte Werkführer jener Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln. Gott, was war man auf einmal für ein Kerl geworden durch die bloße Berührung, die man mit Herrn Scheuermann gehabt hatte! Ausgewischt war auf einmal alle Qual, alle Sorge, alle Wut — man war halt lustig.

Aber das „Nu, mer sein halt lustig” bezieht sich nicht nur auf die bekümmerten Soldaten — lustig sein auch die Herren vom Kriegspressequartier. Sie haben dazu zwiefachen Anlaß: einmal, weil sie noch am zweiundzwanzigsten September 1918 „wahrheitsgetreu berichten können, daß sie in ganz Flandern keinem einzigen bedrückten oder kleinmütigen Mitkämpfer begegnet sind”; und zweitens, weil sie mit solchen wahrheitsgetreuen Schilderungen selbst dem bedrücktesten Soldaten noch ein Lächeln entlocken.

Ihrer Leistung entsprach die Achtung, die sie nicht allein an der Front, sondern auch bei ihren Vorgesetzten genossen. Hier ziemt sich Mitleid. Nach außen schienen sie verzogen und gehätschelt. Aber wer es nicht wußte, dem sagt in Heinrich Binders Kriegsberichterstatterbroschüre seine Klage, was sie für Werkzeuge der O. H. L. waren. Der Generalstäbler, der

ihnen als Gouverneur vorgesetzt war, fühlte sich bei dieser Tätigkeit nicht grade im Zenith seiner Karriere. Jede Ordonnanz hatte in Charleville Telephon, mehr als genug — die Herren vom Kriegspressequartier hätten, ach so gern, eins gehabt! „Die Leute — Telephon — das fehlte grade noch!” sagte uns mit einem unnachahmlichen Ton auf „die” Herr Hauptmann v. G.

Der Ton zwischen Vorgesetzten und Untergebenen war beim Militär nicht schön. Immerhin: der Vorgesetzte sah im letzten Landser schließlich noch den gleichbekümmerten und -gefährdeten Kameraden. Dieses Gefühl fiel weg vor den Kriegsberichterstattern. Die Offiziere der O. H. L. sahen in ihnen Zivilisten. Dazu kam der Ueberdruß an ihrer reporterhaften Geschäftigkeit und die überlegene Kritik, die man an ihren „Werken” zu üben in der Lage war. Die O. H. L. unterdrückte die Presse. Die brauchte sie nicht, denn sie hatte „ihre” Kriegsberichterstatter. Glücklicherweise aber gab es immer noch Männer, die Stolz genug hatten, um Herrn Nicolai den ganzen Krempel vor die Füße zu werfen und die bis dahin besungenen Heldentaten auszuführen. In diesem Zusammenhang muß Walter Bloem genannt werden, der Charlevilles seidene Kissen aufgab, um sich an der Front, wo sie am dicksten war, die Knochen zerschießen zu lassen.

Der Frontsoldat sah im Berichterstatter nichts andres als den Vertreter des Typs, den der Frontjargon „Etappenschwein” nannte. Selbst wenn er einmal einen in der Linie antraf, so sagte er sich doch mit Recht, daß Der eine unangenehme Situation, sobald er wollte, mit dem Divisionsquartier vertauschen könne. Und dort roch es nicht nach Pulver, sondern nach Gebratenem und Gebackenem, das ja bei der Division ein besonders bestellter Offizier einzukaufen hatte; dieser war meist ein Rittmeister und hieß, zum Beispiel bei uns der Divplo (Div.-Pl.-O.: Divisionsplünderungsoffizier). Dessen Segnungen konnte der Berichterstatter genießen, während der Landser vorn aushalten mußte. Die Schwere des Krieges lag eben nicht in gelegentlicher Gefahr, sondern darin, daß man an die Gefahr gebannt war und nicht wußte, wann die Hölle überwunden sein würde — in der schwarzen, unbegrenzten, zerschmetternden Hoffnungslosigkeit. Was aber sollte ein Frontsoldat nun gar von einem Manne halten, von dem er sich sagen mußte: der kommt garnicht hierher, um zu sehen, wie die Dinge sind, sondern um unsre Angehörigen in Stimmung zu bringen! Wir werden schier verrückt vor Qual, und der schreibt, wir hätten gesagt: „Nu, mer sein halt lustig.” Wir sehen der Not kein Ende, und der macht der Heimat vor, im September 1918 sei er in ganz Flandern keinem einzigen kleinmütigen Mitkämpfer begegnet. Der sieht unsre Qual, der sieht die Fülle der Lazarette, der hört bei den hohen Stäben herum — der muß ja wissen wie die Dinge stehen: aber das fließt alles an ihm ab.

Der Kriegsberichterstatter kannte nicht die Nöte der Front am eignen Leibe, und er war fern von den bittern Sorgen der Heimat. Zwischen zwei Strömen des Leides tummelte er sich auf schöner grüner Weide — gleich den „kräftigen Pferden, die

sich gottlob wie fast alle in diesen Gegenden, in tadellosem Futterzustand befanden”. Nämlich bei Armentières und zwar am elften Juli 1918. Wir waren zu ganz genau derselben Zeit an ganz genau derselben Stelle und hatten mit den Pferden unsre bittere Not. Sie durften sich nämlich nicht auf der Weide blicken lassen, weil sie dann sofort von feindlichen Fliegern, die damals an dieser Stelle zu vierzig bis sechzig herumschwirrten, mit Bomben bewurfen wurden. Darum fraßen sie schließlich in der Qual ihres Hungers die Streu in den Ställen. Aber davon ahnte natürlich der Schreiber dieses Idylls nichts: das hätte das freundliche Bild nur getrübt. Er war einer der Kriegsberichterstatter, und die haben nichts auszustehen gehabt.

Oder vielleicht doch? Haben sie vielleicht doch Einbuße erlitten? In der Tat. Wenn man die Berichte dieser Männer verfolgte, so sah man selten eine literarische Leistung von Rang darunter. Ist es ein Wunder? Was sie zu beschreiben hatten, war ihnen fremd und — ach, die Zensur! Der Kriegsberichterstatter übte eine schriftstellerische Tätigkeit, die ihre Gesetze nicht aus den Notwendigkeiten der Kunst empfing. Ein guter Schriftsteller, der vor sich selbst ehrlich ist, wird an seine Kriegsberichterstattung nicht mit viel Freude zurückdenken. Niemals war die Zensur so unliterarisch, so banausenhaft zweckmäßig. Einem solchen Regime, das eine aufs Aeußerste potenzierte lex Heinze verkörperte, mit seiner Kunst zu dienen, ist — ja, was wohl? Die Kraft der Darstellung — was galt sie Herrn Nicolai? Vorschriftsmäßig hatte alles zu sein. Die Kunst unterstand der Abteilung IIIb.

Das Allerschlimmste aber war, daß selbst der anständige Kriegsberichterstatter, der sich in seiner Haut totunglücklich fühlte, dies nach außen nicht zugeben durfte, weil er offizielles Organ war. Er diente dazu, das Geistige an der Front zu markieren, das heißt also: es zu verneinen; denn es ist nicht wahr, wenn fromme Gemüter sagen, wir Deutschen hätten in diesem Kriege alles aufgeboten. Das Geistige haben wir unbeachtet gelassen, ebenso wie das Seelische. An beider Stelle trat die Verordnung, der Befehl. Und in die leblose Masse setzte die O. H. L. ihr Kriegsberichterstatterchen hinein. Das sollte als Sauerteig wirken mit seiner Stimmungsmache. Es ließ die Soldaten tun, was sie in Wirklichkeit nie taten; es ließ sie sagen, woran sie nicht dachten; und wenn der Schmerz ihnen Leib und Seele zerriß, ließ es sie halt lustig sein. Auf der einen Seite der Zeitung las man die Tirade von dem herrlichen Erfolg und den „überraschend geringen Verlusten”. Und dann brachte dieselbe Zeitung drei Seiten Todesanzeigen.

Die Kriegsberichterstatter waren typisch für den preußischen Militarismus, der innern Notwendigkeiten der Seele mit äußern Mitteln zu begegnen suchte. Wo das deutsche Volk seine höchsten Leistungen vollbrachte, handelte es unter einem Trotzdem — gegenüber der Führung. Die Kriegsberichterstatter wurden nach und nach Angestellte für Zwecke, die nicht die des deutschen Volkes waren. Dieses blutete, aber es mußte in zuckender Qual noch stammeln: Mer sein halt lustig.

Es tut so weh, darüber nachzugrübeln. Sein mer halt lustig!

# Ein Sommernachtstraum

Das ist über sechzehn Jahre her, daß im Nebenhause des Zirkusgebäudes, im Neuen Theater, Shakespeares Komödie dem jungen Regisseur Reinhardt nicht nur den ersten durchgreifenden Sieg in Berlin brachte, sondern damit gleich seinen Weltruf begründete. Neid, von jedem wahren Verdienst unzertrennlich und sein Beweis, führte damals den tumultuarischen und dauerhaften Erfolg auf nichts als den „echten" Wald zurück. Bedauerlich für die Neider, daß vier Jahre später im Münchner Künstlertheater, auf deren Reliefbühne für den echten Wald, für Wald überhaupt gar kein Platz war, der Jubel womöglich noch voller klang. (Mein ‚Max Reinhardt', der nächstens erscheint, hat hoffentlich diesen Jubel festgehalten und seine Berechtigung kritisch erklärt.) Wieder vier Jahre später war Pietät wohl die Ursache, daß der Shakespeare-Zyklus des Deutschen Theaters grade mit dem ‚Sommernachtstraum' eröffnet wurde (auf eine Art, die im dritten ‚Jahr den Bühne' geschildert ist). Aber höchstens Pietät gegen den Schiffbauerdamm, nicht gegen die Kunst und die eigne Künstlerschaft kann Reinhardt bestimmt haben, zweimal vier Jahre später einer Dichtung aus Luft und Duft das Große Schauspielhaus zuzumuten.

Ueber dieses schrieb ich vor etwa neun Wochen: „Man ende die Quälerei: man verlege das Orchester vom Plafond herab an die Rampe, bedecke die ganze Arena mit Sitzreihen und schule die Truppe, auf einer vergrößerten Guckkastenbühne mit gesteigerter Stimme und weiter ausgreifenden Gesten zu spielen." Das ist beinahe geschehen. Die Hälfte der Arena ist Zuschauerraum, die andre Hälfte entspricht der Vorbühne, die Reinhardt bereits zum ‚Kaufmann von Venedig' aus der Schumann-Straße herübergenommen hatte, und die Truppe ist für das Spiel auf der eigentlichen Bühne zwar noch nicht durchgeschult, wirds aber eines Tages sein, wofern Reinhardt sich fortan der vollen, verhängnisvollen Ausnutzung der Manege entschlägt und sie neidlos dem Kassierer überantwortet. Wer bei dem ein Theaterstück gern nach der Elle kauft, wird sich diesmal nicht zu beklagen haben. Das ist ein ‚Sommernachtstraum', aus dem man erst in der Morgendämmerung aufwachen würde, wenn nicht wegen der schallverschleppenden Dimensionen die Lyrik mit so dröhnender Gemächlichkeit vorgetragen werden müßte, daß man garnicht einschlafen kann, und wenn nicht die Rüpelkomik mit einer Bravour herausgeholt wäre,daß man garnicht einschlafen will. Eine Gefahr ist nur das langwierig-massive Ballett.

Und die Darstellerei? Am ersten Abend saß ich bis halb Zehn in Moabit auf der Anklagebank. Es war noch eine Strafe mehr für meine Sünden, daß am zweiten Abend die Liebhaber Hartmann und Dieterle samt der Liebhaberin Fräulein Thispe von Werner Krauß fehlten. Die Damenwelt bei Hofe und in der Bürgerschaft erregte gleichfalls Sehnsucht nach jener Vergangenheit, wo die Größe der Bühne in demselben umgekehrten Verhältnis zu der Größe der Schauspielkunst stand wie heute und die Bühne etwa sechs Quadratmeter maß. In den Wald, der Elfen hatte sich Oberon aus dem Gebirg der Titanen verirrt, und seine Titania Thimig suchte das durch die wehen Tremoli gutzumachen, die im Theater jede dritte ihrer Gestaltungen ankränkeln und in dem Zirkus der robusten Reize immer am falschen Platze sind. Mit dem Puck hatte seinerzeit die Eysoldt eine „Absicht" gehabt, nämlich: den Kobold aus der Hoftheatertradition zu befreien. Daß man die Absicht merkte, verstimmte. Inzwischen haben anderthalb Jahrzehnte die Schauspielerin an die Rolle und die Zuschauer an die Schauspielerin in dieser Rolle gewöhnt. Aber nicht sie ist die Hauptperson, sondern Hermann Thimig. So jung und so quirlig war noch kein Zettel. Auf der Hochzeit — der einzigen Szene, der der Riesenraum nützt —, droht ernstlich eine Zwerchfellerschütterung, und wenns aus ist, herrscht doch, trotz allem, abermals die Dankbarkeit vor.

# Brief an Hans Glenk

Sehr verehrter Herr aus Rom!

Sie behaupten in Nummer 15 der ‚Weltbühne', „das Beste, was das Ausland an Filmen hervorgebracht" habe, sei „nicht besser als unser deutscher Durchschnitt". Und Sie fordern mich auf, Ihnen „das Gegenteil zu beweisen".

Ich kann Ihnen „beweisen" (und vielleicht würde sogar das nicht ganz leicht sein), daß das Tempelhofer Feld kleiner ist als die Sahara. Aber ich kann Ihnen nicht beweisen, daß die Sahara schöner ist als das Tempelhofer Feld. Man kann nicht „beweisen", daß Cézanne oder sagen wir: Renoir bessere Bilder gemalt hat als Kaul- oder Lenbach. Und zwar kann man es, leider Gottes, grade Denen am allerwenigsten beweisen, die die Kaul- und Lenbachs lieben und bewundern. Sie lieben Schünzel! Wie soll ich Ihnen beweisen, daß Charlie Chaplin besser ist als Schünzel?

Es gibt Leute, die Sudermann für einen großen Dichter und Ludendorff für ein Genie halten. Wie wollen Sie Denen (ausgerechnet Denen!) das Gegenteil beweisen?

Ich kann hier nicht auf alle die Einzelheiten eingehen, mit denen Sie (allerdings!) beweisen, daß Sie mich immer eben halb verstanden haben. Aber wenn Sie, nachdem Sie grade Max Under (berechtigterweise) gelobt, und nachdem Sie Schünzel mit einer Nummer I extra ff. A versehen haben, von Charlie Chaplin behaupten, er würde „überschätzt und überzahlt", so „beweist" mir das, daß mit Ihnen eine Verständigung genau so wenig möglich ist wie mit dem Herrn, der Ludendorff und Sudermann für Genies hält. Es beweist mir, daß Sie nicht im entferntesten begriffen haben, was ich am Film liebe, was ich von ihm möchte. Max Linder in Ehren. Er hat manches angefangen, was Chaplin weitergeführt hat. Aber er verhält sich zu ihm, wie die Teneriffa-Affen zu ihnen, das heißt: zu einem immerhin ausgewachsenen, wenn auch törichten Menschen. Es gibt andre Filmschauspieler, über die noch zu reden wäre,und die Sie, lieber Herr, trotz Ihrem Aufenthalt in Rom anscheinend alle übersehen haben; es gibt sogar welche, die vielleicht noch besser sind als Chaplin. Aber bleiben wir einmal bei Chaplin! Denn er gibt am reinsten den Typ des nicht-, man könnte beinah sagen: des anti-, zum mindesten: des un-deutschen Films. Er ist (die alte Garde: Linder, Prince, Bunny in Ehren!) der erste Filmschauspieler, der, zugleich sein eigner Regisseur und Dichter, mit nichts als seinem bescheidenen kleinen Körper und seinem komischen kleinen Gesicht einen neuen Stil der Schauspielerei, eben den Stil des Films erfunden und geschaffen hat. Es hat seinesgleichen auf der Welt vor ihm überhaupt noch nicht gegeben. Er wäre auf der Bühne und auch im Zirkus ganz undenkbar. Er ist der erste Filmkünstler, der instinktiv die Grenzen und die Möglichkeiten des Films erfaßt hat und nur mit ihnen, nur mit den Mitteln des Films arbeitet. Er spricht nie ein Wort. Er spricht nur mit seinen Bewegungen, mit seinen Augen, seinem plötzlichen Grinsen, seinem plötzlichen Traurigsein. Mit seinem komischen und zugleich rührenden, ewig gleichen Kostüm (der runde Hut, die kaputte Hose, die zu großen Schuhe), mit dem komischen Gang seiner auswärtsigen Beine, mit all seinen marionettenhaft un-

wirklichen Bewegungen baut er, inmitten der alltäglichen Welt, unsrer Welt, eine andre auf, die es bisher noch nicht gab: die groteske Welt des stummen, rasenden Films. Er ist in seiner Art so genial (ich weiß genau, was ich sage!) wie Picasso, wie Chagall, wie Paul Klee, wie die guten Jazz-band-Musiker, die auch alle in unsre alltägliche Welt des braven Bürgers ihre eigne sonderbare, bis dahin nicht vorhanden gewesene, komische und schöne Welt hineingebaut haben.

Und da kommen Sie mir mit Reinhold Schünzel! Ich will den Mann nicht massakrieren — aber gegen den ist noch die Orska ein Genie! Sie haben, sagen Sie, „seinesgleichen noch in keinem Auslandsfilm gefunden". Sehr richtig, lieber Herr! Eben deshalb, sehen Sie, liebe ich ja den Auslandsfilm. Schünzels ganze schauspielerische Leistung besteht darin, die Mundwinkel hämisch (aber so richtig „hämisch", wissen Sie) abwärts zu ziehen, sich in Sesseln herumzuräkeln und unsympathisch auszusehen. Wenn Sie diese aus den lächerlichsten Intriganten-Stücken und den überlieferten Gewohnheiten kleinster Provinzbühnen übernommenen Scherze für die Leistungen eines großen Schauspielers halten — lieber Herr, dann gehen Sie ins Stadttheater von Osnabrück und nicht ins Kino! Da macht man sowas viel, aber viel besser. Und das wird die Situation sein, sooft und solange das Kino versucht, Wirkungen des Theaters zu erreichen. Was psychologische Tiefe, widerstreitende Gefühle, Kämpfe des Herzens und der Gedanken angeht: da erreichen Sardou und Bernstein und sogar Sudermann mit Hilfe einer ganz mittelmäßigen Provinzbühne Wirkungen, für die Sie im Film schon mindestens Asta Nielsen bemühen müssen. Und deshalb (und noch aus einem halben Dutzend andrer Gründe, die Sie alle in meinen frühern Kino-Aufsätzen der ‚Weltbühne' wohlnotiert vorfinden, wenn Sie sie suchen) ist das Kino (halten Sie sich fest!) dem Zirkus allerdings weit näher verwandt als dem Theater. Es wäre ein wahrer Segen, wenn sich die deutschen Filmfabriken ihre Kinomenschen etwas weniger vom Theater und etwas mehr aus dem Zirkus holten. Es müßte freilich der gute alte, noch nicht durch Ausstattungs-Pantomimen in Grund und Boden verdorbene Zirkus sein!

Ausstattung, Ausstattung, Ausstattung! Das ist das Wort, das das deutsche Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Reich, das das Theater, das den Zirkus, das den deutschen Film verdorben hat, das jede gute, lustige, hinreißende Leistung des einzelnen Menschen mit durchträniertem Körper oder lebhaftem Geist in brokatene Decken einwickelt.

Sie sagen: Nette Filmlustspiele gibt es nur in Deutschland. Nehmen Sie als Beispiel

### Die Bergkatze

von Ernst Lubitsch. Eine kleine Bergfestung mit verschlafener Garnison und eingerosteten Kanonen, ein strafversetzter Liebes-Leunant, zwei in ihn verliebte Mädchen, ein Dämchen und ein Naturkind, und eine von der verschlafenen Garnison befehdete romantische Räuberbande: das sind die an und für sich weder auf- noch abregenden Mittel dieses Lustspiels. Ich schätze die Pola Negri nicht übermäßig: sie ist für den Film etwa das, was die Orska für die Bühne ist. Aber sie macht ihre Sache mit ein paar Asta-Nielsen-Gesten ganz nett. Auch Paul Heidemanns sympathisch dösiges Gesicht wirkt komisch. Die andern Schauspieler: Thimig, Graetz, Biensfeldt sind, so wenig man

von ihnen sieht, gewiß nicht schlecht, Viktor Janson sogar recht gut. Ernst Lubitsch macht ein paar groteske Szenen ganz witzig. Er gibt dem Ganzen mit Hilfe von lächerlichen Orden, lächerlichen Kanonen, lächerlichen Militärkapellen eine antimilitaristische Note —, für die ich ihm unbedingt und herzlich dankbar bin. Aber er gibt ihm zugleich eine Art von Ausstattung, die jede leichte, graziöse, menschliche Komik erdrückt und erstickt — und die (das ist das Wesentliche) nicht das Geringste mit der Handlung, der Idee, dem Charakter dieses kleinen harmlosen Lustspiels zu tun hat. Er legt die verschlafene Garnison nicht etwa in irgendein romantisch malerisches Bergnest. I wo! Wozu ist denn Ernst Stern da? Ernst Stern baut in eine winterliche Berglandschaft ein regelrechtes ganzes Fort — das er vielleicht für grotesk und komisch hält. Solch einen, wenn auch kleinen, Kasten in so entlegener Berglandschaft aufzubauen, das muß gradezu wahnwitzige Summen gekostet haben — und es ergibt nicht eine, aber nicht eine einzige Szene, die nicht ebenso gut und besser ohne diesen Theaterbau zu erreichen gewesen wäre. Die eigentliche, offenbar zentnerweise bei ihm bestellte groteske Architektur aber liefert Stern erst in den (natürlich im Atelier aufgebauten) Innenräumen des „grotesken" Forts. Da hat seine fleißige Phantasie bis zur völligen Erschöpfung aus- und einladende, gebuchtete und gebogene, geschwungene und verschnörkelte Treppen und Nischen und Ecken und Balkons produziert und mit Schnörkeln und Arabesken versehen — in einer Fülle, daß für die agierenden Menschen kaum noch ein Plätzchen und noch ein Raum für eine komische Bewegung übrigbleibt. Ich weiß: das soll grotesk sein. Aber wo, bitte, ist die groteske Wirkung? Was wird lächerlich gemacht? Der Militarismus? Durch diese Art von Architektur doch gewiß nicht! Ich habe schon allerhand Kasernen gesehen, von außen und leider auch von innen; aber so sehr ich sie hasse: eine Neigung zu überladener Innen-Architektur und zu einer Art von Jugendstil kann ich ihnen nicht vorwerfen. Also was wird lächerlich gemacht? Ich weiß schon, was. Aber etwas ganz andres, als Lubitsch und Stern beabsichtigen. Nämlich ihr eigener Ausstattungsstil, der überladene, oberflächlich moderne Papiermaché-Stil, des von „Innenarchitekten" betreuten deutschen Films.

Sie haben sich selbst persifliert, indem sie, was sie immer und jedes Mal tun, diesmal ins „Groteske" übertrieben haben. Hätten sie nun alles andre, vor allem das Spiel der Schauspieler ebenso ins Groteske, sich selbst Persiflierende gesteigert, so wäre vielleicht eine ulkige Filmparodie entstanden. So gibt es nur ein Durcheinander von harmlosem Lustspiel und meistens ganz witzloser Groteske. Man lacht — aber man gähnt zwischendurch. Und Charlie Chaplin grinst in unerreichbarer Höhe. Ein Lächeln von ihm ist mir lieber als all die krampfhaften Bemühungen deutschen Filmhumors, von den öden „Massenszenen", die auch in der ‚Bergkatze' mit großen Kosten in eigens dazu aufgebauten Feststraßen wieder arrangiert werden, ganz, aber wirklich ganz zu schweigen! Das ist Lubitschs Stärke? Eine sehr langweilige Stärke!

Sie sagen, lieber Herr aus Rom, von der Mary Pickford: „Was würde aus diesem Genie werden, könnte es mit Lubitsch arbeiten!" Und Sie irren bei diesem Satz in doppelter Hinrichtung, wie der Berliner sagt. Lubitsch hat seine Talente, besonders eine organisatorische

Energie. Alle Achtung! Ich habe sie nicht. Aber Sie irren, wenn Sie glauben, er habe schon jemals aus irgendeinem Schauspieler „was gemacht”. Aus wem? Und Sie irren weiter, wenn Sie sagen, die Pickford sei ein Genie. Sie ist, wie sie selber das so hübsch beschreiben, ein lustiges, rührendes kleines Mädchen, das durch keinen Regisseur (auch durch Lubitsch nicht) verdorben ist. Sie weiß — wenn Sie's lieber so wollen — solch kleine Mädchen reizend zu spielen: aber sie ist ganz und gar kein Genie.

Sie leben in Rom. Sie können Auslandsfilme sehen, soviel Sie wollen. Wie kommt es, daß Sie die wirklichen Genies des Films nicht kennen oder doch nicht nennen? Reden wir nicht von Chaplin; es gibt noch andre. Douglas Fairbanks, W. Hart, der Cowboy, und Hayakawo, der Japaner — nicht die süße kleine Mary Pickford, sondern diese drei Männer sind die Größen des amerikanischen Films. Wenigstens waren sie es vor zwei Jahren. Sehen Sie sich die an! Und dann überlegen Sie sich, ob ich nicht recht habe, wenn ich sage: Der deutsche Film ist auf einem falschen Wege.

Es hat keinen Zweck, daß wir Beide uns vor einem Publikum, das den amerikanischen Film nicht kennt, öffentlich über ihn unterhalten. Warten wir, bis er nach Deutschland kommt! Er kommt — und er wird siegen. Das weiß ich gewiß. Bis dahin — lassen Sie sich gesagt sein — beneide ich Sie, Mann in Rom, grenzenlos und bin

Ihr ergebener

Hans Siemsen

(Kino-Kritik-Abwicklungsstelle, Zentrale Berlin)

## Schauspielernöte von Paul Wegener

Den Forderungen, die von der Genossenschaft den Direktoren gestellt worden sind: Jahreskontrakt, freie Tage, bezahlter Urlaub, wird man beipflichten, sofern nicht obligatorisch nun auch für jeden Schauspieler diese Bedingungen festgelegt werden. Die letzte Forderung findet, nicht nur bei den Direktoren, einen lebhaften Widerstand, sondern ist auch im Interesse der jungen Talente durchaus gefährlich, da eine gewisse Freizügigkeit eine günstige Entwicklung der Talente im Gefolge hat, und dies ist bereits eine von den divergierenden Grundanschauungen Derjenigen, die einen Verein der Schauspieler innerhalb der Bühnengenossenschaft für eine dringende Notwendigkeit halten.

Die Genossenschaft ist ursprünglich von Schauspielern ersten Ranges, die die heutigen Genossenschaftsaktionäre wohl als „Großverdiener” bezeichnen würden, als eine Fürsorge-Anstalt für alte Schauspieler und eine Berufsgenossenschaft zur Hebung der ideellen und materiellen Interessen des Standes gegründet und geleitet worden. Diese Grundtendenz beginnt sich bedenklich zu verschieben. Die Schauspieler ersten Ranges haben sich von der Leitung teils aus Ueberarbeitung, teils aus mangelnder Eignung für administrative Funktionen — denn Individualitäten sind immer Einzelgänger — zurückgezogen. Dadurch, daß die Genossenschaft jeden am Theater Beschäftigten in ihre Zwangsorganisationen einspannte, wurde eine ursprünglich künstlerische Einigung ein „Verein der Theaterangestellten”. Den Theaterfriseuren aber, beispielsweise, ist es erlaubt, neben ihrer Stellung als Genossenschafter dem „Verein der Friseure” anzugehören,

der ihre spezifischen Interessen vertritt. So habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß wir innerhalb der Genossenschaft einen „Verein der Künstler” nötig haben, der die Interessen der Künstler vertritt. Dieses will die Genossenschaft — entgegen dem Gesetz, das Koalitionsfreiheit gewährt — nicht dulden und droht uns, wenn wir einen solchen Verein nicht auflösen, mit Ausschluß aus der Genossenschaft, was gleichbedeutend ist mit völligem künstlerischen und materiellen Ruin, da uns als Nicht-Genossenschafter kein Direktor mehr engagieren darf, da kein Genossenschafter mit uns spielen darf, da kein Theaterarbeiter, kein Garderobier, kein Souffleur seine Funktion in einem Theater, in dem Nicht-Genossenschafter auftreten wollen, ausüben darf. Das ist ein unhaltbarer Zustand! Hier kommt ein rein politisch-gewerkschaftlicher Geist zutage, der jede individuelle Kunstausübung allmählich ersticken muß. Bei einer Weiterentwicklung dieser Tendenz steuern wir dem dramatischen Konsumverein mit Einheitgage, mit Einheitsabonnement entgegen, einem gewerkschaftlich wohl geordneten Theaterbetrieb, der Kunst in Form einer Fabrikgemeinschaft „betreibt”.

Es sind nicht nur einige — gehässig „Prominente” oder „Schwerverdiener” genannte — Schauspieler, die eine solche Entwicklung mit Sorgen kommen sehen, sondern eine große Anzahl von Künstlern, die mehr an ihrer Kunst als an ihrem Vertrag hängen, und denen politisch-gewerkschaftliche Suggestionsideen noch nicht ihre Weltanschauung schematisiert haben. Ich habe bei meinen Gastspielen persönlich den öden Gewerkschaftsgeist mancher Lokalverbände kennen gelernt, der sich in einigen Anträgen zur frankfurter Delegiertenversammlung schaudervoll ausgedrückt hat: etwa Sperre des Theaters auf fünf Jahre für Anfänger; Ausschluß der Ausländer; Fixierung von Höchstgagen. Ich habe als junger Schauspieler in der Provinz trotz schwerster materieller Not mich auf das Gastspiel der größern Kollegen gefreut, ihnen ihr Honorar nicht nachgerechnet, sondern als stolze Genugtuung empfunden, daß man es in dem Stande, dem ich angehöre, so weit bringen kann. Ich habe die künstlerischen Anregungen aufgesogen und war dankbar für jeden Regiewink, den ich aus dem Munde des Meisters erhielt. Heute passiert folgendes. Ich habe mich früher nie um Strömungen und Meinungen der Genossenschaft gekümmert, weil ich eine unpolitische Natur bin, der Leben und Kunst viel zu schwere Aufgaben stellen, als daß ich in dies verworrene fremde Gebiet eintauchen könnte. Als die Zwangsorganisation Tatsache wurde, habe ich mich an den Obmann des Deutschen Theaters gewandt, mit der Bitte, meinen Eintritt zu bewerkstelligen, da ich weder materiell noch künstlerisch ohne Theaterspielen zu leben vermag. Ich ging auf meine Gastspiele, fühlte mich als Genossenschafter — da kam eines Tages ein Telegramm: die Ensembles in Köln und Krefeld weigerten sich, mit mir zu spielen, da ich nicht Genossenschafter sei. Das war drei Tage vor meinem Gastspiel, das in Köln Richard den Dritten und Othello bringen sollte. Meine Kostüme waren schon abgegangen. Dies ist ein typischer Fall unkünstlerischen, rein gewerkschaftlichen Empfindens. Eine Einstellung junger Schauspieler, die mir unbegreiflich erscheint. Daß man den Genossenschaftsgedanken über das Andre stellt: das will ich verstehen; aber daß man nicht vorher sich mit dem zu erwartenden Künstler in Ver-

bindung setzt, um eine Aufkärung bittet (ein Telegramm hätte meinen bereits angemeldeten, nur noch nicht formell ausgeführten Beitritt zur Genossenschaft erklärt): das verstehe ich nicht. Ein derartiger Mangel an künstlerischem Interesse ist mir unfaßlich und tief beklagenswert. Ich habe dieses eine kleine Beispiel aus meiner Praxis gewählt, könnte aber die Liste reichlich erweitern.

Daß die Genossenschaft diesen Standpunkt, der mit sozialem Gefühl und mit sozialen Ansprüchen nichts zu tun hat — denn ich habe auch als Nichtgenossenschafter jede Anforderung nach dieser Richtung gerne erfüllt —, würdigen wird und einen Verein der Solo-Mitglieder im Rahmen der Genossenschaft keine Schwierigkeiten bereiten wird: das hoffe ich immer noch. Sonst könnte es zu einem Bruch kommen, der das Theaterleben ernstlich gefährden würde.

## Weltwirtschaftsgleichgewicht von Waltreu

Wir waren, da wir zu Kriegsformationen geballt standen, nichts andres denn Proletariat, das die Stätten friedlicher Arbeit verlassen mußte, um einen opfervollern Produktionsprozeß dienstbar zu sein. Ziel und Zweck des Krieges war Sieg, Sieg war Gewinn. Gewinn war Geschäft, hieß: Eroberung von Nahrungsspielraum und Auslösung wirtschaftlicher Spannungen, die — wenn sie zentrifugal ausschwangen — schlechthin „Imperialismus” geheißen werden. Sinn des Krieges aber, historisch gesehen, war die Aufbereitung unsrer Wirtschaftsverfassung zu hoher organisierter kapitalistischer Betriebsoekonomie.

Was ist erreicht worden?

Während die Völker im Blutrausch einander den Sieg durch unerhörte Opfer abkaufen zu können glaubten, vollzog sich hinter den Fronten mählich die gesellschaftliche und industrielle Umschichtung. Dieser Krieg griff nicht nur in die seelische Stufung der Völker, da er alle Lebensenergien intellektuell zusammenriß und als Waffe in das Chaos des Kampfes warf: er peitschte auch das Arbeitstempo der Produktionsinstrumente zu einem furiosen Rhythmus auf. Neue Fabriken wuchsen rasch empor. Durch die Schornsteine fauchte ein unerhört gesteigertes Aechzen der Arbeit. Die Leistungsfähigkeit der Anlagen steigerte sich zur Explosionskraft. Die erzeugten Güter aber wurden in den Kampf der Menschen und Materialien geworfen und vollständig vernichtet.

Der Krieg ging zu Ende. Geblieben ist in allen Ländern nur der Geldgewinn und die emporgeschraubte Leistungsfähigkeit der industriellen Anlagen. Die erzielten Gewinne mußten zur Umstellung auf Friedensarbeit wieder in den Produktionsprozeß gestopft werden; die Maschinerie sollte fortan nicht mehr dem Verbrauchshunger kriegerischer, sondern friedlicher Zwecke dienen.

In den beiden Jahren nach Abschluß des Waffenstillstands war die Weltwirtschaft daher zunächst noch auf Leerlauf geschaltet. Die Gruppierung der Völker hatte sich räumlich und arbeitstechnisch geändert; neue Verkehrswege und Gelenke der Wirtschaft mußten erst geschaffen werden. In Mitteleuropa siedelte jetzt ein nach Kopfzahl und Produktionsfähigkeit noch immer mächtiges Volk — von Proletariern, das in Opposition zu kapitalistisch erstarkten Staatengruppen stand. Es

fühlte sich ausgebeutet und hoffte, da gewerkschaftliche Kampfmittel nun auch im internationalen Streik angewandt wurden, den Siegern, also den Expropriateuren, durch Streikdrohung und Kündigung der unter Zwang auferlegten Verträge die Frucht ihrer kriegerischen Erfolge streitig machen zu können. Die viel gerügte deutsche, aber auch die russische Demonstrations- und Oppositionspolitik finden hier ihre Erklärung.

Allmählich begannen die Räder der Maschinen wieder heftiger auszuschwingen. Die Umstellung auf Friedensarbeit war vollzogen. Lang entbehrte Waren strömten auf die Märkte und wurden von wütendem Verbrauchshunger sofort abgesogen. Die Proletariervölker eilten zurück an die Arbeitssätte. Sie waren zu ausgemergelt, als daß sie debattierend und demonstrierend hätten zuschauen sollen, wie kostbare, für die leibliche und seelische Genesung notwendige Güter auf den Märkten von immer kauffähigen Snobs umstritten und erworben wurden. Dieser Zustrom der Hungrigen steigerte abermals die Arbeitsleistung und schuf schließlich eine neue politische Situation.

Die Siegerstaaten fühlten sich durch den neu erwachten Arbeits- und Lebensmut der besiegten und zu Versailles doch ausreichend in Ketten geschlagenen Völker unverständigerweise bedroht. Sie hätten den gesteigerten Arbeitswillen zwar gern für eigne Zwecke gebraucht. Die Hungrigen aber wollten nichts hergeben. Andrerseits fühlten die Gegner sich durch den (infolge der Blockade) überspitzten Verbrauchshunger geschädigt, weil sie merkten: was da verbraucht werde, gehöre von Rechts und Sieges wegen ihnen, den Gläubigern. In Deutschland und Oesterreich dagegen hatte die erste, nach langen magern Jahren mögliche Atzung den proletarischen Zorn (auch in Kreisen der Bourgeoisie) wach werden lassen: Niemand in der Welt habe, wie auch der Krieg zustande gekommen, und wenn er auch verloren sein mag, das Recht, hungrigen Völkern zu nehmen, was Leben menschenwürdig macht. Das war und ist die Meinung der Schuldner. Solange in Mitteleuropa Kinder darben und Säuglinge hinsiechen, wird Niemand gutheißen können, daß die Sieger Ansprüche stelten, die mehr als einen entbehrlichen Teil des Arbeitsertrages (dazu haben sie das Recht), sondern die Substanz der Wirtschaft den Schaffenden entziehen.

Das Wiedergutmachungsproblem an sich ist ja ganz einfach zu lösen. Was im Kriege zerstört wurde, muß wieder hergestellt werden. Unzweifelhaft. Erfüllung aber kann diese Aufgabe nicht durch rechnerische Lösung, will sagen: durch Geld finden, sondern einzig durch Arbeitsleistung, also sachlich aufbauende Tätigkeit. Jede Mehrleistung belastet die eben gesponnenen wettwirtschaftlichen Wirkungen. Wird Mitteleuropa durch die politischen Machtmittel der Sieger zu einem Käfig der Arbeit, wächst in den Völkern das Gefühl, daß die kommenden Geschlechter in Armut und Not gezwängt werden, so bleibt ihnen zur Abwehr wirklich nichts als die Hoffnung auf Revolutionierung der Umwelt oder, praktisch gesprochen, die Herbeiführung der großen Krise, in deren Kulminationspunkt die Expropriation der Expropriateure stattfinden wird.

So erklärt sich bis weit in die Kreise der Arbeiterschaft hinein der Abscheu vor den Sanktionen und dem, was von der Entente noch geplant sein mag. Man weiß, daß sie Leiden über uns bringen; aber es ist auch der sichere Instinkt wach, daß sie ein Mittel zur Revolutionierung der Welt bilden werden.

In diesem Stadium der eiternden weltwirtschaftlichen Krisis befinden wir uns.

Die Weltmärkte draußen sind übersättigt. Langsam sinken die Preise; damit erfährt der Unternehmerprofit eine Schmälerung. Man sucht ihn zu stützen, indem zu Lohnreduktionen geschritten wird. Der Streik in England ist eine Folge dieser Entwicklung. Die Arbeiterschaft strafft sich zu politischem Kampf, um dieser Beschränkung ihres Arbeitsertrages zu wehren. Sie will den eben gewohnten Lebensstandard aufrecht erhalten, solange die Lebensmittelpreise nicht gesunken sind. Warum sinken sie nicht? Weil die Unternehmerschaft ihre Götterdämmerung wittert und Reserven für die Zeit der entscheidenden Krise (auch in England) bilden will. Sie weiß, daß die Uebersättigung der Märkte mit Industrie-Erzeugnissen noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht hat. Sie sieht ein Aufschäumen der Produktion kommen und fühlt, daß mit der Senkung der Preise auch die soziale Revolution siegreich im Anmarsch ist.

Früher gab es so etwas wie ein ehernes Lohngesetz. Heute ist die politische Macht der Arbeiterschaft so groß, daß die Gestelllungskosten nicht mehr zu ihren Lasten gemindert werden können. Wenn nicht technische Möglichkeiten ausgenutzt werden, um die Betriebe rationeller arbeiten zu lassen, bleibt bei sinkenden Preisen in der Tat nur noch die Schmälerung der Unternehmerrente. Früher hielt sich in Krisenzeiten oft die Profitrate einigermaßen konstant, während die Löhne zur Abwehr gedrückt wurden; heute ist vielleicht schon die Lohnhöhe das festere Maß.

Damit hebt seit Beginn des Krieges das dritte und vielleicht letzte Stadium dieser Periode oekonomischer Entwicklung an. Deutschland wird durch die Gegner gezwungen, mehr herzugeben, als es seiner Verbrauchsfähigkeit entsprechend abliefern dürfte. Die Folge ist eine Ueberflutung der Märkte mit nicht konsumfähigen Waren. Die Erschütterung des weltwirtschaftlichen Gleichgewichts aber wird zur sozialen und oekonomischen Krise führen, die uns erlösen kann — wenn wir geistig gereift sind, um positiv aufbauende, heilende Arbeit zu leisten.

## Kuttel Daddeldu und die Kinder von Joachim Ringelnatz

Wie Daddeldu so durch die Welten schifft,
geschieht es wohl, daß er hie und da
eins oder das andere von seinen Kindern trifft,
die begrüßen dann ihren Europapa:
„Gud morning! Sdrastwuide! Bong Jur, Daddeldü!
Bon tscherno! Ok phosphor! Tsching-tschung! Bablabü!”
Und Daddeldu dankt erstaunt und gerührt
und senkt die Hand in die Hosentasche
und schenkt ihnen, was er so bei sich führt:
Whiskyflasche,
Zündholzer, Opium, türkschen Knaster.
Revolverpatronen und Schweinsbeulenpflaster,
gibt jedem zwei Dollar und lächelt: „Ei, ei!”
und nochmals: „Ei, ei!” Und verschwindet dabei.

Aber Kindern von deutschen und dänischen Witwen
pflegt er sich intensiver zu widmen.
Die weiß er dann mit den seltensten Stücken
aus allen Ländern der Welt zu beglücken:
Elefantenzähne — Kamerun,
mil Cognak begoßnes malaiisches Huhn,
aus Friedrichroda ein Straußenei,
aus Tibet einen Roman von Karl May,
einen Eskimoschlips aus Giraffenhaar,
auch ein Stückchen versteinertes Dromedar.
Und dann spielt der poltrige Daddeldu
Verstecken, Stierkampf und Blindekuh,
markiert einen leprakranken Schimpansen,
lehrt seine Kinderchen Bauchtanz tanzen
und Schiffchen schnitzen und Tabak kauen.
Und manchmal in Abwesenheit älterer Frauen,
tätowiert er den strampelnden Kleinchen
Anker und Kreuze auf Aermchen und Beinchen.

Später packt er sich sechs auf den Schoß
und läßt sich nicht lange quälen,
sondern legt los
Grog saufen und dabei Märchen erzählen:
von seinem Schiffbruch bei Feuerland,
wo eine Woge ihn an den Strand
auf eine Korallenspitze trieb,
wo er dann händeringend hängen blieb.
Und hatte nichts.zu fressen und zu saufen,
nicht mal, wenn er gewollt hätte, einen Tropfen Trinkwasser, um
seine Lippen zu benetzen,
und kein Geld, keine Uhr zum Versetzen.
Außerdem war da gar nichts zu kaufen;
denn dort gabs nur Löwen mit Schlangenleiber,
sonst weder keine Menschen als auch keine Weiber.
Und er hatte grade so gern einmal wieder
ein kerniges Hamburger Weibstück besucht.
Und da kniete Kuttel nach Osten zu nieder.
Und als er zum dritten Mal rückwärts geflucht,
da nahte sich plötzlich der Vogel Greif,
und Daddeldu sagte: „Ei wont ä weif."
Und der Vogel Greif trug ihn schnell
bald in dies Bordell, bald in jenes Bordell
und schenkte ihm Schlackwurst und Schnaps und so weiter.

So erzählt Kuttel Daddeldu heiter
Märchen, die er ganz selber erfunden.
Und säuft. Es verfließen die Stunden.
Die Kinder weinen. Die Märchen lallen.
Die Mutter ist längst untern Tisch gefallen,
und Kuttel — bemüht sie aufzuheben —
hat sich schon zweimal dabei übergeben.
Und um die Ruhe nicht länger zu stören,
verläßt er leise Mutter und Göhren.

Denkt aber noch tagelang hinter Sizilien
an die traulichen Stunden in seinen Familien.

# Rundschau

## Hans Wehberg

Hans Wehberg hat als einziger Deutscher den an Belgien begangenen Neutralitätsbruch in Deutschland während des Krieges öffentlich zu verurteilen gewagt. Er wurde deshalb als Soldat aufs Schlimmste behandelt, unter anderm in eine Strafkompagnie versetzt und auch nach seiner Entlassung aus dem Militärdienst fortwährend verfolgt und schikaniert. Seine Schicksale ‚Als Pazifist im Weltkrieg' (erschienen im Verlag Der Neue Geist zu Leipzig) lesen sich nunmehr schon fast wie die eines von lettres de cachet oder von Haftbefehlen der venetianischen Staatsinquisition Verfolgten. Erstaunlich ist aber, daß Jemand, von dem man dies am wenigsten erwartet hätte, daß Ludendorff in einem an Wehberg nach Uebersendung dieses Buches gerichteten Briefe erklärt, er habe die Behandlung, die Wehberg und andre deutsche Pazifisten im Kriege erdulden mußten, nicht gebilligt. Ludendorff hat allerdings auch, wie Dehmel in seinem Kriegstagebuch erzählt, im Kriege schon abgelehnt, Herbert Eulenberg wegen seiner Zugehörigkeit zum Bund Neues Vaterland zu verfolgen. Er äußerte sogar, daß dieser Bund — dem viele Diplomaten und hohe Adlige angehörten — durchaus zur guten Gesellschaft zähle. Die alldeutsche Presse, die nicht müde wird, uns Pazifisten als Vaterlandsverräter und Lumpen niedrigster Sorte zu bezeichnen, weicht also in diesem wesentlichen Punkte gänzlich von der Ansicht Dessen ab, den sie als unbedingte Autorität verehrt. Freilich wird sich die Deutsche Tageszeitung wohl hüten, ihre Leser hierüber aufzuklären.

Trotz allen Schwierigkeiten hat Wehberg doch sein großes Werk über ‚Die internationale Beschränkung der Rüstungen' (erschienen in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart) vollenden können. Es ist das einzige umfassende, historisch und grundsätzlich gleich ausführliche Werk, das es über diese Grundfrage der Völkerverständigung überhaupt gibt. In Uebereinstimmung mit gleichgesinnten Politikern und dem Völkerbundsentwurf der Deutschen Gesellschaft für Völkerrecht sieht Wehberg in einer gleichmäßigen Verringerung der Rüstungsbudgets und in gleichzeitiger Verstaatlichung der Rüstungsindustrie die richtige Lösung. Jetzt haben auch seine schon vor dem Kriege druckfertigen gesammelten Aufsätze über ‚Neue Weltprobleme' (bei Duncker & Humblot zu München) erscheinen können. Die reiche, vielgestaltige Ausbildung der zwischenstaatlichen Organisation auf so vielen geistigen, technischen und wirtschaftlichen Gebieten, die Wehberg hier schildert, muß nun erst wieder aufgenommen werden. Dafür, daß die militaristischen Klassen Deutschlands, die für diese Organisation nie etwas andres übrig hatten als Hohn, sie nicht noch einmal vernichten, dafür ist allerdings gesorgt. Es ist so gekommen, wie Walther Schücking am Schlusse seiner straßburger Vorlesung über die Haager Konferenzen jedes Mal voraussagte: „Wenn Sie, meine Herren, der Verwirklichung der Idee einer fortschreitenden zwischenstaatlichen Rechtsorganisation entgegenarbeiten, dann wird sich diese Idee eben gegen Sie durchsetzen."

Adolf Grote

## Ausnahmegericht

Zwei Tage hat die Verhandlung gedauert gegen die Siegessäulen-Attentäter.

Drei Grupen: Richter und Staatsanwalt; die Angeklagten; das Publikum.

Das Uebliche — nein, doch nicht das Uebliche! Ausnahmegericht!

Also noch einmal: drei Gruppen. Einige nach rechts verbogene Paragraphen; einige angstvoll schlagende Herzen; einige erschrockene, entsetzte, machtlose oder neugierige Augen.

Der Paragraph lehnt im Sessel, seine linke Seite ist abgeknickt, die rechte von peinlicher Breite. Um seinen Drahtmund spielt Lächeln. Konzentrierter Eigensinn wirkt als Hohn. Kann ein Paragraph fühlen? Zumal, wenn er verbogen ist?

Die blutenden Herzen fühlen. Ihre Wellen schlagen gegen den Drahtverhau des Paragraphen.

Der lächelt. Die Linie des Eigensinns vertieft sich. Er ist Richter über angstvolle Herzen — nein: Henker — nein: Richter!

Die Verteidiger verstehen die Herzen — sie verstehen wortlose Angst, unbeholfenes Stammeln bittender Augen. Verstehen gebundenen Schrei, ungeschickt zur Formung.

Sie appellieren — appellieren an den Drahtverhau. Versprechen sie sich Erfolg? Sie sind Intellektuelle.

Die angstvollen Herzen sind Verführte, Verstumpfte, Unerlöste. Sind Jammer ohne Gesicht.

Der Paragraph hat ein Gesicht — die Eigensinnslinie seines Drahtmundes höhnt.

Er tut ihn auf und verkündet: „Schlagende Herzen — erledigt! Verführte, bittende, armselige Herzen — erledigt! Menschlichkeit — erledigt!”

Wer verlangt andres von einem Paragraphen, der Hüftschmerzen hat, da er verbogen ist?

Margarethe Marlies

## Ein gemeiner Kerl

So ging Einer zugrunde an sich selbst: er prahlte mit Gemeinheiten, die er niemals beging und, meiner Ueberzeugung nach, niemals hätte begehen können; denn er war ein zarter Mensch. Warum er so prahlte? Aus Verlegenheit, aus Menschenscheu, und um sich falscher Freunde zu entledigen, die ihn, wie er wußte, verrieten. Das Gerücht, von Hysterie, Eifersucht und bösem Willen genährt, bemächtigte sich seiner Person, und jene Gemeinheiten, mit denen er geprahlt hatte, wurden ihm nun von aller Welt, also von seinen Feinden, endlich und zum Schlusse aber auch von seinen Freunden zugetraut und nachgesagt. Und das war wirklich der Schluß. Denn es geschah, daß ihm seine Freunde mit solcher Nachrede das Leben selbst bedrohten, indem sie ihm seine letzte, helläugige und bis dahin von Herzen zugetane Freude nahmen. Als sie ihm da — sie war so jung! — seine stadtbekannte Gemeinheit auf den Kopf zusagte, lächelte er müde, greisenhaft müde. Wiewohl er gar nicht alt und eigentlich in vielem noch ein rechter Junge war. Diesmal sah aber die Siebzehnjährige nicht mehr ihn vor sich sitzen, den, den sie nicht kannte, sondern einen verfallenen Greis; und sie entsetzte sich darüber.

Tags darauf? Eine Leiche mehr im Polizeibericht — mit dem kleinen Loch in der Schläfe? Nein. Aber trotzdem: eine Leiche mehr. Er hatte, der gemeine Kerl hatte sein Leben aufgegeben. Ueber Nacht. Er war Dichter geworden.

Hans Janowitz

# Antworten

**Abonnenten.** Mechtild Lichnowsky ist plötzlich durch eine längere Reise gezwungen, die Vorlesung unveröffentlichter Dichtungen am III. Weltbühnen-Autoren- Abend abzusagen. Die Veranstaltung findet im Herbst statt Die gekauften Karten werden zurückgenommen.

**Neugieriger.** Kapitel XVII der ‚Justiz' kann erst in der nächsten Nummer erscheinen.

**Frontsoldat.** Sie waren im August 1919 ebenso fest wie ich überzeugt, daß Herr Paul Schweder die Angaben, die er mir, für die Nummer 33 des fünfzehnten Jahrgangs, über die Kriegsberichterstatter gemacht hatte, sämtlich würde beweisen können. Tatsächlich hat er keine bewiesen. Strafe: drei Monate Gefängnis. Mir als Verantwortlichem Redakteur hat der Richter die Träne um den Verlust von tausend Mark, für die ein neuer Nordseestrandkorb zu haben gewesen wäre, mit dem § 193 abgewischt. Ich hatte ja wirklich berechtigte Interessen wahrgenommen. Aber eben deshalb, weil mir der Schutz dieses Paragraphen zukam, hätte ihn mir der Landgerichtsdirektor von heute, wie er sich in den politischen Prozessen der Revolution entfaltet hat, schwerlich gewährt. Zum Glück war mein Exemplar fast in jeder Beziehung eine Ausnahme. Als ein Vorzugsmitglied jener Gilde, der Deutschland sein Elend verdankt, als ein typischer Etappenoffizier, der vom Sarge der Kaiserin in Uniform herbeigeeilt war — „bin . . . äh . . . um halb Fünf heute aufgestanden!" —, schnarrend erklärte: „Diese Schmähschrift . . . äh . . . die ‚Tribüne' . . . äh . . . oder wie das edle Organ sonst heißt . . ." — da rief ihm der Vorsitzende mit erhobener Stimme zu: „Ich ersuche dringend, hier jede Kritik der ‚Weltbühne' und besonders jede abfällige, zu unterlassen." Nie hätte ich für möglich gehalten, daß in Preußen, und gar in diesem republikanischen Preußen, sich Jemand herausnehmen würde, ein so hohes Tier wie einen leibhaftigen Oberstleunant dermaßen anzuherrschen; und gar zu Gunsten eines jüdischen Literaten. Weniger verwunderlich war schon, daß einer von den Vertretern der Nebenkläger, also mein Gegner, Rechtsanwalt Frankfurter, diese Aeußerung des behelmten und säbelrasselnden Zeugen ein Symptom des Ungeistes nannte, den ich bekämpft hatte und bekämpfe. Mein kollegiales Beileid den Kriegsberichterstattern, die sich lange Zeit einem solchen militärischen Zensor unterworfen haben. Allerdings wird überhaupt nicht gut angehen, den Herren, weil auf ihrer bürgerlichen Ehre kein Stäubchen haften geblieben ist, nun etwa Lorbeerkränze zu winden. Es war, zum Beispiel, nicht schön von ihnen, wie sie, die ja doch während des Krieges unter vier Augen ehrlicherweise nie verhehlt hatten, daß sie die Tinte verschwendeten um ihr Blut zu sparen, Ihren Kameraden, den Leunant Arno Voigt, der von 1914 bis 1918 sein Leben aufs Spiel gesetzt hatte, vor dem Gericht herabzuwürdigen versuchten. Nur in der Ordnung, daß der ihnen die gebührende Antwort gibt. Das heißt: ich hatte sein Manuscript seit ungefähr anderthalb Jahren liegen. Er hats jetzt durchgesehen, hat in christlicher Gesinnung die Schärfen beseitigt und hat den Wunsch, sich mit den Kriegsberichterstattern nicht wieder befassen zu müssen. Ich habe den gleichen Wunsch. Aber leider werden einem nicht alle Wünsche erfüllt.

Für die Opfer deutscher Richter haben ferner eingesandt: Paul Döring, Schöneberg, 15 M.; Jean Koch, Pirmasens, 25 M.; Paul Nitsche, Berlin, 16.50 M.; Frau E. Brinkmann, Mahsdorf, 12 M.; Mendelsohn, Berlin, 20 M.; Peiser, Berlin, 10 M .; B. E. K., Mainz, 50 M.; James Cohn, Berlin, 25 M.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 5. Mai 1921 Nummer 18

## Der Fluch der Etappe von Karl Rothammer

Als Helfferich seine Rede gegen Simons beendet hatte, eilten die französischen Journalisten, den Wortlaut möglichst ungekürzt nach Paris zu geben. Sie taxierten den Vorteil, den Frankreich durch solche Erinnerung an den Ueberschuß von zwanzig Millionen Deutschen und an die Zeit der Freiheitskriege buchen könnte, auf zwanzig Milliarden. Herr Helfferich, dieser lebendige Beweis für die Schwächlichkeit der sogenannten deutschen Revolution, ist immer schnell bereit, von Landesverrat zu sprechen und sich moralisch zu entrüsten, wenn Jemand glaubt, dem deutschen Volk eine andre Politik als die nationalistische empfehlen zu sollen. Zugegeben, daß die Rede Hermann Müllers nicht bedeutend war: weder der ‚Matin' noch das ‚Journal' werden sie der gloiretrunkenen Nation schön zubereitet vorsetzen, so wie sie acht Tage früher die kaiserliche Propagandaleiche serviert haben. Nun weiß aber auch Herr Helfferich, daß in der Politik der Erfolg entscheidet. Der Erfolg seiner Rede ist offenkundig: von Paris herzlich willkommen geheißener Beweis für die Revanchelust eines immer noch waffenklirrenden Deutschland. Wobei sich schwer feststellen läßt, ob Paris an solche deutsche Gefahr wirklich glaubt, oder ob es um des Ruhrgebiets willen nur so tut, während es wohl weiß, daß Herr Helfferich und sein Anhang für Deutschlands Politik bedeutungslos sind. Denn: selbst angenommen, die Tribünenklatscher waren maßgebend für das Urteil Deutschlands über die Auffassungen des Herrn Helfferich — woher sollte Deutschland Macht und Möglichkeit nehmen, irgendwie das zu verwirklichen, wovon Herr Helfferich deklamiert? Hat der U-Boot-Bankrotteur doch selbst nicht vermocht, auf den entscheidenden Zuruf, was dann geschehen solle, wenn das bekannte „Bis hierher und nicht weiter!" vom deutschen Reichstag und von der deutschen Regierung ausgesprochen worden wäre, irgendetwas zu antworten. Er tremolierte von den berühmten Zähnen und Nägeln, mit denen sich schließlich ein so getretenes Volk wehren würde; aber er vergaß, zu erklären, wie man mit Zähnen gegen Maschinengewehre und mit Nägeln gegen Bajonette angeht

Und hier ruht das eigentliche Geheimnis unsres Zustands, ein Geheimnis allerdings, das nur für uns, im besondern für die einstigen Kriegsbegeisterten, aber auch für alle bisherigen Verweser der republikanischen Regierungen ungelöst zu sein scheint: das offenkundige Geheimmis von Deutschlands absoluter Ohnmacht. Wir können eben nichts, aber auch garnichts tun, wenn die Gegner marschieren. Das Gespenst von 1813 wirkt gegenüber solcher harten Tatsache nur lächerlich. Zähne und Nägel sind nichts als eine Phrase, wenn die Entente-Generale kommandieren. Darum kommt alles darauf an, die Gewaltauswirkungen, denen wir nichts entgegenzusetzen vermögen, zu vermeiden. Darum muß alles geschehen, um Denen, die gegen uns Gewalt vorschicken können, die Ausführung ihrer Absicht

unmöglich zu machen. Darin aber hat Herr Helfferich durchaus recht, daß es gradezu eine Prämie auf Ausbeutung der sicher bewehrten Gewalt bedeutet, wenn der Ohnmächtige sich Schritt um Schritt zurückdrängen läßt. Die deutsche Taktik, auch diesmal wieder stückweise nachzugeben, hat abermals außerordentlichen Schaden angerichtet. Wieder gehen wir durch die Etappe zugrunde! Oder was das Selbe ist: durch den Mangel an Mut, die Lage richtig zu erkennen und gleich mit einem großen Entschluß das Notwendige zu tun. Man weiß, daß es eine Zeit gab, da Deutschland einen verhältnismäßig guten Frieden hätte haben können, wenn es eindeutig auf Belgien verzichtet hätte. Niemand wird bestreiten, daß etwa zur gleichen Zeit Deutschland hätte einen Abschluß machen können, der seinen Bestand unangetastet ließ, wenn Elsaß-Lothringen Frankreich angeboten worden wäre. Wer aber hätte den Mut gefunden, dergleichen dem deutschen Volke klar zu machen? Und nun ist doch alles, was man damals für unantastbar hielt, glatt dahingegangen, nur mit dem Unterschied, daß es für ein Nichts dahingegangen ist, daß damit keine Rettung für den Rest, den immerhin doch noch stattlichen, erkauft worden ist.

Genau das Gleiche kennzeichnet die deutschen Verhandlungen über das Mehr oder Minder der Reparationsleistungen. Wenn man in London, vor London, vor den Pariser Beschlüssen das angeboten hätte, was man soeben über den Präsidenten Harding anbieten ließ, oder gar das, wozu man wahrscheinlich morgen oder bestimmt übermorgen — wenn nämlich das Eclairon erst im Ruhrgebiet schmettert — bereit sein wird, dann würde man mit der größten Wahrscheinlichkeit längst ein Abkommen getroffen haben, das gewiß nicht billig hätte genannt werden können, das aber doch wenigstens den territorialen Bestand des Reichs verhältnismäßig unangetastet gelassen hätte. So aber sind wir von Etappe zu Etappe zurückgekrochen. Helfferich hat ganz recht; er vergißt nur zu sagen, warum die deutsche Regierung (seien wir ehrlicher: die deutschen Regierungen, auch die der Herren Scheidemann, Bauer und Müller) diese Etappentaktik einem brutalen Entschluß jeweils vorgezogen hat. Nämlich: aus Furcht vor dem Echo von rechts; aus Furcht vor der deutschen Erinnerung an glorreichere Tage; aus Furcht vor den Epigonen Bismarcks. So leiden und sterben wir noch immer an Denen, die all unser Leiden und Sterben verschuldet haben. Die Peitsche der Junker war zu lange über den Lebewesen dritter Klasse, als daß diese plötzlich ihre Instinkte vollständig freimachen könnten von der Zwangshemmung: Was werden die Herren Ostelbiens zu Diesem und Jenem sagen? So siechen wir dahin aus Mangel an revolutionärem Mut. Wir haben den Junkern die Köpfe gelassen; so sollten wir wenigstens nicht dulden, daß unsre eignen Köpfe auch heute noch die Gefangenen eben dieser Junker sind. Es war erbärmlich anzusehen, wie der Außenminister Simons, der zum mindesten in dem Maße, wie die Gefahr der Vernichtung für Deutschland stieg, an Entschlußfähigkeit zugenommen hat, doch nicht gegenüber den Angriffen von Hoetzsch und Helfferich den Mut fand, das Einzige

zu tun, was gegenüber diesen Reichsverderbern zu tun war, und was immerhin mancherlei Erleichterung gebracht hätte: den rücksichtslosen, nie wieder gut zu machenden Bruch mit der Rechten zu wagen. Und doch ist deutsche Politik heute und für alle Zeit nur gegen Rechts zu treiben. Aber auch da rächt sich am deutschen Volk die Schlappheit der Etappe. „Nur keine Klarheit” scheint höchstes Gesetz sowohl der Demokraten wie des Zentrums wie der Deutschen Volkspartei zu sein. Im Reiche deckt die Partei Stresemann eine Politik, die von den Deutschnationalen als vaterlandslos beschimpft wird, und in Preußen lassen sich sogar die Demokraten die Hilfe der Deutschnationalen gefallen. Solange solch Mischmasch gebraut wird, gibt es für Deutschland kein Aufwärts. Denn aufwärts können wir nur gehen, wenn hinter uns die Reaktion, die nicht begreifen will, was begriffen sein muß, erschlagen liegt.

## Herr Stinnes und das Vacuum von Olav Olsen

Wer hinter die Kulissen der Konferenz von Hythe gesehen hat, wird leicht geneigt sein, es eine Verkennung der Tatsachen zu nennen, daß wir in Nummer 16 von dem beginnenden Isolierungsprozeß auf weltwirtschaftlichem und weltpolitischen Gebiete sprachen. Es ist für deutsches Denken — will heißen: für ein Denken, dem noch heut, wie früher, Sonne, Mond und Sterne allein um die deutsche Weltachse kreisen — unerreichbar schwer, sich klarzumachen, daß in Hythe die deutsche Frage nur ein sehr, sehr untergeordnetes Kapitel der Beratungen gewesen ist, daß vielmehr hier die beiden zur Zeit bedeutendsten europäischen Mächte den Versuch unternommen haben, ein Abkommen zu treffen, das ihnen auf lange Zeit die Grundlage für ein gemeinsames weltpolitisches Vorgehen bietet. Es ist nicht an der Zeit, heut das Rätsel zu raten, inwieweit dies gelungen ist: ob Flottenabkommen, Militärabkommen, Orientfragen und die russische Frage unter Dach und Fach sind. Das dürften die politischen Tatsachen uns in den nächsten Wochen vor Augen führen. Aber daß eine solche Aussprache wieder einmal so dringend notwendig schien und so konkret die Frage eines englisch-französischen Bündnisses und Einigungsabkommens zum Gegenstand hatte: ist das nicht die klare Bestätigung unsres Gedankens, daß die fortschreitende, in der sinkenden Konsumptionskraft begründete wirtschaftliche Isolierung der Völker die politische Isolierung der Staaten nach sich ziehen wird? Man kann vor den Tatsachen nicht die Augen verschließen und muß sich deshalb vergegenwärtigen, wie bitter englische Industrielle und Kaufleute sich in den letzten Wochen beklagt haben, daß Produkte der französischen Eisenindustrie am englischen Markte zu Preisen angeboten worden sind, die nur wenig über der Hälfte des Preises der englischen Produkte lagen. Mag sein, daß das heute im wesentlichen auf die wohlfeile deutsche Reparationskohle zurückzuführen ist: morgen schon kann es in erhöhtem Maße die Folge einer weitern Verschlechterung der französischen Valuta sein. Die Antidumping-Resolution, die in den nächsten Wochen

die englische Oeffentlichkeit voll in Anspruch nehmen wird, soll der Regierung das Mittel an die Hand geben, die eigne Industrie vor der Konkurrenz der Produktion valutaschwacher Länder zu bewahren. So sicher also die wirtschaftlichen Symptome auch hier den Isolierungsprozeß kennzeichnen, so verständlich ist es, daß die Politik versucht, sich mit allen Mitteln gegen diese Entwicklung zu wehren. Es wäre eine Politik der Kurzsichtigkeit, die deutsche Zukunft etwa auf der Hoffnung des politischen Zerfalls der Entente aufbauen zu wollen — denn vor dem Zerfall wird eben diese Entente noch den letzten Rest deutscher Wirtschaftskraft unter sich aufgeteilt haben, um so lange wie möglich den Wirkungen der wirtschaftlichen Isolierung zu entgehen. So wenig man also vom Standpunkt der deutschen Politik aus diesen Faktor zu unsern Gunsten einsetzen darf, so sehr muß man sich doch bei weltpolitischer Betrachtung dieser Tatsache bewußt werden.

Die Frage, welchen Ausweg es noch aus den zwangsläufig aufeinanderfolgenden Tatsachen der wirtschaftlichen Isolierung, der Schutzzollpolitik und, zum Schluß, des allgemeinen Krieges gibt, kann nicht beantwortet werden, ohne daß die letzte Ursache der sinkenden Konsumptionskraft aufgedeckt wird. Wenn es sich beim Sinken der Kaufkraft nur um vorübergehende Kriegsnachwirkungen handelte, so wäre kein Grund zu ernsthafter Besorgnis. Die kapitalistische Welt würde auch diese Nachwirkungen im Laufe eines Jahrzehnts überwinden, wie sie viele andre im Laufe der ersten zwei Friedensjahre überwunden hat. Leider besteht diese Hoffnung nicht zu recht, denn es hat sich noch kein Wirtschaftspolitiker gefunden, der uns gesagt hat, wie man um die Wirkung der in der ganzen Welt angesammelten ungeheuern Schuldsummen herumkommen soll. Es hat noch Niemand das Exempel gelöst, wie der Siegerstaat Frankreich seine 16 Milliarden jährlicher Schuldzinsen aus der etwa 30 Milliarden betragenden Produktionsleistung bezahlen soll, ohne daß dadurch eine dauernde Verminderung der Kaufkraft des französischen Volkes eintritt. Es hat uns auch noch Niemand gesagt, es wird uns nie Jemand sagen können, wie etwa der deutsche Vorschlag in der Reparationsfrage aussehen müßte, der eine wirtschaftliche Lösung und nicht eine politische Scheinlösung dieses Problems darstellt. Das einfache Radikalmittel der Annullierung der gesamten Schulden aller Staaten ist so bestechend, wie die von jeder Sachkenntnis unbeschwerten Laienvorschläge zu sein pflegen. In Wahrheit würde es nur die allgemeine wirtschaftliche Katastrophe, den völligen Zusammenbruch einer der letzten Barmittel und Kredite beraubten Produktion bedeuten.

*

Der Gedanke liegt nahe, die Ablenkung des Isolierungsprozesses durch die Erschließung neuer Kolonialgebiete zu erreichen, die als Ersatz für die geschwächte Kaufkraft den Industriestaaten neue Absatzgebiete schaffen. Das Land scheint nicht fern zu liegen. Die politische Konsolidierung, die in Sowjet-Rußland ihren Anfang in dem englisch-russischen Handelsvertrag, in dem russisch-polnischen Frieden, in den Verträgen mit Persien und

Afghanistan genommen hat, und die ihre Fortsetzung nicht nur in schwedisch-russischen, deutsch-russischen und italienisch-russischen Handelsverträgen, sondern auch in einem langsamen innerpolitischen Ausgleichs- und Annäherungsprozeß finden wird, kann allzu leicht die Hoffnung erwecken, daß hier sich das Vacuum bildet, geeignet und bestimmt, die überschüssigen Produktivkräfte, an denen die kapitalistische Welt zugrunde zu gehen droht, aufzusaugen und so die wirtschaftliche Konsolidierung der Welt herbeizuführen.

Eine Reihe von Tatsachen scheint diese Ansicht zu bestätigen. Die Ziffern der amerikanischen Waren, die über Reval nach Sowjet-Rußland gelaufen sind, überraschen durch ihre Höhe. Die englischen Kommissionen, die die Wiederherstellung des Hafens von Petersburg, der Docks, der Lagerräume in Angriff nehmen, sind von seltsamem Eifer. Und die durch ein Dementi der Deutschen Allgemeinen Zeitung bestätigte Tatsache, daß auch Herr Stinnes bereits eifrig über Konzessionen in Rußland mit den Sowjet-Behörden verhandelt, scheint Denen recht zu geben, die da glauben, daß die Weltgeschichte mit der Zerstörung der russischen Wirtschaft sich selbst das Ventil geschaffen habe, durch das die Hochspannung in der übrigen Weltwirtschaft entweichen kann.

Und doch trotz allem, wie uns scheinen will, ein schwerer Trugschluß, sofern ein zweites Moment nicht die wahre und endgültige Lösung bringt. Was kann denn bestenfalls das russische Vacuum bieten? Eine Entspannung auf die weltgeschichtlich kurze Zeit eines oder zweier Jahrzehnte, nach deren Ablauf wir dann vor denselben, nur um das Zehnfache verschärften Problemen stehen. Uns scheint, eine einzige Möglichkeit der Lösung vorzuliegen, für die Anzeichen zwar zaghaft, aber doch deutlich erkennbar vorhanden sind. Obgleich es nicht in den Tageszeitungen stand oder grade deshalb ist es Tatsache, daß englische und deutsche Wirtschaftsvertreter schon seit langem Verhandlungen darüber pflegen, in gemeinsamer, nach den Fähigkeiten und Kräften des einzelnen Volkes verteilter Arbeit den Wiederaufbau der russischen Wirtschaft vorzunehmen. Wenn die russische Regierung in ihrer Konzessionspolitik fortfährt, so wird die angebliche sozialistische Republik in wenigen Jahren der Hauptmarktplatz des internationalen Kapitalismus sein. Eine Tatsache, die auch den von Wahnideen freien Sozialismus nicht zu schrecken braucht. Fügen wir zu diesem ersten Anzeichen ein zweites: den Gedanken der Abtretung eines Drittels der Aktien unsrer Wirtschaftsunternehmungen an die Entente, korrigieren wir daraus die Nebenerscheinungen, die ihn für die deutsche Wirtschaft unannehmbar machen — nämlich die Tatsache einer Strafmaßnahme oder einer Verpfändung —, so bleibt der Gedanke einer kapitalistischen Internationalisierung der Industrie übrig, der Gedanke, der nicht bei der deutschen Wirtschaft Halt machen wird, der nicht nur eine Lösung des oberschlesischen Problems mit sich bringt, sondern der letzten Endes auch die internationale Regelung der Produktion und somit die Lösung der Weltwirtschaftskrise in sozialistischem Sinne bedeutet.

## 1911 — 1918 von einem Stabsoffizier

Der General der Kavallerie Friedrich von Bernhardi hat (bei S. Hirzel in Leipzig) ein dreibändiges Werk erscheinen lassen, das den nicht ganz einwandfreien Titel führt: ‚Eine Weltreise 1911/12 und der Zusammenbruch Deutschlands'.

Der erste Band schildert die Reise von Hamburg bis Ceylon, der zweite Band ist Ostasien gewidmet, im dritten wird Amerika und in einem Nachwort der Weltkrieg behandelt. Das ganze Buch ist so bezeichnend für die Stimmung der alldeutschen Kreise, deren Exponent Bernhardi sowohl vorm wie im Kriege war, daß es immerhin lohnt, sich durch die drei Bände hindurchzuarbeiten — trotz der ungeheuern Länge einzelner Kapitel und der Fülle banaler Betrachtungen. Aber man muß so oft den Kopf schütteln, daß man nie zum Einschlafen kommt. Der Stil ist leider nicht so, daß er mit dem Inhalt versöhnen könnte. Der Vater Theodor schrieb zweifellos ein besseres Deutsch.

*

Schon in der Einleitung, die im Frühjahr 1914 entstand, heißt es:

„Und das Schlimmste ist: Der Wille zur Macht ist in unserm Volke, vor allem aber in unsrer Regierung nicht lebendig genug. Kriegsfurcht, Friedenssehnsucht und Genußsucht beherrschen fast alle Gesellschaftskreise, und selbst der Stolz fehlt uns, der sich vor fremdem Machtspruch nicht beugen will. Niemals mehr, wenn wir vom Gegner bedroht werden, fährt die deutsche Hand nach dem Griff des Schwertes, das unsre Ahnen so gewaltig zu schwingen wußten, und der Ausdruck des berechtigten Stolzes wird gebrandmarkt als Kriegshetzerei und Säbelrasseln. Es ist unter solchen Verhältnissen nicht zu verwundern, daß grade der Kreise, die eine tapfere nationale Gesinnung auszeichnet, tiefe Verdrossenheit sich bemächtigt hat, und daß andre zu der Ansicht gelangen, wir sollten nicht mehr erstreben, als wir ohne Gefahr erlangen können, uns also mit der europäischen Stellung begnügen, die wir heute einnehmen.”

Das war 1914! So empfanden die Alldeutschen vor dem Kriege. Machtpolitik, Krieg um jeden Preis für das berühmte „größere” Deutschland, über dessen Grenzen vor den erstaunt aufhorchenden Nachbarn ganz offen gesprochen wird. Wenn man sich heute die dauernden Hetzereien und Brandreden der Vorkriegszeit vor Augen hält, weiß man nicht, was bei den Alldeutschen damals imposanter war: die Weltfremdheit oder die Anmaßung.

1911 schreibt der angehende Weltreisende von Bord des ‚Derfflinger' an einen Freund über Marokko:

„Hätte der Kaiser gerufen: die ganze Nation wäre in einheitlicher Begeisterung solchem Ruf gefolgt. Eine tiefe Entmutigung hat sich aller national gesinnten Kreise bemächtigt.”

Leider Gottes fehlte damals, ebenso wie im Kriege, der Staatsmann, der diesen vom Größenwahn verblendeten und vom tollen Soldaten gebissenen Amateurpolitikern ein Quos ego! zugerufen und ihr staatsgefährliches Handwerk gebrandmarkt hätte.

Auf der kurzen Strecke von Hamburg bis Rotterdam bekämpft der General erst England:

„Die Sache müßte so eingeleitet werden, daß England gezwungen würde, uns anzugreifen!”

— ein kleiner Macchiavell in Generalshosen! Dann befreit er die Ostseeprovinzen durch einen siegreichen Krieg gegen Rußland und siedelt deren Bevölkerung längs der preußischen Ostgrenze an, wofür er einen entsprechenden Teil der slavischen Bevölkerung „abschiebt” und die so kolonisierten Volksteile an Preußen anschließt.

„Auch den polnischen Quertreibereien würde mit einer solchen Gewaltmaßregel wirksam entgegengearbeitet.”

Dann läßt er Oesterreich einen siegreichen Krieg führen und sagt bedauernd im Hinblick auf die 1911 verpaßte Gelegenheit:

„Wie hätte ein europäischer Krieg in diesen Fragen klärend und erfrischend gewirkt und den staatserhaltenden Tendenzen zum Siege verholfen!”

Noch eine solche Erfrischung, und die Welt ist ein Trümmerhaufen, auf dem der frisch-fröhliche Krieg ja dann ad infinitum weitergeführt werden kann.

Den Friedenspalast in Haag übergießt er mit beißendem Hohn. Er findet das Gebäude

„charakterlos wie die ganze unmännliche politische Richtung, der es seine Entstehung verdankt: ein Denkmal der Schwäche einer traurigen Epigonenzeit, der Wille und Fähigkeit zu großen Taten fehlen.”

Ein ganzes Kapitel: ‚Deutsche Kontinental-Politik’ folgt, und die Tendenz ist auch hier wieder: Präventivkrieg.

„Wir müssen im günstigen Augenblick selbst die Machtfrage stellen. Die Sicherung unsrer europäischen Stellung ist nur zu erreichen durch Blut und Eisen.”

Schließlich erhebt er drei Forderungen: 1. Erweiterung unsres Landbesitzes. 2. Erweiterung unsrer Küste in der Nordsee; freie Ausfahrt nach dem Atlantischen Ozean. 3. Politischer Zusammenschluß mit Staaten, die uns auf dem Landwege überseeische Kolonialprodukte verschaffen können.

Für Punkt 1 sorgt ein siegreicher Krieg gegen Rußland. Ab dafür! Punkt 2 ist besonders schwierig, da er uns mit Holland, Belgien und Frankreich auseinanderbringt. Aber Holland und Belgien waren ja früher Bestandteile des Deutschen Reiches, und ihrer Wesensart nach sind die Holländer ebenso deutsch wie die Flamen und die Schweizer. Also rin in den Deutschen Bund,

„um die militärische und maritime Macht des germanischen Mitteleuropa zu starken.”

An andrer Stelle heißt es:

„Den Krieg im günstigen Augenblick herbeizuführen, ist Sache der Staatskunst.”

Hier hätte Bernhardi hinzufügen können, wie einst Michaelis: „so wie ich sie auffasse”.

Auf der Fahrt von Antwerpen durch die Biscaya bemüht er sich, die ethische Berechtigung des Krieges zu beweisen. Da jede Entwicklung als Kampf erscheint, so ist dieser Kampf auch sittlich gerechtfertigt und ein notwendiges Mittel der Entwicklung.

Wer daher den Krieg an und für sich als Mittel der Entwicklung verwirft, setzt sich mit den „wirkungsvollsten und unumstößlichsten Lebensgesetzen in Widerspruch".

Beim Anblick der portugiesischen Küste stellt Bernhardi den geisttötenden und demoralisierenden Einfluß der Katholischen Kirche fest und schlägt vor, Portugal seine Kolonien abzunehmen, die zwischen England und Deutschland zu teilen wären. Der berühmte Ritter von La Mancha, der einst auf den steinigen Hochflächen Hispaniens gegen Windmühlen anritt, war ebenso wirklichkeitsfern, aber immerhin harmloser als dieser politische General, dessen Bücher das feindliche Ausland mit Vorliebe zu zitieren pflegte.

Aber noch vor der Ankunft in Gibraltar bekommt auch die Protestantische Kirche ihr Teil, und was Bernhardi hier sagt, ist ganz mutig und schön — wie denn überhaupt seine Aeußerungen über religiöse Fragen bei weitem der wertvollste Teil seines Buches sind. Er vertritt da einen durchaus freien kritischen Standpunkt und wird der christlichen Urlehre ebenso gerecht wie später dem Buddhismus, dem Islam und der Morallehre der Ostasiaten.

In Gibraltar stellt er sofort fest, daß die Festung gegen moderne Artillerie von Land aus nicht einen Tag zu halten ist, und beim Anblick des lichten Blaus, in dem der Himmel erstrahlt, gedenkt er voll Wehmut des deutschen Himmels, der trübe und bewölkt ist — und

„kein Sturmwind will sich erheben, der die Atmosphäre reinigt und erfrischt."

Der Sturmwind ist gekommen, Herr General — aber 1911 waren wir trotzdem zweifellos reiner und frischer als heute.

Französische Truppen in Marseille gefallen dem General nicht sonderlich.

„Die Disziplin scheint weniger auf einer festen unerschütterlichen Ordnung und dem moralischen und geistigen Uebergewicht der Offiziere zu bestehen, als vielmehr auf einer Art Abkommen zwischen Vorgesetzten und Mannschaften, auf einer Art freiwilliger Unterordnung der letztern, die ihre sehr bestimmten Grenzen hat."

Das ist doch eigentlich garnicht schlecht: diese auf Einsicht beruhende freiwillige Unterordnung, will mir scheinen!

Das Kapitel ‚Feldherrnkunst' spricht von der

„öden Friedensduselei, die heute von imposanten Geistern für die Höhe der Kultur ausgegeben wird."

Später wird gefordert, daß Politik und Krieg einheitlich geleitet werden müssen aus Einem Geist und mit Einem Willen. Und zwar muß das Urteil des Heerführers das entscheidende sein — denn die militärische Macht ist in allen Fragen der äußern Politik schlechthin das einzig Entscheidende. Bismarck, Clemenceau und Lloyd George dachten über diesen Punkt anders.

Das Kapitel über Staatskunst schließt mit dem Kriege gegen England, denn ein Zusammenstoß und eine Auseinandersetzung mit diesem Lande wird

„von dem weit überwiegenden Teil des deutschen Volkes als Notwendigkeit empfunden."

Diese gefährliche Verblendung hat schließlich zu dem Kriege geführt, den die denkenden Deutschen und fast alle Auslandsdeutschen mit größter Sorge kommen sahen.

Bernhardi jedoch gelangt in seinem Buche zu dem Ergebnis, daß England den Höhepunkt seiner Macht überschritten hat — und vielleicht sind wieder, wie im alten Rom, die „deutschen Germanen berufen . . .” Dann schmäht der alte Berufssoldat, also selbst Söldner, das englische Söldnerheer, wirft Kitchener geistlosen, rohen Schematismus vor und versteigt sich endlich bei der Beurteilung des Generals French zu folgendem amüsanten Satz:

„Aus dem Rahmen der allgemeinen militärischen Unfähigkeit ragt eigentlich nur General French hervor, vielleicht weil er jüdischer Abstammung, also eigentlich kein Engländer ist.”

Schade, daß Ludendorff nicht auch jüdischer Abstammung ist.

So geht die Reise weiter. In Tsingtau stellt der General die übrigens bekannte Tatsache fest, daß die Festung im Kriegsfall unwiederbringlich verloren ist, da die Befestigungen zu schwach und so handgreiflich verfehlt sind, daß jeder Spaziergänger ihre Fehler erkennen kann. In diesem Punkt hat die Geschichte ihm leider recht gegeben, und es wäre ganz interessant, zu erfahren, was Tirpitz, auf dessen Initiative die Befestigung von Tsingtau zurückzuführen ist, sich eigentlich dabei gedacht hat.

In dem Kapitel über China geht es dem Auswärtigen Amt und der deutschen Diplomatie nicht gut. Als Muster ward ihnen die Marine vorgehalten. Ebenso wird im Kapitel ‚Fürstenkunst’ der Mikado gelobt auf Kosten des deutschen Kaisers.

„Dessen Friedenspolitik hat uns einem Weltkrieg nahegebracht, der eine Welt von Feinden gegen uns vereinigen wird.”

Der Monarch — sagt Bernhardi — muß Selbsterkenntnis, Pflichtgefühl und Arbeitsfreudigkeit besitzen und sich hauptsächlich vor Eitelkeit hüten. Auf wen mag das wohl gehen?

In Amerika gefallen dem Reisenden die spanisch-deutschen Mischlinge des Westens besser als die englisch-jüdische Mischung des Ostens, und schließlich kommt er auch hier zu dem Schluß:

„Ein großer Krieg ist das, was der nordamerikanische Freistaat braucht.”

Die also auch!

Aus dem Kapitel ‚Republik und Monarchie’ nur einen Satz:

„Während in Frankreich und England das materielle Interesse einzelner Gruppen herrscht, erstrebt Deutschland eine gerechte, auf sittlichen Forderungen beruhende Staatsleitung.”

Die gleiche, sehr ehrenwerte und brave, aber kurzsichtige Unterschätzung ethischer Eigenschaften andrer Völker im Vergleich zum deutschen finden wir in dem Abschnitt: ‚Deutsche Weltpolitik‘. Hier wird Bethmann Hollweg stark angegriffen und sein Brief an Lamprecht vom dreizehnten Juni 1913 zerpflückt.

*

Aber schließlich trifft der fleißige Schreiber doch glücklich wieder in der Heimat ein.

Die Zeit des Weltkriegs rückt näher. Sorgenvoll fragt der General, ob Bethmann Hollweg wohl etwas von der Handelskonkurrenz zwischen England und Deutschland wüßte; fast schiene es nicht so.

Dann geht es los. Schlieffens Plan wird besprochen und dabei der sonderbare Gedanke geäußert, daß es vielleicht besser gewesen wäre, zu Anfang im Westen defensiv zu bleiben — vielleicht aber sei keine Zeit gewesen, den alten Plan abzuändern.

Die O. H. L. kommt, was die Führung bis zur Marne-Schlacht betrifft, ziemlich schlecht weg.

„Man scheint im Großen Hauptquartier die Nerven verloren und zu halben Maßregeln gegriffen zu haben."

Tatsächlich sprach hier aber auch die verhängnisvolle Ueberheblichkeit mit, an der Bernhardi selbst litt. Moltke äußerte sich einmal in Luxemburg, als Jemand ihn nach den Ereignissen im Westen fragte: „Da können Sie ganz unbesorgt sein: die Dampfwalze geht ihren Weg." Eine andre Aeußerung war: „Je mehr Engländer herüberkommen — umso besser: dann ist es ein Aufwaschen." Ein sehr maßgebender und bekannter Offizier der O. H. L. erklärte: „Was die Franzosen etwa unternehmen oder tun, interessiert uns gar nicht. Wir führen einfach unsern Plan aus."

Wie sagte der preußische General in der Schlacht bei Jena? „Ein preußischer General sieht weder nach rechts noch nach links. Er geht gradeaus und schlägt den Feind."

Auch Falkenhayn bekommt gründlich sein Teil:

„Der damalige Chef des Generalstabs wollte anscheinend den Ruhm, Frankreich und England besiegt zu haben, mit seinem Namen verbinden und unternahm daher manche Offensive."

Aber es kommt noch besser:

> „General L. (nicht Ludendorff?) bei mir. Erzählt bei Tisch Interessantes über die Belagerung von Verdun. Sie ist von Knobelsdorff, dem Chef beim Kronprinzen, angeregt worden. Falkenhayn soll darauf eingegangen sein, zum Teil auch, um dem Kronprinzen angenehm zu sein. Zu L. hat er gesagt: ‚wenn wir es nicht einnehmen, kann ich immer noch sagen, wir hätten bloß die Vorstellung nehmen wollen.' Im übrigen würden sich die Franzosen vor Verdun verbluten. ‚Aber wir auch', hat L. geantwortet. Immer mehr stellt sich heraus, daß der Angriff auf Verdun ein Fehler war. L. hatte einen Plan zum Durchbruch der feindlichen Linie ausgearbeitet und eingereicht, unter Berechnung der nötigen Truppen und Artillerie. Falkenhayn hatte sein Einverständnis erklärt, dann aber handelte er nicht entsprechend, sondern griff Verdun an. Als L. ihn später fragte, warum, antwortete er: ‚Wir hätten mit Ihrem Plan die feindliche Linie durchbrochen, dann aber hätten wir einen Operationskrieg führen müssen.' Im Ganzen doch eine bedauernswerte Strategie. Falkenhayn und Bethmann Hollweg sind unser Unglück. Letzterer hat sich folgendes geleistet: er hat Solf aufgefordert, das deutsche Volk in geeigneter Weise darauf vorzubereiten, daß wir unsre Kolonien preisgeben müssen. Solf hat natürlich abgelehnt. Er hat das selbst an meinen Chef erzählt! Von einem solchen — Mann wird unsre Politik gemacht. M., der Gesundbeter ist, soll einen unheilvollen Einfluß auf den Kaiser ausüben."

Die Vorwürfe, die hier gegen Falkenhayn erhoben werden, sind so schwer, daß man, ehe man urteilt, seine Entgegnung ab-

warten muß. Schließlich ist der Mann, der diese schweren Anschuldigungen erhebt, kein beliebiger Ignorant, sondern ein bekannter General und ein intimer Freund Hindenburgs.

Ueber Bethmann heißts weiterhin:

„Er rechnet wohl noch immer auf ein Zusammengehn mit England und will dieses edle Land nicht ‚reizen'."

Armer Bethmann! Wärst du wirklich so dumm gewesen, wie die Generale glaubten, so wärst du sicherlich ein großer General geworden!

In Brest-Litowsk findet Bernhardi

„Kühlmann rüde, aber gerissen, Czernin nervös und wenig mannhaft, General Hoffmann im Schlepptau von Kühlmann. Das Ganze macht einen minderwertigen Eindruck ohne Kraft und Stolz.

General H. (Hoffmann) sagte mir noch, Hindenburg sei mit der Formel ‚Ohne Annexionen' und mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker ganz einverstanden. Ich schrieb daher an Hindenburg über meine Eindrücke . . . Er antwortete mir gleich und betonte, es sei einfach nicht wahr, daß er mit der genannten Formel und dem Selbstbestimmungsrecht der Völker einverstanden sei. Czernin und Kühlmann sind dann auch nach Berlin gefahren und haben mit Ludendorff konferiert. Der Erfolg zeigte sich bald . . . Die Unterhandlungen mit Trotzki wurden abgebrochen, und die Komödie in Brest erreichte ihr Ende."

Das ist ein interessanter Kommentar dazu, wie damals die Politik gemacht wurde und zwar von kurzsichtigen, vom Dünkel benebelten und benommenen Soldaten nicht einmal größten Kalibers.

Am vierundzwanzigsten Februar 1918 ist Bernhardi bei Hindenburg in Kreuznach.

„Wir sprachen viel über die militärische und politische Lage. Der Feldmarschall ist stets sehr bestimmt für eine energische Politik eingetreten und hat auch einige Erfolge erreicht. Aber das Auswärtige Amt ist fortgesetzt gegen ihn und sucht seinen Willen hintenrum durchzusetzen."

Als Beispiel für die Tücke des Auswärtigen Amtes wird dann erzählt, daß deutsche Truppen die Aalands-Inseln besetzen wollten, jedoch vom Auswärtigen Amt davon abgehalten wurden. Dieses fürchtete, Schweden auf die Seite unsrer Gegner zu drängen. Hindenburg hingegen meinte — nach Bernhardis Urteil ‚sehr richtig' — sein Vorgehen würde es auf unsre Seite zwingen. Wie Bernhardi und Hindenburg sich das dachten, wird ja wohl ihr Geheimnis bleiben.

„Auch mit Rumänien wird verhandelt. Es sträubt sich, die Dobrudscha abzutreten. Oberst Hell, Chef bei Mackensen, frug telegraphisch an, ob man es auf einen Bruch solle ankommen lassen. Hindenburg antwortete: ‚Ja!' Nun sind aber noch Kühlmann und Czernin da! Die werden wohl alles wieder verderben. Es ist ein aufreibender Kampf, den Hindenburg und Ludendorff zu führen haben . . . Sehr erfreulich ist dagegen, was Hindenburg vom Kaiser erzählt: Seine Majestät sei immer für energische Schritte zu haben und greife oft dementsprechend durch."

Der Größenwahn feierte förmliche Orgien.

„Hindenburg meinte, im Notfalle ginge er nach Petersburg . . . Der Kaiser war am Vormittag des elften April 1918 hier. Er war liebenswürdig und sah alles im rosigsten Licht.

Gestern (am neunzehnten September 1918) war Hindenburg bei Quast zum Essen. Er war körperlich sehr wohl und sah, trotz der Niederlagen, zuversichtlich in die Zukunft. Sehr klagte Hindenburg über das Ministerium, das im Osten keine festen Verhältnisse schaffe. Zwar wisse Hertling sehr geschickt mit den Reichstagsparteien umzugehen, trotzdem müsse einer weitern Demokratisierung bald entgegengetreten werden.”

Am siebenten Oktober kommt Plessen zu Bernhardis Corps und erzählt, Hindenburg sei im Unglück noch gewachsen. Mannhaft sei er dem Kaiser gegenüber gestanden und habe ihm das Beispiel Friedrichs des Großen nach der Schlacht von Kunersdorf vor die Augen geführt.

Friedrich der Große — Wilhelm der Zweite!

Die ganze Schuld am Verlust des Krieges haben für diesen General: Bethmann Hollweg, Michaelis, Hertling, Falkenhayn und Moltke.

*

Wer Bernhardis drei Bände von Anfang bis zu Ende gelesen hat, der weiß, auf wessen Konto Deutschlands Zusammenbruch kommt.

# Die Justiz von Hugo Grotius

## XVII. Referendar und Assessor

Es ist wirklich schon alles dagewesen: sogar, daß ein Erzreaktionär den preußischen Assessorismus und Bureaukratismus richtig sieht und auch öffentlich scharf, also richtig kritisiert. Der Mann, der dies tat, lebte im vorigen Jahrhundert und hieß Otto v. Bismarck. Er verrät über seine Tätigkeit als Referendar (damals Auskultator genannt) bei der Justiz und der Regierung in seinen ‚Gedanken und Erinnerungen’ allerlei niedliche Sachen.

„Die Personen und Einrichtungen unsrer Justiz gaben meiner jugendlichen Auffassung mehr Stoff zur Kritik als zur Anerkennung. Die praktische Ausbildung des Auskultators begann damit, daß man auf dem Kriminalgericht das Protokoll zu führen hatte, wozu ich über die Gebühr herangezogen wurde, weil ich damals über den Durchschnitt schnell und lesbar schrieb. Nachdem ich vier Monate protokolliert hatte, wurde ich zu dem Stadtgericht, vor das Zivilsachen gehörten, versetzt und aus der mechanischen Beschäftigung des Schreibens unter Diktat plötzlich zu einer selbständigen erhoben, der gegenüber meine Unerfahrenheit und mein Gefühl mir die Stellung erschwerten. Das erste Stadium, in welchem der juristische Neuling damals zu einer selbständigen Tätigkeit berufen wurde, waren nämlich die Ehescheidungen. Offenbar als das Unwichtigste betrachtet, waren sie dem unfähigsten Rate übertragen und unter ihm der Bearbeitung der ganz grünen Auskultatoren überlassen worden, die damit in corpore vili ihre ersten Experimente in der Richterrolle zu machen hatten. Ansprechender war das folgende Stadium der Bagatell-Prozesse, wo der ungeschulte junge Jurist wenigstens eine Uebung im Aufnehmen von Klagen und Vernehmen von Zeugen gewann, wo man ihn im Ganzen aber doch mehr als Hilfsarbeiter ausnutzte, als mit Belehrung förderte. Das Lokal und die Prozedur hatten etwas von dem unruhigen Verkehr an einem Eisenbahnschalter.

Mein Eindruck von Institutionen und Personen wurde nicht wesentlich modifiziert, nachdem ich zur Verwaltung übergegangen war. Die Persönlichkeiten entsprachen nicht alle dem unberechtigten Ideal, das mir in dem Alter von einundzwanzig Jahren vorschwebte, und noch weniger tat dies der Inhalt der laufenden Geschäfte. Ich erinnere mich, daß ich bei vielen Meinungsverschiedenheiten zwischen Beamten und Regierten oder innerhalb dieser beiden Kategorien, Meinungsverschiedenheiten, deren polemische Vertretung jahrelang die Akten anschwellen machte, gewöhnlich unter dem Eindruck stand: ‚Ja, so kann man es auch machen', und daß Fragen, deren Entscheidung in dem einen oder dem andern Sinn das verbrauchte Papier nicht wert war, eine Geschäftslast erzeugten, die ein einzelner Präfekt mit dem vierten Teil der aufgewandten Arbeitskraft hätte erledigen können. Die Beamten der königlichen hochlöblichen Regierung waren ehrliche, studierte und gut erzogene Beamte, aber ihre wohlwollende Tätigkeit fand nicht immer Anerkennung, weil sie sich ohne lokale Sachkunde auf Details zersplitterte, in betreff deren die Ansichten des gelehrten Stadtbewohners am grünen Tisch nicht immer der Kritik des bäuerlichen gesunden Menschenverstandes überlegen waren. Die Mitglieder der Regierungskollegien hatten damals multa, nicht multum zu tun und der Mangel an höhern Aufgaben brachte es mit sich, daß sie sich über das Bedürfnis der Regierten hinaus zu tun machten, in die Neigung zur Reglementiererei, zu dem, was der Schweizer ‚Befehlerle' nennt, gerieten."

Damals? Hätte Bismarck unsre Zeit der „Organisation", der weit über die deutschen Lande verzweigten Behörden, Aemter und Stellen erlebt, die den Kampf unter sich und gegen die Regierten alle, ausnahmslos, nach dem Grundsatze: So kann man es auch machen! führen: ich glaube, er wäre — Mitarbeiter der ‚Weltbühne' geworden. Eine Weltkaiserepoche und eine (Halb-) Weltrevolution haben so wenig an den Grundfesten eines Staatsgefüges zu ändern vermocht, daß eine Schilderung der Zustände von 1835 haarscharf nach fast neunzig Jahren noch paßt.

Bleiben wir bei der Justiz. Warum der Auskultator jetzt Referendarius heißt, mögen Historiker untersuchen. Für seine Untätigkeit hat lange nach Bismarck Otto Erich Hartleben das schöne Wort geprägt: „Der Referendar ist der Protokollarier der Justiz." In der Tat war von Bismarcks bis zu Hartlebens Zeit an dem Referendar kaum eine Aenderung vor sich gegangen. Zwar dauerte der Vorbereitungsdienst vier volle Jahre, sodaß Einer, wenn alles gut ging, Ende der Zwanzig Assessor und vielleicht Mitte der Dreißig Amtsrichter werden konnte. In den vier Jahren der Vorbereitungszeit arbeitete der Jünger der Themis herzlich wenig. Viel zu arbeiten gab es nicht und war auch nicht vornehm. Statt der dienstlichen Untätigkeit obzuliegen etwa eine bezahlte Nebenbeschäftigung im Amtsbüro oder sonstwo anzunehmen, galt gradezu als standeswidrig. Aus diesen triftigen Gründen mußte sich der junge Referendar als ein höheres Wesen erscheinen. Der Regierungsreferendar gar, der so gut wie garnichts tat, kam gleich nach dem lieben Gott — nein, sogar gleich nach dem Gardeleunant.

Immerhin wurde durch die Art der Beschäftigung der Referendar mit der Zeit das Sorgenkind der Justiz. Reformatoren

fanden, daß die Vorbildung zu wenig „praktisch" sei. Man wollte deshalb den Referendar mit dem praktischen Rechtsleben vertraut machen. Zu diesem Zweck wurden sogenannte Ausbildungskurse eingeführt, vor denen die Beteiligten eine so große Hochachtung hatten, daß sie sie Kleinkinderschulen nannten. In diesem Kurse besprach ein meist höchst unpraktischer Richter praktische Fälle. Aber es wurden auch Exkursionen vorgenommen, die mitten in die Praxis hineinführten. Ich entsinne mich, daß wir gelegentlich eine Bleistift- und eine Stahlfeder-Fabrik eingehend besichtigten, weil doch der Richter, sofern er nicht weltfremd sein wollte, wissen mußte, wie die Dinge, mit denen er täglich zu tun hatte, zustande kamen. In dieser Beziehung wurden die sonderbarsten Versuche gemacht, die die Weltfremdheit in ihren Anfängen ersticken sollten. Ob man diese untauglichen Versuche inzwischen aufgegeben hat, weiß ich nicht, glaube es aber nicht. Immerhin hat man, nachdem die Republik die übertriebene Vornehmheit bis auf weiteres etwas in den Hintergrund und dafür die Sucht nach Geld in den Vordergrund hat treten lassen, wenigstens etwas Zweckdienliches getan, nämlich den Referendaren erlaubt, eine bezahlte Beschäftigung zu übernehmen. Um dieses Ei des Columbus war man in frühern Jahren sorgsam herumgegangen, damit nicht etwa die Vornehmheit durch praktische Erfahrung verdrängt würde. Denn daß junge Juristen durch intensive praktische Tätigkeit etwa im Rechtsbüro einer Bank oder in einer Anwaltskanzlei schneller lernen, worauf es ankommt, als wenn sie in Begleitung des vorgesetzten Richters in technischen Betrieben herumschnuppern und mehr oder minder glücklich gewählte praktische Fälle besprechen, erscheint nicht allzu unglaubhaft. Würde man den Referendaren zur Pflicht machen, die Vorbereitungszeit zur intensiven Arbeit auszunutzen, so wäre die Frage der Reform des Vorbereitungsdienstes ohne weiteres gelöst. Man könnte dann die Zeit der Vorbereitung gut und gern um ein Jahr oder noch mehr kürzen, beispielsweise die erste oder zweite neunmonatliche Amtsgerichtsstation fallen lassen und erhielte, wenn man das Assessor-Examen noch mehr erschwerte, vielleicht weniger, aber bessere und tüchtigere Richter und juristische Beamte.

Würde dazu das „Assessorieren" beseitigt, so wäre viel getan. Daß der Assessor oft jahrelang von einem Gericht zum andern herumgeschickt wird, ohne eine feste Anstellung als Richter zu erhalten, ist eines der Grundübel unsrer Rechtspflege. Güte, Stetigkeit und Schnelligkeit der Rechtsprechung leiden durch den vielfachen Wechsel in der Besetzung der Beisitzer aufs empfindlichste. Der Grund für diesen abusus ist nicht nur fiskalische Knauserei: man will auch die Fähigkeit des Richteranwärters prüfen und nicht zuletzt die staatserhaltende Gesinnung. Dazu sind die geheimen „Zeugnisse" in hervorragendem Maße geeignet. Aber sollte sich die „Fähigkeit" nicht nach gut ausgenutzter Vorbereitungszeit durch schweres Examen hinreichend erweisen lassen?„Und was die Gesinnung betrifft, so haben wir doch die Freiheit erstritten und brauchen keine Geheimberichte mehr!" — so spricht der blutige Laie.

(Fortsetzung folgt)

# Die Marseillaise von Richard Lewinsohn

## Neunter November

Die deutsche November-Revolution war eine Revolution ohne Musik. Am Sonnabend um die Mittagsstunde, als die wilhelminische Garde vor dem Schloß die Gewehre wegwarf und vom Kronprinzen-Palais ein rotes Schnupftuch das Ende der Dynastie der Hohenzollern anzeigte, hörte man in der Menge kein Lied. Was hätten sie auch singen sollen? Das Dutzend Holperstrophen, das im Arbeiter-Gesangbuch steht, für Parteitage und Begräbnisse? Die Arbeiter-Marseillaise, ein jämmerliches Gereime auf das herrlichste aller Lieder, kennt nicht der hundertste Sozialist in Berlin. Sie kannten alle nur die Kaiser-Hymne und die ‚Wacht am Rhein', denn die hatten sie in der Schule gelernt und noch einmal geübt beim Militär, und die hatten sie Alle, ohne Unterschied, in den vierzehner August-Tagen gebrüllt, und damit hatten sie sich noch zwei, drei Jahre lang benebelt, bis ihnen vor Hunger und Elend das Singen vergangen war.

Aber da der Berliner bei aller Kaltschnäutzigkeit der sentimentalste Spießer von der Welt ist, so sollte er doch auch etwas fürs Herz haben. Ehe man sichs versah, kamen aus allen Winkeln Drehorgeln hervorgekrochen, und diese liebenswerten Apparate spielten dem deutschen Volke zu seinem Befreiungstage auf. Mitten unter den Linden dudelte ein Leiermann ein paar Schmalz-Walzer, und da sein Kumpan das Geld in einem roten Tambourin einsammelte, war die Rührung und der Profit noch einmal so groß. Aber als er das Lied von den „Mädis vom Chantant" spielte und „Kind, sag doch Schnucki zu mir", da stimmte die Menge begeistert ein. Denn nun erst spürte sie das Glück der neuen Freiheit.

Und es war eine große Freude über der Stadt, fast so groß wie in einer Jagowschen Sylvesternacht.

## Erster Mai

Am ersten Mai ziehen Berlins Sozialisten durch die Stadt. Sie machen das sehr ordentlich und gesittet. Familienweise, ohne Zylinder, aber stramm und in wohlgemessenen Abständen, mit Ordnern an der Seite, nicht viel schlechter als ein Kriegerverein. Zwischen Hunderten eine rote Vereinsfahne. Aufschriften aus der Frühzeit: Bildung ist Macht! Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Proletarier aller Länder! Manchmal, in Leuchtschrift ein Vierzeiler (nicht von Goethe). Zwischen Tausend ein paar Musikanten. Preußengeübte Bierbläser, nach denen zu marschieren eine Lust ist. Frauen und Kinder halten Schritt, daß Wilhelm seine Freude hätte. Aber dann kommt eine grüne Kapelle, Berliner Straßenbahner, und spielt die Marseillaise. Ich weiß nicht, woher sie das haben. Aber diese Marseillaise hat den Teufel im Leibe. Kein Tempelhofer Parademarsch wird daraus, mit Hammelgesicht und durchgedrückten Knien. Ein glutvolles Stück Revolution stürzt vorüber.

Aber sie haben noch nicht den ersten Vers zu Ende: da ist alles in Unordnung. Beine schlenkern durcheinander. Sonn-

tagsstiefel werden abgetreten. Die Aelteren fangen an zu schnaufen. Kinder ziehen ihre Mutter hinter sich her. Die Letzten geraten ins Laufen. Dem Ordnungsmann mit der roten Armbinde wird schon ein bißchen heiß. Dieses verfluchte Franzosentempo versaut ihm den ganzen Zug. Endlich faßt er sich ein Herz, läuft nach vorn und schreit, wie ein gelernter Korporal, auf die Kapelle ein, daß det 'n Jalopp is, aber keen Stick for ne richtige Demonstration.

Die Blasemänner sehen ein, daß man dabei nicht ordentlich demonstrieren kann, und machen gefügig aus der Marseillaise einen Präsentiermarsch. Tausend Menschen atmen auf. Die Beine strecken sich. Familien finden sich im Gleichschritt. Das altbewährte Tempo ist gerettet. Die deutsche Revolution hat ihren Kasernenhof wieder.

## Achtzehnter März

Demokratenfeier. Der Mann mit dem Bürgerstolze erhebt sich und prostet (zitternd vor Spartacus) auf das tolle Jahr. „Die Achtundvierziger, die waren noch . . . die hatten noch . . ."

Dieses schreibt eine Achtundvierzigerin, die kluge Fanny Lewald, über Berlin, drei Wochen nach der März-Revolution:

„Was mir aber, im Hinblick auf Paris, schmerzlich auffiel, das ist der Mangel an Freudigkeit über den Sieg, der fehlende Schwung des Enthusiasrnus, die mich in Paris so sehr überraschten. Keine begeisternden Lieder, keine jener siegestrunkenen Zurufe, welche dort von Mund zu Mund gingen und so elektrisch wirkten. Weder ein Volksgesang wie das „Mourir pour la patrie!" noch ein Zuruf wie das jubelnde „Vive la république!" Wir haben keinen deutschen Volksgesang, und „Es lebe der überwundene Absolutismus!" (denn weiter halten wir ja noch nicht) kann man eben nicht rufen. Das aber ist noch nicht das Schlimmste. Was mich beängstigt, ist das Gefühl der Unsicherheit, das ich hier an so vielen Menschen wahrnehme, und von dem in Paris keine Spur vorhanden war . . . Man hat in Paris einen König entthront, eine Republik proklamiert, und doch sind nur die Staatspapiere gesunken, aber der Mut und die Zuversicht der Gebildeten sind ungebrochen geblieben.

Hier vermisse ich das sehr. Die Einen sind wie geübte Ballspieler, die den Ball, welcher ihnen fast von selbst in die Hand flog, vor Freude über das Glück fallen lassen, statt fest die Hände zusammenzuschlagen und zuzugreifen; die Andern stehen so ratlos, erschrocken und verlegen da, wie Kinder, die zu lange im Gehkorb gehalten worden sind, und die nun mit einem Male allein auf die Erde gestellt werden und laufen sollen. Sie trauen den eignen Füßen nicht; sie haben Furcht, weil sie nicht mehr bevormundet werden; sie möchten eigentlich gern wissen, ob der König, ob die Glieder des vorigen Ministeriums auch zufrieden sind mit dem, was geschehen ist. Sie möchten gern Extreme vermitteln, ausgleichen, das Harte weich, das Rauhe glatt machen, und sprechen, um Niemand zu verletzen, um Allen gerecht zu werden, nicht von der Revolution und ihren Folgen, sondern von den ‚Errungenschaften' der März-Tage . . ."

Siebzig Jahre genügen zur Legendenbildung. Aber sie reichen nicht aus, um den Pulsschlag eines Volkes zu verändern.

# Fortinbras von Christian Morgenstern

Im Herbst 1913 erschien mein Buch: ‚Fortinbras oder der Kampf des europäischen Geistes mit der Romantik' (das demnächst in einer neuen Auflage erscheinen soll). Damals sandte ich es so gleich auch an Christian Morgenstern, der in München seit langem krank darniederlag. Und im Dezember des Jahres erhielt ich von ihm eine Antwort, die mehr eine Abhandlung als ein Brief war. Er hatte — es war ein Vierteljahr vor seinem Tode — auf zweiunddreißig kleinen Blockblättern mit Bleistift geschrieben, um sich mit der Gedankenwelt meines Buches auseinanderzusetzen. Von vorn herein war mir klar gewesen, daß er mir in einem sehr wesentlichen Punkt nicht würde zustimmen können; denn jene religiöse Wendung, die Morgenstern in der letzten Zeit seines Lebens genommen hatte, mußte sich in der Tat vielfach von dem Geist meiner Schrift abwenden. Diese trat, ehe das Wort Mode wurde, für einen „Aktivismus" der Weltanschauung ein und deutete unmittelbar vor der Katastrophe die Gefahr an, die für Europa in der Entpolitisierung des Geistes lag. Morgenstern aber glaubte damals, die Erfüllung in einem Reich des reinen Geistes gefunden zu haben, und mußte deshalb grade jene Dichter, deren Kraft, Wirklichkeit zu vergeistigen, Geistigkeit zu verwirklichen, ich pries, als höchst unvollkommen erklären. Aber nicht um ein Rechthaben handelte es sich damals zwischen uns. Und nicht um die Bewertung meines Buches handelt es sich, wenn ich heute, zu dem Tage, wo Morgenstern fünfzig Jahre alt geworden wäre,sein Manuscript veröffentliche. Was er über mein Streben an Lob und Tadel sagt, scheue ich mich gleich wenig, der Oeffentlichkeit preiszugeben; denn der Grund und das Recht dieser Veröffentlichung ist die reine Schönheit, die in sich ruhende Seligkeit, mit der sich der Geist dieses wundervollen Menschen auch bei diesem Anlaß entfaltet.

Julius Bab

Lieber Julius Bab

es ist vielleicht doch besser, ich schreibe einen Brief und flechte das hinein, was ich mir im Einzelnen angemerkt habe.

Vor allem und jedem andern lassen Sie sich herzlich lieb haben um Ihres schönen unerschütterlichen unbestechlichen Ernstes willen, mit dem Sie alles Geistige betreiben, und mit dem Sie danach streben, was uns allen zumeist am Herzen liegt: uns richtig „einzuordnen".

Und da wir in Vielem und Wesentlichem von einander abweichen, so lassen Sie mich gleich das vorausschicken, worin wir aufs Lebendigste übereinstimmen: in der Liebe zu Novalis — wofür Ihnen besonders gedankt sei —, zu Goethe, zu Hebbel, zu Dostojewski. Immermann kenne ich zu wenig, aber was Sie zitieren, nehme ich in gewissem Sinne auch für meine Welt als Heroldsworte in Anspruch.

Und nun werden Sie auch schon fühlen, daß für mich die drei Helden Ihrer letzten Rede nicht in diesen erlesenen Reigen gehören. Ich wüßte nicht, was sie bisher wirklich Neues, in entschiedenem Sinne Neues dargelebt oder dargetan hätten, Solches, was aus dem gegenwärtigen Chaos herausführte, ohne abermals ins Chaos zu führen. Es sind — gleichviel, wie man sie sonst einschätzen mag — materialistische Schriftsteller eines materialistischen Zeitalters. Es mag eingehenden Interesses wert

sein, zu beobachten, wie sie sich innerhalb dieses Zirkels gefühlsmäßig und intellektuell abfinden und einrichten, aber es ist und bleibt die Beobachtung — Shaws eignen Ausdruck zu gebrauchen —, eine Beobachtung „hoffnungslos privater" Vorgänge.

Es mögen Ihnen solcheWorte von ungeheurer Härte erscheinen, aber ich war selbst bis in mein viertes Jahrzehnt hinauf „hoffnungslos privat" — obwohl mein „Gemeingefühl" dem Bernard Shaws sicherlich nichts nachgab. Und so geistig ich auch im Allgemeinen Zeit meines Lebens gerichtet war, so war ich bis dahin nur Materialist, und auch die neue Religion hatte ich schon im Schubfach, zu der mir Ihre Zustimmung gewiß gewesen wäre, da Sie, zum Beispiel, von Verhaeren schreiben: „Er verkündet den immer werdenden Gott, den Gott, an dessen Geburt wir alle immer noch arbeiten". Ich spreche also nicht aus dem Blauen, ich weiß aus eigner Erfahrung, wie weit man innerhalb dieser Welt der Kant und Du Bois-Reymond kommen kann, und wo einem alles Weitere mit Brettern vernagelt ist. Das letzte große Opfer, das an diesen Brettern zerschellt ist, war Nietzsche. Möchte er wirklich das letzte Opfer gewesen sein! In ihm wollte der Geist der neuern Zeit noch einmal versuchen zu erzwingen, mit den Mitteln einer „nun einmal so begrenzten" Erkenntnis ein Weltbild hinzustellen, das geistigen Menschen genügen könnte, das einen Ersatz der alten Anschaungen zu bieten imstande wäre. Der Krampf, in dem hier der in die Tiefe geschleuderte Menschengeist endet, ist schauerlich, aber er wird wohl erst mit der Zeit durch das „Werk" hindurch völlig sichtbar werden. Hiernach mußte ein Umschwung kommen — und er ist gekommen. Was Nietzsche an brauchbaren Impulsen hinterlassen hatte, wirkte weiter, aber der Bankerott, in der erwähnten Art zu wirklicher Welterkenntnis gelangen zu wollen, war endgültig. Aus diesem Grunde weiß ich mit den neuen Männern, die Sie proklamieren, nichts anzufangen. Sie (diese neuen Männer) sehen diesen Bankerott nicht und schaffen ruhig auf dem bisherigen Boden weiter, der nichts weiter ist als ein geschmücktes Nichts, ein uneingestandenes Ignoramus, eine gelehrte Unwissenheit. Und so kann denn auch alles, was sie zu Tage fördern, sub specie aeterni nur Eigenbrödelei, Dilettantismus, „hoffnungslose Privatsache" sein. Niemand wird ihnen von seiten des Herzens her Achtung und Teilnahme, ja vielleicht auch einmal Bewunderung versagen, aber der Geist kann nichts mehr von ihnen empfangen wollen, der Geist muß endlich wieder weitere Ansprüche stellen dürfen.

Es gibt so ein paar ganz besonders lustige Gruben, in die man fallen kann, und in denen man sich dann garnicht wie in irgendwelcher Grube, sondern wie in schönster Freiluft vorkommt. Eine solche Grube dürfte, zum Beispiel, sein: „Natura non facit saltum." Daran ist nämlich nur so viel wahr, daß die Natur keinen Sprung macht — die Evolution von oben, sagen wir: von Gott aus gesehen —, wohl aber springt die Entwicklung, muß springen, ist gesprungen und so fort vor den Augen des menschlichen Verstandes. Zum mindesten des menschlichen Verstandes, der grade „herrschend" ist, denn gewöhnlich

pflegt dieser „herrschende” Verstand von einzelnen Denkern längst überholt zu sein. Lesen Sie doch wieder einmal Lessings Erziehung des Menschengeschlechts und etwa das kleine Bruchstück: ‚Daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können’.

Nun werden Sie vielleicht sagen: Mag das alles richtig sein — mir kommt es nicht auf philosophisches Spekulieren, sondern auf frische kräftige Kulturarbeit an. Laßt uns doch endlich die Theorie den Theoretikern überlassen und selber das tun, wozu es uns treibt: Praktisch arbeiten, weltfromm werden. In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister. So könnten Sie vielleicht sagen. Aber bedenken, bedenken Sie doch, was Sie damit sagen würden! Wie wollen Sie dann irgendwie vernünftige Arbeit dem Weltplan einfügen, wenn Sie die Welt im Grunde eigentlich für sinnlos halten, für alogisch, für blindhinwaltende Natur und so weiter. Springt Ihnen denn nicht die Willkür in die Augen, von der all solche Arbeit notwendig ausgeht? Erziehen Sie, zum Beispiel, heute einen Menschen und fragen Sie sich ganz, ganz ehrlich, ob nicht letzten Endes auch der beste Wille im Dunkeln tappt, ob nicht die allerbeste Erziehung Versuch und Willkür und Subjektivismus bleibt. Denn wozu, wohin, auf welches Ideal hin soll man einen Menschen wohl erziehen? Instinktiv wird hier und besonders von der Mutter immer noch eine Menge Richtiges getroffen werden — aber wäre es nicht schön, wenn wir endlich auch bewußte, wissende Pädagogik treiben könnten? Dazu aber müssen wir wirklich mehr zu wissen bekommen, was ein Mensch ist, ein Kind, eine Seele und so weiter, als man heute zu wissen pflegt.

Die joie de vivre kann immer nur Mittel, kann nie Selbstzweck sein, sonst genügt als Ziel der Schöpfung vollkommen — ein junger Hund.

*

Ein Wort wie das Zolas: „Wir haben alle Systeme studiert und verworfen . . .” sollte besser nicht so unterstrichen werden. Man mag derlei einmal in einer Briefstimmung schreiben — aber Staat machen läßt sich damit nicht. Was heißt das: „Wir haben alle Systeme studiert —!”? Das ist eine gallische Tirade, eine große Gebärde, weiter nichts. Zola war nie zum Philosophen, zum originalen Denker berufen, es forderts auch Keiner von ihm. Aber was heißt ein solcher Satz wörtlich? „Ich bin tiefer in die Welt eingedrungen als . . .” — und nun nehmen Sie wen und was Sie wollen aus der Geschichte des menschlichen Denkens. Ueber dem allen steht Emile Zola und erläßt nun seinerseits sein Ultimatum. Und dieses lautet höchst begreiflicherweise, da er zuletzt einen wahren Haß auf diese ganze geistige Sphäre bekommen muß, von der er im Grunde nichts versteht: ”Alles ist Lug und Dummheit außerhalb des mächtigen persönlichen Lebensgefühls.” Aber man müßte Bücher und Broschüren schreiben, um sich mit all Denen auseinanderzusetzen, von denen Sie als Trägern eines neuen „Weltgewissens” reden.

Und wie ein morsches Gewebe, so würde zuletzt alles auseinanderfallen, und man würde trauernd und zuletzt wie ge-

lähmt erkennen, daß Selbstbetrug und innere Unwahrhaftigkeit ihr wahrer Ruhm ist.

Vers la joie — ja, ganz gewiß! Aber lassen Sie den Menschen erst entdecken, was eigentlich den tiefsten und würdigsten Gegenstand seiner Freude bilden kann. Hat er das erst, so wird er jene Verhaerensche Freude nicht mehr wollen, in der noch so brutalster Egoismus steckt. Wäre die Welt wirklich nur das, was dort an ihr gesehen wird, dann wäre Freude wahrlich Verbrechen und Traurigkeit bis zum Wahnsinn die einzige Möglichkeit.

*

Es hat mich von Anfang an mit einer gewissen Freude erfüllt, daß es nur sechs Reden sind, die Sie da geben. Denn nun bleibt doch noch die siebente übrig. In ihr werden Sie hoffentlich, ob früher oder später, dartun, daß es weder auf Hamlet noch auf Fortinbras ankommt. Sie haben mich um ein Echo gebeten, hier ist etwas davon, und nun schelten Sie sich und nicht mich, wenn Ihnen zurückschallt, was Sie vielleicht nicht erwartet haben. Sie haben am Ende noch gemeint, ein „Romantiker" werde Ihnen antworten, aber ich hoffe — obwohl Sie mich früher merkwürdiger Weise mit Brentano in Verbindung gebracht haben —, Sie werden mich danach nicht mehr als Romantiker empfinden. Ich jedenfalls weise es weit zurück, mich anders als durch Vernunftgründe Jemandem nähern zu wollen. Sie sind im Grunde viel mehr Romantiker als ich, ein edler Schwärmer, der auf einem Grunde Heimstätten bauen will, den er selbst „Unvernunft", wilden Lebenszufall oder dergleichen nennt, dessen immenser Tätigkeitsdrang ganz außer Acht läßt, daß doch vor aller wirklich erfolgreichen Arbeit erst Pläne da sein müssen, allgemein verbindliche Pläne, die nicht dieser oder jener ersinnen kann, sondern die nur durch ein besseres Studium der Evolution entdeckt werden können.

## Theaterdirektorenfreuden von Martin Zickel

Der Aufsatz, den Arnold Czempin in Nummer 16 der ‚Weltbühne' veröffentlicht hat, bedarf der Berichtigung.

„Was die berliner Schauspieler so außerordentlich verstimmt hat, war vor allem die Ablehnung jeder Verhandlungsbereitschaft der Bühnenleiter aus stets wechselnden Gründen."

Die berliner Bühnenleiter gehören der großen Organisation des Deutschen Bühnenvereins an und haben den Anweisungen dieser Spitzen-Organisation zu folgen. Die Forderungen der berliner Schauspieler waren aber Forderungen, die in die Kompetenz des allgemeinen Tarif-Ausschusses gehören, denn „freie Abende", „Zwölfmonatsverträge", „bezahlter Urlaub" und die Unmöglichkeit, Verträge, die abgelaufen sind, wirklich ablaufen zu lassen, sind keine Dinge lokaler Natur, sondern betreffen die deutsche Bühne überhaupt. Aus diesem Grunde mußten die berliner Bühnenleiter zunächst die Genehmigung des Deutschen Bühnenvereins zu Verhandlungen einholen. Sie wurde aus trifftigen Gründen zunächst nicht erteilt.

Dann wurden die Forderungen den Bühnenleitern übermittelt, mit einem Anschreiben, daß die berliner Schauspieler an diesen Forderungen „unerschütterlich festhalten”. Die Bühnenleiter glaubten, Verhandlungen über Forderungen, an denen der Fordernde „unerschütterlich fest hält”, hätten keinen Zweck und teilten — nicht mit, daß sie die Verhandlungen ablehnten, sondern ‚daß ein derartiger Standpunkt keine geeignete Verhandlungsbasis böte‘.

In einer Vollversammlung der Schauspieler im Ufa-Palast, zu der, nach glaubwürdigen Berichten, ohne jede Kontrolle Jeder von der Straße hereinkommen konnte, und in der mancher Unbeteiligte frischfröhlich mit abstimmte, wurde Streik beschlossen, wenn die Bühnenleiter nicht bis Sonnabend Punkt zwei Uhr verhandelten.

Keiner der Berliner Bühnenleiter nahm diese Streikdrohung ernst. Die Direktoren erklärten, daß sie stets verhandeln wollten, wenn der Standpunkt „des unerschütterlichen Festhaltens” verlassen würde. Darauf wurde verhandelt. Also nicht unter dem Druck irgendeiner Streikdrohung, sondern in konsequenter Beharrung auf dem ursprünglich eingenommenen Standpunkt.

Die Verhandlungen fanden statt, und als sie auf ganz gutem Boden waren, erschienen plötzlich die Vertreter der berliner Schauspieler nicht mehr zu einer Sitzung — ohne die verhandelnden Direktoren rechtzeitig von ihrer Absicht verständigt zu haben. Ein Bürofräulein teilte mit, daß keine Sitzung sei. Der Grund?

Die ‚Deutsche Bühne’ hatte über jene Schauspieler-Versammlung zwei Berichte von angesehenen Kritikern abgedruckt und hatte in zwei Fußnoten gegen eine falsche Auffassung dieser Kritiker Stellung genommen. Diese beiden Berichte waren den berliner Schauspielern unangenehm; aber günstigere Berichte waren kaum aufzutreiben, denn über den beschämenden Radauton dieser Versammlung war selbst unter den Schauspielern nur Eine Stimme. Die berliner Bühnenleiter waren zu dieser Versammlung nicht geladen gewesen. Sie konnten sich also nur aus den Zeitungen ein Bild machen, und ein Fachblatt wie die ‚Deutsche Bühne’ hat wohl die Berechtigung, Stimmen führender Theatermänner über eine derartige Versammlung abzudrucken. Diesen Anlaß benutzten die berliner Schauspieler, um sich plötzlich furchtbar gekränkt zu fühlen und die Verhandlungen abzubrechen. Zuerst war auf Verhandlungen gedrängt worden, weil die Erfüllung der Forderungen eine Lebensnotwendigkeit für die Schauspieler sei: jetzt wurden die Verhandlungen auf ein Mal von den Schauspielern abgebrochen.

Was stand wirklich zur Debatte? Der freie Abend? Den hat fast jeder Schauspieler in Berlin. Im Repertoire-Theater wohl immer, denn es gibt kaum einen Darsteller, der in jedem Stück bei einem wechselnden Repertoire beschäftigt ist, und im Serien-Theater wohl keinen, der auf seinen Wunsch keinen freien Abend erhält. Aber die berliner Schauspieler wollen auch hier „organisatorisch” wirken. Dem Schauspieler — auch dem, der gern spielt — soll der freie Abend aufgezwungen werden, während der Bühnenleiter den freien Abend auf Antrag gewähren will. Die Schauspieler lehnen dies ab, weil sie fürchten, daß dann die „Streber” einen solchen Antrag nie stellen würden. Was für eine tiefe Verachtung ihrer Kollegen müssen die Schauspieler haben!

Der Urlaub mit Weiterzahlung der Bezüge? Warum soll der Schauspieler, der wirklich elf Monate arbeitet, nicht sich einmal erholen können? Aber die Schauspieler verlangen, daß der Darsteller diesen freien Monat nicht etwa zu einer Erholung benutzt. Im Gegenteil: er kann dann machen, was er will — an einer andern Bühne spielen, tingeln, filmen, noch mehr als in der Spielzeit, während er die Gage vom Direktor bezieht!

Und die Zwölfmonatsverträge? Der Bühnenleiter sagt: Auch gegen Zwölfmonatsverträge ist nichts einzuwenden, wenn sich alle Schauspieler verpflichten, sich zwölf Monate engagieren zu lassen. Warum die Schauspieler an dem Ernst dieser Bedingung zweifeln, ist unverständlich. Kein berliner Theaterleiter kann doch nur mit unbekannten oder kleinen Schauspielern Theater spielen. Er muß also sein ganzes Personal behalten — oder freie Hand haben. Und besonders sozial, besonders kameradschaftlich gegen die engagementslosen Schauspieler ist es nicht, wenn die augenblicklich engagierten Kollegen durch die Forderung des Zwölfmonatsvertrages den Draußenstehenden, den Hoffenden den Zutritt zu den berliner Bühnen verwehren.

Völlig undiskutabel war immer die letzte Forderung: daß der Theaterleiter Verträge, die er auf ein Jahr abgeschlossen hat, nicht ablaufen lassen kann, sondern nur einen Prozentsatz nicht wiederengagieren darf, die übrigen wiederengagieren muß. Die „Trostlosigkeil" der berliner Theaterverhältnisse würde dann Wirklichkeit werden. Dem begabten Mitgliede außerhalb Berlin wird es verwehrt, in ein berliner Ensemble hineinzukommen, weil irgendein Schauspielerrat ein weniger begabtes Mitglied dem Direktor aufdrängt oder nicht erlaubt, den Vertrag ablaufen zu lassen. Eine allgemeine Stagnation würde eintreten. Jeder frische Luftzug, jede Zuführung eines jungen Talents, jede Einführung eines neuen Gesichtes wäre verboten, und der Theaterleiter hätte keine andern Rechte, als das Defizit zu tragen.

Im letzten Grunde, und darüber können keine noch so sophistischen Erwägungen hinwegtäuschen, sind es die kleinen Schauspieler, die, in Ausnutzung der Situation, mit Hilfe der Organisation, sich die Stellung verschaffen wollen, die sie mit Hilfe ihres Talents nicht erreichen können. Dazu müssen sie die sogenannten „Prominenten" geflissentlich unterschätzen, und es tut dem Theaterleiter ordentlich wohl, wenn er von Schauspielern ersten Ranges endlich wieder einmal das Wort „Theater" das Wort „Kunst" hört, wo er immer nur vom „Betriebsrat", von der „Gewerkschaft" gehört hat.

Die Berücksichtigung der künstlerischen Individualität, der künstlerischen Bedürfnisse des Theaters überhaupt wird nicht nur die künstlerischen Erfolge, sondern auch die Möglichkeit, die sozialen Forderungen der Schauspieler leichter erfüllen zu können, im Gefolge haben. Mit der Hebung des künstlerischen Niveaus des Theaters geht der pekuniäre Erfolg Hand in Hand. Schließlich kann ja soziale Forderungen nur der Bühnenleiter erfüllen, der die Möglichkeit hat, in seinem Betriebe die dazu notwendigen Mittel zu verdienen.

Wer also in die Verhandlungen zwischen Bühnenleiter und Schauspieler wieder den Begriff der Kunst hineinbringt, der kann auch soziale Forderungen stellen, der kann das Theater vor trostlosen Zuständen bewahren. Er sei von Herzen willkommen!

# Von Morgens bis Mitternachts

Dieses ‚Stück in zwei Teilen' hat der Verlag S. Fischer unter ‚Dichtungen und Bekenntnisse aus unsrer Zeit' eingereiht. Jede Dichtung ist ein Bekenntnis aus ihrer Zeit, wenn sie ihr nicht geflissentlich entflieht; und auch dann eben dadurch. Hier aber wird förmlich das Verhängnis der Zeit eingefangen: die sich aus blinder Gier nach Besitz um ihr Heil bringt; die in der bangen Wahl zwischen Seelenfrieden und Sinnenglück das schwarze Los zieht; die nicht länger gradaus schreiten will und hochfahrend jämmerlich abstürzt; die mit zerbrochenen Gliedern enttäuscht und ächzend am Boden liegt und der Strafe nur dadurch entgeht, daß sie Selbstmord verübt. Immer, seit sie die schiefe Bahn betreten, hat ihr Vernichtung gedroht; und niemals hat sie innegehalten, weil sie ein rettendes Wunder erwartete. So hohlköpfig war sie wie dieser Kassierer. Der denkt: Ein Augenblick gelebt im Paradiese wird nicht zu teuer mit dem Tod gebüßt. Aber das Paradies ist teuflischer Trug, und unentrinnbare Wirklichkeit ist einzig der Tod. Man kann sich für sechzigtausend Mark, gestohlene oder erworbene, nichts kaufen, was man nicht bereits hätte; und wer glaubt, daß ein Bergwerk, ein Hafen, ein Landstrich, eine gewaltsame Verrückung willkürlich bestimmter Grenzen das dampfende Blut von Millionen Menschen wert ist — nun, der ersäuft darin.

Georg Kaisers künstlerisches Verdienst ist, daß er ein Sinnbild gibt ohne unter das Bild in dürren Worten den Sinn zu setzen. Es sieht aus, als sei es sich selber Zweck. Schließlich ists ja ein Schicksal, obzwar nicht schon an und für sich ein interessierendes: daß Einen der Duft einer Frau zum Diebe macht; daß sie die Verantwortung dafür ablehnt; daß er sich wohl oder übel in den Strom der Welt wirft; daß der Strom nicht säubert, sondern noch mehr beschmutzt, nicht trägt, sondern in den Strudel schlingt; daß ringsum die Mitschwimmer teilweise stärkere Muskeln, aber keinen stärkern Charakter haben; daß sie sich keuchend abstrampeln zu einem verwehenden Ziel; daß Aller Triebfeder nackte Habsucht ist und Liebe für dreißig Silberlinge Verrat begeht; daß ein Holzbein hat, was in rosigem Fleische zu prangen scheint; und daß dieses ganze Erlebnis kaum den Schuß Pulver wert ist, den man verbraucht, um es zu beenden. Aber dieses ganze Erlebnis wäre auch nicht das Papier wert, auf das es festgehalten ist, wenn es tatsächlich nur sich selber bedeutete. Einzelfälle erwecken in der tragischen Kunst keinen Anteil; und gar der Fall eines geistig so unerheblichen Subjekts wie dieses Kassierers, der in der Hitze und Hetze nicht dazu kommt, unterscheidende Wesenszüge anzunehmen. Sie sind entbehrlich. Es geht hier nicht um den einen Amokläufer: es geht um das Amokläufertum einer Periode, die sich von Gott entfernt hat, der Hölle zujagt und Gott erst wieder ahnt und an seinem Kreuze niedersinkt, da sie nichts mehr davor bewahrt, in Häßlichkeit zu verrecken.

Mancher Dichter würde dies große Thema eines kulturgeschichtlichen Lawinenrutsches unter Donner und Blitz pathetisch bewältigen. Kaiser ist Phantasmagoriker. Er hat nicht das Tempo, bei dem dramatische Vorgänge Fett ansetzen können, und nicht den starren Ernst, sie nach ihrer epochalen Würdigkeit zu betrachten. Er läßt sie vorübergeistern und lacht auf grabbisch, aber spitzer, dazu. Verständlich, daß seine Absichten nicht verstanden werden: daß das Publikum lacht, wo es weinen müßte. Um es weinen zu machen, dürfte man nicht an Schwulst und Schmalz und Schwere sparen. Kaiser, der seine Deutschen nicht kennt oder so hochmütig ist, sie nicht kennen zu wollen, trägt mit japanischer Leichtigkeit auf. Nichts lastet. Sein Lieblingswort: Ballungen. Das ist bei uns nun ja nicht gefragt. Die Leute begehren: Walzungen; und daß Kaiser überhaupt auf die Bühne gelangt, verdankt er wahrscheinlich den Zeiträumen der Ermattung, wo ihm die Ballung nicht gelingt. Aber wenn auch für jede einzelne Szene nicht: für die Gesamtheit der sieben Szenen ist sie gelungen. Von Morgens bis Mitternachts durchrast eine Existenz, die man sich beliebig umfassend vorstellen mag, ihren bezeichnendsten Abschnitt, und in diese Spanne sind alle Erregungen gepreßt, die durch das Labyrinth der Brust (einer unpersönlichen), einer Riesenstadt, einer Verfallsaera erst bei Tageslicht und dann unter giftig-grellen Bogenlampen — nicht etwa wandeln, sondern stürmen.

Das war seinerzeit bei Hollaender nicht zu merken. Der Kassierer brach Ostern auf und kam Pfingsten an. Daß er im Lessing-Theater von Morgens bis Mitternachts fertig wurde, verhinderten die gemächlichen Kulissenschieber, trotzdem César Klein ihnen garnicht Kulissen zu schieben, sondern nur vor „expressionistische" Vorhänge „impressionistische" Möbel zu stellen gegeben hatte. Innerhalb einer jeden der sieben Szenen erreichte der Regisseur Barnowsky Schattenfülle, gemessene Atemlosigkeit und eindringliche Verhaltenheit. Er muß nicht so inszenieren, wie Kaiser gedichtet hat: aber er kann. Kann in einem feucht-dumpfen Berliner Zimmer kleine graue Spießer lähmend und wie gelähmt wirken lassen. Kann zur Jagd durch Champagnerfälle, Sechstagerennbahn und Heilsarmeequartier mit dem festen Griff eines sichern Handgelenks ankurbeln. Kann seine Chargenspieler sich gefügig, dem Autor dienlich und einander, je nach Bedarf, verwandtschaftsähnlich oder, zu dramatischem Kontrast, wesensfeindlich machen. Frau Marta Hartmann in ihrer gestaltungskräftigen Schlichtheit erinnert zweimal wohltuend an die Aera Brahm dieses Hauses. Der junge Herr Alexander Granach hat die Zukunft der zeitgemäßen und doch zeitlosen, förmlich auf den Brettern und jedenfalls für sie geborenen Feuerfresser und Gaukler, deren Furor uns und ihnen über die Kargheit ihrer Mittel hinweghelft. Nötig wäre nur noch, daß sein Mund so sprechen lernte, wie seine langen, magern, fliegenden Hände schon können, und daß er Rollen bekäme, angetan, seine Menschlichkeit, die er hoffentlich hat, nicht zu skelettieren, sondern zu mästen und zu steigern.

## Kuttel Daddeldu im Binnenland von J. Ringelnatz

Schlafbrüchige Bürger von Eisenach
tapsten ans Fenster. Denn draußen gabs Krach.
Da sang Jemand, der eine Hängematte
und ein Geigenfutteral auf dem Rücken hatte.
Und ließ auch Töne frei, die man besser
sich aufspart für Sturmfahrten im Auslandsgewässer.

Zehn Jahre zuvor und von Eisenach sehr entfernt
hatte Daddeldu bei Schwedenpunsch, Whisky, Rotwein und Kuchen
in Grönland eine Gräfin Pantowsky kennengelernt,
die hatte gesagt: „Sie müssen mich mal besuchen."
Und zehn Jahre lang merkte sich Kuttel genau:
Eisenach, Burg-Straße 16, dicke, richtig anständige Frau.

Auch studierte bei Eisenach oder Wiesbaden herum
sein Schwager zoologisches Studium:
für den schleppte Kuttel in dem Futteral
seit Bombay ein seltenes Geschenk herum.
Nun, nach dem Untergange der Lotte Bahl,
wollte er Schwager und Gräfin sozusagen
mit zwei Fliegen auf einer Klappe schlagen.

Rief also jetzt die nächtlichen thüringer Leutchen
mit englischen Fragen an. Später mit deutschen.
Aber die Gräfin Pantowsky kannte Keiner.
Und auf ein Mal las Kuttel an Luvseite: ‚Zum Rodensteiner',
und kalkulierend, daß dort was zu trinken sei,
klopfte er. Teils vergeblich und teils entzwei.

Weil weder Wirts- noch Freudenhaus noch Retirade
sich öffneten, sagte Daddeldu: „Schade!"
Fand aber weitersteigend und unverdrossen
das Haus Burg-Straße 16. Leider verschlossen.
Die Tür zum Gräflich Pantowskyschen Zwetschengarten
zersplitterte. Daddeldu hatte beschlossen, zu warten.

Mittags im Pensionat Kurtius
bewarfen die Mädchen nach Unterrichtsschluß
mit Stöpseln und leeren Konservendosen
einen furchtbaren Kerl, der mit buchtigen Hosen
und einem imposanten Revers
zwischen Aesten in Höhe des Hochparterres
in einer Hängematte schlief
und nicht reagierte auf das, was man rief.

Als er doch endlich halbwegs erwachte,
weil von zwei Bäumen einer zur Erde krachte,
spritzten die Mädchen dem Manne Eau de Kolon ins Gesicht.
Aber die Gräfin Pantowsky kannten sie nicht.
Und verwirrt über die Falschheit des Binnenlands,
nannte Kuttel die Vorsteherin „Alte Spinatgans!"
und taumelte schlaftrunken, römische Flüche stammelnd, zu Tal,
mit Hängematte, doch ohne das Dingsfutteral.

Alsbald, von wegen das Taumeln und Stammeln,
begannen sich Kinder um ihn zu sammeln.
Und der Kinder liebende Daddeldu,

nur um die Kinder zu amüsieren,
fing an, noch stärker nach rechts und links auszugieren,
als ob er betrunken wäre. Und brüllte dazu:

„The whole life is vive la merde!"
Und wurde so polizeilich eingesperrt.
An Gräfin Pantowsky glaubte dort Keiner.
Und der unglücklich nüchterne Daddeldu
gab den zerbrochenen Rodensteiner,
gab alles andre Gefragte eilig zu
und drehte — ohne Tabak — in der Nacht
wie ein Logg zwölf Knoten ins hölzerne Lager
oder vielmehr in die Hängematte.
Weil er das schöne Geschenk für den Schwager
in der Mädchenpension vergessen hatte.
Gewiß war das Futteral schon erbrochen,
und das Geschenk war herausgekrochen
und hatte vielleicht schon wer weiß wen gestochen.

Später im D-Zug, unter der Bank hinter lauter ängstlichen Beinen,
fing Daddeldu plötzlich an, zum einzigsten Male zu weinen
(denn später weinte er niemals mehr).
Beide Flaschen Eau de Kolon waren leer.

# Rundschau

## Die Bank der Spötter

In einem Augenblick, da der Materialismus sich täglich in der Realität von Maschinengewehren und sozialen Katastrophen zu bestätigen scheint, von der Bedeutung, ja Staatsgefährlichkeit transzendenter Ideen zu reden, ist entweder Ueberhebung oder Ueberlegenheit. Der alte Anciennitätsstreit zwischen Huhn und Ei oder Masse und Individuum wird wieder einmal mit aller Pathetik ausgeknobelt. Und einem ernsten Volke spöttisch zu kommen, wenn es mit dem Heiligsprechen beschäftigt ist, kann einen mehr als einen Kopf kosten. Zwar ist nach Nietzsches Rezept der Mangel an Bouffonnerie die stärkste Widerlegung des Christentums, aber Panizza mußte dies Experiment im Gefängnis büßen. Und grade auf der Verallgemeinerung dieser Erkenntnis basiert das Wesen der Groteske. Nicht epigonenhaft, vielmehr durch die Intensität des Grotesken bietet Mynonas ‚Bank der Spötter' (erschienen bei Kurt Wolff in München) eine Parallelerscheinung zu dem Werke Panizzas. Hier ist die „so stürmisch begehrte" Zeitsatire, weil die Grundbedingung erfüllt wird: die Relativierung jedes Wertsetzens überhaupt. Das Allzumenschliche wird nicht tragisch genommen, nur die Dummheit wirkt noch dämonisch. Die auf der Bank der Spötter sitzen, steigern sich vom bloßen Erzählen der Grotesken dazu, sie praktisch zu leben, nach peinlicher Einstudierung auf einer Versuchsbühne. Sie bekämpfen die Dogmen nicht, sondern identifizieren sich mit ihnen bis zum Widersinn; denn den gröbsten Unfug treibt man bekanntlich erst, wenn man den Ritus beherrscht. Die Etappen auf diesem Wege bilden die einzelnen Grotesken, die in allen Spielarten zu finden sind: eine blutige Geistergeschichte (Die Nachbarn Ezechiel) und eine pietätlose (Die Wiederauferstehung aus Zerstreutheit), eine

moderne Swiftiade („Garnichts” von der Stadt, die ein Mensch zu sein scheint), Erotika (Züchtige Kokotte und Sautomat) und Kriminelles (Die blutige Y.). Die hemmungslose Entscheidung ermöglicht aber der Eintritt Abnossah Pschorrs, eines Magiers frivolster Heiligkeit. War es die Ueberlegenheit der Spötter, aus ihrem Leben Schein zu machen, so macht er aus der Scheinbarkeit das Leben. Die Sinnenwelt ist nichts als die von einem unerkennbaren Außen her ausgelöste Projektion des Gehirns, der Körper also der Kern seiner Sinnenwelt, mit der er durch seine kosmischen Ausstrahlungen materiell zusammenhängt. Der Grad der Wirklichkeit, ob man nun Sinnliches reflektiert oder halluziniert, wird dadurch abhängig vom persönlichen Willen, soweit er nämlich die Gesetze der Sinnenwelt zu handhaben weiß. Am besten verdeutlicht: so führt, zum Beispiel, Mynona jede Idee nach einem so exakt arbeitenden System ad absurdum, daß ein Sichfestlegen von vorn herein undenkbar wird, und verblüfft im Entwirren grotesker Fälle durch seinen zynischen Detektivblick. Vorurteile, politische oder ethische oder religiöse, revolutionieren also die Spötter mühelos ohne pathetische Transpiration. Und der exakten Wissenschaft, die vor dem „elektromagnetischen Buckel” (Pschorrschen Patents) seekrank wird, gehen die schönsten Theorien bis zur Kahlköpfigkeit aus, als sie nicht nur „Spandau in der Hutmacherleiche”, sondern die ganze Welt und sich selbst darin entdeckt. Die Spötter aber vollziehen als letzte Konsequenz aller Differenziertheit ihre Wandlung zur schöpferischen Indifferenz, gegen die sich alle sonst so beliebten bloß wie dogmatischer Hemdenwechsel ausnehmen. Positiv ist zu sagen, daß dieses Buch nicht nur wichtig ist, wichtiger als die Gebrauchsanweisungen, eine zweifelhafte Geistigkeit in den Stand der Macht zu setzen, sondern rein belletristisch gewertet: spannendste Romanform in einem aphoristisch vibrierenden Stil, der sich fortwährend in Witzworten und Sarkasmen entlädt. Mynona persifliert das geistige Europa weder bejahend noch verneinend und keineswegs weltverbessernd, er kultiviert im Gegenteil den Humus, aus dem sich Narrheiten und Heuchelei zu wahrhaft exotischer Pracht entfalten. Dies grade gibt ihm den allgemein-polemischen Wert, soweit man nämlich nicht den parteipolitischen Nutzen einkalkuliert.

Walter Mehring

## Der Mord an der Südländerin

Die deutsche Justiz hält die Stirn gerunzelt: Kommunisten sitzen auf der Anklagebank. Todesurteile sind zahlreich wie die Siege von 1917, und Zuchthausjahre häufen sich zu tausenden, wie die Milliarden aus London und Paris, die Michaelis und Hertling uns versprochen haben. . Doch auch die Milde ist der deutschen Justiz nicht fremd, und es wäre unrecht, zu behaupten, daß allein die politischen Freunde Wilhelms sie genießen dürfen. Nein. Man braucht nur Großkaufmann zu sein, Schmidt zu heißen und eine Südländerin ermordet zu haben, um deutschen Geschworenen unschuldiger zu erscheinen als ein Kind, das die ‚Rote Fahne’ verkauft.

In der Ehe, die der brandenburgische Großkaufmann Otto Schmidt mit einer Römerin geschlossen hatte, gab es Unstimmigkeiten. „Die temperamentvolle Südländerin”, so lautet der Zeitungsbericht, „nahm große Frei-

heiten für sich in Anspruch.” Kurz: nach einem Ball, wo die Frau „in exzentrischer Manier eine Tarantella getanzt und sich von fremden Herren hat küssen lassen”, wird sie von Herrn Schmidt erschossen. Dieser gesteht bald nach der Tat den Mord ein; vor Gericht aber erzählt er, die Frau habe einen Revolver geholt und ihn gebeten, sie totzuschießen. Darauf sei ein Ringen entstanden, und der Revolver — mit tödlichem Ausgang — losgegangen . . . Die Geschworenen, deren Kollegen auch den Oberleunant Hiller freigesprochen haben, glaubten Herrn Schmidt aufs Wort und sprachen ihn frei. Der Staatsanwalt legte keine Berufung ein.

Die Begründung dieses Freispruchs, der, da ein Affektmord geschehen ist, an sich vielleicht gerecht wäre, müßte, als in Potsdam gefällt, eigentlich lauten: Der Mörder war ein Germane (blond) — das Opfer eine Welsche (brünett); er ein angesehener Großkaufmann von bestem Leumund in Brandenburg, dessen Sexualität sich innerhalb der Grenzen des Anstands bewegt — sie eine temperamentvolle Südländerin (= falsch, kokett und gemütlos) . . . „A Hur wars”, heißt das wienerische, von Karl Kraus verewigte Wort.

Nun, in einem Lande und zu einer Zeit, wo Justitia, bevor sie das Urteil spricht, danach zu fragen pflegt, wer dem Delinquenten sympathischer sei: Helfferich oder Lenin — in diesen fragwürdigen Regionen ist jeder Freispruch gerechter als jede Verurteilung. Dieser Freispruch aber könnte zur Folge haben, daß in Deutschland, der Brauch aufkommt, die — einem On-dit zufolge hierzulande sehr verbreiteten — sexuellen Mängel durch Mordtaten zu korrigieren. Was aber wiederum durchaus konsequent wäre,weil es hierzulande manche Frau geben soll, die nur dekorierten Mördern den Einlaß ins Reich ihrer Träume gewährt.

Franz Schulz

## Berliner Lokalanzeiger

Wir sind bekanntlich noch immer viel zu beliebt auf der Welt. Diesem Uebelstand abzuhelfen, ist zweifellos keine Institution des sozusagen geistigen Lebens der Deutschen Republik berufener als der Berliner Lokalanzeiger. Mit Feuereifer nimmt er sich denn auch der Aufgabe an, durch entsprechende ‚Kulturbilder’ die letzten schwachen Fünkchen früherer Sympathie oder die ebenso schwachen neuen, die in irgendeinem Weltwinkel für Deutschland glimmen, auszutreten. Sein Hauptaugenmerk richtet er dabei auf das schöne Land Italien. Das steht sowieso in dem Geruche, politisch nicht ganz uninteressiert an uns zu sein. Daher beginnt in diesem Lande eine Stimmung wiederaufzuleben, die durch noch größere und lautere Horden der gleichzeitig wieder südlich der Alpen auftauchenden Rucksäcke und Wadenstrümpfe nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen wäre,wenn sich in den Rucksäcken keine Füllfederhalter und über den Wadenstrümpfen nicht die Köpfe „früherer Offiziere” befänden, um Bismarcks verächtliches Wort über den Journalismus der verpfuschten Existenzen wahr zu machen.

Daß einem das ebenso leicht- wie schwachsinnige Zeug, das diese Faute-de-mieux-Joumaille zusammenschreibt, auf die Nerven fällt, dazu braucht man keineswegs Bürgermeister von Capri oder Redakteur der ‚Idea Nazionale’ zu sein. Jeder anständige Mensch deutscher Abkunft, der in Italien ansässig ist, muß nicht nur den Kopf vor so viel Torheit, sondern den ganzen Körper schütteln ob der Geschmacksverlassenheit, wenn er Dinge liest wie diese:

„Im Laufe eines Jahrhunderts wurde Capri deutscher, als Malta je englisch werden kann. Mit dem Krieg ist die Insel für Deutschland verloren gegangen. Aus der Via Hohenzollern wurde eine Via Umberto, aus der Via Krupp eine Via Augusto. . . Das große Schild „Willkommen den Deutschen” ist verdeckt worden, die Bilder des Deutschen Kaiserpaares sind verschwunden. . . Der Deutsche findet nur fremde Namen, fremde Gesichter.”

Nämlich italienische, fügt der

Einsender an das römische Nationalistenblatt, das Oberhaupt der „deutschen Sireneninsel", mit bitterer Ironie hinzu. Und man kann es ihm nicht verdenken, wenn er mit noch beißenderm Hohn bemerkt:

„So spricht der Lokalanzeiger von der Insel Capri, die in der Provinz Neapel, welche ihrerseits wieder im Königreich Italien liegt. Er könnte dergleichen immerhin von Kiautschau, von einer Insel des Bismarckarchipels oder auch von Pleß und Rybnik sagen. . ."

Aber Mitarbeiter und Leser des Lokalanzeigers tun gekränkt und wundern sich, wenn sich Italiener dafür aussprechen, Pleß und Rybnik von Deutschland loszutrennen, Oberschlesien aufzuteilen, obschon das gegen das klare Interesse Italiens ist. Wundern sich und entrüsten sich, wie sie sich gewundert und entrüstet haben, als sie mit einem Mal merkten, daß wir trotz all unsrer Friedlichkeit und Tüchtigkeit, trotz Kaiserbesuchen und geschenkten Denkmälern, Professorenaustauschen und Pressefahrten die bestgehaßte Nation auf Gottes weitem Erdboden waren.
Und sind.

Meridionalis

## Frühling in München

München hatte seinen Orgesch-Fasching, und nun tobt auch der falsche Frühling Jungdeutschlands in der unglücklichen Stadt. Die bessern Götter fliehen davon. Dafür ist alles da aus dem Reiche, was die Hoffnung auf Fettlebe und gutes Geschäft für Patriotismus und Tradition ausgibt. Tannengrün, markige Worte, spontane Kundgebungen, kochende Volksseele, flammende Proteste und jeden Sonntag Vormittag für die kleinen Leute am Odeonsplatz „Schwarze Schmach" (wegen großen Erfolges verlängert) lachen in den weißblauen Himmel hinein. An den arglosen Mauern der Stadt die Ankündigungen der Volksbeglücker: „Lettow-Vorbeck als Erzieher", und „Kann die Edda die Bibel des deutschen Volkes werden?", und „Deutsche Frauen und ihre Wagenburgen" und die bösen Juden. Dazu der Chef des Pressedienstes der Regierung Wrangel über die Nichtschuld Deutschlands am Weltkriege. (Ist es nicht schuldig — warum schreit es dann so?) Alles, was anderswo ohne ein Wort der Kritik durch das Schwergewicht der eignen Dummheit in Lächerlichkeit versinken mußte, darf hier sich verkünden und aufblähen, fern den Augen Europas. Sie sind Alle da in der wiedererstandenen Pracht ihrer Rede, ihres aufgeplusterten Gebarens und ihrer von Moderduft umwobenen Uniformen, obwohl hier eigentlich die Polizei wegen des Ernstes der Zeit auffälligen Putz verboten hat.

Und wir armen Kinder der Berge, fern den Teufeleien dieser Welt, nehmen widerliche Auftritte und vorlautes Wesen für kerndeutsche Kraft und völksche Art, nehmen Einglas mit Cutaway, Zigarrentaschen aus Lederersatz mit fünfzackiger Krone für die vornehme Welt. Auch ihre Frauen blühen hier. Für sie ist nicht vornehm, die letzten Auswüchse der Mode zu tragen. Womit die Réjane sich ihre Maienzeit schmückte, das erscheint ihnen als verworfene Modetollheit. Jetzt sind sie grade bei der um die Taille gewundenen Uhrkette angelangt. Das Reich der Himmel ist nicht ihr Haus. Die allgemeine Lust und Lebensfreude wird verschönt durch den Ausfall der Tiroler Volksabstimmung (wobei ich nicht glaube, daß Tirol im Rate der Völker eine besonders gewichtige Stimme hat). Welch Geschrei würde sich in München erheben, wenn Einer vorschlüge, Bayern solle sich an Deutschland anschließen! Denn es gibt immer noch solche Volksverräter hier. Ueberall unter blühenden Kastanien „völkisches Treiben" mittlerer Regie. Und jetzt sage ich nur noch: Das Sommer-Semester hat auch schon begonnen. O Land der fremdländisch lächelnden Kurprinzessinnen, der kurfürstlichen Beylager und Hirschjagden, der Jagdschlösser und Barock-Klöster, einst angefüllt von in sich gegangenen Wittelsbacher-Maitressen — was ist mit dir geschehen?

Ludwig v. Mann-Tiechler

# Antworten

**Kriegsteilnehmer.** Wahr ist, daß Deutschland von seinen führenden Politikern, also den Militärs, erst in die Niederlage hineingezerrt und dann schließlich verlassen worden ist. Die lächerlichen Erinnerungen abgetakelter Offiziere können daran nichts ändern. All das Volk, das hinten Befehle ausgab, während vorne gestorben wurde, schreibt sich heute die Finger wund über belanglose militärische Details, die kein Mensch mehr wissen will. Gelernte Totschläger, unbrauchbar zu jeder menschenwürdigen Tätigkeit, sind nicht dazu berufen, eine Nation zu erziehen, die sie zugrunde gerichtet haben. Der Chauffeur, der den Wagen in den Dreck gefahren hat und ohne Strafe davongekommen ist, sollte zum mindesten schweigen. Bei uns redet er nicht nur, sondern findet auch immer neue Fuhren.

**Budapester.** Die widerlichste Klebrigkeit, die ich jemals auf einer Bühne gesehen habe, war ‚Casanovas Sohn'. Der Autor, Ihr Landsmann Rudolf Lothar, erlebt das unverdiente Glück, daß ein Franzose als sein Partner bezeichnet wird. Statt dazu dankbar zu schweigen, erklärt er: „An dieser geheimnisvollen Enthüllung ist kein Wort wahr. ‚Casanovas Sohn' ist ganz und gar mein geistiges Eigentum. Ich hatte keinen Mitarbeiter, und auch der Stoff beruht völlig auf meiner eignen Erfindung." Trotzdem die Aeußerungen dieses Schriftstellers gewöhnlich auf seiner eignen Erfindung beruhen: hier hat er einmal bestimmt nicht gelogen. Gott strafe Frankreich! Aber einen Pariser, der an dieser plumpsten und rohsten aller Theaterferkeleien irgend einen Anteil hätte, kann es nicht geben.

**Hinterwäldler.** Deutsch sein heißt: objektiv sein. Alldeutsch sein müßte danach heißen: noch objektiver sein. Der alldeutschen Presse genügt das nicht: sie ist am objektivsten. Der deutschnationale Reichspräsident hatte für die Kommunisten Sondergerichte eingesetzt. Als sogar ihm vor diesem Heldenstück zu grauen begann, verfügte er, daß „die Sondergerichte die Vollstreckung gerichtlich festgesetzter Freiheitsstrafen von nicht mehr als sechs Monaten" — in andrer, glaubhafterer Lesart: „von mehr als sechs Monaten" — „nach Ablauf einer Bewährungsfrist erlassen" können. Die alldeutsche Presse rast. Gleichzeitig wird bekannt gemacht, daß Traugott v. Jagow, Minister der Aera Kapp, nicht länger steckbrieflich zu belästigen sei. Die alldeutsche Presse jubelt. Und fordert, daß man auch Kapp und seinen Lüttwitz, die Deutschland schwerer geschädigt haben als alle Kommunisten zusammen, schnellstens außer Verfolgung setzte. Das wird der gehorsame Ebert sich schwerlich zweimal sagen lassen.

**Thüringer.** Dein Finanzministerium — Sitz: Weimar —, eifrig bestrebt, das kranke Ländle gesund zu kurieren, hat endlich einmal das richtige Rezept erwischt. „Im Finanzinteresse erscheint es dringend erwünscht, daß nicht nur die Gendarmeriekommissare, sondern alle Staatsbeamten der Besoldungsgruppen 6 - 8 bei Dienstreisen mit der Eisenbahn nicht die ihnen zustehende Zweite Wagenklasse, sondern die Dritte Klasse benutzen. Die Gebietsregierungen werden ersucht, in diesem Sinne auf die in Frage kommenden Beamten einzuwirken." Wenn das nicht hilft, hilft garnichts mehr.

**Arno Voigt.** „Leider werden einem nicht alle Wünsche erfüllt", habe ich voriges Mal geseufzt. Wir beide wollten uns nicht mehr mit den Kriegsberichterstattern befassen. Aber das paßt denen nun auch wieder nicht. Das oder sonstwas ist „eine abermalige schwere Beleidigung". Und so ergeht in der Deutschen Tageszeitung ein feierlicher Erlaß: man werde „sofort" mich gerichtlich, „demnächst" Sie publizistisch zur Rechenschaft ziehen. Na denn man tau!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958

XVII. Jahrgang 12. Mai 1921 Nummer 19

## Die Kettenbrecher von Karl Rothammer

Der landläufige Vorwurf, eine politische Partei verfolge ihre Interessen selbst auf Kosten der Interessen des Landes, gehört zu den Banalitäten der Moralität, mit denen politische Schwächlinge ihren Mangel an Einsicht und Entschlossenheit bemänteln. Die beste Parteipolitik ist zugleich das Beste, was dem Lande geschehen kann. Dabei muß allerdings vorausgesetzt werden, daß die Partei richtig erkennt, welche Bedeutung sie im Spiel des Ganzen hat, und welches ihre besondere Aufgabe ist.

Die Deutsche Volkspartei, zum Beispiel, war dazu bestimmt, sich zu verbrauchen. Um diese ihre Aufgabe zu erfüllen, mußte sie sich zur Herrschaft drängen. Sie mußte sich dazu empfehlen, die Ketten, unter denen Deutschland schmachtet, sowohl die, an denen Herr Briand schmiedet, wie die roten des Sozialismus, zu brechen. Sie engagierte sich, um entlassen zu werden. In dem Augenblick, da der Typus Stresemann als Reichskanzler nicht unter Gelächter, sondern ernsthaft genannt wird, liegt die Deutsche Volkspartei auf dem Totenlager. Sie wird sterben, damit die Deutschnationalen gedeihen können. Und damit so der Parteien Wirrwarr, unter dem Deutschland leidet, der eine haltbare Regierungsbildung kaum zuläßt und jede Regierung vom ersten Tage ihres Bestehens an gefährdet, endgültig überwunden wird. Wenn auch das Zentrum dem Zweiparteien-System noch für lange Zeit als ein verhängnisreicher Block im Wege liegen wird: die zwei Parteien, die der Machtfasler, der Gewaltrenommisten, der Revanchebrüder, der verkappten Militaristen und visierlosen Monarchisten, kurz: der Reaktion, und die Partei der Andern, der Verständigungsfreudigen, der Verhandelnden, Derer, die Demokratie und Sozialismus wollen — diese beiden Parteien müssen, wenn Deutschland seine Vergangenheit besiegen und in eine hoffnungsvolle Zukunft hineinkommen will, herausgearbeitet werden.

In all dem Unheil, das wir gegenwärtig durchleben, ist solche Reinigung das einzig Erfreuliche. Es zeigen sich die Kunstgebilde, die zu zerreißen sind; es zeigen sich die Grundpfeiler, gewachsen aus der Wirtschaftsstruktur, Ergebnis des Geschichtsprozesses, fähig, der kommenden Entwicklung Rückgrat zu sein. Die Deutschnationalen werden, gedüngt durch Das, was heute geschieht und morgen geschehen wird, zusehends wachsen. Die Sozialdemokratie wird nicht nur die verlorenen Teile der Arbeiterschaft neu um sich sammeln: sie wird auch vom Bürgertum — soweit es nämlich an der rigorosen Auswirkung des Kapitalismus nicht interessiert ist — erheblichen Zuwachs erhalten. So werden sich die Gruppen runden. Die politische Arbeit wird an überflüssiger Reibungsfläche einbüßen. Sowohl die innern wie die äußern Aufgaben der Politik werden sich in klarern, nicht, wie jetzt, zickzackmäßig gebrochenen Linien zeichnen. Bei den Etatsdebatten wird man nicht mehr Nuancen und Sektierergeschwätz, sondern das Wesentliche zu hören bekommen.

Warum ist das Kabinett Fehrenbach eigentlich zurückgetreten? Es gibt dafür nur eine Erklärung: es sollte der Zusammenbruch dieser Politik, der allerdings Keinem verborgen geblieben war, auf offenem Markt demonstriert werden. Hier war wirklich von einem Zusammenbruch der Nerven und zugleich des Verstandes, von einem Zusammenbruch zugleich des bisher Geschehenen und alles dessen, was noch geschehen wäre, zu sprechen. Die Deutsche Volkspartei wird von solchen Schlägen nicht mehr aufstehen. Das an den Präsidenten Harding gesandte Telegramm, jene bedingungslose Auslieferung Deutschlands an den Willen des Amerikaners, hat der Deutschen Volkspartei das Genick gebrochen. Helfferich und Konsorten werden dies Telegramm in allen künftigen Wahlreden aufbrennen lassen. An dergleichen stirbt man, wenn man sich zuvor wichtig getan hat, als sei man berufen, Bismarcks Nachfolge zu fordern. Wer wollte denn eine starke Auslandspolitik treiben? Wer wollte Versailles vergessen machen? Wer wollte reparieren, was der versagende U-Boot-Krieg und der hilferufende Ludendorff verpatzt hatten? War das nicht Herr Stresemann? Und nun hat er, der doch immer ein Gegner des Scheidemann-Friedens gewesen ist, und der niemals Herrn Wilson irgendwie getraut hat, und der doch ohne Belgien und Kurland nicht glaubte leben zu können — nun hat er dem Telegramm; an Harding zugestimmt, und nun läßt er sich gar zum Reichskanzler vorschlagen oder gar machen! Stresemann, der Eroberer, als Reichskanzler der Vasallen, der Tributzahler, der Ententeknechte! Wenn solch Sturz nicht ewigen Tod bedeutet, dann werden berliner Lausejungen künftig nicht mehr auf dem Kreuzberg, sondern auf dem Montblanc rodeln.

Warum ist das Kabinett Fehrenbach eigentlich zurückgetreten? An eine Umgruppierung der Parteien war nicht zu denken. Nicht einmal die Deutschnationalen, deren Zeitungen selbstverständlich nach dem bekannten starken Mann riefen, hatten Ehrgeiz, und selbst, wenn sie Ehrgeiz gehabt hätten, würden sie anders gehandelt haben, als die Couloir-Parole lautete: Auch Westarp unterschreibt!? Und Stresemann entwaffnet. Stresemann bestraft Kriegsverbrecher. Stresemann macht Alles. Stresemann wird Reichskanzler in dem Augenblick, da die Entente unerbittliche Quittung auf Versailles ausstellt. Glorreicher Niederbruch deutscher Kriegspolitik. Unvergeßliche Ironie, unvergleichliche Parodie auf dem Welttheater. Und selbst, wenn Herr Stresemann nicht Reichskanzler werden sollte oder geworden ist, so bleibt doch Alles richtig, was hier steht, und richtig bleibt auch, daß Niemand Reichskanzler werden konnte, dessen Berufung auch nur halbwegs den Rücktritt des Kabinetts Fehrenbach zu rechtfertigen vermöchte. Jetzt erst ist der Bankerott aller Derer offenkundig, die keine Verständigung wollten, sie nur bestenfalls, schlimmstenfalls in Etappen duldeten, die, selbst im eignen Blut ersaufend, noch glaubten, fremdes Land fassen zu können. Grauenvoller hat niemals eine Partei recht behalten als die Partei dieser Kriegsfreunde, der Friedenssaboteure, der heimlichen und offenen Kappisten, Und dennoch: grade weil diese Herrschaften so rücksichtslos ihre eignen Interessen, ihre Parteiinteressen ver-

folgten, förderten sie die Politik, die allein für Deutschland Gesundung bedeuten kann — die Politik zur Wahrheit.

Die Wahrheit, an der wir nun auf lange hinaus werden zu fressen haben, ist bitter. Es ist aber richtig, daß die Sozialdemokratie keinen Finger rührt, in solche Bitterkeit irgendwelche Süße zu mischen. Sie sieht zu. Man hat auf sie im Krieg nicht gehört, man hat ihre Führung während der ersten Friedensjahre getadelt. Die Kettenbrecher wollten dem deutschen Volk neue Freiheit bringen. Nun hat die Sozialdemokratie alle Ursache, zuzusehen, wie eben diese Kettenbrecher dem deutschen Volk unvermeidliche Ketten anlegen. Der Typ Stresemann schließt das Kettenschloß zu. Und dann wird das deutsche Volk zu befragen sein, ob es nach solchem Abschluß nicht bessern Rat weiß als den der letzten verirrten Reichstagswahlen. Das deutsche Volk wird die Antwort geben, eine Antwort, die aber nicht nur dem Reich, sondern auch dem preußischen Staat neue Wege weisen muß. Auf blamierte Kettenbrecher gestützt, kann selbst Herr Stegerwald schwerlich ein langes Leben fristen.

*

Sonntag abend stand noch nicht fest, ob der Typ Stresemann den Mut zum Selbstmord aufbringen wird. Er wird müssen. Wer an Harding Unterwerfung telegraphiert hat, kann, wenn er sich nicht als Klopffechter etablieren will, die Unterschrift des Ultimatums nicht verweigern. Nebenbei: die Brücke Stinnes-Loucheur ist vielleicht tragfähiger, als für das Proletariat der europäischen Länder gut sein könnte. Der französische Kapitalismus wird so vorsichtig sein, sich durch die erzwungene Produktivität der deutschen Industrie nicht vernichten zu lassen. Auch England weiß, daß eine deutsche Ausfuhr in der Höhe, die für die Zahlung der deutschen Raten Voraussetzung wäre,erhebliche Gefahren mit sich bringen muß. Die Internationale des Kapitalismus wird durch das Chaos des politischen Narrentums und des Chauvinismus aller Couleuren ihren Profitweg schon zu finden wissen. Darum eben: Die deutsche Rechtspartei unterschreibt, was die von ihr gezüchteten Kräfte der Entente dem deutschen Volke diktieren. Die deutsche Linkspartei wird die Unterschrift so exekutieren, daß nicht der Typ Stresemann nach seinem Selbstmord Auferstehung und Dividende feiert.

## Abschied von Simons von Tyrus

De mortuo nil nisi bene? Handelte man nach diesem bequemen Rezept, so brauchte man überhaupt nichts zu sagen. Denn Alles, was das Kabinett Simons — von einem Kabinett Fehrenbach wird man kaum jemals sprechen können; der alte Herr war ja nur der Klebstoff, mit dem das von Simons geführte und verführte Kabinett zusammengehalten wurde — also Alles, was dieses Kabinett getan oder versucht hat, war unheilvoll, so vollkommen in seiner Fülle des Unheils, wie man es selten erlebt hat.

Dabei hatte Simons seine Ministerlaufbahn mit einem sehr großen Kapital an Vertrauen begonnen, das ihm vorschußweise zur Verfügung gesteilt wurde, und zwar, wie es bei Privatunternehmungen täglich der

Fall ist, auf Grund von Versprechungen, die nachher nicht gehalten wurden. Das ist überhaupt die Signatur der ganzen Simonsiade, dieser peinlichen und höchst kostspieligen Episode in der Entwicklung der deutschen Nachkriegspolitik: Viel Geschrei und wenig Wolle! Simons eröffnete seine Tätigkeit damit, daß er bei einem Empfang von Pressevertretern seiner tiefen Verachtung für die lügenhafte Pressepolitik Ausdruck gab, mit der während des Krieges von militärischen und zivilen Behörden das deutsche Volk getäuscht und in die politische Sackgasse bugsiert worden sei. Er verhieß feierlich, daß unter seiner Amtsführung die Ehrlichkeit wieder den ihr gebührenden Platz finden solle. Was geschah? Unter Simons wurde der amtliche Presseapparat so rücksichts- und gewissenlos mißbraucht wie kaum je zuvor, vielleicht die ärgste Kriegszeit ausgenommen. Simons allerdings verstand es, die Vorwürfe dafür von sich ab und auf seine Mitarbeiter zu lenken, denn als er einmal auf seiner berühmten süddeutschen „Propagandareise für die geschlossene Front" eine Anzahl Pressevertreter empfing, antwortete er auf ihre Klagen über mangelhafte Informationen kalten Blutes: die Herren hätten ganz recht; der amtliche Presseapparat sei nicht in der richtigen Verfassung; das wisse er auch längst; aber er, Simons, werde nach dem Rechten sehen und einmal gründlich ausräumen. Dabei hatte grade Simons diesen Stall eben eingeräumt, wenigstens soweit Leitung und Methoden in Frage kommen. Und Simons hätte kaum irgendeinen andern Presseapparat vertragen als diesen, der so lückenlos mit eifrigen, gehorsamen und dienstwilligen Beamten besetzt ist. Wer nämlich nicht dienstwillig war, sondern eigne Ideen hatte, der konnte neben Simons nicht bestehen. Was man auch über Schüler sagen mag, der jetzt plötzlich aus der Versenkung aufgetaucht ist: er hatte Ideen, ging mit Energie an seine Aufgabe heran und hat neben vielen Fehlern, die er besonders in der Personalpolitik gemacht hat, doch manches Gute geschaffen; aber er erkühnte sich, eine eigne Meinung zu haben, und prompt ließ ihn Simons fallen. Er ließ ihn fallen in einer Form, die sehr häßlich wirkte, und die Schüler so degoutierte, daß er stehenden Fußes das Amt verließ.

Im Kabinett selbst wurde nicht viel anders verfahren. Der gute alte Liedervater machte ja niemals Schwierigkeiten. Er nahm es selbst hin, als Simons, der sich für sein mannhaft entschlossenes Verhalten, das heißt: für sein unfruchtbares Nein von der berliner Bevölkerung wie eine Operettendiva hatte empfangen und bejubeln lassen, in dem berühmten Sauerwein-Interview auf der schweizer Reise erklärte: er wäre in London schon gerne weitergegangen, aber er hätte seine Instruktionen gehabt. Die Instruktionen hatten nämlich darin bestanden, daß ihm völlige Handlungsfreiheit zugestanden worden war. Als dann selbst Simons die Unergiebigkeit seiner Politik aufzudämmern begann und neue Vorschläge diskutiert wurden, drängten zwei Zentrumsminister: Wirth und Giesberts ihn weiter auf den Verhandlungsweg. Das war ihm unbequem. Er antwortete mit einer Beschwerde über die Haltung der ‚Germania' und drohte sogar mit einem Hochverratsprozeß wegen Indiskretionen, um nach vierundzwanzig Stunden die Beschuldigungen und Drohungen wieder zurückzunehmen. Ein Mann, ein Wort. Ein Talent und ein Charakter.

Leider kann man nicht sagen, daß Simons bald wieder vergessen sein wird. Wir werden vielmehr Ursache haben, noch lange an ihn zu

denken, denn seine Politik wird Deutschland hübsche Kosten verursachen, und deshalb wird man sich vielleicht später noch öfter mit ihm beschäftigen, wird man ihm am Ende sogar einen Platz in der Geschichte anweisen, wenn auch nicht grade einen Ehrenplatz. Wie man dazu kam, ihn bei Beginn seiner Ministerlaufbahn so maßlos zu überschätzen, ist schwer zu erklären. Er war nicht einmal ein Blender, eine bestechende Persönlichkeit. Seine Reden waren langweilig; was man nicht nur im Reichstag gemerkt hat, sondern auch auf der Londoner Konferenz, als seine Zuhörer ihn nicht verstanden. Möglicherweise ist er nur deshalb so ungebührlich lange Minister gewesen, weil seine Kollegen sich durch den visionären Zug in seinem Wesen täuschen ließen. Er hatte immer etwas von einem Schlafwandler, und wenn Mißerfolge zu deutlich wurden und lästige Frager sich meldeten, so kam die Antwort: „Ja, die Nerven wollen nicht mehr. Ich habe wochenlang Tag und Nacht gearbeitet".

Und das grade war das Malheur. Simons hat in der Tat gearbeitet, denn er war Beamter, er war Jurist, und was eben am schlimmsten ist: juristischer Beamter. Ein Politiker aber, vor allem ein Staatsmann, soll kein Beamter sein, soll nicht Akten kratzen, Eingänge erledigen, sondern soll sich Geist und Nerven frisch und frei halten für die Entscheidungen, diese aber mit Kraft und Sicherheit treffen. Das verstand Simons nicht, wie er ja auch gar kein Psychologe war, sich um das Ausland nicht kümmerte, sondern nur nach der innern Front schaute, nach der öffentlichen Meinung in Deutschland, die ihm sein Amt nehmen oder erhalten konnte. Auf diese Einheitsfront, auf die von ihm selbst und seinem amtlichen Presseapparat geschaffene öffentliche Meinung in der Heimat stützte er sich. Sie trägt die Schuld daran, daß Simons nicht schon früher ging, daß man erst das Ultimatum abwartete, weil man keine Worte fand. Dieses Keine-Worte-Finden ist der Schlüssel zu dem ganzen Débâcle. Alles, was vorbereitet werden konnte, was auf Paragraphen beruhte und auf Zahlen, konnte Simons mit langen Reden immer wunderschön hersagen. Aber zur rechten Zeit das rechte Wort zu finden: diese Gabe war ihm versagt. Auf diesen Mangel ist der schreckliche große „Erfolg" zurückzuführen, an dem wir kranken, und der uns noch lange in den Knochen liegen wird: der Mißerfolg in London.

Zwei Jahre früher hat ein deutscher Diplomat in Versailles einen ähnlichen Erfolg errungen, weil er auf seinem Stuhl sitzen blieb und deutsch sprach — was den Alldeutschen damals ebenso gut gefiel wie kürzlich das Nein von Simons in London. Die Ursachen waren aber die gleichen: er blieb sitzen, weil er vor Nervosität nicht stehen konnte, und er sprach deutsch, weil er diese Sprache, was vielleicht gar nicht unnatürlich ist, besser beherrschte als die französische. Der Führer unsrer Delegation in London war zwar nicht so nervös wie sein Vorfahr im Amt. Es war ihm egal, ob er stand oder saß. Aber auch ihm fehlte die Gewandtheit in der Debatte, die Gabe der raschen Erfassung jeder Situation. So ließ er ungesagt, was der Gegner mit Ungeduld erwartete, und was für Deutschland die furchtbaren Folgen einer wahnwitzigen Politik abgeschwächt hätte. Jetzt ist keine pathetische Uebertreibung, zu sagen, daß das Verhängnis grauenvoller, als je zu befürchten war, über uns hereinbricht. Das ist die Bilanz der Aera Simons.

# Napoleon von Egon Friedell

I.

„Finde in einem Lande den fähigsten Mann, den es gibt," sagt Carlyle, „setze ihn an die erste Stelle und schenke ihm Gehorsam und Verehrung, und du hast in diesem Lande die ideale Regierung." Ein ebenso vortreffliches wie einfaches Rezept — aber, wie fast alle guten und einfachen Rezepte, höchst selten befolgt! Zweifellos wäre es das Natürlichste, wenn allemal der Beste an der Spitze stünde, der Klügste und Weiseste, der Stärkste und Gewappnetste, das Auge, das am weitesten vorwärts und zurück zu blicken vermag, der leuchtende Focus, in dem sich alle Strahlen der Welt versammeln: wenn, mit einem Wort, das Hirn Befehle gäbe, wie wir das bei jedem simpelsten menschlichen Individuum sehen können! Aber dieser höchst natürliche Fall ist vielleicht ein halbes Dutzend Mal in den uns genauer bekannten Abschnitten der Menschheitsgeschichte in die Erscheinung getreten. Ein halbes Dutzend Mal in drei Jahrtausenden! War einer dieser wenigen Fälle Napoleon?

Den höchsten Gipfel erreichte die Glorifizierung Napoleons bei den Polen, die freilich allen Grund hatten, ihm als ihrem Befreier und Wiederhersteller ganz besonders dankbar zu sein. (Sooft nämlich Einer Europa in Unruhe versetzt, protegiert er die Polen.) Für diese also ist Napoleon der Uebernatürliche, der Rätselhafte, an dessen Verständnis kein Verstand heranreicht. Krasinski erblickt in ihm eine Art Messias, dessen Sendung die Befreiung der Völker gewesen sei — mit dieser Phrase arbeitet bekanntlich jeder Imperialismus —, und für Mickiewicz wird Sankt Helena sogar zu einem Golgatha. Man braucht durchaus nicht auf dem streng dogmatischen Standpunkt zu stehen, um in dieser Auffassung eine der schwersten Blasphemien zu erblicken; und dennoch: wenn wir es recht betrachten, so werden wir auch etwas Wahres daran finden, denn irgendein Golgatha gehört zur Lebensbahn eines jeden großen Menschen.

Napoleon selbst war davon, daß irgendein magischer Impuls sein ganzes Schicksal bestimme und lenke, aufs festeste überzeugt. Einmal, als er bei einem Sturz vom Wagen fast den Tod gefunden hatte, sagte er zu Metternich: „Ich fühlte, wie das Leben mir entwich; aber ich sagte mir: ich will nicht sterben und blieb am Leben"; und ein ander Mal, als man ihn vor drohenden Attentaten warnte: „Was habe ich zu befürchten? Ich kann gar nicht ermordet werden." Seine Zeitgenossen, Freunde und Gegner, hatten sich denn auch längst abgewöhnt, ihn irgendwie mit menschlichen Maßen zu messen: sie betrachteten ihn wie ein blendendes, unwiderstehliches Naturereignis, mit dem sich nicht parlamentieren läßt, prachtvoll anzuschauen, aber verheerend in seinen Wirkungen. Mit Napoleon ist einfach eine neue Varietät der Spezies Mensch in die Erdgeschichte getreten, und zwar auf jene plötzliche, explosive Weise, wie sie auch bisweilen in der Natur, zumal im Pflanzenreich beobachtet worden ist: er sprang in die Welt und war da, neu und unwiderleglich; nichts vermochte sich ihm in den Weg zu stellen und ihn ungeschehen zu machen.

Eines Tages sagte Talleyrand zu Napoleon: „Der gute Geschmack ist Ihr persönlicher Feind; wenn Sie sich seiner durch Kanonenschüsse entledigen könnten, so wäre er längst beseitigt." Ein wahres Wort, wahrer vielleicht, als jener lackierte Hofintrigant ahnen mochte. Selbstverständlich war Napoleon geschmacklos. Ohne jeden Geschmack und Takt, ohne alle Erziehung und Lebensart, sprengte er die ganze rückständige, verfaulte, verkalkte Welt der Feudalitäten und Diplomatien, der Salonschwätzer und Papierstrategen in die Luft. Ein Riese ist kein geschmackvoller Anblick. Ein Erdbeben, ein Lava und Dreck ausspeiender Vulkan ist keine geschmackvolle Erscheinung. Keine Naturkatastrophe, kein Elementarereignis, keinerlei Ueberlebensgröße ist „geschmackvoll". Geschmackvoll ist der Durchschnitt, die Konvention, die saubere Schablone, das Bekannte: schon dadurch, daß wir uns in irgendeinem Phänomen nicht auskennen, wirkt es auf uns verwirrend, irritierend, beunruhigend; es hat die Geschmacklosigkeit, uns auf die Nerven zu gehen.

Wir brauchen nur irgendeinen beliebigen Ausschnitt aus Napoleons Tätigkeit zu betrachten, zum Beispiel seine Kriegführung, um sogleich zu sehen, wie dieser bewußte und hartnäckige Bruch mit dem Herkommen bei ihm durch alles hindurchging. Für das Menschenalter vor seinem Auftreten war der große Feldherr bekanntlich der Herzog Karl Ferdinand von Braunschweig. Dieser sah in der Strategie nichts als ein möglichst vollkommenes Schachspiel. Er wollte, so unglaublich es uns heute klingen mag, im Grunde gar keinen Krieg: er wollte bloß eine Art „Zustand der drohenden Kriegsgefahr". Dies war aber damals die allgemeine Auffassung der Fachkreise: es komme im wesentlichen nur auf kunstvolle Manöver, auf Umgehungen, Abschneiden, Plänkeln, auf allerlei geistreiche Kombinationen und geschickte Irreführungen an. Es fehlte durchaus nicht an Leuten, die den Braunschweiger für einen größern Feldherrn hielten als Friedrich den Großen. Er war aber ein purer Theoretiker: ein respekteinflößender Stratege, solange nicht richtig geschossen und marschiert wurde. Es ist vielleicht nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß die ganze zwanzigjährige Revolutionsplage durch seine Schuld über Europa kam, denn einzig ihm ist die Blamage von Valmy zu verdanken. Er sah immer und überall nur die Hindernisse, die Gefahren, die negativen Instanzen. Es zeigt sich in seinem Falle zweierlei: erstens der theoretische, papierene Charakter des ganzen Zeitalters, der sich sogar auf die furchtbarste aller Wirklichkeiten, den Krieg erstreckte, und zweitens die Wertlosigkeit und Impotenz des sogenannten Fachmanns, wie sie sich immer und immer wieder auf allen erdenklichen Gebieten uns vor die Augen drängt. Alle großen Feldherren, Napoleon an der Spitze, haben erklärt, daß der Krieg etwas sehr Einfaches sei, wie alle großen Künstler dies von der Kunst und alle großen Aerzte dies von der Medizin erklärt haben. Moltke behauptete sogar, die Strategie sei überhaupt gar keine Wissenschaft. Hingegen der Fachmann ist immer kompliziert. Die Revolutionsgenerale verstanden gar nichts von der Kriegführung: sie waren so dilettantisch, im Krieg eine Realität zu sehen, eine Sache des

stürmischen Draufgehens, Vorrückens und Siegens. Sie waren so ungebildet, im Kriege Krieg zu führen und zu glauben, daß es darin auf die Ueberwältigung des Gegners ankomme und nicht auf eine theoretische Widerlegung seiner Aktionen.

„In erster Linie muß man durch die Beine seiner Soldaten siegen und erst in zweiter Linie durch ihre Bajonette." Das ist ebenso leicht einzusehen wie alle Wahrheiten und war ebenso schwer in die menschlichen Köpfe zu bringen wie alle Wahrheiten. Da der Krieg eine Art Duell oder ein Faustkampf im Großen ist, so gelten auch für ihn ganz ähnliche Gesetze. Kein Mensch wird daran zweifeln wollen, daß bei einem Handgemenge Raschheit und Kühnheit den Ausschlag geben, oder vielmehr: wenn er daran zweifelt, so tut er es auf Gefahr seiner gesunden Knochen. Und die übrigen Grundprinzipien der napoleonischen Kriegführung — die Volksbewaffnung, die Verproviantierung in Feindesland, die rücksichtslose Expansion bis zum äußersten und die Taktik in aufgelösten Schwärmen — waren ebenso einfach: es war, wenn auch in sehr anderm Sinne, als Rousseau und die revolutionären Phrasenmacher es gemeint hatten, die „Rückkehr zur Natur". Es ist natürlich, daß im Augenblick einer wirklichen oder auch nur eingebildeten Gefahr jeder Mensch zur Waffe greift und sich zu verteidigen versucht; es ist natürlich, daß man von dem Boden lebt, auf dem man sich grade befindet; es ist natürlich, sich so weit auszubreiten, wie man nur irgend kann; es ist natürlich, auf seinen Gegner loszugehen, wo und wie man ihn trifft. Unnatürlich, schwerfällig und künstlich waren die alten Einrichtungen: das Werbesystem; die Magazinverpflegung; die rein demonstrative Kriegführung; die Lineartaktik. Natur ist aber immer siegreich, und deshalb siegte die Revolution über Europa. Alle diese Grundsätze Napoleons waren übrigens nicht neu: sie waren nur noch nie vereinigt zur Geltung gebracht worden und noch nie mit dieser Energie. Das völlig Neue jedoch, was Napoleon in die Welt gebracht hat, ist sein unerhörtes Tempo. Er hat, wie dies der Leiter des oesterreichischen Generalstabswerkes über den Krieg von 1866 einmal treffend ausgedrückt hat, „mit der Zeit den Boden besiegt". Oder wie er selber einmal sagt: „Ich habe die Oesterreicher durch Märsche zerstört". Sein Leitsatz, den er auch seinen Unterfeldherren immer wieder einzuprägen suchte, war: „Activité, activité! Vitesse!" Und dies erstreckte sich nicht auf seine Kriegführung allein: er teilte ganz Europa eine Beschleunigung mit, durch die es von Grund auf umgewandelt wurde. Er ist der Schöpfer des modernen Lebenstempos.

Man braucht Napoleon nur mit irgendeiner andern Persönlichkeit der Revolution zu vergleichen, und sofort springt seine Unvergleichlichkeit in die Augen. Es gab, zum Beispiel, für Dumouriez einen Augenblick, wo es nur an ihm lag, der Diktator Frankreichs zu werden. Dies war nach der Schlacht von Neerwinden. Er konnte damals mit den Oesterreichern ein Abkommen treffen, die jakobinischen Mitglieder seiner Armee durch die ihm unbedingt ergebenen Linientruppen entwaffnen und gegen Paris ziehen, wo er von der überwältigenden Majorität der durch Septembermorde und Pöbelterror erbitterten Bevölkerung als Be-

Ireier empfangen worden wäre. Er hatte diesen Plan längst erwogen, alle vorbereitenden Schritte getan, überall sondiert, mit Oesterreich und Paris Verhandlungen gepflogen — aber die Energie zum letzten entscheidenden Schritt fehlte ihm. Man sieht daran, daß zum praktischen Genie eben dreierlei gehört: die gegebene Sachlage zu überblicken; die notwendigen Maßnahmen zu erkennen; im richtigen Augenblick, der gewöhnlich ein einziger ist, nachdrücklich zu handeln. Nur dieses Dritte fehlte Dumouriez zu einer Napoleonischen Karriere. Man kann aber ebensogut sagen, daß ihm damit auch alles fehlte. „Man tut nicht zweimal das Selbe in einem Jahrhundert", hat Napoleon gesagt; aber eine Elementarkraft von dem Umfang und der Stärke Napoleons schafft die Natur nicht zweimal in einem Jahrtausend.

Und dennoch gibt es etwas in seinem Wirken und seinem Charakter, das uns davon zurückhält, ihm jene unbedingte Verehrung zu schenken, die wir andern und selbst kleinern Helden so gern entgegenbringen. Woran liegt das? Was verhindert uns, in ihm eines jener großen Modelle zu erblicken, nach denen wir unser eignes Sein und Wollen geformt sehen möchten? Dies müssen wir uns fragen, und dies müssen wir zu beantworten versuchen.

(Schluß folgt)

# Die Justiz von Hugo Grotius

## XVIII. Verfassung und Grundrechte

Egon Friedell hat in Nummer 11 amüsante Feststellungen über Revolutionen und ihre Ursachen gemacht. Der „unstillbare Freiheitsdurst des Volkes", der in den Schulbüchern immer als Grund großer Revolutionen angegeben werde, sei von allen falschen Gründen der falscheste. Das Volk wolle niemals die Freiheit, weil es erstens gar keinen Begriff davon habe und zweitens nichts damit anzufangen wisse. Friedell behauptet weiter, daß die sogenannte freiheitliche Regierungsform fast immer das einzelne Individuum unfreier macht. Das sind bittere Wahrheiten.

Dem guten deutschen Volk in Sonderheit kann man gewiß nicht nachreden, daß es sich nach Freiheit allzu heiß gesehnt habe. Es sehnte sich nach Militär, nach Extramütze mit Schirm, nach Erinnerungsmedaillen, Gefreitenknöpfen und Photographien im „bunten Rock". Wohl sang der junge Bursch aus dem Kasernenfenster: Freiheit, die ich meine! Damit meinte er aber den ersten Heimaturlaub in Sonntagsuniform und Helm. Trotzdem hat auch die deutsche Revolution sich des unstillbaren historischen Freiheitsdurstes aus den alten Schulbüchern erinnert und das Wort ‚Freiheit' so oft im Munde und auf dem Papier geführt, daß davon fast nichts mehr übrig geblieben ist. Und wie um die Geschichte Lügen zu strafen und um zu zeigen, daß grade das deutsche Volk mit der Freiheit sehr wohl etwas anzufangen weiß, hat es sich eine Verfassung gegeben, die wirklich sehr freiheitlich zu lesen ist. Was darin über Grundrechte des Individuums bestimmt wird, ist teilweise ganz vorzüglich und kann

nicht gut freiheitlicher sein. Zwar: bei manchen Vorschriften wird man den Eindruck nicht los, daß sie den Exkanzler Michaelis zum Autor haben; sonst aber ist das Einzige, was fehlt, die praktische Anwendung der freiheitlichen Fundamentalsätze.

Da steht gleich in Artikel 109: daß öffentliche Vorrechte oder Nachteile der Geburt oder des Standes aufzuheben sind. Bisher hat man aber noch keine Zeit gefunden, sie wirklich aufzuheben. Daß alle Deutschen Freizügigkeit im ganzen Reich und jeder das Recht haben soll, sich an beliebigem Orte des Reiches aufzuhalten und niederzulassen, wird manchen, der im Vollbewußtsein seiner Eigenschaft als Deutscher gen Bayern fuhr, wie ein schlechter Scherz angemutet haben. Der Grundsatz, daß jeder Deutsche „jeden Nahrungszweig betreiben" darf, hindert nicht, daß noch heute auf Grund von Kriegsverordnungen für den Handel mit Lebens- und Futtermitteln und in vielen andern Fällen eine besondere Handelserlaubnis erforderlich ist, daß das Apotheker- und das Schornsteinfeger-Privileg lustig weiter besteht, daß nach wie vor kein preußischer Assessor in Bayern, kein bayrischer in Preußen Beamter oder Anwalt wird.

Breit und dick steht da ferner der Grundsatz von der Unverletzlichkeit der Person. Der Satz ist gradezu ein Hohn, wenn man bedenkt, daß jeder Reichswehr-, Sipo- oder Schupo-Mann einen nicht überführten Gefangenen, der einen „Fluchtversuch" macht, niederstrecken kann. Dieser von hoher Kultur zeugende Gedanke hat sich aus einer Reihe königlicher Verordnungen früherer Jahrhunderte allmählich herausgeschält, ist schon im preußischen Gesetz über den Waffengebrauch des Militärs vom zwanzigsten März 1837 „verankert", in die Polizeivorschriften übernommen, hat die preußische und die erste Reichsverfassung überlebt, in der Preußischen Allerhöchsten Dienstvorschrift vom neunzehnten März 1914 fröhliche Urständ gehalten und ist heut trotz Revolution, Republik, Freiheit und Verfassung lebendiger denn je. Es scheint auch kein Bedürfnis vorhanden, mit dem alten Brauch zu brechen. Die Verfassung selbst hat, wie fast überall, das bekannte Hintertürchen zugelassen, indem sie „eine Beeinträchtigung oder Entziehung der persönlichen Freiheit auf Grund von Gesetzen" für zulässig erklärt, und die Kommentatoren beeilen sich, unter dem Ausdruck ‚Gesetz' im Sinne dieser Vorschrift auch uralte Reichs- und Landesgesetze und die der Landesgesetzgebung entspringende Verordnungsgewalt der Landesbehörden, insbesondere der Polizei, zu subsumieren. Immerhin möchte manchem rechtlich Denkenden zweifelhaft erscheinen, ob mit der zulässigen Beeinträchtigung der Freiheit auch eine Entziehung des „Lebens" ohne Richterspruch gemeint sein kann; ebenso, ob Allerhöchste Dienstvorschriften, die solche Grundsätze enthalten, nicht, weil der Verfassung widersprechend, als aufgehoben zu gelten haben. Indes: in den Parlamenten rührt sich nichts, hier Wandel zu schaffen. Wie wäre es aber, wenn einmal das Volk selbst aufstünde? Es gibt nach der neuen Verfassung ein Mittel: Volksbegehren und Volksentscheid. Nach Artikel 73 kann ein Zehntel der Stimmberechtigten das Begehren nach Vorlegung eines Gesetzentwurfes stellen. Dieser ist von

der Regierung dem Reichstag zu unterbreiten. Nimmt der ihn nicht unverändert an, so muß ein Volksentscheid herbeigeführt werden. Sehr einfach, sehr schön! Wohlan, Volk: zeige, daß du mit freiheitlichen Bestimmungen etwas andres anzufangen weißt, als sie fein säuberlich in Artikeln und Paragraphen auf Papier bringen zu lassen. Oder sollte etwa nicht ein Zehntel der Stimmberechtigten zu haben sein für die wirksame Einschränkung des Waffengebrauchs von Polizei und Militär, wodurch die Vernichtung von Menschenleben, außer im Falle echter Notwehr im Sinne des Strafrechts, ausgeschlossen wird?

Das gleiche Mittel sollte man versuchen, um die von Zeit zu Zeit immer wieder bald in dieser, bald in jener Form auftauchenden sogenannten Außerordentlichen oder Sonder-Gerichte für politische oder andre Vergehen, um überhaupt die Verhängung des sogenannten Ausnahmezustandes zu beseitigen oder doch durch Einschränkung des Artikels 48 der Verfassung, der dem Reichspräsidenten bei Anordnung der „nötigen Maßnahmen zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung" allzusehr freie Hand gibt, auf ein erträgliches Maß zurückzuführen. Was für eine Farce ist denn der Satz der Verfassung, daß Ausnahmegerichte unstatthaft sind und Niemand seinem gesetzlichen Richter entzogen werden darf, wenn heute für Wucherer, Schleichhändler und Schieber, morgen für politische Verbrecher, übermorgen vielleicht für Pressesünder oder Minister- und Sklarz-Beleidigungen Außerordentliche Gerichte eingeführt werden können! Gerichte, die ganz abweichend von den ordentlichen besetzt sind, die den Umfang der Beweisaufnahme nach Gutdünken, nach Willkür bestimmen, gegen deren Urteil keinerlei Rechtsmittel zulässig, bei denen eine wirksame Verteidigung in der Mehrzahl der Fälle überhaupt ausgeschlossen ist, ja, die selbst einen Mitarbeiter des zahmen roten ‚Tag' von weiland August Scherl zu Spott und Satire zu reizen vermocht haben!

Auf dem Papier der Verfassung steht dergleichen noch viel mehr, zum Beispiel: daß den unehelichen Kindern für ihre leibliche, seelische und gesellschaftliche Entwicklung die gleichen Bedingungen zu schaffen sind wie den ehelichen. Bisher sind jedoch nach dieser Richtung noch nicht einmal „Erwägungen angestellt" worden. Dagegen soll sich der Artikel 148 in der Praxis bereits überall durchgesetzt haben und größter Beliebtheit erfreuen. Darin steht: „In allen Schulen ist sittliche Bildung, staatsbürgerliche Gesinnung, persönliche und berufliche Tüchtigkeit im Geiste des deutschen Volkstums und der Völkerversöhnung zu erstreben. Beim Unterricht ist Bedacht zu nehmen, daß die Empfindungen Andersdenkender nicht verletzt werden. Jeder Schüler erhält bei Beendigung der Schulpflicht einen Abdruck der Verfassung." Seitdem sieht man auf verschwiegenen Orten nur noch völkerversöhnende und die Empfindungen Andersdenkender nicht verletzende Kreidezeichnungen, Sentenzen und Hexameter, aber nirgends nicht kein Hakenkreuz — höchstens mal auf dem Abdruck der Verfassung, den man beim Abgang geschenkt kriegt. Aber der gehört einem doch — da kann man raufmalen, was man will.

(Fortsetzung folgt)

# Jenseits der Grenze

## IV. Budapest von Ernst Goth

Habt Ihr je eine schöne junge Frau, die euch stets frisch, lachend und geputzt entgegentrat, plötzlich verfallen, vergrämt und zerlumpt wiedergesehen? Dann wißt Ihr, was die Budapester empfinden, die der Bolschewismus ins Ausland trieb, und die jetzt heimkehren. Denn das war diese Stadt: eine blühende, lachende Frau, von deren Lebenslust und Heiterkeit man sich gern darüber hinwegtäuschen ließ, daß ihre pariserischen Allüren nicht ganz echt und ihre Manieren ein bißchen vulgär waren. Nun, im Elend, hat sie jeden Rest von Haltung aufgegeben, ist brutal und abstoßend geworden und läßt immer wieder daran denken, wie nahe der Balkan ist. Wer sie früher kannte und liebte, wird zum Weinen traurig.

Dieser Niedergang ist vielleicht auch deshalb so erschreckend, weil er unvermittelt, katastrophenartig hereinbrach. Zu einer Zeit, da in Deutschland die Frontsoldaten längst nicht mehr an den Sieg glaubten und ihre Frauen vergessen hatten, wie Butter schmeckt, wußte Budapest noch kaum von Kriegsnot und Entbehrung. Die deutschen Offiziere, die auf der Fahrt nach Rumänien hier Station machten, begrüßten ein Dorado: strahlend erleuchtete Speisesäle, beliebig viele Fleischgerichte ohne Karte, Autos, Zigeunermusik und vor allem elegante, vergnügte, ganz und gar nicht verzweifelte Menschen. Sprach man mit diesen von Politik, so gaben sie wohl zu, daß Oesterreich vielleicht seiner Schicksalsstunde entgegengehe. Aber Ungarn? Dem fiel dann ganz von selbst die längst ersehnte Unabhängigkeit in den Schoß. Daß irgendeiner der begehrlichen Anrainer nach ungarischem Boden langen, daß vom tausendjährigen Reich, diesem Reich, das der Karpathengürtel deutlich als naturgewollte Einheit umschloß, auch nur eines Fußes Breite verloren gehen könnte: diese Möglichkeit schien selbst Einsichtsvollen durchaus belächelnswert. Sie sollen es doch versuchen! Dann erst würde man die Honveds kennen lernen! Und überdies: wozu wäre denn Tisza da, der Mann mit der eisernen Faust?!

Noch nach der Ermordung Tiszas war der Glaube an eine gedeihliche Zukunft kaum erschüttert. Nun klammerte er sich an Károlyi, den „Freund der Entente”. Der aber brachte, statt des erwarteten Versöhnungsfestes mit den Alliierten, den Bolschewismus. Vier fürchterliche Monate eines kopflosen Schreckenregimentes erschütterten die Stadt, die nun doppelt und dreifach erlitt, was ihr der Krieg erspart hatte. Wie einst in den Bauernkriegen wandte sich die habsüchtige Wut eines größenwahnsinnigen, sozialistisch völlig ungebildeten Pöbels gegen den Bürger und ersann tausend Qualen, ihm sein Leben zu vergällen. Blickt man heute auf diese Zeit zurück, so muß gesagt werden, daß die leitenden Männer zur Mehrzahl gutgläubige, ideal gesinnte Anhänger Lenins und keineswegs „Bluthunde” waren. Zu solchen aber wurden nur allzu oft ihre Organe, das Heer der Subalternen, die verwilderte rote Soldateska, für die „Kommu-

nismus” Faustrecht und freier Raub bedeutete. Immerhin: an dem gemessen, was später die sadistischen Offiziersbestien Horthys begingen, waren die Greuel der Bolschewistenzeit geringfügig. Wenn heute dennoch alle Budapester, auch jene, denen weder Leid noch Schaden erwuchs, entsetzt an diese Zeit zurückdenken und die Namen der Sowjetmänner nur haßerfüllt aussprechen, so liegt das an einer einzigen von deren Verfügungen, an einer, die — in der Ausführung maßlos und bösartig übertrieben — selbst den Friedsamsten und Harmlosesten zur Verzweiflung brachte: es war die Zwangseinquartierung. An und für sich war sie unvermeidlich und notwendig. Doch weit über die Notwendigkeit hinaus setzte man — um den Bürger einzuschüchtern und kirre zu machen — in eine Vierzimmerwohnung drei Proletarierfamilien, räumte ihnen Küchen- und Badbenutzung ein und war darauf bedacht, daß just die Verkommensten und Aermsten mit Wanzen, Läusen und Gestank zwischen Seidentapeten und Brokatmöbel gerieten. Diese Zeit — da es kein Café, keinen Klub, keinen Korso, aber auch kein Heim gab — liegt dem Budapester immer noch in den Gliedern und wird ihm täglich durch die Schadhaftigkeit seiner Einrichtung, seines Hauses in Erinnerung gebracht. Aus jenen Tagen, da mit dem Aufhören des Privateigentums vandalische Sachbeschädigung jeder Art zum Sport wurde, stammt das verwüstete Aussehen der Stadt, deren geschmacklose Architektur sonst von der Herrlichkeit der Landschaft überstrahlt wurde, die aber heute mit ihren klaftergroßen Löchern im Asphalt, ihren zerschundenen Häuserfronten, zerbrochenen Firmentafeln und ihrem unsagbarem Schmutz Grauen und Mitleid erregt. Die Wagen der elektrischen Straßenbahn fügen sich diesem Bilde harmonisch ein: man wundert sich förmlich, daß die verbogenen, zerbeulten Kästen noch vorwärts kommen. Sie sind unausgesetzt so überfüllt, daß die Menschenmasse auf beiden Perrons traubenartig herausquillt, und wer je — ohne Angst vor Krätze und Ungeziefer — versucht hat, den Kampf um einen Platz aufzunehmen, tut es nie wieder: so gemein und verroht ist die einst humorvoll gutmütige Bevölkerung dieser Stadt geworden. Sie ist es auf der Elektrischen vielleicht mehr als sonst. Denn der „christliche Kurs” begann damit, die jüdischen Fahrgäste zu insultieren, zu prügeln, vom Trittbrett zu zerren, und seither sind diese schmutzigen Wagen gewissermaßen die privilegierte Freistätte von Judenhetzen. Freilich längst nicht die einzige. Vor antisemitischen Pöbeleien ist der Jude nirgends sicher. Die Zahl jener, die nachts von Offizieren aus dem Bett geholt werden, und deren verstümmelten Leichnam dann die Donau ans Land schwemmt, ohne daß ein Hahn danach kräht, mag abgenommen haben (wenngleich man erst jüngst wieder drei solche Leichen aufgefischt hat). Aber angespuckt und angerempelt kann jeder jüdisch Aussehende am hellichten Tage werden, und wagt er sich nachts auf die Straße, so fällt er fast sicher einer Rotte „Erwachender Magyaren” in die Hand und muß froh sein, wenn er in drei, vier Wochen wieder geheilt ist. Die subventionierten Regierungsblätter des „christlichen Kurses” aber — Blätter, deren geifern-

der, mittelalterlicher Zelotismus nur von ihrer Dummheit übertroffen wird — triumphieren über den endlich „aktiv gewordenen Rassenschutz".

Und die Folge? Daß Budapest wirklich anfängt, eine verjudete Stadt zu werden. Denn hier, wo die ganze Zivilisation — Handel, Industrie, Banken, Zeitungen, Wohlfahrtseinrichtungen — und fast alle geistige und künstlerische Kultur die Arbeit von Juden ist, mußte Haß und Verfolgung ein Emporschnellen des jüdischen Selbstbewußtseins bewirken. Nun nennen sich Leute, die früher knapp vor der Taufe standen, stolz Zionisten, und drei jüdisch-konfessionelle Wochenschriften gehören zu den gelesensten Blättern, schon weil sie die einzigen Vertreter liberaler Anschauungen sind. Die hier stets vorhandene Vorliebe für den jüdischen Witz, die jüdische Anekdote ist so erstarkt, daß ein neues Witzblatt — mit hebräisch stilisierten Kopflettern! — ganz diesem Genre gewidmet ist und sehr erfolgreich den unerfreulichen Humor von Tarnopol und Kischinew verbreitet. Sonst lacht man allenfalls noch über die demagogischen Verrücktheiten und die antisemitischen Tobsuchtsanfälle der „christlichen", von Volksschullehrern und Hetzkaplänen geschriebenen Presse — aber es ist ein bitteres Lachen.

Es sitzt überhaupt den meisten Leuten ein bitterer Zug um den Mund. Ein Zug hoffnungsloser Apathie. Man sieht keine Besserung, und der Kampf gegen die Teuerung wird täglich schwerer. Anständigkeit im Geschäftsleben ist ein sehr vager Begriff, Börsenspiel zur notgedrungenen Selbstverständlichkeit geworden. Wovon das arme Volk lebt, ist ein Rätsel; doch ebenso rätselhaft ist, womit eine Oberschicht den unerhört verwegenen Luxus bestreitet, der allabendlich in den teuern Donauhotels tobt. Die Damen dieser Kreise waren nie besser angezogen als jetzt und verschließen sich nicht durchweg den Huldigungen der Entente-Offiziere. Was sehr begreiflich ist, wenn man bedenkt, daß diese Offiziere heute fast die einzigen gepflegten, heitern, sorgenfreien Männer Budapests sind, die nicht ewig von Devisen und Geschäften sprechen (sondern sich stillschweigend als Finanzvermittler betätigen). Aber es ist gar nicht leicht, von andern Dingen zu sprechen. Die geistige Knechtung, das Denunziantentum hat eine allgemeine Verlogenheit und Hypokrisie gezeitigt, die in dieser Stadt der freiesten und kecksten Worte doppelt befremdend, doppelt unerträglich ist. Man witzelt: die Zahnärzte hätten nichts zu tun, weil Niemand sich getraue, den Mund aufzumachen. Denn es genügt, zu behaupten, daß nicht alle Sozialisten Verbrecher oder nicht alle Brachialoffiziere Ehrenmänner seien, um eingekerkert oder auch kurzerhand erschlagen zu werden. Die einst so lebhafte und regsame Stadt mit der einfallsreichsten, amüsantesten Presse, dem stärksten Kontakt zwischen Bevölkerung und Politik, ist geistig kastriert, und wer irgend kann, eilt auf ein paar Tage nach Wien, nach dem kranken, fiebergeschüttelten Wien, das auch längst nicht mehr das alte ist, in dem man aber doch die Luft Europas und des zwanzigsten Jahrhunderts zu atmen vermag.

# Ein Musikerschicksal von Max Brod

Am ersten September 1920 lief Adolf Schreiber aus dem unwirtlichen Berlin in den Wannsee. Flüchtig begann die Tagespresse sich mit ihm zu beschäftigen. „Selbstmord eines Künstlers" — „Künstlerschicksal". Ein paar Notizen, eine interessant aufgetupfte Farbe in einigen Feuilletons. „Typischer Fall" hieß es. Aber das war der Fall gar nicht, war im Gegenteil ein Aeußerstes an Kompliziertheit, Seltsamkeit. Als solcher freilich hätte er einen grellen Reflex auf das Typische werfen können. Aber nur die Nächststehenden wußten das. In Zeilen von Adolf Heilborn, Auguste Hauschner blitzte es auf. Dann wurde es wieder still.

In diesen Zeilen war daran erinnert worden, daß Adolf Schreibers tiefverborgenes Leben schon einmal ohne seinen Willen in die Oeffentlichkeit gezogen worden war. Durch einen Artikel von mir, einen Verzweiflungsschrei. Die ‚Schaubühne' hatte im Mai 1913 das Folgende gebracht als meinen

Aufruf an die Musikfreunde.

„Bene qui latuit, bene vixit"??

Dichtungen schreiben und Verbindungen anknüpfen ist zweierlei. Darf es aber dem jungen Autor leider nicht sein. Meist wird nur ein Gang zu fremden Leuten, ein Eindringen in unbekannte Redaktionsräumlichkeiten über den Abdruck des ersten Gedichtes, des ersten Buches entscheiden.

Noch viel, viel schlimmer hat es ein Komponist. Der Notendruck ist teurer; und wer kauft Werke eines neuen Musikers! Die Verleger der Musik-Literatur haben daher taube Ohren für neue Musik. Und eine Aufführung bedarf eines großen Apparats. Der junge Komponist muß also auf den Maecenas und Apostel in einer Person warten. Fall Hugo Wolf und andre.

Es ist leider nicht naturnotwendig, daß geniale Musik-Inspirationsfülle mit einer gewissen Vordringlichkeit und Ausdauer des um die erste Aufführung buhlenden Benehmens sich paare. Andrerseits ist das ja sehr schön und keusch. Aber traurig bleibt es, daß der Komponist Adolf Schreiber, obwohl er seit Jahren in Berlin lebt, es durch die einfachen menschlichen Eigenschaften der Bescheidenheit und Zurückhaltung durchgesetzt hat, nur von einigen Zufallsbekanntschaften angehört zu werden.

Und doch ist die Musik dieses nicht mehr ganz jungen Mannes das Wichtigste und Ergreifendste, was mir seit Jahren erklungen ist. Schreiber hat viele Klavierkompositionen, Violinsonaten, Fugen, Orchesterwerke in seinen Schubladen. Und die Lieder, was für Lieder! Seine Melodien zu Prosazeilen Peter Altenbergs, seine naiven, kraftstrotzenden Balladentöne für Liliencron haben mich einen ganzen Sommer lang mit unendlichem Glück gesegnet. Ich sage es kurz: eine ganz originelle Eigenart gibt sich hier kund, ein ganz Natürliches, ohne besondere Komplikation ein bisher durch Zufall unbekanntes Grundelement der Musik.

Aber der Komponist selbst ist selbstverneinend, fast asketisch, er tut keinen Schritt für sich, er ist ein heroischer Ausnahmemensch. Diese Zeilen schreibe ich ohne sein Wissen, vielleicht gegen seinen Willen. Ich frage ihn nicht, ich frage Niemand. Ich hasse den stupiden Zufall, der (was ja sehr schön und keusch ist — bene qui latuit, bene vixit) Genialität und Selbstverkleinerung in dieselbe Brust eingebaut hat. Ich wende mich an die

Oeffentlichkeit. Ich bürge mit meiner ganzen Person, mit meinem Ansehen und mit der Zukunft meines Ansehens für die magische Gewalt der Kompositionen Adolf Schreibers.

Ich frage: Welcher Sänger, welche Sängerin studiert die Lieder Adolf Schreibers? Welcher Verleger bietet sich zur Drucklegung an? Wer veranstaltet den ersten Liederabend, den ersten Kompositionsabend für Schreiber?

Die Adresse: Kapellmeister Adolf Schreiber, Berlin-Halensee, Joachim-Friedrichstraße 2.

Dieses schrille Haltesignal war nur eins von den vielen, die ich längs der Bahn Adolf Schreibers angezündet habe. Nicht das erste und nicht das letzte. Ich hatte mir damals, nach vielen Fehschlägen, vorgenommen, um jeden Preis und gradezu mit Erbitterung das Schweigen rings um meinen Freund zu sprengen.

Es ist absolut mißlungen. Nicht den geringsten Erfolg habe ich für ihn erzielt. Ich betrachte das als einen Teil des mir persönlich zugestoßenen Unglücks und Unrechts, als einen ganz beträchtlichen Teil meines Mißgeschicks. Wer Glück hat, hat es nicht nur für sich, sondern auch für Die, denen er helfen will. Hätte sich doch Adolf Schreiber einen mit weniger Mißgeschick behafteten Freund erwählt!

O, wie bitter ist es, dies niederzuschreiben — jetzt, da alles vorbei ist.

Was geschah nach jenem gewagten, nahezu unschicklichen, gewissermaßen von Schamröte erglühenden Aufruf 1913? Ein Kammersänger meldete sich, ließ aber nach einigen Briefen die Sache fallen. Ferner forderte der Direktor einer Filmgesellschaft Musik zu Gerhart Hauptmanns ‚Atlantis'. Auch daraus wurde nichts. Schreiber komponierte. Ob aber die Musik zur Aufführung gelangt ist, weiß ich nicht. Jedenfalls wirkte sie nicht nach. Das war alles. Mehr habe ich nicht gehört. Wiederum schloß sich um den Lebenden das Lehmgrab, das er mit sich trug, mitten durch das energieplatzende Berlin um seine Schultern mit sich trug.

Sofort erhebt sich die Forderung, daß man ihm nicht nur hätte helfen, nein, daß man ihm hätte Hilfe aufdrängen sollen. Und diese Forderung, verglichen mit dem tatsächlichen Zustand der Welt und ihrem Benehmen Künstlern gegenüber — ja, die klingt freilich einfach absurd. Und dabei ist doch nichts geschehen. Es hat sich nur der extreme Schulfall des Künstlers gezeigt, dieser Schulfall, den Jedermann gedanklich konstruieren kann, an den Jeder schon wiederholt und mit ideologischer Genugtuung gedacht hat, an den man quasi gewöhnt ist. Aber siehe da: er ereignet sich nun wirklich einmal, und sofort reißt sich die ganze Paradoxie unsrer Existenzform auf, die Unmöglichkeit, zu leben . . .

Es gibt Menschen mit Ellbogen und solche ohne Ellbogen. Das Besondere des Falles Schreiber war: er hatte nicht nur keine, sondern sogar negative Ellbogen, Ellbogen gegen sich selbst.

Er bat unaufhörlich Jeden, der mit ihm zusammentraf, doch nur ja davon überzeugt zu sein, daß er gar kein Talent habe, daß er den letzten Dreck an Stümperhaftigkeit darstelle . . . Die Welt läßt sich so etwas nicht zweimal sagen. Sie ist ja im allgemei-

nen darauf eingestellt, so oder ähnlich zu urteilen. Sie widersetzte sich ihm nicht, sie tat ihm den Gefallen.

Die „Welt": damit meine ich aber nicht etwa das volgus profanum. Von dem wäre es selbstverständlich. Nein, der Fall Schreiber scheint wie darauf angelegt, das Tiefste in bezug auf dieses Verhältnis: „Künstler und Kritik", „Künstler und Rezeptivität" zu enthüllen. Denn es waren die feinsten Köpfe Berlins, die ich jedes Mal, sooft ich für ein paar Tage nach Berlin kam, auf Adolf Schreiber aufmerksam machte und mit ihm zusammenführte. O, wie grenzenlos haben sie mich alle enttäuscht, Alle! Obwohl ich es ihnen doch im vorhinein ausführlich dargelegt hatte: „Da ist ein Mensch, absolut ungeschickt — ungeschickt ist schon gar kein Ausdruck für diesen Zustand chronischer Selbstmörderei — ein Quell, den man erbohren muß aus härtestem Fels — aber ich sage euch, der Quell ist da" — obwohl ich sie also immer auf all sein koboldhaftes Liebenswürdigsein, seine oft lästige Höflichkeit, seine Verstocktheiten vorbereitete: Keiner hat es auf die Dauer ausgehalten, Keiner hat an ihn geglaubt. Die Klügsten betrog er durch unaufhörliches Sichselbstzerhacken, die Gütigsten ermüdete er durch seine unter dem Schein des temperamentvollen Zickzackflatterns verborgene Unnachgiebigkeit. Unbegreiflich aber bleibt es mir, daß die, denen er seine Lieder am Ende dennoch vorgespielt hat, von diesen Feuerbränden nicht definitiv entzündet wurden. Man sagt mir nun: Er spielte so schlecht Klavier. Eines ist wahr: das verschmierende Weglasse-Klavierspiel, das zum modernen Kapellmeister gehört, das verstand er wenig. Es widersprach seiner reinen, auf ehrfurchtsvolle Sauberkeit bedachten Natur. Peinlich rang er darum, jede Note, jede Sechzehntelpause herauszukriegen. Er spielte etwas hart, warf kein Seidennetz über die Tasten, in dem unbequeme Akkorde hätten in Andeutungen und falsche Schatten wegschlüpfen können . . . Dann heißt es, er habe seine eignen Lieder mit entsetzlicher Stimme gequäkt. Zugegeben; aber der Kenner muß eben diese Eigentümlichkeit so manches Komponisten auf der Stelle ins tönende Silber der Konzertpodien zu transformieren zu wissen . . . O unbegreiflich, daß man nicht aufgehorcht hat, wenn er mit der ganz ehrlichen Liebe des großen Bedürfnisses von den Meistern sprach, die ihn beseligten: von Beethoven, Smetana, Haydn, Brahms, Reger, Bach, von Dauthendey, Flaubert, Rilke. Er sprach von ihnen, wie man von Wohltätern, von Almosengebern, vom täglichen Brot, von Atemluft spricht. Er brauchte sie um ihrer selbst und um seiner natürlichen Beschaffenheit willen, er war auf sie angewiesen, er lechzte nach Schönheit, und er sättigte sich an ihr. Ist denn solche Liebe, solche Lauterkeit und Demut allzu häufig? Mir ist sie drei-, viermal begegnet im Ganzen. Sie mußte Jeden erschüttern, sie brach so rückhaltlos, so nebenzwecklos, so gradehin aus Schreibers großem, stets erstaunt lächelndem Blick! Aber Niemand sah es, Niemand hat diesen Blick zurückgestrahlt.

Dies ist der Anfang einer Broschüre: ‚Adolf Schreiber — ein Musikerschicksal', die im Welt-Verlag zu Berlin erscheint, zugleich mit den zwölf schönsten Liedern des Komponisten.

# Die Verschwörung des Fiesco zu Genua

Seltsam, daß Reinhardt in zwanzig Jahren grade an dieses Drama niemals gelangt ist. Wie hätt' er, auf seinem Gipfel, es angepackt? Zunächst einmal hätt' ers vermutlich durchaus verstandesgemäß gelesen und wenig davon gehalten, daß ein Theatermohr nur über den Markt zu springen braucht, um von einer Gräfin in ihre Wohnung gewinkt und zum Vertrauten ernannt zu werden; nur einen Mordversuch auf einen Grafen zu unternehmen braucht, um von diesem in lebensgefährlich staatsumwälzende Vorsätze eingeweiht zu werden; nur demselben Grafen sich als tüchtig bewährt zu haben braucht, um aus dem Dienst gejagt und damit zur Verräterei förmlich ermuntert zu werden. Aber gleichzeitig hätte Reinhardt die Möglichkeit gesehen, jenseits aller pragmatischen Glaubhaftigkeit ein Bild zu malen, ein buntscheckig glitzerndes und flirrendes Bild von abstrakten und konkreten Gegensätzen, als da sind: tollkühn bewegliches Freischärlertum und unverrückbare Vaterlandsliebe; Mißvergnügtheit und Enthusiasmus; italienischer Meuchelmord und deutsche Hiebe; kokette Bizarrerie und schwärmerische Melancholie; Römerstolz vor Fürstenthronen und höfisch-geschmeidige Tücke. Reinhardt hätte nicht hier einen Klecks und da einen Klecks hingemacht, sondern für jeden Fleck die eindringlichste, die notwendige schauspielerische Farbe gefunden. Er hätte dem Bilde den Hintergrund gegeben, den Schiller ausdrücklich vorschreibt: Genua in der Morgenröte; die Sonne über der majestätischen Stadt, über die Fiesco emporzuflammen sich sehnt; das Thomas-Tor; den Hafen mit Schiffen, von Fackeln erhellt. Er hätte Dorias, Fiescos, Verrinas Behausungen, als Stimmung schaffende Faktoren, deutlich von einander geschieden. Er hätte in das Fest bei Fiesco die Lebenslust eines ganzen südländischen Volkes zusammengedrängt. Er hätte . . . Nun, er hat eben nicht.

Inzwischen hat die Theaterkunst sich gewandelt und — Deutschlands Staatsform. Das Revolutionsstück ist durch eine Revolution aktuell geworden. So sehr, daß man eine Aufführung, die ich seit zweieinhalb Jahren begehre, vielleicht um des peinlichen Zusammenklanges von Dichtung und Wahrheit willen bis heute hinausgeschoben hat. Sacco ruft jedem betreßten Mörder aus tiefstem Herzen: „Ich bin ein Bettler, wenn die jetzige Verfassung nicht übern Haufen fällt." Die „Patrizier"? „Ihr Heldenfeuer klemmt sich in den Ballen levantinischer Waren, ihre Seelen flattern ängstlich um ihre ostindische Flotte." Patrizier? Schwerindustrielle, Großhandel, Junkertum. Und das Volk? „Der blinde, unbeholfene Koloß, der mit plumpen Knochen anfangs Gepolter macht, Hohes und Niederes, Nahes und Fernes mit gähnendem Rachen zu verschlingen droht und zuletzt — über Zwirnsfäden stolpert." Ueber die Frage, ob S,P.D. oder U.S.P.D. oder K.P.D. oder K.A.P.D. oder eine der Unterabteilungen geschickter sei, „die Tyrannen in die Luft zu sprengen" — die von dem Sprengstoffersatz: den papiernen Flüchen weder Leibes- noch Besitzschädigung zu befahren haben. Ach, „der Dummen sind mehr denn der Klugen", und wenn

ein Land nach diesem Kriege dahin gelangt ist, daß für die Annahme oder Ablehnung eines feindlichen Ultimatums nicht entscheidet, ob fünfzig Milliarden Goldmark mehr oder weniger zu bezahlen sind, sondern ob die Miesbacher Kröpfe und Tröpfe ihre Schießprügel vor sich her tragen dürfen, um unangefochten weiterwuchern zu können: dann verdient es, daß „ein Fleischerhund sich des Thrones bemächtigt und, gewöhnt, das Schlachtvieh an das Messer zu hetzen, hündisch kläffend und beißend im Reiche haust”.

Da Jeßner kein alter und kein neuer Meininger ist, so war meine Hoffnung, daß er aus dieser barocken Haupt- und Staatsaktion des jungen Schiller dessen und unser revolutionäres Feuer herausschlagen würde. Sein negatives Verdienst ist groß. Nichts müßte das Feuer hindern, in Garben emporzulodern. Der Regisseur als sein eigner Dramaturg hat sich die fünf überladenen Akte schlank gestrichen. Von den drei Weiberaffären sind grade die unentbehrlichen Grundlinien stehengeblieben. Der Prunk des Hoftheaters hat keinen Raum. Gedämpfte Farben: grau; mattgelb; stumpfdunkelrot. Kaum die Andeutung einer Ballmusik. Zwölf Szenen. Eine spielt im Dogenpalast, zwischen hohen Säulen eines schmalen Gemachs. Für die andern elf genügt eine Laufbrücke, die zwei schräge Treppen verbindet. Der ganze Komplex wird einmal so, einmal so verkleidet. Oben der Ausgang nach hinten verändert Gestalt und Umfang je nach dem, wohin er zu führen hat. Unten der Durchgang ist: Vorzimmer bei Lavagna; Zimmer Verrinas; Furchtbare Wildnis; Schloßhof; Straße zum Hafen. Alle Vorbedingungen für Konzentration und Tempo wären erfüllt. Leider fällt nach jeder Szene der Vorhang und zerreißt den Zusammenhang. Aber auch innerhalb einer Szene wirken manchmal die einzelnen Auftritte allzu hart gegen einander abgesetzt, nicht selbstverständlich mit einander verknüpft. Der innere Schwung trägt diesmal nicht über die Lücken des Textes noch des Ensembles hinweg. Lärm ist keine Entschädigung dafür. Sicher, intelligent und geschmackvoll ist wiederholt, was in ‚Richard dem Dritten’ geworden, gewachsen schien. Die Gruppen fließen schon automatisch von einem Mittelpunkt fort und auf ihn zurück, „jäh” wechselt schwarze Verschwörung zur Beseitigung des künftigen Usurpators mit dessen schmetternd hellem Bekenntnis zu seiner wahren antirepublikanischen Absicht, und wer an diesem Abend Art und Ursprung seines Eindrucks zu deuten versucht, ertappt sich, statt auf künstlerisch erregtem Gefühl, auf artistischem Mitgefühl mit einem heiß bemühten Regisseur, der nicht früher zu sich selber gelangt, als bis die unzulänglichen Solisten der gefügigen Masse zu weichen haben. Da — wo die befreiten Genueser rhythmisch heranstampfen, ihre Standarten auf Fiesco zuflattern lassen, machtvoll und stumm um ihn verharren und sein Glück und Ende durch eine winzige Spanne geschieden sind: da wäre der stärkste Moment zugleich bezwingend stark, wenn man auf ihn besser vorbereitet wäre,wenn er eine gegliederte Folge ähnlicher Momente organisch krönte, wenn er nicht nach ermüdender Belanglosigkeit überrumpelte.

Kein Zweifel, daß freundlicher urteilen wird, wer vor dieser keine Aufführung des ‚Fiesco' gesehen hat. Mein Pech ist, daß ich hundert gesehen habe. Ich wüßte auch sonst, daß die Bühne der Schauspielkunst gehört. Aber wie ist es mir hier bestätigt worden! Wegeners Wüstling Doria, die Imperiali der Durieux, Schildkrauts und Heines Muley Hassan, ja, der Dreiminuten-Romano des wunderbaren Ernst Hartmann: jede dieser Gestalten haftet fester in mir, als Jeßners Regieleistung haften wird. Und gar Matkowskys und Kainzens Fiesco!
Mit solchen Heroen dürfe man das junge Geschlecht nicht zermalmen? Richtig. Aber ich will, umgekehrt, grade sagen, daß keineswegs eine Schande ist, diesem Maßstab, dessen ich mich nun einmal unmöglich entäußern kann, vorderhand nicht gewachsen zu sein. Weshalb dann Jeßners ‚Richard der Dritte' mit denselben Darstellern überwältigt hat? Erstens, weil die Methode uns minder vertraut und ihrem Verwerter minder geläufig war; zweitens, weil ‚Fiesco' doch wohl zu viele Berührungspunkte mit ‚Rigoletto' hat, um in unpersönliche Mimen den Lebenssaft zu strömen, von dem William Shakespeare überquillt; drittens, weil jene Vorstellung ganz und gar beherrscht war von einem Künstler, den nach menschlichem Ermessen unsre Kinder ebenfalls zu den Heroen der Schauspielkunst zählen werden. Schade, daß Jeßner sich darüber nicht beizeiten selbst Rechenschaft gegeben hat. Das hätte ihn vielleicht bewogen, mit dieser Einstudierung nicht bis nach dem Abgang von Bassermann zu warten, der für Fiesco, Verrina, Andreas, Gianettino und den Mohren so tauglich ist, daß man in jedem Fall sich die andern vier Rollen von ihm hinzugewünscht hätte. Vorbei. Sind aber Pohl und Sommerstorff, Patry und Winterstein nicht mehr am Staatstheater? Hat dessen Frauenpersonal wirklich nur diese Leonore und diese Bertha zu versenden? Für beide Figuren ist Dagny Servaes geeigneter als für die Gräfin Julia, deren Schönheit bei ihr nicht „durch Bizarrerie verdorben" ist, deren Gesicht sie den „bösen mokanten Charakter" vorenthält, deren Weltdamentum durch eine Maskenballperücke allein nicht zu treffen ist. Ihren Giovanni Luigi de Fieschi darf man ebenso wenig auf Schillers Vorschriften hin betrachten. Löwe? Tiger? Majestätischer Schritt, den die Blinden Genuas kennen? Nichts. Dafür klingt der Ton Ernst Deutschs „in hohles Beben hinabgefallen" auch dort, wo er „in stillen Schmerz geschmolzen" sein soll. Ich gehe zum Andreas: zu Kraußneck, der, wie seinerzeit Sonnenthal neben Kainz, sich neben Kortner behauptet, weil auf der Bühne — und fast allenthalben — über Generationsfremdheit Qualitätsverwandtschaft hinweghilft (was nicht heißt,daß von Kraußneck unsre Kinder noch sprechen werden). Kortners Verrina hat mit Fug den Vornamen Josef: dieser eisgraue Römer ist in seiner überschwänglichen, lyrisch überschwingenden Zärtlichkeit ein jüdischer Vater. Als Politiker kennt er keine sentimentalen Regungen. Mit Elektrizität geladen wuchtet er dräuend zwischen den fipsigen Verschwörern einher. Sein Anblick, sein Wort, sein Schrei: davor bleibt schwerlich Einer kalt. Ceterum censeo: Die Bühne gehört der Schauspielkunst.

# Bolschewistische Gastronomie von E. Hurwicz

Ludwig Feuerbach hat bekanntlich den Satz geprägt: „Der Mensch ist, was er ißt”; und Karl Marx hat diesen Satz seiner ganzen Geschichts- und Gesellschaftsphilosophie ausdrücklich zugrunde gelegt. Es ist daher nur folgerichtig, wenn wir ihn auf die Gewaltigen des Bolschewismus anwenden. Aber dann ergibt sich doch bei manchem von ihnen eine bedenkliche Annäherung an die „bürgerliche Psyche”. Ich bin leider nicht mehr im Besitz der auserlesenen Menüs, die die weiland russische Botschaft zu Berlin mitten in dem allgemeinen Hunger verzehrte, und die von einer „vornehmen” Papierhandlung Unter den Linden ostentativ auf Luxuskarten ausgestellt wurden. Dafür kann ich aber das Programm des opulenten Mahls präsentieren, mit dem am einundzwanzigsten März 1921 der Abschluß des englisch-russischen Handelsabkommens gekrönt wurde:

Menu

Huîtres natives
ou
Hors d'Oeuvres Spéciaux

Consommé aux Quenelles
Crème Rubis

Saumon bouilli sauce. Riche
Concombre

Cotelette de Mouton Bouquetière
Pommes nouvelles au beurre

Neige au Kümmel

Poularde en casserole
Salade Française

Asperges Sauce Hollandaise

Pêche glacée Dame-Blanche
Gaufrettes

Café

Daß sich die feine Lebensweise der neuen Machthaber aber nicht auf diese festliche Gelegenheit beschränkt, zeigt das folgende Rundschreiben des — allerdings spartanischen — Tschitscherin.

„Die folgende Mitteilung ist ein Zirkular, das sich an alle ausländischen Vertreter des Rates der Volkskommissare und des Volkskommissariats des Auswärtigen wendet. Diesen Vertretern wird hiermit, unter Androhung strenger Strafe, vorgeschrieben, durch ihre Lebensweise nicht die Arbeiter-Regierung der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjet-Republik zu kompromittieren, die sie vertreten. Bescheidenheit und Einfachheit der Lebensweise der russischen Vertreter müssen dem Charakter unsrer sozialen Ordnung und unsres Staates entsprechen, der ein Staat der Arbeiter und Bauern ist. Unsre Vertreter müssen schon durch ihre Lebens-

weise der ganzen Außenwelt zeigen, daß die Sowjet-Regierung eine Arbeiter- und Bauern-Regierung ist. Keinesfalls darf in den ausländischen Beobachtern die Vorstellung erweckt werden, als hätten Sowjet-Beamte, die verantwortliche Posten innehaben, die Möglichkeit, große Geldsummen auszugeben und einen Luxus und Komfort zu genießen, die der breiten Masse der Sowjet-Bürger unzugänglich sind. Die Lebensweise unsrer Vertreter muß eine faktische Widerlegung der von unsern Feinden immer wieder ausgestreuten Verleumdung sein, daß an der Spitze des Sowjet-Staates eine Oligarchie steht, die ihre Lage zu persönlichen Zwecken mißbraucht. Die Uebernahme jener Sitten, die für die Vertreter der kapitalistischen Regierungen eigentümlich sind, durch unsre Auslandsvertreter kann leicht eine allzu große Annäherung zwischen unsern Vertretern und solchen Elementen bewirken, die von der Konterrevolution und insonderheit der Spionage uns feindlicher Regierungent zu ihren Zwecken gebraucht werden können. Unsre Vertreter müssen daher in der Sphäre ihrer persönlichen Beziehungen die größte Strenge beobachten."

Herr Tschitscherin scheint die alte Wahrheit vergessen zu haben, die da lautet: L'appétit vient en mangeant.

## Um das Ruhr-Revier von Waltreu

Nehmen wir an, Frankreich hätte das Ruhr-Gebiet bereits besetzt und seine Ausbeutungspläne programmäßig durchgeführt. Wie wäre die Lage?

Der Ruhr-Kohle eignet in Westeuropa noch immer ein gewisser Monopolcharakter. Sie liefert einen ausgezeichneten, für den Verhüttungsprozeß brauchbaren Hartkoks, ein Material also, an dem Frankreich trotz seinem allmählich errungenen Kohlenreichtum noch immer Not leidet. Will Frankreich die lothringischen Minette-Erze in einem Umfange, wie Deutschland dies in Friedenszeiten getan hatte, rentabel verhütten, so muß die Belieferung seiner Werke mit Ruhr-Kohle unter allen Umständen gesichert sein.

Die französische Industrie hat dies selbstverständlich längst erkannt. Unter Anwendung politischer und wirtschaftlicher Drohungen wurden Tauschverträge mit uns geschlossen, denen zufolge sie die Minette, wir aber den Koks zu liefern haben. Trotzdem bleibt unsre Position in diesem einen Punkte noch recht stark. Die französischen Industriellen empfinden die Abhängigkeit von dem geschlagenen Gegner denn auch als unwürdig und handeln danach. Leider. Sie haben sich zwar bereit erklärt, hinsichtlich der laut Friedensvertrag zu liefernden Kohlenquantität in der Konferenz von Spa einen gewissen Nachlaß zu bewilligen. Gleichzeitig ist aber die Bedingung aufgestellt worden, daß sie in der Auswahl der zu liefernden Kohlensorten freie Hand haben müßten. Die Ansprüche an die Kohlenqualität sind von ihnen seitdem dauernd in die Höhe geschraubt worden. Das Hauptkontingent an Reparationskohle hat ihrem Wunsche gemäß daher auch jetzt schon das Ruhr-Gebiet zu liefern. Die Besetzung des Industriebezirks würde somit nichts als die Zwangssicherstellung dieser Lieferungen bedeuten.

Westfalen birgt aber noch einen andern, für Frankreich hochbedeutsamen Schatz. Die edelsten Montan-Erzeugnisse Europas werden im Ruhr-Revier hergestellt. Die Absicht Frankreichs besteht daher

in der Kontrolle des dort ansässigen Industrieblocks. Man hofft, ihn später in Beziehung nach Osten setzen zu können. Gelingt es Frankreich, dies Ziel zu erreichen, so ist seinen wirtschafts-imperialistischen Bestrebungen vollauf Genüge getan. In Verbindung mit Rheinland-Westfalen kann es dem ganzen übrigen Europa (mit Ausnahme von England) den Fuß auf den Nacken setzen. Frankreich ist heute bereits das erzreichste Land des Kontinents: mit Rheinland-Westfalen wird es zum Kohlendiktator der Alten Welt.

Die südlich und westlich vom Ruhr-Gebiet gelegene Montan-Industrie kann von einem französischen Rheinland-Westfalen mit Leichtigkeit beherrscht, wenn nicht sogar ausgeschaltet werden. Holland, der Schweiz und in gewissem Umfang sogar Italien können die Kohlensendungen gesperrt oder doch im Preise so verteuert werden, daß die Gestehungskosten erheblich anziehen müßten. Es ist sehr fraglich, ob England und der mächtig angewachsene amerikanische Kohlenexport in der Lage sein würden, die europäischen Randstaaten, aber auch die mehr um das geographische Zentrum des Kontinents gelegenen Länder billiger zu versorgen. Die deutschen Kohlenpreise liegen auch unter Berücksichtigung der vor kurzem bewilligten Preiserhöhung um 27 Mark für die Tonne noch immer so tief unter den Weltmarktpreisen, daß Frankreich leicht einen erheblichen Preisaufschlag festsetzen könnte, ohne doch den völligen Ausgleich mit den Weltmarktpreisen herbeizuführen. Eine gefährliche Waffe ist in die Hand Frankreichs durch die Bestimmung des Friedensvertrages gelegt worden, die eine unentgeltliche Lieferung von Kohle für viele Jahre vorsieht. Frankreich könnte aus dem sich immer höher türmenden eignen Kohlenüberfluß daher Schleuderverkäufe vornehmen, für deren Preis nicht die eignen Gestehungskosten maßgebend sind, sondern nur das Bestreben, die Preissätze des Wettbewerbers um ein Geringes zu unterbieten. Gewiß würde in späterer Zeit — sachverständige Kreise glauben: im Jahre 1925 — der Ueberfluß an Kohle in der Welt allgemein so groß werden, daß durch Gewaltmaßnahmen die Preise nicht mehr zu halten sind. Bis dahin kann Frankreich aber aus willkürlicher Erhöhung der Kohlenpreise bereits ungeheuern Reichtum gehäuft haben.

Angeblich soll zwar das Ruhr-Gebiet um des Reparationsproblems willen besetzt werden. Also muß es Erträge liefern. Das kann nur geschehen, wenn die Kohle mit einer Steuer belegt wird. Diese Kohlenpreiserhöhung kann indessen so hoch geschraubt werden, daß den finanzschwachen westlich gelegenen Werken der Bezug von Kohle sehr schwer, wenn nicht unmöglich gemacht wird. Unternehmungen, die — wie die chemische Industrie — Ruhrkohle unbedingt beziehen müssen, würden durch die notwendig sich einstellende Verteuerung der Preise für ihre Fertigfabrikate so arg betroffen werden, daß wahrscheinlich selbst der Vorteil aus einer wachsenden Exportprämie bei weiterer Verschlechterung der Valuta verloren ginge und jeder Wettbewerb auf den Weltmärkten vollends unmöglich gemacht würde.

Es scheint, als habe besonders England die außerordentlich schweren Gefahren, die seiner eignen Industrie, aber schließlich auch der Wirtschaft der neutralen Länder aus der Besetzung und Ausbeutung des Ruhr-Gebiets entstehen würden, klar erkannt. Großbritannien fürchtet durchaus mit Recht, daß nicht nur der französische Markt, sondern auch seine übrigen, in letzter Zeit nur recht mühsam beherrsch-

ten Absatzgebiete auf dem Kontinent verloren gehen müßten, wenn Frankreich mit der Ruhr-Kohle nun auch die rheinisch-westfälische Industrie beherrschte. Die französischen Industriellen treiben ja zur Besetzung des Ruhr-Reviers nur, weil sie einen ganz bestimmten Plan haben, der leider auch von einem sehr bekannten deutschen Industriemagnaten mindestens wohlwollend behandelt wird. Natürliche, oekonomische und geographische Momente drängen nun zwar ohne Zweifel auf die Bildung eines großmächtigen rheinisch-westfälischen Montan-Trusts unter Einbeziehung der lothringischen und vielleicht sogar gewisser belgischer Werke. Nützlich wäre eine Zusammenfassung indessen nur unter der Voraussetzung gleichmäßig verteilter politischer Macht. Die Begründung dieses gewaltigen Industrieblocks würde aber — besonders bei der heutigen für Frankreich so außerordentlich günstigen Kräfteverteilung — eine unmittelbare Drohung für Großbritannien bedeuten. Allein aus dieser Ueberlegung stammt zweifellos auch die Abneigung Lloyd Georges gegen eine Besetzung und Ausbeutung des Ruhr-Gebiets. Der englische Premierminister ist leider ein auf wirtschaftlichem Gebiet wenig gebildeter Politiker; er hätte sonst schon in Spa die Entwicklung voraussehen müssen und nicht zugeben dürfen, daß der deutschen Wirtschaft übermäßig große Kohlenmengen zu Frankreichs Gunsten entzogen wurden.

Die Folgen dieser kurzsichtigen Politik hat England in den letzten Wochen tragen müssen. Der englische Bergarbeiterstreik ist nichts andres als eine Wirkung der Verschleuderung deutscher Reparationskohle durch Frankreich. Jetzt endlich erkennt Lloyd George, wieviel schlimmere Folgen eine Besetzung und Ausbeutung des Ruhr-Reviers für die britische Volkswirtschaft haben müßte. Briand hat dieser Tage in London ein fein ausgeklügeltes Projekt vorgelegt. Die Beteiligung der Entente durch Hergabe von Aktien deutscher Unternehmungen, die Frankreich zu Pfand- und Reparationszwecken in London gefordert hat, soll und würde dazu führen, daß große deutsch-französische Industrie-Trusts sich bildeten. Gewiß hätte auch England Anspruch darauf, in gewissem Umfang beteiligt zu werden. Aber die französische und belgische Quote an unsern Leistungen ist gegenüber dem englischen Anteil, wenn man die Pariser Beschlüsse zugrunde legt, so groß, daß England in jedem Falle zurückgedrängt würde.

Für die britische Volkswirtschaft gibt es daher — dies ist die Lage — zur Zeit keine größere Gefahr als eine deutsch-französische Verständigung. Die Unsinnigkeit des einseitigen kontinentalpolitischen Programms, wie es von einigen deutschen Politikern leider noch immer halsstarrig vertreten wird, kann nicht besser als durch diese Situation und die Ereignisse in London gekennzeichnet werden. Eine Verständigung mit unserm westlichen Nachbar ist unzweifelhaft erwünscht; aber es muß alles vermieden werden, um gegen die französische die britische Feindschaft einzutauschen. Unendlicher politischer Geschicklichkeit wird es bedürfen, um zwischen dieser Scylla und dieser Charybdis das deutsche Staatsschiff hindurchzusteuern. Unser Ziel muß sein, daß wir uns mit Frankreich verständigen, ohne gleichzeitig die britische Volkswirtschaft in ausgesprochene Gegenkonstellation zu versetzen. Das kann nur geschehen, wenn unsre Wirtschaft selbständig bleibt und aus eigner Kraft leistet, was die Gegner fordern. Im deutschen und im britischen Interesse.

# Rundschau

## Der Geist der Utopie

Der ‚Geist der Utopie' von Ernst Bloch (erschienen bei Duncker & Humblot in München) ist eine ganz große visionäre Philosophie, die mit weißglühender Hellsichtigkeit die tiefsten Tiefen unsrer namenlosen Wendezeit ableuchtet, ihr furchtbares mystisches Gesicht. Kein andres Werk gibt in solcher Radikalität den Extrakt des Zeitgehaltes wie der ‚Geist der Utopie' — auch Spenglers Wälzer nicht, diese nur materialistisch-relativistische Geschichtsphilosophie, bloße rationalistische Konstruktion, die wohl weiß, daß wir in totalem Untergang begriffen sind, am Ende des wissenschaftlichen Zeitalters stehen, aber von keiner Ahnung beglänzt ist, daß die Goldpforten einer nachwissenschaftlichen, einer neuen metaphysischen Aera am Horizont aufbrennen. Dort aber, an der Scheide vom Diesseits und Jenseits, setzt Ernst Blochs magisch-religiöse Philosophie ein.

Was denn wird uns noch bleiben, uns, die wir rettungslos am äußersten Rande aller Erdenmöglichkeiten leben, hineingestellt in den Zusammenbruch aller Götter, das absolute Nichts! Schon tosen in Zeit und Raum die apokalyptischen Reiter hinab. Messianische Musik klingt in den Lüften: Symphonien, von denen Ernst Blochs überragende Geistigkeit tönt. Grundgedanke seines Buches der intuitiven Gewißheit, des zweiten Gesichts: daß das Leben sich jetzt überhaupt und endgültig vom Tatsächlichen loslöst und hineingeht in das Wahre und Wirkliche, das ewig Gemeinte.

Apokalyptisches Bewußtsein. Nun naht die Nachtmahr, und die kosmische Bühne selbst wird verschwinden. Abermals: Was denn wird uns noch bleiben in zerlebter, zerdachter, endlich zertrümmerter Welt? Nur noch das Licht, das in uns brennt, das mystische Meer des Ingesindes, das Bloch aufruft. Heimkehr endlich zu dem wahren, dem ewigen Ich, das von Schundwelt übertäubt wurde, Philosophie der Selbstbegegnung, der Begegnung mit dem König der dunklen Kammer in uns. Das ist die ausschließliche Pfeilrichtung dieser hymnschen Jenseitsphilosophie.

Von transzendentalem Pathos hallt der ‚Geist der Utopie', diese unerhörte gedankliche Schöpfung von der okkulten Realität des Lebens, das ohne Metaphysik jetzo endgültig hoffnungslos erscheint. Und in diesem Sinne bedeutet Ernst Blochs Werk die Ablösung Zarathustras, der unserm an die äußerste Schwelle geratnen Geschlecht nicht Botschaft mehr bedeuten kann. Gesagt sei das besonders instinktlosen Spießern des Aktivismus, denen Blochs ‚Geist der Utopie' zum Stein des Aergernisses ward.

Walter Behrend

## Macht und Ohnmacht der Presse

Wie hemmt oder fördert man den Einfluß der öffentlichen Meinung — wie kann man Erfolg oder Nichterfolg eines theatralischen Werks korrigieren?

Eines Tages im Jahre 1915 wurde einem Theaterdirektor, der sich bei dem Feuilletonredakteur einer großen berliner Tageszeitung erkundigte, warum denn seine Notizen nicht erschienen, die Antwort zuteil: „Es gibt jetzt so viel wichtigere Dinge in der Welt! Wenns nach mir ginge: nicht ein Wort würde übers Theater gedruckt werden!"

Der Berechtigung dieser Antwort konnte sich selbst ein noch so betriebsamer Bühnenleiter nicht verschließen. Umso intensiver mußte den armen Theaterprinzipal das Dilemma plagen, was besser sei: sich einen Strick zuzulegen oder das Theater vor sicherm Untergang zu retten. In diesem verzweifelten Zustand half ihm sein übelster Feind: das Kino. Zu Unrecht von Kunst und Kritik über die Achsel angesehen, fristeten damals (und wohl noch heute) die Kinos ihr Dasein einzig durch

die Mitteilungen an das Publikum im Inseratenteil, für die sie eine Riesensumme in ihren Etat eingestellt hatten. Und das Geschäft ging und geht „ganz gut". Wie ein Blitz durchfuhr es den Konkurrenten von der andern Fakultät: Wer hindert dich denn, in der Zeitung „hinten" umso auffälliger aufzutreten, je stiefmütterlicher man dich „vorn" unterm Strich behandelt?!

Das war die Geburtsstunde jener naturnotwendigen Aenderung, die mit den Theateranzeigen geschehen ist. Es kamen die Nachahmer und Vergrößerer von Anzeigen bevorstehender Premieren. Es kamen die Erfinder der Ankündigungen von Jubiläumsvorstellungen mit ihrem wenig schüchternen Hinweis auf den wirklichen oder „gemachten" Erfolg. Es kamen endlich die richtigen „Entwickler" und Ausbeuter der im Kriege geborenen „Erfindung". Man begann ganz einfach, die Kritiken selber zu schreiben und fett zu drucken. Es kostete was — aber siehe da: es brachte auch was ein.

Die berliner Theaterkritiker — der Barbestechung, mit einer Ausnahme, unzugänglich — mußten sich die Skrupellosigkeit des Verlegers gefallen lassen. Immer von neuem, meist schon am Tage nach der Premiere, oft gleichzeitig mit der Kritik, durfte der Kunstrichter das Gegenteil von dem lesen, was er mit Müh und Fleiß und manchmal in künstlerischer Form wider die Aufführung gesagt hatte.

Die Ohmnacht der Zeitungsredaktionen ist ebenso verblüffend wie beschämend. Unfähig, die Profitsucht ihrer Verleger zu dämmen, zwingen sie langsam, aber sicher auch alle noch künstlerisch arbeitenden Theaterdirektoren, den Widerstand aufzugeben. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann diese wenigen, schwer Not leidenden Direktoren durch Nachahmung sich vor dem Untergang retten werden! Oder sieht Jemand noch einen Ausweg?

Scipio Bourgognino

## Deutsche Richtergeneration 1940

Zum Hakenkreuz erzogen, das damals Mode war,
vom Rektor angelogen — so wurdst du Referendar.

Du warst im tiefen Flandern Etappenkommandant.
Du spucktest auf die Andern auch hier, im Vaterland.

Ihr spieltet Wilhelms Stützen; das Corps ersetzt das Heer.
Gäbs Keine ohne Mützen: Ihr wäret gar nichts mehr.

Nach steifen Amtsvisiten, der Landgerichtsstation
kam dann nach alten Riten die Doktorpromotion.

Es kam das Staatsexamen. Ihr seid emporgerückt.
Ihr setzt nun vor den Namen den Titel, der euch schmückt.

Nun, deutsche Jugend, richte! Hier Wage! Da das Schwert!
Räch dich für die Geschichte! Zeig dich des Kaisers wert!

Würg mit dem Paragraphen! Benutz den Kommentar!
Du mußt den Landsmann strafen, der kein Teutone war.

Setz auf das Samtbarettchen! Das Volk es glaubt an dich.
Justitia, das Kokettchen, schläft gern beim Ludewich.

Du gibst dich unparteilich am Strafgesetzbuchband . . .
Du bist es nicht. Nur freilich: Juristen sind gewandt.

Du wirst des Rechtes Künder. Dich kriegt man nicht — für Geld.
Gott gnade dem armen Sünder, der dir in die Finger fällt!

Ich grüße dich, wunderbare Zukunft der Richterbank!
Du nennst das einzig Wahre: Rechtsspruch nach Stand und Rang!

Ihr wählt euch eure Zeugen! Ihr sichert den Bestand!
Wo sich euch Rechte beugen, ist euer Vaterland!

Theobald Tiger

# Antworten

**Thüringer.** Genau so bedeutend wie die Finanzpolitiker deines Ländles, von denen ich voriges Mal Kenntnis genommen habe, sind seine Historiker. Im Gis-Verlag zu Zeitz läßt soeben der Freiherr Alexander von Wangenheim wahrhaft sensationelle Schilderungen ‚Aus Thüringer Vorzeit' erscheinen. Darin heißt es über die alten Germanen, von denen man bisher nur gewußt hat, daß sie am Ufer des Rheins saßen und immer noch eins tranken: „Sie hatten, vermutlich aus Urzeit, die naturgemäße und gesunde, dem Schöpfungswillen entsprechende Einteilung des Volkes in drei Stände, in Edle, Freie und Hörige, die überall streng beobachtet wurde." Da entspricht es dem Schöpfungswillen zum Glück nicht minder, daß der Autor sein Werk Ihrer Königlichen Hoheit der Herzogin Victoria Adelheid von Sachsen-Coburg und Gotha untertänigst zu Füßen legt.

**Camill Hoffmann.** Sie wünschen, den Besucher Ihrer Vatersadt Prag, der hier vor vierzehn Tagen seine Eindrücke wiedergegeben hat, in einigen Punkten zu berichtigen. „Vindex schreibt, daß die deutschen Inschriften fehlen. Daß man nur in Hinterzimmern weniger Hotels und Restaurants deutschsprachige Zeitungen lesen kann. Daß es sich empfiehlt, nachts überhaupt nicht deutsch zu sprechen und am Tage nur gedämpft. Ja, weiß er denn nicht, daß Prag etwa 800 000 Einwohner hat, und daß die 30 — 40 000 Deutschen davon eben kaum ein Zwanzigstel sind? Da ihrer nicht mehr sind, hört man sie eben nicht öfter. Nur wer nach Prag kommt mit der Vorstellung, es sei eine deutsche oder vorwiegend deutsche Stadt, ist darüber erstaunt. Ich habe unzählige Male, auch nach dem Kriege, in schwärzesten Nächten auf prager Straßen deutsch gesprochen, und zwar mit normaler Schallstärke, ohne den geringsten Konflikt zu erleben. Raufbolde sollen keine auf Prag beschränkte Menschenart sein, und was sie zum Anlaß für ihre Händel nehmen, ist kein Gegenstand hoher Staatspolitik. Ich bin sicher, daß in Berlin Berliner von Berlinern ebenso leicht angerempelt und überfallen werden wie in Prag Deutsche von Tschechen. Vindex erwähnt ferner ‚die Legionäre' und stempelt sie zu Chauvinisten. Aber achtzig Prozent der Legionäre sind sozialistisch gesinnt und weitab von allem übertriebenen Nationalismus. Und schließlich: Masaryk ist ein ‚Gefangener'? Er, der eine Abordnung anfuhr, er lasse sich nicht von der Straße kommandieren? Nichtsdestoweniger bleibt Vindex ein Ausnahmeberichterstatter. Die Mehrzahl seiner reisenden berliner Kollegen kommt garnicht auf den Gedanken, sich Prag einmal anzuschauen. Leider. Denn es wäre nötig, daß in Deutschland die Wahrheit über den neuen tschechoslowakischen Staat bekannt würde." Dann machen doch Sie sie bekannt, lieber Camill Hoffmann. Daß die Zeitungen keinen Wert auf die Wahrheit legen, steht fest. Aber es gibt doch erfreulicherweise noch Zeitschriften.

**Max W.** Sie müssen eben Antisemit werden, Herr, auf daß es Ihnen wohl ergehe und Sie herrlich leben in Deutschland. Verzweifelt beklagen Sie sich bei mir über die Praktiken des Buchhändlerbörsenblattes, das seiner Pflicht, die Interessen aller Buchhändler unparteiisch wahrzunehmen, von Tag zu Tag ungenierter zuwiderhandle. Der Verlag Paul Steegemann in Hannover schickt ihm ein Inserat von Hans Reimanns Satire: ‚Artur Sünder: Die Dinte wider das Blut' (bei deren Lektüre einer Zwerchfellerschütterung auszuweichen nicht leicht ist). Was tut das Börsenblatt? Es verletzt das Berufsgeheimnis. Es mißbraucht das Vertrauen Paul Steegemanns, der damit rechnen zu dürfen glaubt, daß seine Anzeige der gesamten Oeffentlichkeit auf ein Mal vor Augen kommen werde. Es übersendet das Inserat vor der Drucklegung dem Verlag von Arthur Dinters ‚Sünde wider das Blut' und animiert ihn, dieses „Volksbuch" auf der gegenüberliegenden Seite anzuzeigen. Die

Firma Matthes & Thost folgt solcher Einladung, die ein jüdischer oder pazifistischer oder sozialistischer Verlag nie erhalten würde, selbstverständlich hurtig und freudig. Höhnisch dankt sie in ihrem Inserat „der Firma Reimann-Steegemann für die unfreiwillige Werbearbeit", und triumphierend verkündet sie, daß „soeben Druckauftrag für das hunderteinundsiebzigste bis zweihunderste Tausend erteilt" worden sei. Sollte es wirklich nur so wenige Kretins in Deutschland geben? Auf! Vermehren Sie diese kleine Schar, indem Sie Antisemit werden. Dann profitieren Sie ideell oder materiell von Geschäftsgebräuchen, die Sie jetzt „beispiellos schmählich" nennen. Dann sind Sie nicht länger in jener Minderheit von Verlegern, die gallenkrank werden aus Wut über ihre Ohnmacht. Dann können Sie sich mit Stolz der Mehrheit zugehörig fühlen, die zwar der Unsinn ist, aber die Macht hat, Deutsch-, land in und vor der Welt immer unrettbarer zu blamieren. Dann werden Sie mir nicht mehr von der Cantate-Messe so schnöde berichten: „Die bestfundierten Verleger schimpfen auch bloß, wenn Keiner dabei ist. Man hat die tote Kaiserin leben lassen, die eingeheimsten Teuerungszuschläge, an deren Abbau nicht zu denken ist, festlich versoffen und mit wohlgeschmierter Kehle Deutschland über alles erhoben. Kein Kunststück, die Bande lächerlich zu machen. Aber dann schmeißt sie mich raus, und eine andre Möglichkeit, Bücher abzusetzen, existiert nicht. Oder wissen Sie eine?" Ich bin neulich angefragt worden, ob ich für eine Sezession aus dem Buchhändlerbörsenverein zu haben wäre. Auf der Stelle. Daß dergleichen geplant wird, ist ein Zeichen, wie weit die Unzufriedenheit schon gediehen ist. Was fehlt, ist ein Führer, ein Kerl mit Organisationstalenten, Fäusten und Nerven. Aber der wäre wahrscheinlich eher aufzutreiben als Mitglieder, als Verleger und Sortimenter, die ihre Entsagungsfähigkeit über einige schlechtere Jahresbilanzen hinwegbringen würde. Und selbst die Entsagungsfähigkeit würde früher da sein als das Kapital für die Gründung. Denn die dümmsten Bauern haben die größten Kartoffeln, und die Reaktion hat nun einmal das Geld.

**Hermann Reisner.** Eine hamburger Zeitung bringt das folgende Inserat: „Uhr mit Zipfel grün-rot-weiß von Bahnhof bis Alster verloren. Zipfel gegen hohe Belohnung abzugeben. Uhr kann behalten werden." Also da werden Freitische für Studenten zur Verfügung gestellt. Da helfen die Quäker den unbemittelten deutschen Studenten über die leibliche Not hinweg. Da spenden ausländische Universitäten Bücher für die Bibliotheken der deutschen Schwesterinstitute, um der geistigen Not zu steuern, weil unsrer Republik die Mittel fehlen. Und da wagt solch ein Auchstudent, öffentlich zu prahlen: Die Uhr kann behalten, die kann mir gestohlen werden, wenn ich nur meinen Bierzipfel, das Wahrzeichen alldeutscher Geisteskultur, wiederkriege! Gute Zeiten für Taschendiebe. Sie gelangen straflos zu Uhren, sobald sie es einzurichten wissen, daß bunte Gambrinusbänder dran hängen.

**Politiker.** Bei uns wird höchstens in Druckfehlern einmal die Wahrheit gesagt. „Die Entwaffnung der bayrischen Einwohnerwehren zu erzwingen: hier würde jede Reichsregierung tatsächlich vor einem possumus stehen." Jede — außer allen, die dem armen Deutschland beschert sind, oder die es, leider sich selber beschert.

Für die Opfer deutscher Richter haben ferner eingesandt: Tieler, Burghausen, 32 M.; Frau Wolter, Berlin, 50 M.; G. Frank, Dresden-Loschwitz, 50 M.; Gerten, Altona, 50 M.; H. St., München, durch M. K., 50 M.; X., 25 M.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

# Die Erfüllung des Ultimatums von Karl Rothammer

Die Unterschrift ist geleistet worden: jetzt muß das Ultimatum erfüllt werden. Unverzüglich muß die Politik, insbesondere die Politik der Wirtschaft und der Steuern, darauf eingestellt werden, die ungeheuern Leistungen, die das Diktat der Entente von uns verlangt, hervorzubringen. Nachdem die Rechtsparteien abgelehnt haben, das deutsche Volk vor neuer Invasion zu behüten, haben die Parteien, die das schwere Opfer brachten, sich mit der Unterzeichnung zu belasten, nicht die geringste Ursache, bei den nunmehr erforderlichen Maßnahmen jene Feigen, jene Deserteure zu schonen. Das Ultimatum ist nur dann nicht zu verletzen, wenn die Gesamtwirtschaft Deutschlands auf eine außerordentliche Höhe gelangt, wenn solche Wirtschaft streng und einheitlich organisiert wird, und wenn von dem Erträgnis erhebliche Teile für die Wiedergutmachungsforderung kraft Entschlusses des Reiches Verwendung finden.

Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß die notwendigen Maßnahmen leichter zu treffen und durchzuführen sein werden, wenn die Industrie und das Großkapital die erforderliche Opferwilligkeit aufbringen. Tun sie das nicht — und es liegt nahe, daß sie es mit dem Hinweis auf ihre Verweigerung der Unterschrift nicht tun werden — so werden sie dazu gezwungen werden müssen. Das Reich oder die jeweils zuständige Staatsgewalt wird den Betrieb der versagenden, aber nicht zu entbehrenden Produktion zu übernehmen wissen. Es wäre töricht, wollte man nicht der Industrie und dem Kapital die Möglichkeit bieten, Erfüllungswege, die gangbar sind und das erforderliche Opfer am schnellsten zum Ziel fördern, aufzuzeigen. Wenn aber solche Vorschläge nicht genügen, wenn sie gar bösartig verweigert werden, müssen gesetzliche Maßnahmen das Notwendige bestimmen. Sabotage wird als Hochverrat zu behandeln sein. Denn hinter solcher Sabotage steht der feindliche Einmarsch, steht der Verlust von Territorium, steht die Gefährdung unsrer nationalen Selbständigkeit. Es kommen harte Zeiten: sie verlangen eine harte Regierung, die sich die Durchführung ihres Wirtschaftsplanes nicht stören läßt. An Erschütterungen wird es nicht fehlen; umsomehr muß dafür gesorgt werden, daß die Wirtschaft des deutschen Volkes festgefügt, möglichst oekonomisch und einheitlich arbeitet. Dann, aber auch nur dann werden wir politisch den Erfolg der Unterschrift sichern, werden wir wirtschaftlich den Siegerländern handfest demonstrieren, daß Deutschlands Produktion, wenn man sie um des Tributes willen zum Aeußersten aufpeitscht, zur drohenden Lawine, zur Gefahr für die Selbständigkeit der Produktion der Siegerländer werden kann und werden muß. Dieses aber wiederum ist die Voraussetzung für eine Revision all der Unsinnigkeiten, die das Ultimatum von uns und gegen die eignen Interessen der Diktatoren verlangt.

Um solcher Politik die erforderliche Basis zu schaffen, wird am zweckmäßigsten sein, das Volk neu zu befragen. Die Wahl-

parole ist gegeben: Sicherung der deutschen Produktion zur Sicherung des deutschen Landes, der deutschen Freiheit, der deutschen Kultur gegen alle Folgen, die aus einer Nichterfüllung des Ultimatums auf uns niederfallen müßten. Entschiede das Volk sich bei solcher wahren Schicksalswahl gegen die Voraussetzungen einer so entschlossenen Regierung, so verdiente es den Untergang, dem es dann verfallen wäre. Die Neubefragung des Volkes ist also ebenso eine politische wie eine moralische Notwendigkeit. Ist sie erfolgt und ist ihre Beantwortung eine Bejahung des Lebenswillens und der Zukunftshoffnung des deutschen Volkes: dann wird und muß gelingen, widerstrebende Elemente niederzuzwingen und alles, was Hirn und Arme bewegt, ohne Gefährdung des Wohles der Einzelnen, ohne Experimente in den Dienst der einen großen Aufgabe zu stellen.

Die Herren der Rechten haben den Einmarsch, den sie selber am meisten zu fürchten gehabt hätten, durch Andre abwehren lassen und trotzdem nach ihrer Gewohnheit von der nationalen Ehre, die sie bekanntlich gepachtet haben, gesprochen. Die nationale Ehre Deutschlands kann nicht darin bestehen, daß auf irgendein Wunder, auf irgendeine Tat, die irgendwann einmal getan werden soll, gewartet wird. Die nationale Ehre Deutschlands wird gewahrt mit oder gegen den Willen der Ehrplapperer von der Gesamtheit des Volkes durch Arbeitsleistung, die man, wenn Phrasen beliebt sind, Fron unter der Peitsche der Entente, die man aber richtiger Ueberwindung des vom Feudalismus und seiner letzten Karikatur uns beschiedenen Unheils nennen kann. Der Einmarsch hätte die Vernichtung der deutschen Arbeit, Millionen von Arbeitslosen, eine neue Revolution und Zustände bolschewistischer Art gebracht. Die Unterschrift, die solch Unglück abwendete, es jedenfalls abzuwenden versucht, bedeutet die Einleitung eines Zwecksozialismus, eines Sozialismus, der vielleicht von den Vorstellungen der Theoretiker und der Sehnsüchtigen vielfach abweichen wird, der aber Eines ganz gewiß verwirklichen dürfte: die Verpflichtung der Einzelnen für das Gedeihen der Gemeinschaft. In solchem Sinne — nicht nur, um die Unterschrift zu leisten, sondern um die Unterschrift zu erfüllen, und das heißt eben, um die deutsche Wirtschaft in entsprechender Weise leistungsfähig zu organisieren — hat die Sozialdemokratie, die wahrlich bequemer abseits geblieben wäre,gemeinsam mit den Parteien, die gleichfalls Notwendiges tun wollten, eine Regierung übernommen, deren Wirksamkeit aber erst, was immer wieder betont werden muß, durch neue Volksbestätigung gefestigt werden kann.

Es wäre leicht, Herrn Stresemann in der ganzen Schäbigkeit seines Versagens zu konterfeien. Es wäre leicht, zu vergleichen, wie die Deutsche Volkspartei die Wahlen vom Juni 1920 erschlichen hat, und wie ihre Außenpolitik schließlich dahin führte, die damals als schlapp und unfruchtbar beseitigte Koalition wieder herbeizurufen. Lassen wir die Toten ihre Toten begraben und blicken wir vorwärts, hinweg über die wütend geifernden Ritter und Räuber, vorwärts auf das Feld der deutschen Arbeit, die nicht nur den Aufbau Deutschlands, sondern Europas bestimmen wird.

# Oberschlesien von Arno Voigt

Nicht nur, daß in Oberschlesien Deutschland ohnmächtig ist. Das mag bei allem Unglück für uns immer noch den Trost des erzwungenen Zustandes haben. Nein, auch die Entente steht vor dem Nichts und sieht nun die Folgen ihrer Klugheit. Freilich ist nicht richtig, schlechtweg „die” Entente zu sagen. Oberschlesien ist ein treffendes Beispiel für den Wettstreit der neuen gegen die alte Entente, die hier aus Prestigegründen ihre Politik glaubt durchführen zu müssen. Die alte Entente, die Versailles schuf, ignorierte die Wirklichkeit vollständig. Der Lauf der Geschichte wird zeigen, ob sich die Wirklichkeit gegen die Entente nicht etwa dieselbe Freiheit herausnimmt.

Im Anfang war Oberschlesien von der deutschen Landkarte gestrichen. Auf den deutschen Protest hin verstand sich die Entente zu der Abstimmung. (Wie würde vice versa die Deutsche Zeitung einer solchen schlappen deutschen Politik den Fehdehandschuh hingeworfen haben!) Es kam die Besetzung. General Le Rond befahl zu Oppeln für sich Quartier in einer polnischen Villa. Die Ausführung des Befehls scheiterte an der deutschen Tücke, die seit dem Jahre 1159, da ganz Schlesien zum Heiligen Römischen Reich kam, mit Fleiß keine Polen nach Oppeln gelassen hatte, damit sich für Herrn Le Rond kein genehmes Quartier fände. Trotzdem richtete man sich recht und schlecht ein. Nicht am schlechtesten bei jenen deutschen Frauen, deren werte Namen in Oppeln eines Tages auf einem käuflichen Index standen. Preis: zwei Mark. Zusatz: daß besagte Damen bei dem „friedlichen Zusammenarbeiten der Deutschen mit den Franzosen”, das der Oberste Rat sich wünschte, eine etwas gar zu pazifistische Auffassung betätigt hätten. Quand même, sagte man sich in Frankreich: es geht ins Philiströse, und das kann zum Todeskeim der großen Politik werden! Darum half man nach, indem man die polnische Begehrlichkeit unterstützte. General Le Rond hat in Oppeln jeden Augenblick als Stockfranzose gehandelt. Wäre er deutscher Offizier gewesen und zum Cef des deutschen Nachrichtenwesens, Herrn Oberst Nicolai, in die Schule gegangen: er hätte niemals solche wahrheitswidrigen Berichte über Oberschlesien nach Paris geschickt, wie er zwei Jahre lang getan hat. In Oppeln sitzend, holte er sich sein Material über die oberschlesische Frage aus Paris, ein Vollrepräsentant der alten Entente.

Aber in Oppeln gab es auch eine Handelskammer. Und die Archive der riesenhaften industriellen Unternehmungen strotzten von Berichten, Denkschriften, Abschlüssen und Statistiken. Das war gefundenes Futter für die londoner Herren, die als Kreiskontrolleure nach Oberschlesien kamen. Sie brauchten nicht viel zu studieren, diese Vettern und Söhne der City. Von selbst flogen ihnen die Tatsachen zu, und sie erkannten, daß selbst die feierlichste Betrachtung der Entente aus einem Pieron noch keinen Henckel-Donnersmarck und aus einem Analphabeten noch keinen Hillger mache. Die alte Entente verblich mit jedem Tage mehr, wo der im elegantesten Zivil dasitzende englische Major mit den Bergarbeitern sprach, denen vor Staunen über

die hier mit größter Leichtigkeit auf deutsch oder polnisch vorgetragenen Erwägungen und Vernehmungen über ihre allereigensten alltäglichen Sorgen der Mund offen stehen blieb, bis er mit einer Zigarette oder einem Cognac oder einer Praline geschlossen wurde. Was nun den Major anbetraf, der sich bisher zwar nie viel mit Politik beschäftigt hatte, aber einen reinen, von keinem Dogma getrübten politischen Instinkt hatte, so sah er nirgends irgendwelche beachtenswerten Gegensätze zwischen Deutschen und Polen, sondern erkannte immer deutlicher, daß er halt deutsch und polnisch sprechende Oberschlesier vor sich hatte. Aus dem Gefühl des Engländers, der sich mit imaginären Größen nicht gern abgibt, lehnte er die um der Politik willen geschaffene oberschlesische Politik ab, indem er sich sagte, daß Politik treiben immer nur heißen könne: der in ihren Grundtrieben erkannten Wirklichkeit nachhelfen.

Der utopischen trat so die experimentelle Entente gegenüber; wobei zu betonen ist, daß beide Strömungen sich auch in der Interalliierten Kommission vereinigten. General Le Rond, von dem Bewußtsein durchdrungen, daß die Pracht seiner Stellung von der Wahrung seiner heiligsten Scheuklappen abhänge, schaute unentwegt nach Paris und trieb in dem vielbewegten Leben oberschlesischer Bedürfnisse wie der Oelfleck im Wasser. Ganz ausgeschlossen war, daß die Erörterung der Lage und der Ereignisse nicht stündlich sein Ohr suchte. Es gab am Sitz der Interalliierten Kommission eine Trinität, auf die das Attribut heilig nicht grade paßte. Aber der junge Mann Clemenceaus lachte über die oberschlesische Frage, die für ihn keine Frage war. Für die Oberschlesier selbst war dieses Format nicht neu; der Kolonisator, der Eroberer, der auf ihre Eigenart pfiff, kam diesmal eben aus Paris statt aus Berlin. Eine ganz neue Erscheinung war dagegen für ihn der englische und der italienische Offizier. Hier vornehme Schonung seiner Person als Bewohner des Landes, dort verständige, in ihrer Unpathetik so wohltuende Rücksicht auf die Bedingungen und Voraussetzungen der Wirtschaft. „Der Major X, das ist ein Gewerberichter, Donnerwetter!", sagte uns ein Gewerkschaftsführer. Freilich: ein Eroberer hätte anders aussehen müssen als ein „Gewerberichter".

Je mehr dergestalt aus den Organen der Entente Schiedsleute im friedlichen Streit der Alltagsarbeit wurden, desto bedenklicher wurde es für die alte Entente. In diesem Verlauf der Dinge zeigte sich wieder einmal die Wahrheit der Erfahrung, daß, wer kolonisieren will, sich zunächst selbst kolonisieren lassen muß. Jedenfalls bröckelte jeden Tag, den die fremden Offiziere in Oberschlesien weilten, von dem Ententepiedestal ein Steinchen ab. Der Erfolg war, daß die einst in Unnahbarkeit Ragenden dem Volk immer näher kamen, dem Land und der Wirklichkeit. Da mag Mancher gelächelt haben, wenn er an seine frühern Vorstellungen über Oberschlesien zurückdachte. Jede solche einsichtige Resignation aber bedeutet der alten Entente gegenüber einen Schritt zum Revisionismus. Man darf ja solche Gedanken heute in Deutschland nicht aussprechen, ohne für einen heillosen Phantasten gehalten zu werden oder einfach für einen Ententeknecht,

einen Landesverräter. Weil der Deutsche den Ehrgeiz, in politischer Hinsicht selbst am rückständigsten zu bleiben, nun einmal nicht aufgeben mag! Auf der Gegenseite sind die Gegensätze jedenfalls längst zutage getreten, und wer in der Methode, nach der die wider Deutschland gerichteten Entente-Beschlüsse zustandekommen, zwischen einst und heute keinen Unterschied bemerkt, der mag ruhig seine Leitartikel weiterschreiben.

Sobald er sich von den offiziell ausgegebenen Tips freimacht, wird er erkennen, daß die in Oberschlesien weilenden Entente-Organe die Momente für die Beurteilung der Dinge zum weitaus größern Teil aus dem Lande selbst und seinen Bedürfnissen herholen als aus Paris. Die alte Entente nahm die nationalpolnischen Ansprüche als Dogma hin. In Oberschlesien merkte man aber garnichts von einem stark pulsierenden polnisch-völkischen Eigenleben. Deshalb sah man in der hierher verlegten Faktorei der Entente die Dinge anders. Daß der Deutsche mit seinem Nachbar nicht in Frieden leben kann, stand für die alte Entente fest. In Oberschlesien aber zeigte sich eine gradezu kuriose Gemütlichkeit zwischen den deutschen Herrn Cziborwski und seinem polnischen Arbeitsgenossen namens Naumann. Daher drängte sich immer mehr der Verdacht auf, daß hier ein feindseliger Zustand nur unterstellt wurde. Umgekehrte Potemkinsche Bilder. Die alte Entente wollte machen. Oberschlesien war Tatsache, Fleisch und Blut. Die junge Entente sah, daß es viel weniger auf das Machen ankam als auf das Laisser passer.

Das bedeutete nun allerdings den Tod für Korfantys Pläne. Nur ein auf den Kopf gestelltes Oberschlesien konnte diesem Gernegroß die Möglichkeit geben, seine Träume zu verwirklichen. Mit immer wachsender Sorge mußte er daher der Wandlung zusehen, die sich in den Herzen der englischen, italienischen, ja sogar mancher französischen Platzhalter langsam vollzog. Während die braven deutschen Blätter ihre Inserenten damit belohnten, daß sie ihnen immer wieder das Schelmenlied vorsangen von dem Werwolf, der über deutschem Lande lag und mit den Polen so gütlich tat — währenddessen ging der Italiener beim Anblick einer deutschen Frau zehn Schritt vorher vom Trottoir, um Platz zu machen; sagte der englische Kreiskontrolleur einer polnischen Deputation, sie möchte ihrem Herrn und Meister Korfanty bestellen, „in seinen Augen sei er ein Schweinehund"; suchte der lustige Oberst Blanchard die deutschen Weinkenner an ihrem Frühschoppentisch auf. Während in deutschen Zeitungen die auf Entreißung Oberschlesiens zielenden Pläne der Entente bis aufs letzte I-Tüpfelchen enthüllt wurden, schüttelte Oberst Percival in Oppeln den Kopf über seinen verbündeten Kollegen Le Rond und vergaß manch englischer Kreiskontrolleur über dem Studium der Bände aus Bibliotheken, Handelskammern und Archiven den Schlaf und noch mehr den Traum von Versailles. Wo dereinst Empörung und Begeisterung gerauscht hatten, stand jetzt auf ein Mal das ruhige Wasser der Einsicht, tief und spiegelblank, aber auch unergründlich und verschlossen. Das war für Herrn Korfanty freilich schmerzlich. Ihm konnte nur die alte Entente helfen. Und er mußte nun seine ganze Kraft

und List daran setzen, die alte pariser Linie für die Stellungnahme gegenüber Oberschlesien wiederzugewinnen.

Seitdem vollzieht sich in Oberschlesien der Kampf der Entente gegen die Entente. Der Doktrinarismus der Sieger wird angegriffen vom unerbittlichen Leben. Briand, Le Rond und Korfanty kämpfen um ihren Atem, den ihnen die Fäden, gesponnen in aller Ruhe von den vornehmen Italienern und den nüchternen Engländern, abzuschnüren drohen. Die alte Entente besteht auf ihrem Schein. An Ort und Stelle ist erkannt worden, daß dieser Schein nur auf Schein beruht. Die unnahbare Pracht Versailles wird übertönt vom grellen Pfiff der beuthener Fabriksirenen. Dogma oder Zwangsläufigkeit: das ist jetzt die Frage, die Engländer und Italiener sich stellen, ohne dabei irgendwie aufgeregt zu sein. Die alte Entente aber führt einen Verzweiflungskampf um eine Politik, die der Zwangsläufigkeit entraten will.

Die notgedrungene Bewilligung der Abstimmung war der erste Rückschritt in diesem Kampf. Es folgten die polnischen Aufstände, bei denen die deutschen Oberschlesier Gelegenheit hatten, zu beweisen, welch gutes und ruhiges Gewissen der Mensch hat, der sich in Uebereinstimmung mit den gegebenen Tatsachen befindet und sich nicht unterfängt, dem großen Rad in die Speichen zu fallen. Der deutsche Abstimmungssieg bestätigte, was die neue Entente in Oberschlesien längst gesehen hatte: es gab keine Voraussetzungen für ein polnisches Oberschlesien. Die neuen Ereignisse aber bedeuten den völligen Bankerott der Versailler Schule. Siezeigen die Schuld der verbündeten und begönnerten Polen und die furchtbare Zukunft, die eine abenteuerhafte „Politik” über dieses fleißige, blühende Land heraufzubeschwören vermöchte. General de Marini, ein Mann von jener blutlosen Gerechtigkeit, wie eine noble, der eignen Stimmungen nicht achtende Auffassung von der Pflicht sie dem Menschen beibringt, sagt offen als Vertreter der Interalliierten Kommission, daß polnische Elemente es gewesen sind, die die Ruhe gestört haben.

Oberschlesien ist das beste Beispiel dafür, wie die alte Entente immer mehr abgetan wird von einer neuen, die sich nicht scheut, den Zwangsläufigkeiten ins Auge zu blicken. In London toasten Herr Lloyd George und Herr Briand auf einander: in Oppeln möchte Herr Le Rond Herrn de Marini nicht ins Gesicht sehen, weil ihm daraus kaum der Respekt vor einer weisen Politik entgegenleuchten dürfte. Die Entente ist einig: Italiener kämpfen mit Deutschen gegen Polen und Franzosen. Warum? Weil es ein Oberschlesien gibt, ein Land der unbekümmerten Tatsachen, die sich nicht nach den Menschen richten und noch viel weniger nach dem überfeinen Destillat eines Siegerwitzes.

Wenn von dem „harten, unbeugsamen Sinn der Entente” gesprochen wird, dann sollte an Oberschlesien gedacht werden, an dem sich die beiden Ententen scheiden. Aufgabe der deutschen Politiker aber ist: die Entwicklung der jüngern Entente genau zu verfolgen und selbst jung zu sein, damit man sich auf der andern Seite nicht vor Grausen dem bewährten Alten, der Untransigenz, wieder in die Arme wirft.

# Inzwischen . . . von Olav Olsen

Besser als jedes Wort der Kritik kennzeichnen Tatsachen das Wesen der deutschen Politik. Als das Ultimatum eingetroffen war, stand unerschütterlich fest, daß unterzeichnet werden würde. Am 8. Mai schon konnte man ziffernmäßig nachrechnen, daß im Reichstag eine Mehrheit für die Unterzeichnung vorhanden war; offen blieb also nur, (was nebensächlich war): welches Kabinett den Willen der Mehrheit vollstrecken werde. Diese Vorgänge der einfachen praktischen Durchführung eines längst feststehenden Beschlusses, die Umsetzung einer politischen Ueberzeugung in die Tat, spielte sich etwa folgendermaßen ab:

Am 9. Mai vormittags steht im Vordergrund das Kabinett Stresemann.

Herr Stresemann hat angeblich mit Vertretern der französischen Industrie verhandelt; um die Lösung der wirtschaftlichen Probleme ist also Keinem bange.

In den Vormittagsstunden taucht plötzlich ein Widerstand der demokratischen Partei auf.

Ausgerechnet die Herren Demokraten haben Bedenken in der Entwaffnungsfrage. Folge: Die Deutsche Volkspartei kann sich selbstverständlich von den Demokraten nicht an patriotischer Gesinnung überbieten lassen und konstruiert schleunigst die bisher unbeachtete Frage der Kriegsverbrecher. Herrn Stresemanns Aussichten treten wieder zurück, und neue Kombinationen treten in den Vordergrund.

S.P.D. und U.S.P.D. verlangen die Unterzeichnung des Ultimatums von den bürgerlichen Parteien.

Die Demokraten vertagen sich. Tagen eine halbe Stunde später zusammen mit dem Parteivorstand bis in die späten Abendstunden hinein, tagen wieder ohne Parteivorstand und wieder mit — und beschließen mit 15 gegen 16 Stimmen Ablehnung des Ultimatums. Der Parteivorstand, dessen Mehrheit für Annahme ist, tagt allein, übt neuen Druck auf die Fraktion aus und tagt mit ihr zusammen. Man ruft einige Abgeordnete herein, und das Stimmenverhältnis ändert sich langsam auf 20 zu 18. Wer sich nicht infolge guter Leitartikel-Honorare vorzeitig festgelegt hat, beginnt langsam seinen Umfall vorzubereiten.

In den späten Abendstunden des 9. und den frühen Morgenstunden des 10. Mai scheint das Kabinett Stresemann erledigt zu sein, da die Deutsche Volkspartei mit überwiegender Mehrheit für Ablehnung des Ultimatums ist.

Ein Kabinett Loebe taucht auf.

Am 10. Mai morgens tagen sämtliche Fraktionen.

Das Kabinett Stresemann ist noch garnicht so unbedingt erledigt; dagegen spricht von Loebe kein Mensch mehr.

Gegen 10 Uhr Anfrage der S.P.D. bei der U.S.P.D. ob sie bereit sei, in eine Koalition mit dem Zentrum oder in eine rein sozialistische Regierung miteinzutreten. Die U.S.P.D. antwortet auf die erste Frage: Nein!, auf die zweite Frage: Ja! Sie bleibt aber ohne Antwort denn inzwischen hat die S.P.D. mit 56 gegen 20 Stimmen die Wiederherstellung der „uralten” Koalition von Weimar beschlossen, den Reichskanzlerposten abgelehnt und ihn dem Zentrum übertragen.

Das Kabinett Wirth steht im Vordergrund.

Inzwischen haben wieder die Parteiführer Mutter, Koch, Schiffer, Trimborn mit Herrn Ebert Rücksprache gehalten, und dieser, der die Situation seit Tagen mißverstanden hat, beauftragt Herrn Bauer mit der Bildung des Kabinetts. Sein Eventualvorschlag lautet: Abstimmung im Reichstag und auf Grund des Mehrheitsbeschlusses Annahme des Ultimatums durch das noch amtierende Geschäftsministerium: Fehrenbach-Simons, dann erst Neubildung der Regierung.

Die Demokraten stürzen sich auf diesen Vorschlag und geben an die Deutsche Volkspartei die Anregung, das Ultimatum durch das Geschäftsministerium unterzeichnen zu lassen und dann ein Kabinett der Einheitsfront von Deutscher Volkspartei bis Sozialdemokratie zur Durchführung der Bedingungen des Ultimatums einzusetzen.

Die Deutsche Volkspartei lehnt ab.

Das Kabinett Bauer steht im Vordergrund.

Neuer Beschluß des Zentrums, das plötzlich auf den Reichskanzlerposten nicht verzichten will. Das Kabinett Bauer ist erledigt.

Das Kabinett Wirth tritt wieder in den Vordergrund.

Herr Wirth beginnt die Verhandlungen mit den Demokraten, um sie zum Eintritt ins Kabinett zu bewegen. Die Demokraten lehnen ab.

Es scheint ein Kabinett aus Zentrum und Sozialdemokraten zu entstehen.

In den frühen Nachmittagsstunden erfährt die staunende Mitwelt von einem Ultimatum des Reichspräsidenten, der mit Rücktritt droht, wenn die Demokraten nicht in die Regierung gehen. Um ½5 Uhr beschließen die Demokraten, Herrn Schiffer den Eintritt in die Regierung nicht zu gestatten, um keinerlei Verantwortung bei der Unterzeichnung des Ultimatums zu haben. Herr Geßler aber darf drin bleiben, weil man doch nicht gern alle Ministersitze los wird.

Um 5 Uhr ist Herr Schiffer Reichsjustizminister.

Den Wirrwarr der letzten Kombinationen wollen wir der Oeffentlichkeit ersparen, da er alle normalen Anforderungen an den gesunden Menschenverstand übersteigt. Man hat ohne Zweifel das Recht, zu sagen, daß dieser ganze Wirrwarr bis zu einem gewissen Grade Schuld des Reichspräsidenten ist, und daß man bei seiner Wiederwahl an diese Vorgänge sich wird erinnern müssen. Aber in viel höherm Maße noch kennzeichnen diese Tatsachen das Wesen der deutschen Politik.

*

Inzwischen erfährt die oberschlesische Bevölkerung, was es in Wahrheit mit dem demokratischen Prinzip der Volksabstimmung auf sich hat. Die Dinge in Oberschlesien sind ernst. Worte der Empörung über das, was polnischer Nationalismus dort unten angerichtet hat, sind nur allzu berrechtigt. Beschwerden und Klagen über die Unfähigkeit der Interalliierten Kommission, die übernommenen Verpflichtungen einzulösen, sind nicht unbegründet. Das Ganze aber ist doch mehr als die Auswirkung eines überspannten Nationalismus oder einer übertriebenen Objektivität: es ist die Probe auf das Exempel, das man Volksabstimmung nennt. Kein Mittel der Völkerverhetzung, von der Sektflasche bis zur Handgranate, ist, wie die polnischen Blätter schreiben, ungenutzt geblieben, um diese Katastrophe vorzubereiten. Die Ziffern der Volksabstimmung haben nur Dinge ergeben, die alle Kenner der oberschlesischen Frage längst vorher gewußt haben: näm-

lich, daß es einige Gebiete mit starrer polnischer Minorität, im ganzen aber doch eine nicht sehr überwiegende deutsche Mehrheit im Industriegebiet gibt. Mit der Volksabstimmung sind wir der Lösung des Problems Oberschlesien um keinen Schritt nähergerückt; im Gegenteil: erst durch die Volksabstimmung ist, wie der Aufstand zeigt, das Problem so kompliziert geworden, daß heute allerdings eine Lösung ohne schwere Nachwirkungen fast unmöglich erscheint, es sei denn, daß im letzten Augenblick noch gelingt, auf dem Wege deutsch-polnischer Wirtschaftsverständigung den hier entstehenden Kern eines neuen Revanchekrieges zu beseitigen. Von dem Irrtum, daß die Volksabstimmung das Allheilmittel sei, dürften nun selbst die eingefleischtesten deutschen Demokraten, vor allem aber auch die demokratischen Idealisten des Völkerbundes geheilt sein.

*

Inzwischen — es ist sehr notwendig, darauf aufmerksam zu machen, daß es in der Welt noch andere Dinge als deutsche Probleme gibt — inzwischen schreitet die außenpolitische Konsolidierung der Sowjet-Republik mit Riesenschritten vorwärts. Der deutsch-russische Vertrag ist als ein jeder Auslegung fähiger Rahmenvertrag abgeschlossen und stellt die anerkennenswerte Leistung eines deutschen Diplomaten dar, der mit großer Geschicklichkeit unzählige schwierige Klippen im Auswärtigen Amt, im Parlament und bei den politischen Vertragsgegnern kühn umschifft hat.

Nach den Verträgen mit Polen, England und Persien ist dies Rußlands vierter außenpolitischer Vertrag, dem in kurzer Zeit die Verträge mit Italien und den skandinavischen Ländern folgen dürften. Inzwischen verlegt die russische Politik langsam, aber zäh ihr Schwergewicht auf den Orient, und man wird begierig sein können, was die englische Oeffentlichkeit zu der Tatsache sagen wird, daß der Vertrag zwischen Afghanistan und der Türkei in Moskau geschlossen worden ist. Die Situation wäre für England neu oder wenigstens höchst ungewohnt: aber womöglich wird die innerpolitische Frage des Bergarbeiterstreiks die politischenKräfte des Volkes so stark fesseln, daß auch für seine Außenpoliiik das Wort „inzwischen" von überraschender Bedeutung wird, daß der englischen Diplomatie im Orient Fäden entgleiten, die man nie wieder wird aufnehmen können.

## **Napoleon** von Egon Friedell (Schluß)

II.

Taine sagt in seiner Charakteristik Napoleons, einem der Meisterwerke des französischen Impressionismus: „Napoleon gehört einem andern Zeitalter an . . . . Um ihn zu begreifen, gehen so gewiegte Geschichtskenner wie Stendhal und die Staël bis zu den kleinsten italienischen Tyrannen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts zurück. Bonaparte stammt von den großen Italienern jener Zeit ab, den Männern der Tat, den militärischen Abenteurern, den usurpatorischen Gründern von Staaten auf Lebenszeit: er hat durch unmittelbare Abstammung ihr Blut, ihr inneres Wesen, ihre sittliche und geistige Beschaffenheit

geerbt.” Zweifellos war Napoleon kein Mensch des achtzehnten Jahrhunderts, aber ebensogut wie dem vierzehnten und fünfzehnten könnte man ihn dem neunzehnten zurechnen oder, wenn man will, dem zwanzigsten. Vielleicht war er wirklich nur ein kolossaler Condottiere; aber jedenfalls einer mit Vorkenntnissen in Chemie, Geographie und vor allem Psychologie, ein Mensch, der die in Frankreich unerhörte Fähigkeit besaß, mit Gegebenheiten zu rechnen.

Der Franzose ist niemals Realist. Man kann die ganze französische Literatur durchwühlen: man wird blendende Fiktionen finden, geistreiche Kombinationen, scharfsinnige Theorien — aber niemals eine Realität. Ein Franzose kann ein phantasievolles, empfindungsreiches Gedicht machen oder eine abstrakte mathematische Konstruktion: aber einen Gegenstand kann er nicht machen. Dies zeigte sich am deutlichsten in der charakteristischsten Schöpfung, die der französische Nationalgeist hervorgebracht hat: der großen Revolution. Die Sache begann mit der scheinbar ganz unschädlichen, weltfremden Pedanterie eines hysterischen Journalisten namens Rousseau. Dieser hatte sich einen Naturbegriff ersonnen, der in sämtlichen Einzelheiten so ziemlich das grade Gegenteil der Wirklichkeit darstellte und überhaupt nicht aus ernster Beobachtung der physischen Welt hergeleitet war, sondern aus der Literatur: aus irgendeiner verlogenen Reisebeschreibung oder einer schlechten Spieloper. Später kamen die Girondisten, pedantische, schönrednerische Advokaten, die sich auf cartesianische Methode einer Art „Gleichung” der revolutionären Bewegung zurechtgemacht hatten und nun meinten, danach müsse sich auch unfehlbar die Kurve der Wirklichkeit konstruieren lassen. Dann aber trat mit einem Schlag der völlige Irrsinn ein, und es entrollte sich jener glänzende Schundroman, der in Europa so viel Bewunderung und Entsetzen erregt hat. Seine Helden sind: Jean Paul Marat, eine toll gewordene Kellerratte, der das Versagen des öffentlichen Kanalisationssystems die Möglichkeit gibt, plötzlich aus ihrer Latrine hervorzuschießen und alles wütend anzufressen, was nicht ebenfalls aus einer Latrine gekommen ist; Maximilien Robespierre, ein dä monisch gewordener Oberlehrer, dessen Tyrannei sich unter normalen Verhältnissen in Sittenpunkten entladen hätte; und Georges Jacques Danton, ein gänzlich verzeichneter Charakter aus der Familie der „edlen Briganten”, der als eine Art schlechte Kopie des Karl Moor anzusprechen ist. Das letzte Kapitel dieser Kolportagegeschichte war jedoch höchst überraschend und keineswegs Zehnpfennig-Literatur — es bestand nämlich darin, daß in dieses Irrenhaus plötzlich ein Vollsinniger trat, der Mann der Realitäten, der wilde, tausendäugige Sohn der Tatsachen: Napoleon.

Hieraus, aus dieser seiner essentiellen Verschiedenheit von allen Franzosen erklärt sich sein sofortiger und ungeheurer Erfolg. Er selbst war sich über diesen Zusammenhang vollkommen klar. „Die Franzosen”, sagte er einmal zu Metternich, „sind Leute von Geist; der Geist läuft in den Straßen herum; aber dahinter steckt gar kein Charakter, kein Prinzip und kein Wille; sie laufen allem nach, sind zu lenken durch Eitelkeit und müssen wie Kin-

der immer nur ein Spielzeug haben." Ganz ähnlich äußerte er sich ein ander Mal bereits im Jahre 1797: „Ihr Franzosen versteht nicht, etwas ernstlich zu wollen. Eure Eitelkeit muß stets in Atem gehalten werden. Woraus ist die Revolution hervorgegangen? Aus der Eitelkeit. Und woran wird sie scheitern? Ebenfalls an der Eitelkeit." Und noch kürzer und unmißverständlicher etwas später: „Lappalien spielen in Frankreich eine große Rolle. Vernunft spielt keine." Er hat das französische Volk realistisch denken und klar handeln gelehrt. Er hat es gelehrt, Dinge zu erblicken, statt Illusionen und Redensarten, und an ihnen sich zielbewußt zu orientieren. Emerson hat wohl gewußt, warum er ihn unter die großen „Repräsentanten des Menschengeschlechts" einreihte, und warum er seinen Essay über ihn mit den Worten einleitete: „Wenn Napoleon Frankreich war, wenn Napoleon Europa war, so lag der Grund darin, daß die Leute, die er beherrschte, kleine Napoleons waren." Aber gleichwohl könnte man auch umgekehrt sagen: Er wurde der Lenker seiner Zeit, weil ihm gelang, aus allen damaligen Menschen kleine Napoleons zu machen. Dies ist ja überhaupt die Mission des großen Menschen auf Erden, daß er durch sein Wollen und Wirken, durch sein ganzes Dasein eine Art Klischee schafft, nach dem alle andern gedruckt werden. Plötzlich bevölkerten sich alle Städte und Länder, alle Zimmer und Felder, alle Schulden und Kasernen mit tausenden von Abzügen, verkleinerten Kopien, Taschenausgaben, Miniaturen von Napoleon Bonaparte. Dies im Einzelnen nachzuweisen, würde zu weit führen; aber um nur einen von den hundert Zügen hervorzuheben, die er dem Zeitbewußtsein antizipatorisch entnahm und zugleich aufdrückte: Er war der erste moderne Mensch, der badete und täglich die Wäsche wechselte.

Aber grade hierin, in dem Umstand, daß er ein so vollkommener Typ des neuen Menschen war, der berufen sein sollte, das ganze kommende Jahrhundert zu beherrschen, möchte ich den Haupteinwand gegen ihn erblicken. Er war vielleicht der vollkommenste Empiriker, der je gelebt hat. Hierin bestand ebensowohl seine unvergleichliche Genialität wie sein Mangel. Denn er war eben ein so vollkommener Empiriker, daß er nichts andres war. Er war kein moralisches Phänomen, kein Ethiker und kein Ideologe. Dieser Mangel an Ideologie war seine Schwäche und hat seine Herrschaft zu einer vorübergehenden gemacht.

Vielleicht ist Napoleons Erfolg und Popularität zum Teil darauf zurückzuführen, daß er eben kein ganz großer Mensch war. Alle Genies sind von ihrer Zeit immer nur zum Teil erkannt und anerkannt, in weniger kultivierten Zeitaltern gradezu verhöhnt oder vernichtet worden, was durchaus in der Natur der Sache liegt. Um Plato, Dante, Shakespeare, Dostojewski völlig zu verstehen, müßte man selbst eine Art Negativdruck von Plato, Dante, Shakespeare, Dostojewski sein, ein treues Lichtbild, empfindlich für alle Strahlen, die von diesen Sonnen ausgingen. Dieser Mangel an Intensität kann nur extensiv ersetzt werden: durch Zahl und Dauer, durch reichliche und lange Aufnahme. Napoleon ist das einzige Genie, das sofort und ganz begriffen wurde, weil er durch

eine Reihe gemeiner und durchschnittlicher Eigenschaften gewissermaßen einen Vulgärdialekt besaß, in den übersetzt und durch den vermittelt seine Sprache Allen sogleich verständlich und vertraut wurde. Er war ein Lügner, ein Rowdy, ein Egoist, brutal, sinnlich, unverschämt: dieses trübe Medium hat seine Genialität nicht verdunkelt, sondern erst ganz deutlich gemacht, wie ja auch in zerstreutem Licht einer Person klarer gesehen wird als in hellster Beleuchtung. Es könnte eigentlich garnicht bezweifelt werden, daß Napoleon das vollkommenste Genie war, das die Welt jemals erblickt hat, größer als Caesar, größer als Shakespeare, größer als Goethe. Denn er besaß, wenn man die Stärke und den Umfang seiner Begabung betrachtet, so viel davon wie alle Drei zusammen. Er war Caesar an praktischem Umblick und Vorausblick, Shakespeare an schöpferischer Phantasie und Goethe an Kenntnis der menschlichen Natur ebenbürtig, und dazu noch von einer Kraft, Gedachtes sogleich in Wirkliches umzusetzen, die keiner dieser Drei besaß; es fehlte ihm nur eines, was jeder dieser Drei besaß: Idealismus. Er glaubte nicht an die realstenKräfte dieser Erde: die menschlichen Ideale. Ethik, Patriotismus, Religiosität waren für ihn zwar vorhandene Energien, die man benützen und lenken müsse — aber sie standen ihn nicht höher im Wert als Kanonen, Dampfkraft und Geld. Er glaubte nicht daran, daß eine fixe Idee mehr ist und mehr vermag als hunderttausend Bajonette. Er wußte nicht, daß Ideen, Ideale, Ideologien, Phantasmen, Illusionen, Begriffe auch physikalische und physiologische Energien sind, meßbare und wirksame Größen, sozusagen wägbare Imponderabilien; daß das Bewußtsein des Rechts, der Glaube an Höheres grade so gut eine Heizung des Organismus darstellt wie Fett, Eiweiß, Cognac und Kola-Pastillen; und so war er eigentlich gar kein so vollständiger Empiriker, wie er und seine Anhänger glaubten. Er war, so paradox es klingen mag, in diesem Punkt ein weltfremder Doktrinär. Er hatte sein System von der Welt und der Menschheit, das man, wenn man will, auch ein philosophisches nennen kann; aber wie so viele geistreiche und wohlgebaute Systeme stimmte es nicht: es befand sich neben dem Leben. Er blickte mit Spott und Verachtung auf die „Ideologen" und ahnte nicht, daß er selbst einer war. Er brachte die ganze Welt durcheinander, jagte seine Menschenmassen von Schweden bis Aegypten und von Madrid bis Moskau und verschwand eines Tages wieder ebenso plötzlich, wie er aufgetaucht war, verpuffte spurlos, wie eine große Schießpulverexplosion, nichts als etwas ausgestandene Angst und einen brenzlichen Geruch zurücklassend. Er mobilisierte Menschen und Naturkräfte, Wasser und Winde, alle Staaten, Städte und Völker Europas bald für sich, bald gegen sich, und als er wegging, lag die Karte Europas wieder da wie zwanzig Jahre zuvor, ganz unerheblich verändert, und die Diplomaten stritten sich weiter um Gefälle, Kontingente und Hoheitsrechte. Napoleon war kein Träumer; das ist der Haupteinwand gegen ihn; und daran ist er gescheitert. Er konnte nur auf Jahre und Monate siegen. Denn er wußte nicht, daß auf die Dauer nur ein Träumer die Welt erobern kann.

# Die Justiz von Hugo Grotius

## XIX. Justiz und Publikum

Dem breiten Publikum geht es mit der Justiz wie mit der Politik. Es will nichts davon wissen. Und diesen Willen hat es in die Tat umgesetzt: es weiß erstaunlich wenig davon. Die einfachsten Grundbegriffe des Zivil- und Strafrechts begegnen vollendeter Verständnislosigkeit. Ich habe gelegentlich einmal einen sonst sehr klugen Philologen den Unterschied zwischen Besitz und Eigentum klarzumachen versucht. Beim Abschied sagte mir sein Blick: Ein Jurist ist wohl ein schlechter Lehrer. Meiner erwiderte: Ein guter Lehrer ist nicht immer ein gelehriger Schüler. Selbst Kaufleute, die manche Vorschriften der Gesetze brauchen wie das tägliche Brot, sind außerstande, sie sich zu merken und richtig anzuwenden. Daß, zum Beispiel, eine Mahnung an den Schuldner die Verjährung nicht unterbricht, kann ihnen beliebig oft ohne Erfolg erzählt werden. Die Androhung des Rücktritts von einem Geschäft und die Nachfristsetzung mit der Ankündigung, daß man bei fruchtlosem Ablauf Schadenersatz verlangen werde, wird mit derselben Regelmäßigkeit falsch gemacht, wie der junge Klavierspieler an einer bestimmten Stelle seiner Etüde stecken bleibt und statt f bis fis greift. Dies zur Freude des Untermieters, jenes zum Besten des Prozeßgegners. Ein auf seine Rechtskenntnisse besonders stolzer Direktor einer großen Firma schloß jeden Brief mit dem Satz: „Im Uebrigen behalte ich mir alle Rechte vor.” Nachdem ich das als Syndikus der Firma zum fünfhundertsten Male gelesen hatte, riet ich, den Satz fortzulassen, da doch nicht alle Briefe den Zweck hätten, im Leser Heiterkeit zu erwecken. Dieser gute Rat hat mich ein Syndikat und viele tausend Mark gekostet. Und wie tragikomisch wirkt oft die Rechtsfremdheit in der Literatur! Was man da an Skizzen, Romanen, Novellen alles zu lesen bekommt, findet an falschen juristischen Anschauungen seinesgleichen nur noch im Film und auf der Bühne. Da möchte der „weltfremde” Jurist vor der Bühne immer in einen Revanchefreudenschrei ausbrechen.

In strafrechtlichen Dingen ist die Rechtsfremdheit noch größer als im Zivilrecht. Schon der Unterschied zwischen Zivilprozeß, Privatklageverfahren und Strafprozeß, zwischen Schöffengericht, Strafkammer und Schwurgericht ist vielen Gebildeten nicht geläufig. Berufung, Revision und Wiederaufnahme des Verfahrens unterscheiden die meisten überhaupt nicht, die übrigen nach falschen Kriterien. Deswegen interessiert es auch das Publikum garnicht, daß eine Strafprozeßordnung, die gegen die Mehrzahl der Urteile keine Berufung, sondern nur die Revision gewährt, ein halbes Jahrhundert oder noch länger unverändert bleibt; daß die „Republik” sogar Gerichtsverfahren einführt, bei denen es nicht einmal mehr die Möglichkeit der Revision gibt.

Wer als Sachverständiger oder Verteidiger, als Richter oder Staatsanwalt mit Strafsachen oft zu tun hat, wundert sich immer wieder, wie weit die Unvertrautheit mit den Vorschriften der

St. P. O. und besonders auch mit den Rechten des Angeklagten beim Publikum geht. Gewiß will mit dem Strafgesetzbuch und der St. P. O., der Gefängnisordnung und andern Dingen, bei denen den braven Bürger ein leises Gruseln überfällt, sich Niemand gern beschäftigen, wenn er das nicht unbedingt muß, das heißt: wenn er mit dem Strafgesetz nicht bereits in Konflikt geraten ist. Aber das ist ein etwas leichtsinniges Prinzip. War es schon früher selbst für den Gutgesinnten nur allzu leicht möglich, wegen irgendwelcher Delikte, zum Beispiel: Hehlerei, Kuppelei, Begünstigung und dergleichen, Bekanntschaft mit Polizei und Staatsanwaltschaft zu machen, war schon früher der Prozentsatz der sogenannten „Vorbestraften" in Deutschland erschreckend hoch — was weniger an der besonders großen Kriminalität des Deutschen als vielmehr an der Fülle der Strafgesetze und der nur zu sorgsamen Registrierung auch der geringfügigsten Vorstrafen wegen Beleidigung, leichter Körperverletzung, Hausfriedensbruch und tausenderlei andrer Uebertretungen liegt —, so steht seit Erlaß der Unsummen von Strafandrohungen wegen Vergehens gegen die Lebensmittel-, Schleichhandels-, Höchstpreis-, Wirtschafts- und Wucher-Verordnungen und seit dem Wüten der Justiz gegen politische „Verbrecher" eigentlich jeder Deutsche stets und ständig mit einem Bein im Gefängnis.

Und doch gibt sich kaum Einer, der nicht grade beruflich mit diesen Dingen zu tun hat, die Mühe, beizeiten darüber nachzusinnen, wie er sich zu verhalten hat, wenn ihn einmal der Arm der rächenden Nemesis aus irgendeinem Grunde erreichen sollte. Ist das Unglück aber geschehen, so steht der Delinquent umso hilfloser da, je braver er bis dahin gelebt hat.

Soweit die Interesselosigkeit sich auf spezielle Dinge beschränkt, hat meist der Betroffene selbst den Schaden davon. Aber sie erstreckt sich leider auch auf die Fragen der Gesetzgebung selbst; und das ist tief bedauerlich, denn davon hat die Allgemeinheit, das Volk den Schaden. Das tut so, als ob Gesetzgebung und alle Juristerei nur die Juristen unter sich auszumachen hätten. Das läßt Alles, was die Gesetzgebung mit dem Eifer der Notenpresse druckt — es heiße Gesetz oder Verordnung oder sonstwie —, über sich ergehen und tröstet sich in dem Bewußtsein, daß Gesetze „immer" unverständlich sind, daß „immer" eins das andre aufhebt, daß neue „immer" noch schlechter sind als die alten, und daß man sie schließlich und endlich — auch nicht zu lesen braucht, weil das bei dem Umfang der Gesetzblätter ja doch eine physische Unmöglichkeit ist.

Eine Regierung, der es Ernst wäre mit der „Ertüchtigung" des Volkes, sollte wirklich erwägen, ob nicht in den obern Klassen der höhern Lehranstalten eine kurze Enzyklopädie des Rechts in den Unterrichtstoff aufzunehmen wäre,vielleicht auf Kosten Homers und Xenophons, des guten Titus Livius oder gar der Kriegsgeschichte. Was meinen Sie, Herr Kultusminister? Doch nein: ich vergaß Ihre Oberlehrer und die Unzahl der Bärte, die denen — „immer mal wieder", wie Professor Unrat sagt — zu Berge stehen würden.

(Fortsetzung folgt)

# Schauspielerkämpfe von Emil Lind

I.

Napoleon zeugte Napoleons, der Weltkrieg Annexionisten, die russische Revolution die Lenins — im Taschenformat. Diese Topfgucker der Weltgeschichte sind für die Denkart kleinerer oder auch größerer Kreise umso gefährlicher, je begabter sie sind. Ihre auftreibende Art kann aber zum Nutzen gereichen, wenn sie reguliert wird — denn ehrlicher Wille beherrscht sie oft ebenso sehr wie Ehrgeiz. Man muß nur die Macht haben, ihre Superlative an die Kette zu legen.

Dies ist bei Arnold Czempin (der sich in Nummer 16 der ‚Weltbühne' seine und seiner Genossen ‚Schauspielersorgen' vom Herzen geschrieben hat) nicht möglich gewesen, und so muß er an sich den Fluch jedes unzeitigen — unzeitigen! — Radikalismus erleben, daß er seine eignen Wege verschüttet. Nichts ist verderblicher als der, wenn auch edle, Dilettantismus, der die Möglichkeiten nicht übersieht und dem Gegner günstige Situationen schafft. Dadurch, daß Czempin die Forderung aufstellte, die Beurteilung von Kündigungen und Vertragserneuerungen unter Ausschaltung des Theaterleiters einer Anzahl Angestellter, aus welchen Theatern immer, zu übertragen, kompromittierte er die übrigen gerechtfertigten, von der Genossenschaft schon seit Jahren verlangten und von der öffentlichen Meinung niemals bekämpften Verhandlungspunkte. Ueberdies gab er den Tarifgegnern in allen Lagern die längst ersehnte Gelegenheit, die angeblich kunstzerstörende Tätigkeit der Genossenschaft zu beweisen, obwohl deren Leitung sich mit diesen Hypertrophien niemals identifiziert hat. Der Gedankengang, der zu dem Antrag führte, ist klar und grade: Die Auswirkungen des Tarifwerks durften dieses nicht in sein Gegenteil verkehren — deshalb sollten verantwortungsbewußte Angestellte, selbst wenn sie nicht zum ständigen Direktionsrat gehörten, Gelegenheit haben, einen gewissen Einfluß auf die Zusammensetzung des künstlerischen Personals zu haben. Das ist nicht mehr, als in der Praxis fast bei jeder Bühne bereits üblich; nur ist dieser sehr vernünftige Brauch nicht systematisiert. Der schwere Fehler Czempins war nun, daß er diese — jedem Laien verständliche — Forderung durch Ueberreizung des Gedankens auch für die nächste Zukunft bloßstellte.

Sein zweiter folgenschwerer Fehler war die Leitung der Karfreitagsversammlung. Er hat die Methoden politisch-radikaler Versammlungen einfach sklavisch nachgeahmt, ohne zu bedenken, daß es keine Vereinigung gibt, die, wie die Genossenschaft, politische Gesinnungen von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken umfaßt, und daß brutalisierende Parteilichkeit nur Empörung stiften kann (die ja dann pünktlich kam). Er hatte auch nicht den Instinkt für den psychologischen Moment, als ein Sprecher der Höchstbesoldeten deren Bereitwilligkeit zum Streik erklärte. Statt durch eine kleine Nachgiebigkeit die imposante Einstimmigkeit für den Streik zu sichern, blieb er hartnäckig und gab so den Scharfmachern unter den ‚Prominenten' die erwünschte Gelegenheit, die Flamme der Bewegung, die schon im Verlöschen war, aufs Neue anzufachen. Czempin bewies dadurch, daß er zur Zeit nicht Führer sein kann. In dieser Erkenntnis wandte sich ein großer Teil der berliner Schauspieler von ihm ab, und deren Vertreter im Bezirksverband legten ihre Aemter fast sämtlich nieder, um

der allem Anschein nach geänderten Stimmung ihrer Wähler Rechnung zu tragen. Nun steht den Unzufriedenen der Weg zur Mitarbeit innerhalb der Genossenschaft offen. Es wäre ungerecht, dem Doktor Czempin seine große Arbeitskraft, seinen fanatischen Willen, seinen Mut und seine polemische, wenngleich leider oft zur Demagogie abirrende Begabung abzusprechen. Erwirbt er den Blick für das Parallelogramm der Kräfte, dann wird er sicherlich noch zu wertvoller organisatorischer Arbeit gelangen.

II.

Jede Organisation braucht Stürmer und Dränger, solange diese sich innerhalb der natürlichen Gesetzmäßigkeit bewegen — das will nicht etwa sagen: in den von Menschen willkürlich gesteckten Grenzen, sondern nach den innern Gesetzen einer aus der Natur der Sache kommenden Notwendigkeit, die im Einzel-Ich wie im Kollektiv-Ich wirksam ist. Diese Stürmer müssen umso mehr Boden gewinnen, je stärker von außen die Reaktion droht. Und es muß gesagt sein, daß nicht nur die allgemeine politische Strömung, sondern hauptsächlich die Verbindung mit dem Verband der gemeinnützigen Theater in der Leitung des Bühnenvereins eine Wandlung hervorgebracht hat, die im Gegensatz zu dem bisherigen loyalen Ineinanderarbeiten des Bühnenvereins und der Genossenschaft steht. Seit Dezember 1920 kommen die Verhandlungen im Tarif-Ausschuß nicht vom Fleck dank den Gebundenheiten der beamteten Vertreter der Staaten und Städte, noch mehr aber dank der übermäßigen und ungerechtfertigten Ausnützung dieser Gebundenheiten. Fragen wie die der Anfänger, der Theaterschulen, des Zulaufs, der Jahresverträge, der Vermeidung einer Auflösung des Ensembles wie seiner Erstarrung: dies alles sind so weit in die Zukunft reichende Probleme künstlerischer, ethischer, oekonomischer und kultureller Natur, daß ihre Lösung nur durch den ehrlichsten Willen gleich oder ähnlich Gesinnter einen Schritt vorwärts gebracht werden kann. Der ehrliche Wille aber scheint bei der Leitung des Bühnenvereins nicht mehr stark genug, um sich durchzusetzen gegen pluto- und bürokratische Tendenzen, die nach Erfolgen im engen Kreis des Augenblicks streben, oder auch gegen eine forensische Tätigkeit von Personen, deren Eifer im umgekehrten Verhältnis zu der Festigkeit ihrer Anschauungen steht. Der berüchtigte Hang zu dilatorischer Behandlung der Dinge beherrscht immer mehr die Tagesordnung und erzeugt eine Atmosphäre, in der jeder Moment zu Explosionen führen kann. Dies ist nicht der reine Aether jener Höhe, aus der herab allein sich eine so sublime Materie behandeln und meistern läßt.

III.

Wie heute der Bühnenverein gesinnt ist, bezeugt der Artikel Martin Zickels in Nummer 18 der ‚Weltbühne'. Zickel weiß, muß wissen: daß der Normalvertrag keinem Mitglied erlaubt, während seiner vertraglichen Verpflichtungen an einer andern Bühne des Vertragsorts in gleicher Eigenschaft ohne Erlaubnis seines Direktors tätig zu sein — aber er gebraucht bei Besprechung des bezahlten Sommerurlaubs die Möglichkeit einer solchen Tätigkeit als Gegenargument. Zickel weiß, muß wissen: daß für die Ablehnung der Jahresverträge Konjunkturberechnungen den Ausschlag geben; daß es für die Direktionen ja ein geschäftlich garnicht auszunützender embarras de richesse wäre,müßten sie alle Winterstars auch im Sommer behalten; daß in diesen Re-

gionen stets Separatabmachungen gelten werden, bei denen, wie bisher, die Dringlichkeit der Nachfrage entscheiden wird. Aber er tut so, als ob dieser von den Theaterleitern selbst geschaffene Zustand die einzige Ursache für die Ablehnung der Jahresverträge wäre,wobei der Augenaufschlag zu den Engagementslosen besonders erhebend wirkt. Zickel weiß und muß wissen: daß der Abbruch der Verhandlungen nicht allein auf die Wiedergabe der zwei Zeitungsartikel in der ‚Deutschen Bühne', dem amtlichen Organ des Bühnenvereins, zurückzuführen ist, sondern hauptsächlich auf eine redaktionelle Fußnote, die eine ebenfalls — ohne Datum! — abgedruckte Verhandlungsbereitschaftserklärung der berliner Theaterdirektoren als vor der Karfreitagsversammlung geschrieben erscheinen lassen mußte, während sie erst hinterher geschrieben war. (Eine Berichtigung des Deutschen Bühnenvereins in der ‚Deutschen Bühne' ist bisher nicht erfolgt.) Aber Zickel erwähnt diese Hauptursache für den Abbruch der Verhandlungen mit keiner Silbe. Das ist grade der Geist, der über diesen schwierigen Verhandlungen nicht schweben dürfte, und ich kann wohl verstehen, daß ein Teil der Kollegen des Herrn Zickel sich mit Verhandlungen, die ein derartiges Gepräge tragen, nicht einverstanden erklärte. Die Hauptschwäche der Position Zickels ist aber seine Unlogik. Er sagt zwar, daß die berliner Theaterdirektoren als Teil des Bühnenvereins auf dessen Weisung die strittigen Punkte nicht behandeln durften, da diese generell im Tarifausschuß geregelt werden sollten — der erste April war der Endtermin dafür! —; aber er konstatiert die stete Verhandlungsbereitschaft der berliner Theaterleiter „in konsequenter Beharrung auf dem ursprünglich eingenommenen Standpunkt". (Auf welchem? Auf dem des Bühnenvereins: nicht zu verhandeln?)

IV.

Dankenswert ist, daß Zickel mit offener Freude die Sezessionsbewegung unter den berliner Schauspielern begrüßt. Und vielleicht öffnet dies doch manchen unter den Arbeitnehmern — ich gebrauche das Wort hier absichtlich — die Augen. Vielleicht halten sogar die Führenden inne, wenn sie diesen lachenden Dritten plötzlich als Weggenossen an ihrer Seite sehen. Vielleicht denken sie auch ein wenig an die graue Gefahr des Bürokratismus, des zivilen Beamtentums; das viel weniger geeignet ist, die neuzeitlichen Errungenschaften sinngemäß auf das Theater zu übertragen als eine freie Gewerkschaft, deren elastischer Rahmen sich ebenso den Lebens- und Arbeitsformen der Kopfarbeiter anpassen läßt wie denen der Handarbeiter. Ich sage: Arbeitsform, nicht Arbeit. Die bleibt frei und unberührt. Es ist ein grundlegender Irrtum, daß die Genossenschaft irgendwie zum Schaden der Kunst sich entwickeln muß. Sie hat im Gegenteil die Aufgabe, die in § 1 ihrer Satzungen festgelegt ist: die künstlerischen und wirtschaftlichen Interessen ihrer Mitglieder zu fördern. Da Kunst und Wirtschaft geschworene Feinde sind, ist die Aufgabe der Genossenschaft ein dauerndes Suchen nach dem Mittelweg, nach der Balance. In verschiedenen Zeiten wird natürlich nötig, nach der einen oder der andern Richtung etwas mehr auszubiegen, und da die Bühnenkünstler gewerkschaftlich wirklich noch sehr unzureichend gebildet sind, muß für diese Erziehung zunächst gesorgt werden. Wenn sogar eine unsrer stärksten Intelligenzen: Paul Wegener einen Satz schreiben kann, wie den ersten seines Artikels in Nummer 17 der ‚Weltbühne'

— „Den Forderungen, die von der Genossenschaft den Direktoren gestellt worden sind: Jahreskontrakt, freie Tage, bezahlter Urlaub, wird man beipflichten, sofern nicht obligatorisch nun auch für jeden Schauspieler diese Bedingungen festgelegt werden" —: was soll man dann von minder Gebildeten erwarten? Sobald eine Vorschrift, also ein Gesetz nicht „obligatorisch" ist: wer bestimmt dann den Grad seiner Anwendung? Die Angestellten? Das werden wohl die Leiter nicht zulassen. Wenn aber diese: dann bleibt ja alles beim Alten — wozu dann eine Vorschrift? Paul Wegener führt als Analogon für die Bildung des Verbands der Bühnenkünstler den Fachverein der Friseure an. Ja, aber dieser ist doch nicht gegründet und lebt doch nicht unter dem Titel und mit dem Programm: Los von der Gewerkschaft! Los von der Zwangsorganisation! Also los von der Genossenschaft! Ja, als was soll sich denn eine Arbeitnehmerorganisation, und das sind wir doch, wenn Einzelne noch so viel Gage haben, entwickeln? An wen soll sie sich anschließen? An die Gegner? Oder soll unser Häuflein sich die Stirnen wund rennen im Kampf gegen die geschlossene Unternehmerphalanx und sich selbst zur splendid isolation verurteilen? Noch lebt der größte Teil unsrer Kollegen in Hunger und Elend — nach den letzten Erhebungen weit über die Hälfte mit einem Einkommen von 400 bis 1000 Mark monatlich und nur für einige Monate des Jahres! —, und unser ganzer Sozialismus ist ja zunächst nichts als ein bißchen systematisierte Menschengüte. Die Formen, der Gewerkschaft, gegen die man sich auflehnt, sind nichts andres als der Weg zu der Macht, dieses bißchen Menschengüte auch wirksam zu machen. Niemand hindert Wegener, zu gastieren, wenn er nur die einfachste Pflicht, die er ja gegen seine eigne Gründung üben muß, die: dabei zu sein, erfüllt. Aber der Zwang! So kommt doch freiwillig — und der Zwang fällt weg. Dann ist es eine „freiwillige Unterordnung unter selbstgewählten Zwang", die nach Professor Eulenburgs ausgezeichneter Definition das Wesen der Genossenschaften bildet, und die Deutschland groß gemacht hat. Wegener bekennt sich — gleich Friedrich Kayßler, der sich an seine Seite gestellt hat, als Einzelgänger. Er bekennt, daß er sich nie um die Genossenschaft gekümmert habe. Sind Einzelgänger die richtigen Sachverständigen für Massenprobleme? Sind gänzlich Uninformierte berechtigt, über so komplizierte Dinge wie Künstlergenossenschaften (also Vereinigungen von im Grunde Unvereinbaren) zu sprechen? Es ist widersinnig, hier eine rein aesthetische Weltanschauung anzuwenden. Es ist die ewige Verwechslung von Form und Inhalt der Arbeit, von Werkzeug und Wesen, von Wegen und Zielen. Daher der immer wiederkehrende Rückfall in die romantische Hungertheorie, der, psychologisch genommen, auf einen Mangel an einem bestimmten Organ, dem der Gesellschaftsbetrachtung, schließen läßt. Und das muß allmählich auch auf die Ausübung der Kunst wirken. Aus dem Geist des Determinismus gingen die großen naturalistischen Schauspieler hervor; aus dem Geist der sozialen Idee werden die großen Künstler der nächsten Zukunft erstehen. Wer für die Wandlung der Bühnenkunst eintritt, müßte also logischerweise auch für die Wandlung der Bühnenkünstler wirken: der müßte dafür eintreten, daß die Schauspieler nicht durch freiwillige oder erzwungene Abschließung von den Ideen der Zeit zu Präzisionsmaschinen werden, die auf Rollen reagieren.

Die Gewerkschaft will nichts andres für die Mehrzahl, als was der Starke allein für sich erreicht: die Möglichkeit, sich seiner Arbeit frei hingeben zu können. Dazu genügen nicht schöne Worte, sondern dazu braucht man feste, höchst nüchterne Methoden und Bündnisse. Und das Bündnis mit der Afa hat sogar jetzt schon seine reichen Früchte getragen. Mit ihrer Hilfe wurden zwei höchst berechtigte Streiks durchgeführt. Und den Streik als Kampfmittel erkennen ja auch Wegener und seine Freunde an. Sie hätten uns aber unmöglich die Hilfe dabei leisten können und wohl auch wollen, die uns die Afa geleistet hat. Deren Leitung hat volles Verständnis für die Eigenart unsres Berufes und unsrer Mitglieder, und eine Rede wie die Flataus auf der Delegiertenversammlung in Frankfurt am Main muß mehr aus der Stimmung des Moments gelesen werden.

Ich will nicht untersuchen, welche Motive jeden einzelnen der in der Prominenten-Bewegung Hervortretenden treiben, nicht untersuchen, wie weit die meisten unter ihnen den schwierigen Dingen, mit denen sie spielen, überhaupt das nötige Verständnis entgegenbringen — sie können es ja gar nicht, weil sie sich nie damit beschäftigt haben —; aber grade deshalb übernimmt der Führer dieser Bewegung eine umso größere Verantwortung. Und eine ganz überflüssige, denn die Leitung der Genossenschaft hat den Grundsatz, daß letzten Endes die Erhaltung der Theater als Produktionsstätten der Bühnenkünstler Leitmotiv aller Handlungen sein muß, niemals verletzt. Stets ist sie darauf bedacht gewesen, jeweils die Höhe der Schauspielkunst zu sichern. Mitglieder der Genossenschaft haben im Tarifausschuß jenen Paragraphen eingebracht, der durch Zulassung von Ausnahmefällen den rein künstlerischen Theatern die individuelle Besetzungsmöglichkeit sichert. Die Genossenschaft kämpft gegen die Vertrustung der Theater als kunstschädigend, während just ein Führender des Verbandes Berliner Bühnenkünstler den Brüdern Rotter, den Vorkämpfern dieses Trustsystems, die Wege ebnete. Kayßler vermißt die geistige Zentrale. Rufe ich nicht seit einem Jahr innerhalb der Genossenschaft unausgesetzt vergeblich dazu auf? Es mußte sich erst aus materiellen Gründen eine Bewegung bilden, um die Einzelgänger, die Einmaligen aus ihrer Isolierung aufzuschrecken. Wir wollen über den Weg nicht richten. Wenn er dazu führt, daß geistige und künstlerische Kräfte wie Paul Wegener sich ehrlich bereit finden, mit uns an der Entwicklung von Kunst und Künstler rüstig und freudig zusammenzuarbeiten, wenn er und mit ihm mancher andre Wertvolle den Isolierschemel des Geizigen (der Einzelgänger geizt nämlich mit seinem menschlichen Kapital) aufgibt: dann sei dieser Weg gesegnet, dann möge noch nachträglich das Erreichte die Mittel heiligen.

Jüngst ist an einem Hause in Frankfurt am Main eine Gedenktafel enthüllt worden: „Von diesem Hause aus erging am dreiundzwanzigsten April 1871 der erste erfolgreiche Aufruf durch Ludwig Barnay zur Bildung der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehörigen". Dieses Haus steht an der Ecke, die vom ‚Oederweg' zum ‚Mittelweg' führt. Paul Wegener möge dazu helfen, daß wir zum Höhenweg gelangen, und sich hüten, daß es nicht einmal heiße: „Von diesem Hause aus erging der erste erfolgreiche Aufruf durch Paul Wegener zur Zertrümmerung der Genossenschaft und damit zum Abstieg der Bühnenangehörigen in den öden Weg des alten Elends."

# Gespenster

Der letzte Ausfall des Polemikers Schlenther galt den „Jungen und Jüngsten, die jetzt von Wagner-Dämmerung, Ibsen-Dämmerung und andern törichten Dämmerungen faseln”. Der Junge, wenn auch leider nicht mehr Jüngste, war ich; und die Heftigkeit meines verehrten Angreifers ein Zeichen, daß er sich seiner Sache doch nicht mehr so sicher fühlte wie dreißig Jahre zuvor, da er zum ersten Male für Ibsen kämpfen mußte. Um 1887 herum war mit den Gegnern leichter fertig zu werden. Entweder waren es furchtsame Konkurrenten des starren Norwegers wie Paul Lindau, die schon im Interesse ihres Jahresverbrauchs die deutsche Bühne nicht ernst werden lassen durften. Oder es waren pedantische Dogmatiker, wie Karl Frenzel, die für sittenlose Theaterfiguren zumindest das wallende Versgewand von ‚Arria und Messalina’ verlangten. Oder es war — Klasse für sich — Theodor Fontane, der zwar „Kunst und Technik” eines Dramas wie dieser ‚Gespenster’ „rückhaltlos bewunderte”, aber die „Thesen”, die es „zur Anschauung bringt”, mit seinem Weltbild und seiner Lebenserfahrung unvereinbar fand. „Erste These: Wer sich verheiraten will, heirate nach Neigung, aber nicht nach Geld. Zweite These: Wer sich dennoch nach Geld verheiratet hat und seines Irrtums gewahr wird, wende sich dem Gegenstand seiner Neigung zu. Sind diese Thesen richtig? Ich halte sie für falsch. Nämlich erstens: Die Liebe findet sich, und wenn sie sich nicht findet, so schadet es nichts. Und zweitens: Das Hin und Her von Einem zum Andern, das Leben auf Abbruch, die souveräne Machtvollkommenheit ewig wechselnder Neigungen über das Stabile der Pflicht über das Dauernde des Vertrages — all das würde die Welt in ein unendliches Wirrsal stürzen und wäre der Anfang vom Ende.” Das war erfrischend ehrlich und furchtlos gesprochen. Denn es war durchaus nicht so populär zu einer Zeit, die grade darin den Anfang vom Anfang erblickte. Die satte Behaglichkeit des jungen deutschen Kaiserreichs war gründlich aufgestört, war umgeschüttelt und durchgerüttelt worden; der politische Zersetzungsprozeß des deutschen Bürgertums hatte begonnen. Jedermann beschäftigte sich mit der sozialen Frage und ihrer Lösung; noch nicht jede Frau, aber eine wachsende Zahl von Anhängerinnen der Laura Marholm und der Lou Andreas-Salomé mit den Rechten und Pflichten der Menschen überhaupt und im besondern der Frauen. Eine Fülle neuen Lebens lag für die Poesie bereit, eine Fülle neuer Stoffe, neuer Konflikte, neuer Gestalten. Es war, bei dem Beharrungsvermögen des Publikums, sicherlich schwer, aber garnicht undankbar, für ein Drama zu werben, ganz gleich, ob von Ibsen oder von Hauptmann, worin der Geist der sozialen Bewegung seine dichterische Sprache redete: der Geist der Unzufriedenheit. Viel unbequemer als der fidele Lindau, der amusische Frenzel und der konservative Fontane erwies sich für die Agitatoren Brahm und Schlenther ein Kritiker wie Fritz Mauthner, dessen Art nicht auf Kunst-

politik, sondern auf reine Erkenntnis gestellt war, der über die tobende und ringende Gegenwart hinaus in eine ruhige, sachlich wertende Zukunft sah, der sich von „dem Zetergeschrei der Philister und dem ablehnenden Kopfschütteln der Aengstlichen” nicht die Ueberzeugung verwirren ließ, daß Henrik Ibsen bahnbrechend „einer unklaren modernen Bewegung erst ihre Ziele gewiesen” habe, der dann aber tapfer fortfuhr: „Selbst kritiklose Lobeshymnen sollen mich nicht abhalten, immer wieder warnend dazwischenzurufen, daß der Täufer noch nicht der Messias ist, und daß die Jahrtausende alte Bedeutung des Wortes ‚Poesie' begrifflich erweitert werden müßte, wenn die psychologischen Dramen Ibsens für den Gipfel der Poesie gelten sollten.” Es war gut, daß dieser unbestochene Warnungsrufer unter den entschlossenen Freunden der neuen Bewegung für sich blieb. Hitzige Uebertreibung, unbedingte Verzückung tat not, um eine Dramatik durchzusetzen, die allein uns, wie immer sie vor der Ewigkeit bestehen würde, von dem Uebel der achtziger Jahre befreien und die deutsche Produktion entscheidend befruchten konnte. Wodurch?

Für Brahm und Schlenther waren die ‚Gespenster' durch einen unüberbrückbaren Abgrund von der alten Produktion getrennt: durch die Sprache, durch die Psychologie, durch die Technik, durch den Inhalt. Für Die von der Freien Bühne war das, was Ibsen schilderte: die Flügelkraft, welche Familienzucht und die Suggestionen der herrschenden Anschauungen gelähmt hatten; war das: der Mensch nicht in seiner Größe, sondern in seiner Blöße, mit dem Gift vererbter Geistesunfreiheit im Leibe, verkrüppelt durch Erziehung, geschwächt durch die Sünden der Väter. So wollte man ihn nicht sehen. Man bestritt, daß jeder wahre Dichter den Menschen nachschaffen müsse, der seiner Zeit erkennbar sei. Mochte immerhin die Naturwissenschaft bewiesen haben, daß nicht nur die Umgebung den Menschen macht, sondern auch der Blutstropfen, den er von Vater und Mutter überkommen hat: darum hatte der moderne Dichter doch kein Recht, die alten Illusionen anzutasten und den modernen Menschen unter dem Druck finsterer Mächte zu zeigen, die nicht, wie früher, über den Sternen walteten, sondern in ihm selbst wirkten. Die am lautesten gegen die Verwertung der neuen Anschauungen von Herkunft und Wesen des Menschen für die Poesie eiferten, denen erklärten Brahm und Schlenther, daß sie durchweg den Fehler begingen, sich durch die bedeutsame Oswald-Episode die weit bedeutsamere tragische Entwicklung verdunkeln zu lassen, in deren Mittelpunkt Helene Alving steht. Ihr Schicksal zu malen als das Schicksal einer Nora, die bei ihrem Manne geblieben war, und der ganzen modernen Gesellschaft in zorniger Anklage die Verantwortung für dieses typische Schicksal zuzuschieben: das war Ibsens Hauptabsicht, die nicht heraussprang. Den Wenigen lag ob, sie für die Vielen herauszuholen. Denn ebenso ungewohnt wie Ibsens dichterischer Vorwurf war die Technik, die er jetzt ganz bemeisterte: Schleier um Schleier von einer Vergangenheit zu heben, welche die Vorbedingungen für das tragische Ende des Dramas

in sich hatte; aus Zufallsworten, aus dem Ton der Rede, ja, aus Pausen erraten zu lassen, was früher durch menschliche oder unmenschliche Sprachrohre, in Monologen und beiseite berichtet worden war. Diese Technik ermöglichte eine Psychologie, welche die feinsten Verstrickungen des Seelenlebens aufdeckte, und bediente sich dazu einer gedrängten, ätzenden Sprache, die zwiefach charakteristisch war: für den Sprecher und für den Besprochenen. So wenigstens belehrten uns Brahm und Schlenther.

In ihrer Lehre sind wir aufgewachsen. Jahrzehntelang wären wir garnicht auf den Gedanken gekommen, an dieser Lehre Kritik zu üben. Aber neuerdings will uns die alte Wahrheit nicht mehr wahr, die alte Schönheit nicht mehr schön erscheinen; und wer in diesem Mai ‚Gespenster' wiedersieht — was sieht Der? Ein erstaunlich altmodisches Theaterstück, so altmodisch, daß es selber gespensterhaft anmutet. Engstrand sagt: „(Leise) Jetzt haben wir ihn in der Falle, mein Kind! (Laut) . . ." — und dann kommt eine hanebüchene Lüge, auf die der Pastor Manders hereinfällt, weil er so völlig Dämelack ist, wie Engstrand völlig Heuchler. Manders hat ein paar verwandte Züge: Salbungsvöllerei, Feigheit, Duckmäuserei, Gutmütigkeit; Engstrand hat weiter keinen Zug. Er ist zur Erheiterung der Einwohner dickgeschminkt und überdeutlich wie von L'Arronge in eine Tragödie gesetzt, deren Tendenz vor dreißig bis zwanzig Jahren ihre Schuldigkeit getan hat, uns heute nicht mehr zu erregen braucht, wahrscheinlich aber noch berühren würde, wenn sie nicht eben ‚Tendenz', wenn sie nicht unverdichtet geblieben wäre,wenn sie nicht mitten im dramatischen Dialog steckte und seinen Fluß immer wieder aufhielte. Frau Alving sagt: „Hören Sie also, wie ich das meine." Und dann spricht sie einen Leitartikel. Oder es spricht ihn ein Andrer. Ueber die Sittlichkeit der Bohème und die Unsittlichkeit der Bourgeoisie; über die Ideale und die Wahrheit; über das gefallene Mädchen und den gefallenen Mann; über Geschwisterehe; über Vererbung; über die Lebensfreude; und über ähnliche Themen. Wie wenig selbst höllisch kluge Dichter von ihren Werken wissen! „Meine Absicht", schreibt Ibsen, „ging dahin, beim Leser den Eindruck zu erwecken, als erlebte er ein Stück des wirklichen Lebens. Aber nichts würde einer solchen Absicht stärker entgegenarbeiten als die Einfügung irgendeiner Anschauung des Verfassers." Will er uns einreden, daß er unparteiisch zwischen dem Pastor, einem gelehrigen Abonnenten des ‚Reichsboten', und den fortgeschrittenen Alvings steht? Selbstverständlich ist sein Herz bei den Alvings. Selbstverständlich verkünden sie, was ihn erfüllt Selbstverständlich hat er sie nur gemacht, um durch ihre Programmreden das Ethos einer Zeit reformieren zu helfen, die forderte, daß Nora im Puppenheim aushalte. Aber wie ‚Nora' — die voll Franzosentum ist — sind die ‚Gespenster' drei Akte Theater von einer Bretterfestigkeit, die noch ein paar literarische Moden überdauern wird. Daß Helene Alving dem Sohn die Ehrfurcht vor solchem Vater bewahren möchte und dieserhalb das einzige Kind

in den gefährlichsten Jahren aus ihrer Obhut läßt: das geschieht nicht, weil es vorkommt oder etwa typisch wäre,sondern weil das Stück, um zu entstehen, einer „schuldbeladenen Mutter” als Voraussetzung bedarf. Daß der norwegische und sogar der pariser Arzt ihre Diagnosen mit Moralpredigten verbrämen, daß sie ihren Patienten mit Begriffen wie „Verruchtheit” und „Sünden der Väter” an den heillos kranken Leib gehen: das ist als Motiv nicht minder künstlich. Voraussetzung hin, Motive vorher: darauf und damit sind drei Akte von einer Bravour gebaut, daß ein Publikum, dem Ibsen nicht mehr Gottseibeiuns und der Inhalt der ‚Gespenster' nicht mehr unappetitlich ist, stets gepackt werden wird. Wie die Pointen glitzern! Wie die Schlagworte hallen! Wie die Thesen und die Antithesen aufeinanderknallen! Wie sich das zu den Aktschlüssen steigert! Wie die Aktschlüsse einschlagen! Wie eine Erörterung im rechten Augenblick vertagt wird, um ‚Spannung' zu erzeugen und nachher den doppelten Effekt hervorzurufen! Wie faßlich die Symbole sind! Wie die Personen kein Wort sagen, das sie als Personen runden, ihnen einen Ueberschuß gewähren würde, sondern grade das, was vorgefaßte Zeichnung, Handlung und Tendenz benötigen! Und unsereins wüßte wahrhaftig nicht, was er mit diesem ruhmvoll verjährten Anklagestück eines unbarmherzig finstern und ehernen Sardou aus Nordland noch anfangen sollte, wenn — ja, wenns nicht ein Klagestück enthielte. Die Beziehung einer Mutter zu ihrem Sohn, einer reuezerfressenen Mutter zu ihrem krankheitzerfressenen Sohn: das ist in seiner rührenden Wehmut womöglich auch errechnet und — ist trotzdem schön. In diesen paar Szenen sind ein paar Naturlaute, bei denen gleichgültig ist, ob sie erblutet oder nachgemacht sind; denn dann sind sie ausreichend getreu nachgemacht. Vielleicht hat eine kalte, geübte Hand die Fahne des Hauses auf Halbmast gehißt. Aber in dem Hause ist wirklich Einer gestorben.

*

Ein Ibsen-Fanatiker mag dies zornig lesen, daraufhin die neue Aufführung des Lessing-Theaters ansehen und erleichtert erklären, daß drei Sommerbesetzungen zwar nicht erprobte Theaterwirkungen töten, aber die seelische Beteiligung des Hörers beträchtlich herabmindern müßten, und daß selbst für Lina Lossen zu schwer sei, den Kampf gegen diese Zufallspartnerschaft und gegen ihre eigne Erkältung zu bestehen. Ich aber glaube, daß die alte Ibsen-Andacht sich auch vor der alten Truppe des Ibsen-Apostels Brahm nicht mehr einstellen würde. Es ist ja kein Zufall, daß diese Truppe sich einmal zusammengefunden, kein Zufall, daß und wann sie sich aufgelöst hat. Sie hatte ihre Sendung eben erfüllt. Dann hatte, vor fünfzehn Jahren, Reinhardt eine Vision der ‚Gespenster' gehabt — und die wäre gleichfalls heut nicht mehr umzusetzen. Wilhelm Raabe hat recht behalten. Als vor fünfundzwanzig Jahren ihn Einer fragte: „Wie denken Sie über Ibsen?”, da gab er zur Antwort: „Diese verquollene Kommode wird sehr mulstrig riechen, wenn sie in fünfzig Jahren wieder einmal geöffnet werden wird.” Kriegsjahre zählen sechsfach. Die fünfzig Jahre sind um.

## Die Schützengilde von J. H. Speenhoff

Der Landsturm, der rückt an
mit Fahn'n und blanken Riemen,
sie loofen Mann für Mann
und kauen ihre Priemen!
Sie sehn so dufte aus
mit schimmernder Kokarde!
Die Neesen gradeaus
marschiert die Schützengarde!

> Da kommen die Schützen
> und loofen sich lahm,
> die Pudelmützen
> von Rotterdam.
> O! wat een Gewimmel
> und wat een Elang!
> Das kommt von dem Kümmel
> und Tatendrang!

Der General macht Stank,
haut einem auf die Kiepe,
trifft immer mittenmang,
Zigarre in der Piepe!
Ein Schütze is kein Schmarr'n,
drum sollst du sie nicht narren,
sonst stopp'n se die Zigarrn
in'n Lauf von ihre Knarren!

> (Refrain)

Ein Schütze hat Verstand,
macht allens mit die Ruhe.
Seit wann, fragt der Sergeant,
kommt man hier ohne Schuhe?
Denn sagt der Schütz: Nanu?
Sergeant, hör uff zu klatschen!
Und hab 'ck keene Schuh,
denn tippel ich uff Latschen!

> (Refrain)

Doch will der General
Maul halten! kommandieren,
ruft Eener ganz brutal:
Bloß keenen Ton riskieren!
Machst du hier Schweinerei,
denn biste bei uns Neese!
denn koofen wir uns bei
der Konkurrenz den Käse!

> (Refrain)

Der Schütz ist das Symbol
der Nationalgeschichte!
Wie ihm das gänzlich Kohl,
sieht man ihm ans Gesichte!
Er schwärmt nicht sehr für Wund'n,
und looft er mal 'n weenig,
denn gähnt er erst drei Stund'n
mit Gott für seinen König!

(Refrain)

Wenns mal zu Ende geht
mit dem Kasernentanze,
wird erst een Schnaps verlöt't,
und denn gehts gleich uffs Ganze!
Und findet man dann sie
im Feld der Ehre bleichen,
sind es die ersten, die
man sah als Kümmelleichen!

Da liegen die Schützen
und fühl'n sich so lahm!
Die Pudelmützen
vom Mühlendamm!
Weg is dat Gewimmel
und weg der Elang!
Das kommt von dem Kümmel —
und Tatendrang!

Autorisierte Uebersetzung aus dem Holländischen von Walter Mehring

# Rundschau

## Judas Aufstiegsmöglichkeit

Die bittere politische und wirtschaftliche Not unsrer Tage
veranlaßt die große Masse des Volkes, deren Sache in ruhigen,
glücklichen Zeiten nicht grade das Nachdenken ist, sich doch mal mit
der Frage zu beschäftigen, wer denn eigentlich die Ursache aller
Uebel ist. Da diese Kreise aber weder genügend Verstand und po-
sitives Wissen noch auch die Muße zu ernster Ueberlegung haben, so
sind sie, wie die Jugend, der sie ja in ihrer geistigen Halb- oder
Viretelreife gleichen, schnell fertig mit dem Wort, das meistens lautet:
Der Jude. So erklärt sich das mächtige Anschwellen der antise-
mitischen Bewegung, deren ausschließlich im reaktionären Lager
stehende Führer wohlweislich die Belehrung und Aufklärung des
das Volkes unterlassen.

Umso anerkennenswerter ist es, wenn ausnahmsweise doch einmal
grade aus diesen „unverdächtigen” deutschnationalen Kreisen ei-
ne Aufklärungsschrift hervorgeht, wie die (von der Deutschen Ver-
iagsgesellschaft für Politik und Geschichte herausgegebene und jetzt
bereits in zweiter Auflage erschienene) Broschüre: ‚Antisemitis-
mus’ von Friedrich v. Oppeln-

Bronikowski. Freilich werden die ganz rassereinen „Semigothaisten" auch diesen strammdeutschnationalen Arier als „verjudeten Polenstämmling" bezeichnen. Aber damit allein läßt sich das, wenn auch nicht neue, so doch geschickt zusammengestellte und gruppierte Material nicht widerlegen, das schlagend die Verlogenheit und Sinnlosigkeit des Antisemitismus historisch, sozial, wirtschaftlich und politisch beweist.

Selbstverständlich wird diese Beweisführung nicht um der schönen schwarzen Augen der Juden willen angetreten, sondern zugestandenermaßen wird dabei die Absicht verfolgt, dem national gesinnten (und zugleich meist wohlhabenden) Juden aus den Reihen des ‚Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens' durch Beseitigung der offenkundig antisemitischen Tendenzen innerhalb der deutschnationalen Volkspartei den Eintritt in die edlen Reihen Derer um Hergt und die aktive Parteibetätigung zu ermöglichen. Jüdisches Organisationstalent, jüdischer Unternehmungsgeist und nicht zuletzt jüdisches Kapital sollen der deutschnationalen Sache gewonnen und dem National-deutschen Juden der genialen Schöpfung des Dr. Max Naumann von Stresemanns Gnaden, Gelegenheit geboten werden, sogar bis zur Würde des deutschnationalen Juden aufzurücken, dem man anstelle der leider nicht mehr verfügbaren kaiserlichen Gnaden und Auszeichnungen vielleicht einen Händedruck von Seiner Halbgottheit, dem Grafen Westarp, oder gar von Seiner Gottheit, dem Dr. Helfferich, zu verleihen sich herablassen würde. Hauptzweck: daß der schlaue, geschäftstüchtige, reiche Jude den Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften, einem erlauchten Adel und wohlaffektionierten arischen Bürgertum wieder in den Sattel hilft. Der Pferdefuß, den man zunächst sorgfältig verbirgt, kann ihm ja dann noch immer den erlösenden Tritt versetzen.

Viator

## Potasch & Perlmutter

Das ist der lustigste internationale Brei, der je auf einer Bühne gestanden hat. Galizische Auswanderer haben in Amerika das Stück gemacht — ihr mittelalterlich-deutscher-hebräisch-polnischer Jargon steht im Gegensatz zu einem amerikanischen Englisch; das Stück ist importiert, und hier in Berlin ist nun etwas ganz Andres daraus geworden. Man hat nicht gemildert — man hat übersetzt. Also doch gemildert.

Denn das Ghetto am Hausvogteiplatz ist nach allen Seiten hin offen — der kleine Moritz hat zwar das Mauscheln halb verlernt, aber die halbe Klasse mauschelt schon. Jargon wird in der Grenadier-Straße gesprochen, wo die Börse auf dem Fahrdamm brabbelt: am Dönhoffs-Platz heißt man nicht mehr Potasch, sondern Potter — und wenns Glück gut ist, gibt es Chrimseln unterm Weihnachtsbaum. Das ist ein merkwürdiges Gewächs, der deutsche Jude.

Ein Wagnis, in der herrschenden Ludendorfferei ein solches Stück auf die Bretter zu bringen — und ein gelungenes Wagnis, weil es koscher gekochter Kitsch ist und außerordentlich lustig dazu. So unprätentiös und ehrlich ist man uns im Deutschen Theater lange nicht gekommen. Und die leicht verwaschene Aufschrift: „Unter Aufsicht des Rabbinats" schadete gar nichts: der gute deutsche Mann kann keinen Juden leiden — doch seine Küche ißt er gern.

Was da oben exekutiert wird, ist dem Inhalt nach genau so wichtig wie eine Tanzoperette — aber um wie viel lustiger, leichter und spaßiger ist das Alles! Hier und da leuchtet reine, unverfälschte, gequirlte Butter — so etwas von Edelmut war noch gar nicht da, wie ihn diese Kaufleute sofort greifbar ab Herz zur Verfügung haben. Einer überbietet immer den andern, und in all dem Gekakel zweier ständig sich streitender Kopien leuchtet das gute jüdische Gemüt.

Wie sie sich zanken, das ist allerdings ganz herrlich. Ich erinnere mich, als kleiner Junge ein paar Mal den Familienskatsonntagnachmittagen meiner Onkel beigewohnt zu haben — so ähnlich müssen die im Geschäft gewesen sein. Es ging so nach der Melodie: „Was spielst du denn da? Das ist ja Bowel! Bowel, sag ich dir! Bockmist! Du kannst spielen —: mna! Ich schmeiß die Karten bin — mit so enem Menschen spiel ich nicht!" Und dann der Andre: „Also quasseln mer oder spielen mer?"

Wundervoll die unvergängliche Skepsis — das zweite Auge, das immer zuguckt, wenn das eine weint, und noch in der Katastrophe kontrolliert, ob dem Gegner oder Partner auch ja der Schlips sitzt . . . Und Alles so unaufdringlich — weil ja die dumme Rolle, die der deutsche Jude als „Köppchen" genießt, nur durch die Sturheit der Kassuben, mit denen er Geschäfte macht, zu erklären ist. Am Mittelmeer gibt es viele Stämme, die dem Juden über sind — weshalb Italien keinen Antisemitismus hat —, und nach Amerika muß dieser Geisteszustand auch erst importiert werden. Man haßt den Juden drüben nicht, weil man ihn nicht fürchtet.

Das Publikum lachte sich scheckig. Als der eine der Sozien die große Edelmuts-Kiste aufmachte und rief : ‚Ich lasse mich für einen Dollar aufhängen — ich mich — aber nicht einen Andern, einen Unschuldigen —!", da donnerte es Beifall, Beifall in einem Lande, wo immer nur die Schuldigen die Andern aufhängen lassen.

Gespielt wurde ganz reizend. Herr Etlinger erinnerte an eine sanfte „Kugel" — butterweich, liebenswürdig und mild betete er seine Rolle vor. Er ist aus Wien, das Stück aus Amerika: aber Beiden gemeinsam ist in diesem Falle das Judentum — alles andre sind ja nur Felle und Uniformen. „Schma Jisroel" würde der semitische Araber zum beschnittenen Eskimo sagen, wenn sie einander begegneten.

Paul Graetz habe ich noch nie so leise, so fein und so menschlich gesehen. Er nutzte keine Gelegenheit aus, die jeder Mime normalen Kalibers aber ordentlich benutzt hätte — und er hatte einige ganz starke Momente. Ein russischer Emigrant klagt ihm sein Leid, er steckt ihm zehn Dollars in die Hand, schlägt dann eine bogenförmige Kurve über die Bühne und sagt: „Nebbich!" In diesem „Nebbich" steckte mehr Mitgefühl als in einer ganzen Predigt des Geheimen Konsistorialrats Dr. D. Conrad in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche zu Berlin. Und alle Witzworte Paules schlugen ein, und er machte auch, daß sie einschlugen — aber man merkte es nicht.

Herr Nunberg war so erschreckend echt, daß es einen grausen konnte. Er sah aus — alle eure Schwäger sehen so aus. Frau Kupfer tat, was der geschnürte Busen hergab.

Wenn nur der gute alte Mann von der Täglichen Rundschau im Theater war! Sicherlich würde er schreiben: „Sie haben den Nazarener geschändet! Hakenkreuziget sie!"

Und oben, im Himmel, hielt Donat Herrnfeld die Hände gestreckt, öffnete die kugeligen Augenlieder von einem kleinen Nickerchen und segnete die Gesellschaft da unten. Und noch einer lächelte Herrn Etlinger Gewährung: Victor Arnold.

Und weil diese beiden Genien schauspielerischen Humors es gut heißen, wollen wirs auch tun. Bis hundert!

Peter Panter

Nachschrift der Firma: Zu gesund!

## Liebe Weltbühne!

Bei einer Veranstaltung der U.S.P.D. in Hamburg liest der Schauspieler Wolf Benekendorff revolutionäre Gedichte. Mit starkem Erfolg. Ein Parteibonze raunt dem andern zu: „Du, Willem, den dürfen wir nich wieder engagieren — der wiegelt uns ja die Leute uff."

# Antworten

**Verwaltung des Kaiser-Friedrich-Museums.** Du hast anno 1915 ‚Jo und Jupiter' von Correggio entfernt, um den Soldaten, der etwa auf Urlaub in den Saal der Hochrenaissance geriete, nicht von seiner Pflicht abzulenken. Aber heute? Es ist ja noch nicht wieder Krieg. Und in jeder deutschen Stadt wird allabendlich Schnltzlers ‚Reigen' gespielt. Willst du nicht das Bild vielleicht an die verblaßte rote Tapete zurückhängen?

**Dr. Manfred Georg.** Sie schreiben mir: „Nachdem sich in dem Prozeß gegen den Berichterstatter der Deutschen Tageszeitung, Herrn Wilhelm Scheuermann, die gegen diesen von Herrn Paul Schweder erhobene Anklage als unbegründet erwiesen hat, nehme ich die Beschuldigungen, die ich hier am elften September 1919 auf Grund fremder Aussagen gegen die Ehre des Herrn Scheuermann erhoben habe, ungeachtet der rein politischen Gegnerschaft freimütig und mit Bedauern zurück."

**Hamburger.** Was ich gegen die Torheiten, die Herr Fedor v. Zobeltitz über mein Blatt abgesondert hat, zu tun gedenke? Vom Verlag Knorr & Hirth in München ist ein witziges Büchelchen zu beziehen: ‚Bestiarium literaricum, das ist: Genaue Beschreibung der Tiere des literarischen Deutschlands, verfertigt von Dr. Peregrin Steinhövel, gedruckt für Tierfreunde zu München in diesem Jahr'. Darin lautet ein Abschnitt: „Das Zobeltietz. Ein weit verbreitetes Tier, das unter Ullsteinen am liebsten haust, und dessen Fell Zobel vortäuscht. Man kauft und verkauft aber das Fell dieses Tieres ganz billig bei Tietz. Daher der Name." Nun, wer das Fell dieses Tieres nicht einmal geschenkt nimmt, wird kaum seine Zeit daran vergeuden, es ihm über die Ohren zu ziehen.

**Berliner Theaterkritiker.** Ihr schreibt mir: „In Nummer 18 der ‚Weltbühne' sagt Scipio Bourgognino von ‚den berliner Theaterkritikern', daß sie ‚der Barbestechung, mit einer Ausnahme, unzugänglich' seien. Keiner von uns fühlt sich getroffen, aber jeder kann auf diesen Satz hin verdächtigt werden, der Barbestechung zugänglich zu sein. Wir hoffen deshalb zuversichtlich, daß Sie Ihren Mitarbeiter bestimmen werden, die eine Ausnahme unumwunden zu nennen." Nach meinen Feststellungen ist die eine Ausnahme: Herr Stefan Großmann. Der Beweis für diese Behauptung ist leicht zu führen.

**Für die Opfer deutscher Richter** haben ferner eingesandt: Dr. Hannemann, München, 20 M.; Haerry, Basel, 50 M.; N.N. 50 M.; P. Schmidt, Dresden, 10 M.

In Nummer 16 war mitgeteilt worden, daß für die Opfer deutscher Richter der Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens 100 Mark eingesandt habe. Die Leitung legt Wert auf die Feststellung, daß sie diese Summe dem Herausgeber der ‚Weltbühne' schuldig gewesen sei, und daß der sie dem wohltätigen Zweck zugeführt habe.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 26. Mai 1921 Nummer 21

## Harte Regierung! von Karl Rothammer

Die neue Regierung des Herrn Wirth hat Erfolge zu verzeichnen. Durch die Unterschrift des Ultimatums ist der angedrohte Einmarsch abgewendet worden. Wenn die Rechte jetzt behauptet, der Einmarsch werde irgendwann einmal dennoch erfolgen, so hat solche Hartnäckigkeit nicht mehr Bedeutung, als wenn von Einem, dem erfolgreich der Blinddarm entfernt wurde, behauptet wird, irgendwann einmal werde er doch mit Tode abgehen. Zunächst lebt er jedenfalls, und so ist auch zunächst das Reich vor der Invasion behütet worden. Und wird es bleiben, solange Deutschland der Entente keine groben Handhaben gibt, das getroffene Abkommen zu brechen.

Den unbezweifelbaren Erfolg haben die Reden Lloyd Georges und deren Folgen noch vergrößert. Es wäre töricht, von einem Zerfall oder auch nur von einem Defekt der Entente zu sprechen. Die Elemente, durch die sie zusammengehalten wird, sind viel zu materiell, als daß durch politische Manöver von heute auf morgen eine wesentliche Aenderung innerhalb dieser Mächtegruppe hervorzurufen wäre. Immerhin: das Echo, das Lloyd George in Frankreich und in Polen geweckt hat, darf nicht überhört werden. Ein Knistern ist durch den Turm unsrer Kriegsgegner gegangen. Das Gebälk fängt an, sich langsam einzubiegen. Die englische Säule aber, die das Dach hält, wird sich nicht stärker verrücken, als erforderlich ist, um den übrigen Bauteilen spürbar zu machen, wo die tragende Kraft der Konstruktion wurzelt.

Bewiesen ist, daß auch für solche Operation, die immerhin eine gewisse Entgiftung bedeutet hat, die Unterschrift die erforderliche Voraussetzung abgab. Frankreich tobt, aber Frankreich wird sich auch wieder beruhigen. Tardieu wird in absehbarer Zeit das Schicksal Reventlows erleben. Die französische Kammer wird Ersatz finden, und die Polen werden lernen, daß der englische Imperialismus immerhin mächtiger ist als die Perversität des Herrn Korfanty. Deutschlands außenpolitische Lage ist seit dem Zusammenbruch nicht so erleichtert gewesen wie nach der Unterschrift, die angeblich die Vollendung der Katastrophe bedeuten sollte. Wir bleiben das besiegte Land. Aber grade weil dieser Zustand der Besiegtheit durch die Unterschrift klare und deutliche Anerkennung gefunden hat, bildet er neuen Baugrund. Jedermann weiß, woran Deutschland ist, was es zu leisten hat, was es leisten muß, was man ihm zumuten kann: es ist aus einem Zustand der Unberechenbarkeit wieder ein fester Rechenfaktor geworden. Und da diese Wandlung nur geschehen konnte, weil sich innerhalb Deutschlands Kräfte zusammenfanden, die sich zutrauen, törichte Athletik ein für alle Mal zu bannen, Revanchepolitik endgültig abzubinden, Kriegspolitik ohne Heer, Imperialismus ohne Flotte nicht zu schauspielern, vielmehr die Wirtschaft und die Arbeit

so zu organisieren, daß sie nicht allein den Aufbau Deutschlands neu besorgen, sondern auch darüber hinaus noch produktiv sind, weil einzig durch eine derartige Ueberproduktion die Unterschrift erfüllt werden kann: um dieser Möglichkeit einer innern Neugeburt Deutschlands willen beginnt der Glaube der Völker an uns, beginnt der Glaube der Deutschen an sich selbst wieder zu wachsen. Es kommt freilich alles darauf an, daß der getane Anfang Fortsetzung und Reife erhält. Das kann nur geschehen, wenn die Regierung, die mit so bemerkenswertem Erfolg den Weg begann, diesen Weg auch rücksichtslos fortsetzt. Nur eine harte Regierung kann eine Politik der Konsequenz, der Befriedung, der Produktivität durchhalten. Ausweichen und hart bleiben — das müssen unsre Tugenden werden: die Tugenden einer stählernen Spirale.

Was muß getan werden? Wir dürfen nicht leichtsinnig den knisternden Ententeturm wieder festigen. Dazu würde nichts besser dienen als ein neues Baltikum-Abenteuer. Der oberschlesische Befreiungskrieg ist abzudrehen. Die Regierung ist zu loben, daß sie das versucht hat und auch weiter versuchen wird. Wir dürfen Herrn Lloyd George keine Gelegenheit bieten, sich unter dem Drucke Frankreichs wieder zurückzuziehen. Er muß auf dem vorgeschobenen Posten eines Warners zu Vernunft und Ordnung beharren können. Was müssen wir tun? Die Entwaffnung muß durchgeführt, die Aburteilung der Kriegsverbrecher erledigt werden. Weder bayrisches Jodeln noch preußisches Hurra dürfen uns daran hindern. Wenn die diplomatische Aktion, die abseits der Oeffentlichkeit den Bayern die Entwaffnung plausibel machen soll, auf Schwierigkeiten stößt, werden schärfere Maßnahmen zu ergreifen sein. Irgendwelches Zögern würde Schaden stiften, kommt also nicht in Frage. Um die wirtschaftlichen Konsequenzen der Unterschrift einzuhalten, wird eine angemessene Wirtschaftspolitik einzuleiten sein. Widerstände müssen gebrochen werden. Wenn die Partei des Kapitalismus sich zur Mitarbeit anbietet, so wird äußerste Vorsicht zu üben sein. Wenn Herr Stresemann sich von Herrn Stinnes trennt, wird man dennoch nur mit dem größten Mißtrauen ihm Einfluß auf die Politik gewähren dürfen. Da die Gewißheit besteht, daß eine Befragung des Volks dem bereits geernteten Erfolg und den berechenbaren Zielen der neuen Regierung die Zustimmung nicht verweigern wird, kann jeder ernsthafte Widerstand der heute nicht mehr geltenden Parteien gebrochen werden.

Auch hier ist demnach klar, was getan werden muß. Das Gleiche gilt für den Widerstand etwa, der sogar wahrscheinlich durch die Beamtenschaft der Ministerien und der Verwaltung geleistet werden wird. Großes Reinemachen ist hier Gesetz. Bismarck spricht von den Diplomaten, die sich durch eine bessere Beherrschung der französischen Sprache, „wie auch Oberkellner sie besitzen", als besonders zur Diplomatie berufen glaubten, „selbst wenn sie politisch als urteilslos bekannt waren". Zur Zeit gilt, daß gewisse Kenntnisse von der diplomatischen Apparatur, von den Aktengängen, von den Personalien kenn-

zeichnend sein sollen für die Berufenheit, auch im neuen Deutschland Diplomatie, Regierung und Verwaltung zu besorgen. Mit diesem Irrwahn muß aufgeräumt werden. Gegenüber der diplomatischen Clique, gegenüber dem Kartell der Beamtenreaktion muß die Regierung, deren erste Tugend die Härte sein soll, sich selbst übertreffen. Alles, was zur Ausführung der Unterschrift, zur Erhaltung der deutschen Freiheit, zum Wiederaufbau des Reichs und Europas zu geschehen hat, kann nur geschehen, wenn die morschen Stützen des überwundenen Reichs nicht künstlich erhalten bleiben, nicht künstlich sich selbst erhalten, vielmehr endgültig zerbrochen und gegen neue Kräfte ausgewechselt werden. Das Wichtigste ist: die Ausschaltung aller reaktionären Hemmungen und die Freimachung des Weges von allen Fußangeln der Geheimräte, der Landräte und der Kanzleidiener.

## Aus Sowjet-Gefängnissen von Elias Hurwicz

Aller Strenge des bolschewistischen Terrors zum Trotz gelingt es den — vielfach schon unter dem Zaren-Regime hart geprüften — Gefängnis-Insassen ein Lebenszeichen nach außen von sich zu geben. Diese Mitteilungen führen uns in das der Außenwelt, besonders der europäischen so wenig bekannte Interieur der Sozialistischen Föderativen Sowjet-Republik ein. Der sozialrevolutionären ‚Volja Rossij’ in Prag ist eine Reihe solcher Gefängnisbriefe zugekommen. Daraus ergibt sich das folgende Bild.

Die Gefängnisse der Russischen Republik sind überfüllt. Viele Gefängnisse hat das alte Regime hinterlassen; zu ihnen sind aber noch eine Menge verschiedener „Abteilungen”, „Innengefängnisse” und dergleichen hinzugekommen. Und in jedem dieser Kerker kann man alte, verdiente Freiheitskämpfer finden. In der Peter-Pauls-Festung sitzt der Führer der Sozialdemokraten Dan, in Butyrki der sozialrevolutionäre Führer Gotz, in der Torteka der S. R. Wedenjapin; von den unzähligen minder bekannten garnicht zu reden.

Es sitzen fünfzehnjährige Kinder; der menschewistische Jugendbund: Knaben und Mädchen im Alter von vierzehn bis sechzehn Jahren sind eingesperrt.

'Es sitzen alle: Anarchisten, Menschewiki, Maximalisten, Sozialrevolutionäre, Genossenschaftler und Parteilose. Ende März 1921 saßen allein in Butyrki: 150 Sozialrevolutionäre des rechten Flügels, 25 des linken, 110 Menschewiki und 30 Anarchisten. Es gibt Häftlinge, die schon zwei Jahre ohne jegliche Anschuldigung und ohne Verhör sitzen. Akten und Menschen gehen verloren. Zur Zeit der Abfassung dieses Briefes stand das Butyrki-Gefängnis im Zeichen eines Hungerstreiks, der vom zwanzigsten bis zum dreiundzwanzigsten April dauerte, und an dem 1100 Menschen teilnahmen. Sein Ziel war: Herbeiführung des Verhörs innerhalb von zwei Wochen; Freiheit der Religionsausübung; Einführung von Spaziergängen. Der Hungerstreik war von einer „Obstruktion” begleitet: von Massengeheul („aus

den Frauenzellen hörte man hysterische Schreie und furchtbares Gelächter", heißt es in einem Brief), Zertrümmerung von Fensterscheiben undsoweiter. Die Gefängnisverwaltung stellte in den Korridoren Maschinengewehre auf; aber die Streikenden verbarrikadierten sich auf dem Hausboden und bewaffneten sich mit Ziegelsteinen. In den Konflikt mischte sich schließlich auch der nichtstreikende Teil der Insassen ein und bedrohte die Gefängnisverwaltung mit dem Anschluß an den Streik, falls jenen Forderungen nicht stattgegeben würde. Darauf gab die Inspektion nach. Der Sieg wurde mit einem Gottesdienst gefeiert.

Immerhin scheinen die Butyrki noch ein Reklamegefängnis zu sein. In einem Brief heißt es:

„Ich bin, ebenso wie andre hier eingeschlossenen Sozialisten, zum Opfer einer ungeheuern Heuchelei der kommunistischen Machthaber geworden: wir haben innerhalb des Gefängnisses volle Bewegungsfreiheit, sehen die Inspektion fast garnicht, genießen Wort- und Versammlungsfreiheit, halten Vorlesungen und Konzerte ab. Und es gibt Journalisten, die, auf das Regime unsres Gefängnisses hiniweisend, die schönen Sowjet-Gefängnisse und die Humanität der Kommunisten loben. Aber in dem gleichen Moskau, in dem Innengefängnis der Tscheka ersticken buchstäblich die Leute und werden von Ungeziefer verzehrt."

Dieses „Innengefängnis der Tscheka" ist wohl der schlimmste aller Sowjet-Kerker. Die Insassen haben nicht einmal das Recht, die Luftklappe aufzumachen. Sie sitzen vollständig isoliert, dürfen keinen Besuch empfangen und auch nicht mit einander in der Klopfsprache verkehren. Hier versinkt der Mensch völlig in Vergessenheit. In einem Brief heißt es:

„Das Innengefängnis der Tscheka ist ein Grab. Dieses Gefängnis ist eine Reproduktion der mittelalterlichen Kasematten."

Der Hungerstreik ist hier an der Tagesordnung, und die Wand-Inschriften bezeugen seine Progression: 1920 war seine gewöhnliche Dauer vier bis fünf Tage, 1921 sechs bis sieben. Neuerdings ist sogar ein Fall von sechzehntägigem Hungerstreik vorgekommen:

„Ich kann darüber nicht ruhig schreiben. Man möchte das Haupt entblößen und vor dem unbesiegbaren, stolzen und edlen Menschengeiste kniefällig beten."

Aber eben weil die Hungerstreiks so an der Tagesordnung sind, zeigen sich die Gefängnismachthaber dagegen abgehärtet und erklären den Streikenden: „Das ist eure Sache. Ihr könnt sterben. Für uns stehen Staatsinteressen höher als der Tod von Einzelpersonen." Sie lassen die Streikenden bis zur Erschöpfung hungern und verordnen dann künstliche Nahrung.

An all Dem ist nicht nur das Regime, sondern vielleicht noch mehr der Mangel an jeglicher Anschuldigung der Inhaftierten empörend. Freilich, hier geht die Justiz in die Politik über: gäbe die Sowjet-Regierung die Inhaftierungsgründe an, so würde sie den wahren Zustand der Opposition und ihre eigne Kampfesweise gegen sie entschleiern!

# Ostpreußen von Karl Fischer

Vor ein paar Jahren machte der frühere Oberpräsident von Ostpreußen, Tortilowicz von Batocki-Friebe, den Vorschlag, Ostpreußen vom Reich abzutrennen, Anschluß an Polen zu suchen und zusammen mit Teilen der einstigen preußischen Provinzen Posen und Westpreußen einen besondern Staat zu bilden. Herr von Batocki ist auch heute noch nicht von seiner Abtrennungsidee losgekommen, und die mag wohl auch heute noch Anhänger haben. Die überwiegende Mehrzahl in Ostpreußen indessen hält fest am Reich; nur ist man verärgert, verdrossen, mißtrauisch und verschlossen. Der Ostpreuße wünscht nicht, daß viel über Ostpreußen gesprochen wird, und erkennt namentlich Jedem, der nicht geborener Ostpreuße ist, Berechtigung und Befähigung zur Kritik ostpreußischer Verhältnisse ab. Wer gar wagt, die Wahrheit zu sagen und Ostpreußen zu schildern, wie es ist, dem wird die Beschuldigung ins Gesicht geschleudert: Du hast die Provinz um viele Tausende geschädigt! Wie man denn überhaupt oft genug in Ostpreußen den Idealismus lobt, aber alles Materielle liebt. Man will verschleiern und verschminken. Das Paradoxon: „In Berlin ist der Deutschnationale demokratischer als in Ostpreußen der Demokrat” ist gar keins. Beweis? Die ostpreußischen Zeitungen. Sie jonglieren mit einer angstmachenden Geschicklichkeit an der Wahrheit vorbei und sind alle, mit Ausnahme der ‚Freiheit' und der ‚Roten Fahne des Ostens' so völlig kritiklos, daß man sich aus ihnen über das, was ist und wie es wirklich ist, niemals informieren kann. Diese Kritiklosigkeit äußert sich vornehmlich darin, daß sie die meist fadenscheinigen „Verlautbarungen” der Behörden ohne Kommentar abdrucken.

Wie steht es aber mit den ostpreußischen Behörden? Drei große Gruppen als Zentralinstanzen, abgesehen von den Landräten, die auch heute noch Bedeutung und Begabung für Rechtsorientierung genug haben, kommen in Betracht: der demokratische Oberpräsident, der sozialdemokratische Polizeipräsident und das Wehrkreiskommando. Unstimmigkeiten des Wehrkreiskommandos mit dem Oberpräsidium entstanden zwar dann und wann über die Abgrenzung der Machtbefugnisse, und der Oberpräsident täte gewiß besser daran, etwas seltener Einerseits — andrerseits und öfter Entweder — oder zu sagen; aber zu Konflikten haben diese Meinungsverschiedenheiten bisher nicht geführt. Anders ist das Verhältnis zwischen Wehrkreiskommando und Polizeipräsidenten. Reibungen zwischen diesen beiden Behörden gab und gibt es in der Frage der Waffenablieferung, und da ist manches energische Wort des Polizeipräsidenten Lübbring gefallen. Das ist nun freilich ein sehr heikles Thema und das Gefährlichste am ostpreußischen Problem. Die Erkenntnis hat sich nämlich noch immer nicht bei allen Ostpreußen durchgerungen, daß ohne Zögern und Winkelzüge die Waffen ausgeliefert werden müssen, deren Herausgabe der Versailler Vertrag verlangt. Hier ist Lübbring von jeher starr und unbeugsam gewesen und vor Androhung äußerster Gewaltmittel gegenüber dem Wehrkreiskommando nicht zurückgeschreckt. Leider bereiten

ihm auch andre amtliche Stellen Königsbergs Schwierigkeiten in dieser Frage. Es ist noch nicht lange her, daß er Protest gegen die Reichstreuhandgesellschaft (Abteilung Königsberg) erheben mußte, die nicht für nötig befunden hatte, ihm mitzuteilen, wo in der Stadt die abgelieferten und zur Verschrottung bestimmten 12 000 Gewehre und 3000 Karabiner lagerten. Eine solche Benachrichtigung wäre aber umso unerläßlicher gewesen, als einmal die Waffen unbewacht untergebracht waren, der Betriebsrat der Königsberger Reichstreuhandgesellschaft aus Kommunisten besteht, die nur zugreifen brauchten und zugegriffen hätten, wenn Lübbring ihnen nicht zuvorgekommen wäre,und als ferner das Wehrkreiskommando seine Soldaten zu diesem Waffenlager hinschickte, um Gewehre auszutauschen.

Mit der leidigen Waffenangelegenheit ist auch die Frage der Orts- und Grenzwehren eng verknüpft. (Von einer Orgesch will man natürlich auch in Ostpreußen nichts hören und wissen!) Die Bildung der Orts- und Grenzwehren war einst eine Notwendigkeit zum Schutz Ostpreußens im Kriege Rußlands mit Polen. Indessen: das Ostpreußen von heute ist nun mal ein — problematisches Land, und so konnte garnicht ausbleiben, daß sich die ärgste Reaktion, die unter dem harmlosen Namen Heimatbund segelt, dieser Selbstschutzorganisation zu bemächtigen und sie für ihre dunklen Zwecke dienstbar zu machen versucht. Der Heimatbund hat unlängst durch die Gründung der sogenannten staatsbürgerlichen Arbeitsgemeinschaft (auch wieder so ein Name unter Schleier und Schminke) eine Verstärkung und Vertiefung erfahren. Eines Tages jedoch werden die Orts- und Grenzwehren aufgelöst werden müssen, und das wird ohne schwere Erschütterung für die Provinz nicht vor sich gehen.

Was wird werden? Solange der demokratische Oberpräsident am Ruder ist, braucht man trotz allem besondere Besorgnisse nicht zu haben. Wenn aber Herr Siehr eines Tages die Würde seines frühern Rechtsanwaltsberufs der Bürde des Oberpräsidenten vorzieht, infolge einer ganz andern politischen Konstellation vorziehen muß, dann dürfte die Schicksalsstunde für Ostpreußen geschlagen haben. Man hat bereits als seinen Nachfolger den Freiherrn von Gayl genannt, der zwar seinerzeit als Abstimmungskommissar in Allenstein Verdienste hatte, sich dann aber, gewiß unter dem Druck seiner konservativen Freunde und Standesgenossen, bis zum Leiter der staatsbürgerlichen Arbeitsgemeinschaft gewandelt hat. Ob der Provinziallandtag, dem nach dem Gesetz über die Autonomie der Provinzen das Bestätigungsrecht des Oberpräsidenten zusteht, sein Placet zur Wahl des Freiherrn von Gayl geben würde, hängt von der Haltung des ermländischen Zentrums ab, und die ist heute nicht ohne weiteres als hoffnungslos für die Reaktion zu verbuchen. Der gewesene ostpreußische Oberpräsident aus den Kapp-Tagen und einstige Sozialdemokrat August Winnig, der damals mit den Kappisten ging, ist zwar der Ansicht, die Wahl des Freiherrn von Gayl würde den Generalstreik in Ostpreußen entfesseln. Indessen: die politischen Gebärden und Gedanken eines Winnig sind so schwankend und verschwommen, daß man ihn nicht gut

als Propheten gelten lassen kann. (Herr Winnig hält sich übrigens heute noch im Hintergrund; aber sein Haschen nach Popularität, das ihn lange schon wie eine häßliche Krankheit überfallen hat, und verschiedene andre Zeichen deuten darauf hin, daß er die Hoffnung hat, noch einmal zur Herrschaft zu kommen.) Mit einem Mann von den Zielen des Freiherrn von Gayl würde die scharfe Tonart in das Oberpräsidium einziehen, die Reaktion in schlimmstem Ausmaß die Macht haben und die Provinz in allerhand böse Abenteuer reißen. Dann erst und dann zu spät würde man in Ostpreußen allgemein zu der Einsicht gelangen, wie verhängnisvoll es in diesen Jahren gewesen ist, über ostpreußische Verhältnisse, auch wenn die Diskussion darüber peinlich ist, den Schleier zu decken und sie unter Schminke zu verstecken.

## Wallenstein von Lion Feuchtwanger

Die beiden Bände von Alfred Döblin, die ‚Wallenstein' heißen (und die S. Fischer verlegt hat) sind kein Roman, und ein historischer schon gar nicht. So wenig ‚Wang Lun' ein ethnographischer Roman war. Es ist ein bißchen grotesk, wenn man lesen muß, dieses Buch „gehöre zu den wertvollern historischen Romanen der letzten Jahre" oder dergleichen. Döblins ‚Wallenstein' ist etwas durchaus Neues, Andres, Abwegiges. Vielleicht bleibt dieses Werk einmalig, vielleicht ist es die Mode von morgen. Es ist nicht leicht, sich mit ihm abzufinden. Diese neunhundert engbedruckten Seiten sind nicht einzureihen, sie sind nicht impressionistisch, nicht expressionistisch, sie haben keine Tendenz und sind bestimmt nicht Nurkunst, sie sind schneidend sachlich und grell phantastisch, sie sind maßlos schwer zu lesen, und man kann sich nicht losreißen von ihnen, sie sind ein schwerer, großer Brocken, zäh und saftig, an dem man lange zu kauen hat, und den man doch nicht aus den Zähnen lassen mag.

Alfred Döblin springt in den Dreißigjährigen Krieg hinein wie seinerzeit in das China des siebzehnten Jahrhunderts mit dem fanatischen Willen, das Heute aus sich auszulöschen. Er lebt die Welt, die Menschen, den Glauben von damals. Jede Reflexion, jede (heutige) Kritik ist ausgeschaltet. Inmitten eines farbigen, hart tatsächlichen Gewirrs von Politik, Kirche, Krieg treiben sich ebenso tatsächlich Zauberer und Teufel um. In dem Riesenbuch ist kein Buchstabe Verstellung, Kostüm, Maskerade. Jemand schwimmt mit in dem großen, breiten, raschen Fluß jener Zeit, erlebt sie mit der gleichen Realität wie etwa Grimmelshausen, nur sieht er mehr, härter, grausamer, nuancierter, medizinischer. In diesem Buch wird nicht moralisiert und nicht lamentiert, keine Geschichtsphilosophie, keine Gesellschaftstendenz spreizt sich, es wird nicht gewertet, nicht ausgeblickt und nicht rückgeblickt: es wird nur gesehen und erlebt. Das Buch ist wie ein lebendig gewordener riesiger medizinischer Atlas, Muskeln, Nerven, Gedärme sind bloßgelegt, von allen Seiten, sehr sachlich und ungeheuer bunt, weiß, blau, rot, schwarz, und Alles hebt sich, senkt sich, quillt, atmet, lebt.

Die ganze Welt von damals ist da, Kirche, Politik, Krieg, ein zappelndes, unübersehbares Gewimmel von Geschehnissen, Menschen, Bildern. In dieser Fülle liegt die Größe des Werkes und seine Gefahr. Es erinnert in der Komposition an gewisse alte Bilder, riesig große, auf denen Schlachten dargestellt sind oder Züge, ein endloses Gewimmel von Menschen und Szenen, unübersehbar. Unübersehbar. Erst dem Rückblickenden, erst beim zweiten Lesen gliedert sich das Werk, das jenseits aller Ausmaße des modernen Romans ist. Es ist so ungemein anschaulich im Einzelnen, daß dem Lesenden wie eben dem Mitlebenden erst langsam aus dem Fluß der Menschen und Dinge sich das Bedeutendere heraushebt. Dies ist das Schönste und Tiefste an dem Buch, wie auf einmal Winziges wesentlich wird und Wesentliches ins Gewimmel zurücksinkt. Das Zufällige aller Erscheinung kann nicht sinnenfälliger gemacht werden. Das Buch ist wie ein altes indisches Epos: ein Mensch taucht auf, versinkt wieder, ein andrer hebt sich heraus, versinkt, der Fluß rollt weiter, ohne Ende.

Döblin packt die Historie da, wo sie Epos wird. Es ist bei aller minutiösen Anschaulichkeit keine leiseste Spur Historizismus in dem Buch. Aber ein g[……]s, ewiges, episches Fluten ist darin, und wie aus der Muschel das Rauschen des Meeres, so klingt aus diesen Seiten das Rauschen der Welt.

Protestanten und Katholiken schlagen sich tot, verbünden sich, ein römischer Kaiser steht dazwischen, ein seltsam Getriebener, ein Fresser, ein Beter, apathisch, merkwürdig an entlegene, entgleitende Gefühle sich verlierend; wenn es um Realitäten geht, um Politik, plötzlich ins All, ins Ungreifbare entwischend. Ein bayrischer Kurfürst hart, fanatisch, immer auf Beute lauernd, machtvoll, dabei ein Melancholiker, unselig, besessen. Wallenstein, Geldmensch, Machtmensch, dunkel, heiser, taucht hoch, verdämmert wieder ins Dunkel, wartet, vergrabenes, verschlucktes Leben in sich, wird nochmals hochgehoben, totgeschlagen. Der Schwedenkönig, lärmig, rüpelhaft, wild lebendig, wirbelt die Welt durcheinander, siegt, strahlt, erlischt. Die Politik geht weiter. Minister, Gaukler, Bürger, Generäle, Juden, die Kaiserin, Soldaten, Jesuiten, kein Ende. Politik, Krieg, die Maschinerie auseinandergenommen, von innen her besehen, wieder im Gang gezeigt. Also das ist der Dreißigjährige Krieg? Dieses chaotische Auf, Nieder, Kreuz, Quer, Für, Wider? Dieses zufällige, sinnlose, tragisch-komische Gewühle? Aber wo sind hier die großen Linien, die Ziele, die Entwicklung?

Nein, es sind wirklich keine großen Linien da, keine Ziele, keine Ideen, nur: Leben. Es sind keine Jahreszahlen da, keine einzige, auch keine historischen Termini. Man liest so und so lange, und erst dann merkt man: Ach so! Das ist ja das Restitutionsedikt! Und die Zerstörung Magdeburgs scheint diesem Autor gar nicht wichtiger zu sein als eine (vermutlich nicht einmal historische) Judenverbrennung oder der sicherlich erfundene groteske Kampf eines Hofzwergs mit einem Storch. Und daß der Kaiser Ferdinand auf eine so phantastische Art umkommt, das ist

doch höchst unglaubhaft, und nachdem er so real bei Tafel oder im Ministerrat gezeigt wurde, ist es auch höchst stillos, und historisch ist es bestimmt nicht. Nein, Faktisches kann man aus diesem dicken Buch schon gar nichts lernen, und wenn man sich vierzehn Tage damit abgeplagt hat, ist man nicht gebildeter geworden, höchstens ein paar kulturhistorische Details hat man erfahren, und daß der Roman ‚Wallenstein' heißt, ist eigentlich eine Irreführung, und spannend ist er auch nicht.

*

Er ist nur das erste Epos der Deutschen seit — ja, seit wann? Man darf, wenn das nicht gewisse peinliche Assoziationen gäbe, behaupten: seit dem ‚Messias' ist ein ähnlicher Versuch nicht gewagt worden. Nur verhält sich eben Döblins Epos zu Klopstocks Gesängen wie ein Großdampfer zu einem Segelschiff. Ein außer allem Maß komplizierter Mechanismus, abertausende von Teilchen, mit fanatisch präziser Sachlichkeit gefügt, in ewigem, wirrendem Auf und Ab und Ineinander.

Dieser Homer des Dreißigjährigen Kriegs verschmäht die bisherigen epischen Mittel. Da sind keine Wiederholungen, keine gemächliche Breite, keine behagliche Einförmigkeit. Jede Reflexion, jede Wertung vom Autor her ist mit einer Konsequenz gemieden, die bisher in der deutschen Literatur noch nicht da war. Seine ganzen Mittel sind Anschaulichkeit, Farbe — Farbe, nicht Tünche! Diese Menschen sind farbig empfangen, nicht hinterher angestrichelt — und dann eine abenteuerliche, quellende, strotzende, über-üppige Fülle. Jedes neue Geschehnis verzweigt sich, verästelt sich, jeder Ast gebiert einen neuen Wald, übersaftig, tropisch. Döblin hat irgendwo geschrieben: ein Buch müsse sein wie ein Wurm — was man herausschneide, müsse leben für sich selber. Diese unheimliche, wimmelnde, kribbelnde Lebendigkeit ist da. Es sei nicht verhehlt, daß in dem mächtigen Fluß da und dort totes Wasser ist, abgespalten, für sich versumpft: aber, alles in allem, schwillt aus diesen neunhundert Seiten so beängstigend viel Leben, daß Spätere, wenn ihnen über Döblin nicht sehr Genaues berichtet wird, vermutlich die Hypothese aufstellen werden, an dieser Ilias habe ein ganzes Geschlecht gearbeitet.

Es sind in diesem ‚Wallenstein' viele Momente ganz großer Epik, die man nicht vergißt. Der bayrische Maximilian über seiner Beute, der Oberpfalz, das Brückentor von Prag mit den Köpfen der Rebellen, Martyrium und Austreibung der Ketzer aus Böhmen — mitleidig und amüsiert denkt man an ‚Glaube und Heimat' —, Wallenstein am Meer, der Kampf des Hofzwergs mit dem Storch, die Judenverbrennung, die Abfahrt der Fürsten nach dem Tag von Regensburg, die schwedische Flotte auf der graugrünen Ostsee, der Tod Tillys, der Kaiser, vagabundierend, hinter dem kläglichen Zug, in dem die Fürstin die Leiche Wallensteins überführt.

Ja, weiß Gott, jener Rezensent hat Recht; der ‚Wallenstein' gehört zu den „wertvollern historischen Romanen der letzten Jahre".

Es ist kein bleiches, abstraktes Wort in den zwei Bänden. Die Eindringlichkeit, die Blutfülle seiner Worte zwingt auch dem Widerstrebenden das Aug des Dichters auf. Kritikaster mögen die Brauen hochziehen über die barocke Häufung, mit der Döblin seine Worte schichtet. Diese Häufung, dieser Drang, sich, und sei es noch so farbig, nicht mit einem Wort zu begnügen, ist nicht Armut, ist nicht Gestammel, ist überlaufende Fülle. Die Bilder Döblins toben mit der fanatischen Wucht biblischer Gesichte auf den Leser ein.

Und es ist nur die Frage: Wer in dieser leeren, kahlen Zeit hat Nerven, Muße, Hingabe, Glauben genug für dieses Werk, das so voll von Anspruch ist wie von Verdienst?

# Die Justiz von Hugo Grotius

## XX. Justiz und Presse

Um die Rechtsfremdheit des Publikums zu beseitigen oder doch große Kreise des Volkes wenigstens in beschränktem Umfange mit der Materie des Rechtes vertraut zu machen, haben die Volks- und Handelsschulen populär-wissenschaftliche Kurse in den verschiedenen Zweigen der Rechtswissenschaft eingeführt. Derartige Kurse zu besuchen, sind aber nur wenig Leute in der Lage, denn die intensive berufliche Tätigkeit, die das praktische Leben fordert, läßt den meisten Menschen nicht genug Zeit und Spannkraft übrig, um noch theoretische Studien zu treiben. Als einziges Miltel, breitere Schichten zum mindesten über das unbedingt Wissenswerte aus Gesetzgebung und Rechtspflege zu unterrichten, bleibt daher die Presse; und es scheint mir nicht die unwichtigste Aufgabe grade der Presse zu sein, die Wissenschaft von Recht und Gesetz zu vermitteln.

Die Presse hat die Wichtigkeit dieser Aufgabe beizeiten richtig erkannt, wenn sie sich auch des rechten Weges nicht immer bewußt war. Man hat in frühern Jahren, und neuerdings wieder, Versuche gemacht, Spezialzeitschriften populärjuristischen Inhalts zu schaffen. Indessen sind diese Versuche nie recht geglückt. Die Zeitschriften haben meist nur eine sehr kurze Lebensdauer gehabt. Im Grunde genommen erklärlich, sobald man erwägt, daß das Verständnis selbst leichtfaßlich geschriebener juristischer Aufsätze dem Leser, der keinerlei Fachvorbildung hat, nicht unerhebliche Schwierigkeiten bereitet, daß ein Interesse für nicht grade aktuelle Rechtsfragen in so großem Umfange beim Laien-Publikum nicht besteht, und daß es endlich wenig juristische Schriftsteller gibt, die eine ziemlich trockene Wissenschaft in anregender Form mitzuteilen verstehen. Die Versuche sind auf dem Gebiete des Zivil- wie des Strafrechts gleichermaßen fehlgeschlagen. Auch die sogenannten Kriminalzeitungen, die sich zum Ziel setzten, interessante Straffälle aus der Gerichtspraxis in ausführlicherer Darstellung, als in den Tageszeitungen üblich ist, zu sammeln, haben sich nicht zu halten vermocht. Sie scheiterten schließlich an der mangelnden Abwechslung. Alle derartigen Zeitschriften haben mit der Kon-

kurrenz der juristischen Fachzeitschriften zu kämpfen. Der Berufsjurist wird lieber zu diesen greifen, während der Laie sich im allgemeinen überhaupt schwer dazu aufschwingen wird, eine besondere juristische oder populär-juristische Zeitschrift zu abonnieren. Dazu kommt, daß die Fachorgane der verschiedenen Berufskreise: die Fleischer-, Friseur-, Bauarbeiter-, Hebammenzeitungen und dergleichen, regelmäßig Gerichtsentscheidungen und kurze juristische Abhandlungen, die für den besondern Berufskreis von Interesse sind, publizieren.

Von diesen abgesehen, bleibt also für das Laien-Publikum eigentlich nur die Tagespresse als Mittel der Verbreitung juristischer Wissenschaft. Die großen Zeitungen veröffentlichen, besonders in ihrem Handelsteil, sehr oft endgültige Gerichtsurteile, die für Handel und Gewerbe irgendwie von Bedeutung sind, aber auch Besprechungen über Gesetzentwürfe, Aufsätze theoretischen Inhalts aus den verschiedensten Gebieten des öffentlichen und privaten Rechts. Manche großen Zeitungen sind sogar dazu übergegangen, ständige juristische Mitarbeiter anzustellen. Doch scheint mir das System, von Fall zu Fall Männer der Wissenschaft und der Praxis zu Worte kommen zu lassen, richtiger.

Weniger gut ist die Berichterstattung über die allgemein interessanten Strafprozesse. Die Auswahl aus der Fülle der täglich verhandelten Straffälle ist nicht immer glücklich, die Abfassung der Berichte meist zu gleichförmig. Eine kritische Stellungnahme zu dem Verhalten bestimmter Strafkammern und ihrer Vorsitzenden, eine kritische Würdigung der Objektivität von Staatsanwalt und Verteidiger wird ängstlich vermieden, trotzdem hier eine wirklich von ernstem Willen und Sachkunde getragene Kritik sehr viel zur Förderung einer guten Rechtsprechung beitragen könnte. Wenn die einzelnen Prozessbeteiligten wissen, daß ihr Verhalten und ihre Fähigkeit in der Presse kritisch beleuchtet werden, so wird das für die Art, wie sie ihres Amtes walten, nicht gleichgiltig sein. In der Strafrechtspflege will man heute die Bedeutung der Presse durchaus noch nicht wahrhaben. Die Berichterstatter erhalten von amtlicher Stelle fast gar keine Auskunft über den Stand schwebender Angelegenheiten, der Verteidiger ist im Interesse seines Klienten sehr zugeknöpft, ja, die Anwaltskammer mißbilligt sogar meistens, daß der Verteidiger die Gerichtsberichterstattung informiert, weil sie glaubt, der Berichterstatter werde „zum Dank dafür” den Namen des Verteidigers nennen. Dieser Name soll aber grundsätzlich überhaupt nicht genannt werden, ein Prinzip, so falsch wie alle aus kleinlichen Konkurrenzerwägungen aufgestellten. Die Frage der Strafrechtsreform ist in erster Linie eine „Personenfrage”. Deshalb sollten grade die Namen der Prozessbeteiligten in einigermaßen wichtigen Prozessen stets genannt und, wenn nötig, auch sachgemäß kritisiert werden.

Allerdings wäre hierzu nötig, daß die Berichterstattung unabhängig und objektiv in jeder Beziehung wäre. Das ist sie bei uns leider großen Teils nicht, namentlich nicht in Sensations- und politischen Prozessen. Da entsenden die einzelnen Zeitungen ihre Spezialberichterstatter, und diese folgen der Hauptverhand-

lung mit der Aufmerksamkeit, die für die „Richtung” ihres Verlages am ergiebigsten ist. Sie ähneln aufs Haar den Kriegsberichterstattern. Wo kein solcher Berichterstatter entsandt ist oder der Entsandte sich über die Vorschriften der O. Z. L. (Obersten Zeitungs-Leitung) hinwegsetzt, tut der Verlag das Seinige, indem er aus dem sachgemäßen, objektiven Bericht diejenigen Stellen wegläßt, die seiner Richtung nicht passen, während er besonders willkommene Dinge in Sperrdruck hervorhebt. Man muß nur einmal die Berichte verschiedener Zeitungen entgegengesetzter Richtung in einem großen politischen Prozeß neben einander halten, um zu sehen, nach wie verschiedenen Kriterien die Frage des Platzmangels entschieden zu werden pflegt. Es ist daher kein Wunder, wenn der Leser sich ein zutreffendes Bild von dem Gang der Verhandlung nicht machen kann und, je nach dem, in den Klageruf seines Leiborgans über Klassenjustiz einstimmt oder mit ihm Hosianna ruft, daß der Gerechtigkeit endlich einmal wieder zum Siege verholfen worden ist.

Hier haben wir eines der Haupthindernisse wahrhaft guter Rechtspflege, und zwar eines, das nicht im Gesetz, nicht in den Einrichtungen der Justiz begründet ist, sondern in der Leitung der öffentlichen Meinung, weil kritisiert oder gelobt wird aus parteipolitischen Rücksichten statt von dem höhern Standpunkt des reinen Rechtsempfindens. Nur Kritik, die mit Liebe zur Kunst, zur Kunst gerechter und nichts als gerechter Rechtsprechung gepflegt würde, könnte Gutes wirken, könnte mehr als viele „Reformen” zur Erhaltung und Erziehung gesunder Zustände in der Justiz beitragen.

Und noch eines sei der Presse gesagt: Wenn ihr das Leben und die Ehre der Mitmenschen am Herzen liegt, so möge sie mit Berichten über angebliche Verbrechen und Vergehen, die durch gerichtliche Untersuchung noch nicht geklärt sind, recht vorsichtig sein, auch oder erst recht, wenn diese Berichte von „amtlichen Stellen”, von der Polizei, von Polizeikommissaren, von Wucherämtern, Finanzämtern, Zollstellen, Ministerien oder Staatskommissaren und den ihnen unterstellten Spitzeln ausgehen.

Unsre amtliche Berichterstattung hat auch in criminalibus das System des Kriegspresseamts und seiner Nachfolger geerbt und überkleistert den Trennungsstrich zwischen Dichtung und Wahrheit, zwischen Verdacht und Schuldbeweis mit dem klebrigen Leim der Wichtigtuerei. Die Presse hat dies anscheinend noch nicht klar erkannt, denn sie druckt kritiklos Alles, was amtliche Stellen melden, ob man nun durch die „hervorragende Tätigkeit des Kriminalkommissars Piesecke einer über ganz Deutschland verbreiteten bolschewistischen Bewegung auf die Spur gekommen ist” oder „dank den unermüdlichen Nachforschungen des Vertreters des Landespolizeiamts Herrn Neumann-Lehmann einen Millionenschwindler und Kapitalverschieber entlarvt hat”. Uebrigens nicht weiter erstaunlich. Vor dem „Amtlichen” steht der gute Deutsche nun einmal stramm; und es gehörten mehr als vier Jahre Krieg und ein nie gekannter Zusammenbruch dazu, um zu zeigen, daß es eine „amtliche Unwahrheit” auch außerhalb des „Feindbundes” gibt.

(Schluß folgt)

# Jenseits der Grenze

## V. München von Joachim Ringelnatz

Trambahn noch 60 Pfennige. Brot schon 1.25 Mark. Hinterm Bier, das hier zweifellos besser als anderswo schmeckt, schimpfen nach wie vor zu merkwürdigen Tageszeiten stirnstruppige Leute, die ihr Brotschneide-Stilett in der hintern Backentasche tragen, schimpfen gemütlich-bissig über die Zustände und Preußen und über das teure schlechte Bier. Und wären doch mählich dahin zu gewöhnen, daß sie essigsaure Tonerde tränken. Feig und Teig sind sie geworden. Fritz Müller sagte, nur diese feige rückenknurrige Drückebergerei habe den abscheulichen Geiselmord ermöglicht.

Im Wirtschaftlichen, in der Kunst, auf allen Gebieten haben sich die Nöte ausgewachsen, sind alle ehrlichen Pfade gesperrt. Schieber-Utangs und Schleichkatzen tummeln sich im Gestrüpp. Blasse Gestalten queren die krummen Wege, gesenkten Blickes so wie ehrsame Damen, die eine unvermeidliche Lastergasse passieren. „Wer sind jene Dünnen?” Die Dicken von einst. „Wer jene Gerippe?” Die Magern von einst. „Und wo . . .?” Tot, tot, die Besten tot. Aber nicht das Deutschland versprach ich Ihnen, Liebe, zu schildern, sondern München, wie ich es nach sieben Jahren wiederfinde.

Hier schreit am lautesten die Wohnungsnot. Mit ostgermanischer Gesundheit, mit preußischen Vorsätzen geladen, zog ich gleich nach meiner Ankunft rüstig aus, mir vor allem behördlich freie Bahn zu schaffen. Mit zähem Drängeln, Warten, Betteln, Lügen, Zahlen überstand ich zermürbende, beschämende Kommissionen, Stempel, Ausschüsse, Schalter, Pontius-Pilatus-Tennisspiele, Atteste, Anschnauzer, Vorzimmer, Strafandrohungen, Neins. Ich wünschte mir Einen, der das Mitleid mit mir hätte, das ich selber einst hatte, damals für das kleine Volk in Zarisch-Rußland.

Als ich nun das Gedruckte besaß: daß gegen die Arbeitsaufnahme des Kaufmannslehrlings, ehemaligen Holzbildhauers Josef Belzl im Bezirk München „keine Erinnerung sei”, als ich Erlaubnis erhielt, mich gegen den Hunger zu wehren, da sprach ich zum Wohnungsamt: Ich bitte um irgendeine Zweizimmerwohnung, ich will heiraten, meine Braut und meine Möbel stehen reisefertig auf einem ostpreußischen Bahnhof und . . . Sprach das Wohnungsamt: „Wir können Sie zwecks Aussicht auf Wohngelegenheit erst vormerken, wenn Sie verheiratet sind.” Und das Standesamt antwortete mir: „Sie können erst heiraten, wenn Sie eine Wohnung haben.” Also Margarethe soll ein brennend Zündholz an die Möbelkisten legen, nur den Flügel retten, daß wir uns damit in die Luft erheben, denn auf Erden ist für uns kein Platz.

So reiste ich ein und war von allen Seiten darauf vorbereitet, die Kindlstadt, meine Wahlheimat, häßlich verändert, entstellt, entfremdet zu finden. Da erkannte mich gleich am Stachus der Zeitungszigeuner, strahlten die Blumenfrauen mich an, wildbunt

wie Wieswachs. Noch immer lassen sich die dummen Tauben vor der Schnickel-Schnackel-Kirche von hübschen ausgestopften Kindern füttern. Mein Zigarrenmann ruft mir nach: „Beehrens mich bald wieder, Herr Baron.” Margarethe würde sagen: „Wozu so viel Gerede?” Und ist doch an Gang und Gebe viel Drum und Dran. Ich aß Butternocklsuppe nur des Namens wegen. Ich segelte durch die feierliche, beinahe langweilige Ludwig-Straße, wo man still wird, weil der König gleich naht. Ich zog den Hut vorm Maximilianeum, rief der Frauenkirche: „Grüß Gott”, dem alten Peter ein „Servus” zu, und alle drei freuten sich, mich wiederzuschauen. Ja, die haben sich doch nicht verbogen oder entfärbt? Da rauscht und sprudelt einfach und voll der Brunnen am Sendlinger Tor, umgeben von fettem Rasengrün; darin dicke blaue Büschel Vergißmeinnicht und zwischendurch geniale Pinselstriche aus sattroter Erde. Durch das trübe Glas allgemeiner Verdrossenheit leuchten und trösten allenthalben große blühende Farben: gemästetes Blättergrün, die Trambahn, die horizontfarbene Ländlerjoppe, der gelbe Jodlerfilz und das verblüffend sichere Grell der Dirndlschürzen. Heißt das Hoftheater jetzt Nationaltheater — doch das Gold an seiner Dachfassade ist keineswegs verblaßt. Und das anständige Rot am Postgebäude wurde nicht röter gestrichen. Immer noch biegen die Schlapphüte alter Professoren um die Ecke, wimmeln spielende Kinder und Katzen in niedrigen Fenstern. Der Fremdenverkehr ist nicht geschwollen — er befindet sich in andern, aber konkaven Umständen. Man blickt den Kofferschiebern und Schieberkoffern neugierig und mißgünstig hinterdrein. Und der letzte Hautausschlag Münchens — nach den eisernen die Haken-Kreuze —: so schnell heilt das nicht aus. Aber das allgemeine Straßenbild mit Mönchen, Tirolern, Pfaffen, nachlässigen Phantasietrachten und Frisurexperimenten: das kennen wir Zwei noch aus besserer Zeit. Denn nur die Zeit, sagen wir: die Stimmung hat sich geändert. Ballt sich in allen Schichten der nur zerteilte, nicht entladene Groll aufs neue, hoffen Tausende heimlich auf Kommunismus, prophezeien die netten Kellnerinnen (deren Meinung hat die Geltung von Löschpapierschrift): Der Rupprecht wird wieder ans Ruder kommen! — so gibt das nur Weltlaune wieder, nicht Münchner Geist. Schlechtes Wetter, das über Deutschland, über Europa hängt. Niemand bezweifelt, daß es bald wieder einmal loshageln und donnern und einschlagen kann, vielleicht schlimmer denn je zuvor. Das „Los-von-Preußen” plätscherte schon vor dem Kriege. Die starren heimatumschlingenden Berge begrenzen den Blick.

München ist Sumpfland. Das Tempo ermüdet, der Schritt wird langsam. Man löst den steifen Kragen, legt Eleganz, Mode und Wichtigkeit ab, steckt heimlich Würde und Miene in die Tasche. Wird münchnerisch, verfällt in den fast provinzialen, fast familiären Ton. Beugt sich — Alle beugen sich dem Geiste einer gewissen Kultur, helfen unwillkürlich oder eigensinnig einen trefflichen Allgemeingeschmack und andre Traditionen festhalten, lehnen jede Sensation ab. Nichts triumphiert hier — weder der Offizier noch der Akademiker, nicht der Kaufherr und nicht der

Maler. Und man ist unter sich, geniert sich wenig. Grobe Güte begegnet einem auf der Straße. Niemand schwillt an, weil zwei Gelegenheitsnachbarn sich französisch unterhalten, oder wenn eine barmherzige Schwester im Kaffeehaus Zigaretten raucht. Von der Straßenbahn aus überblickt man die ordnungsgemäß Knieenden im weitgeöffneten Bethaus. Würde sich Margarethe vor so viel bloßliegender Naivität wundern! Und nun liegt hier gar noch ein feingeädert wortloser Humor in der Luft.

Ich war gewillt, mit meinen Schwärm- und Zechgenossen aus vergangener Künstlerzeit nicht weiter Fühlung aufzunehmen, als praktische materielle Erwägungen das empfehlen würden (im übrigen aber emsig an unsrer künftigen insularen Felswohnung zu bauen, die dem Sumpf trotzen, doch dessen Reize überblicken sollte). Gleich nach meiner Ankunft lief mir Lele in die Arme. Jemand hat Lelen viel Geld vermacht. Aber Lele lacht noch wie früher, trägt ihre Perlen nicht, trägt noch Schnecken und den schäbigen Filzhut von mir. Doch mich hätte sie am liebsten innen und außen faustdick vergoldet und mir die Schweinshaxen (Lebendgewicht) mit Gold aufgewogen, die ich vor sieben Jahren ihr, Armut an Armut, spendierte. Wir rissen mit liederlichem Behagen tausend Gemeinsamkeiten aus dem Gedächtnis, sprachen von Toten und vom Dackel und Unanständigkeiten. Im Hofgarten, wo man sich beim Nachmittagskaffee unter Bäumen noch immer gegenseitig nachzählt, und wo auf den Bänken grauwürdige Damen schlechtes Wetter verursachen. Abends speisten wir zwischen Schauspielern, Spießern und Sonderlingen in einer griechischen Weinstube. Der Schoppenwein spielte doch schon früher hier neben dem Bier seine ansehnliche Rolle. War es anders denkbar, als daß wir hernach zur Kathi Kobus in den Simpel einbogen? Dort löste sich im absurden Most der Bohème der letzte Extrakt von Reminiszenzen. Denn dort hinein trichtern noch immer Alte und schon wieder Junge, die von hohen Bergen und Ateliers oder aus bibliophilen Nestern oder aus Ratewo kommen. In dieser unsichern Zeit blüht das Schwabinger Nitschewo in allen Nuancen, vom kauenden Schlagmichtot bis zum brutalen Hedonismus. Eine süße laue Mattigkeit unter einem eignen Sternenhimmel. Wer dort zufrieden bleiben will, muß sich gefangen geben, sich ergeben. Margarethe ist ein standhaftes, tapferes — mißverstehen Sie mich nicht: Margarethe ist ein vernünftiges Germanenmädchen. Ob ich es als Kaufmann in Ostpreußen je zu Erfolg und Ansehen bringen würde? Auch von den baltischen Münchnern sind mir schon etliche begegnet. Man entgeht sich nicht in dieser konzentrischen Stadt. Natürlich. Das Hofbräuhaus und die Bilder und Plastiken in den Museen sind auch nicht davongeflogen noch die Torggelstube. Nur Wedekind flog davon. Aber der Alte Peter und die Frauenkirche, die Kerzen der Kastanien neigten sich mir zu. Das habe ich wohl alles schon erwähnt. Ich reime das überhaupt so konfus aneinander. Wie ein Trunkenbold.

Einzige, teuerste Freundin: nun lüge ich mich schon wieder tief hinein. Man lügt hier dauernd, oft zwar schön. Aber das

würde Margarethe gewiß nie mitmachen. Frei gestanden: Ich bin wirklich betrunken. Aber nicht vom Wein. Doch, auch vom Wein, rubinrotem Tirolerwein. Aber zumeist vom Wiedererleben und von den milden traumhaften Möglichkeiten hier. Wer mag da noch länger lügen wollen! Vorwurf wird grollen, Hohn wird es tuscheln: „Das war ja eine kurze Seligkeit." „Das arme Mädel!" „Süddeutsche Versprechen!" Aber was zählt das alles gegen das versöhnend einfache Ueberschäumen der Fliederbüsche im Englischen Garten! Diese fluchtverdächtigen Empfindungen hastig aufs Papier bannend, bin ich seltsam traurig und seltsam glücklich bewegt. Und im Nebenzimmer aus einem Spinett steigen Mozartische Töne. Und ein berühmter Dichter führt sanft ein stilles, fremdäugiges Mädchen aus Tiflis über den Teppich. Und über zwei Stühle gestreckt, vor mir, räkelt sich, nur mit einem markrosytischen Shawl bekleidet (nein, ich weiß selber nicht, ich erfand es; das Wort gibt es gar nicht; aber hier gibt es vielerlei, was es nicht gibt), und bläst Pfeifenrauch in die Kaffeemaschine: Lele. Ein Maler zeichnet sie heimlich ab, auf den Marmor des Waschtisches. Seit sieben Jahren hockt man so beisammen. Hat sich derweilen so wenig verändert. München ist gegenwärtig nur unpäßlich. Alle andern Städte sinds. Weltgrippe. Manches ist sogar besser geworden, auch haben sich neue Werte eingestellt. Zum Beispiel die Sehnsucht nach geläutertem Pathos und nach Ruhe zum Lauschen und nach reiner Menschenfreude. Und diesmal der Frühling, der eben spiegelkühl und dämmerblau zwischen den Schindeln der Rouleaux hereinlugt und aufrichtig kollegial unsre beiden schon tief herabgebrannten Kirchenkerzen bedauert. So lind und schmeichelnd weich wie heuer war nimmer ein Frühling zuvor. Daß man nicht zählen, nicht rechnen mag. Ha! Fernwo pfeift Ben Akiba: Alles neu macht der Mai. Genauer behorcht, wirds wonniger Amselschlag. Hinter mir läuft gemächlich eine Curaçaoflasche aus. Tastend träumt man sich durch die Stunden — vergeht endlos oder endfern. Wer hat eigentlich das Wort aufgebracht: Sieh Neapel und stirb!? Bei aller Klugheit ist Margarethe eben doch ein unschuldiges, rührend unerfahrenes Kind. Noch stürzte keines ihrer Ideale ein. Und selberzeit, da ich ein solider, tüchtiger Geschäftsmann zu werden gedachte, wollte ich sie an die holde Hölle der Bohème führen, sie womöglich zu respektlosem Leichtsinn, zu eitlen Wolkenflügen verlocken, daß sie hindurch und zurück, aber dann zu wissender, freierer, edlerer Seibstzucht fände. Es gibt nur für Heimkehrende oder Ausruhende in München ein Glücklichsein. Das liegt hinter weitgewellten Erinnerungen an Fasching und Kämpfe und Leid. Margarethe ist zart und blond und aufrichtig — wie ein Strohhalm, nicht biegsam.

Gütige, teure Frau: helfen Sie mir. Meine Bitte will sich nicht formen. Aber gelt, Sie verstehen alles? Und Sie verdammen nicht? Ist es denn Sünde, ein armseliger Herrgottsschnitzer zu sein? Und hat eine Selbsttäuschung, nach Erkenntnis sofort eingestanden, kein Recht auf Verzeihung? Ja Sie, Sie verstehen, Sie vergeben. Ich bin ja verfallen, ich kann ja nicht widerstehen . . .

# Der Bauer als Millionär

Oder: Das Mädchen aus der Feenwelt. Es ist eine Feenwelt, deren Königin mit „betrübter, aber doch höflicher Miene” auftritt, zum Vetter einen Magier aus Donau-Eschingen hat und die Geisier siezt. Die Mischung von Romantik, Zauberei, Märchenhaftigkeit und Realität einer vag lokalbestimmten, lose zeitgebundenen und kräftig dialektgefärbten Realität kann nicht ungezwungener sein. Die kindliche Naivität beginnt bei der Namengebung — Fortunatus Wurzel: der ländliche Glückspilz — und endet gutartig damit, daß dieser Urenkel des Bourgeois gentilhomme, Sohn der Schwelgerjahre um den Wiener Kongreß herum und Urgroßvater unsrer Weltkriegsgewinnler, daß dieser Protz, den zur Strafe das hohe Alter verfrüht geschlagen hat, von ihm wieder freigelassen wird, nachdem sich Spuren von Besserung gezeigt haben. Recht oesterreichisch wird der Tragik einmal unter allen Umständen ausgebogen, ja selbst den Konsequenzen einer Erziehungskomödie. Dies freilich, weil Raimund gar keine dichten wollte. Ganz gewiß „wollte” er hier überhaupt nichts. Es dichtete, es fabulierte, es phantasierte aus Einem, der davon leben mußte, daß er einem Theater den buntbeflitterten Saisonschlager und sich dessen Titelrolle auf den Leib schrieb. Ganz gewiß sollte kein „Volksstück” entstehen — und eben deshalb ist ein Volksstück entstanden. Diese Sinnfälligkeit begreift das unschuldigste Gemüt. Diese Sentimentalität bepelzt nicht durch Ranzigkeit die Zunge. Diesen Allegorien verhilft zur Popularität in der Bedeutung des Wortes ihr Mangel an Frostigkeit. Uns bestrickt mehr als ihr negativer Wert. Wer sich über die Herkunft künstlerischer Eindrücke klarer zu werden versteht als das Publikum, der vermerkt in diesen Allegorien den Herzschlag des Werkes, das nicht umsonst nach einem Jahrhundert noch frisch ist. Der Haß, der beim Anblick eines hübschen Mädchens „beinahe vergißt”, daß er der Haß ist: das scheint mir eine poetische Eingebung von jenem wahren Humor, der die unfruchtbaren Gefühlskategorien der kleinen Menschen lachend aufhebt. Der berühmte Abschied der Jugend hat bei aller ergreifenden Tiefe die schlechthin göttliche Leichtigkeit jener Inspirationen, denen Raimunds Landsmänner Mozart und Schubert ihren Genierang verdanken. Und wenn das Schicksal an die Pforte pocht, der jähe Gast aus Eisgrub, das unausbleibliche Greisentum: dann läuft Jedem von uns vor diesem Bild seiner Zukunft — „Wie lang stehts denn noch an, bist auch ein Aschenmann!” — der gleiche Schauer durchs Gebein wie bei gewissen Takten der Neunten Symphonie und bei der Heimsuchung Fausts durch die vier grauen Gestalten.

Solche Höhepunkte der Weltdramatik wurden von der Volksbühne nicht genommen, weil da weder die Naturkraft des Dichters noch alles artistische Talent des Regisseurs ausreicht: da ist als Dritter im Bunde der große Schauspieler unentbehrlich. Daß einem da heiß und kalt wird, würde Bassermann, würde Pallenberg, würde Kortner ohne Mühe erzielen. Der geschmackvolle, sichere, stämmige Guido Herzfeld

bewältigte mit den schlichtesten Mitteln den Hochmut, der vor dem Verfall kommt, und diesen selbst, mir grade nicht den entscheidenden Uebergang: den Fall. Aber sonst wüßte ich wirklich nicht, was — außer etwa ein paar Tempoverschleppungen, einer zu primitiven Gesangskunst und einem verzeihlich norddeutschen Gesamtkolorit — an der Aufführung auszusetzen wäre. Es gibt kein stärkeres Lob für sie, als daß man bei dem einzigen Mimen-Extempore des Abends — „Was Ungar verspricht, das behalt er", statt: „halt er" — zusammenzuckte: so rein im Geiste Raimunds war die Inszenierung empfangen, so zweckvoll griffen disparate Elemente zur Stileinheit in einander, mit einer so selten gewordenen Andacht war das Wort des Dichters behandelt (trotzdem es wahrhaftig nicht immer kostbar ist), daß schon diese eine winzige Abweichung schmerzte. Herr Jürgen Fehling hatte auf jede modische Faxerei verzichtet und sich haarscharf an die Regiebemerkungen seines Buches gehalten: aber wie blühten sie auf! Tischler und Schlosser, um sichs fürs Wirtshaus zu verabreden und auf den Weg zu machen, brauchen vier Druckzeilen: darein war der Grinzinger Heurige, Anzengrubers Viertes Gebot, die ganze Unbekümmertheit und Unverwüstlichkeit Wiens gelegt. Das Ensemble der Volksbühne hat mich früher bis auf wenige Ausnahmen ziemlich belanglos angemutet. Die Ausnahmen sind gesteigert — nichts entzückender als Richard Leopolds Fee der Widerwärtigkeit und sein Zechbruder Musensohn, nichts bodenständiger als Julius Sachsens schlaudreister Kammerdiener, nichts eindringlich bohrender als Stahl-Nachbaurs hohes Alter! — und aus den meisten Belanglosigkeiten ist irgendein menschlicher Ton, ein charakteristischer, dem Totalbild dienender Zug herausgeholt worden. Sanfte Kaustik und Grazie, Verblichenheit als antiquarischer Reiz zu verwenden, und unverwelkliche Harmonie, Schwermut und Heiterkeit eines verspielten Träumers: es war eine ungewohnte Festlichkeit ohne Feierlichkeit. Die andern berliner Theater haben die Hundstage vordatiert. Die Volksbühne an der Peripherie hat ihrer aller Ehre gerettet.

## **Busonis Opern** von Gisella Selden-Goth

Ich spreche zuerst von ‚Arlecchino', weil mit ihm der farbige, beschwingte Abend ausklingt; weil man von diesem erfüllt, ganz glückselig, ein wenig nachdenklich und auch etwas beschämt von der Bühne Abschied nimmt, über die von der Vergangenheit zur Zukunft eine heitere Gegenwartsstunde gleich einem buntpapiernen Serpentinenband hinüberflimmerte.

Glückselig, nachdenklich, beschämt . . . Was ist ‚Arlecchino', das einaktige, viersätzige Operchen, die neue Commedia dell' Arte, das theatralische Capriccio, das Busoni eine Verspottung des Lebens und der Bühne und sein dramatisiertes Bekenntnis nennt? Nebensächlich, was geschieht. Einem dürftigen Ehemann, der sein Gespons über Dante und Mozart vergißt, werden Hörner aufgesetzt; ein milder Abbate singt das

Lob des Weines, Colombina, das Weibchen, tänzelt mit Spiegel und Puderquaste über die Szene, schilt, keift, kost, miaut, küßt und narrt einen Mann nach dem andern. Nach eifersuchtgestacheltem Zweikampf liegt einer scheintot am Boden; es wird um Hilfe geschrien, neugierige Nachbarn klappen die Fenster auf, klappen sie wieder zu, wenn um Barmherzigkeit angeklopft wird, der grüne Riesenmond steigt über den Dächern auf, ein grauer Esel macht sich wichtig. Durch all dieses puppenhafte Geschehen tollt Arlecchino, der Bergamasker, der „grade Mann in buntgeflickter Hose". Ein Mann in A-dur; leuchtend, arditamente, schmettert sein helles Trompetenthema auf, bevor er den klugen Kopf mit der scharfen Zunge durch die Vorhangspalte steckt. Arlecchino singt nicht: er spricht, laut und deutlich spricht er, denn was er zu sagen hat, sollen die Leute da unten verstehen, bis zum letzten bissigen Wörtchen. Er sagt: „Die Treue, Madame, ist ein Laster — der Beinbruch nach dem ersten Schritt — das Unrecht, an Dritten begangen — die Untreue gegen sich selber — und das Ende der Liebe." Und weiter: „Was ist Recht? Was man Andern entreißen will. Was ist das Vaterland? Der Zank im eignen Hause. Soldaten! Ihr kämpft für Recht und Vaterland!" Hier ist es, wo man nachdenklich und beschämt wird und an das Jahr 1915 denkt, da in Busonis schweizer Asyl diese Dichtung entstand.

Nachahmung des Lebens, Spiegel der Gewohnheit, Bild der Wahrheit nennt Cicero die Maskenfigur. Aus Arlecchino spricht sein Schöpfer: der Künstler, der über dem Spiel seiner Phantasie das Denken über Torheiten und Leiden der Menschen nicht vergessen hat. Aus Spott und Ironie atmet das Mitleid mit allen Ungütigen, die einander das Leben schwerer machen, als es sein sollte. Nur muß man aufhorchen, um es zu hören.

Und das ist nicht leicht. Denn über Spott, Ironie und Mitleid tanzt eine Musik voll skurriler Laune und spitzbübischer Grazie, ein Unikum des Zeitalters. Man weiß, wer bei ihr Pate gestanden hat: sie hat das Raffinement der Sparsamkeit, sie ist entfettet von aller Geilheit moderner Blechorgien, sie hat das letzte Ueberflüssige abgestreift, und ihre Konturen, mit spitzem Stift auf klarem Grund gezeichnet, entzücken den Kenner artistischer Feinarbeit. Es ist eine hauchdünne, unbeschwerte Musik, aber ihre Leichtigkeit ist nicht nur Frucht technischen Könnens, sondern auch schöpferischer Kraft. Mit wenigen Instrumenten, wenigen Noten schlägt sie lockend ihre Pirouetten, poltert in ergötzlicher Brummigkeit umher und spießt einen Witz auf einen Flötenlauf. Irgendwo flattert eine rosenrote Melodiephrase in der Klarinette auf, ein possierliches Fagott meditiert über die Divina Commedia, das Piccolo karikiert hüpfend ein Militärmärschchen, auf warmer, duftiger Streicherdecke zieht die gravitätische Schlußpolonaise ab. Einmal singt es im Orchester in süßer Fülle auf — „die Welt ist offen", jubelt Arlecchino, „die Erde ist jung, die Liebe ist frei" —, und ein Glanz ewiger Jugend bricht aus diesem Klang, der weich aufquillt, wie ein kostbares Kaschmirstück, und wieder verhaucht, wie ein Gazeschleier, den ein Windstoß entführt.

Die Musik von ‚Arlecchino' wie von ‚Turandot' ist die unwagnerischste, vielleicht die einzige wirklich unwagnerische Opernmusik des letzten halben Jahrhunderts. Keiner, und mochte er sich noch so bewußt, unter schweren Kämpfen von dem germanischen Riesen losgerungen haben, hat um die von ihm geschaffenen Ausdrucksmittel herumkönnen. Aber Busino ist Wagners Welt immer so fremd gewesen, daß er an ihr vorbeiglitt, ohne daß auch nur ihr Schatten auf seinen Weg gefallen wäre. Turandot, die chinesische Fabel und eine richtige Märchenoper, weiß nichts von ihr. Auch sie ist ein Unikum; ein einmaliger Fall musikalischer Exotik, die nicht aus Sammelbänden der Musikethnographie, sondern aus intuitiver Ideenfülle Rhythmen und Farben des äußersten Ostens schöpft. Die kindliche Geschichte von dem kühnen, findigen, verliebten Prinzen und der schönen, grausamen, zum Schluß doch durch die Liebe bezwungenen Prinzessin erzählt Busoni in behaglicher Breite. Er dichtet dem alten Gozzi prosodisch formvollendete Rätsel ins Zeug, läßt Tartaglia und Pantalone in dieser seidenen, goldgestickten Fabelwelt ihre Schnurren treiben und übergießt sein Werk mit einer Welle orchestraler Leuchtkraft, durch die perlmuttergleich die keusche, verhaltene, fremdartige Busonische Melodik schimmert. Hier ist die Kunst musikalisch geschlossenen Szenenaufbaus und dichtgeflochtener Gesangsensembles, die sich in Wohllaut lösen; auch die Kunst eines neuen Belcanto, da im instrumental denkenden Italiener die Liebe seiner Rasse zur menschlichen Stimme erwacht, daß er sie, oft in steilen und ungewohnten Linien, doch in ihrer ganzen natürlichen Herrlichkeit alleinherrschend über das lauschende Orchester spannt. Und Tanz, Gesang und Maskenspiel schlingt sich durch die trotz allem Schlagwerkaufgebot weiß ausgesparte Partitur, in dem manchmal sonderbare Herbheit nicht zufällig ist. Sondern Absicht eines reifen und lautern Kunstempfindens, das Sinnlichkeit des Klanges niemals als Selbstzweck kennt, und dessen Meisterschaft die alten Operngewänder mit sicherm Stilgefühl um seine neuen Ideen legt.

Die Aufführung der beiden Werke schloß als Ganzes würdig die imponierende künstlerische Jahresarbeit der Staatsoper ab. Das Bühnenbild der Turandot schwamm in chinesisch-buntem Glanz, und eine einfallsreiche, vergnügte Regie sorgte mit Erfolg für den Teil des Publikums, der zur Vertrautheit mit dem Geist dieses Abends erst erzogen werden müßte. Herr Müthel vom Staatstheater sprach den Arlecchino mit liebenswürdiger Laune, von den Sängern gestaltete Herr Henke seine Chargenszenen, namentlich die erschütternd komische Parodie einer italienischen Tenor-Arie, mit sicherstem musikalischen Humor. Die in ihrer scheinbaren Einfachheit äußerst knifflichen Partituren ruhen in den Händen Blechs, der mehr und mehr zu einem in seiner Art einzigen Interpreten moderner Opernschöpfungen emporwächst. Die mühelose Selbstverständlichkeit, mit der er jede Faser dieses durchsichtigen Tongewebes bloßlegt, den prickelnden Reiz seiner Rhythmik wie in Duftwolken aufsprühen läßt, ist höchster Bewunderung wert. Wir, denen Busonis Werk eine Herzenssache ist — wir wissen, was wir ihm zu danken haben.

# Kriegswirtschaft von Wihelm Rose

Die traurigen Ereignisse der letzten Zeit haben bewiesen, daß politische Fanatiker und reaktionäre Spitzel immer wieder betörte Mitläufer und beklagenswerte Schlachtopfer finden. Das würde, dank der wachsenden Macht der Gewerkschaften, trotz dem aus der Kriegswirtschaft geborenen Wirtschaftskrieg, nicht mehr der Fall sein, wenn das wirtschaftliche Elend nicht so riesengroß wäre. Bevor dieses Elend des Volkes in weitestem Sinne — also Beamte und Mitglieder der bisher bevorrechtigten Klassen einbegriffen — nicht gemildert ist, bevor nicht die Hoffnung auf eine erträglichere Zukunft sichtbar wird, ist eine ruhige Entwicklung auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet auch dem stärksten Mann unerreichbar. Dieser Erkenntnis kann sich auf die Dauer kein deutscher Politiker, aber auch kein Staatsmann der Entente verschließen.

Daß der Krieg uns das Wirtschaftselend gebracht hat, kann heute wohl nur wider besseres Wissen bestritten werden. Wenn wir aber den Rückweg aus dem Elend suchen wollen, so müssen wir zunächst zu begreifen trachten, wie der Krieg unsre Wirtschaft so vollständig umgestalten konnte. Da stehen am Anfang und am Ende die Kriegsgesellschaften, die gleich unübersehbaren Pilzkolonien aus dem stinkenden Sumpf des „Wumba" — auf deutsch: Waffen- und Munitions-Beschaffungs-Amt — wucherten.

„Sicherung des Heeresbedarfs" war die Parole für die Gründung der ersten und der meisten spätern Kriegsgesellschaften. Diese Motivierung war, wenn man schon Kriege führte, ebenso berechtigt, wie die Gründung einer großen Zahl von Kriegsgesellschaften. Es handelte sich aber für die beteiligten Industrien bei der Sicherung des Heeresbedarfes in erster Linie um die Sicherung ihrer Gewinne. Und da war die schon vorher ausgegebene Parole: „Anreiz der Produktion durch große Gewinne" ausschlaggebend. Diese verhängnisvollste aller Parolen wurde bescheidenerweise nicht durch die Presse in die Gehirne gehämmert, wie die zugkräftige „Sicherung des Heeresbedarfs". Das war aber auch nicht nötig; denn jetzt hatten die in den Kriegsgesellschaften monopolistisch geeinten Industrien die ersehnte Macht. So ist die verhängnisvolle „Entwertung des Geldes" entstanden. Die Industrie machte den Anfang, die Landwirtschaft mußte folgen und folgte gern; gehemmt nur von den durch die Zwangswirtschaft gebotenen Kriegsorganisationen, die auch nicht alle volkswirtschaftlich richtig arbeiteten.

Die Verteuerung der Lebenshaltung zwang Arbeiter und Beamte, höhere Ansprüche zu stellen, die gern bewilligt wurden, weil sie zu neuer Preiserhöhung und neuen Gewinnmöglichkeiten die geschickt ausgenutzte Begründung boten. Dadurch brachten diese Preiserhöhungen eine solche Verteuerung des Lebensbedarfes, daß trotz den Lohn- und Gehaltserhöhungen die Lage der Hand- und Kopfarbeiter bald schlechter war als zuvor. Daher neue Forderungen, neue Lohn- und Gehaltserhöhungen und dadurch neue Preissteigerungen. So schraubten sich die Preise für alle Dinge auf die schwindelhafte, katastrophale Höhe, die wir schaudernd erlebt haben, und die Elend und Tod von unzähligen Menschen zur Folge hatte und noch immer hat.

Aber Lohn- und Gehaltserhöhungen wirken — diese Einsicht kam doch allmählich auf — so preissteigernd, daß sie für die Empfänger auf die Dauer zwecklos sind. Daß die wucherischen Preisaufschläge der Warenhersteller, der Händler und der Handwerker, die natürlich direkt und in noch viel höherm Maße preissteigernd wirken, letzten Endes für ihre Nutznießer ebenso zwecklos sind: dies ist hingegen noch nicht erkannt, weil zur Zeit noch jeder Unternehmer und Geschäftsmann auf mehr oder weniger unlautere Art sein Privatschäfchen ins Trockene zu bringen hofft. Jetzt aber ist für diese Erkenntnis die Bahn dadaurch freigeworden, daß durch den Abbau der Zwangswirtschaft dem Schiebertum allmählich der Boden entzogen ist, und der verantwortungsbewußte, sachkundige Kaufmann allmählich wieder nötig und existenzfähig wird. Diesen führenden, sich als verantwortliches Glied der Volkswirtschaft fühlenden Kaufmann sowohl wie den sorgsam abwägenden, gewissenhaften Verwaltungsbeamten vollends ausgeschaltet zu haben, ist der Fluch, der auf den Kriegsgesellschaften ruht. Freilich vollendeten die Kriegsgesellschaften nur die Entwicklung, die schon vor dem Kriege sehr weit vorgeschritten war. Sonst wäre nicht zu verstehen, daß unsre viel gerühmte, viel bestaunte und viel beneidete Organisationsfähigkeit so plötzlich verschwunden sein sollte, nicht zu verstehen, daß unser vor dem Kriege so blühendes und so lebensfähig scheinendes Wirtschaftsleben so katastrophal zusammengestürzt ist.

Schon vor dem Kriege war namentlich in den Bank-, aber auch in den Indutriebüros als Begleiterscheinung und Folge der Glanz und Prunk heischenden imperialistischen Entwicklung der repräsentative Leiter Trumpf. Aber die letzten Entschließungen lagen doch meistens in der Hand der nüchtern arbeitenden, wenn auch nicht volkswirtschaftlich, so doch skeptisch denkenden und den nackten Raubbau aus Klugheit verwerfenden Männer. Als der Krieg da war, waren aber die repräsentativen Herren, namentlich die Reserve-Offiziere, die Herren der Beziehungen, die Besitzer der Informationen, die Gründer, die Leiter, die Nutznießer der Kriegsgesellschaften. Der Erfolg entscheidet ohne Gnade. Die mahnenden, sorgenden Arbeitspferde wurden als Väter aller Hindernisse kaltgestellt, oder strichen mit einem resignierten „non olet” die Riesentantiemen ein. Der sogenannte „königliche Kaufmann”, der noch ein Verantwortungsgefühl für seine Mitarbeiter, seine Lebensarbeit, seine Dynastie hatte, mußte dem „Kaufmann mit dem Spieß” weichen, subalternen Naturen mit Herrschermanieren. Denen strahlte die Gnadensonne der hohen Berufsoffiziere, die bisher die Kaufleute nur als Schwiegervater geschätzt hatten. So wurde das Hindenburg-Programm möglich, das heißt: die verhängnisvolle uneingeschränkte Beherrschung der Wirtschaft durch die Militärdiktatur. So wurde die allgemeine Preissteigerung möglich, die nach dem Ausbruch der Revolution den gefährlichen Eisenwucher der Schwerindustrie über uns brachte. So wurde die allgemeine Demoralisierung möglich, die vom Heere und dessen Beschaffungsamt aus das ganze Volk vergiftete. So wurde aber auch das sogenannte individualistische kapitalistische System derart folgerichtig auf die Spitze getrieben, daß es für jeden vorurteilslos urteilenden Volkswirt sein Todesurteil selbst gesprochen hat. Das ist das verheißungsvollste Licht, das in unsrer Finsternis leuchtet.

# Rundschau

## Eitel Fritz

Der ehrenwerten (wenn auch auch nicht ganz ehrenhaften) Gilde der Schieber ist eine hohe Ehre widerfahren: Seine Königliche Hoheit, der Prinz Eitel Friedrich, stellvertretendes Oberhaupt des erlauchten Hohenzollernhauses, ist durch Gerichtsurteil in diese Gilde feierlich eingereiht worden und hat dafür ein Eintrittsgeld von nur 5000 Mark zu entrichten. Da der Prinz sich bekanntlich als Großmeister des deutschen Ritterordens außerordentlich bewährt hat, wird er vielleicht bald auch die Würde eines Großmeisters der Ritter vom verschobenen goldenen Kalb erlangen. Dazu ist er ohne weiteres befähigt, da ihm ein untertänigstes Gericht bestätigt hat, daß er „nicht aus ehrenrührigen Motiven, sondern in einer entsetzlichen Notlage” gehandelt habe. Es stand nämlich zu befürchten, daß „noch radikalere Elemente” ans Ruder kämen als die grausen, menschenfressenden und kinderaufspießenden S. P. D.-Revolutionäre Ebert und Scheidemann, die gewagt hatten, nicht nur das Kron-, sondern auch das Privatvermögen des Deserteurs Wilhelm v. Hohenzollern mit Beschlag zu belegen. Dann aber wäre am Ende gar der ungefähr siebenunddreißigjährige, von Gesundheit und Kraft strotzende Prinz Eitel Friedrich gezwungen gewesen, sich und seine Frau durch Arbeit zu ernähren, wie es das gewöhnliche Bürgerpack tut, statt von den Zinsen und Coupons des Vermögens zu leben, das seine Vorfahren geschickt zusammengerafft haben. Da solche Gemütsroheit der bösen Revolutionäre zu befürchten stand, war es „subjektiv und objektiv begreiflich”, daß Seine Königliche Hoheit 337 000 Mark nach Holland verschob. Denn sonst hätte es kommen können, daß sein kaiserlicher Vater, der sich jetzt in seinem Exil mit zwei Automobilen begnügen muß, am Ende nur eins übrig behalten hätte, wie jeder lumpige Kommerzienrat oder Bankdirektor. Und wie konnte man auch von dem Prinzen Eitel Friedrich, der eben erst „aus dem Kriege zurückgekommen war”, verlangen, daß er die ergangenen Verordnungen über die Kapitalverschiebungen kenne! Potsdam, wo er nach der Revolution weilte, liegt doch bekanntlich so fern von jedem menschlichen Verkehr daß es ihm völlig unmöglich war, sich bei irgendeiner rechtskundigen Person zu informieren. Und der Prinz Eitel Friedrich, der als stellvertretendes Oberhaupt des Hauses Hohenzollern die Verwaltung eines ungeheuern Vermögens übernommen hatte, hat das selbstverständlich allein besorgt und sich mit Niemand darüber beraten, außer mit seinem offenbar noch unerfahrenern Bruder Joachim, auf den tapfer die Schuld geschoben wird, weil er mittlerweile durch Selbstmord geendet hat. Und so hat der tapfere, edle Prinz in souveräner Unkenntnis der bestehenden Gesetze (die natürlich nicht für gewöhnliche Sterbliche, aber für Angehörige des ehemaligen Herrscherhauses sehr strafmildernd ins Gewicht fällt) den „treuen Händen” des Herrn Grusser, den er garnicht kannte, aber zu dem er volles Vertrauen hatte, die Wertpapiere übergeben. Dieser verfluchte Jude aber hat das in ihn gesetzte Vertrauen schnöde mißbraucht und hat die Papiere nicht sicher aufbewahrt, wie der Prinz „taxierte”, sondern nach Holland verschoben. Und dafür wird jetzt der arme Hohenzollernsproß zu 5000 Mark Geldstrafe verurteilt, von einem Gerichtshof, der noch bis vor kurzem die Ehre hatte, sich Königlich preußisch nennen zu dürfen! Da bleibt nichts übrig, als dieses „Opfer deutscher Richter” aus der Sammlung zu bedenken, die die ‚Weltbühne' zur Zeit veranstaltet. Wer Wert darauf legt, daß sein Beitrag dem Prinzen Eitel Fritz zugeführt wird, wolle es freundlichst auf dem Postanweisungsabschnitt vermerken.

Viator

## Die unberührte Frau

Nachtvorstellung in den wiener Kammerspielen: ‚Die unberührte Frau', Erotische Komödie von Gabryela Zapolska.

Erster Akt: Hemmungsloser Gesellschaftsabend im Hause der Madame so und so. Es entwickelt sich munteres Geschlechtsleben. Allenthalben hochgradiger Flirt, der, hinter ad hoc hingestellten Paravents und bei ausgeschalteter Beleuchtung, in Seufzen, Gekicher und Schweigen seine Erlösung oder mindestens Entspannung findet. Nur die Hausfrau nimmt an der durch Musik und Alkohol geförderten Amoralität nicht teil. Deshalb wird ihr von einer Freundin der Vorwurf der Temperamentlosigkeit gemacht. Das sitzt! Die gekränkte Frau fängt den zur Freundin schleichenden unwiderstehlichen Sexual-Helden, dem jedes Weib verfallen muß, im Salon ab. In der nächsten Minute liegen beide auf der Ottomane, und er versucht sein, respektive ihr Glück. Knapp vor Torschluß (oder eigentlich vor Toröffnung) stößt sie ihn zurück. Ihre Uniberührtheit triumphiert. Der Sexualheld zieht mit eingezogenem Selbstbewußtsein ab.

Zweiter Akt: Immerhin hat die Unberührte Feuer gefangen. Sie hat es satt, in einer Welt; in der alles aus Fleisch ist, den Marmor zu spielen. Sie eröffnet dem Unwiderstehlichen, daß sie nun Willens sei. Da jedoch, ei potz, legt er einen unerwarteten Gentleman hin. Junge Mädchen sowie Frauen, die noch keinen Liebhaber gehabt, meide sein Ehrgefühl. Die Unberührte gerät außer sich. Was tun? Das Zweckmäßige: Sie wirft sich einem grade zur Hand seienden Jüngling, den sie bisher vergeblich umschmachtet hat, an den Hals. Jener Gentlemen-Sexualheld soll künftighin keine Ausrede mehr haben!

Wie das dann im dritten Akt weitergeht, kann ich, weil ich nicht mehr dabei war, nicht erzählen. Und das ist gut so. Vielleicht kommt das Stück einmal nach Berlin, und dann gehen Ihre Leser aus Neugier, die Vorgänge des dritten Aktes zu erfahren, ins Theater. So darf ich, ohne der Frau Zapolska materiellen Schaden zuzufügen, ihr Stück beruhigt einen widerlichen Kitsch nennen, einen Kaffeetratsch um den Geschlechtstrieb herum,ein langweiliges Theaterstück, das weder den Mut zu ernster noch den Geist zu lustiger Behandlung aufbringt, Erotik mit Sexualität verwechselt, selbst im Lüsternen papieren bleibt und dessen Naturlaute noch elende Romanphrasen sind. Es ist die entfesselte Marlitt, die sich hier austobt.

Zum Erfolg des Abends trugen die Decolletés und Dejambés der mitwirkenden Damen das Entscheidende bei.

Alfred Polgar

## Affentheater

Vor hundert Jahren — es wird so um 1914 gewesen sein — bat ich hier, in der Rundschau, einmal den ‚Simplicissimus', er möge doch die kleinen Gedichtevon Hans Adler sammeln, die der so im Lauf der Jahre veröffentlicht hatte. Der ‚Simplicissimus' hatte andre Sorgen; vielleicht wäre das auch kein so großer buchhändlerischer Erfolg geworden wie Waler von Molos ‚Jeder Mann sein eigner Friedrich der Große'. Und dann kam die große Zeit, Ludendorff siegte sich bis nach Schweden hinauf — na, und dann wurde die Sache vergessen.

Jetzt liegt das gewünschte Gedichtbändchen vor. Der Verlag E. P. Tal in Wien hats herausgebracht, und es hat den Titel: ‚Affentheater'. Es stehen sehr hübsche Dinge darin.

Da ist ‚Schicksal' — jenes Gedicht, das alle juristischen Semester meiner Generation auswendig konnten:

Wem es bestimmt, der endet auf dem Mist
mit seinem edelsten Bestreben. . .
Ich bin zum Beispiel immer noch Jurist.
So ist das Leben.

Und dann mein Lieblingsgedicht: ‚Ehe-Idyll‘. Gustav Falke
hat einmal in einem hellen Moment etwas Aehnliches geschrieben
(nie hätte mans ihm zugetraut): Die Sehnsucht Eines, der erkennt,
daß das da kein Leben ist, das er führt — und daß es nicht geht mit
der Ehe, daß es nicht geht . . . Und dann schläft er wieder ein.
Ja, das ist ein schönes Gedicht.

Und dann die kleinen melancholischen Karnevalsgedichte. Und
Gedichte von kleinen Städten. Und weil sich die Welt ja seit sieben
Jahren rückwärts gedreht hat, so klingt das Alles heute noch ziem-
lich fortschrittlich und aktuell.

Und weil es so sehr graziös ist, empfiehlt sich, dergleichen
in den Cabarets zu singen (die es nicht gibt). Inzwischen tut Ihr
gut daran, das Buch dem Mädchen eurer Qual auf den Teetisch
zu legen. (Oder dürft Ihr es schon anderswohin packen?) Versehen
vielleicht mit einer Ueberschrift, wie sie Claudius seinen Gedichten zu
geben pflegte: „Im Bett zu lesen.” Peter Panter

## Ueberschrift: Der Vater

„Eines Tages erschien im Geschäft ein Herr mit grauem Zylinder, der drei prächtige weiße
Pudel an der Leine führte. Er stellte sich als der Kollege Friedrich Scherl aus Berlin vor, der auf
der Reise nach Kissingen begriffen sei. Als Zweck seiner Reise erzählte er, daß die Kaiserin Elisa-
beth, eine leidenschaftliche Liebhaberin weißer Pudel, in Kissingen sich zur Kur aufhalte. Wenn die
Kaiserin auf der Kurpromenade die prächtigen Pudel zu Gesicht bekommen würde, so würde sie
dieselben um jeden Preis zu besitzen wünschen. Aber ihm seien die Pudel nicht verkäuflich. Er
verfolge einen besondern Plan. Es sei ihm nicht möglich gewesen, in Oesterreich die Erlaubnis zum
Vertrieb seiner Kolportageromane zu erhalten. Wenn ihm von maßgebender Stelle die Zusicherung er-
teilt würde, daß diese Hindemisse für ihn fallen sollten, dann würde er es sich zur allergrößten Ehre
anrechnen, die drei Pudel Ihrer Majestät alleruntertänigst zu Füßen legen zu dürfen, aber nur
dann! Der Plan war gut. Er hat es erreicht.”

## Aus großer Zeit

82. Res.-Div. Div. St. Qardt. d, 20.IV.18.
Von einem französischen Arbeitstrupp am Hindernis Plan-
quadrat 4674 wurden durch den Grabenbeobachter Gefreiten Bitter,
7. Komp. R.-Inf.-Regt. 271, mit drei Schuß zwei Franzosen niedergeschossen.
Ich spreche dem Gefreiten Bitter für die gute Leistung meine Anerkennung aus.

## Cabaret Schwalbennest

Wem so wie mir Karriere blüht,
der geht im Kellnerfrack und sieht
die Welt vom höheren Podeste
im Schwalbenneste!

Fünf Damen machen blauen Dunst,
sie dien'n der Liebe und der Kunst,
und ich bediene meine Gäste
im Schwalbenneste!

Droht auch das Kino Konkurrenz:
wir bauen auf die Lusttendenz.
Die Waden bleiben doch das Beste
im Schwalbenneste!

Der Feine konsumiert Likör
und 'ne Chanteuse hinterher.
Ich konsumiere dann die Reste
im Schwalbenneste!

Doch Manche hat bei uns gefischt,
bis sie die Sitte hat erwischt —
dann flog sie aus mit dem Atteste
vom  Schwalbenneste!

Und wer die richtgen Jungens kennt,
verdient dabei sich noch Prozent!
Ich schwör auf meine reine Weste
im Schwalbenneste!

Ich schätze nicht die Politik:
ich such im Stillen mir mein Glück,
bis ich mich so zum Bürger mäste
im Schwalbenneste! Walter Mehring

# Antworten

**F. T.** Ich weiß nicht, ob Max Brods Broschüre über das Musikerschicksal Adolf Schreibers, die vielleicht einmal einen seiner Kollegen vor seinem tragischen Los bewahren kann, indem sie Maecene und Machthaber aufrüttelt — also ich weiß nicht, ob diese Schrift bis zu der gräßlichen Pointe gediehen ist, daß die letzte Station des unentdeckten Komponisten die ‚Scheidungsreise' war. Er wollte sie, um nicht zu verhungern, dirigieren. Vergebliches Opfer der künstlerischen Ueberzeugung. Er wurde so untauglich befunden, wie er für derlei sicherlich war, und vor der Premiere auf kränkende Art entfernt. Das gab ihm den Rest. Er ging in den Wannsee. Indessen eroberte die Meisterschaft seines apollinischen Bruders Hugo Hirsch die Kurfürstendämme der Welt und Halbwelt. „Warum denn weinen, wenn . . ."

**Ungläubige Leser.** Ich habe in Nummer 12 ein paar Sätze aus des Heimkriegers Otto Ernst ‚Offenem Brief an einen Franzosen' zitiert. Ihr hieltet damals für ganz unmöglich, daß dergleichen heute bei uns verfaßt werden könnte. Ich mußte bescheiden ablehnen, Besitzer einer so blühenden Erfindungsgabe zu sein. Jetzt stellt gefälligst selbst fest, wie Ihr mich überschätzt habt. „Der Artikel ist als Flugblatt gedruckt worden. Exemplare sind in der Mindestzahl von hundert Stück von Oberleutnant a. D. von der Mülbe, Berlin, Yorckstraße 13, zu beziehen, und zwar zum Preise von fünf Pfennigen für das Stück." Glaubet mir diesmal: fünf Mark sind nicht zu viel für das Vergnügen, das euch und neunundneunzig Bekannten geboten wird. Und für die Belehrung. Denn nach der Lektüre wird euch von den Maßnahmen, die der Franzmann gegen Deutschland ergreift, keine einzige mehr unverständlich sein.

**Berliner Sortimenter.** In Nummer 19 habe ich mitgeteilt, daß das Buchhändlerbörsenblatt auf einer linken Inseratenseite eine Parodie der ‚Sünde wider das Blut' von Artur Dinter anzeigt und auf der gegenüberstehenden rechten Seite den Verleger dieses „Volksbuches" für sein trauriges Geschäftsobjekt eine vergnügte Reklame machen läßt. Dazu schreiben Sie mir: „Ich darf Ihre Aufmerksamkeit umsomehr auf einen Irrtum lenken, da ich prinzipiell mit Ihnen genau übereinstimme. Die Bestimmungen über die Verwaltung des Börsenblatts schreiben vor, daß jeder Angriff auf ein Mitglied des Börsenvereins diesem so zeitig mitgeteilt werden muß, daß ihm eine Erwiderung noch in derselben Nummer des Börsenblatts möglich ist. Es muß gesagt werden, daß auch im umgekehrten Falle von dieser Praxis seitens des Börsenblatts immer Gebrauch gemacht worden ist." Wunderschön. Aber erstens ist da seltsam, daß ich aufmerksamer Leser des Börsenblattes in vielen Jahren einen ähnlichen Vorgang niemals bemerkt habe. Zweitens möchte ich wetten, daß ich ähnliche Fälle, wofern sie vorgekommen sind, deswegen übersehen habe, weil das Inserat nicht auf die gegenüberliegende Seite, sondern sonst irgendwohin in der gleichen Nummer gesetzt worden ist. Drittens ist eine Parodie kein Angriff von der Art, die einzig in jener Bestimmung gemeint sein kann. Viertens — und das ist meines Erachtens die Hauptsache — spricht jene Bestimmung ausdrücklich von Angriffen auf ein Mitglied des Börsenvereins. Mitglied des Börsenvereins ist aber niemals der Autor eines Buches, sondern sein Verleger. Und inwiefern Hans Reimann, der sich über Herrn Dinter lustig macht, dessen Verleger angreift, das würde des „Dn. Börsenvereins" Geheimnis bleiben, wenn nicht der ‚Drache' es lüpfte: des „Dn. Börsenvereins" heißt längst nicht mehr des „Deutschen Börsenvereins", sondern des „Deutschnationalen Börsenvereins".

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 2. Juni 1921 Nummer 22

## Wer zahlt das Ultimatum? von Karl Rothammer

Die Herrschaften auf der Rechten toben, weil Scheidemann für den Notfall Neuwahlen unter der Parole: „Gegen die Reaktion!” fordert. Wenn den politisch Ausgeschalteten und immer weiter Auszuschaltenden diese Parole unangenehm ist, so könnte sie durch eine andre ersetzt werden: Wer zahlt das Ultimatum? Unter solcher Wahlparole würde der Dunst aus Sentimentalität und melancholischer Erinnerung, der die Köpfe der ewig Schwankenden umnebelt, vielleicht, ja beinahe sicher weichen, um, einer nüchternen Prüfung Raum zu schaffen: Wen wähle ich, um meine Interessen im Rahmen der Interessen der Allgemeinheit richtig vertreten zu sehen? Das Anwachsen der Rechtsparteien ist Reaktion auf verletzte nationale Empfindung, ist Demonstration für eine Sehnsucht, für ein Gefühl, quirlend aus Reminiszenzen an 1813 und an Bismarck. Die lächerlichen Wahlen zum Reichstag 1920 waren gradezu der Niederschlag solcher Gefühlsverwirrung: für ein schwaches oder für ein starkes Deutschland, für die Republik oder für den Kaiser, für den Pöbel oder für die Aristokratie, für den Bolschewismus oder für die Kultur. Alles unklare Vorstellungen, denen im besondern die durch die Linkspartei politisch frei gemachten Frauen und Jugendlichen zum Opfer fielen. Wenn jetzt aber ein Thermometer der Realität den immer noch fiebrigen Gemütern angelegt und die kühle Frage gestellt wird: Willst Du, Hochschulprofessor, Arzt, Richter, Lehrer, Pfarrer, Kleingewerbler, Mittelstand, aus deinen Einkünften die Forderungen des Ultimatums bestreiten, oder soll hierfür herangezogen werden, wer wirtschaftlich stark ist, wer Dividende erjagt, wer, unbekümmert um die Not der Allgemeinheit, seinen Privatbesitz täglich vergrößert — wenn unter solcher Fragestellung zur Wahl geschritten werden sollte, zur Wahl geschritten werden müßte: ob dann nicht der Gefühlsrausch abdampfen würde, ob dann nicht, die geheime Wahl nutzend, Hunderttausende erkennen würden, was ihnen förderlich und was ihnen verderblich ist, das bliebe abzuwarten. Es ist immer verhängnisvoll, wenn die Gruppierung der Wähler nicht nach wirtschaftlichen Motiven erfolgt — es gibt immer Klarheit und Fortschritt in der politischen Entwicklung, wenn das wirtschaftliche Kriterium entscheidet.
Die Trennung in zwei Lager, die zu den Notwendigkeiten der deutschen Gesundung gehört, wird sich an der Frage: „Wer zahlt?” sicherlich schnell vollziehen. Und solcher Vollzug wird endgültig auch das mittlerweile langweilig werdende Zwischenspiel mit der Deutschen Volkspartei erledigen. Für eine Regierung der Erfüllung sind die Unternehmer und die Industriellen aller Art gewiß eine nützliche Hilfe, aber eben nur dann, wenn sie entschlossen sind, den auf sie fallenden Anteil der Leistungen willig zu tragen. Was aber kaum anders möglich sein wird als durch Einfügung der einzelnen Unternehmungen in die Gesamtorganisation einer vom Staat kontrollierten und geführten Wirtschaft. Die Unternehmer, die solcher Politik abgeneigt sind,

werden künftighin eben nicht mehr Subjekt, sondern Objekt der unbedingt erforderlichen Organisation sein müssen. Es gibt da nur ein Entweder — Oder; entweder bei der Bezahlung des Ultimatums helfen oder dieser Bezahlung sich entziehen wollen und dann von der hinter der Unterschrift stehenden Mehrheit des Volks zur Teilnahme an der Verpflichtung Deutschlands gezwungen werden.

Die Rechtsparteien wittern das Nahen solcher Entscheidungen. Sie fühlen auch die vernichtenden Gefahren, die hier auf sie lauern. So beginnen sie nach der Methode des Tintenfischs und mit dem Mut, der die Helfferiche noch immer gekennzeichnet hat, Nationalismus zu spritzen. Die leipziger Prozesse wollen sie als Barbierschaum nutzen, um die deutsche Sentimentalität neu einzuseifen. Daneben beginnen sie tastende Versuche zu machen, ob etwa die Regierung des Herrn Wirth wirklich entschlossen sei, die Politik der Erfüllung auf der Basis einer geregelten und gerechten Wirtschaft durchzuführen. Man hat den Eindruck, daß sie beinah geneigt waren, sich zu fügen, wenn es nicht anders gehen sollte. Die Deutsche Tageszeitung lenkt die Aufmerksamkeit darauf, daß nicht das alte kaiserliche, sondern das neue demokratische Deutschland das Ultimatum angenommen habe. Sie scheint daraus schließen zu wollen, daß darum auch nicht die Rudimente des einstigen Deutschland zur Zahlung verpflichtet wären, vielmehr allein die Träger der demokratischen Republik. Ganz geheuer aber ist dem Blatt der agrarischen Reaktion bei solchem Hinterziehungsversuch doch nicht; darum fügt es schnell hinzu: „daß es für die Reparationsmöglichkeiten durchaus nicht gleichgültig ist, welche Art von Regierung wir haben, und wie sie den einzelnen Volksschichten gegenübersteht. Eine Regierung, der weite Kreise grade Derer, die für die Reparationsleistungen in erster Reihe notwendig sind, mit Mißtrauen gegenüberstehen, die wohl gar von vorn herein diesen Kreisen gegenüber in Kampfstellung geht, eine solche Regierung kann vielleicht am grünen Tisch sehr schöne Pläne für die Ultimatumserfüllung zusammenbasteln, aber mit der praktischen Durchführung wird es sehr empfindlich hapern.”

Demgegenüber ist zu sagen: Mit der praktischen Durchführung des Notwendigen wird, darf und kann es nicht hapern, wenn die Regierug so viel Stärke zeigt, wie sie zeigen muß, wenn sie überhaupt bestehen bleiben will. Drohungen der Neinsager dürfen nicht schrecken. Selbstverständlich wird es sich leichter regieren und wird sich die Unterschrift leichter erfüllen lassen, wenn die Inhaber der Produktionsmittel, die Besitzer von Boden und Kapital, von Kohle und Erz eins sind mit der Mehrheit des Volks und mit der von dieser getragenen Regierung. Parvus sagt richtig: „Nicht um neue Belastungen handelt es sich, vielmehr um die Entlastung der produktiven Stände, die ihnen die Kraft geben soll, neue Energien zu erzeugen, neuen Reichtum zu schaffen.” Kein Vernünftiger wird sich die Erfüllung der Zahlungspflicht so vorstellen, daß nun Raubbau am deutschen Besitz getrieben werden soll. Das wäre ein kurzfristiges Vergnügen. Deutschland aber soll während der nächsten Jahrzehnte erfüllungsfähig blei-

ben. Das setzt voraus, daß die deutsche Wirtschaft nicht zerstört, sondern daß sie erst recht gefestigt, daß sie nicht uneinkömmlich, sondern daß sie, grade umgekehrt, ertragreicher gemacht werde. Es wird sich nur darum handeln: ob bei der Grundfrage aller gegenwärtig geltenden Fragen, bei der Frage nach der Bezahlung des Ultimatums das Kapital und die von ihm beauftragten Rechtsparteien in gebührender Form mitmachen, oder ob sie sich das Notwendige diktieren lassen wollen. Für die Durchführung des Diktats wird gegebenenfalls schon gesorgt werden.

## Rußlands Zukunft von Lenin

‚Das Rote Neuland' heißt eine neue kommunistische Zeitschrift, die seit Ende April in Petrograd erscheint. Der Eröffnungsartikel stammt von Lenin und enthält programmatische Aeußerungen von einschneidender Bedeutung. Hier ist er.

Die Ersetzung der Natural-Requisition durch eine Natural-Steuer nennt man einen Uebergang vom Sozialismus zur Bürgerlichkeit. Dies ist schief. Die Natural-Steuer ist eine Form des Uebergangs von dem durch dringende Not und Desorganisation bedingten Kriegskommunismus zum richtigen sozialistischen Warenaustausch. Unter dem Regime des Kriegskommunismus nahmen wir dem Bauern nicht nur seinen Ueberfluß, sondern auch einen Teil der ihm notwendigen Lebensmittel ab. Anders konnten wir die Gutsbesitzer und Kapitalisten nicht besiegen.

Heut aber sind Not und Desorganisation so groß, daß wir nicht imstande sind, eine großzügige staatliche soziale Produktion wiederherzustellen. Hierzu sind gewaltige Getreidemengen im Zentrum nötig. Deshalb müssen wir die Entwicklung der Kleinindustrie unterstützen, die keine Maschinen noch Rohstoffvorräte, Heizmaterial und Lebensmittel im Großen erfordert. Das bedeutet eine Wiedergeburt der Kleinbourgeoisie und des Kapitalismus. Es wäre lächerlich, sich dieser Einsicht zu verschließen. Der Versuch, jegliche Entwicklung des privaten, außerstaatlichen Warenaustauschs, das heißt: des Handels, das heißt: des Kapitalismus, der für die kleinen Produzenten notwendig ist, zu verbieten — solcher Versuch wäre eine Dummheit, wäre Selbstmord derjenigen Partei, die ihn machen würde. Absurd, die Entwicklung des Kapitalismus zu verbieten; vernünftig, sie in das Strombett des Staatskapitalismus zu lenken. Dies ist möglich, weil der Staatskapitalismus schon da ist. Die Diktatur schließt ihn keineswegs aus, denn der Staatskapitalismus ist ein Schritt vorwärts im Vergleich mit dem patriarchalischen, kleinbürgerlichen Element.

Was aber die Arten des Staatskapitalismus betrifft, so ist die erste: Konzessionen, bei denen die Regierung der Arbeiter und Bauern zwar ausländische Kapitalisten zur Industrie zuläßt, aber die Kontrolle in ihren Händen behält.

Die zweite Art des Staatskapitalismus ist: die Genossenschaft. Sie rückt kleine Kapitalisten in den Vordergrund. Die Freiheit und die Rechte der Genossenschaften bedeuten Freiheit und Rechte des Kapitalismus. Sich gegen diese offenbare Wahrheit zu sperren, wäre Torheit und Verbrechen. Die Genossenschaft als Form des Handels ist nützlicher als Privathandel. Außerdem erleichtert sie den Zusammenschluß von Millionen der Bevölkerung, was für den künftigen Uebergang zu neuen Formen wichtig ist.

Die dritte Art des Kapitalismus besteht darin, daß der Staat den Händler heranzieht und ihm einen bestimmten Kommissionsprozentsatz für den Verkauf von Staatsprodukten und Einkauf von Produkten beim Kleinproduzenten zahlt.

Die vierte Art ist: die Verpachtung der dem Staate gehörenden Werkstätten oder Naturschätze an den kapitalistischen Unternehmer. In diesem Falle hat der Vertrag Aehnlichkeit mit einer Konzession.

Noch Eines darf nicht übersehen werden. Wir sind der Vorposten des Proletariats: aber dieser Vorposten ist nur ein kleiner Teil des ganzen Proletariats und dieses wiederum ist ein kleiner Teil der ganzen Masse der Bevölkerung.

Um einen erfolgreichen Ausweg zu finden, müssen die Wege zum weitern Fortschritt begriffen werden.

Betrachtet die Landkarte: zwischen Wologda, Rostow am Don, Saratow und Omsk erstrecken sich unermeßliche Flächen, die in sich Dutzende großer Kulturstaaten fassen könnten. Aber überall herrscht hier Primitivität, Halbwildheit oder auch ganze Wildheit. Blickt in die russischen Flecken abseits von den Eisenbahnen: ist dort nicht die gleiche Wildheit — aus Mangel an einem Zusammenhang mit der Kultur, mit dem Kapitalismus, mit der Großindustrie, mit der Großstadt? Ist denn ein unmittelbarer Uebergang von diesem in Rußland vorherrschenden Zustand zum Sozialismus denkbar?

Ja, er ist denkbar, aber unter einer einzigen Bedingung: der Elektrifizierung des Landes. Wenn wir Dutzende von elektrischen Stationen auf dem Lande erbauen, so werden wir ein geschichtliches Werk vollbringen — aber: es erfordert mindestens zehn Jahre allein für die Anfangsarbeiten. Diese Frist kann sich verkürzen, falls in England, Deutschland und Amerika die proletarische Revolution sich vollzieht.

Der Kapitalismus ist ein Uebel im Verhältnis zum Sozialismus. Der Kapitalismus ist ein Gut im Verhältnis zu mittelalterlichen Zuständen, zur Kleinindustrie. Soweit die Verwirklichung des unmittelbaren Uebergangs zum Sozialismus sich als unmöglich erweist, ist der Kapitalismus in einem gewissen Grade als Zulassung von Kleinproduktion und Austausch unvermeidlich.

# Feuilletonismus und Weltpolitik von Olav Olsen

Die Feuilletonisten, die das Recht in Anspruch nehmen, sich vor ihrer Leserschaft als Politiker aufzuspielen, haben wieder ein dankbares Tätigkeitsfeld bei der Besetzung des Außenministeriums gefunden, bei der sie darüber witzeln konnten, daß von den versprochenen „Rosen, Bergen und Rosenbergen” schließlich nur die „Rosen” übriggeblieben seien, und daß sichs ausschließlich um „englische Rosen” handle. Die Personenorakelei, die wir bei jeder Minister- oder Kabinettskrise erleben, ist ein dankbares Gebiet für Nichts-als-Tages-Journalisten. Sie dient in Deutschland nur dazu, die Förderung der politischen Vorbildung des Volkes noch mehr hintanzuhalten. Es ist von weit geringerer Bedeutung, als die Meisten anzunehmen pflegen, ob der Außenminister Simons oder Rosen heißt. Eine rein persönliche Festlegung der Außenpolitik ist möglich bei Völkern, die ein ausgebildetes politisches Verständnis für die außenpolitischen Notwendigkeiten des Staates haben, oder im absolutistischen Staat, wo die nur mit Untertanenverstand begabten Staatsangehörigen weder Recht noch Fähigkeit der Kritik an der Außenpolitik haben. In den Perioden, da ein Volk sich vom zweiten zum ersten Zustand entwickelt, pflegt der Außenpolitik die persönliche Note des führenden Mannes zu fehlen aus dem einfachen Grunde, weil mangelnde politische Vorbildung des Volkes, verbunden mit dem Uebereifer der Einmischung weiter Kreise in die bisher für sie verschlossenen außenpolitischen Fragen, die Innehaltung einer gradlinigen, unbeirrten, zweckbewußten Außenpolitik unmöglich macht. Es liegt uns fern, Herrn Simons davon freizusprechen, daß er mit einer für die deutsche Politik verhängnisvollen Inkonsequenz nicht nur des Wollens, sondern auch des Erkennens sein Antlitz bald der Sowjet-Republik zugewendet, bald, überalterter Hintertreppenpolitik vertrauend, auf Herrn Lloyd Georges leiseste Atemzüge gelauscht, bald sich in Herrn Hardings Arme gestürzt hat, um dann noch stolpernd schließlich wieder auf dem Wege um den Aequator in Osteuropa anzulangen. Aber wir wollen doch die deutsche Oeffentlichkeit, das deutsche Volk nicht freisprechen von der Verantwortlichkeit, die sie selbst in allen diesen Dingen tragen. Es wird in Deutschland keine vernünftige Außenpolitik geben, solange jedes Ressort des Auswärtigen Amtes, solange jedes Ministerium im Reiche wie in Preußen, solange jede Bundesregierung, jede Partei, überhaupt jede Interessengruppe sich berechtigt glaubt, fußend auf ihren Sonderinteressen sich mit aller verfügbaren Macht quer in den Weg der deutschen Außenpolitik zu stellen. Solange innenpolitische Interessen noch immer mit außenpolitischen vermischt, verquickt und verwechselt werden, so lange wird es in mehr oder minder ausgeprägtem Maße bei einer Außenpolitik Marke: Simons-Fehrenbach bleiben.

*

Ein so dankbares Objekt die deutsche Politik für Feuilletonisten ist, ein so undankbares ist die Weltpolitik, die sich nicht ganz so naiv und stümperhaft abwickelt, wie der deutsche Jour-

nalismus sich selbst und Andern gern einredet. So ist denn Briands große Rede, die jedem Kenner der französischen Republik nur die Tatsache bestätigt, daß es deutsche Außenpolitik war und ist, die französischen Chauvinismus und Nationalismus zum ausschlaggebenden Faktor der französischen Politik gemacht hat — so ist denn diese Rede für die Herren Chefredakteure von Stampfer bis Wulle „verhältnismäßig vernünftig” gewesen. Es ist seltsamerweise in der deutschen Presse Keinem aufgefallen, daß der „vernünftigen” Rede des Herrn Briand die vorbehaltlose Zusage der Erfüllung und sorgfältigen Fristinnehaltung der Forderungen des Generals Nollet durch die deutsche Regierung voraufgegangen ist, daß vorher bereits die deutsche Regierung alle Maßnahmen zur Verhinderung weiterer Freicorpsbildung getroffen hatte. Es hat seltsamerweise auch Niemand ausgesprochen, daß der französische Ministerpräsident eine so vernünftige Rede schon hätte halten können, wenn zur Zeit des Baltikum-Unternehmens die deutsche Regierung eine ähnliche Haltung wie heute eingenommen hätte. Es ist schwer, über die Beurteilung, die die französische Politik in Deutschland erfährt, keine Satire zu schreiben; aber die Zeit fordert grade jetzt wieder einmal ernste Besinnung grade in dieser Frage. Gewiß: polnischer Nationalismus hat in Oberschlesien ein frevelhaftes Spiel getrieben, und die französische Politik hat in völliger Verkennung der osteuropäischen Politik allzusehr auf die polnische Karte gesetzt, als daß sie heute ohne große Prestigeverluste, die sie zu den rein materiellen Verlusten ihrer falschen Politik tragen müßte, davon loskommen könnte. Aber es ist doch kaum zu verkennen, daß die unstarre deutsche Politik einer Verkennung der Tatsachen mit dazu beigetragen hat, daß das Problem Oberschlesien nicht viel reibungsloser durch eine Interessierung französischen und polnischen Kapitals an der Unversehrtheit des oberschlesischen Industriegebietes gelöst worden ist. Es ist heut an der Zeit, ruhig auszusprechen, daß durch deutsche Schuld der Weg einer zunächst rein finanziellen deutsch-französischen Verständigung in Oberschlesien verbaut worden ist, verbaut durch eine Politik, die, immer und immer wieder auf irgendeinen politischen Gegner des „Erbfeindes” hoffend, die Umwege den graden Wegen vorgezogen und so sich selbst in den Ruf der Unaufrichtigkeit gebracht hat.

*

Englische Politik kann man bequem mit dem Lineal zeichnen. Sie ist in ihrer Einfachheit und Durchsichtigkeit so durch sich selbst überzeugend und propagandistisch, daß die deutschen Feuilletonisten sich fast täglich einen Leitartikel zur Ergründung ihrer Tiefe abquälen können. Dabei ist das ganze Geheimnis dieser Politik: die nüchterne, sich nichts selber vormachende Erkenntnis der Tatsachen und die Unbeirrtheit in ihrer politischen Auswertung. Herr Lloyd George hat Zeit, sich um Oberschlesien zu kümmern, während in seinem Reiche seit mehr als sechs Wochen Millionen von Bergarbeitern streiken; während mehr als fünf Millionen Arbeiter ganz oder teilweise arbeitslos sind; während das Land vor der Gefährdung seiner gesamten Industrie

steht; während die Volkswirtschaft wöchentlich mehr als zwanzig Millionen Pfund Werte einbüßt; während hundertvierundzwanzig Sinnfeiner als Abgeordnete ins Parlament gewählt wurden, wo sie ihre Sitze nie einnehmen werden, weil sie ihre Wahl nur als Zeichen ihrer Stärke durchgeführt haben; während zu Pfingsten in Irland fast ein halbes Hundert Menschen erschossen wurden; während in Aegypten englische Infanterie auf die Aufständischen feuert; während in Persien die Sowjet-Vertreter englische Handelskonzessionen an sich reißen und die Regierung, die aus dem von England inszenierten Staatsstreich hervorgegangen ist, zu einer russisch orientierten umstempeln. Herr Lloyd George hat Zeit, den japanischen Kronprinzen in England zu empfangen, während er noch mitten in den Vorbereitungen für die parlamentarische und gesetzgeberische praktische Umsetzung der Abkehr vom Freihandel zur Schutzzollpolitik ist. Er hat Zeit, für den Sommer einen Kongreß der Dominien vorzubereiten, der dem Vorläufer eines Parlaments aus Vertretern aller Teile des britischen Weltreiches sehr ähnlich sieht, während man in Indien noch immer britische Waren boykottiert. Er hat zu all dem Zeit, weil er Nerven hat, weil seine Politik keine Nerven hat, weil sie gradlinig ist, weil er sauber jedes Problem in seinen eignen Kasten legen kann, und weil die öffentliche Meinung nicht alle Probleme zu einem wüsten Brei durcheinandermanscht. Freilich: Die kluge politische Tendenz der elastischen Front gegenüber den Selbständigkeitsbestrebungen der Dominien kann zwar ernste Konflikte und Reibungen verhindern, aber sie kann doch die Naturnotwendigkeit der wirtschaftlichen Verselbständigung und der damit verbundenen politischen Loslösung für die ferne Zukunft nicht aufhalten. Gewiß: die englische Politik wird die Zersetzung ihrer Interessen im Orient durch die Sowjet-Republik mit Hilfe kluger Kompensation und Annäherung an die amerikanischen Interessen Jahre, vielleicht noch Jahrzehnte aufhalten; und sie wird Geschicklichkeit genug besitzen, das Abhängigkeitsverhältnis in ein wirtschaftliches Aufeinanderangewiesensein umzuwandeln. Aber, wenn bis dahin nicht die systematische Organisation der gesamten Weltproduktion gelungen ist, so wird auch sie letzten Endes der Schutzzollpolitik als unausbleiblicher Folge des heutigen Wirtschaftssystems erliegen. Schon darum wird England niemals eine Politik der völligen Loslösung vom europäischen Kontinent treiben können. Deshalb wird es die Entente Cordiale mit Frankreich niemals zu einer ausgesprochenen Vorherrschaft dieser heute stärksten Militärmacht der Welt kommen lassen, selbst wenn es gezwungen ist, sie zeitweise durch eine propagandistisch starke Betonung englisch-amerikanischer Interessenverbindung zu tönen. Wie immer die englische Politik sich durch den Wirrwarr der japanisch-chinesischen, der russisch-japanischen, der amerikanisch-japanischen, der englisch-amerikanischen Interessengegensätze hindurch zu manövrieren versuchen wird: stets wird ihr unbeirrbares Ziel bleiben, sich den letzten Ausweg offen zu halten, die Handelszentrale, der Umschlagsplatz der europäischen Industrie für den Verkehr mit dem Weltmarkt zu bleiben.

# Alfred H. Fried von Annette Kolb

Was würden wir nicht geben, um nicht von ihm sagen zu müssen: Er war! Er war wie sein Name und sein Werk. Er war die Friedensecke, um die wir Verstreute und Entwurzelte uns zu sammeln gedachten. Er war Derjenige, ohne den wir nie vollzählig beisammen waren, der uns immer fehlte, wenn wir ihn nicht hatten, der uns immer fehlen wird. Er ist fort.

Ich rede von uns, seinen Freunden. In dem immer kleiner werdenden Empfangszimmer des zusehends verarmenden Fried traf man sich während der Kriegsjahre in Bern und rettete sich vor der Atmosphäre, welche dort die Agenten, die Horcher an-der-Wand, der Oberste Nachrichtendienst, seine Zentralen und Nebenstellen geschaffen hatten. Frieds Gegenwart wirkte wie ein Zerstäuber in dieser Luft. Er schied ihre Giftmikroben immer aus.

Ein Arbeiter im Weinberg des Herrn, unermüdlich, unbeirrbar, stand er einer Bewegung vor, die nicht weniger anstrebte, als die Welt aus ihren verruchten Angeln zu heben. Ob er auch, klug wie die Schlange, ihr auf den Grund sah, ohne Unterlaß ihr ins Gewissen redete, ein großer Ermahner, ein großer Richter war, der mit harter Unparteilichkeit die Dinge feststellte und nur der Wahrheit zu Willen schrieb, hatte er doch im persönlichen Umgang nichts vom Prediger noch vom Moralisten. Alles Langweilige war diesem Feind von jeglichem Geschwätz so fremd! Was es mit der wahren Nächstenliebe für eine Bewandtnis hat, das lehrte sein Beispiel Tag für Tag. Er war garnicht fähig, anders als gütig und wohlwollend zu sein. Ach, wie viel besser war er immer als man selbst! Wenn je der Aufbau einer bessern Welt gelingen sollte, wird er als einer ihrer Gründer stehen. Sein Name wird nie vergehen.

Die Möglichkeiten und Methoden des Weltfriedens — es klingt heute freilich wie Hohn — sind zu einem mächtigen Material angewachsen, und dies Material war Frieds eigenstes Gebiet, das wohl Keiner so beherrschte wie er. Sein Wissen, der Geist, die Schärfe seiner Schriften, eine, durch Jahrzehnte hindurch ununterbrochene und konzentrierte Tätigkeit hatte den Testamentsvollstrecker und geistigen Erben Bertha v. Suttners schon früh zum Führer, zur eigentlichen Seele der pazifistischen Bewegung in Zentraleuropa gemacht. Nehmen wir nur seine Aufsätze während des Krieges, ihren Atem, ihre Feierlichkeit. So muß ja in der Tat eine Welt und eine gewisse Presse aussehen, die einen Mann wie Fried schmähte und verfolgte und hier und drüben zum Lohn für sein unbestechliches Urteil und seinen Freimut verleumdete.

Wir, seine Freunde und Verehrer, aber haben noch andre Gründe, seinen Verlust zu beklagen als nur sein Verdienst. Geiehrte, Fachleute von nie erlahmendem Eifer, die in ihren Sielen starben, haben wir, wenn auch vereinzelt, alle gekannt. Ja, aber einen Gelehrten, einen Fachmann von diesem Rang, dieser Sachlichkeit, der dabei so unerschöpflich in schnurrigen Einfällen war, dessen hoher Ernst kompensiert war durch so unglaublich viel Witz, der die Welt auf den Schultern trug und so lachen konnte, so ansteckend lachen und den Dingen mit so entzückender Ironie immerzu die leichte Seite abzugewinnen wußte: den gab es noch nie. Den prachtvollen Menschen Fried gibt es nicht wieder. Er war unser Haupt. Wir gedachten nicht von ihm getrennt unser Leben einzurichten. Unsre Pläne bezogen ihn immer ein.

Was für eine frevelhafte Art ist das, die uns das Leben wie einen Besitz, wie ein Stück Erde oder Wald bedünken läßt? Immerzu weiß das Leben die Illusion von Schwere und Bestand in uns zu wecken. Und doch wäre Fried ohne seine gradzu für ihn praedestinierte nächste Umgebung schon viel früher erlegen. Seine ganz außerordentliche Arbeitskraft täuschte über den Verbrauch seiner Lebenssäfte. Er war alles eher als robust. Mit den Ereignissen und Schicksalen der Welt beschäftigt, fortwährend von ihnen abgezogen, brachte er, was in ihm selber vorging, nie zu Wort. Man fühlte ihn manchmal, wie vor sich selbst verschlossen, an den Kammern seines eignen Herzens sich vorüberdrücken, als hätte er nicht die Muße oder nicht die Kraft, sie zu behorchen. So weckt sich unser Blick immer zu spät für die Gründe, warum Einer ging — warum dieser Theoretiker des Friedens, der nach langjährigem Wirken statt ins Gelobte Land nur in Abgründe schaute und die verheerende Praxis des Krieges sich überbieten sah, reich und zart besaitet, wie er war, den Zusammenbruch seines Werkes nicht lange überlebte.

## Die Justiz von Hugo Grotius (Schluß)

### XXI. Reformen

Zum Schluß meiner Betrachtungen über die Justiz und ihre Einrichtungen will ich mich der Aufgabe nicht entziehen, wenigstens in großen Zügen zu sagen, wie ich mir eine wirkliche Umgestaltung der heutigen Rechtspflege denke. Nicht als ob ich mir einbildete, „maßgeblichen Ortes” mit solchen Vorschlägen irgendwie Gegenliebe finden zu können! Aber mich tröstet: Je weiter und entrüsteter man sie von sich weist, umso vernünftiger werden sie sein.

Da die Frage der Justizreform in erster, zweiter und dritter Linie eine Personenfrage ist, so gilt es vor allem, die rechten Persönlichkeiten auf den richtigen Posten zu setzen, für guten Nachwuchs zu sorgen. Darum fange man an bei der Schule.

In den höhern Lehranstalten, mindestens aber in den humanistischen Gymnasien führe man von Obersecunda an auf Kosten der alten Sprachen und der sogenannten Weltgeschichte, die heute nichts weiter ist als die Geschichte jahrtausendelanger Selbstzerfleischung aus maßloser Dummheit, einen Unterricht über römische und deutsche Rechtsgeschichte, über die Grundzüge der Rechtsphilosophie und der Rechtswissenschaft ein. Wenn der junge Hochschüler vom Realgymnasium zum Studium der technischen Berufe beispielsweise in der höhern Mathematik eine leidliche Vorbildung mitbringt, so ist nicht einzusehen, warum für den jungen Juristen nicht in gleicher Weise gesorgt werden soll; ganz abgesehen davon, daß Rechtskenntnisse für keinen Menschen, was er auch werden möge, je so überflüssig sein könnten wie etwa die Kenntnis der griechischen Sprache, der Geschichtszahlen aus den Punischen Kriegen, der Aufstellung der Armeen in der Völkerschlacht bei Leipzig, der Schlacht bei Leuthen oder Königgrätz, der Namen der „Helden" von Xerxes bis Foch und Ludendorff. Ich könnte mir auch sehr gut denken, daß an Stelle von Livius, Ovidius Naso und Vergilius große Teile des römischen Corpus juris und des nicht minder lehrreichen Corpus juris canonici im Urtext gelesen würden. Den so vorgebildeten Mulus gebe man vertrauensvoll in die Hände unsrer Hochschullehrer, die uns erhalten oder wiedergegeben werden mögen mit der Selbstlosigkeit, der Gelehrsamkeit, dem Fleiß, dem Idealismus, kurz: mit allen den Eigenschaften, die ihnen eigneten, als sie noch nicht „in Politik machten", also bis zum Kriegsausbruch. Das Lehrprogramm der Hochschule müßte sich ganz von selbst verschieben, sodaß es fast ausschließlich der Wissenschaft des modernen Rechts, der geltenden Gesetzgebung und Rechtsprechung gewidmet werden könnte. Kennt der junge Student die Grundzüge der Rechtswissenschaft, hat er schon ein wenig gelernt, juristisch zu denken, so kann man auch der, wenn nicht ausschlaggebenden, so doch wichtigen Frage nähertreten, ob er vor oder während der Studienzeit ein praktisches Jahr absolvieren soll. Das Referendarexamen würde bei solcher Regelung, zumal wenn ein Jahr praktischer Ausbildung davor läge, mehr den Charakter des Assessorexamens annehmen. Danach müßte sich der junge Jurist entscheiden, welchen Spezialberuf er ergreifen will. Spezialisierung ist heute mehr als bisher unumgänglich nötig. Das Gebiet des modernen Rechts hat so gewaltig an Ausdehnung gewonnen, daß es selbst für den Tüchtigsten und Fleißigsten nicht zu bewältigen ist; nur eine Teilung nach Materien kann hier helfen. Die Ausbildung des Referendars darf sich in der Zukunft nicht auf die Zweiteilung: Regierungs- und Gerichts-Referendar beschränken, sondern nach bestandenem Examen, spätestens aber nach einem Jahr allgemeiner praktischer Ausbildung müßte der Anwärter wählen, ob er zur Regierung, zum Verwaltungsgericht, zur Staatsanwaltschaft, zur Zivil- oder zur Strafanwaltschaft, zur richterlichen Beamtenschaft (Richter der freiwilligen Gerichtsbarkeit, Notar) oder zum Spruchrichtertum in Zivil- oder Strafsachen übergehen will. Die Erfordernisse dieser verschiedenen Zweige der Rechts-

wissenschaft sind so verschieden und reichhaltig, daß ein ein- bis zweijähriger spezieller Vorbereitungsdienst zur Aneignung der nötigen Kenntnisse und Fähigkeiten nur eben ausreichen wird.

Für den künftigen Staatsanwalt ist viel mehr als bisher Kenntnis der kriminalistischen Spezialwissenschaften nötig: forensische Psychologie, gerichtliche Medizin, polizeilicher Erkennungsdienst und dergleichen; für den Verteidiger: frühe und reiche praktische Tätigkeit, damit er die Kunst der Verteidigung erlernt, die in einem juristisch und rhetorisch gleich guten Plaidoyer, mehr noch in der geschickten, von psychologischem Instinkt getragenen Handhabung der Beweisaufnahme, in der Fähigkeit, kunstgerechte Revisionen zu machen, und in tausend besondern, für andre Zweige der Berufsjuristerei unwesentlichen Imponderabilien besteht. Für den Zivilanwalt bleibt ein so reiches Feld, daß innerhalb seines Gebietes weitere Spezialisierung nur erwünscht sein kann; ich erinnere an das moderne Steuerrecht, das den Umfang einer eignen Wissenschaft anzunehmen auf dem besten Wege ist. Für Den, der den Beruf des richterlichen Beamten ergreifen will, ist eine Spezialvorbildung in Grundbuch-, Nachlaß- und Registersachen dringend wünschenswert, während der Spruchrichter die Technik der Urteilsfindung und Urteilsbegründung nötiger braucht. Würde man in der hier vorgeschlagenen Weise etwa die letzten anderhalb oder zwei Jahre der dreijährigen Vorbereitungszeit auf die Spezialausbildung verwenden, so könnte der Referendar auch etwas leisten und die jetzt viel erörterte Frage der Besoldung ließe sich leicht lösen. Ein Gegensatz zwischen der verschiedenen Juristenklassen wäre weniger zu befürchten, als wenn etwa vom Standpunkt der Besoldungsfrage aus ein Unterschied nur zwischen Anwaltsreferendaren auf der einen und den übrigen (beamteten) Referendaren auf der andern Seite konstruiert würde, wie dies hier und da vorgeschlagen worden ist. Im übrigen wäre bei einer Drei- oder Vierteilung dieser Gegensatz auch ungefährlich. Die Staatsanwaltschaft müßte ohnehin von dem Gericht getrennt und mit der Polizei vereinigt werden, derart, daß sie die Leitung der Polizei darstellt und mit ihr zusammen die Ermittlungen führt bis zu dem Punkte, wo die Erhebung der Anklage nach ihrer Ansicht erfolgen kann. Was diese denkbar schnell zu erhebende Anklage betrifft, so müßte der Verteidigung weitester Spielraum zur Stellung ihrer Anträge gelassen werden mit der Möglichkeit, die Beweisaufnahme gleich vor dem Spruchrichter oder zunächst vor einem Ermittlungsrichter stattfinden zu lassen, der dann entscheiden könnte, ob das Verfahren einzustellen oder zu eröffnen ist. Das Anklagemonopol der Staatsanwaltschaft müßte dahin modifiziert werden, daß der Anzeigende und der Verletzte bei Weigerung der Staatsanwaltschaft, die Anklage zu erheben, dies selbst tun könnte, und der Spruch- oder Ermittlungsrichter zu verfahren hätte wie bei einer ex officio erhobenen Anklage.

Ganz besonderer Wert wäre sodann zu legen auf die Auswahl der Vorsitzenden der Kammern, Senate und Schwurgerichte, denn von ihnen als den Prozeßleitern hängt in ganz besonderm Maße die Güte und Objektivität der Rechtsprechung ab. Sie

müßten eine prominente Stellung mit hoher, ihrem Amte entsprechender Besoldung einnehmen. Für sie würde ich die Wahl etwa auf je drei Jahre vorschlagen; gewählt werden müßten sie aus der Zahl der Richter, Staatsanwälte, Rechtsanwälte und Rechtslehrer. Das böte die Möglichkeit, wirklich hervorragende Persönlichkeiten auf diesen wichtigsten aller Posten zu bringen und solche, die den Erwartungen nicht entsprechen, wieder in ihr früheres Amt zurücktreten zu lassen, was für sie so wenig eine Schande wäre wie der Rücktritt für den parlamentarischen Minister, dem das Vertrauen der Mehrheit versagt wird.

Bei einer Aenderung der Gesetzgebung, die sich einem so geänderten Aufbau der Justizbehörden anzupassen hätte, wäre eigentlich nur auf zwei Hauptpunkte erhöhtes Gewicht zu legen. Im Zivilprozeß auf Erzielung eines beschleunigten Verfahrens; durch Ausschaltung der vielen hemmenden Zuständigkeitsstreitfragen — klage Jeder am Ort seines Wohnsitzes! — und Einschränkung des übertriebenen Mündlichkeitsprinzips und der Schwerfälligkeit der Beweisaufnahme wäre vielleicht zu erreichen, daß man das Zivilprozeßverfahren ähnlich gestaltete wie das jetzige sogenannte Privatklageverfahren bei Beleidigungen und dergleichen. Im Strafprozeß ist das A und O: Gewährung ausreichender Rechts-Garantien. Nur keine unehrlichen und keine Schein-Garantien, wie Wiederaufnahme des Verfahrens, notwendige Verteidigung und ähnliche Papierservietten! Und dann um Himmels willen keine Ausnahme-, keine Sonder-Gerichte, und wie diese Institute des Volksbetruges sonst heißen mögen.

Viele andre Fragen sind minder wichtig, teilweise durch das Parteifernglas zu Unrecht vergrößert. Dahin rechne ich die Frage, ob Frauen Richter werden sollen. Warum nicht? Aber es geht auch ohne sie. Was hat man sich früher gezankt über die Zulassung der Frauen zum aktiven und passiven Wahlrecht! Nun sie es haben, hat sich an der Parteikonstellation so gut wie nichts geändert; auch reden die weiblichen Abgeordneten durchaus nicht kürzer und nicht klüger als ihre männlichen Kollegen. Unwichtig ist ferner, ob die Laienbeteiligung im Straf- und Zivilrecht noch weiter ausgebaut werden soll. Ich bin dafür, daß das nicht geschieht; es sind der Laien genug auch unter den „gelehrten Juristen”. Allerdings: die Einrichtung des Schwurgerichts darf keinesfalls geopfert oder in ein großes Schöffengericht „reformiert” werden; das wäre ein Schritt unehrlicher Gesetzesmacherei. Gar nicht diskutabel aber ist die Einführung sogenannter „Volksgerichte”, die nur aus Laien bestehen. Die Probe aufs Exempel würde fürchterliche Enttäuschung bereiten — ebenso, wie im Zivilrecht durch die offene oder versteckte Einführung eines Zwangssühneverfahrens, Einschnürung der Rechtsverfolgung durch Sondergerichte, Arbeits-, Reichswirtschafts-, Gewerbe-, Kaufmannsgerichte, Schlichtungsausschüsse, Mietseinigungsämter und ähnliche Wohlfahrtsinstitute je länger je mehr die Grundlagen des Rechtsstaates unterwühlt werden. Fort mit all der Wurstelei eines mißverstandenen, mißdeuteten Sozialismus! Schafft gute Richter und gute Gerichte! Nur so wird jedem das Seine!

# Die Kriegsverbrecher von Hans Natonek

Wir haben uns unter dem Tribunal der Kriegsschuld etwas andres gedacht, als was sich jetzt täglich im leipziger Reichsgericht versammelt, und unter Kriegsverbrechern etwas ganz, ganz andres vorgestellt als den Gefreiten Müller, der den Tommy Miller in den Rücken tritt. Es ist grotesk, die kleinen Schächer des Krieges, die Küchenmeister Meyer und Sergeant Neumann, vor den Schranken zu sehen, indeß die großen Inszenatoren, die Verlängerer des Krieges, die Träger des Systems, die blutschuldbeladenen Drahtzieher hinter den Kulissen leer ausgehen. Dieser Kriegsprozeß, der jetzt in Leipzig begonnen hat, ist des Krieges, seines Endes, seines ganzen Geistes würdig — also unwürdig. Er ist nicht unwürdig, weil deutsche Kriegsbeschuldigte sich vor einem deutschen Gericht zu verantworten haben, höchstens, weil es erst auf den Druck der Entente und unter deren Kontrolle geschieht. Unwürdig ist der Prozeß, weil man sich mit Nebensymptomen der Kriegsschuld abgibt und ohnmächtig ist, die Hauptschuld zu fassen. Die leipziger Gerichtstage sind eine kleinliche Ranküne und Genugtuung der Sieger, die auf ihrem Schein bestehen und in der Tat nur einen Schein, etwas Unwesentliches, Untergeordnetes erhalten. Oder sollte sich die Entente einer Täuschung darüber hingeben, daß die kleinen Sünder nur subalterne Kreaturen eines Geistes sind, auf den es ankäme, der aber leider nicht vor ein Gericht zu zitieren ist?! Was hüben und drüben mißhandelt, erpreßt, geraubt, geschändet hat, das ist ja nur das Kleinzeug des Krieges, das abzuschießen kaum lohnt. Der Krieg selbst ist das Verbrechen, dessen Atmosphäre erst jene Vergehen ermöglicht und gefördert hat. Es gibt keinen rechtlichen, keinen frischfröhlichen Krieg; die ihn so nannten, trugen nicht seine Last, sondern führten ihn als seine Interessenten. Was soll den untergeordneten Werkzeugen nicht erlaubt sein, wenn die Großen mit einem kühnen und historischen Federstrich die Bataillone in den Heldentod schicken? Die kleinen Kriegssünder sind in Schutz zu nehmen. Die Gewalt, die ihnen wurde (ob sie sie als solche empfanden oder nicht), gaben sie an Jene weiter, die unter ihnen waren. Das ist das furchtbare Spiel der Macht, deren Entfesselung eben der Krieg ist. Ein Feldwebel ist ein kleiner Herrgott in seinem winzigen Kreis, der ihm untersteht, aber ein Stückchen Dreck unter dem Absatz der Gewalt, die die Kriegsmaschinerie darstellt. Die rechtlichen Bindungen des Zivillebens sind zerrissen; das Militärische hat seine Eigengesetzlichkeit, die mitunter der Ungesetzlichkeit sehr nahe kommt und „militärische Notwendigkeit" genannt wird. Sie und die wahre, wenn auch ungeschriebene Zivilgerechtigkeit sind nicht in Einklang zu bringen.

Das eigentliche, wahre Kriegsverbrechen ist nicht zu fassen — und die kleinen Schächer des Krieges, die der Machttaumel verwirrte, sollen nun als Kriegsverbrecher in diesem Komödienspiel der alten Dame Justitia, lächerlich genug für den Erkennenden, figurieren? Die Anwendung von Giftgas, die ein Kriegsverbrechen ist (um nur eines unter vielen zu nennen), hört auf es zu sein, sobald die Herren des Krieges das Giftgas durch den Gebrauch legalisieren. Die chauvinistischen Giftmischer in den Redaktionen von Paris, London, Wien, Berlin, Petersburg, Rom werden von den muskelschwachen Armen der Themis nicht erfaßt? Der Prozeß packe ein wegen Abwesenheit der Hauptschuldigen! Seine Akten sind Makulatur. Wenn man zu ohnmächtig ist, die Dynamos, aus denen der Krieg gespeist wurde, und die Rotationsmaschinen des Hasses vor die Schranken zu fordern, so stelle man das Verfahren lieber ein, als die winzigen Räder und Transmissionen, die doch nur von dem unfaßbaren Motor getrieben wurden, dafür zu bestrafen, daß sie Menschenleben erfaßt und beschädigt haben. Es ist, als ob man das Rad zur Verantwortung ziehen wollte, daß es einen Menschen überfahren hat — anstatt den Führer des Wagens vor die Untersuchung zu stellen.

Da das Verfahren gegen die Kriegsbeschuldigten von den deutschen Gerichten nach Kenntnisnahme der vorgelegten Listen nicht spontan in Angriff genommen wurde, da ferner uns das Recht verweigert wird, den Ententegerichten unsre Listen vorzulegen, ist in den leipziger Verhandlungen ein Gewinn für das Rechtsempfinden kaum zu erblicken. Es bleibt der ungeheure Abstand bestehen zwischen den „Kriegsbeschuldigten”, die ein Gericht widerwillig erfaßt, und den Kriegsschuldigen, die von keinem, wenigstens keinem heut existierenden Gericht zu erfassen sind.

Möchte doch der Zivilverstand, der noch immer nicht zivil genug und nicht genug vorhanden ist, endlich erkennen, daß kein menschliches Recht dem Kriege gewachsen, daß jeder Duellkodex noch ideal ist, verglichen mit den Völkerrechtsbestimmungen des Krieges. Der Krieg als der legalisierte Mord, als die ungesetzlichste Gesetzlichkeit, ist ein hoffnungsloses Objekt für das menschliche Rechtsempfinden. Er ist das Verbrechen an sich; und einem Verbrechen kommt man nicht bei, indem man ihm gesetzliche Grenzen steckt, zwischen denen es begangen werden darf. Erst wenn der Zivilverstand erkennt, daß „Kriegsverbrechen” ein Pleonasmus ist — der ungeheuerlichste, den die Sprache aufzuweisen hat —: dann erst wird man, anstatt die Bagatellen und Abfälle des Krieges zu durchsuchen, dem Kriege selbst vor einem größern Tribunal als dem leipziger Gerichtshof den gründlichen und letzten Prozeß machen!

# **Filme** von Hans Siemsen

## Danton

„Nach historischen Ereignissen. Regie: Dimitri Buchowetzki” steht auf den Plakaten und Programmen.

Dies „historische Ereignis” war die Danton-Aufführung in Reinhardts Großem Schauspielhaus. Danach und keineswegs nach Ereignissen der französischen Revolution ist dieser Film gemacht. Wären Herr Buchowetzki und seine Auftraggeber ehrlich, so hätten sie also nicht seinen, sondern den Namen Romain Rolland groß auf die Plakate gesetzt. Aber das hätte wohl zuviel gekostet? Geistiges Eigentum ist ja billiger zu haben. Freilich: Romain Rolland hätte kaum seinen Namen für diese Sache hergegeben. Denn wenn auch in seinem ‚Danton' nicht allzuviel von der Riesenhaftigkeit der historischen Ereignisse und nur wenig von der unheimlichen Größe des gequälten, sehnsüchtigen, gierigen, hilflosen, unmündigen und geopferten Volkes übrigbleibt — es ist doch beides: Größe und Schande, Heldentum und Dreck, Güte und Dummheit drin; nicht nur das eine oder das andre.

Aber wie die Revolution in diesem Film aussieht: das spottet jeder Beschreibung! Wie die Baumblüte in Werder: nach Fünf ist alles besoffen; oder benimmt sich doch so, als wenn es besoffen wäre. Das Volk, das ja in der französischen Revolution immerhin eine nicht so ganz nebensächliche Rolle gespielt hat, ist in diesem Film eine sogenannte malerische Masse, die sich zuweilen „zusammenrottet”, durch ein paar Straßen läuft und dann wieder nach Hause geht. Die Führer ihrerseits zerfallen in zwei Gruppen, von denen die eine nichts, aber wirklich nichts andres tut als essen, trinken und verliebt sein; die andre sitzt an einem Tisch und unterschreibt in einem fort Todesurteile.

Neben dieser Revolutionsdarstellung entbehren selbst die Aktionen unsres allverehrten Generalfeldmarschalls von und zu Holz nicht einer gewissen Größe. Und wie diese vielgerühmten Massenszenen gemacht sind! Wie diese von einer wahnsinnigen Angst vor dem Regisseur gehetzten Statistenherden durch die Straßen laufen, wie sie auf Kommando die Fäuste gen Himmel heben und, wieder auf Kommando, abteilungsweise sinken lassen, wie sich solch eine revoltierende, wütende Menschenmasse auf das Kommando des Regisseurs im Lauf von dreißig Sekunden in vollendeter Ordnung zerstreut und auflöst! Diese Statisten waren alle in der Königlich preußischen Armee, oder zum mindesten lange Zeit organisierte Sozialdemokraten. So wohlgeordnet verläuft nur bei uns eine Parade, eine sozialistische Demonstration oder eine Kino-Massenszene. Aber keine französische Revolution.

Danton selbst ist bei Romain Rolland ein Mordskerl, der gern frißt und säuft und lebt und liebt — aber doch in einem gewaltigen Körper eine gewaltige alte Löwenseele und nicht nur eine Riesenstimme, sondern auch so etwas wie Gehirn und Geist hat. In diesem Film ist er ein kräftiger Bursche, der nicht gern ein Mädchen aus der Stube läßt, ohne es auf das Sofa, das Bett, die Chaiselongue, oder was sonst grade da ist, gelegt zu haben. Von irgendeiner geistigen oder politischen Bedeutung keine Spur! Er geht einmal in Ring-

kämpferhaltung auf den Balkon, rollt die Augen und sagt: „Habt Ihr vergessen, wer Danton ist?” Und der unzufriedene Volkshaufe zieht sich gehorsam zurück. Das ist alles. Gelegenheit, zu zeigen, wer Danton ist, hat er nicht ein einziges Mal in diesem Film. Er redet nur davon.

Wie ungeschickt aber die Ideen des Theaterstücks in den Film übernommen sind, dafür nur ein Beispiel. Im Theater ist die stärkste Szene die, wo der verhaftete Danton vor dem Tribunal von dem öffentlichen Ankläger des Verrates am Volk beschuldigt wird. Pause. Und dann bricht Danton in ein Gelächter aus. Er lacht — und Alles lacht mit. Die Wächter, die Mitgefangenen, die Schreiber, das ganze Volk — ein Orkan von einem Gelächter donnert durch das Haus und spült den Tisch der Richter fast weg, die scheu und angstvoll nach Hilfe auslugen. Diese Szene wird im Film buchstabengetreu nachgemacht. Danton beginnt zu lachen, die Andern setzen ein, Alles lacht, zweitausend Menschen schreien vor Lachen, halten sich den Bauch vor Lachen — und man hört nicht einen Ton. Grauenvoll ist es! Zweitausend Menschen stehen da mit weit aufgerissenen Mäulern und verzerrten Gesichtern — und man hört nichts andres als die lustig dahinplätschernde Musik des Orchesters. Ja, so genau weiß man über die Verschiedenheit der Gesetze und Möglichkeiten von Bühne und Film Bescheid!

Neben diesen unglaublichen Fehlern, neben den öden Massenszenen gibt es, Gott sei dank, auch allerlei Hübsches zu sehen. Das ist freilich mehr das Verdienst der beteiligten Schauspieler als des Regisseurs. Aber der Regisseur hat sie doch manchmal wenigstens nicht gehindert. Hilde Wörner ist als kleines Gassenmädel besser denn als große Dame. Winterstein und Kühne mimen ihre Revolutionsführer teilweise recht gut. Emil Jannings ist zwar ein ein Danton, der in der wirklichen Revolution wohl höchstens die Rolle eines Provinzhelden gespielt hätte. Von geistiger Größe keine Spur. Er läßt sich gehen und tollt mit seinen Mädchen herum wie ein sympathischer lustiger Bub. Kein Tragödien-: ein Lustspiel-Danton. Aber als solcher sehr nett.

So wäre dieser Film zwar nicht lobens-, aber doch sehenswert, auch ohne den Robespierre von Werner Krauß. Dessen Leistung macht ihn unsterblich, nämlich so unsterblich, wie ein Film überhaupt werden kann. Das ist nicht nur gute, sondern ganz große Kunst; etwas, was wirklich den amerikanischen Filmgenies, wie Chaplin und Rio Jim, durchaus ebenbürtig, ja durch eine gewisse Höhe der Intelligenz vielleicht überlegen ist. Krauß spricht, wie Chaplin, kaum ein Wort. Die Bewegungen seiner Hände, seiner Lippen, seines ganzen Körpers sind, den Gesetzen des lautlos rasenden Films angepaßt, marionettenhaft unwirklich, abgehackt und eindrucksvoll. Er macht eine Bewegung: es geht wie ein Ruck durch das ganze Bild — und schon steht es wieder ganz wie aus Stein. Er scheut nicht einmal vor den Gefahren der Komik: in einer ganz großen tragischen Szene, von seinem Stuhl aufgeschnellt, kerzengrade, stützt er sich, um sich eine Haltung zu geben, auf die Gabel, mit der er grade gegessen hat. Lächerlich — und monumental. Und er hat einen Moment, wo er sich, gleichsam über sein eignes, von ihm selbst dem Tode ausgeliefertes Opfer weinend, eine Träne,

von der Niemand weiß, ob sie echt oder erheuchelt ist, mit einer kleinen zaghaften Bewegung aus dem Auge wischt — das ist mehr, als ich bisher jemals in einem deutschen Film gesehen habe: zutiefst (grade weil man nicht weiß, ob es echt ist), zutiefst erschütternd. Wegen dieser einen Szene könnte ich den — sonst weiß Gott nicht fabelhaften — Film dreimal hinter einander sehen.

## Albertini

Augenblicklich sind zwei italienische Filme in Berlin zu sehen. Der eine heißt: ‚Die Todessense', der andre: ‚Der Schützling des Todes'. Und in beiden spielt kein Schauspieler, sondern ein Athlet: Herr Ludano Albertini die Hauptrolle.

Es sind die beiden schlechtesten Auslandsfilme, die ich seit 1916 gesehen habe. Aber sie sind noch lange nicht so schlecht, daß man nicht noch was von ihnen lernen könnte.

Haupttriebkraft, Mittel und Eigenschaft des Manuscripts sowohl (wenn überhaupt eins da war) wie der Regie ist eine Art von Naivität, die es bei uns in solchen Dimenisionen überhaupt nicht gibt. Ein oldenburger Landbriefträger ist ein skeptischer Denker und Psychologe gegen die großen Kinder, die diese Filme zusammengeschustert haben. Kinder, die aber durchaus mit allen Wässern und Abwässern moderner Großstädte gewaschen sind. Sowas gibt es nur in romanischen und katholischen Ländern. In denselben Ländern, wo es (wie sonderbar!) die besten Opern, die besten Theaterstücke (nicht die besten Theaterdichtungen!) und die besten Romane gibt. Nun — die besten Kinostücke zu sein, davon sind diese Albertini-Filme himmelweit entfernt. Sowas von edlen Herzögen, entführten Kindern, höllenschwarzen Bösewichtern und engelsgleichen Frauen wie in einem einzigen Albertini-Film gibt es bei uns nicht mal in der ganzen Ullstein-Bibliothek. „Macht und Recht müssen eins werden" sagt Pascal. Hier erhält diese große Forderung eine einfache Lösung: der gute Mann ist auch der starke Mann. Albertini ist nicht nur ein Athlet, sondern auch ein Engel. Er hat in jedem Film (ich kenne vier) dieselben Aufgaben: er muß die Hilflosen, die Verfolgten, Kinder und Frauen beschützen, und er muß die Bösen, die Verräter und Hallunken verhauen. Ist das nicht schön? Es ist schön! Und Albertini ist glücklich und strahlt über das ganze Gesicht wie ein großer, braver, kühner und gesunder Junge. Er hat nie Einen Gegner; das wäre für so einen Menschen ja viel zu wenig; er hat gleich dreißig —; und wirft sie alle dreißig die Treppe hinunter. Und wenn ihnen das noch nicht genug ist, und es ist ihnen natürlich nicht genug — denn wie sollte der Film sonst weitergehen? —, dann wirft er sie im nächsten Akt alle dreißig ins Wasser. Die einzige Sorge der Regie ist die: wie kann man die Leistungen eines Helden steigern, der im ersten Akt gleich damit beginnt, dreißig Gegner die Treppe hintinterzuwerfen? Was soll er im fünften Akt machen? Ich kenne einen Film: da legt er im fünften Akt, nachdem alle andern Möglichkeiten erschöpft sind, ganz einfach einen Fabrikschornstein um. Oben sind seine Verfolger, gemeine Hallunken; unten stemmt er sich mit seinen Riesenschultern gegen die Mauer — und siehst du: der fünfzig Meter hohe Schornstein fällt um wie eine Stange. Das mag lächerlich, meinetwegen kindisch sein; aber es ist ganz sicherlich nicht langweilig.

Und da mitten in diesem Unsinn sehr hübsche Szenen sich finden (wie er, der Riese, der eben noch zehn Hallunken niedergeboxt hat, sanft und zart mit einem Kind, mit einem verwundeten Vogel ist), da dieser Unsinn in oft bezaubernd italienischen Hügellandschaften vor sich geht, und da Albertini in all diesem Unsinn ein schöner, fröhlicher, sympathischer Mensch bleibt, so sind mir diese unsagbar dummen italienischen Kitsch- und Schundfilme, weiß Gott, noch lieber als das Gros der psychologisch so viel besser fundierten deutschen Gesellschaftsfilme mit Reinhold Schünzel in der Heldenrolle. Was nützt mir die Logik, wenn ich mich langweile?

Im übrigen ist die Verleihanstalt, die diese Filme nach Deutschland bringt, nicht stark genug zu beschimpfen. Erstens hat sie die Zwischentitel von einem Angestellten übersetzen lassen, der überhaupt kein Deutsch kann. Zweitens unterschlägt sie die Tatsache, daß diese Filme nicht neu, sondern ur-uralt sind. Das nennt man Ehrlichkeit.

## Abschiedsgesang von Theobald Tiger

Dies siehst du häufig auf den Straßen:
Im Auto vor der Sektterrassen
schwimmt mild ein Fettkloß in dem Wagen —
Beruf: Nie sollst du mich befragen.
Der Motor surrt. Das Fett, es zittert.
Sieh da: es hat sich ausgewittert
mit Bolschewismus, mit Verträgen —
es wird sich alles wieder legen.
Der Dicke strahlt. Er ist der Alte . . .
Der ganze Bauch ist eine Falte!

Und kennst du seine Weiblichkeiten?
Wer wagt, den Liebreiz zu bestreiten
der jungen Mädchen aus dem Osten
indem, daß sie so ville kosten?
„Der Stein is Tineff!", haucht sie lind.
„Und der — der will mein Schklave sind?"
Als deiner anderswo gefeiert,
mein Kind, hast du dich entgeschleiert,
so tief, daß ich nach hinten prallte . . .
Der ganze Bauch war eine Falte!

Und das soll alles ich verlassen?
Berlin — ich kann es noch nicht fassen!
Du süße Stadt — ich komme wieder
und pfeif aufs neue deine Lieder.
Inzwischen, Liebste, iaß mich gehn,
bleib hübsch gesund und laß mir stehn
die Lektrische, die Schutzmannschaft,
den Reichstag, die Germanenkraft,
die Kinos und die Landgerichte,
die Presse mit dem Weisheitslichte.
Ich ab.
Und griene: „Daß dich Gott erhalte —!"
Der ganze Bauch ist eine Falte.

# Sommerspielzeit

Ferne sei von mir, sie durchzuhalten. Sie begann mit Shaw: einem Akt — ‚Anajanska' — im Nelson-Theater und dreien — ‚Mesallianz' — in den Kammerspielen. Darüber sind fünf Wochen vergangen, und ich habe, trotzdem selbst der schlafende Shaw aufgeweckter ist als Legionen deutscher Lustspielautoren, glücklicherweise Alles wieder vergessen. Bis auf Max Gülstorff. Das ist ein Schauspieler von der Gattung der Haucher. Ihre Kunst, im Gegensatz zu der Gattung der Faucher, wächst mit der Leisheit. Gülstorff, als belesener Unterzeugfabrikant, zieht die Konturen des Dialogs mit dem Silberstift nach, daß der schillernde Shaw zugleich bestimmter und noch schillernder wird. Die Gattung Gülstorff wäre imstande, den Stil für die beseelte und vergeistigte Salonkomödie zu erneuern, den es vor grauen Jahren einmal sogar in Deutschland gegeben haben soll.

*

Vor grauen Jahren konnte man auf sämtlichen deutschen Bühnen ein französisches Lustspiel in drei Aufzügen sehen, das zwei obskure Herren Arago und Vermond ‚Die Memoiren des Teufels' genannt, und mit dem sie sich unsre Wandervirtuosen zu heißestem Dank verpflichtet hatten. Karl Sontag, Ludwig Bamay und die Andern ihres Kalibers erschienen bei Sturmwind, heftigem Donnerschlag und leuchtenden Blitzen, in einen schwarzen, rotgefütterten Mantel gehüllt, spät abends auf dem Schloß der Baronin von Ronquerolles und versprachen der würdigen Dame, der drei schlechte Menschen Vermögen, Namen und gesellschaftliche Stellung genommen hatten, das alles binnen Monatsfrist wiederzuschaffen, wenn sie dafür die Hand ihrer Tochter Marie erhielten. Daran sollte die Sache nicht scheitern. Die Wandervirtuosen brachten also einen ganzen Ballsaal in Aufruhr, zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich allein, stießen Jedem eine Wahrheit ins Herz, sahen durch Mauern, lasen Gedanken, rissen Masken herunter und erreichten ihr Ziel, weil sie von der Gräfin Cerny ein natürliches Kind, von dem Chevalier de la Rapinière einen Mord und von dem Marquis de Lormias einen Landesverrat wußten und ihre Wissenschaft zu verwenden drohten. Am Schluß gestanden sie, zur Beruhigung rationalistischer Gemüter, daß sie ganz und gar keines höllischen Ursprungs seien, sondern alle dlese Geheimnisse als Schreiber bei dem Advokaten Marcillac erfahren hätten.

Jetzt kann man auf der ‚Tribüne' ein ungarisches Spiel in drei Aufzügen sehen, das gleichfalls mehr eine Rolle als ein Stück ist und auch sonst jenem altem Schmöker ähnelt. Hier wie dort spielt ein Porträt mit. Hier wie dort helfen Briefschaften der stockenden Handlung weiter. Hier wie dort zieht der bedrohte Teufel einen Revolver aus der Tasche. Hier wie dort sucht eine Szene zu beweisen, daß das Weib in seinem dunkeln Drange noch dichter an die Gottheit angrenzt als der Teufel, der von dem Weibe dumm zu machen ist, trotzdem er sich im übrigen als Ungar wie als Franzmann ohne die Einschränkung

seines Bruders Mephisto allwissend nennen darf. Aber Unterschiede gibts doch noch mehr und namentlich größere. Weil der pariser Teufel in Wirklichkeit nur Schnock der Schreiber ist, muß jeder seiner rätselhaften Schritte durch den gewaltigen Apparat einer phantastischen Vorgeschichte und einer verworrenen Fabel begründet werden. Herr Molnar zu seinem Höllensprossen spricht viel ungebundener: Sei hier und dort! und spart sich alle Motivierung. Dieser satanische Fapresto braucht keine Wahrscheinlichkeit, weil er nicht sein, sondern bedeuten und zwar die bösen Triebe im Menschen bedeuten soll, und es ist weniger wichtig, was er tut (daß er ein Männlein und ein Weiblein zum Ehebruch erzieht), als was er auf dem Weg zu diesem hehren Ziel zusammenredet. Eine Rede ist — oder sei, wenn möglich — keine Schreibe. Dieser Teufel aber redet, wie Herr Molnar Zeitungsplaudereien schreibt: gespreizt, espritgeschwollen, selbstverliebt, wortwitzelnd, lebensphilosophisch, aufdringlich, süßlich, pointiert, schnoddrig, gemeinplätzlich, formelsicher, wichtigtuerisch und übelparfümiert.

An meinem Abend schlangen dies überpaprizierte Gullasch vierundsiebzig Personen, denen der Appetit inicht dadurch verdorben wurde, daß die ‚Tribüne' einstmals nach neuem Ritus zu kochen verheißen hat. Jetzt sind auch die Environs des Gelages von altem Schlag, so gebräuchlich wie verbraucht. Harry Walden trägt nicht schlecht auf. Hoffentlich ist ein Rachenkatarrh, der ihm selbst zu einem Extempore dient, daran schuld, daß er den geckigen Schwulst dieser Spottgeburt von Pschütt und Mikosch in keine menschliche Sprache verwandelt und nicht dazu gelangt, den transleithanischen Elegant mit der bläßlich roten Gamasche über dem Pferdefuß in den Dunstkreis einer andern Welt zu hüllen. Aber man kam auf die Kosten, weil, als Gast, Fräulein Hermine Sterler mittat. Eine Augen- und Ohrenweide, für Alt und Jung verwendbar und, seltenster Fall auf berliner Bühnen, eine Dame. Vier triftige Gründe für jeden unsrer Thespisse, neidlos jedem Kollegen den Vortritt zu lassen.

*

Warum denn weinen, wenn man auseinandergeht . . . Erstens kehrt man ja im September zurück, und zweitens wird für die Zeit der Theaterferien das Vergnügen vorhalten, diesen blöden Refrain von Max Adalbert singen gehört und hinterher noch das Erbstück der ‚Seligen Exzellenz', den zerknitterten Kanzleirat Buxbaum, gesehen zu haben. Eine trockenere, sehnigere, sparsamere Komik ist nicht denkbar. Es bestimmt ihren Rang, daß sie sich trotzdem bis dahin ausbreitet, wo der Bezirk der Gerührtheit beginnt — und gleich wieder endet. Man kann nicht neuberlinischer sein als solch ein rapides Rauhbein mit der leicht aufzustochernden Gutmütigkeit. Mein aesthetisches Wohlbehagen wird von Mitbürgerregungen noch verstärkt. Aber drei, vier Sommermonate jedes Jahres wünscht man sich doch unter andern Menschen zu weilen. Der Lord läßt sich empfehlen: er ist zu Schiff nach Friesenland.

# Devisenwertschwankungen von Waltreu

Die wirtschaftliche Krise in den Vereinigten Staaten zeigt leichte Anzeichen der Besserung, die von einer fast regelmäßig fortschreitenden Wertminderung des Dollars begleitet ist.

Zweckbewußt bemühen sich die Vereinigten Staaten, das größte Hemmnis für eine Belebung ihres Außenhandels, das ist: die Ueberwertung des Dollars, zu beseitigen. Der Rückgang der Ausfuhr sei, so argumentiert man jenseits des Ozeans, in erster Linie auf die mangelnde Kaufkraft Europas zurückzuführen, das zu viel Arbeit aufwenden muß, um telegraphische Auszahlung New York zu erwerben. Darin liegt zweifellos auch ein richtiger Kern, wenngleich die amerikanische Krise durch Herabsetzung des Dollarkurses allein nicht behoben werden kann.

Die Folge dieser Wertminderung des Weltgeldes — das ist der Dollar — war eine völlige Veränderung des Gleichgewichtsverhältnisses der übrigen Valuten. Nachdem der Dollarkurs in der Schweiz und Holland sich der Münzparität genähert hatte, mußten auch die übrigen Devisenkurse das mühsam gewonnene frühere Gleichgewicht verlieren und einen neuen Schwerpunkt suchen. Vergleicht man aber aus diesem Gesichtswinkel die Bewegung des Dollarkurses mit der Wertkurve für die Mark in New York, so ergibt sich, daß unsre Reichsmark im Ausland tatsächlich nur scheinbar eine höhere Bewertung erfahren hat. In Relation zum Dollarkurs ist sie sogar schlechter geworden. Um das zu erkennen, ist nur nötig, ihren Wert am kleiner gewordenen Dollarmaß festzustellen. Dieser Maßstab ist aber heute der alleingültige, nicht nur weil der Dollar noch immer die am besten fundierte Weltmünze darstellt, sondern auch, weil das Koordinatensystem der übrigen Devisen gegenwärtig ausschließlich von New York bewegt und ins Gleiten gebracht wird.

Es ist von großem politischen Reiz, die Veränderungen zu verfolgen, denen infolge der Wertänderung des Dollars in den letzten Wochen die Valuten der Westmächte unterworfen waren.

Bis zur letzten Londoner Konferenz war zwischen der Markbewegung und der Bewertung des französischen Francs, sehr zum Aerger der Franzosen, stets eine Parallelerscheinung zu beobachten. Stieg die Mark, so stieg auch der Franc. Wurden die deutschen Aussichten ungünstiger beurteilt, so zeigte sich gleichzeitig eine pessimistischere Auffassung des Wertes der französischen Devisen. Die Sieger mochten schreien, so viel sie wollten: der nüchtern rechnende Kaufmann war nicht zu beirren. Er hatte richtig erkannt, daß eine Verknüpfung auf Gedeih und Verderb zwischen den beiden Nachbarländern bestand.

In dieser Beurteilung der Situation trat erst eine Aenderung ein, als die Gefahr einer Besetzung des Ruhr-Gebietes akut wurde. Wir haben in Nummer 19 auseinandergesetzt, welche Bedeutung die Herrschaft über das westfälische Montan-Gebiet tatsächlich für Frankreich gehabt hätte: die französische Industrie wäre zum Eisen- und Kohlendiktator des Kontinents geworden. Die newyorker Spekulation aber hatte das instinktiv erfaßt. Die Folge war eine sprunghafte Höherbewertung des Francs, der sogar den belgischen Franc zeitweise zu überflügeln vermochte, obwohl doch für beide Währungen die gleiche

Münzparität maßgebend ist. Bisher hatte die helgische Devise stets den Vorrang gehabt, weil man der Meinung war, Belgien würde bei der Lösung des Reparationsproblems bevorzugt werden und somit schneller als Frankreich seine Wirtschaft wieder zur Blüte entfalten.

Gleichzeitig mit dem Franc stieg das englische Pfund in New York; aber nur unsicher und langsam. Es war ja auch klar: besetzt Frankreich das Ruhr-Gebiet, dann schädigt es England, das ohnehin in seiner Ausfuhr durch den nicht zu beendigenden Bergarbeiterstreik bedroht war. Wiederum — und das festzuhalten ist auch für den Politiker wichtig — ist im Verhältnis zu Großbritannien eine starke Besserung der französischen Wirtschaftslage eingetreten. Seit langen Jahren hat sich die französische Handelsbilanz im ersten Quartal 1921 wieder aktiv gestaltet, eine Erscheinung, die nicht einmal in den letzten Friedensjahren festzustellen war.

In jüngster Zeit ist zwar wieder eine leichte Verschlechterung der französischen Handelsbilanz zu beobachten. Immerhin steht fest, daß unsre Valuta im Vergleich zu den Westvaluten eine Minderung insofern erfahren hat, als die Devisen der Gegner sich relativ besserten, während für die Mark bestenfalls eine gewisse Stabilität aufrechterhalten werden konnte.

Aus diesem veränderten Verhältnis aber ergeben sich interessante Schlüsse.

Wenn die Valuten der Entente eine höhere Bewertung durchsetzen konnten, so bedeutet dies für uns einen Vorteil, vorausgesetzt, daß die Reichsmark stabil bleibt, weil mit der steigenden Kaufkraft des fremden Geldes für Deutschland die Exportmöglichkeiten größer werden. Umgekehrt wirkt die Verschlechterung der gegnerischen Devisen wie ein Schutzzoll für Frankreich oder England, während unsre Einfuhr dorthin gehemmt wird. Nun zwingt uns die Entente aber, eine Ausfuhrabgabe in Höhe von 26 % des Wertes zu erheben. Gleichzeitig steigert sie ihre Schutzzölle. Die Wirkung ist, daß der für uns aus der Besserung der Westvaluten entstehende Vorteil wieder ausgeglichen wird. Wollten wir das frühere Verhältnis der Devisenkurse einhalten, so dürfte unsre Valuta nicht stabil bleiben: sie müßte sich vielmehr verschlechtern, wenn die frühern Exportchancen für Deutschland voll ausgenutzt werden sollen.

Unsre Ueberlegung beweist somit, daß die willkürlich und starr festgesetzten deutschen Ausfuhrabgaben sowie die feindlichen Einfuhrzölle eine gradezu katastrophale Wirkung auf die Gestaltung unsrer Währung ausüben können. Diesen Zusammenhang zwischen Zollpolitik und Devisenbewertung zu begreifen, ist wichtig, weil aus ihm hervorgeht, wie notwendig die Stabilisierung der Valutenkurse zur Lösung des Reparationsproblems ist. Die erzwungene Erhebung von Zöllen in Deutschland und den Entente-Ländern ist tatsächlich überflüssig, weil das gleiche Ergebnis durch Wiederherstellung des Gleichgewichts der Weltvaluten erzielt werden könnte. Solange das Reparationsproblem dabei nicht auch von der Devisenseite betrachtet wird, ist an eine geregelte Wiederaufnahme des Weltwirtschaftsverkehrs nicht zu denken.

# Rundschau

## Aus alldeutschen Journalen

**Der vergnügte Hauswirt**

Als die Frau des Herrn Hindenburg gestorben war, setzte ein Redakteur der Deutschen Tageszeitung sich hin, um pflichtgemäß sechzig Zeiten zu schreiben. Da es aber — selbst für einen deutschen Journalisten — nicht leicht ist, über Frau Meier, Lehmann oder Hindenburg mehr zu sagen, als daß sie gut oder schlecht kochte, hübsch oder häßlich war, stand tags darauf unter anderm in der Zeitung:

„. . . In dem deutschen Volke lebt Hindenburg als der große Recke, als der Schlachtenlenker, der nicht besiegt worden ist, dem nur ein schlimmes Geschick tiefe Wunden geschlagen hat. Aber in dem deutschen Volke weiß man auch etwas von dem einfachen und schlichten Mann, der in dem Kreise seiner Familie sein frohes Genügen zu finden vermochte. Und diesem vergnügten Hauswirt war sie eine treue Gattin. Aus einem Haus großer, ernster Pflichterfüllung und wahrer, tiefinnerster Frömmigkeit ist Frau von Hindenburg hinweggegangen, und so hinterläßt sie nicht nur ihrem Gatten, sondern auch dem deutschen Volke eine fühlbare Lücke. Es lag etwas von hoffnungsfroher Ruhe über dem Haus des Feldmarschalls, und diese Stätten der Ruhe und innerer Selbstsicherheit sind die Kraftquellen in dieser Welt voll Hast und Unruhe. Frau von Hindenburg ist Ihrer Majestät der deutschen Kaiserin, der sie so treu ergeben war, bald nachgefolgt, und es umgibt auch ihre Gestalt deshalb jene stille Tragik, die über den Leidensjahren der Kaiserin liegt. Als Gattin des großen Marschalls verkörperte sie etwas von der frühern stolzen Kraft des deutschen Volkes, und so wird denn auch ihr Hingang alle diejenigen schmerzlich berühren, die in der großen Vergangenheit wurzeln und daraus die Hoffnung für eine Wiedererstehung schöpfen. Mag einer sagen, es wäre besser gewesen, wenn auch diese Frau hingegangen wäre,da Deutschland noch im Glanze stand; aber daß sie ihrem Gatten auch über den Zusammenbruch hinaus zur Seite stehen konnte, das war wohl ein Geschenk."

Also: Irgendeine Dame hinterläßt dem deutschen Volke eine Lücke nur deshalb, weil ihr Mann demselben Volke Millionen von Leichen hinterlassen hat, bevor er — der Sieger — durch einen Dolchstoß in den Rücken bewogen wurde, zum fröhlichern Berufe eines vergnügten Hauswirts zurückzukehren.

**Vegetarisches**

In einem andern alldeutschen Blatt wird das deutsche Volk witzig mit einer Hammelherde verglichen, die mit den Räubern gemeinsame Sache macht, Hirt und Hund davonjagt und daraufhin von den Räubern geschlachtet wird. Die Hammel hatten nämlich die Räuber für vegetarisch-pazifistisch gehalten. So heißt es denn weiter in jener scherzhaften Parabel:

„Das war allerdings ein kleiner Irrtum. Die Sympathien der Kulturwelt hatte die Herde wohl. Aber diese Kulturwelt dachte im allgemeinen weder pazifistisch noch rein vegetarisch. Die gar nicht pazifistischen Metzger spielten von jeher eine große Rolle darin. Und was das Vegetarische anlangt, so erkannte sie zwar den Wert von Teltower Rübchen als Beilage bedingungslos an, in der Hauptsache aber hielt sie es mit dem Satz, daß Hammelfleisch in der richtigen Aufmachung unter allen Umständen eine gute Sache ist."

Dieses Rezept der kulinarisch-politischen Fabel wird Schule machen. Ich schlage, zum Beispiel, vor, die deutschen Monarchisten als Eisbein, die Juden als Sauerkohl zu bezeichnen.

**Erziehung zum Zumbroich**

Aus Jena wird uns gemeldet: In Bad Sulza besteht die Einrichtung der Schul- und Klassengerichte, zu denen die Schüler der obern Klassen zusammentreten. Letzthin wurde über drei Schüler auf dem Schulhofe öffentliches Gericht gehalten, die beschuldigt waren, aus einem Geschäft 250 Mark gestohlen zu haben. Sie antworteten dem Kläger, einem Mitschüler, auf Befragen, daß sie die Tat aus eignem Antriebe vollführt hätten , also von niemand angestiftet worden seien. Da der Verteidiger, ebenfalls ein Schüler, keine mildernden Gründe anführen konnte, wurde das Urteil dahin verkündet, daß die Schuldigen vierzehn Tage lang täglich mit drei Stockschlägen zu bestrafen seien.

Tja, der deutsche Knabe! Die welschen Sprößlinge in diesem Alter beschäftigen sich mit Selbstbefriedigung, Germanen aber reagieren sich die Pubertät juridisch ab. Peter Squenz

## Die Rechtswissenschaft ohne Recht

Mit einem Buche hebt eine neue Epoche der Rechtsphilosophie an. Es heißt: ‚Die Rechtswissenschaft ohne Recht' und sein Verfasser: Leonard Nelson. Nelson hat schon vor dem Kriege als Herausgeber der Abhandlungen der Friesschen Schule gegen diejenigen Philosophen gekämpft, die Erkenntnistheorie trieben, das heißt: sich mit der Frage nach der Begründung der Erkenntnis und nach dem objektiven Maßstab für das Erkennen befaßten. Er legte den Hauptton des Philosophierens nicht auf die Begründung der richtigen Erkenntnis, sondern auf das Auffinden des Rechten in unserm Erkennen durch „psychologische Aufweisung". Als er darauf an die praktische Philosophie ging, war nicht mehr die Frage: ‚Wie ist Moral und Recht abzuleiten' aktuell, sondern die Frage: Was ist denn nun das Rechte, das Moralische?

In der ‚Rechtswissenschaft ohne Recht' (erschienen bei Veit & Co. zu Leipzig) geht Nelson davon aus, daß es einen, wenn auch nur formalen, so doch anderswoher nicht ableitbaren Begriff des Rechts gibt. Dieser Begriff des Rechts ist allerdings unsrer „Rechtswissenschaft" allmählich verloren gegangen. Besonders gilt dies für das Gebiet des Staats- und Völkerrechts, wo man mit Vorliebe den Rechtsbegriff aus dem Staatsbegriff ableitet, der leidigen Staatssouveränität wegen, die in ihrem Dogmatismus ebenso dem vernünftigen Zusammenleben der Völker politisch schadet, wie wissenschaftlich die reine Erfassung des Rechtsbegriffs hindert. Nelson beginnt hier, nachdem auf dem engern Gebiet der Jurisprudenz Hugo Preuß und der Niederländer Krabbe am Dogma der Staatssouveränität gerüttelt haben, sozusagen die moralische oder genauer: rechtsphilosophische Attacke gegen den Souveränitätsbegriff, nach dessen endgültiger (heute noch nicht vollzogener) Beseitigung die Rechtswlssenschaft des Staates ihren schrecklichsten Götzen verloren haben wird. Nelsons vorwiegend polemisch gehaltenes Buch zeigt, wie alle Größen der Rechtswissenschaft einem vom Staats-, Souveränitäts-, Macht- oder Gemeinschaftsdogma oder sonst „metajuristisch" verdunkelten Rechtsbegriff huldigen. Durch die ehern-kalte Schreibweise schwingt mit einem, ach, nur zu seltenen Pathos der monotheistische Glaube an den Einen Rechtsbegriff, an dessen geistigem Verlust die Rechtslehrer keinen geringen Teil der Schuld tragen, und dessen Verlorengegangensein das Schauspiel des Weltkrieges empirisch abbildet. Nelsons Buch müßte jedem Studierenden der Rechte zu Beginn seines Studiums in die Hand gegeben werden. Wenn das lebend gebliebene Abendland den „Untergang des Abendlandes" vergessen haben wird, wird noch von der „Rechtswissenschaft ohne Recht" die Rede sein.

Hellmuth Falkenfeld

## Frühlingsfest in Florenz

Von Giovacchino Forzano. Das ist der Mann, der die heißen Texte schreibt, an denen sich Puccinis Musik entzündet. Sein ‚Frühlingsfest in Florenz' — von dem braven Süd-Nord-Expreß Otto Eisenschitz trefflich ins Deutsche transportiert — ist ein Renaissance-Lustspiel, also eine Heiterkeit hart an Mord und Blut und Rache vorbei. Die Frau des Stoffehändlers Luca ist ein Prachtweib, das es mit mehreren Männern, ihnen geistig und an Ener-

gie weit überlegen, zugleich hält und sich das Eheleben nach den Bedürfnissen seiner Launen und nach den Launen seiner Bedürfnisse einzurichten weiß. Ein Prachtluder sozusagen. Ihren Haupt-Schelmenstreich verübt sie, um den Grafen, in den sie schwer verliebt, von der Untreue seiner Geliebten zu überzeugen. Als Mann herausstaffiert, kommt sie, ihren Bruder darstellend, zu des Grafen Geliebten, brlngt ihr den schönen Brokat, auf den jene spitzt, und dessentwegen sie sich mit der Stoffhändlerin wild gezankt hatte, und führt durch verliebtes Wesen, Saitenspiel und Schwärmerei das arme Frauenzimmer bald in Schlafzimmerstimmung; a tempo kommt der Graf, findet den Nebenbuhler im Schrank,. wirft die Geliebte hinaus und entdeckt, Aktschluß, daß der Kerl im Schrank niemand Andrer als die Stoffhändlerin. Die geht triumphierend ab, nicht ohne ihren Brokat mitzunehmen. Im dritten Akt erfahren wir, daß die Spekulation der hitzigen Bürgersfrau fehl gegangen. Der Graf ist durch die Roßkur, die sie ihm angedeihen ließ, nicht nur von der Falschheit seiner Freundin, sondern von der aller Frauen überzeugt und nimmt auch die jetzt echten Tränen der Stoffhändlerin als Komödie, auf die hineinzufallen er nicht Willens.

Das Lustspiel hat schon eine gewisse Grazie, Farbigkeit und Laune, aber seine Figuren sind doch zu wurschtig und wurstelig, der Vorgang zu konstruiert-spielerisch und der muntere Text zu wässerig, als daß sich ein abendfüllendes Vergnügen ergäbe. Buntheit, Musik, Liebe, Uebermut, das ganze Glockenspiel der Lebenslust müßte nicht nur im Titelwort ‚Frühlingsfest in Florenz' angeschlagen, sondern irgendwie lebendig, Atmosphäre werden. Schon daß die drei Akte in drei verschlossenen Zimmern spielen, in die nur der Straßenlärm eine Handvoll festlichen Geräusches wirft, läßt kein rechtes Gefühl von Freiheit und Unbeschwertheit aufkommen. Der beste Reiz des Spiels ist das Amoralische, Freche, das der Person der hurtigen Stoffhändlerin altitalienische Novellenfarbe gibt.

In der Hauptrolle erspielte sich Fräulein Auguste Pünkösdy Erfolg. Die Frische ihrer Darstellung, der resolute Zugriff ihres Humors — der nur manchmal ins Quietschvergnügte ausartet — das ganze Tempo dieser sauerstoffreichen Schauspielerei wirkte auf Stück und Hörer gleich ermunternd. Für die Liebesszene (als Manm verkleidet) fand sie einen übertrieben burschikosen, ganz und gar nicht romanischen Ton, der den Vorgang noch unwahrscheinlicher und alberner machte, aber für den Stil von Fräulein Pünkösdys Kunst und Erscheinung sehr signifikant schien.

Alfred Polgar

## Liebe Weltbühne!

Arthur Holitscher ging einmal in der großen Zeit durch die Uhland-Straße. Dort stand ein Häuflein armer Frauen um Butter an. Befehligt wurde die Polonaise von einem wild berserkernden Schutzmann. „Lieber Herr!" sagte Holitscher, „können Sie mit den Frauen nicht höflich reden? Warum schreien Sie so?"

Der alte Unteroffizier lief tiefdunkelviolett an. „Uff de Wache!" Gut, auf die Wache. Ein Zug neugieriger Straßenjungen begleitete die Eskorte durch die Lietzenburger Straße, allwo die Grenze zwischen den Städten Wilmersdorf und Charlottenburg läuft. Die Wache liegt auf charlottenburger Gebiet.

Und als die Personalien aufgenommen worden waren, da blitzte der Wachtmeister den Delinquenten an und sagte: „Aus Wilmersdorf sind Sie, so . . ." Und stand, sich räuspernd, auf, steckte zwei Finger zwischen die blitzenden Uniformknöpfe und rief: „Da kommt so irgendein fremder Mensch aus Wilmersdorf hierher, zu uns nach Charlottenburg — und will uns beibringen, was Ordnung ist!"

# Antworten

**Theaterbesucher.** Die herrlichen Inserate der beiden Bindelbands sind Ihnen so vertraut, daß Sie sie garnicht mehr lesen. Ich bin vergnügungssüchtiger und tu's. Und finde in einem den folgenden Satz: „Jedes Wort des Lobes wäre zu viel für Sudermanns ganz entzückende ‚Rosen' im Trianontheater." Die Setzmaschine bringt es an den Tag. Verrohter als sie ist die Kritik in der ärgsten Periode ihrer ärgsten Vertreter auch nicht gewesen.

**Insel-Verlag.** In Nummer 15 habe ich mich beklagt, daß von Büchners ‚Woyzeck' nur eine Luxusausgabe vorliege, trotzdem du schon vor längerer Zeit eine billige Ausgabe zugesagt hast. Darauf erwiderst du: „Die Ursache, warum die neue Fassung des ‚Woyzeck' in der von uns angekündigten billigen Ausgabe noch nicht vorliegt, ist darin zu suchen, daß der hervorragende deutsche Dramatiker, den wir mit einer bühnengerechten Bearbeitung des Stückes beauftragt hatten, infolge anderweitiger starker Inanspruchnahme noch nicht zu einem Abschluß seiner Arbeit gelangt ist. Wir können Ihnen aber mitteilen, daß er sie uns für Juni oder Juli bestimmt in Aussicht gestellt hat. Sie sehen daraus, daß wir nicht so vergeßlich sind, als Sie glauben annehmen zu dürfen. Uebrigens haben wir von dem bei einem Preis von 70 Mark in Halbpergament im Handel befindlichen und durchaus nicht nur Kriegsgewinnlern zugänglichen Druck auf Ersuchen jedem ernsthaften Kritiker ein Exemplar zur Vergleichung des Textes mit der Aufführung gesandt." Darauf erwidere ich: erstens, daß es, um drastisch zu sprechen, eine Kateridee war, einen noch so hervorragenden deutschen Dramatiker mit der bühnengerechten Bearbeitung eines Stücks zu beauftragen, dessen Bühnengerechtheit nicht leicht zu erhöhen sein wird; zweitens, daß dieser Dramatiker, wenn er wirklich hervorragend ist, a) seine eignen Dramen zu dichten hat, b) mit keinem schwächern Instinkt als ich erkannt haben dürfte, wie überflüssig die Bearbeitung eines geschlossenen Werks der Vergangenheit ist, c) demgemäß sehr vernünftig handelte, indem er dir einen gehörigen Vorschuß abnahm und dich sitzen ließ; drittens, daß nach meinen bescheidenen Ansprüchen doch nur Kriegsgewinnler 70 Mark für ein Dramentext anlegen können; viertens schließlich, daß ich von deiner Generosität nichts geahnt habe, weil ich sonst sicherlich vor der Aufführung mir ein Exemplar ausgebeten hätte. Aber darum keine Feindschaft nicht! Deine Meriten sind insgesamt viel zu groß, als daß ich dir deinen Verdienst mißgönnte oder den Wunsch hätte, dich vor der Oeffentlichkeit herabzusetzen.



Verantwortlicher Bedakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 9. Juni 1921 Nummer 23

## Erzbergers Wiederkehr von Karl Rothammer

Es ist hinlänglich bekannt, daß die römischen Ammen mit Hannibal die Kinder schreckten. Es ist anzunehmen, daß an den Wiegen der schwarz-weiß-roten Erzberger zitiert wird. Es ist zu hoffen, daß die Ursache dieser Popularität den Helfferichen genau so spürbar wird, wie Hannibal es den Römern war. Eine kleine Variante der Geschichtswiederholung wäre dann nur der Umstand, daß diesmal der Kinderschreck siegreich beharren und auch den Vätern dauernd unbequem sein wird.

Erzberger kommt wieder! Die deutschnationale Presse kreischt. Sie markiert Hellsehertum: Matthias schleiche sich an. Er schleicht nicht; er kommt ganz männiglich und, Gott sei Dank, in der vollen Brutalität seines Formates, in der Robustheit seiner handlungsfertigen Einsicht. Die Deutschnationalen ziehen moraliche Register. Darauf soll ihnen breites Lachen der Hille Bobbe antworten. Wenn Kanalrebellen, Getreidemonopolisten, Herrenhäusler von Moral in der Politik reden, so ist das Grund genug, ihnen die Geschichte des preußischen Junkers um die Ohren zu schlagen. Nur keine falsche Sentimentalität. Und auf den deutschnationalen Korsaren immer anderthalbe. Wir brauchen Männer, die mit unbekümmerter Gewalt die Reaktion, die im November 1918 am Leben blieb, an die Wand quetschen, ihr den Atem nehmen. Wir brauchen Männer frei von jener Zaghaftigkeit, wie sie leider für einen großen Teil Derer, die sich in bitterster Zeit mit der Regierungspflicht bebürdeten, kennzeichnend ist. Wir brauchen Einpeitscher, Zugreifer, Faustkämpfer. Wir brauchen praktische Politiker, die, wo es nottut, das Gespinst der Denkschriften, der Bürokratie und der heiligsten Tradition zerreißen und die bekannten Hemmungen mit Fußtritten regalieren. Da man Herrn Hergt während jener Sekunden der deutschen Revolution nicht gehenkt hat, und da es heute dafür zu spät ist, so brauchen wir wandernde Felsblöcke, an deren Kanten sich seinesgleichen die immer noch schleimende Sprechapparatur zerstößt.

Aus all diesen Gründen flaggen wir, daß Erzberger wiederkommt. Man müßte ihn erfinden, wenn er nicht da wäre. Mit einem Satz hat er kürzlich in Konstanz den ganzen Jammer des Interregnums Simons gekennzeichnet:

„Man hat an die Stelle der richtigen Politik, der elastischen Verteidigung, des klugen Vorbeugens und Ausweichens bewußt die Politik des Zusammenprallens gesetzt."

Ein groteskes Paradoxon: Die Willensminiatur des Rechtsfanatikers boxt, und die Kanone weiß sich zu drehen und zu wenden. Es kommt eben darauf an, vor dem Abschuß das Ziel richtig zu erkennen und die erforderliche Durchschlagskraft zu prüfen. Noch müssen wir fürchten, daß nicht allgemein erkannt worden ist, wie sehr Deutschlands Schicksal — sowohl seiner Stellung in der Welt wie seiner innern Struktur — davon abhängt, den Urhebern des Zusammenbruchs den Genickfang zu geben. Wir wissen, daß jenseits unsrer Grenzen gefräßige Gegner stehen.

Wir unterschätzen nicht, was uns dorther droht. Aber erst, wenn die Störenfriede der Heimat, wenn Die, deren direkter oder indirekter Einfluß die Auswirkung der politischen Notwendigkeiten verhindert oder zum mindesten stört, endgültig ausgeschaltet sind — erst dann wird der Neuaufbau Deutschlands, sowohl seines innern Gerüstes wie seiner Mauern und Tore vorgenommen werden können. Wir brauchen einen Zerhämmerer der Trümmer, die nach der großen Explosion der deutschen Herrlichkeit dem kommenden deutschen Volk im Wege geblieben sind. Wir brauchen den Typ Erzberger.

Erzberger kommt mit einem neuen Programm: dem christlichen Solidarismus. Er wird wissen, wofür es zu dienen hat. Gegen Herrn Stegerwald muß was getan werden. Diese gleißnerisch verkappte Rückwärtslerei bedarf des Windfangs. Der christliche Solidarismus dünkt uns ein recht nützlich und schönes Großsegel. So etwa sieht ihn Erzberger:

„Der christliche Solidarismus stellt die menschliche Arbeitskraft höher als das Kapital und rückt den Gemeinschaftsgedanken in den Vordergrund ohne Beseitigung der Privatwirtschaft . . . Der christliche Solidarismus fordert eine Vermehrung der Eigentümer, die Schaffung von kleinem Eigenbesitz . . . Er errichtet die Oberhoheit des Rechts gegenüber der Gewalt der Waffen . . . Er stellt im Staatsleben drei Grundsätze auf: 1. Keine Klassenherrschaft; 2. Anteilnahme des ganzen Volkes an der Regierung und Verwaltung, besondere Pflege der Selbstverwaltung; 3. Gerechtigkeit in der Verteilung der Steuerlasten . . . Der christliche Solidarismus fordert, daß der Arbeiterschaft eine zweckentsprechende Beteiligung an der Leitung der Unternehrmungen zu gewähren sei, und daß sie als Mitträger der Produktion nach der Eigenart des Betriebes eine Beteiligung am Besitz oder Ertrag eingeräumt erhalte. Die Gewinnbeteiligung dürfte in erster Linie für die Handelsunternehmungen in Betracht kommen und als Ertragsbeteiligung auch bei der Landwirtschaft. Der Einfluß der Arbeiter bei den gewerblichen Unternehmungen soll durch die Werksgenossenschaft gesichert werden. Die Werksgenossenschaft stellt die Arbeiterschaft als einheitliches Ganzes in den Produktionsprozeß, aber auch als Miteigentümer der Unternehmungen."

Erzberger wird wissen, wozu er solch Programm der elastischen Verteidigung, des klugen Vorbeugens und Ausweichens gegenüber den Programmen des Zusammenprallens notwendig hat.

Wenn aber Herr Helfferich etwa, dieser blubbernde Hysteriker — dessen Wesen und Charakter durch den Griff nach der Brieftasche vor weiland dem Untersuchungsausschuß festgelegt worden ist — für richtig halten sollte, sich noch einmal zu melden, so sei auf dem Hintergrund des deutschen Finanzelends und des neuen Erzberger-Programms an einige der lapidaren Geistesprodukte des einstigen Staatssekretärs der deutschen Kriegsfinanzen erinnert. Am zweiten Dezember 1915, bei der Debatte über die Besteuerung der Kriegsgewinnler:

„Der Erwerbsgeist ist . . . ein Agens, das wir im Frieden und erst recht im Kriege nicht entbehren können. Wenn die Menschen Engel wären, wäre es anders. Aber da der Mensch nach seinem Vorteil handelt, müssen wir diesen Vorteil auch einsetzen, wenn wir den Krieg gewinnen wollen."

Am zehnten März 1915:

„Wir werden nicht darauf verzichten, und wir denken nicht daran, darauf zu verzichten, daß unsre Feinde, abgesehen von allem andern, uns für den materiellen Schaden aufkommen müssen. Der zwingende Anlaß . . . zu neuen Steuern zu greifen, liegt also im Gegensatz zu England für uns nicht vor."

Am vierzehnten Dezember 1915:

„Wir können es vertragen, ärmer zu werden, und wir bleiben doch, was wir sind. Ein verarmtes England aber heißt: finis Britanniae."

Am zwanzigsten August 1915:

„Die ganze künftige Lebenshaltung unsres Volkes muß, soweit es irgend möglich ist, von der ungeheuern Bürde befreit bleiben und entlastet werden, die der Krieg anwachsen läßt. Das Bleigewicht der Milliarden haben die Anstifter des Krieges verdient — sie mögen es durch die Jahrzehnte schleppen, nicht wir."

Wie wird Ihnen, Herr Karl Helfferich? Erzberger ante portas!

## Demokratie und Architektur von Eduard Goldbeck

Wahrscheinlich geht es den meisten Lesern so wie mir: ich verstehe nichts von Architektur. Mit dem Worte „gotisch" verbinden wir den Begriff „spitz" und mit dem Worte „romanisch" den Begriff „rund". Wenn aber in Gesellschaft von baulicher Renaissance gesprochen wird, so beugen wir uns über unsre Hummerpastete, und wenn gar Jemand (der natürlich selbst keinen Schimmer hat) das Wort „Neo-Renaissance" hinwirft, so geht ein kalter Schauer durch unser Gebein. Ueberhaupt, wenn etwas mit „Neo" anfängt!

Manche Menschen hören gern Musik, oder was sie Musik nennen. Einige lesen gern Geschichte oder reden sich wenigstens ein, sie täten es. Zur Architektur aber hat beinah Niemand, wie man in Deutschland sagt, „ein Verhältnis". Sonderbar. Denn es war nicht immer so. Im klassischen Griechenland, im christlichen Mittelalter war die Baukunst volkstümlich.

Ich nehme meinen eignen Fall, weil ich den immerhin noch am besten kenne. Ich bin außerordentlich musikalisch — also sollte doch Architektur, die „gefrorene Musik" ist, zu mir sprechen. Ich habe das empfindlichste Gefühl für Rhythmus — warum nicht für bauliche Rhythmen? Nun könnte man sagen, daß es eben Menschen gibt, die sich durch das Auge, und Menschen, die sich durch das Ohr kultivieren. Das ist richtig, und Gesichtskultur ist viel seltener als Gehörkultur. Viele Menschen können lesen, wenige können denken, beinah Niemand kann sehen. Ich gehöre aber zu den Leuten, für die, wie für Théophile Gautier, „die äußere Welt existiert". Ich habe mich zum bewußten Sehen geschult, und von Anfang an wirkten Farben auf mich mit elementarer Gewalt. Die meisten Menschen sehen ja in Bildern nur eine gemalte Geschichte. Die Anekdote illustriert diese naive Betrachtungsweise: Jemand lobt ein Kinderbildnis — ein Andrer fragt ihn erstaunt: „Ich denke, Sie können Kinder nicht leiden?" Aber das ist nicht mein Fall: Farben und Formen,

gleichviel was sie darstellen, finden die Tür zu meinem Ich weit offen.

Wie erklärt sich nun meine Gleichgültigkeit gegen Architektur?

Wenn ich mich genauer prüfe, entdecke ich, daß diese Gleichgültigkeit eigentümlicher Art ist. Ich kann nämlich Architektur nicht genießen, aber ich kann unter ihr leiden. Und hier glaube ich wieder, daß ich viele Leidensgefährten habe, die sich dessen vielleicht erst in diesem Augenblick bewußt werden. Zum „Genießen" gehört nämlich Schulung. Man muß viel sehen, vergleichen, seine Eindrücke formulieren, seine Urteile zur Rechenschaft ziehen. Das gilt selbst vom primitivsten Genießen. Essen und trinken, denken Manche, könne Jeder. Welch ein Irrtum! Ganze Nationen und Rassen können es nicht. Und gar die Ausbildung des Auges! In der altpreußischen Erziehung, die ich genossen habe, gab es den Begriff „Architektur" garnicht.

Trotzdem leide ich unter der amerikanischen Architektur. Sie verdirbt mir, freilich im Verein mit manchen andern Dingen, die Laune. (So reizte mich das aufgedonnerte Protzentum Neu-Berlins, und so beruhigte mich ein Gang um den wiener Ring. Es ist also keine Einbildung.) Aber was wirkt denn hier so verstimmend? Nun, zum Beispiel, die tötende Eintönigkeit. Denken Sie nur an die Straßen New Yorks, die von Ost nach West führen. Ihre Langeweile macht schwermütig. Und dann wiederum die wirrste Launenhaftigkeit! Diese Erscheinungen sind nicht etwa Gegensätze: beide stammen aus bildnerischer Ohnmacht. Groteske Einfälle ringsum. In einem zahmen Vorort liegt ein Bau mit riesigen Quadern, wie aus erratischen Blöcken geschichtet: darin wohnt ein mürrischer alter Getreidehändler. Ein andrer Millionär hat sich eine Burg erbaut, mit Türmen und Erkern, dunkel dräuend. Es fehlen nur Zugbrücke und Graben, Geschütze und Hellebardiere. Jeden Morgen fährt er im denkbar modernsten Auto in die Office und widmet sich dem nützlichen und einträglichen Lederhandel. Er ahnt nicht, daß in seiner Burg nur der furchtbare Unbekannte aus Manzonis ‚Verlobten' oder irgendein ähnlicher ritterlicher Unhold wohnen dürfte. Ich kenne ein andres Haus, das in seiner Front eine mächtige Säulenhalle zeigt. Unwillkürlich intoniert man: „O Isis und Osiris!" Dahinter aber wölbt sich nun nicht etwa ein Ehrfurcht gebietender Tempel, sondern kauert das in ganz Amerika übliche Familienhaus. So im Vorort; und in der Stadt selbst könnte das herrlichste Gebäude errichtet werden: genießen könnten wir es doch nicht. Denn man hat hier noch nicht begriffen, daß, wie Fontane einmal knapp und treffend bemerkte, „die Platzfrage über die Stilfrage geht"! Man hat keinen Raum, um zurückzutreten und Distanz zu gewinnen; ganz abgesehen davon, daß man Gefahr läuft, verhaftet zu werden, wenn man ein Gebäude anstarrt. Denn an einem Gebäude ist doch nichts zu sehen!

Unter solchen Verstimmungen griff ich nach dem Buch: ‚Democracy and Architekture' von Claude Bragdon. Es ist ein anziehender Titel, und Bragdon ist ein anziehender Schriftsteller. Was ich erwartete, habe ich freilich nicht in seinem Buche ge-

funden. Ich erwartete eine Darstellung, die den Einfluß unsrer Regierungsform auf unsre Architektur überzeugend klarlegen würde. Diese Erwartung konnte Bragdon aber nicht erfüllen, weil er nämlich der Ansicht ist, daß wir noch gar keine Demokratie haben. Er erhofft diese Demokratie als ein Ergebnis des Krieges. Demokratie nennt er „Regierung durch das Volk oder die Ueber-Seele”! In dieser mystischen Verherrlichung des „Demos” kann ich ihm nun allerdings nicht folgen. (Bei der Gelegenheit möchte ich bemerken, daß das Wort Demokratie ursprünglich die Herrschaft der breiten Masse im Gegensatz zur Aristokratie bedeutete, und daß der Idealist Bragdon augenscheinlich „Panarchie”, die Herrschaft Aller, meint).

Seine Kritik der bisherigen Architektur ist nicht uninteressant. In den Wolkenkratzern, die ihren Nachbarn Licht und Luft nehmen, sieht er den Ausdruck eines skrupellosen und unterjochenden Machtwillens, den er als „Neu-Feudalismus” geißelt. Er vermißt jeden Schönheitssinn und macht, mit Recht, darauf aufmerksam, daß nur diejenigen menschlichen Errungenschaften dauern, die sich als Schönheit offenbaren. Er möchte, daß sich die Architekten von Schulbegriffen befreien; er kämpft denselben Kampf, den der junge Nietzsche gegen die Uebermacht der Geschichte kämpfte, und könnte mit dem selbstbewußten Molière sagen: „Die Alten sind die Alten, und wir sind wir.” Nur, daß es eben durchaus nicht so leicht ist, „wir” zu sein. Es ist vielmehr das denkbar Höchste, einzig genialen Menschen und genialen Völkern gegeben.

Architektur, sagt Bragdon, muß organisch sein. Ihre Form wird, gleich den Organen des Menschen, durch ihre Funktion bestimmt. Organische Architektur ist nach ihm die Frucht eines religiösen Geistes. Im Mittelalter organisierte die Seele das Leben und damit auch die Baukunst. Der Baumeister arbeitete gewissermaßen wie ein Medium. „Die schaffende Kraft kommt nicht so sehr von dem Menschen wie durch ihn.” Diesen religiösen Geist — und damit eine neue schöpferische Aera — erwartet nun Bragdon von der im Kriege geborenen Verbrüderung der Menschheit. (Wir lächeln, traurig.) Licht, sagt er, wird kommen, denn Licht ist das äußere Symbol des innern Strahlens, und Farbe wird kommen, als das Symbol des Glücks und der Freude. „Ebenso, wie wir aus dem Ton die Musik organisiert haben, so werden wir das Licht in eine Sprache unsrer spontanen Erregung organisieren.” Das hören wir gern; wer möchte sich nicht, um es zu erleben, noch hundert Jahre zulegen? Und Farbe? Wenn Rom gelb, Siena rot, Venedig perlgrau ist: warum sollte man dann nicht auf eine Wiedererstehung der Farbe in Chicago hoffen?

Und nun zu meinen prosaischen Einwendungen. Die „Ueber-Seele” des Volkes lasse ich aus dem Spiel; bei solchen Argumenten geht mir immer die Puste aus. Wir wissen ja, auch ohne ins Transzendentale überzugreifen, was Demokratie bedeutet. Ihre Grundbegriffe sind: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Die Freiheit ist eine Grundbedingung der Kunst, aber nur die individuelle, nicht die politische Freiheit. Die Masse, das

„Volk" wird schwerlich aufgeklärter, verständnisvoller sein, als die Monarchen waren. Man höre darüber August Rodin, der doch schließlich ein bißchen Bescheid wissen muß: „Das neunzehnte Jahrhundert gab den Künstlern die Freiheit, und — damit hat es sie ruiniert. Als ob Freiheit die Kunst inspirieren könnte! Sie hat die Kunst getötet! Mit der Freiheit sind die herrlichen Stile der ältern Zeit dahingegangen, und wir haben nur noch schlechte Wiederholungen nach ihnen machen können. Mit der Revolution wurde die Kunst ein Krämer, und an diesem Wechsel ist sie gestorben."

Die Gleichheit ist kein fruchtbares Prinzip. Der Künstler glaubt nicht an die Gleichheit; bestünde sie, so wäre ihm die Welt verarmt. Ars longa — die Kunst ist unendlich, weil die Fülle der Erscheinungen unerschöpflich ist.

Was nützt uns die Brüderlichkeit in der Kunst? Sie ist ein moralisches Prinzip; wie soll sich das aesthetisch äußern? Ist es möglich, aus dem Gedanken der Brüderlichkeit einen architektonischen Stil abzuleiten? Man könnte etwa sagen, die Demokratie sei friedlich. Wer die Geschichte kennt, wird diesen Satz nicht ohne weiteres unterschreiben. Nehmen wir aber einmal an, sie werde in Zukunft friedlich sein; wie übersetzt sich diese Stimmung in den Baustil? Negativ, gewiß; fort mit den Nachahmungen von Schlössern und Burgen. Aber positiv? Oder: die Demokratie ist vernünftig. Wie äußert sich das? Negativ, gewiß; fort mit gotischen Kathedralen, gemalten Fenstern, wunderlichen Symbolen, Türmen, die Pfeile der Sehnsucht nach dem andern Ufer sind. Positiv? Weite Räume. Viel Licht. Eine einzige Erhöhung für den gewählten Redner. Präsidieren aber muß die Göttin der Nüchternheit. Der Kult wendet sich an den Verstand, nicht an das Gefühl. Oder: Demokratie ist gemeinsam. Also fort mit dem Satz: „My home is my castle." Keine Hecken, Zäune, Mauern; keine private Abschließung. Oeffentliche, übersichtliche, zweckmäßige Gebäude.

Das ist alles, was ich sehen kann. Vielleicht geht nun ein Kenner diesen Spuren nach und belehrt meinen Unglauben. Das Thema ist auch für Deutschland wichtig. Eins ist ja klar: wir bauen, wie wir denken und fühlen, und in dem Augenblick, wo wir wirkliche Demokratie geworden sind, werden wir auch beginnen, eine demokratische Formensprache zu sprechen. Die Tatsache, daß wir noch in den überkommenen Zungen reden, beweist jedenfalls, daß wir in einer Uebergangszeit leben und uns noch nicht gefunden haben. Nur scheint es mir ein Denkfehler, von vorn herein anzunehmen, die Demokratie müsse, weil sie uns heut als ein praktisches politisches Prinzip gilt, auch unbedingt ein fruchtbares künstlerisches Prinzip sein. Wer bürgt uns denn dafür, daß wir nicht in eine Periode der „Unkunst" eintreten?* Die Kunst kann allerdings nie völlig aus dem Leben der Menschheit verschwinden: aber ebenso wie religiöse Erschlaffungszeiten dagewesen sind, so kann auch der Kunsttrieb ermatten. Was Bragdon uns zeigt, ist eine frohe Hoffnung und ein schöner Glaube. Der kritische Verstand zögert noch, ihm beizupflichten, so sehr er sich selbst nach der Niederlage sehnt.

# Auslandsberichterstatter von Alfons Fedor Cohn

Zur feierlichen Eröffnung der Baltischen Ausstellung in Malmö, Frühjahr 1914, war auch die deutschePresse geladen. Neben etwa zweihundert schwedischen und dänischen Journalisten erschienen (außer mir) fünf ganze Vertreter Deutschlands. Zwei vertraten deutsche Blätter in Kopenhagen; der eine war Norweger, der andre ein wirklicher Landsmann, als solcher erkennbar schon an dem einzigen struppigen Zylinder, den Harmonikahosen und einem Damenschirm mit hochragender Ebenholzkrücke. Der dritte war Schwede, stockholmer Berichterstatter für Berlin. Der vierte war ein süddeutscher Akademiker, der nur auf Grund familiärer Beziehungen am Ort mittat. Und der fünfte . . . Ja, der fünfte. Beim Frühstück sprachen der Landeshauptmann von Schonen, der Stadtälteste von Malmö, die Vorsitzenden der schwedischen und dänischen Presse-Organisationen, als sich plötzlich unvermutet an der Tafel ein Gebilde erhob, klein, aber geschwollen, dickzüngig, aber sprudelnd, reinster Hausvogteiplatz mit leichtem wilhelminischen Einschlag, und aus eigner Bestallung namens der deutschen Presse festredete. Er redete nicht nur von Wirtschaftsaustausch, von den üblichen guten politischen Beziehungen, nein: gradezu von der alten unverbrüchlichen Stammes- und Blutsbrüderschaft der Germanen allerseits der Ostsee. Die Deutschen sahen traumverloren ins Glas; die schwedischen Wirte aber waren höflich genug, den Wikinger vom Hausvogteiplatz (er gab angeblich ein Exportblättchen heraus) ernstzunehmen, das heißt: nicht auszulachen.

Dieser beschämende Vorfall kennzeichnet in vielem den Stand der deutschen Auslandsberichterstatter vor dem Kriege. Der Berufsjournalist ein armer Schlucker, der öffentlich wie ein Schützenbruder, Stundenlehrer oder bestenfalls wie ein Caféhausliterat auftrat; der Eingeborene, der sozusagen die Abfälle aus dem eignen Laden noch einmal als frische Ware an das Ausland verhökerte; der Mann des bürgerlichen Berufs, der gleichfalls aus Gründen des Nebenerwerbs oder aus dilettantischem Publizistendrang ins Handwerk pfuschte; und schließlich der geschaftlich interessierte Gelegenheitsarbeiter, der den redaktionellen Teil als billigen Insertionsplatz in Anspruch nahm. In allen Fällen aber bestimmend eine kurzsichtige Sparerei des Verlegertums, die sich denn mit unsrer politischen Unkenntnis des Auslands im Kriege furchtbar rächen sollte.

Gewiß gab es bereits ein Jahrzehnt vorher rühmliche Ausnahmen. Besonders hielten die Frankfurter Zeitung und die Kölnische Zeitung in den großen Hauptstädten sachkundige und gutgestellte Berichterstatter, und andre Blätter begannen nachzufolgen. Beide Zeitungen hatten auch eine Trennung des Dienstes für Politik und Feuilleton durchgeführt, die damals vorbildlich erschien; denn der Politiker galt immer als eine Art verkrachten Akademikers und der Feuilletonist als ein gestrandeter Künstler. Der Krieg machte die Feuilletonisten als solche auf den Auslandsposten entbehrlich; aber er brachte doch eine Anzahl von ihnen in die Politik, und es erwies sich bei dieser

Gelegenheit, daß man auch politische Dinge in einer persönlichen und nüanzierenden Sprache vortragen kann. Ein Fehler war nur gewesen, daß man die Wichtigkeit eines Platzes äußerlich nach seiner oder des Landes Größe abgestuft und damit die angeblich unwichtigen Plätze, die über Nacht eine entscheidende Bedeutung gewinnen konnten und vielfach gewannen, arg vernachlässigt oder ganz unbesetzt gelassen hatte.

Im Kriege ließ auch die finanzielle Kleinlichkeit der Verleger scheinbar nach. Einmal rechnete man, solange die Heeresberichte noch siegten, mit künftigen herrlichen Zeiten, und dann wurde durch die Zusammenlegung der Posten das Gesamtbudget nicht erheblich erhöht, wenigstens während unsre Valuta noch einigermaßen die Höhe hielt. Der Pariser und der Römer saßen in der Schweiz, der Londoner in Holland, der Petersburger in Stockholm oder Kopenhagen, und alle versahen sie meistens auch noch die kleinen Posten ihres Interimslandes. Sie traten wohl oder übel mit ihren Missionen in Verbindung, zumeist zärtlich an der Kandare der Einberufungsorder gehalten, und einige begannen sich dieserhalb und bei ihren nunmehr oft auskömmlichen Bezügen als Herren zu fühlen. Die westlichen feindlichen Kollegen am Platz, die in den ersten Hotels wohnten, den ganzen Tag im Auto herumsausten, den eignen Gesandten und Regierungsbeamte des Gastlandes zu Tisch laden durften, waren die stolzen Vorbilder, denen man sich zu nähern begann. Wenn auch hierbei die von je in der Branche scheel bewunderten „Spesenkünstler” mehr ihre Rechnung fanden als die gewissenhaften und sachlichen Arbeiter. Kompromittiert aber wurde der kaum regenerierte Stand alsbald durch eine maskierte Kollegenschaft, die ihnen als die verschiedenartigsten Agenten von militärischen oder abenteuernden politischen Stellen daheim aufgedrängt wurde. Kein andrer Beruf schien diesen düstern Existenzen so viel Spielraum und zulässige Zweideutigkeit zu gewähren wie der Journalismus — eine Annahme, deren Unzweckmäßigkeit und Erfolglosigkeit in fast jedem Einzelfall erwiesen wurde, an deren praktischer Unterstützung aber so manche Redaktion sich mitschuldig gemacht hat.

Nach dem Friedensschluß hoffte man die Erfahrungen und Errungenschaften der Kriegszeit nutzen zu können. Aber der Zusammenbruch, namentlich die Entwertung unsres Geldes bieten außerordentliche Hindernisse. Die Auslandsposten dürften heute bei einer auskömmlichen Besoldung, die allerdings wohl kaum durchgehend gewährt wird, schätzungsweise 100 000 bis 300 000 Mark nur für die Person des Berichterstatters, ohne die Bureauspesen, beanspruchen, wobei die Skala von Rom über Paris und Bern bis zum Haag, Stockholm und London aufsteigt; New York mag noch darüber hinaus gehen. Deshalb werden wohl die Posten an den früher neutralen Plätzen bald ganz eingezogen und nur die in den früher feindlichen Hauptstädten besetzt werden. Die Arbeiterpresse scheint trotz der zwingenden Notwendigkeit weder Hoffnung noch Willen zu eigner Auslandsberichterstattung zu haben. Dabei hätte grade sie noch am ehesten die Möglichkeit und auch das Recht, bei ihren ziel-

strebend internationalen Beziehungen für die Auslandsberichterstattung ausländische Kräfte in Anspruch zu nehmen, was wohl heute selbst an den ehedem neutralen Plätzen kein bürgerliches Blatt mehr wagen wird, ohne sich damit dem Ausland auszuliefern. Denn ebenso wie Handel und Produktion der Neutralen während des Krieges sich nach beiden Seiten ernährten, haben die Journalisten der kriegverschonten Grenzländer ihre Neutralität durch ausgiebiges Geben und namentlich Nehmen nach beiden Seiten bekundet, und ein großer Teil steht bereits noch oder schon wieder fest im Solde der Siegerpresse.

Entscheidend ist nun: Was können Auslandsberichterstatter bei den jetzigen Einschränkungen und Aufwendungen leisten, und was sollen sie leisten? Schlagwort und fixe Idee der bürgerlichen Presse ist: Nachrichtendienst, viel und schnell, also möglichst mehrmalig täglicher Drahtdienst. Diese Forderung scheint eher ein Nachkriegsübel zu sein als ein Bedürfnis der anbrechenden friedlichen Verkehrs. Während des Krieges haben die Auslandsberichterstatter im wesentlichen Telegrammreportage getrieben, haben sie aus den neutralen oder an ihrem Platze eintreffenden feindlichen Blättern, die bis Berlin, Hamburg, Frankfurt, München immerhin einige Zeit brauchten, Nachrichten übernommen, mehr oder weniger kritiklos und in gewissen berüchtigten Fällen den glatt kopierten Inhalt zu eignen geheimnisvollen Informationen umfälschend. Nach eigner Anschauung aus den feindlichen Ländern zu berichten, war ihnen schon so ungewohnt geworden, daß sie selbst in den neutralen Ländern mehr die Parteinahme für die Kriegsführenden interessierte als die sichtbaren Dinge und Entwicklungen. Die Telegrammreportage, auf die sie jahrelang eingestellt gewesen sind, werden sie nun am Erscheinungsort der früher feindlichen Presse weitertreiben.

Allerdings bestand die Hetzjagd nach den neusten und schnellsten Meldungen schon vor dem Kriege; sie liegt im Konkurrenzsystem der bürgerlichen Presse begründet. Während der Fieberstimmung des Krieges mochte sie auch, solange die Leiber und Geister noch nicht entmarkt und abgestumpft waren, ihre psychologische Berechtigung gehabt haben, wenn auch kaum eine sachliche, die überhaupt höchst bestreitbar ist. Es gibt nämlich außerordentlich wenig Meldungen, deren Bekanntwerden einen oder mehrere Tage früher oder später für den kulturellen oder wirtschaftlichen Zirkulationsprozeß eines Volkes von irgendwelcher Bedeutung ist. Kommerzielle Spekulanten in Werten oder Waren, die ihre Entschließungen und Maßnahmen von Stunde zu Stunde infolge irgendwelcher Ereignisse draußen in der Welt ändern müssen, mögen sich durch ihre eignen Verbindungen oder Organisationen unterrichten lassen. Alle wichtigen Tatsachen übermitteln die offiziellen Telegrammbüros, deren befürchtete Parteilichkeit bei Auswahl oder Stilisierung des Stoffs leicht und sicher durch das offizielle deutsche Bureau kontrolliert und paralysiert werden könnte — wenn dieses seiner Aufgabe gewachsen wäre. Für neunundneunzig Prozent aller Deutschen ist es gänzlich belanglos, ob sie einen Regierungswechsel in

Mexiko oder die Kurse in Tokio, eine Proklamation von Lenin oder einen Leitartikel des Temps Montag, Mittwoch oder erst am nächsten Montag kennen lernen. Der amtliche Depeschenwechsel mit dem Ausland, dessen Wirkungen allerdings oft Gedeih und Verderben zehntausender oder hunderttausender von Volksgenossen bestimmen, wird hüben und drüben gleich geheim behandelt, und wenn die Veröffentlichung wirklich erfolgt, steht man bereits vor der vollendeten Tatsache. Daran wird der idealste Privatkorrespondent nichts ändern, sondern nur ein internationaler Systemwechsel.

Auch der selbständigste und wachste politische Mitbürger kann zu den Weltereignissen und der darauf reagierenden Wirksamkeit seiner Regierung nur Stellung nehmen nach einer gründlich fortgesetzten sachlichen Belehrung, nicht auf Grund dieses wilden Nachrichtengemengsels, das ihm tagtäglich zu verdauen zugemutet wird, dessen Zuverlässigkeit unter der erforderten Schnelligkeit leidet, dessen Umfang letzten Endes von technischen Zufälligkeiten (der Uebermittelung oder Plazierung) abhängt, und dessen Ursprung ja im Auslande selbst nicht mit der Bestimmtheit von Naturereignissen zeitlich fixiert ist. Allerdings ist für eine solche sachliche Belehrung im vollsten Umfange mehr erforderlich als ein fleißiges Durchgehen und Ausschreiben der örtlichen Presse durch den Berichterstatter, was ja schließlich auch ein Redaktionsmitglied durchschnittlich zwölf bis vierundzwanzig Stunden später in Berlin vornehmen könnte, und wodurch dem Verleger erhebliche Kosten erspart würden. Ueber diese „echten” und „unechten” Korrespondenten, wie er sie nennt, hat Theodor Fontane in ‚Von Zwanzig bis Dreißig’ eine recht beachtenswerte Bemerkung gemacht:

„Der Unterschied zwischen beiden, wenn man Sprache, Land und Leute kennt, ist nicht groß . . . Ich bin jahrelang echter und dann wieder jahrelang unechter Korrespondent gewesen und kann aus Erfahrung sprechen. Man nimmt seine Weisheit aus den ‚Times’ oder dem ‚Standard’, und es bedeutet dabei wenig, ob man den Reproduktionsprozeß in Hampstead-Highgate oder in Steglitz-Friedenau vornimmt. Fünfzehn Kilometer oder hundertfünfzig Meilen machen gar keinen Unterschied. Natürlich kann es einmal vorkommen, daß persönlicher Augenschein besser ist als Wiedergabe dessen, was ein Andrer gesehen hat. Aber auch hier ist notwendige Voraussetzung, daß Der, der durchaus selber sehen will, sehr gute Augen hat und gut zu schreiben versteht. Sonst wird die aus wohlinformierten Blättern übersetzte Arbeit immer besser sein als die originale. Das Schreibtalent gibt eben den Ausschlag, nicht der Augenschein, schon deshalb nicht, weil in schriftstellerischem Sinne von zehn Menschen immer nur einer sehen kann. Die meisten sehen an der Hauptsache vorbei.”

Diese Betrachtung erscheint unserm, vom anglo-amerikanischen Zeitungsbetriebe besessenen Journalismus lächerlich veraltet und garnicht mehr verwendbar. In Wirklichkeit drucken nicht nur Provinzblätter, sondern gewisse berliner Zeitungen noch heutigentags solche unechten Korrespondenzen, die, wenn auch vielleicht nicht in Berlin selbst, so doch ebenso wenig am Ort der Ereignisse geschrieben worden sind. Fontanes Grundsatz hat für die heutige Auslandsberichterstattung noch dieselbe

Gültigkeit wie vor fünfundzwanzig Jahren. Solange die Auslandsberichterstatter nur Kopisten sind, und solange sie nicht Schriftsteller werden, können sie getrost daheim bleiben. Der heutige Auslandsdienst der Presse degradiert entweder Schriftsteller und politische Köpfe zu Telephonstenographen, die, auf die Minute an den Bureaudienst gebunden, vielfach nicht auf normale Nachtruhe Anspruch haben, oder — und dies dürfte der häufigere Fall sein — er überläßt Leuten, die nach Anlage und Ausbildung nichts andres sind als Telephonstenographen, leichtfertig Aufgaben, die selbständiges Denken und die Verarbeitung politisch-kulturellen Stoffs erfordern. Damit ist natürlich mehr gemeint als ein Kommentar über eine Kammerdebatte, ein Nekro log, eine Kunstkritik, ein Feuilleton über Straßeneindrücke.

Die wirklich schriftstellerische Berichterstattung darf nicht eine Ergänzung des Drahtdienstes bilden, sondern grade umgekehrt. Der Berichterstatter muß selbständig schriftstellerisch ein so erschöpfendes Bild seines ganzen Arbeitsgebietes gegeben haben, daß die Aktualitäten gewissermaßen nur noch die Bestätigung dessen bilden können, was bereits erkannt und geschildert ist. Hierzu gehört aber auch eine ganz neue Einstellung auf die realen Faktoren und Mächte der Politik und der ganzen Gesellschaftsphysiologie. All die Scheinexponenten des Staats- und Kulturlebens: die Namen der Führer, die keine Menschen, sondern nur Geschäfte führen, die Kundgebungen der Oeffentlichkeit, die Parlamentsreden und Leitartikel — sie sind auf die wirklichen Lebensbedürfnisse und Machtverhältnisse des Wirtsvolkes zurückzuführen. Darum ist es, zum Beispiel, wichtiger, als bei der Neuwahl eines Staatsoberhaupts Lebenslauf oder Anekdoten zu erfahren, vorher die Kräfte kennen gelernt zu haben, die ihn emportragen, und die, die ihn wieder verschwinden machen. Wichtiger als der programmatische Inhalt eines Leitartikels an politisch beachteter Stelle ist die Kenntnis des Milieus, aus dem er stammt, ist seine verborgene Tendenz, sein ganzer realpolitischer Untergrund.

Zu alledem muß aber der Berichterstatter mehr können als nur Zeitungen lesen, bei den verschiedenen amtlichen Pressestellen oder Ressorts demütig Nachrichten erbetteln, die zwei Stunden später Hinz und Kunz erhält, angeblich Unterredungen unter seinem Namen veröffentlichen, worin nicht ein Wort von ihm stammt, und deren Gegenpart er überhaupt nicht persönlich gesehen hat. Er muß ein für alle Mal der Reportage entraten. Er muß sich so weit einbürgern können, daß er bei allen wirklich einflußreichen und unterrichteten Stellen, die weder betitelt noch beamtet zu sein brauchen, vollstes Vertrauen einflößt und genießt, daß er Dinge erfährt, die — ohne irgendwelche Geheimnisse zu sein — doch aus vielen Gründen nicht unmittelbar an die Oeffentlichkeit gelangen können, die er auch selbst nicht unmittelbar an die Oeffentlichkeit bringen kann, die aber seiner ganzen Berichterstattung Sinn, Ton und Farbe geben. Es ist mit dem Journalismus genau so wie mit der Diplomatie: Noten und Zeitungen lesen und abschreiben kann jeder Telephonstenograph und Kanzlist; Agenten, Gewährsmänner oder wie

man sonst den ganzen klebrigen Troß der Hintertreppe benennen will, kann auch jeder Zahlungsfähige in Nahrung setzen — das Ergebnis wird in der Regel nicht den Aufwand an Zeit und Mitteln rechtfertigen. Wirklich sachliche, gewissenhafte und zweckdienliche Arbeit läßt sich in beiden Fällen nur dann leisten, wenn man sein Arbeitsgebiet nicht als Feindesland, seinen Partner nicht als Spitzbuben oder berechtigtes Opfer des Bauernfangs, sondern als Mitstreiter in einem Kampfe betrachtet, bei dem jeder das Seine ehrlich zu wahren hat. Der Auslandsberichterstatter soll kein Spion, kein Agent der Presse sein, sondern der durch die eigne Schlichtheit, Fähigkeit und Gewissenhaftigkeit beglaubigte Vertreter seines Landes, der diese Funktion nicht unter, sondern neben dem diplomatischen Vertreter versieht.

## Hütet Euch vor der Justiz! von Arno Voigt

Mit großem Interesse werden alle Leser der ‚Weltbühne' die Aufsätze des Hugo Grotius über die Justiz aufgenommen haben. Es besteht längst kein Zweifel mehr, daß die heiligsten Rückständigkeiten des alten Systems sich hinter die Türen der Gerichtsäle geflüchtet haben, wo mit dem Staatsanwalt der Richter als Platzhalter für ein künftiges, neu zu erstehendes herrliches Deutschland auf bessere alte Zeiten wartet. Aber schließlich ist zu vermuten, daß die Justiz auch eine fachliche Seite hat. Da wäre es immerhin eine begrüßenswerte Revolution gewesen, wenn wenigstens die andern Vertreter der Justiz etwas Fühlung mit dem Publikum gesucht hätten. Hugo Grotius klagt über die Indolenz des Publikums gegenüber der Justiz. Warum hat der Verfasser auch solch einen altmodischen Namen! Nun zeigt sich eben doch der stolze Jurist, der an den frischen Empfinden des Volkes vorbeilebt und halb betrübt ist, halb lächelt, weil Menschen, die die Vorschriften des Gesetzes „wie das tägliche Brot" brauchen, außerstande sind, sie sich zu merken und richtig anzuwenden! Ach, es ist der Irrtum der Herren Juristen, daß sie Gesetzesvorschriften mit Brot verwechseln. Außer ihnen selbst wird kein Mensch davon satt, und wenn der Volksinstinkt jede Berührung mit der Justiz ablehnt, so geschieht das aus der Einsicht in die Einseitigkeit ihrer Nahrhaftigkeit. Es geschieht aber auch aus einem recht gesunden gesellschaftlichen Sinn. Das Gemeinschaftsleben der Menschen ist viel zu mannigfaltig, als daß es durch die Vorschriften der Justiz erfaßt werden könnte. Wir leiden gewiß nicht unter einem Mangel an Gesetzen. Aber während sie sich immerhin nur verdoppeln, vervierfachen und so weiter, bewegen sich die Verhältnisse der Menschen untereinander in geometrischer Progression. Aus der Diskrepanz ergibt sich der gute Ernährungszustand der Herren Juristen. Diejenigen aber unter den Laien, die sich für ihre Person von der Fürsorge um diesen Ernährungszustand fernhalten, gedeihen nicht nur selber besser, sondern gewinnen auch an innerer Ausgeglichenheit.

Es gibt kaum etwas, was dem Menschen so sehr die Problematik seiner sozialen Existenz vor Augen führt wie die Unsicherheit auf dem Boden des „Rechts". Wie unvorsichtig, in einem

Rechtsanwalt einen Anwalt des Rechts zu sehen! Er ist stets nur der Anwalt seines Klienten, vor allem aber der Unrechtsanwalt des Gegners. Da nun aber „das Recht” starr ist, bleibt dem Anwalt zumeist nichts andres übrig, als „sich mit der Gegenpartei zu befassen”. Die Fragen, die einem, zum Beispiel, als Zeugen vorgelegt werden, sind „peinlich”, auch im zwanzigsten Jahrhundert. Mit dem reinsten Gewissen und in dem stärkenden Bewußtsein, dem Recht zu dienen, betrittst du den Gerichtssaal. Gebrochen und an dir selbst vollständig irr geworden wankst du hinaus. Du hast das Gefühl, daß die Augen der ganzen ehrenfesten Welt auf nichts andres zu blicken haben als auf dich. Woher kommt diese Wandlung? Sie kommt daher, daß der gegnerische Anwalt dich „charakterisiert” hat. Wehrhafter Bürger der deutschen Republik, bist du vor Gericht ganz hilflos. Denn deine Einwände sind so persönlich, in deiner Empörung holst du so weit aus, daß der Vorsitzende, der „mit der Sache fertig werden muß”, dir sofort das Wort abschneidet. Deinem Unrechtsanwalt hingegen nicht, weil er seine Anwürfe stets in ein Justiz-Mäntelchen zu hüllen weiß, weil er Routine hat in einer Sache, die für die Laien mit tausend Hemmungen des Anstands umgeben ist. In einem Beleidigungsprozeß, den der verstorbene Reichskommissar Carl Peters gegen ein süddeutsches Blatt anstrengte, wurde eine Dame, die für Peters aussagte, vom gegnerischen Anwalt ganz frisch-fromm-fröhlich-frei befragt, ob sie mit dem Kläger „Geschlechtsverkehr” gehabt hätte, und der Vorsitzende konnte sie gegen diese Roheit nicht schützen. Wie oft hört man grade wackere Leute sagen: „Gericht? Mich bringt Niemand vor Gericht!” Weil man Gefahr läuft, in eine Ehrabschneide-Maschine zu geraten, deren komplizierter Konstruktion ein menschlicher Knochenbau so leicht nicht gewachsen ist. Der Laie vor Gericht gegenüber einem gegnerischen Anwalt, der natürlich nur „das Recht” „im Auge” hat, gleicht dem Lande Oberschlesien vor dem Obersten Rat gegenüber einer Interalliierten Kommission, die nie von was anderm spricht als von dem Recht.

Es ist nicht spießbürgerliche Rückständigkeit, sondern nur das sichere Gefühl, daß „das Recht” noch lange nicht mit Anstand und gesellschaftlicher Moral zusammenzufallen braucht, wenn weite Kreise des Publikums sich für jede nicht unbedingt nötige Beschäftigung mit der Justiz bestens bedanken. Der Typ, der mit Vorliebe prozessiert, gilt gemeiniglich nicht für den klügsten. Einem Provinzler mag imponieren, in einem Prozeß ein Röllchen spielen zu dürfen. Justitia dulcis inexpertis! Das Publikum sagt sich aus einem sehr gesunden Instinkt, daß der Mensch ungleich mehr von seinem Leben hat, der recht und schlecht dahin lebt und die Gesetze behandelt, als ob sie überhaupt nicht da wären. Einzig der Rechtsfex betrachtet die Dinge des menschlichen Lebens unausgesetzt von ihrer juristischen Seite. Seine blöde Seele spürt die Verarmung freilich nicht, in die sie dabei gerät. Welch ein Rechtsstudium erfordert allein ein Mietsverhältnis! Wer den entsprechend schneidigen Charakter hat, wird bei der Lektüre der vielen Paragraphen mit Genugtuung erfassen, wie oft am Tage er seinem Hauswirt ein Bein stellen kann. Schickt die Dienst-

mädchen in öffentliche Rechtskurse (ein kleines Examen diene als Abschluß): was sie euch bereiten, wenn sie erst dahintergekommen sind, daß sie die Vorschriften der Gesetze eigentlich wie das tägliche Brot brauchen, wird kein Belag eures täglichen Brotes sein. Sie sind juristisch durchaus geschult, der Herrschaft jede Minute in die Suppe zu spucken, ohne daß sich etwas dagegen machen läßt. (Denn Lene, Käthe und Marie sind Vigilante, für die „jura sunt scripta".) Von dem Ehegatten hingegen, der diese Eigentümlichkeit etwa nach dem Muster des preußischen Soldatenkönigs angenommen haben sollte, braucht sich die bessere Hälfte glücklicherweise nicht in die Suppe spucken zu lassen. Das Recht schützt sie, das Eherecht, das die Beziehungen zwischen zwei Menschen viel exakter regelt, als dies aus den Elaboraten eines Sinding oder Dehmel hervorgeht. Hier zeigt sich übrigens so recht das Stichwort, nach welchem „die Justiz" auf der Bühne der Menschheit auftritt. Sind die Beziehungen zweier Leutchen noch zart,so hat das Recht keine Stätte. Ueber das Verlöbnis sagt das heilige B. G. B. nur ganz wenig: so hängt sein Beginn von Imponderabilien ab, die juristisch irrelevant sind (zum Beispiel ein Kuß). Die Ehe jedoch ist genau in gesetzliche Bestimmungen gefügt. Die meisten Eheleute ahnen das garnicht. Sobald sie sich damit. beschäftigen müssen, ist die Ehe verhunzt.

Recht und Justiz müssen stets als Notbehelfe angesehen werden, die nur dort anzuwenden sind, wo das Leben von Menschen untereinander wirklich in eine Sackgasse geraten ist. Die Auseinandersetzung ist immer peinlich, bereitet dem einen Teil immer Verdruß. Viel wichtiger als eine Ausbildung in Rechtssachen ist für die Menschheit eine Selbsterziehung, die dazu führt, daß Jeder die Grenzen respektiert, hinter denen der Andre (nicht: „der Dritte") seine Persönlichkeit pflegt. Ein Publikum, das die Beschäftigung mit der Justiz auf ein Minimum zu beschränken weiß, zeigt einen Pazifismus von der Art, wie ihn merkwürdigerweise oft Diejenigen garnicht anzustreben scheinen, die einen viel schwerer zu gestaltenden Pazifismus als Elementarziel der Menschheit zu betrachten sich längst gewöhnt haben.

## Berliner Dialogus von Alfred Richard Meyer

Wie wir einst so glücklich waren! —
Du bist wol mit'm Torfkahn übajefahren! —

Een Schlag und die Neese sitzt hinten! Mach Kasse! —
Du Strohkopp bist wol aus de Reetzenjasse! —

Ick wünsche mir Maiglöckchen und Narzissen! —
Du bist wol vom blauen Affen jebissen! —

Jöttlich hat mir Justav uffem Wannsee jerudert! —
Dir ha'm se mit'n Klammerbeutel jepudert! —

Ja, Seefe! Zum Winter brauch ick ne Kluft! —
Dir ha'm se wol mit der Muffe jebufft! —

Ick möcht an die Ostsee nach Binz.oder Hela! —
Du hast wol'n janz kleenen Webefehla! —

Ob mir det Hemd unter'm Fummel vorkiekt? —
Dir ha'm se wol mit de Pauke jepiekt! —

# Gustav Mahler von Klaus Pringsheim

## Zehn Jahre nach seinem Tode

Es war ein Akt grandioser Feierlichkeit, mit dem er sich — Keiner ahnte es — von uns verabschiedete: damals, in den Tagen, als er der Welt seine Achte Symphonie übergab — in München, der ihm unfreundlichsten Stadt. Der „Erfolg" war ohne gleichen: damals schien die Welt, weil er nun grade fünfzig Jahre alt geworden, auf dem Wege, sich zu besinnen, wer Gustav Mahler sei. Dann starb er; und da er nicht mehr Zeitgenosse war, ließ die Nachwelt sich nicht nehmen, pietätvoll, wie es der Nachwelt ziemt, des, immerhin, großen Toten zu gedenken; man spielte eine, zwei seiner Symphonien, allerorten, ein, zwei Jahre lang. Dann wurde es still; und seine Feinde, treu übers Grab, begannen zu triumphieren.

Und heute? Heute — täuschen wir uns nicht — ist Mahler große Mode. Wer gewohnt ist, die Farbe des Tages zu bekennen, ist Mahlerianer (entdeckt, daß er es immer gewesen); Mahler-Schüler, Mahler-Freunde mehren sich, man weiß nicht wie; Dirigenten und Konzertagenten wetteifern in rühriger Propaganda. Daß die Mode da ist (und nicht bleiben wird), kann uns gleichgültig sein; nicht gleichgültig, daß und wie sie gekommen; nicht gleichgültig, was Mahler dieser Zeit, die in Krämpfen geboren wird, sein kann. Lassen wir uns, trotz Geschäft und Geschäftigkeit, nicht täuschen: Mahlers Werk lebt.

Seiner Zeit ist Mahler ein Fremder gewesen: der Zeit, die, mit unverpflichtetem Musikantengenie, Richard Strauß, ihr echtester Sohn und beredtester Verkünder, beherrschte. Wie ist jetzt die Situation? Strauß hat die deutsche Musik herrlichen Zeiten entgegengeführt (und überragt noch immer, ein Führer von gestern, alle von ihm Geführten, Verführten um Haupteslänge). Pfitzner, der leidenschaftliche Vorkämpfer der Vergangenheit, pflegt das Erbe der Romantiker, ihr Deutsches und ihr Sittliches. Seit den Jahren, in denen Mahlers Werk, nicht vollendet, doch fest in seinen Umrissen stand, sind Viele gekommen und gegangen. Wir hatten, zu Beginn des Jahrhunderts, die französischen Impressionisten, haben die kränklich-blasse Artistik Debussys (der Mahlers Altergenosse war) aufrichtig bewundert und mußten gleichzeitig erleben, wie sein Neues mit robustem Journalisteninstinkt Puccini für den Tag und für die Masse brauchbar und also für die Kunst unbrauchbar machte. Heute — nein, es lohnt nicht, hier von Denen zu reden, die sich, in der Musik, „Expressionisten" nennen und vorgeben, Ausdruck der Zeit zu sein: darum nicht, weil nur ein allzu vergeßliches Geschlecht sich nicht daran zu erinnern beliebt, daß „Musik als Ausdruck" ein abgenutztes Schlagwort war, längst bevor es „Expressionisten" gab, daß alle Musik, die wert ist, geschrieben zu werden, Expression, Ausdruck ist; und weil eine Zeit, die sich selbst noch nicht gefunden hat, füglich Andres zu tun hat, als den Ausdruck ihrer selbst zu legitimieren.

*

Es gibt Dinge (im Himmel und auf Erden), denen mit Schulweisheit nicht beizukommen ist. Aber es gibt Fachmusiker, die finden — nein, es gibt wenige Fachmusiker, die nicht finden, der Musiker Mahler habe, wenn man näher zusieht, keine originellen Einfälle gehabt; es habe ihm an Erfindung gemangelt. Aber es ist, Gott seis geklagt, eine Erfindung von Fachmusikern, daß es in der Musik vor allen Dingen auf „Erfindung" ankommt. Was hat Sophokles, was hat Rembrandt „erfunden"? Das erste Thema der Eroica ist von Mozart (wenn es von Mozart ist), das erste Thema der Fünften ist ein Einfall von höchster Belanglosigkeit; sicherlich hatte Grieg Einfälle, die viel origineller sind. Schubert war ein Wunder und ein Glücksfall für alle kommenden Geschlechter; aber ein Narr, wer Bach tadelt, weil er kein Schubert war. Und ein Schubert ist Bach, weiß Gott, nicht gewesen; doch Einer, durch den Größtes größten Ausdruck fand.

Was Mahler „erfunden" hat? Zum Beispiel eine Kleinigkeit: die dritte Dimension des Orchesters (das auch bei Strauß zweidimensional geblieben ist). Was das bedeutet, was das zu bedeuten hat, darüber wäre ein Buch zu schreiben. Ein andres über neue Klangwelten, die er erschlossen hat. Und noch eins über die Entwicklung, Vergrößerung, Erneuerung der symphonischen Form. Und über neue Möglichkeiten des symphonischen Gedankens; über neue Wege, neue Ziele der Musik. Und wozu all dies Neue (woraus, wenn es erst in Büchern expliziert ist, heranwachsende Geschlechter lernen werden)? Noch nie ist, aus Neuerungssucht oder Vorsatz, Einer Sprachbildner, Gesetzgeber, Religionsstifter geworden. (Der wird es nicht, der sichs vornimmt). Es ist dumme Verleumdung, daß Mahler ein „Könner" war; er konnte nicht: er mußte; und konnte nicht anders. Schuberts Ausdrucksform, die einzige, nach der er ein innerstes Bedürfnis hatte, war: die Melodie. Mahlers Ausdrucksform (nicht seine einzige): die Symphonie. Das ist, in einem Wort, das Neue: Symphonie als Ausdruck. Nichts absolut Neues; auch Beethovens Symphonien, von der Eroica an, sind Ausdruck; das Verlangen, sich durch das Ganze der Symphonie auszudrücken, hat erst Mahler.

In Mahler war der Drang, alles Menschliche, Gott, die Natur, das Weltall zu umfassen, ein verzehrender Drang ins Grenzenlose; inbrünstige Empfänglichkeit und zarteste Behutsamkeit; Sehnsucht nach dem Ewigen und Haß gegen das Zeitlich-Gemeine; Strindbergische Grausamkeit eines unerbittlich Wahrhaftigen, ungestüme, trotzig-wilde Energie, Kampfeswut eines dämonisch Besessenen, unheimliche Gewalt alles Furchtbaren und Drohenden; einsame Verzweiflung und die Freudigkeit seherischer Zuversicht; feierliche Ahnung unermeßlichen Friedens, allumfassende Liebe, Kraft, zu leiden und zu jubeln. Und der Urtrieb, sich „in jener rätselhaften Kunst" auszudrücken, die, sagt sein Biograph Richard Specht, „wie keine andre aus dem Unbewußten, aus dem Reich der Mutter kommt". Aber: keine Erfindung. Ihr Aermsten!

Verschwatzt darüber, wenn Ihr Lust habt, eine Nacht mit Schönberg-Schülern; die geben willig Auskunft, wie ein rechter

Einfall auszusehen hat. Wir Andern aber --- „laßt uns mutig schwärmen!” Dank, Pfitzner, daß du uns das Wort gelehrt. Ich weiß: es war nicht für den un-deutschen Mahler geprägt. Ja, „undeutsch” war er wirklich, und darum, solange er lebte, unter Deutschen verkannt. Aber es bleibt eine historische Kuriosität, daß man ihn mehr als einmal mit Meyerbeer verglichen hat (mit dem er nicht mehr innere Gemeinschaft hatte als mit der Straußisch demoralisierten Musik der Zeit). Man ehrte ihn, ohne Liebe, mit Mißtrauen, als kaltherzigen Meister; seine Musik war Macho, Aufmachung, Bluff. Gar, wenn er selbst als Mittler vor seinem Werk stand; da war alles nur persönlicher Erfolg, Wirkung des Dirigenten. So wurde ihm zum Fluch, daß er ein Interpret seiner Werke war, wie ihnen Keiner je erstehen wird.

Und woher das große Mißverstehen, das ihn immer mit feindlicher Kälte umgeben hat? Gewiß: Mahler hat es der Welt schwer gemacht. In ihm war etwas Faszinierend-Zwiespältiges, wovor man Halt machte (etwas, das seine Erscheinung zu einer einzigartigen macht). Dies Sicher-Wissende, Sicher-Bewußte, Zwingend-Ueberlegene in der Beherrschung alles Technischen — dabei ein kindlich-reines Gemüt, volkstümlich-primitiv im Primär-Gefühlsmäßigen; dies Verlangen nach absonderlichen, verblüffenden Wirkungen, diese wahrhaft ruchlose Virtuosität in der Errechnung entlegenster Wirkungsmöglichkeiten — und doch heilig-ernstes Kunstwollen; alles Wissen nur Torenwissen; alle in Verstandeshelle wohnende Sicherheit nachtwandlerisches Müssen: wer mochte solches Wunder glauben! Man bestaunte lieber das „fabelhafte Können”, fand in den Symphonien Vieles geschmacklos (vom „Ungeschmack des Genies” spricht Heinrich Mann) und das Meiste, seines äußern Aufputzes entkleidet, furchtbar banal.

Es ist, in der Musik, nur ein Schritt vom Volkstümlich-Naiven zum Banalen: der Schritt vom Echten zum Unechten; und wo der Glaube an die Echtheit fehlt . . . Mahlers „Banalitäten” (ein Wort aus der Aesthetensprache von gestern) sind sprichwörtlich geworden. Da ist ein Jugendwerk: ‚Lieder eines fahrenden Gesellen'. Ein Werk von unzweifelhafter Ursprünglichkeit, geboren aus innig-versonnener, weltferner Musikanteneinsamkeit; sonnig-heitere, rührend-wehmütige Lieder. Die Gedichte sind gewiß aus ‚Des Knaben Wunderhorn'; oder könnten wenigstens daraus sein — nein, könnten nicht; denn Mahler hat damals ‚Des Knaben Wunderhorn’ noch nicht gekannt; und mußte darum sein eigner Dichter sein. In den Gesellenliedern — betrachtet doch, zum Vergleich, die Anfänge von Hugo Wolf oder gar Richard Straußens erstes Liedwerk — ist der spätere Mahler der Wunderhorn-Lieder enthalten; in den Wunderhorn-Liedern der ganze Mahler: von ihnen führt der Weg, sie sind der Schlüssel zu seinem Lebenswerk, zu den Symphonien. Mahlers Kunst ist Volkskunst.

Volkskunst — das ist, Völkisch-Gesinnte, nicht euer Ressort. Und, kein Zweifel: es war nicht das National-Deutsche (hüten wir uns dennoch, es das „Deutsch-Nationale” zu nennen), was immer wieder Mahler an die Quelle deutscher Volksdichtkunst

lockte. Volkskunst, Volksdichtung; wer ist da mit „Volk” gemeint? Wer sind, wo sind Die, aus denen, zu denen heute deutsche Volkslieder singen? Man sagt: „Das deutsche Volk” — und meint: Alle Deutschen, im Gegensatz zu Franzosen oder Türken. Man sagt „Volk” — und meint: Die von unten. (Sagt eurer Köchin, sie sei Volk, und Ihr werdet was zu hören bekommen.) Nein, die Kunst, die zum Volk spricht, fragt nicht nach sozialer Statistik. Aber „Volkskunst” — Partei-Redegewandtheit wird es nicht wegdisputieren — kann heute nur Kunst für Die sein, die heute „Proletarier” heißen. Die werden sich, glaubet mir, an Mahlers Banalitäten nicht stoßen; es sind ja gewöhnliche Leute. Freilich: neuzeitliche Operettengemeinheiten, das Futter der Schieberbourgeoisie, dürft Ihr Denen nicht vorsetzen. . . Singt ihnen aber alle diese Gesellen- und Soldatenlieder, all diese kecken, verwegenen, lustigen, traurigen, wundersam verträumten, beglückenden Lieder von Menschen, Tieren und Blumen, laßt diese Weisen, vielleicht, werden, was zu werden ihnen bestimmt ist: Volkslieder. Und laßt sie kommen, die gewöhnlichen Leute (nicht, wie die Nürnberger taten, nur ein Mal im Jahr, am Sankt-Johannis-Fest), spielt ihnen, Menschen, deren Empfänglichkeit nicht verbraucht, deren Urteil nicht verbildet ist, spielt ihnen, den Menschen von heute, Mahlers Symphonien: die Zweite, die Dritte, die Sechste, die Achte; dann, später, die andern. Alle laßt dabei sein, die Ohren haben, zu hören und einen Weg, der vom Ohr zum Herzen führt. Laßt vor Denen, die in die Zukunft schauen, aus Tönen diese Welt von Not und Kampf erstehen; laßt vor ihnen diese Stürme sich entladen, die eines übermenschlich Starken Brust zerreißen wollten; laßt diese (von Zunftbürgern verlachten) stampfenden, dröhnenden, Alles zermalmenden Marschrhythmen erklingen (es waren — beachtet das, Psychoanalytiker! — bei Mahler, im Erinnerungsbild seiner frühen Kindheit, Soldaten der böhmischen Landstraße): und es wird für Die, durch Die, die es hören, der eiserne Schritt der neuen Zeit sein. Spielt Denen, die kommen, das Hohelied vom Ewig-Weiblichen. Nicht vom Ewig-Sexuellen, das, von ‚Salome’ bis zur ‚Lustigen Witwe’, in aller von gestern her gangbaren Musik uns hinabzieht; sondern vom Ewig-Menschlichen, Ewig-Göttlichen, Ewig-Zukünftigen.

Ihr wollt, junge Expressionisten, Ebenbild, Ausdruck dieser Zeit sein: die sich selbst noch nicht gefunden hat, die in Krämpfen geboren wird? Hier ist Einer, der ein Leben lang von Krämpfen geschüttelt, ein Leben lang gerungen, Gott gesucht, sich nicht gefunden hat. Einer, der Gott gesucht: doch nicht, heutige Gottsucher, wie Ihr, blind tappend und tastend. Einer, der Gott gefunden hat: denn Gott findet, in der Kunst, wer Macht hat, ihn zu preisen. Einer, der in seinen Werken Gott gepriesen hat, wie Bach, wie Beethoven: den Gott der Christen, den Gott der Freude, den Gott der Liebe. In Mahler war ein Strom von Liebe, war Kraft, zu leiden und zu jubeln.

# Dantons Tod von Alfred Polgar

Die Revolution ist nicht eigentlich „Thema" der Szenenfolge, die der dreiundzwanzigjährige Georg Büchner, zwei Jahre vor seinem Tod, sozusagen erumpiert hat. Er nimmt auch keine Stellung zu ihr. Er verneint und bejaht sie nicht. Er sieht sie als gewaltige Blase im Schaum des Geschehens, tauglich, Erhabenheit und Erbärmlichkeit der Menschendinge, Macht und Ohnmacht des Menschengeistes in besonders kühner Vergrößerung und Verzerrung widerzuspiegeln. Held des Dramas ist nicht Danton und nicht das Volk und nicht die Idee (der Freiheit). Held des Dramas ist: der entfesselte Mensch. Unterm Höchstdruck der politischen Atmosphäre wird der essentielle Tropfen Bestialität, der ihm im Blute kreist, hervorgepreßt, aber auch die höchste Spannung erwirkt, deren seine Seele fähig. Höchst schauderbar und höchst liebenswert steht er da unter den spöttischen Sternen. Das ewig Wollende zieht ihn hinan, das ewig Hoffnungslose sperrt den ziellosen Weg. Daß er nicht begreifen kann, ist Gipfelhöhe seines Begreifens. Daß sein Sinnen sinnlos, Sinn seines Erlebens und Ersterbens. Darum triumphieren die „fixen Ideen" gegen die wandelbaren, das Starre gegen das Fließende, die Diener des Augenblicks gegen die Höflinge der Ewigkeit.

*

Die Figuren des Dramas sind überlebensgroß. Aufgereckt zu ihrem intensivsten Sein. Ihre Wildheit und Tücke, ihr gelassenes Töten und Sterben, ihre Ruhe und ihr Sprung haben was Raubtier-Prächtiges. Ihr Gehirn ist Pranke, ihr Wort Zahn, der ins Fleisch schlägt. Es geht ein Spiel der Kräfte und Listen; aber die tiefe, vom Dichter quälend erfühlte Melancholie dieses Spiels ist, daß es um die Freiheit geht — im Käfig. Die Käfigstäbe, das ist: die Enge alles Wissens und Wollens, die unerschütterliche Tyrannei der Torheit im Menschenpferch, die Ohnmacht der Liebe, die Blindheit, die das Aug befällt, wenn es sich gottwärts wendet. Diese Käfigstäbe, zwischen denen der Kampf um die Freiheit tobt, prägen ihm (wie allen Menschendingen) das Gitter-Zeichen auf, das Mal, das uns bis an der Zeiten Ende einem sinnlos fügenden Schicksal versklavt. Danton brennt dieses Zeichen auf der Seele. Es macht ihn kraftlos und todbereit.

*

Büchners Stück gibt: Dantons Erledigung. Jeder dramatische Konflikt fehlt. Kein Kampf, kaum etliche (rhetorische) Auseinandersetzung. Dieser Danton ist von schwermütig-zynischer Gleichgültigkeit: das Rad läuft ohne Reibung. Er meditiert und formuliert und resigniert. Er ist müde, und seinem Herzen, angenagt vom taedium vitae, verströmt der Lebenswille ins Nichts. Seiner Abkehr von Blut und Terror fehlt moralische Größe; die Fähigkeit, zweckzumorden, hört einfach auf, sie fällt ihm aus der Seele wie ein Gegenstand aus geöffneter, des Haltens müder Hand. Seine Reue über September und Revolutionstribunal wird zu kalt serviert, um das Herz zu wärmen. Die

Diagnose: Erleuchtung und Erhöhung kann kaum gestellt werden. Eher die Diagnose: nervöser Zusammenbruch.

*

Es ist überhaupt keine Figur in ‚Dantons Tod', deren Schicksal an etwas Tieferes im Hörer rührte als an sein Interesse. Der schwärmerische Desmoulins hätte das Zeug dazu. Doch unter der edlen Glasur seines Wesens steckt zu wenig menschliche Substanz, als daß man ihn recht zu spüren bekäme. Die Frauen haben Schillersches Format. Sie tragen ein schönes Herz in schönen Händen, aber sie huschen ganz schattenhaft hin, nur ein eiliger Hauch ihrer Wärme streift vorüber. Wie Danton und die Seinen zum Tode stehen, das hat Heroenmaß. Der Hörer ist erschüttert — und lechzt nach Verwirrung des deklamatorischen Faltenwurfs, nach einem Stück nackter Seele, das die Toga freigäbe. Sind die Verächter des Todes nicht abgeblitzte Liebhaber des Lebens? Oh edler Prinz von Homburg! Und das Volk? Es soll, wie kritische Klischeeisten das von jedem Revolutionsstück behaupten, der eigentliche Held sein. Wahrlich, dazu hat es Büchner nicht gemacht. Es wälzt sich um die großen Individuen des Spiels als eine amorphe, dumme, grausame Masse, die den Gestürzten höhnt, dem, der das letzte Wort hat, Zustimmung brüllt und nicht am selben Tage, nein, mit demselben Atem noch, mit dem es „Hosiannah!" kreischte, sein „Crucifige!" beschwingt.

*

Durch dieses Werk springt eine Flamme, die Gesichter und Gesichte, auf die ihr Schein fällt, mit Glut übergießt und alle Erscheinungen gespenstische Schatten werfen macht. Es ist die Inbrunst des geistigen Fassen- und sprachlichen Gestalten-Wollens, die dem Werk, das undramatisch, skizzenhaft und zerrissen, Magie der Bedeutsamkeit gibt. Szenen wie die der Lucille Desmoulins vor dem Conciergerie-Fenster, zwischen dessen Gitterstäben der bleiche, stumme, todgeweihte Kopf Camilles, oder wie die Schlußszene — die einsame Guillotine, die Feierabend gemacht hat, und die beiden um sie beschäftigten singenden Knechte — sind dichterische Visionen, die zum Stärksten der dramatischen Literatur aller Zeiten gehören. In der Sprache von ‚Dantons Tod' klingt die Stimme einer kreißenden, mit Unheil und Erhabenheit schwangern Zeit. Neben dem finstern Pathos, dem heroischen Witz, der Ekstase des Wollens und Verzichtens, die in dieser Sprache laut werden, tönt der konstruierte Ueberschwang heutiger Stürmer und Dränger wie eitel Blech. Man sagt mit Recht: Shakespeare, wenn man Büchners Diktion werten will, so kühn und reich strömt der Gedanke, und so bis an den Rand füllt er die Worte-Form, in die er, sie schaffend, sich ergießt. Nur die „Objektivität", das über den Dingen Schwebende, der umspannende Schöpferblick, der Gleichmut der Distanz fehlt natürlich dem Jünglingswerk. Es ist „bald Frost, bald Hitze", vom Fieber der Genialität geschüttelt.

Des Dichters haßerfüllte Verliebtheit in die dramatische Materie zwingt sie gewissermaßen in erstickende Umarmung.

Die Bühne hat Mühe, den fliegenden Puls dieses Dramas nachzutönen. Das Atemlose, Abrupte der Szenen fordert ein Tempo des Spielablaufs, das längere Einschnitte durch Verwandlungspausen nicht verträgt. Im wiener Deutschen Volkstheater hat Regisseur Bernau, von dem Schöpfer der stilvollen Bühnenbilder, Professor Strnad, unterstützt, das Möglichste getan, um Zeit und Dekoration zu sparen. Dennoch ringelte sich der dreiundzwanziggliedrige Riesenwurm dieser Aufführung gemächliche vierthalb Stunden lang über die Bühne. Dramaturgische Arbeit hätte da Manches ersparen können. (Ihr kürzender Eifer erstreckte sich leider beflissentlich nur auf die erotische Terminologie der Dantonisten.) Es wurden Szenen gespielt, die, von Büchner selbst nur skizziert, durchaus hätten wegfallen können, und andre, auf die man auch lieber hätte verzichten als sie durch unzulängliche Darsteller der Lächerlichkeit preisgeben sollen. Für entfesselten Demos, für agierende Masse hat Bemau, so hartnäckig er sucht und versucht, noch keinen Stil gefunden. Mit Händewerfen und Geschrei und Hin- und Her-Rennen im begrenzten Bühnenraum geht es nicht mehr. Diese Statisten-Haufen, die den Platz, den sie nicht haben, durch Drehen um die eigne Achse, durch Zurücklegen von Kilometern auf demselben Fleck vortäuschen wollen, wirken nur komisch. Die Szene: Danton vor dem Tribunal erstickte förmlich in der Enge und Gedrängtheit des szenischen Aufbaues. Es wäre besser gewesen, Danton und seinen (auf schmalem Bänkchen zusammengequetschten) Genossen weitern Luftraum zu geben und das Volk von Paris an die Bühnengrenzen zu weisen, der Phantasie des Zuschauers es überlassend, die Masse jenseits Kulissen und Hintergrund hinzu zu imaginieren.

Danton war Herr Bonn. Das epikuräisch Träge und Je-m'en-foutistische des spätern Danton traf er. Der glühende Kern hinter verfetteter Rinde blieb unmerklich. Bonn machte aus dem Revolutionär, der den Geist der Revolution nicht mehr mit dem Materiellen der Revolution in Einklang bringen kann, einen wurschtigen ausgedienten Komödianten, der auf seinen Lorbeeren ruhen will, wenns nicht anders geht, von ihm aus, selbst im Grabe. Dem Desmoulins gab Herr Onno Reinheit und Inbrunst seiner schwärmerischen Schauspielerei. Herrn Klitsch' s Robespierre war gewiß interessant und entfernte sich erfreulich weit von der schönen Linie, auf der sich dieser Schauspieler sonst, „sichtlich elastisch”, bewegt. Aber er war doch recht sehr: gemacht; wenn auch äußerst konsequent gemacht. Mehr ein gespenstischer Aktuarius deutschromantischer Herkunft als der Mann mit dem politisch hypertrophierten eiskalten und eisscharfen Gehirn. Mehr Kauz als Wille. Die Grisette Marion gab dem allerlieblichsten Fräulein Wessely Gelegenheit, sich so zu zeigen. Wer ihr geraten hat, aus der Erzählung ihres Jugendlebens eine wilddramatische Arie zu machen, war ihr kein guter Berater. Dantons heroisches Weib: Frau Wagner. Des Desmoulins sanfte Lucille: Frau Steinsieck. Ihre zwei Szenen waren die eindrucksvollsten des Abends. Sehr schön und weich hob sich da vom Rot des Dramas zarte Farbe der Empfindsamkeit.

# Max Reinhardt

Im Verlag Erich Reiß zu Berlin erscheint nächstens: ‚Max Reinhardt' von Siegfried Jacobsohn. Hier ist das Vorwort.

Den Theaterkünstler Max Reinhardt mögen sich wahrheitsfreudige Historiker von allen Seiten betrachten, um ihn der Nachwelt zu bewahren; irgendwann später einmal oder schon heute, wo die Leistung eines heiß und siegreich erfüllten Daseins rund und farbig vor den Augen der Mitwelt liegt. Nicht schwer, die Mängel dieses einzig gearteten Regisseurs zu sehen und auszusagen; den Schaden, den er gestiftet hat, gegen den hohen Nutzen abzuwägen; ihm die Stellung anzuweisen, die er, Enkel Georgs von Meiningen und Sohn Otto Brahms, als Zeitgenosse Wilhelms des Zweiten gehabt hat und haben mußte. Solch ein Werk wird eines Tages geschaffen werden und, wenns aus den richtigen Händen kommt, Geltung und Dauer erlangen. Meines hat eine andre Absicht. Mir scheint, daß genau so berechtigt wie ein angestrengt „ähnliches" Porträt des fehlbaren Erdenbewohners mit seinen Krähenfüßen, Leberflecken und Sommersprossen — die jeweils mein ‚Jahr der Bühne' mitmalt — ein liebevoll weitherziges Bild seiner göttlichen Seele ist, eine Rettung seines unsterblichen Teils, eine Darstellung der platonischen Idee, die immer in ihm gelebt und sich doch wohl ab und zu vollkommen rein, groß und schön verwirklicht hat. Ab und zu? Bei Max Reinhardt in zwanzig Jahren ungefähr dreißig Mal. Ein Ertrag, der ohne Beispiel ist in der Theatergeschichte. Diese dreißig Abende habe ich festgehalten. Sie sind . . . Neulich beschwerte sich bei mir mein Freund Alfred Polgar, in dem sich aesthetische Ungenügsamkeit und menschliche Weisheit die Wage halten: wie grausam wir gegenwartswütigen, neuerungssüchtigen, ungeduldigen Berliner mit dem leuchtenden Repräsentanten der jüngsten Vergangenheit, eben diesem Max Reinhardt, umgingen. Es sei hart und entmutigend für jeden geistigen Arbeiter, wenn solcher Mann sich in Jahrzehnten nicht ein Kapital an öffentlicher Schätzung gesammelt habe, von dessen Zinsen er auskömmlich existieren könne, auskömmlich, dies solle heißen: ohne daß sein wärmebedürftiges, lobgewöhntes Gemüt zu darben, zu frieren, bitter zu werden brauche. Es lasse sich der neuen Generation Reverenz und trotzdem jederzeit ihren Vätern Gerechtigkeit erweisen. Mein Polgar, in seiner zarten Noblesse, vergißt, daß Kritiken der bewegten Stunde entspringen, daß sie auf frisch empfangene Eindrücke die spontane Antwort geben, und daß untrügliche Gerechtigkeit sub specie aeterni eine Sache Gottes, nicht seiner irrenden Kinder ist. Umso gewisser haben diese die Pflicht, von Zeit zu Zeit Distanz zu gewinnen, sich und die Objekte ihrer analytischen Tätigkeit zu überprüfen, einer ragenden Erscheinung zu den Zinsen ihres Kapitals zu verhelfen, und besonders dann, wenn es sich allen Anzeichen nach nicht vermehren wird. Diese dreißig Kapitel sind die Zinsen eines krösushaften künstlerischen Vermögens. Dessen freudigster Nutznießer bringt sie Max Reinhardt in tiefer Dankbarkeit dar.

# Rundschau

## Tagore und Hakenkreuz

Die sehr tapfere Berliner Volkszeitung berichtet folgende wahre Geschichte:

„Als die Europa-Reise Rabindranath Tagores bekannt wurde, stellte im ‚Asta', dem Allgemeinen Studenten-Ausschuß einer deutschen Universität, eine Freideutsche Gruppe den Antrag, den Dichterphilosophen auch zu ihrer alma mater für einen Vortrag zu bitten. Der Vorsitzende des Studentenparlaments gerät in Verlegenheit, da er von dem Mann mit dem seltsamen Namen in seinem Leben noch nichts gehört hat: er bittet um Aufklärung. Da schallt es aus schmisssverziertem Antlitz im Bierbaßbuffo: ‚Aufklärung unnötig. Wird wohl irgendein jüdischer Rabbiner sein. Farbentragende lehnen Antrag aus völkisch-nationalen Rücksichten ab.' Lebhafte Zustimmung. Trotz aller Einwände der Freideutschen wird unter akademischem Trampeln beschlossen, Herrn Tagore nicht einzuladen, weil sein Besuch, weder dem Ernst der Zeit, noch vor allem, den Belangen der deutschen Würde entspräche."

Was sagt der Herr Kultusminister, der so hohe Pläne einer „Hochschulreform an Haupt und Gliedern" in Wort und Schrift vorträgt, zu dieser wahren Geschichte? Er soll die Namen dieser „Herren" öffentlich bekanntgeben nebst folgendem Edikt:

„Die Genannten haben mit ihrer Kundgebung gegen den großen Dichter Rabindranath Tagore geistige Roheit und bewußtes Widerstreben gegen die Wahrheit in so beschämendem Maße bewiesen, daß sie nicht mehr würdig erscheinen, einer deutschen Hochschule als Studierende anzugehören. Sie sind daher vom'Tage dieses Erlasses an relegiert."

Wenn nicht ein solches Exempel statuiert wird, dauert es nicht mehr lange, bis der furor antisemiticus jeden Rest von Wissenschaft und Wahrheilsliebe vernichtet hat.

Wenn aber endlich, endlich geschieht, worauf jeder noch anständig fühlende Mensch in Deutschland brennt: daß die unanständigen, verrohten oder krankhaften Elemente von den Universitäten mit Gewalt ausgeschieden werden, selbst auf die Möglich- oder Wahrscheinlichkeit hin, daß ihre Gefolgschaft den Sympathiestreik erklärt: dann ist der Tag gekommen, auf den die neue Hochschule zu ihrer Gesundung bis jetzt vergebens wartet.

Erich Marcus

## Geschichtsunterricht

Wem graut nicht, wenn er an den Geschichtsunterricht seiner Schulzeit zurückdenkt? Ein ellenlanges Zahlengerüst, eine sinnlose Folge von Schlachten und Machtverschiebungen und Herrschernamen! Kann Geschichtsunterricht Leben spendendes Erziehungsmittel sein? Es ist ein Versuch dazu erschienen in einer Folge von Schriften (verlegt vom Bund Neues Vaterland ), die sich ‚Praxis der entschiedenen Schulreformer' nennt, und deren erstes Heft Kaweraus ‚Soziologischer Ausbau des Geschichtsunterrichts' ist. Hier wird Geschichte Wissenschaft, das heißt: gemeinsame Ergründung der Wahrheit, und andrerseits persönliches Leben des Einzelnen, wo Jedem sein Anteil an der Menschheitsentwicklung fühlbar wird. Bis jetzt war Geschichtsunterricht eingestellt auf die Sensationen, kam dem Bedürfnis der Menschen nach Schein und Tamtam entgegen und vermied ängstlich das wahre Gesicht rauher Wirklichkeit. Alles lief auf eine phrasenhafte Heldenverehrung hinaus, die im Grunde behaglicher Genuß eigner Faulheit und Charakterlosigkeit war. Jetzt soll aus Geschichte Soziologie werden, Erfassung der Menschheitsgeschichte wie eines naturwissenschaftlichen Geschehens, Ergründung der Entwicklungsgesetze menschlicher Gesellschaft und Kultur. Bisher folgen die Ereignisse einander ohne Sinn und Verstand, weil wir nur die äußern Erscheinungen ins Auge faßten. Wir müssen, um die geschichtlichen Gesetze zu erkennen, bis zu den eigentlich bedingenden Kräften hinabsteigen.

Dies kann nur durch Geschichts-„Lektüre" geschehen. Es ist

außerordentlich verdienstlich, wie Kawerau einmal den praktischen Versuch macht, mit Hilfe von Jacobsens ‚Frau Marie Grubbe' durch eine spannende Handlung, die mit Kraft und Deutlichkeit aus der Gesellschaftsordnung herausgewachsen ist, unmittelbar in die Grundbedingungen alles geschichtlichen Geschehens einzuführen. Das steht hoch über der gewöhnlichen „Quellenbenutzung", wo den Schülern irgendwelche alten Schriftsteller, womöglich in ganz bestimmter Auswahl, vorgelegt werden, ohne daß man merkt, wie auch diese vermeintliche Objektivität schon subjektiv übertüncht ist. Höchst fruchtbar ist bei Kawerau der Gedanke, bestimmte geschichtliche Romane herbeizuziehen; nur hätte er noch viel schärfer den Roman einer bestimmten Zeit anstelle des bewußt historisch sein wollenden Romans einsetzen sollen.

Solche Querschnitte der menschlichen Entwicklungshöhe aus einer Reihe von Jahrhunderten geben dann unmittelbar die Richtung der Kulturentwicklung. Alle andern „geschichtlichen" Ereignisse werden bloßes Mittel dazu. Der Alltag und die Arbeit werden heilig gesprochen: unser Alltag, unsre Arbeit. Dann wird verhältnismäßig gleichgiltig, was geschieht, und ungeheuer wichtig, wie es geschieht. Dann kommen wir den wahren Sinn der Geschichte näher, weil wir die Fülle der Faktoren überschauen, die Umwelt, die Gesellschaft. Dann brauchen wir keine dogmatische Methode und keine vorausbestimmende Wertung. Dann wird der Geschichtsunterricht ein Glied in einem geschlossenen Erziehungsplan, der Erziehung zum Gemeinschaftsleben durch Gemeinschaftsleben. Aktives, nicht nur passives Mitschaffen an den maßgebenden Bewegungen der Zeit wird geweckt. Die Götzen werden heruntergeschlagen — aber das persönliche Verantwortungsgefühl wacht endlich auf. Wo hat das schon einmal der Geschichtsunterricht geleistet?

Walter Schönbrunn

## Dankbare Lachquittung

Es lief hierorts ein Telegramm ein: „letzte nummer scala unerhört ansehen müssen gruß conny". Dies fiel mir auf. Es war nicht anzunehmen, daß die Direktion des Variétés ‚Scala' so großzügig sei, eine solche Privatreklame zu treiben. Die Nachforschungen ergaben: Das Telegramm war echt. Also hin.

Es begab sich in diesem berliner Variété das einen ungeheuern Saal zur Verfügung hat, Folgendes:

Musikpièce. Ein Mimiker, der in einer Vorrede bat, seine gemimten Personalitäten nicht politisch zu werten, dafür aber seinerseits patriotische Kitschpolitik schlimmster Sorte betrieb. Kunstpfeifer aus einer Vereinskaffeepause. Ein dicker Mann auf einem schönen Pferd. Ein Mann mit vier mäßigen Stimmen. Eine gute alte Frau, die sich oftmals in vielerlei Kostüme steckte und lustig zu sein vorgab, juhu! Ein Humorist, daß Gott erbarm — er erbarmte sich aber nicht. Ernst Matray, der entzückend tanzt und fast so gute Einfälle hat wie Erik Charell. Und dann, nachdem ich das alles absolviert hatte:

Läpp und Habel.

Das Telegramm hatte recht. So haben wir lange nicht gelacht.

Der Vorhang geht auf, und es erscheinen zwei Männer. Zunächst einmal existiert gar kein Publikum für die beiden. Der kleine, brabbelnde Affe im Frack läuft neben dem großen Markigen einher, sieht, was dessen große Uhr im Knopfloch geschlagen hat, und redet, unaufhörlich flüsternd, auf den Großen ein. Es sieht aus, als ob da ein Geschäft auf „Alte Kleider" entriert würde. Das ging sehr lange so — und war in den Einzelheiten, in der gänzlichen Unbekümmertheit der Beiden, so maßlos komisch, daß ein paar Leute lachten, als hätte ihnen Jemand Roda Roda vorgelesen. Es begaben sich nunmehr ein paar sehr unziemliche Sachen mit ei-

nem in die Hosen gesteckten Spazierstock — dann aber schritten die Herren an die Arbeit.

Wenn Ihr sie jemals sehen könnt: macht ja hin. Sie zaubern und desillusionieren (das haben ja Andre auch schon gemacht): aber was sie da am Schluß — in unglaublicher Ringkämpfer-Uniform — produzieren, das ist himmlisch. Die Sache ist nämlich die, daß der liebe Gott den kleinen Herrn unsichtbar an den Beinen in den Schnürboden gehängt hat, von wo aus man ihn bequem dirigieren kann. (Das ist aber ganz unter uns und durchaus ein Fabrikationsgeheimnis.) Vor der breitern Oeffentlichkeit wird munter geturnt, als sei dieses nicht wahr, das mit dem Schnürboden. Der starke Ringer mit der ausgepolsterten Figur und dem irrsinnigen Vollbart stemmte den kleinen Mann hoch — auf einer Hand — ganz hoch — da — potz! —: lärmt es hinter den Kulissen. Was ist das? Entgeistert gucken die Herren Athleten hinter die Kulissen — inzwischen bleibt Arm auf Arm stehen — von Kraftleistung ist hier gar nicht die Rede — man muß doch erst einmal sehen, was da los ist . .! Neben mir sagte Einer, der sicherlich das Wahlrecht für den Reichstag hatte: „Eine ganz ausgezeichnete Arbeit!” Mir liefen die Tränen herunter. Ganz am Ende balancierte der kleine Mann den großen, mit dem Kopf nach unten, Zeigefinger auf Zeigefinger — und als der Untermann den Obermann so eine Weile herumdrehte, da wurde der Mann neben mir merkwürdig still. Es mochte ihm eigendiemlich vorkommen . . .

Anfang und Schluß dieser Nummer gehören zum Komischsten, was je in einem deutschen Variété zu sehen war.
Gott gebe uns mehr solcher Clowns!

Peter Panter

## Ueberschrift: Der Sozialhygieniker

„Für die Geburtenregelung stellt Professor Grotjahn in seinem Buch: ‚Geburtenrückgang und Geburtenregelung’ folgende Grundsätze auf:

Jedes Elternpaar hat die Pflicht, eine Mindestzahl von drei Kindern über das fünfte Lebensjahr hinaus hochzubringen. Diese Mindestzahl ist auch dann anzustreben, wenn die Beschaffenheit der Eltern eine Minderwertigkeit der Nachkommen erwarten läßt. Jedes Elternpaar, das sich durch besondere Rüstigkeit auszeichnet, hat das Recht, die Mindestzahl um das Doppelte zu überschreiten und für jedes überschreitende Kind eine Gegenleistung zu empfangen, die von allen Ledigen oder Ehepaaren, die hinter der Mindestzahl zurückbleiben, beizusteuern ist.”

## Aus dem Buche Kaspar

Als sie mit Fingern auf mich zeigten, bemerkte ich, daß sie reichlich Schmutz unter den Nägeln hatten.

Wenn Viele die Hände über den Kopf zusammenschlagen, ist der so entstandene Applaus auch eine Verbeugung wert.

Ich erfuhr allerlei Gerüchte über mich. Es wird schon etwas Wahres daran sein, dachte ich.

Daß zwischen mir und Jenen ein Gitter aufgerichtet ist, sei zunächst als Annehmlichkeit vermerkt. Auf welcher Seite sich der Käfigraum befindet, ist eine zweite Sache.

„Ach freilich, Sie! Sie können sichs erlauben”, sagen die Tröpfe. Ich aber sage, daß ich mir um keinen Deut mehr „erlauben kann” als ich mir erlauben kann.

Ueber Alles geht mir das Glück, meine Kräfte zu fühlen; und so lasse ich mich immer wieder in Spiele ein, bei denen der Stärkere verlieren muß.

Alfred Grünewald

# Antworten

**Alfred Korn in Prag.** Da ich weder vor 1918 Deutsch-Böhmen und seine Hauptstadt Prag noch nach 1918 die Tschecho-Slowakei und ihre Hauptstadt Praha kennen zu lernen das Vergnügen gehabt habe, so muß ich mich darauf beschränken, die Stimmen für und wider kommentarlos zu registrieren. In Nummer 17 hat Vindex seine Reise-Eindrücke wiedergegeben, in Nummer 19 hat Camill Hoffmann sie kritisiert. Jetzt kommt von Ihnen der folgende Brief: „Ihr Vindex hat Ihnen Einiges über Prag geschrieben, wovon der objektive Einheimische bezeugen kann, daß es von jedem nationalen Vorurteil gegen die Tschechen frei war. Was ihm an national-politischen Eigentümlichkeiten aufgefallen ist, sind Dinge, die wir längst nicht mehr spüren, und wenn es sonst nichts zu beklagen gäbe als das äußerliche Ausmerzen der deutschen Sprache und gelegentliche Prügel in der Hauptstadt eines Staates, dessen Bevölkerung zu einem Drittel deutsch ist, dann würde sich der allergrößte Teil von uns zufrieden gegeben haben. Aber erfahren Sie, daß die unbestrittene Herrschaft in der Tschecho-Slowakei Leuten gehört, die das getreue, ins Tschechische übersetzte Ebenbild jener Sorte trauriger Helden sind, denen Ihr unaufhörlicher Kampf in Deutschland gilt; ja, es läßt sich nach den aus der ‚Weltbühne' geschöpften Kenntnissen annehmen, daß Ihre Hakenkreuzritter und Edeldeutsche noch einiges an kleinlicher und boshafter Gehässigkeit von ihren tschechischen Kommilitonen lernen könnten. Und die wenigen unter den Tschechen, die anders denken, sind feig genug, dem bodenlos dummen Selbstmord eines Staates schweigend zuzusehen. Danach werden Sie verstehen, daß diejenigen Deutschen, die guten Willen, Sinn und Verständnis für die neuen Verhältnisse hatten (es gab und gibt auch andre, borniertere, selbstverständlich), allmählich resigniert geworden sind. Sie haben Preußen nie gemocht — können sie sein tschechisches Spiegelbild billigen? Diese rhetorische Frage muß gestellt werden, nachdem Sie Herrn Camill Hoffmann ermuntert haben, die Wahrheit über die Tschecho-Slowakei zu sagen. Gegen Vindex, dem Hoffmann Unrichtigkeit aufmutzt. Nun, ich kenne Vindex nicht, dafür kenne ich aber Camill Hoffmann und weiß, daß er Presse-Attaché der tschecho-slowakischen Gesandtschaft in Berlin ist. Und bin überzeugt, daß seine Wahrheit über den tschecho-slowakischen Staat nur mit Belehrung der Leser der ‚Weltbühne' über diese seine amtliche Eigenschaft wird erscheinen können." Wonach wieder Vindex und Camill Hoffmann und andre unterrichtete Deutsche und Tschechen das Wort haben; wenn sie es nehmen wollen.





Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jaoobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.

XVII. Jahrgang 16. Juni 1921 Nummer 24

## Von Deutschland bis Japan von Olav Olsen

Die Frühlingsstürme der Weltpolitik sind vorüber. Einige dürre Aeste an den Regierungsbäumen sind gebrochen. Die Luft ist von manchen vergiftenden Gasen gereinigt; aber tiefgreifende, bis unter das Erdreich gehende Zerstörungen, Entwurzelungen politischer Ideen und Einstellungen haben auch in diesem Jahre die Frühlingsstürme nicht gebracht. Die Weltpolitik konsolidiert sich zur Sommerruhe, ohne ihr Gesicht vorher noch einmal neuen großen Zielen zugewandt zu haben. Fast scheint es, als ob erst langsame Beruhigung die Möglichkeit zu weltpolitischer Neuorientierung bieten werde, wenngleich noch zweifelhaft ist, wieweit diese Tendenz einer Neugruppierung im Kontinental-Europa, im gesamten Europa und schließlich auf allen fünf großen Kontinenten während der Sommermonate sich zur Klarheit durchringen wird.

*

Das vom deutschen Standpunkt räumlich fernste Problem und deshalb auch dem deutschen Verständnis am meisten fremde war immer das sibirische. Manche glauben, es gäbe in Sibirien ein japanisch-amerikanisches Problem. Sie glauben es, weil sie nicht wissen, daß Herr Van der Lip nicht Amerika ist, daß er ein Schauspieler, ein Phantast ist und bleibt, den nur sehr Wenige in Amerika ernst nehmen. Amerikas Interesse an Sibirien ist zur Zeit sehr gering, jedenfalls viel geringer, als die auf die Weltkonflikte lüsterne deutsche Politik es darzustellen beliebt. Die amerikanische Volkswirtschaft richtet ihr Hauptinteresse auf die Eroberung der südamelikanischen Märkte. Der Gedanke der Vereinigten Staaten von Nord- und Südamerika ist zu imposant, als daß er nicht amerikanische Großzügigkeit reizen müßte. Die wirtschaftlichen Notwendigkeiten der Verbindung beider Kontinente sind zu zwingend, als daß die nordamerikanische Wirtschaft sich ihnen entziehen könnte. Diese und die kommende Generation werden das sibirische Problem als ein Konfliktsmoment zwischen Japan und Amerika sicherlich noch nicht auftauchen sehen, auch nicht, wenn die amerikanische Sensationspresse, für die die dunkelsten Gebiete die ergiebigsten sind, noch so oft von den Fabelziffern der amerikanischen Lieferungen nach Rußland der Welt etwas vorfaselt.

*

Für Japan gibt es in der Tat zur Zeit ein sibirisches Problem. Dieses ist aber auch nicht wirtschaftlicher, sondern eigentlich nur militärischer Natur. Die japanische Politik tritt in die Periode, in der sie sich entscheiden muß, ob sie — entsprechend ihren, den englischen kongruenten Verhältnissen — den Methoden der englischen Politik folgen will und sich auf die Tendenz des ostasiatischen Gleichgewichts einstellen soll.

Es gibt da drei Möglichkeiten: die Verständigung mit China auf Kosten Sibiriens und somit Rußlands; oder die Verständigung mit Rußland über die gemeinsame Auswertung Sibiriens auf Kosten der chinesischen Interessen; oder die Selbständigmachung Sibiriens als Gegengewicht gegen Rußland und China, also die Ausbalancierung der politischen Interessen in Ostasien. Die dritte Möglichkeit wird schon deshalb zur Zeit in Japan am meisten begehrt, weil sie scheinbar der japanischen Politik auf lange Zeit hin freie Hand läßt. Sie birgt allerdings eine Schwierigkeit; sie bringt mit sich für die nächste Zeit die weitere Anwesenheit japanischer Truppenkontingente in Sibirien. Dies ist aber ein innenpolitisches Moment voll großer Gefahren. Das völlige Fehlen einer sozialistischen Bewegung in Japan bedeutet eine viel größere Gefährdung der japanischen innern Politik durch den Bolschewismus, als es in den europäischen Ländern der Fall ist, und die japanische Heeresleitung wechselt schon heute ständig in kurzen Abständen die nach Ostasien gesandten Truppenteile, weil die „bolschewistische Verseuchung" in hohem Maße die Disziplin der Truppe bedroht. Diese mehr äußern Schwierigkeiten stehen im Vordergrunde der Diskussion — ein Zeichen dafür, daß die letzten Probleme einer Kontinentalpolitik nach englischem Muster den japanischen Politikern noch nicht klar geworden sind, obwohl grade die Vorgänge der letzten zwei Wochen sie darüber hätten belehren können, wie schwierig bei einer solchen Politik die Erhaltung der außenpolitischen Bewegungsfreiheit ist.

*

Die englische Politik hat erkannt, daß die jetzige europäische Konstellation für englische Interessen voll ausgewertet ist, sodaß jedes weitere Andauern gleichbedeutend ist mit einer Fesselung der englischen Politik, ohne daß gleichwertige Interessengewinne ein Gegengewicht bildeten. Die Niederzwingung des deutschen wirtschaftlichen Konkurrenten ist zwar nicht völlig gelungen — und dieser Mißerfolg ist eines der wichtigsten Kriterien der englischen Kontinentalpolitik, das man auch in Japan sorgfältig beachten sollte —; die dazu angewandten Mittel aber haben die Tatsache mit sich gebracht, daß durch die Entwicklung Frankreichs vom Rentner- zum Industriestaat England sich selbst einen neuen Konkurrenten großgezogen hat, der schon heute beginnt, es an seinen eignen inländischen Märkten zu bedrohen. Die billigen französischen Eisenindustrieprodukte, die auf den englischen Märkten der englischen Eisenindustrie Konkurrenz machen, sind die letzten Ursachen für Lloyd Georges Oberschlesien-Rede, für die nachdrückliche Betonung der Uebereinstimmung englischer und amerikanischer Interessen. Englands Kriegsbilanz ist, auf weite Sicht gesehen, sehr viel ungünstiger als selbst die schwärzesten Pessimisten befürchtet haben. Nicht nur, daß die kämpfenden Kolonialtruppen eine für das britische Weltreich höchst bedeutsame Gefährdung durch die Stärkung des Nationalbewußtseins der Kolonialvölker mit sich gebracht haben: die Folge des Weltkriegs ist eine Industrialisierung des gesamten europäischen Kontinents, eine Intensivierung

der Wirtschaft, wie sie die Friedensentwicklung niemals in so rapidem Maße hätte mit sich bringen können. Der Trustgedanke hat längst aufgehört, eine Funktion der nationalen Industrie zu sein. Die internationale Vertrustung der Industrie ist gleichbedeutend mit dem Bankrott der englischen Kontinentalpolitik. Die kommenden Sommermonate schon werden zeigen müssen, wie die englische Politik sich mit diesem neuen Problem abfindet.

*

Für Europa selbst muß diese internationale Vertrustung der Industrie gleichbedeutend sein mit einer langsam fortschreitenden Verwischung der nationalen Grenzen. Die wirtschaftlichen Notwendigkeiten werden das politische Gebilde der kleinen Entente schließlich zu einem Wirtschaftsbunde der Balkanländer auswachsen lassen und, wie die letzten Versuche der Gewinnung des russischen Marktes für den Export der tschecho-slovakischen Eisenindustrie zeigen, diesen Wirtschaftsbund ebenso sehr an den Osten ketten wie mit dem nordwestlichen Europa verbinden. Die geplante Beteiligung der Stinnes-Castiglioni-Gruppe, also der deutsch-italienischen Wirtschaftsinteressenten, an den tschecho-slovakischen Bodenschätzen in Karpatho-Rußland läßt nur allzu deutlich erkennen, daß die europäische Politik unentrinnbar diesen Wirtschaftstendenzen gegenübersteht, und daß ihre eigentliche Aufgabe nur darin bestehen kann, die friedliche, von schweren Erschütterungen freie Entwicklung politisch in der Richtung zu sichern, die die oekonomischen Tatsachen ihr vorschreiben.

*

Wenn der Gedanke des Randstaatenbundes, der in letzter Zeit wieder in den Vordergrund tritt, weil der russische Markt sich zu öffnen beginnt, diesen Ideen gerecht wird, wenn er sich zur Aufgabe setzt, die Verbindungsbrücke zwischen dem aufnahmefähigen russischen Markt und den Lieferanten Mittel- und Westeuropas zu werden, so wird er die politische Entwicklung Europas fordern. Sollte jedoch die polnische Tendenz der Errichtung eines Walles zwischen Ost- und Westeuropa obsiegen, so wird sie nur neue Konflikte für Europa heraufbeschwören, in deren Verlauf mit dem polnischen Staatengebilde auch die übrigen Randstaaten zerrieben werden.

*

Wir haben bereits in Nummer 18 darauf hingewiesen, bis zu welchem Grade das russische Vakuum ein diese Entwicklung förderndes Moment ist. Leider scheint man noch immer die Bedeutung des russischen Marktes völlig falsch einzuschätzen. Die englischen Nachrichten, die von der Enttäuschung der englischen Exporteure inbezug auf die mangelnde Aufnahmefähigkeit des russischen Marktes sprechen, beweisen nur, wie wenig man sich über den Unterschied zwischen privatwirtschaftlichen und volkswirtschaftlichen Interessen klar ist. Rußland ist kein Spekulationsobjekt der Privatindustrie wie etwa die zerstörten französischen und belgischen Gebiete. Es bleibt zunächst ein Objekt der Volkswirtschaft, ein Kolonialgebiet.

# Unser politisches Elend von Franz Mannheimer

Statt daß wir zufrieden sind, ein deutsches Volk zu sein, leisten wir uns in den Verfassungsurkunden, Reden, Aufsätzen und in der Wirklichkeit den Luxus des preußischen, bayrischen, mecklenburgischen, braunschweigischen „Volkes".

Jeder Deutsche weiß, oder sollte wissen, daß die Preußen als (slawischer) Stamm sich längst verloren haben, daß, was sich heute so nennt, weder eine geographische noch eine untervölkische Einheit bildet und nach dem Fortfall der regierenden Dynastie auch keine Einheit mehr im Gefühl der weiland Untertanen. Jeder kann sich klar machen, daß die vielberufene bayrische Volksseele doch eigentlich nur um Isar und Inn zuhause ist — der Rest ist Oberpfalz, Franken, Schwaben und die ganz entlegene Rheinpfalz. Die Mecklenburger mögen sich als Stamm fühlen wie die Pommern und Schlesier, obwohl im übrigen Europa die Zeit der Stämme vorbei ist: ein braunschweigisches oder anhaltisches Volk aber ist schlechterdings ein Unsinn, geographisch, ethnisch, verwaltungstechnisch.

Wann werden wir jene Reform an Haupt und Gliedern vornehmen, die seit Jahrhunderten von den deutschesten der Deutschen gefordert wird? Zweieinhalb kostbare Jahre sind verloren gegangen, das Haupt hat gewechselt — aber daß es neue Gedanken beherbergt, kann Niemand sagen. Die Glieder sind geblieben als die alten, trägen, ungefügen Zufallsglieder, Hugo Preußens schüchterner Versuch einer Neuordnung ist begraben von der Bequemlichkeit, Denkunfähigkeit und nicht zuletzt dem Eigeninteresse der Partikularisten, die ihre Mannen bis tief in den Reihen der Sozialdemokratie stehen haben. Es saß sich ja so bequem in den eben eroberten Ministersesseln, und die Geheimräte landauf landab bescheinigten sich gegenseitig ihre Unersetzlichkeit. Kaum daß sich Thüringen zusammenfand — man sagt, es liege noch immer in den Wehen, und tatsächlich ist mit dem Zusammenschluß der mehr oder weniger zufällig gewordenen Kleinstaaten noch kein organisches Gebild geschaffen. Es fehlt Erfurt, eine viel natürlichere Hauptstadt, als es Weimar ist. Andres schließt sich vielleicht besser andern Gauen an.

In irgendeinem Reichsministerium soll eine Kommission sitzen für die Neugliederung. Wenn es sich nur um Formfragen, Korrektur geschichtlicher Schönheitsfehler handelte: man könnte sie sitzen lassen wie weiland das Reichskammergericht. Aber wir können unser wirtschaftliches Leben nicht neuordnen, solange ein Dutzend Landesministerien Gebieten vorstehen, die nur zum Teil wirtschaftliche Untereinheiten der großen Einheit Deutschland sind. Wir können auch unsre politischenKräfte nicht sammeln, wenn wir nicht ein Ende machen mit dem Dutzend Redekammern. Nicht daß etwa nun die Sachsen aufhören sollten, Sachsen, die Bayern, Bayern zu sein, geschweige daß das ganze Reich mit dem preußisch-berliner Schwarzweiß überstrichen werden sollte: aber die wirtschaftliche und kulturelle Selbstverwaltung der Länder erfordert keineswegs auch eine politische. Man hat das ganze Problem in frühern Zeiten falsch

angeschaut, und diese falsche Einstellung erschwerte auch noch 1918 die einzig vernünftige, äußerlich gewiß radikale, in ihren Folgen aber wohltätige Lösung. Unitarismus und Partikularismus sind beides mechanische Formen der Zusammenfassung: zu fordern ist ein Körper, zusammengehalten durch das politische Haupt, aber mit weitgehender Selbstbeweglichkeit der nach natürlicher, wirtschaftlicher und kultureller Zusammengehörigkeit angeordneten Glieder.

Das ist eine durchaus lösbare Aufgabe, trotz oder grade wegen der eigentümlichen Vielgestaltigkeit deutschen Landes und Lebens. Hätten wir sie seit zwei Jahren in Angriff genommen: wir stünden anders da, anders an innerer Kraft und an oekonomischem wie moralischem Ansehen nach außen. Kein Franzose würde mehr so leicht den Gedanken fassen, die „Völker", die sich 1870 zusammenfanden, wieder durch Gewalt auseinanderzuzerren. Herr Dorten wie Herr Kahr könnten gleichermaßen einpacken. Der Eine, weil das Rheinland erhalten hätte, was es billigerweise beanspruchen kann: die volle Gleichberechtigung als deutsches Land neben andern, nicht als politische Repulik, sondern als wirtschaftlich-kultureller Selbstverwaltungskörper. Der Andre könnte nicht mehr im Ernst Bayern, das wirkliche Bayern, gegen das übrige Deutschland ausspielen und brauchte sich nicht mit der „Republik Franken" drohen zu lassen, weil es nur deutsche Politik gäbe und geben dürfte.

Nun brennt uns das Hemd auf dem Leibe. Sollen wir warten, bis eine fremde Kommission die aus Ersparnis- und vielen andern Gründen notwendige Reform uns diktiert, mit den Normen, die sie beliebt? Wollen wir nicht endlich unser Volkstum zusammenschweißen? Oder muß noch eine Revolution vorangehen, ein nicht auszudenkender Bürgerkrieg?

## Unterwelt von Julius Bab

Im Verlag von S. Fischer ist mit dem Untertitel ‚Drama' ein sehr umfangreiches Buch: ‚Pastor Ephraim Magnus' von Hans Henny Jahnn erschienen. Dieses Werk ist im letzten Jahre von Oskar Loerke, als dem völlig souveränen Vertrauensmann der Kleist-Stiftung, mit dem Kleist-Preis ausgezeichnet worden. Der Respekt vor dem Urteil eines Menschen von so viel Ernst und erwiesener Künstlerschaft wie Loerke müßte die Würdigung des so ausgezeichneten Produktes erzwingen. Dennoch halte ich es weder für nötig noch für möglich, dem vorliegenden Produkt als Probe dramatischer Kunst gegenüberzutreten. Was hier an Dichtung erinnert: ein leidenschaftlich bildernder, schnell vorstoßender Sprachstil, das erhebt sich nicht auffällig über die Tradition des deutschen ‚Sturm und Drang'. Im übrigen aber scheint mir völlig klar, daß wir es hier mit einem — sagen wir vorläufig: philosophischen Schriftsteller, der sich dialogischer Form bedient, nicht mit einem dramatischen Dichter zu tun haben. Keine Gestalt ist individuell angeschaut, jede ist nur da, um eine bestimmte Erkenntnisleidenschaft durch den Dialog zu tragen. Alle Handlungen oder Geschehnisse sind nur grelle

Signale, auf die das Gespräch zubrausen, von denen es wieder abstoßen kann; sie sind ganz ohne gefühlte Realität, obschon oder weil sie sich überkraß gebärden. Diese Dialoge selber aber sind sich genug; sie entwickeln nur ganz langsam einen theoretischen Fortschritt und kreiseln im übrigen nahezu fortschrittlos wieder und wieder um den gleichen Punkt. Als Probe eines dramatischen Talents würde mich das Buch also überhaupt nicht interessieren.

Dennoch muß von diesem Buch einmal die Rede sein. Ein Mal — und dann, wenn irgend möglich, nie wieder. Denn allerdings liegt hier ein Dokument der Menschengeschichte vor, das schwerlich seinesgleichen hat. Es ist ein äußerster Punkt erreicht. Und so bekommt das Buch eine Bedeutung für Jeden, der sich im geistigen Raume orientieren will.

Um es sofort zu sagen: ich halte dies Buch für durchaus wahn-sinnig: „wahnsinnig" freilich in einem Sinne, der Tieferes als eine grobe Ablehnung oder einen medizinischen Befund bedeuten soll. Es ist die Negation alles Sinnes; aber eben deshalb muß man es ein Mal hören. Schopenhauer sagt von der rein subjektiven Philosophie Berkeleys, die die ganze Körperwelt zu bloßen Bewußtseinsphaenomenen auflöst, sie sei schlechterdings wahnsinnig und doch von größter Wichtigkeit in der Geschichte der Philosophie, denn sie stelle einen äußersten Punkt dar, und ohne ihn erreicht zu haben und an ihm umgekehrt zu sein, wäre die Geschichte der Philosophie nicht weitergegangen. Mit dem, was an Jahnns Buch Beachtung heischt, ist es formal genau so und sachlich genau entgegengesetzt. Denn das tragische Problem dieser grauenvollen Diskussion ist die Verselbständigung des Körpers.

Jahnns Buch, das ich mit Grauen und unter Qualen, in einer durch Monate gezogenen Bemühung, nur in kleinsten Absätzen auszulesen vermochte, hat meine Mühe schließlich mit einer sehr großen Erkenntnis belohnt, zu der es mir freilich nur durch den Widerspruch verholfen hat: die ganze vieltausendjährige Kulturarbeit, mit der der bewußte Mensch sich über das Tierreich erhoben und Gesellschaft und Religion, Wissenschaft und Kunst erbaut hat — diese ganze Welt ruht auf einer fundamentalen Hypothese, auf der Annahme: der menschliche Körper ist nichts Absolutes, nichts Endgültiges und nichts Alleiniges. Es gibt etwas außer und über ihm. Ich will nicht etwas so Metaphysisches behaupten wie, daß diese Hypothese „wahr" sei. Aber ich will allerdings behaupten, daß in dem Augenblick, wo wir sie aufgeben und mit dem Materialismus wirklich ernst machen — so ernst wie in der mir bekannten Welt freilich bisher nur Hans Henny Jahnn gemacht hat! — unsre ganze Kulturwelt in einen Haufen greulich grinsender Verwesung auseinanderfällt. Das Buch ‚Pastor Ephraim Magnus' erbringt den Beweis. Dies ist seine geistesgeschichtliche Bedeutung.

Das Phaenomen kommt auf dem (doch wohl nur in Deutschland möglichen) paradoxen Wege zustande, daß dieser radikalste Materialist eine durch und durch metaphysische Natur ist, ein Mensch mit dem Willen zum Absoluten. Man kann als Mate-

rialist ein harmloser Philister sein, und dann hat man den Fall Ludwig Büchner. Man kann ein leidenschaftlich aesthetischer, schönheitsuchender Mensch sein, und dann hat man den Fall Wedekind. Jahnn hat weder die bequeme Ruhe des Einen noch die genießerische Unrast des Andern. Er will das Bleibende, das absolut Gültige, das Ewige — und er vermag doch in keinem Augenblick von dem Körper abzusehen, er muß ihn als etwas völlig Endgültiges empfinden. Wundert es noch wen, daß er wahnsinnig wird?

In diesem angeblichen Drama verkündet im Vorspiel der unter gräßlichsten Flüchen sterbende Vater, es gebe nur zwei Wege: „Die Dinge leben, die gewollt sind" — oder: „Gott gleich werden, alle Qualen auf sich nehmen, ohne je erlöst zu werden". Das heißt: grenzenlose Bejahung, absolute Souveränität des Körpers — oder gewaltsamste Zerstörung, Unterjochung des Leibes. In der ersten Hälfte des Buches versucht der erste Bruder den einen Weg und rennt sich am Widerstand der sozialen Menschen, die (aus Gründen, von deren Güte Jahnn nichts ahnt) nicht auf bedingungslose Körperlichkeit eingestellt sind, den Schädel ein. Da die Steigerungs- und Variations-Möglichkeit der körperlichen Lust sehr begrenzt ist, kommt er auf dem Wege, hier das Absolute zu suchen, sehr schnell zum Ende. Er endet als Lust-Mörder, wobei das Wort hier (und vielleicht immer) sehr unsinnig ist, denn nicht von „Lust", sondern von einer letzten Verzweiflung, von einer wahrhaft wahnsinnig gewordenen Wißbegier der Sinne ist die Rede. Im zweiten Teil geht dann der andre Bruder den entgegengesetzten Weg und verstümmelt, am Ende unerhörter Dialoge mit seiner Schwester, stückweise seinen Körper. Aber das Absolute ist ebensowenig durch Steigerung des körperlichen Schmerzes zu erzielen. Das Ergebnis ist im Grunde genau so negativ wie auf dem andern Wege.

Die Freunde pikanter Lektüre seien gewarnt. Denn einmal tragen sich auch die sexuellen Vorgänge dieses Buches in einer so äußersten hüllenlosen Brutalität zu, daß jeder Reiz des Spiels aufhört, und zweitens ist dieser metaphysische Kopf denn doch viel zu gründlich, um am Geschlechtsleben stehen zu bleiben. Es gibt keine Organe unsres Körpers, die für ihn nicht ein greuliches Problem werden, und in Geburt und Tod starrt er mit dem gleichen dem Körper verhafteten wollüstigen Grauen.

In all diesen Orgien ist ein Gran Wahrheit — genau ein Gran. Kein innerlich mutiger Mensch wird ableugnen, daß ihm schon irgendeinmal die ganze strebende, sprechende, singende Menschenwelt in einen ekelhaften Schutthaufen zerfallen ist, weil er für einen Augenblick sich vorstellen mußte, daß jeder Mensch das Geschäft der Verdauung mit sich herumträgt und von ihm dauernd mitbestimmt wird. Aber er entsinnt sich, daß für die Vollständigkeit seines Weltbildes vielleicht in sehr früher Jugend einen Augenblick lang auch diese Einsicht notwendig war, daß dann aber Alles, was nicht nur unsre Kultur, sondern bereits unsre Zivilisation ausmacht, auf die Ignorierung dieser Tatsachen (außerhalb etwa der hygienischen Spezialsphäre) gebaut ist. Zu

dieser Zurückdrängung ist Jahnn weder fähig noch gewillt. Er proklamiert: „Alle Dinge sind gleich wichtig, alle Gefühle gleich nahe”, und damit stürzt freilich die Menschenwelt, die ein Gebäude von Auswahlen ist, zusammen. Die Welt wird allerdings, wie er sie dauernd empfindet, ein Chaos. Das Gefühl seines Magens und der dazugehörigen Organe verläßt ihn nie. Und da denn der Körper für ihn etwas Absolutes ist, so wird für ihn das letzte, furchtbare, das eigentliche Problem die Tatsache der leiblichen Verwesung. (Der Pastor Ephraim will mit seinen gräßlichen Selbstmartern erzwingen, daß die Leiche des Bruders nicht verwest!) In dieser Welt der Kastrierten, Verstümmelten, Geblendeten und Gekreuzigten taucht als „das” metaphysische Problem auf: Konnte der Leichnam Christi am Kreuze verwesen?

In welche Hölle negerhaften Aberglaubens ist das Christentum da geraten! Freilich ist ihm dieser Weg nicht völlig fremd. Immer hat es in ihm eine Strömung gegeben, die eine Negativ-Religion war, gebaut auf Wut und Haß gegen den Körper, von dem man nicht los kann; das ist das blutrünstige Christentum der Inquisitionsfoltern und Hexenprozesse, der Apokalypse und 'der Teufelsbannerei, ein Gottesdienst, der jederzeit so wie bei Jahnn im Begriff ist, in den Satanskult der schwarzen Messe umzuschlagen. Hoch über diese Niederungen hinaus aber führt der Weg jener Positiv-Religion, die, gütig gegen Alles, was im Leibe lebt, es einem höhern Sinne zulenkt, der lichte und milde Weg, der vom Evangelisten Johannes zu Franciscus, dem milden Freund der Tiere und Blumen, zu dem frommen Novalis und zu Emanuel Quint führt. Dieses Weges bleibt Jahnn auf ewig unteilhaft, weil er das Zauberwort nicht faßt, das hier am Eingang steht: „Gott ist ein Geist”. Er ist so wenig wie im lichtern Sinne des Wortes eine religiöse, eine künstlerische Natur, weil er unfähig ist, das Vergängliche als ein Gleichnis zu nehmen, weil das Wesen aller Kunst: den Wert des Sinnlichen nur als Symbolkraft für Seelisches zu fassen, ihm ganz und gar verschlossen ist. Er bleibt ein grauenhaft trüber Gast auf dunkler Erde und weiß keinen andern Beweis für Gott und Ewigkeit, als daß sein Körper nicht verwest!

„Was ist entsetzlicher als grundlose Angst?” In diese bodenlose Angst der Tierzeit fällt man allerdings mit der Einstellung dieses Menschen wieder zurück. Oder nicht der Tier-Zeit. Die Tiere sind ja durchaus in Uebereinstimmung mit sich selbst und werden von Jahnn deshalb mit Recht um ihre Harmonie beneidet. Der Mensch aber, der einen bewußten Geist hat, seinen vergänglichen Leib zu betrachten, und aus diesem Bewußtsein doch nicht die Folgerung zu ziehen wagt, daß es etwas außerhalb dieses Tierleibes geben muß — der fällt in Wahrheit unter das Tier, nämlich in einen Zustand permanenter Todesangst. In diesem Abgrund wälzt sich unter gräßlichen Qualen der Pastor Ephraim Magnus wie ein vom bösen Geist besessener Buschmann des tiefsten Afrika. Und was er schließlich erreicht und als einen Triumph vortäuscht, ist so lächerlich unphilosophisch, so kindisch abergläubisch, daß man mit seinem Dichter Mitleid empfinden müßte, wenn er nicht so ungeheuer anspruchsvoll auf-

träte: es wird eine prunkvolle Kirche, es werden riesige, luft- und wasserdichte Grabgewölbe gebaut werden, in denen die Leichname der Geschwister unverletzbar ruhen werden. Wie ungeheuer armselig dieser letzte Prunk des Materialismus, wie jammervoll relativ und wie unwesenhaft dieses Fortbestehen der Leiber! So weit waren ja schon einmal die Aegypter, deren ganze (heut von einer sehr bedenklichen Mode überschätzte) materialistische Zivilisation auf Erhaltung des Leichnams eingestellt war — und wirklich gibt es nach sechstausend Jahren von den Milliarden ihrer Toten noch einige Mumien, die für eine weitere Zeitspanne in den Glasschränken der Museen liegen! Aber diesen Materialismus des reinen Körperglaubens, wie ihn Jahn besitzt, konnten die alten Aegypter doch nicht haben. Der Stachel eines zweitausendjährigen Christentums war zu solcher Schärfung des Bewußtseins nötig. Was der Waschzettel dieses Buches als einen „Ausklang in seliger Musik” ankündigt, ist in Wahrheit die zuletzt klägliche Ausflucht eines bis zum Vorletzten auf seinem lichtlosen Wege doch imposant Konsequenten.

Dieses Buch will den Geist, den wir freilich ohne Körper nie erfahren können, auch nicht ohne Körper glauben. Dieses Buch ist wichtig, weil es beweist, daß mit dieser Hypothese zugleich alle Grundlagen des geistigen Lebens aufgehoben werden, daß nichts übrig bleibt als die Verzweiflung, die Verwesung, die Selbstzerstörung der entfesselten Materie. Jahn, der sich auf seinem furchtbaren Wege doch manchmal nach Stützen umsieht, zitiert (jeden Schein von Dichtung übrigens dabei verlassend) Lionardo, Bach und Holbein und Büchner — er könnte auch Grünewald und Strindberg zitieren, denn fast bei allen großen Künstlern gab es Augenblicke, wo sie mit Entsetzen den Anhauch der reinen Körperwelt, das Grausen der Verwesung gespürt haben. Aber große Künstler, Baumeister der Kultur sind sie eben dadurch geworden, daß sie diese Augenblicke in ein unendlich weites Werk hineingezwungen haben, dessen Gesamtanblick uns die unaussprechliche Seligkeit gibt, einen Geist oberhalb der Körper spüren zu dürfen. In Hans Henny Jahnns Buch gibts nichts dergleichen. Es gibt nur eine unter gräßlichen Qualen zu gewinnende Erkenntnis von der großen Grundbedingung, an die menschliches Leben geknüpft ist: die Bedingung nämlich, die Welt anders gelten zu lassen, als Jahnn es tut, das Bekenntnis zu wagen: „Gott ist ein Geist”. Dieses eine Buch mag im Giftschrank der Menschheit als eine stärkste Arzenei aufbewahrt werden. Wiederholung, Variation oder gar Nachahmung wollen wir uns aber aufs entschiedenste verbitten. Es ist natürlich kein Zufall, daß dieses Produkt der äußersten Auflösung in unsern Tagen entstand. Aber wie gefährdet es mit uns steht — das wissen wir nachgrade. Und wenn man den Menschen die Auflösung zu oft schildert, so fangen sie womöglich an, ihre Krankheit für einen Normalzustand zu halten. Es wird aber Zeit, daß wir wieder aufbauende Bücher erhalten, heilende, solche, die die schöpferische Kraft haben, die einen neuen Sinn formend in das Chaos zu tragen wagen. Veni creator spiritus!

# Der Jobber der Republik von SergeiTschalnin

Auf die Frage, ob von dem Jobber der Republik denn gar-
nichts weiter zu berichten sei, als daß er Unterschlagungen und
Schwindeleien jeder andern Art begangen habe, diene zur Antwort
der folgende Aufsatz, der mir aus Rußland geschickt wird.

Leonid Andrejew, die hervorragendste Gestalt der neuern russischen
Literatur, schrieb kurz vor seinem Tode im finnischen Exil einen
flammenden Aufruf an die „Menschen" aller Länder und gab ihm
den Titel: S. O. S., Save Our Souls, der letzte Hilferuf eines sinken-
den Schiffes.

Er flehte die Menschheit an, die Seele des großen russischen
Volkes zu retten, und schloß mit den Worten:

„Ich weiß ja: hunderte Millionen sind zur Bestechung der Presse
hinausgeworfen worden, tausende von Maschinen drucken und ver-
breiten Lüge, tausende von Betrügern lärmen, schreien und fischen
im Trüben, verseuchen die Erde mit ungeheuerlichen Phantomen
und Masken, unter denen das lebende Menschenantlitz verschwindet.
Selbst die Luft ist verkauft und lügt: — oh, diese verlogenen
Funksprüche, die mit teuflischen Fäden jegliche Redaktion um-
spinnen, diese nächtlichen Meldungen, die zudringlich an unsre
Türen pochen, uns in die Ohren kriechen und den Sinn verwirren.
Aber ich weiß auch ein Andres: Wie es unter den Zweibeinern
wirkliche Menschen gibt, so gibt es auch unter den Journalisten
Menschen — jene, die nicht mit Feder und Tinte, sondern mit
Nerven und Blut schreiben —, und sie sinds, an die ich mich
wende, an jeden einzelnen von ihnen, mit dem Ruf:

Hilf uns! Du verstehst, in welcher Gefahr der ‚Mensch'
schwebt — hilf!!"

Es wird wenige Menschen geben, die diesen Aufruf einer zu
Tode gequälten Seele nicht mit tiefer Erschütterung gelesen haben.
Man mag vom politischen Standpunkt über die Bolschewiken-Periode
Rußlands denken, wie man will: es gehört ein unmenschlicher Zynis-
mus dazu, die Leiden eines Hundertmillionen-Volkes zu verlachen.

Herr Wilhelm Herzog ist nach dreimonatigem Aufenthalt aus
Rußland zurückgekehrt und veröffentlicht ein ‚Russisches Notizbuch'.
Er hat von drüben „so viel Heiterkeit und frohen Mut" mitge-
bracht, daß er hofft, nicht nur mit der Bourgeoisie, sondern auch
mit allem, was nicht-kommunistisch in Deutschland ist, fertig zu
werden.

Er gehört nicht zu jenen „Menschen" unter den Zweibeinern oder
unter den Journalisten, an die Leonid Andrejew sich wandte. Für
ihn hat der große Russe sein verzweifeltes S.O. S. nicht geschrieen.
Er hat sich in Moskau eine schale Sauce kochen lassen und gießt sie
nun über bekannte Tatsachen.

Wenn er die Wahrheit spricht, dann ahnt er wohl nicht, daß
nur die ungeheure und unverwüstliche Macht Rußlands, der uner-
schöpflich mütterlichen russischen Erde, in ihm, der direkt aus dem
Caféhause kam, „Heiterkeit und frohen Mut" geweckt hat. Sie ist es
auch, die seit drei Jahren einem in der schmachvollsten, noch nie da-
gewesenen Knechtschaft gefesselten Volke die Möglichkeit gab, zu
existieren, trotz Hunger, Kälte und Tschreswitschaika.

Es wundert mich durchaus nicht, daß Herr Herzog alles Elend
in Rußland der Profitgier der europäischen Staaten zuschreibt. Er

konnte in Moskau nie frei genug sein, um mit dem unbehinderten Blick eines klugen Menschen den Ursprung dieses Elends nur darin zu erkennen, daß einem erschöpften Volke mit grausamer Gewalt eine erkünstelte Theorie aufgepfropft werden sollte, die dem Urwesen des Menschen fremd ist.

Es wundert mich nicht, daß Herr Herzog die tiefe, einzigartige Geduld des russischen Volkes, die in einer urchristlichen Demut wurzelt, als den Fanatismus des russischen Volkes für marxistische Ideen ansieht und darin den unerschütterlichen Willen zur Verteidigung der Weltrevolution erblickt. Er kann diese urrussische Erscheinung nie verstehen, denn er kennt das russische Volk nicht, und was ihm die großen Dichter der russischen Erde darüber sagten, wird er wohl, getreu seinen bolschewistischen Kumpanen, für bourgeoisen Quatsch halten.

Was mich aber wundert, ist der verlogene Zynismus, mit dem er „unsre rote Fahne" schwingt, sie mit dem Pathos eines Commis voyageur preist und nach einem dreimonatigen Aufenthalt in Bolschewisien die Ruchlosigkeit besitzt, zu behaupten: „Unpolitische mögen abseits stehen".

Weiß Herr Herzog wirklich nicht, daß in jedem Kommissariat und in jeder Institution Sowjet-Rußlands die politische Ueberzeugung eines jeden Mitarbeiters und Angestellten schriftlich verlangt und geprüft wird? Und daß jene Graden, die stark genug blieben, sich nicht in die Partei einzuschreiben, gezwungen sind, sich als „mit dem Bolschewismus Sympathisierende" zu erklären, wenn sie nicht das entsetzlichste Elend und die grausamsten Verfolgungen auf sich und die Ihrigen heraufbeschwören wollen?

Weiß Herr Herzog wirklich nichts von der Hinschlachtung der bedeutendsten Köpfe Rußlands, all der Universitätsprofessoren und Künstler und Kooperatoren, die nie Politik getrieben hatten und die zu hunderten in den Kellern der Außerordentlichen Kommissionen erschossen wurden, weil sie sich weigerten, den moskauer Demagogen politische Stütze zu sein?

Wenn Herr Herzog das weiß und diese Frage so meisterhaft in seinem Notizbuch umschifft, dann ist er für alle Zeiten gebrandmarkt.

Weiß er es aber nicht, dann lege er die Feder hin und erzähle im Freundeskreis seine Eisenbahn- und Auto-Eindrücke auf russischem Boden. Aber er wage nie mehr, das abgrundtiefe Leid eines Landes und Volkes zu verhöhnen.

Ich glaube ihm die Freude, die er empfand, als er in Reval für eine deutsche Mark drei Eesti-Mark bekam, und gar, als er für ebensolcheine deutsche Mark in Rußland hundert Sowjet-Rubel erhielt. Unmenschlich aber wäre es, wenn ihn mit Freude erfüllt hat, was er in Rußland gesehen. Ich hoffe, er hat gelogen. Gelogen, vielleicht als treuer Lakai, vielleicht auch nur als Schmock. Denn verschmockt ist sein Notizbuch von Anfang bis zu Ende.

Verschmockt, wenn er die „revolutionäre Geduld" rühmt, die er in Rußland „geübt" hat. Sollte er wirklich nicht verstanden haben, daß er ohne diese sklavische Geduld — wie schon so mancher Ausländer, um den sich dann die Roten Kreuze der ganzen Welt bemühten — in der Tschreswitschaika verschwunden und nicht so bald aus Rußland zurückgekehrt wäre?

Verschmockt ist, wenn er vom griechisch-katholischen Gottesdienst spricht, ihn „Opium” nennt und dem Volke einen Ersatz dafür fordert. Will er ihn vielleicht durch die Filme der Frau Erna Morena ersetzen, weil er diesen Vergleich von Religion und Opium auf dem moskauer Rathaus gelesen hat, wo ihn die Bolschewiken in Stein gehauen haben?

Dem greisen Fürsten Krapotkin „geht es schlecht. Wenig zu essen, keine Butter, keine Milch. Und achtundsiebzig Jahre alt”. Herr Herzog beschließt, ihm die drei Pfund Butter zu schenken, die er aus Reval mitgebracht. C'est tout. Damit ist das Kapitel Krapotkin erledigt. Und wenn man die drei Pfund Butter, die Krapotkin doch nicht erhalten hat, bei diesem fände, würde er als Spekulant verhaftet werden. Davon schreibt Herr Herzog nichts. Sondern immer nur lustig weiter: da und da zu Mittag gegessen, da und da, mit dem und dem gefrühstückt, Weißbrot, Eier, Speck, Fleisch und Kaviar, Auto, Salondampfer des Zaren — aber Krapotkin, nach jahrzehntelanger Verbannung ins „freie” Rußland zurückgekehrt, hungert.

Hat Herr Herzog am kleinen Staatstheater in Moskau das Haut-Relief Krapotkins gesehen, das die Bolschewiken in ihrer ersten Periode anbringen ließen, und das des alten Revolutionärs Inschrift trägt: „Die menschliche Gesellschaft, in der die Arbeit frei ist, braucht sich nicht vor Nichtstuern zu fürchten”? Und standen ihm nach der Lektüre dieser Worte nicht die Haare zu Berge, als er um sich sah??

Herr Herzog hat sich in Reval für die Reise nach Rußland drei Bücher gekauft. Einen Band Dante, einen Band Tolstoi und den — Baedeker von 1912, den er „für künftig als eine unerschöpfliche Quelle reinen Humors” bezeichnet. Er hat aus keinem der drei Bücher etwas gelernt. Weder Dantes Wahrheitsliebe noch Tolstois tiefes Menschentum. Und wenn ihm der aus dem alten Baedeker und persönlichem Erlebnis zutage tretende Zusammenbruch eines Landes „Quelle reinen Humors” wird, dann ist es das „rote Lachen” Leonid Andrejews, das wir aus seinem Munde vernehmen.

Herr Herzog vergleicht die Fremden, die nach Sowjet-Rußland kommen, jenem englischen Reisenden, der, zum ersten Mal in Deutschland, von einem rothaarigen, stotternden Kellner bedient wurde und darauf „flugs” berichtete, die Menschen in Deutschland seien rothaarig und stotterten. Edler Engländer! Du hast bona fide gehandelt!

Aber im Auto durch Moskau sausen und von vier- bis fünffach überfüllten Straßenbahnen, an denen Frauen und Kinder „in selbstmörderischer Weise” hängen, „flugs” berichten — und trotzdem „frei und heiter” sein; ein „sehr liebes Mäuschen” mit einem „Stück Brot” und einem „Stück Käse” (was außer den Oberkommunisten und deren Gästen niemand erhalten kann) füttern und Millionen von Menschen hungern sehen — und trotzdem „frei und heiter” sein; Radeks propagandistische Künste preisen und sie zugleich „Infizierung” und „Vergiftung” der Welt nennen — und trotzdem „frei und heiter” sein: dazu gehört ein Charakter, den man so ungehemmt selbst in der Tschreswitschaika nicht vorfinden dürfte. Denn dort betäubt sich der fluchbeladene Henker mit Cocain.

Eins von den Beispielen, mit denen man Bände füllen könnte. Herr Herzog wurde von der „kleinen, schmächtigen” Frau eines jüdischen Arbeiters zum Tee geladen. Eines Arbeiters! Diese Frau hatte

seit drei Jahren das furchtbarste Menschenleid miterlebt und beschwor ihn, ihre Einladung nicht auszuschlagen, wähnte ihn „von Gott gesandt" — endlich ein Mensch, dem sie vertrauen und dem sie erzählen konnte („hinausschreien") von der Qual und der Not und dem Elend, das jetzt über Rußland gekommen sei. „Und da wir ablehnten, ging sie hinaus und brachte — vermutlich um uns noch mehr zu reizen und zum Bleiben zu verlocken — ein Laib des schönsten Weißbrots herein." Auch an echtem Tee und Zucker würde es nicht fehlen, sie wisse, was sie deutschen Gästen schuldig sei.

Diese Gastfreundschaft in einem Lande, wo sie heiliges Menschengesetz ist, wo Bettler Bettlern Almosen geben, belohnt Herr Herzog-Pinkerton kniffig durch die „ganz zarte" Andeutung, daß es ihr doch garnicht „so" schlimm zu gehen scheine. Und als sie verrät, daß sie dieses Mehl seit zwei Jahren gehütet hätte, und ihm damit doch bewiesen haben sollte, wie innig sie der Besuch eines Gastes freute, „wurde bei ihm der anfängliche Verdacht zur Gewißheit", daß sie Spekulantin sei und darum Feind der Sowjet-Regierung.

Solche Niedrigkeit der Gesinnung, die einer armen Arbeiterfrau noch den Bissen im fremden Munde kontrolliert und verdächtigt, ist erstaunlich, und mich schmerzt, daß die Feder, die solche Niedertracht schreiben konnte, jemals den Namen des menschlichsten Menschen Romain Rolland zu Papier bringen durfte.

Für jeden Tag von Herzogs Aufenthalt in Rußland könnte ich solch ein Beispiel von bubenhaftem Unverständnis anführen. Es ekelt mich.

Herr Herzog, der die russische Sprache nicht beherrscht — auch die deutsche nicht, sonst könnte ich mir einen Satz wie diesen: „Sie sind garnicht schmutzig und tragen im Gegenteil weiße, russische Hemden" nicht erklären — ist durch das Land Dostojewskis mit den Augen eines politischen Jobbers Parade gefahren, in Kommissaren-Autos und auf dem Luxusdampfer des Zaren. So unscheinbar und unwichtig diese Tatsache auch an und für sich ist, gewinnt sie die Bedeutung einer infizierten Flecktyphuslaus (vor der sich Herr Herzog in Rußland „dreiunddreißigmal am Tage und in der Nacht" geängstigt hat), sobald er sein Unverständnis auf das Forum trägt.

Er ist mit Rußland quitt. Er hat Rußland nichts gebracht (es sei denn die Filme seiner Frau) und hat von dort nichts mitgenommen (es sei denn . . .).

Ich war zur seiben Zeit wie Herr Herzog in Moskau. Herr Herzog wird sich vielleicht erinnern, daß damals auf einer Hauptstraße Moskaus, auf dem Neglinnij Projesd, ein verhungertes Pferd zusammenbrach und bald darauf von ebenso verhungerten Hunden aufgefressen wurde. Damals schrieb der bolschewistische „Dichter" Demian Bjednij ein Gedicht, worin er das verhungerte Pferd mit Sowjet-Rußland und die gierigen Hunde mit der Entente verglich. Ich wüßte einen richtigern Vergleich. Aber wie dem auch sei: es ist ganz unnötig, daß Herr Herzog dieses wehmütige Schauspiel noch vollendet, indem er sich als Schmeißfliege auf dem Kadaver des zusammengebrochenen Rußland festsaugt.

Im Namen von Millionen wunder Herzen ermahne ich ihn, seine Finger von Rußland zu lassen. Er wird Rußland nie verstehen und echte Russen ihn auch nicht. So sehr ihn auch die Demagogen des Kreml durchschaut und ausgenutzt haben.

# An meinen Gymnasialdirektor von Victor Goldschmidt

Noch immer unentwegt, mein Herr Geheimrat? Forsch im Amte trotz den sechsundsechzig Jahren, Stellvertretender Vorsitzender im Kriegerverein, Schriftführer der einst konservativen, jetzt noch konservativern, jedoch deutschnational benamsten Partei, Hauptmann der Landwehr außer Dienst! Mit einem Wort: wie vor drei Lustren, als Sie uns aus den Zisternen Ihres Geistes tränkten mit jenem Trunke, der für Kamele angemessen und bekömmlich ist.

Doch nicht mehr so ganz? Die Zeiten, die Zeiten? Aber ich bitte Sie, was tun Ihnen denn die? Sollte sich denn, Gott behüte, irgendwas geändert haben? Sollte vielleicht das „Menschenmaterial” — übernehmen wir diesen freundlichen Ausdruck ruhig von den Kollegen beim Militär — nicht mehr ganz so leicht zu behandeln sein wie früher?

Ach ja, es war eine schöne Zeit, damals! Mit welcher Geschicklichkeit — um nur an einiges zu erinnern — wußten Sie, Herr Geheimrat, den so störenden Gegensatz zwischen Antike und Christentum zu verdecken! Hier schon wehte uns, vorbereitend gleichsam, der Geist des künftigen Kriegspresseamtes an: was peinlich war, existierte für Sie einfach nicht.

Dieser Bursche Horaz zum Beispiel! „Süß und ehrenvoll ists, für das Vaterland zu sterben": das erfuhren wir täglich mehrmals. Aber wissen Sie noch, wie ich hinausflog, als ich Ihnen eine ganz unideale, ganz unpatriotische, weil eben einfach höchst graziös-unanständige Epode brachte und mich erkündigte, wie sich der Horaz hier eigentlich zu Ihrem Horaz verhielte? „Lesen Sie, was man Ihnen anweist, und halten Sie im übrigen den Mund!” Erinnern Sie sich noch, Herr Geheimrat? Und wie brav ich gekuscht hab?

Das geht heut alles nicht mehr so glatt? Die Jungens lassen sich zunächst mal nicht mehr anschnauzen? Ja, manche wagen sogar, die ethische Gültigkeit der griechischen Grammatik zu bezweifeln? Wollen Homer als Dichter lesen und nicht mehr die Ueberschriften der einzelnen Gesänge rückwärts hersagen? Alles seit dieser verdammten Revolution!

Und nun gar der deutsche Unterricht! Laokoon. Die Bengels lachen ja und sprechen von Zöpfen, wenn man ihnen diese ewig wahren Theorien zu Gemüte führt! Wie schön war das noch zu meiner Zeit! Schiller! Der hohe Dichter der Vaterlandsliebe, der heiligen Ordnung, der Sänger des Königtums, der Verherrlicher von Bürgertreue und Bürgerehre! „Herr Geheimrat, ist Schiller nicht für seine ‚Räuber’ Ehrenbürger der französischen Republik geworden?” „Bis zum ‚Don Carlos’ sind Schillers Werke jugendliche Verirrungen eines stürmischen Geistes. Unser Schiller beginnt beim ‚Wallenstein’ und erreicht den Gipfel in ‚Maria Stuart’ und ‚Wilhelm Tell‘. Im übrigen warten Sie, bis Sie gefragt werden!” Wie haben Sie sie damals schon gehaßt, diese unruhigen Knabenseelen, die sich wenig oder nichts aus den Zensuren machten, die nach Leben schrieen und nach Kunst hungerten! Wie haben Sie die erzogen! Und

wie vollkommen gelang Ihnen, solche jungen Menschen schon in Sekunda zu kleinen Catilinas zu stempeln und für alle Zeiten der Opposition in die Arme zu treiben! Nur ducken, anschreien, vorlauter Geselle, Betragen mangelhaft. Wenn aber garnichts mehr half, mußte der Delinquent Körner auswendig lernen. „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!" Da ward auch der vaterlandsloseste Gesell klein und häßlich.

Wie schön konnte man damals noch Geschichte unterrichten! Wer wagte da zu bezweifeln, daß Friedrich Wilhelm der Dritte ein Geistesheld und ein Heros war, wie bei Treitschke steht! Wozu brauchten die Primaner von der Reichsverfassung zu wissen, wenn die Zahlen von Marathon bis Actium nur saßen! Napoleon: ein französischer Tyrann, Parvenu, versuchte die deutsche Freiheit in Bande zu schlagen, wurde von Blücher vernichtet. Bismarck: ein geschickter Handlanger seiner Majestät Wilhelms des Großen bei der Gründung des Deutschen Reiches.

Und diese herrlichen Zeiten sollen vorbei sein, Herr Geheimrat? Da kommen Leute, die verlangen Luft auch im Gymnasium, behaupten, drei Stunden Griechisch und vier Stunden Latein die Woche seien unter allen Umständen genug, auch das humanistische Gymnasium habe in erster Linie Menschen für unsre Zeit zu erziehen, nicht mehr achtzehnjährigen Knaben die Kniffe der griechischen Syntax einzutrichtern. Wollen wohl gar den Sophokles mit einer guten Uebersetzung daneben lesen, überhaupt: Inhalte geben, Leben, Geist? Und man soll nicht mal den Trost haben, daß die Bengels doch drei Monate nach dem Abiturium das Meiste von dem Verdammten neumodischen Zeugs verschwitzt haben?

Auch diese, mit dem zähesten Leim geklebte Perücke sollte wackeln? Trösten Sie sich, Herr Geheimrat. Es wird so schlimm nicht werden, hier in Preußen schon garnicht. Sie werden sich Ihren Minister genau so gut ziehen, wie sich Reinhard seinen Noske gezogen hat. Es bleibt bei der wesentlichsten Reform: die Kaiserbilder sind verschwunden, wenigstens von den Wänden. Nur keine Angst: auch in Ihrem Fach wird der Mensch, der lebendige und lebenspendende, nicht an die Krippen kommen. Sie dürfen weiter mit Gott, für irgendeinen König und das beklagenswerte Vaterland jungen Menschen die Jugend verderben, alles Lebende rund um sich ersticken, die bescheidenste Erkenntnis geschichtlicher Wahrheit mit erfolgreichstem Eifer verhüten und so Ihren Schülern beibringen, daß nicht Menschlichkeit und Bildung, sondern Gesinnung und Paragraph den preußischen Mann der „Oberschicht" ziert. Sie dürfen in Pension gehen mit dem schönen Bewußtsein, daß mindestens noch zwei Lehrergenerationen nach Ihnen beseelt sind von derselben Angst, die Ihr Leben lang hinter Ihnen stand, die Sie alles jugendliche Feuer, alles Ringen nach dem Lebendigen, alle Liebe zur wirkenden Kunst in Ihren Schülern unerbittlich ausroden ließ: die Angst vor dem Geist. Wohl hat er jetzt auch an Ihre Tür geklopft — aber gottlob: es dauerte ihm zu lange, er ging vorüber. Und wird, mit Hilfe Ihres Nachwuchses, noch jahrzehntelang dem Hause fernzuhalten sein!

# Die Zeit wird kommen von Alfred Polgar

Romain Rollands vor zwölf Jahren geschriebenes (Buren-) Kriegsstück: ‚Die Zeit wird kommen' hat das Publikum des Deutschen Volkstheaters — wo es, in Stefan Zweigs Uebersetzung, seine Uraufführung erlebte — zu Kundgebungen des Einverständnisses mit dem Dichter hingerissen. Die Stellen wider den Krieg, wider die heuchlerische Casuistik, die ihn zu rechtfertigen sucht, wider die kapitalistischen Zwecke, denen er letzten Endes (und ersten Anfangs) dient, wurden durch heftigen Beifall der Hörerschaft unterstrichen. Herrn Bonns englischer Feldmarschall, ein zwischen Soldaten- und Menschenpflicht Zerrissener, war sehr sympathisch. Es ist die einzige Figur im Drama, die etliche Fülle hat. Alle andern sind flächig gesehen, teils einfarbig satirisch, teils bloße Aussprecher der edlen Meinung, um die es dem Autor zu tun gewesen.

So unbedingte prinzipielle Stellungnahme gegen Krieg und Kriegslogik, lange bevor ein furchtbarer Anschauungsunterricht der Menschheit gleiche Lehre eingedrillt, eingeschossen und eingestochen hat, adelt den Dichter und das Werk. Es heute hörend hat man allerdings die Empfindung, daß da zertrümmerte Türen durchbrochen werden. Auch wirken eine so reinliche Generalsseele, ein so herziges Krieglein, eine so saubere Führung von Freund und Feind (wie sie hier gezeigt werden) gewissermaßen als Dinge einer guten alten Zeit, denen wehmütig nachzutrauern man heute allen Grund hat. Zu einer Entscheidung, wie die Menschheit aus der Kriegs-Verstrickung zu lösen wäre,kommt es nicht. Nur zu einer Hoffnung, es würde sich das irgendwie einmal schon geben. In Rollands Drama stoßen Die, die den Krieg verneinen, mit ihren Gedanken wie mit ihrer Tat nach kurzem Weg an eine eherne Mauer, vor der sie nichts mehr tun können als still niedersitzen und hoffen. Der brave General muß den braven Soldaten, der, nicht mehr zu töten willens, das Gewehr hinlegt, so ungern ers tut erschießen lassen. Das Söhnchen der Burenfrau erschießt den braven General, der sterbend verzeiht. Die zwei Feinde, die einander tödliche Wunde beigebracht, halten in der Stunde ihres Hinscheidens — bei schwermütiger Dudelsackmusik — versöhnliche Zwiesprache und gehen, brüderlich umschlungen, in den Todesschlaf, zu Gott ein als Anti-Soldaten und brav. Das sind alles sehr eindrucksvolle, rührende Geschehnisse, aber es wirkt aus ihnen — trotz den warmherzigen Sprüchen, die sie begleiten — nur Lesebuch-Zauber, nicht dichterische Magie. Und schon gar nicht dramatische.

„Die Zeit wird kommen", sagt zum Schluß der brave Soldat, hingebeugt über der Leiche des Generals. Und in der Tat ist die Zeit gekommen, da Engländer und Buren, das Verbrecherische des gegenseitigen Abschlachtens einsehend, sich verbrüderten, um gemeinsam einen Dritten abzuschlachten. Er hat jedoch nicht diese Zeit gemeint, Rollands Soldat, sondern jene, in der „der Löwe neben dem Lamm weiden wird". Gegen solche Nachbarschaft hat der Löwe aber ohnehin niemals was einzuwenden gehabt.

Dieses kluge und gütige Schauspiel, bestimmt, Hoffnung in die Herzen trauriger Gemeinden zu pflanzen, scheint mir mehr geeignet, für die Hoffnungslosigkeit der Menschendinge zu zeugen. Wie, da war Einer, der das Unheil kommen gefühlt, gesehen, der beschworen und gewarnt hat . . . und der Effekt? Daß wir sagen können: es war Einer, der schon vor Jahren sprach, was später eine gemarterte Welt mit Millionen Zungen schrie. Wozu verhelfen der Welt die Vorläufer, die Ahnungsvollen, die Wissenden? Dazu, daß sie sich, wenn es zu spät, an der Tatsache, es habe Vorläufer und Wissende gegeben, erbauen kann. Wem nützen die wahren Propheten? Nur dem Ruhm ihrer seherischen Begabung, denn das Uebel, das sie weissagten, mußte ja kommen, damit sich ihre Prophetie als Prophetie offenbare. Es ist uns nicht zu helfen. Die richtigste Theorie bewahrt nicht vor der blutigen Empirie. Und ein Vorläufer ist so was sinnlos-Sinnvolles, wie eine Pointe vor der Anekdote. Die Zeit wird kommen, da das Lamm neben dem Löwen weidet? Möglich. Aber da werden dem Löwen die Krallen ausgefallen oder dem Lamm welche gewachsen sein.

## Masereel und Debrit von Georg Fr. Nicolai

Der letzte Krieg hat im Ganzen recht wenig an deutscher Kunst gebracht, das aufzuheben sich lohnte. Trotz den Riesenhonoraren für nationale Begeisterung — vielleicht auch grade deswegen — scheint es, als ob die meisten der einst zur Reklame Reklamierten sich ihrer Elaborate doch ein wenig schämten. Wenigstens hört man nichts mehr von ihnen. Was aber ein Flame — also auch einer der für das Deutschtum „Reklamierten" — jetzt hier in Deutschland neu herausgibt, kann sich selbst post bellum sehen lassen! Es sind die Arbeiten, die er während des Krieges in freundlicher Gesinnung gegen uns im neutralen Ausland, in der genfer ‚Feuille' veröffentlicht, und deren beste der Verlag Erich Reiß zu einem kleinen Band: ‚Politische Zeichnungen aus dem Weltkrieg von Frans Maseerel' zusammengestellt hat.

Ich will nicht von ihrem künstlerischen Wert sprechen; will nur sagen, daß sie meiner Meinung nach in ihrer lapidaren Einfachheit so eindringlich wirken, wie ich selten etwas gesehen. Und wenn Sinn und höchstes Ziel der Kunst ist, durch ihre Werke in Andern ein beabsichtigtes Gefühl hervorzurufen, so gehören Masereels Zeichnungen unbedingt zu dem Besten, was die Kunst überhaupt hervorgebracht hat: Jeder, der diese achtundvierzig Holzschnitte durchblättert, erlebt den Krieg noch einmal — und erlebt ihn so, wie Masereel es will.

Dabei ist zu bedenken, daß diese Zeichnungen in einer Tageszeitung erschienen sind! Während langer Jahre hat Masereel jeden Tag eine Zeichnung geliefert, oft genug unter dem Druck des wartenden Boten aus der Clichéfabrik, die den Holzschnitt für die Rotationspresse umformen sollte. Welche verblüffende Erfindungskraft gehört dazu, täglich ein neues Sujet für den Grabstichel zu finden! Wir bewundern Rochefort, der

jahrelang täglich einen Leitartikel zu schreiben wußte; aber täglich ein Bild zu zeichnen, ist vielleicht noch schwerer.

Der Inhalt dieser Bilder ist ein Kampf für Menschlichkeit, und Voltaires „Ecrasez l'infâme!" wird hier lebendig. Es ist ein Kampf des Geistes, so wie er sein soll — in freiester Unvoreingenommenheit. Die Zeichnungen sind nicht nur in neutralem Lande erschienen: sie sind auch von neutralem Geiste getränkt, trotzdem der Verfasser seiner Geburt nach als unser „Landesfeind" rangierte.

Die Nationalität ist an und für sich ja nicht wichtig, denn ein Mensch ist eben ein Mensch oder ist es nicht; und wenn er es ist, so bleibt er es, unter welchen Landesfarben er auch geboren ist. Aber bei der augenblicklichen Konstellation des Hasses sind „Menschen" rar geworden, und wer einen gefunden, soll es sagen.

Die ‚Feuille' ist das Werk des Schriftstellers Jean Debrit und des Künstlers Frans Masereel. Der Eine war ein Genfer, der Andre ein Belgier; und diese beiden Männer haben gewagt, inmitten einer Stadt, die ihre kulturelle Zugehörigkeit zu Frankreich in der schärfsten Weise betonte, ihre Stimme zu erheben für die Menschheit — das hieß unter den lokalen Verhältnissen: für Deutschland. Denn wer sich in französisch gesinnten Ländern damals auf den gerechten Standpunkt der gleichmäßig abwägenden Menschlichkeit stellte, galt ohne weiteres für einen Freund der „boches", wie Jeder, der das Selbe in Deutschland tat, für einen Feind seines Vaterlandes gehalten wurde.

Die deutschen Nationalisten haben Alles, was von deutscher Seite für den Weltfrieden getan wurde, abgelehnt, weil es ihnen in ihre kriegerischen Pläne nicht paßte; aber sie haben Alles, was unsre Freunde jenseits der Grenze, von derselben Absicht geleitet wie wir, gegen die Ungerechtigkeit und Engheit ihrer Vaterländer sagten, mit Begeisterung aufgegriffen, und die ‚Feuille' war eines der meist zitierten Blätter in den Jahren des Krieges.

Was aber damals gut war — ist das schlecht geworden, weil inzwischen Friede geschlossen worden ist, und weil man es zur gegenseitigen Völkerverhetzung nicht mehr gebrauchen kann? Das ist doch nicht möglich; und die damals die Werke Masereels so gepriesen haben — das sind also die deutschen Nationalisten —, sie mögen sich doch einmal das Werk des Vielgepriesenen in seiner Gesamtheit ansehen! Vielleicht erkennen sie wenigstens nachträglich, was dieser Mann eigentlich gewollt; und vielleicht erkennen sie dabei auch, daß solcher Wille nützlich gewesen wäre für die ganze Welt, insonderheit also auch nützlich für Deutschland, Frankreich und Belgien, woran wir bei diesen ursprünglich in einer französischen Zeitung, jetzt in Deutschland erschienenen Zeichnungen eines Belgiers vornehmlich denken müssen. Wer ein guter Weltbürger ist, der ist eben auch, und grade darum, ein wirklicher Patriot; aber — nur der ist es! Vielleicht bedauert heute doch Mancher, damals nicht auf die Stimmen gehört zu haben, die den Frieden der Welt predigten! So könnte das kleine Werk

Masereels wertvolle Wirkung in Deutschland haben: die deutschen Nationalisten brauchten nur ein wenig „deutsche Treue" dem zu bewahren, was sie selbst während der vier Kriegsjahre über Masereel und über Jean Debrit geschrieben.

Sie sind aber nicht treu. Jean Debrit hat sich durch sein Eintreten für Deutschland in seiner Vaterstadt Genf unmöglich gemacht; seine Karriere als Schriftsteller ist durch sein Eintreten für die Wahrheit — seine Gegner sagen: für eine zu extrem deutsch gefärbte Wahrheit — unwiederbringlich vernichtet, und er ist nun nach Deutschland gekommen, um sich hier eine Existenz zu gründen, und sei es auch nur als französischer Sprachlehrer. Aber selbst das macht man ihm unmöglich, und der Mann, dessen Leben zerbrochen ist an seiner Gerechtigkeit gegen Deutschland, findet in Deutschland keinen einzigen Freund, der ihm hilft. Auch dies ist eine Schande für Deutschland. Aber vielleicht veranlassen diese Zeilen, daß sich irgendwer findet, der diese Schande wieder gut zu machen sucht.

## Der Mensch von Ernö Szép

Elefant, Tiger oder der kleinwinzige schwarze Käfer, der in der Heckenrose haust — wie leicht vermöchten sie zu ertragen, als Juden auf die Welt gekommen zu sein! Aber ein Mensch!

*

Sie haben eine Schulter, um das Gewehr zu schultern, haben einen Zeigefinger, um den Gewehrhahn losdrücken zu können, haben ein rechtes Auge, um zielen zu können, haben gleichmäßige Köpfe, damit ihnen die Soldatenmütze passe, eine Taille, damit der Riemen Platz habe, einen Hals für den Kragen, an dem Rangzeichen angebracht werden können, Mund und Stimme, um Kommandoworte rufen zu können, Beine, die amputiert werden können, Blut, auf daß es ausströme, ein Gehirn wie einen Schwamm, um irgendwohin das Meereswasser der Dummheit aufsaugen zu können.

*

Was wird aus dem Menschen? Seiner Hände Wärme geht in die Handschuhe, seiner Füße Spur wird im Staub zertreten, seine Stimme erstirbt in der Luft, seine ausgefallenen Haare sind unauffindbar.

*

Lebten wir zufällig in einer Welt, wo wir der Güte nicht bedürften, weil es Niemand zu bemitleiden und keinen Hilfsbedürftigen gäbe —, was würde da aus unserm überflüssig gewordenen Gefühl? Vielleicht ein so klarer strahlender Glanz wie über dem Monat Mai der Himmel.

*

Wozu Arbeiter erschießen? Sie sterben ja ohnehin vorzeitig.

*

Der Staatsanwalt übergibt dem Henker den Verurteilten mit den Worten: „Henker, erfüllen Sie Ihre Pflicht!" Der Henker übernimmt den ihm übergebenen Menschen und henkt ihn. Gehorchte er jedoch dem Staatsanwalt, wollte er nämlich seine Pflicht erfüllen, dann müßte er — nicht wahr? — seinen Menschenbruder mit den hinten zusammengebundenen Händen sofort von den engen Fesseln befreien . . . ihn um Verzeihung bitten, daß man ihn derart erschreckt habe, und ihn mit aller Körperkraft dagegen verteidigen, daß ihm Jemand ein Leid zufüge.

Einzig berechtigte Uebertragung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein

# Rundschau

## Noch immer . . .

Der aus Asien zurückgekehrte Auslandsdeutsche sagt:

„Wie traulich mich das alles anspricht! Nichts hat sich bei euch verändert! Noch immer fahren in Berlin die elektrischen Bahnen, daß man denkt: jeden Moment rührt sie ein Schlagfluß, und nun hleiben sie ganz und gar stehen. Noch immer wimmelt es von Tafeln und Schildern, die den Mitbürger darauf hinweisen, daß dieses Gefäß ein Spucknapf und kein Alligator sei, und daß es verboten ist, etwas zu tun, und die begründen, warum es verboten ist, und die erzählen, wer und mit wessen Genehmigung er es verbiete . . . Noch immer hört einen Schritt hinter der Schwelle der Polizeibureaux die Menschenwürde auf, und der Mensch wird Laus schlechthin. Noch immer beginnt die Amtstätigkeit aller Aemter erst beim zweiten Mal, nach der Melodie: ‚Da müssen Sie erst . . .' Noch immer sind die Herren, die im Kriege ‚Kerls' waren, auf den Straßen, auf den Plattformen der Bahnen, in den Geschäften so von Offensivgeist getränkt, daß man glaubt, jeden Augenblick werde unter diesen Helden eine Schlacht ausbrechen. Noch immer singen die Kinder in den Schulen die alten dummen Lieder. Noch immer verderben in schlechtgelüfteten Hallen halbwüchsige Jungen ihren Leib mit turnerischen Uebungen, die das Gegenteil von gutem Sport darstellen. Noch immer tut jeder Deutsche so, als ob sein Beruf der Weltangelpunkt sei ohne den der kosmische Mechanismus nicht zu denken sei. Solche Furcht haben sie um ihre Pension. Noch immer hat jede Kaste — Ihr nennt das Stand — ihren kleinen Privatvogel, den sie vergnügt flattern läßt. Noch immer besteht der Hauptstolz eurer Männer, nicht: etwas wert zu sein — sondern: mehr wert zu sein als die andern. Noch immer . . ."

Ich sagte: „Lieber Freund! Warum sollte sich hier etwas geändert haben?"

Er sagte: „Die Leute waren im Krieg. Sie haben halb Europa gesehen!"

Ich sagte: „Sie haben gar nichts gesehen als sich selber."

Er sagte: „Die Revolution."

Ich sagte: „Gewiß. Gegen eine Revision der Menschheitsrechte und der Verfassung hat der Deutsche nichts. Aber in den Gemeinden darf nichts geändert werden."

„Soll ich", fragte der Auslandsdeutsche, „also wieder nach Asien —? Aber da ist der unterbietende Kaufmann, der kegelnde Verwaltungsbeamte und der deutsche Club, daß Gott erbarm. Wo — wo ist er nun, der gute Deutsche?"

„In den Büchern", sagte ich. „In den Büchern."

Ignaz Wrobel

## Anti-Spengler

Sieben in jeder Beziehung ordentliche Professoren haben sich zusammengetan, um den Spengler zu töten. Einer von ihnen sagt ausdrücklich, daß sie die Tat vorsätzlich und mit Bedacht verüben.

Juristisch nennt man das einen Mordversuch. Literarisch: eine Donquixoterie.

Ort der Handlung ist die vornehmste deutsche Geisteszeitschrift: der ‚Logos', (der im Verlag Mohr zu Tubingen erscheint). Das Blatt Rickerts und Max Webers, Simmels und Wölfflins, das Philosophie nicht als Kathederweisheit, sondern als internationale Kulturangelegenheit treibt. Das wirkt straferhöhend.

Die Täter gehen mit philologischer Raffiniertheit zu Werke. Auf einhundertfünfzig gelehrten und manchmal auch klugen Seiten liefern sie haarscharf den Beweis, daß der p. Spengler auf keinem der sieben Spezialgebiete die nötigen Kenntnisse besitzt und daher nicht zuständig ist, sich in Dingen

des griechischen Kalenderwesens und der aegyptischen Kleinplastik zur Zeit der fünften Dynastie ein diesbezügliches Urteil zu erlauben.

Weshalb aber dann die Auseinandersetzung mit dem Dilettanten Spengler? Antwort: Die sieben Spenglerociden wollen die deutsche Nation vor einem „Blendwerk” behüten, in dem „das Minderwertige an Stelle des Guten gereicht wird”, und sie mahnen „den Sohn des Landes”, den Blick auf die „gediegene” Geschichtsforschung zu lenken. Aber sie fügen hinzu, daß die gediegene Geschichtsforschung zur Zeit leider nicht in der Lage ist, „das Bedürfnis nach einer Gesamterfassung der Gegenwart und ihres geschichtlichen Hintergrundes zu stillen”.

Dieses Bekenntnis rettet Spengler das Leben. In Deutschland wuchert der Gelehrten-Spezialismus gefährlicher, als anderswo. Jeder Versuch, über die Grenzpfähle der Fakultät hinauszublicken und zu einer synthetischen Erfassung der Dinge zu kommen, wird als Verstoß gegen die „Exaktheit” gebucht.

Die große Zahl der Nichtspezialisten will aber nicht über die Unterschiede der fünften und sechsten Dynastie unterrichtet werden, sondern verlangt, die großen kultur- und geistesgeschichtlichen Zusammenhänge zu erfahren. Solange die gediegene Geschichtsforschung nicht in der Lage ist, darüber Auskunft zu geben, wird sich das Publikum, und nicht das schlechteste, an die fragwürdigen Außenseiter, an die Rembrandt-Deutschen, die Chamberlains und die Spenglers halten müssen.

Es ist wohl Keinem zweifelhaft gewesen, daß Spengler in diese Reihe gehört und nicht in die Reihe der „Gediegenen”. Aber es steht auch außer Zweifel, daß er den Rembrandt-Deutschen Langbehn und den Hakenkreuz-Briten Chamberlain an konstruktiver Phantasie, an Geist und — trotz seinen sieben Widersachern — an Wissen turmhoch überragt. Was er leider mit ihnen gemeinsam hat, das ist die Unlauterkeit der Motive. Auch nach den politischen Bocksprüngen, die Spengler in seiner Tendenzschrift ‚Preußentum und Sozialismus’ zum besten gab, haben manche geglaubt, daß es ihm in seinem ‚Untergang des Abendlandes’ um Erkenntnis und nicht um deutschnationale Propaganda geht. Nach dem Kommentar, den er im letzten Heft der Preußischen Jahrbücher zu seinem Buch geschrieben hat, weiß man Bescheid. Mit rührender Oifenheit erzählt er darin, daß er „1911 unter dem Eindruck von Agadir plötzlich seine Philosophie entdeckte”, und daß seine Lehre nicht Wahrheiten vermitteln will, sondern „Beispiele” für das, was andre Völker im Stadium der Zivilisation, der Auflösung und des Caesarismus getan haben. Nachdem er freundliche Fingerzeige über London und Paris, über Großindustrielle und höhere Offziere, über „die Kunst in Beton und Stahl” und „die Dichtung von Männern mit eisernen Nerven” gegeben hat, schließt er mit dem prophetischen Ausruf, daß die Deutschen dieses Jahrhunderts es nicht wieder zu einem Goethe bringen werden, aber zu einem Caesar.

Vielleicht hat Spengler bereits einen in petto. Hoffentlich ist aber sein Caesar andern Formates als der von ihm lancierte Dichter X.

Richard Lewinsohn

## Nachricht Drei

In einem Variététheater sah ich allerlei Leute, da saßen welche, die schon über den Durst getrunken hatten, der Wirt schenkte ihnen darum einige Aufmerksamkeit.

Zwei zarte Mädchen rauchten Zigaretten. Jemand fiel es ein, zu erklären, er sei der dümmste Mensch, den es gebe. Die Behauptung war stark, er rechnete offenbar nicht mit der Möglichkeit, daß er sich vielleicht irre.

Ein junger Mensch trug eine groteske Mütze, aber was will das gegen die Stirnbänder und die Frisuren einiger Damen sagen? Die Kellnerin hatte für Jeden ein arti-

ges Lächeln. Energisch rasselte die Registrierkasse.

Jetzt trat ein Artist auf, der sehr schön sang und dazu auch noch sehr hübsch aussah. Hernach traten zwei auf, die allerhand aus einer Zeitung vorlasen, danach erschien ein Drollikus mit gepudertem Gesicht, steifem Hut, abgetragenen Handschuhen und trug vor: „Wenn ich verheiratet wäre".

Dann kam ein Soldat, der über sich selber lachte. Ein Schnupftuch hing ihm aus der Hosentasche. Alles lauschte und lachte mit. Eins steckte das andre mit Vergnügtheit an. Einer der Gäste spielte mit den Händen seiner Geliebten, einmal umhalste er sie sogar.

Der Direktor kündigte jeweilen eine neue Nummer an. Ich dachte an eine Arme, die mich diesen Abend angeschaut hatte. Wo war sie nun? Sprach Jemand etwas Liebes zu ihr?

Nun erschien Einer ganz still und sang in vertrauter Art ein seltsames Lied. Sein Vortrag machte die Stube groß und größer, Natur und Menschheit traten Jedem vors Gemüt, die Sonne, die Sterne.

An sich sah er nach dem Alltag aus, aber aus seinem Munde blühte ein Frühling, und ein Leben machte sich spürbar, wie es die Bücher erzählen, die wir immer wieder gerne lesen. Minutenlang wars ernst, ja, das war ein starker Eindruck.

Nun kommt was andres: Neulich marschierte ich nach

Thun.

Ich ging und ging, es war ein fortlaufendes stilles Schaffen mit den Beinen. Indem ich Strecke um Strecke zurücklegte, pries ich die Natur, die uns mit allerlei Eigenschaften ausstattet. Dem Einen gibt sie eine Vorliebe fürs Stillsitzen, dem Andern die Neigung, sich häufig zu bewegen.

Ich kam durch zwei, drei Dörfer, in einem derselben hätt' ich eine Frau besuchen können, leider erlaubte es mir die Zeit nicht. Ich erreichte Wichtrach, ging durch einen Wald, rückte dem Berner Oberland näher und näher.

Im Dorf Heimberg sah ich zwei Wirtshausschilder, einen Wilhelm Tell, sowie eine famos abgebildete Rütliszene. Bald überraschte mich der Anblick des Thuner Schlosses. Wie freute es mich, eine Stadt zu betreten, in der ich einstmals als Kontorist diente.

Zuerst aß ich einen Kuchen, schaute mir darauf die Läden an, ergötzte mich am Studium des Rathauses, ging die Schloßtreppe hinauf und fand es oben reizend. Alles sah wie vor Jahren aus, die Häuser, die Gärten. Diese Unverändertheit rührte mich. Hier stand das Amt — dort das Pfarrhaus.

Ich trat in den Friedhof, ging um die Kirche, worin musiziert wurde, fragte einen Herrn nach der Ursache des Tönens und erfuhr, daß grade Konzertprobe sei. Ich dankte ihm und sprach: „Der Platz über dem Städtchen, so nah vor der Bergwelt, eignet sich für eine Aufführung gewiß prächtig." In der Sonne promenierten Mädchen. Der Himmel, der bis dahin bedeckt war, ging mit ein Mal wie eine blaue Blume auf und leuchtete herrlich, als freue er sich über dies Stück Erde unter ihm.

Der Niesen glänzte silbrig, und im Luftraume flogen Wolken und wehte ein fröhlicher Wind. „Drinnen spielen sie eine Sinfonie, ist nicht auch hier draußen eine solche?", dachte ich und ging den Hügel herab. Auf der Brücke bot mir Einer ein gedrucktes Blatt an. Noch ging ich rasch bis zum Kleist-Haus und machte mich hernach auf den Rückweg.

Robert Walser

Deutschlands Unglaube an sich wird aufhören wie neulich sein Glaube an sich . . . Jetzt können die Deutschen werden, entweder was sie fürchten, oder was sie hoffen; ich hoffe aber, sie hoffen, nämlich sie glauben; und dann gehe ihnen statt des Regengestirns der Glücksstern auf.

Jean Paul

# Antworten

**Verlag Banas & Dette in Hannover.** Du schreibst mir: „In der Anlage senden wir Ihnen ein Exemplar der bei uns erschienenen Grotesken Mynonas: ‚Nur für Herrschaften'. Diese gegen die Lehren der Freudschen Psychoanalyse gerichteten spottenden Angriffe sind nach Ansicht der hiesigen Zensurstelle unzüchtig im Sinne des berühmten § 184 und sollen beschlagnahmt werden. Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns mitteilen wollten, ob Sie dieses Buch für unzüchtig halten oder nicht." Ich habe den ‚Reigen' weder als Buch für unzüchtig gehalten noch von der Aufführung mein — nicht eben sehr robustes — Schamgefühl gröblich verletzen lassen. Mynona behandelt die erotischen Beziehungen der beiden Geschlechter auf anders ironisierende, aber meines Erachtens nicht viel weniger künstlerische Weise als Schnitzler. Ich habe bei der Lektüre dieser Grotesken nur gelächelt oder gelacht, niemals, da ich nicht Brunner heiße, „Anstoß genommen" und würde mich wundern (oder auch nicht wundern), wenn die Instanz, die eurer Zensurstelle übergeordnet ist, dem Antrag auf Beschlagnahme stattgäbe.

**Sachse.** Mensch! „Zum zweiten Male schon wird im Briefkasten Ihrer Zeitschrift des ‚Drachen' Erwähnung getan, und wäre ich Ihnen zu größtmöglichstem Danke verbunden, wenn Sie mir an ebenderselben Stelle mit ein paar Worten Aufklärung geben würden, was derselbe eigentlich ist." Mensch! Wär' ich Pauker, so müßte ich mit erhobenem Zeigefinger ausrufen: In vier Zeilen nicht weniger als vier Versündigungen wider den Geist der heiligen deutschen Sprache! So aber kann ich nur schlichtweg sagen, daß der ‚Drache' eine Wochenschrift bedeutet, die nicht nur von dem berüchtigten Hans Reimann zu Leipzig-Connewitz, Scheffel-Straße 30, herausgegeben wird, sondern auch weitgehendste Verbreitung zu wünschen ist, und sollte erstere meines Erachtens nach allen Deutschen zur gefl. Kenntnis vorgelegt werden, trotzdem viele behaupten werden, daß sie es nicht lesen brauchen, ich hingegen die Erklärung abgebe, daß man den „Atemzügen der sächsischen Seele" nicht bloß in der Wirklichkeit lauschen, sondern sie so oft und gierig wie möglich gedruckt in sich hineinschlürfen soll.

**Deutscher Pazifistischer Studentenbund, Gruppe Berlin.** Du schreibst mir: „Seit einiger Zeit ist es durch den Rektor der Universität den politischen Studentengruppen verboten, in den Universitätsräumen politische Vorträge zu veranstalten, darunter auch dem Deutschen Pazifistischen Studentenbund (der damit also offiziell als ‚politische' Gruppe betrachtet wird). Neuerdings werden alle Vorträge vom ‚Amt für staatspolitische Erziehung' geleitet, zu dessen Sitzungen Vertreter aller politischen Gruppen zugezogen werden. Auf die Bitte um Zulassung wurde der Deutsche Pazifistische Studentenbund abgewiesen mit der Begründung daß man ihn als politische Gruppe nicht anerkenne. Da Veranstaltungen aller Art allein vom ‚Amt für staatspolitische Erziehung' geleitet werden dürfen, ist es damit dem Bund unmöglich gemacht, irgendwelche Vorträge zu veranstalten. Das Verfahren der ‚Machthaber', den Bund bald als politische, bald als unpolitische Gruppe zu behandeln, je nach dem, wie es ihrem Zweck: der Unterdrückung der pazifistischen Idee dient, spricht für sich." Und gegen euch, wenn Ihr mit dieser Sorte Machthaber nicht verfahrt, daß sie froh sind, nicht aus „Amt und Würden" gejagt zu werden. Pazifist sein heißt: nicht töten. Keineswegs heißt es: Unrecht gelassen hinnehmen.

**Stabsoffizier.** Sie haben in Nummer 18 der ‚Weltbühne' aus einem Wälzer des Generals der Kavallerie Friedrich v. Bernhardi unwiderleglich bewiesen, daß dieser Mann zu den Kriegsanstiftern, zu den großen Kriegsverbrechern zu zählen ist. Er müßte in Leipzig vor

dem Reichsgericht stehen, er, nicht Herr Heynen, Herr Neumann, und wie die kleinen Weitertreter sonst heißen. Die wichtigsten Teile Ihres Aufsatzes — ‚1911-1918' — haben viele Zeitungen nachgedruckt und das hat begreiflicherweise den hohen Herrn mächtig geärgert. Er hat sich gesagt: Wurst wider Wurst, Schwarte wider Schwarte! und hat sich Ihr ‚Altes Heer' vorgeknöpft. Es ist immer dasselbe Bild: diese Leute glauben, man müsse sein Leben lang fortlügen, weil man einmal einer verlogenen Sache gedient hat; und mit dieser mißverstandenen Germanentreue für einen schlechten Mann und ein schlechtes Unternehmen gehn sie hausieren. Was der Kavallerist, als wär' er ein Seemann oder Jäger, zusammenschwindelt, bringt die Firma Scherl an den roten ‚Tag'; und gar als Leitartikel (der Nummer 128 vom vierten Juni). Man muß das gelesen haben, um es für möglich zu halten. Der Oberstleutnant v. Rohrscheidt hat vor Gericht die ‚Weltbühne' „äh . . . die Tribüne . . ." genannt. Sein Vorgesetzter kommt immerhin der Wahrheit um eine Silbe näher, indem er von einer ‚Welttribüne' spricht. Und so sind die ganzen vier Spalten. „Es wird alles heruntergerissen"; „. . . eine solche Armee, in der nach des Verfassers Darstellung alles faul war . . ."; „. . . und das alles mit einer Armee, die — wenn man dem Verfasser glauben will — bis in den Kern verfault war . . ."; „. . . eine Schrift, die das Gute nicht anerkennen will und das Schlechte verallgemeinert." Tatsächlich haben Sie mit einer bewundernswerten Objektivität, die eine Menge ehrlicher Offiziere, auch sehr hohe, schon als die Kapitel des Buches hier erschienen, anerkannt haben, jede irgendwie rühmliche Eigenschaft des kaiserlichen Heeres und seiner Repräsentanten herausgehoben und wieder und wieder illuminiert. Den alten Reiter ficht das nicht. Die schonendste Deutung ist, daß seine Augen nichts mehr taugen. Von besiegten Generalen, die die Verantwortung getragen und so viel Butter auf dem Kopfe haben, wie's in den Stabsquartieren für sie zu essen gab, will die Sorte nun einmal nichts hören. Zum tausendsten Male hat die Niederlage von vorne der Dolchstoß von hinten herbeigeführt: „Die Heimat machte die Revolution . . . sie schloß den Waffenstillstand sehr gegen den Willen der Armee; sie hat dieser den Dolch in den Rücken gestoßen." Und das tobt, weil Sie, aus intimster Sachkenntnis, diesem alten Heer Mangel an Geistigkeit vorgeworfen haben. Die militärische Intelligenz der preußischen Generale zeigte sich darin, daß sie erst vierundzwanzig Stunden vor dem Zusammenbruch zum Waffenstillstand rieten — ach, was denn, rieten: „sehr gegen den Willen" der Regierung kniefällig darum flehten! Aber das redet heute noch munter und frecher als jemals mit. Ein Hauptmann, der die Tages-Fabeln seines weiland Befehlshabers gläubig zu sich genommen hat, schreibt, selbstverständlich anonym, an mich „Thersites", der, während Patroklus begraben liege . . . Ich weiß nichts davon, daß Tirpitz, Hindenburg, Ludendorff und Bernhardi begraben liegen. Am Telephon konnten sie schwerlich fallen. Man hat sie auch nicht, wie die anständigen deutschen Politiker, totgeschlagen. Im Gegenteil: man verherrlicht zu jeder Stunde ein Corps, das durch seine Engstirnigkeit und Kulturwidrigkeit das Land hat zerstören helfen, dessen Oberster Kriegsherr in der ersten Sekunde der Gefahr desertiert ist, und dessen Napoleon, als er seine werte Person bedroht fühlte, kein Bedenken trug, gleichfalls über die Grenze zu fliehen. Nun, das ist lange her und vergessen. Heute werden die Gelder für sein Denkmal gesammelt, und über ein kleines wird er nicht mehr der heimliche, sondern der unbestrittene Diktator eines Volkes sein, das wohl solche Führer verdienen muß, da es sie hat.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne.
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958.
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 23. Juni 1921 Nummer 25

## Die wahre Revolution von Karl Rothammer

Es ist hier oft darauf hingewiesen worden, daß wir Deutschen, im besondern aber die deutschen Arbeiter, die Möglichkeiten der Politik, Revolution zu machen, erheblich überschätzen. Wir vergessen, daß der politische Apparat nur ein Hilfsmittel ist, die wirtschaftliche Substanz wirksam zu machen. Es ist gewiß nicht einerlei, ob dieser politische Apparat aus Herrenhaus und Dreiklassenwahlrecht besteht, oder ob er durch die Demokratie der geltenden Reichsverfassung bestimmt wird. Für das Ergebnis der politischen Geschäftigkeit aber ist entscheidend, wie weit die Wirtschaft von den demokratisch befreiten Schichten beeinflußt, durchdrungen und erobert wird. Daß solche Beziehungen mißverstanden wurden, das führte zu dem Katzenjammer, der das Seelenleben der deutschen Arbeiterschaft, aber auch großer Teile des deutschen Bürgertums in der nachrevolutionären Zeit kennzeichnet. Die Monarchen verschwanden, der Militarismus zerbrach, politische Freiheit war gegeben — und doch blieb alles beim Alten. Die nervösen Zuckungen des Volkskörpers, die sich in Aufständen und kommunistischem Lärm am peinlichsten zeigten, sind nur sozusagen Hautkrankheiten eines Volkskörpers, der mit Erstaunen wahrnimmt, daß sein politisches Wachstum keineswegs Vermehrung seiner wirtschaftlichen Kraft, keineswegs Besserung seiner eigentlichen Daseinsform gewährt. Wir haben zu innig, zu blind an das Mysterium der Politik geglaubt, als daß wir nun, nachdem sich fast alle unsre politischen Ansprüche erfüllt haben, nicht enttäuscht sein müßten. Und wir fanden nicht gleich den Mut, es uns selbst und unsern Volksgenossen zu gestehen, daß der neue politische Apparat zunächst nichts andres ist als ein Instrument, dessen Anwendung erst das Wesentliche: die Umgestaltung der Wirtschaft leisten soll. So gesehen, ist der Spott der Arbeiterschaft über die formale Demokratie ein Anzeichen richtiger Erkenntnis, ist der Glaube an das Allheilmittel des Räte-Systems eine Aeußerung richtigen Instinktes. Die Besetzung einzelner Betriebe mit Maschinengewehren war gewiß töricht, aber sie war ein drastischer Ausdruck solcher Einsicht und Sehnsucht; die Verabschiedung des Paragraphen 70 des Betriebsräte-Gesetzes war ein Schritt vorwärts auf dem so erkannten Wege zur Umgestaltung der Wirtschaft, zur Beherrschung der Produktion durch die Arbeitnehmer.

Die Kämpfe um diesen Paragraphen, die mehrere Jahre gedauert haben, sind der breiten Oeffentlichkeit beinah verborgen geblieben. Und doch war er für die Entwicklung nicht nur Deutschlands, sondern der industriellen und handelnden Welt überhaupt von entscheidender Bedeutung. Dieser Paragraph verlangt, daß in Unternehmungen, für die ein Aufsichtsrat besteht, ein oder zwei Betriebsratsmitglieder in den Aufsichtsrat entsandt werden. Zur Regelung der Absichten dieses Paragraphen war im Betriebsräte-Gesetz ein besonderes Ausfüh-

rungsgesetz vorgesehen; dieses ist es, dessen Verabschiedung durch den Reichswirtschaftsrat am Anfang des Juni nicht ohne heftigen Zusammenprall zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern erfolgt ist: Nur Wenige wissen, daß die Stunde, da solche Entsendung von Arbeitern in die Aufsichtsräte der großen kapitalistischen Gesellschaften endgültig festgesetzt worden ist, revolutionäre Energien von heute noch kaum erkennbarer Spannungskraft geweckt hat. Darum ist durchaus zu begreifen, daß auch der ‚Vorwärts' einmal temperamentvoll wird: „Jetzt kündigt der Eintritt der Arbeitervertreter in die Aufsichtsräte der großen Unternehmungen als gleichberechtigte Mitglieder den Beginn einer neuen Epoche an". Und auch die Begründung des Triumphrufs ist zutreffend: „Gegen Putsche gibt es Schupo und Orgesch, gegen das legalisierte geistige Eindringen der Arbeiterklasse in die Wirtschaft hilft aber keine Polizei".

Wir wollen gewiß keinem falschen Optimismus verfallen; daß aber durch den Einbruch des gemeinen Handarbeiters in das Sakrileg des Aufsichtsrats ein Hebel zur Umlenkung der Wirtschaft, zur Neuverteilung der Erträgnisse eingesetzt worden ist: daran läßt sich nicht zweifeln. Wenn die Arbeiterschaft nur halbwegs wahrzunehmen weiß, was sich ihr hier bietet, wird sich gewaltiger als bisher zeigen, daß Wissen Macht ist. Wir haben oft gezittert, weil wir die Pflicht fühlten, dem Proletariat zu gestehen, daß der Sozialismus nicht von heut auf morgen kommen könne, daß die kapitalistische Wirtschaftsordnung noch Dauer haben wird. Jetzt dürfen wir unserm Geständnis hinzufügen: Hier aber, in den Arbeitermitgliedern des Aufsichtsrats, ist das Einfallstor gegeben. Unendlich mehr als bisher werden die Arbeitervertreter erfahren von den eigentlichen großen Vorgängen des Wirtschaftsprozesses. Ihre Anwesenheit während der maßgebenden Entschlüsse des Kapitals muß proletarischen Druck üben, muß die Interessen der Arbeitnehmer ganz anders als bisher zu einem Maßstab der Gewinnverteilung machen.

Das Kapital hat diese Gefahr abwehren zu können gehofft, hat nach Auswegen, nach Möglichkeiten, die Arbeiter zu übertölpeln, gesucht. Den bedrohten Aufsichtsrat wollten die Herren durch andre Organe ersetzen; die Arbeiter, wenn sie nun schon nicht draußen zu halten waren, sollten sich nur um die Angelegenheiten und Forderungen der Arbeitnehmer bekümmern dürfen. Es sollten Aufsichtsräte erster und zweiter Klasse geschaffen werden. Der Edle von Braun, der im Reichstag die deutschnationale Opposition gegen die Regierung der Erfüllung angeführt hat, bemühte sich noch im letzten Augenblick, die Revolutionierung der Aufsichtsräte zu sabotieren. Es ist ihm mißlungen. Von Denen aber, die das Zustandekommen des Gesetzes neuer Zeit kraftvoll gefördert haben, verdient der Professor Franke, der langjährige Herausgeber der ‚Sozialen Praxis' hohes Lob. Mit einer Handbewegung schob er den Einwand, daß die Arbeitnehmer im Aufsichtsrat nicht sachkundig seien, beiseite, denn die Fürsten, Prinzen, Admiräle

und dergleichen mehr, die von jeher auf den Klubsesseln sich gelagert hätten, seien gewiß nie sachkundig gewesen. Und er fügte hinzu, was zugleich Feststellung und Prophetie war: „Die ganze Geschichte der Sozialpolitik spricht doch dafür, daß die Entwicklung in der Richtung völliger Gleichberechtigung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern verlaufen wird”.

Es ist kein Zufall, es ist nur ein Beweis für das gleichzeitige Flüssigwerden zusammengehörender Erscheinungen, ein Beweis für die Geistigkeit des Geschichtsprozesses, daß die Arbeiterschaft in den Aufsichtsrat eindringt just, da unter dem Druck des Ultimatums eine Erneuerung der deutschen Wirtschaft vollzogen werden muß. Die manchesterliche Periode des Kapitalismus ist überwunden. Nur eine allgemein gültige Organisation der Wirtschaft kann uns retten. Das allgemeine Wohl muß von nun an Maßstab der Produktion sein. Jetzt erst ist der Kapitalismus bedroht. Die Revolution beginnt. Eine Revolution, die nicht zu erledigen ist durch eine Auswechslung des politischen Instrumentariums, die sich nicht in der Einschaltung neuer Gefühlswerte erschöpft, die vielmehr eine langsame, aber konsequente Inbesitznahme der Wirtschaft, das ist: der Grundlage des Geschichtsverlaufs, zu vollziehen hat. Enttäuschungen werden nicht ausbleiben, zahllose Hemmungen werden zu überwinden sein. Vielerlei wird die Arbeitnehmerschaft zu lernen haben, bevor sie die ihr nun gewordenen Rechte in Macht umzusetzen vermag. In diesem Sinne registrieren wir als ein günstiges Symptom, daß zum ersten Mal die Arbeiterpresse darauf aufmerksam wird, wie einseitig bisher die Handelsteile der Zeitungen durch die Interessen des Kapitals beherrscht wurden. Es wird eine antikapitalistische Presse-Information der Handelsteile gefordert. Die Arbeiterpresse soll, während sie bisher blind an die Politik glaubte, die entscheidende Wichtigkeit der Handelsnachricht, des Berichtes über das Gedeihen der Aktien begreifen. „Ueber Nacht”, so sagt hierzu die Deutsche Werkmeisterzeitung, „würde die Arbeitnehmerpresse zur ersten Handels-Information werden. Das privatkapitalistische Wirtschaftsleben würde der verhüllenden Toga entkleidet, der Volkswirtschaftskörper läge anatomisch präpariert da. Die heute mit Geheimniskrämerei kämpfende Wirtschaftswissenschaft könnte daraus ungeahnten Nutzen ziehen. Das gesamte Kreditsystem würde dem öffentlichen Einblick zugänglich sein. Zum ersten Mal wäre es möglich, über Produktion und Handel genaue volkswirtschaftliche Faktorenzahlen zu gewinnen.” Die Revolution marschiert.

## Die Welt am Mittelmeer von Meridionalis

Man liegt im glühenden tyrrhenischen Sand und läßt sich die Haut rösten. Fast weiß, wie der an den Hängen von Hiddensoe, rinnt er einem durch die Finger, rieselt er über Schenkel und Schultern. Crêmefarbener Sand und das kümmerliche Grün noch des Strandgesträuchs; sonst ist alles blau: Himmel und Meer, ohne Horizont vermählt. Langsam kreist der Blick: die

Klippe auf der des Caesar-Histrionen Sommerschloß sich erhob; Nord-Latiums und eine blasse Ahnung von Süd-Etruriens Küste; hemispherisch um die Löwenbucht herumgeschwenkt formt Einbildung Spanien, Balearen, streift Afrikas Nordsaum entlang, landet in Sizilien, kehrt über Campanien zurück und erkennt, mit bereits blinzelnden Wimpern, in einem feinen, fernen Strich das Kap der Kirke. Nun aber öffnet das Auge, schließt der Ring sich: nah draußen, kaum eine Meile südwärts, ragt ein graugeklüftetes Turmwerk, Söller und Sims von Sonne umbrandet, den Felsenfuß von Wellen umgischtet, Torre d' Astura.

Der Turm von Astura: wüstes Erwachen aus einem Spätlingstraum von kaiserlichem Reich, deutscher Herrlichkeit, germanischer Glorie über Morgen-, Mittag- und Abendland. Genau sechseinhalb Jahrhunderte vor dem zweiten — letzten? — Zusammenbruch deutscher Weltmacht nimmt Karl von Anjou hier Konradin von Schwaben gefangen: kläglich versickert im tyrrhenischen Sand der dünne Rest des einst so brausenden Herrscherwillens der Hohenstaufen. Mitleidiges Lächeln wehrt dem Vergleich zwischen Friedrich und Wilhelm, den beiden Zweiten; und doch: auch Jenen hat ein Teil seiner Zeitgenossen genial, ein andrer frivol genannt; auch Jener schien ein Künstler und war doch nur ein Bohémien, ein Unbehauster, ein Friedloser auf dem Thron, einem zu früh erstiegenen, zu heiß ergierten Thron. Auch er der Enkel des Ersten seines Namens, eines Ahnen, der mit klarem, klugem Willen die Macht geschichtet hatte, daß sie der Same seines Samens vergeuden konnte. Und zwischen Ahn und Enkel auch dort vorschneller Tod des Nachfolgers und Vorgängers. Und hat nicht auch Friedrich den wahrhaften Staatsmann seiner Zeit und seines Hofes, seinen Lehrer und Kanzler, Peter von Vinea, von sich gejagt wie einen ausgedienten Karrengaul?

Wer weiß: vielleicht macht den Einen nur die Ferne größer, den Andern die Nähe kleiner. Noch einmal sechseinhalb Jahrhunderte vielleicht, und Wieringen erscheint den Enkelsenkeln als ein Astura, die lächerliche Geldbuße eines kapitalverschiebenden Hohenzollern-Sohns in dem gleichen legendären Lichte wie das Schafott des Hohenstaufen-Enkels. Die Zeit ist eine große Literatin, und Klio schwindelt noch mehr als Zarathustras zu viel lügende Dichter, die nach einem halben Jahrtausend hingehen und die „kaiserlose” nur darum die „schreckliche” Zeit nennen: jene wirren, müden, magern, recht- und gesetzlosen Katzenjammerjahre, während welcher die Franzosen im Reich nicht wenig zu sagen hatten und ein Ritter aus Cornwallis der heimliche Kaiser von Deutschland war.

*

Cornwallis sagen heute nur noch die Operntexte, und Herr Lloyd George ist nichts weniger als ein Ritter. Aber die Geschicke Deutschlands hält wieder der Mann aus Wales in der Hand. In London wird altes deutsches Land verteilt; eine Beratung in Downing Street, eine Rede in Westminster schaffen gültigeres Recht über Germaniens Grenzen als Vertrag und Abstimmung, als klar bewiesener Volkswille und jahrhundertaltes

Kulturverdienst. Upper Silesia? Während der Weekend-Ruhe hat man Muße, den Erdball gemächlich um seine Achse zu drehen und alle seine Fragen in einen einzigen großen Zusammenhang hineinzudenken. Nicht umsonst hat man von Jugend auf gelernt, die ledernen Bälle kilometerweit über die grüne Fläche zu treiben; ein Golf-link ist keine Bierbank.

Erinnert man sich der Wette, die hier nach des Rundreise-Apostels Simons glorreichem Rückzug übern Kanal angeboten wurde? Mit Glanz wäre sie gewonnen gewesen. Ruhrort ist noch längst nicht geräumt, und schon hat sich Alldeutschland mit dem Verlust von Pleß und Rybnik abgefunden, gibt es Kattowitz verloren, zittert und zetert es nur noch um Beuthen und Gleiwitz. Ob die letzten schwarzen Perlen aus dem vom Hôtel-(Lomnitz-)Dieb Korfanty jählings ergriffenen und zerrissenen oberschlesischen Collier noch einmal den Hals der verarmten Parvenue Germania schmücken werden? Es ist nur leicht übertrieben, wenn man behauptet, die Antwort auf diese Frage hänge von Angora ab.

Herr Mustafa Kemal ist heute ein viel mächtigerer Mann als Liman und Ludendorff und alle die andern christlichen Paschas, die ihm vor noch nicht allzu langer Zeit gönnerhaft auf die Schulter klopften, mit der er an der ihren kämpfte. Längst hat er ja ihre Bundesgenossenschaft, die nur noch ein Kinderschreck ist, mit der des Herrn Lenin vertauscht, die man in Europa gern als etwas Aehnliches hinstellen möchte, und die doch eine solch abgefeimte Realität ist, daß ihr sämtliche Heringsbändiger von London und Berlin, New York und Rom kommerzielle Bücklinge machen. Nun, mehr zu paß als Herrn Korfantys Kreuzzug und der daran entzündete Zank der Siegertrias konnte dem Russen und dem Türken gar nichts kommen. Was man in Moskau daraus münzt, wird ja eines schönen Sommer- oder Herbsttags noch offenbar werden. In Angora zerriß die „Nationalversammlung” zunächst einmal die Konzessionsverträge, mit denen der schlaue Bekir Sami Bey seinem Herrn Ruhe vor den kleinen Kläffern verschafft und das drohende Knurren der großen Bulldogge einstweilen von den Seinen gegen Franzosen und Italiener gelenkt hatte. Die erhoben nun jedes Mal, wenn die Dogge wieder Kehrt machen und dem griechischen Spitz bei der Verfolgung des türkischen Fuchses beistehen wollte, ein durchdringendes Gebell. Auf ein Mal aber wird jetzt England endgültig energisch, verspricht dem „Deutschen” Konstantin Kanonen und Dukaten. Wieso hat Frankreich auf ein Mal seine Zustimmung zu diesem brutalen Vorgehen gegen seine lieben Türken gegeben? Vielleicht gegen französische freie Hand und polnische lange Finger in Oberschlesien? Herr Korfanty hat erst jüngst einem italienischen Ausfrager gestanden, er pfeife auf Lloyd George. Woher nimmt er den Mut zu dieser musikalischen Uebung?

Es hat keinen Sinn, auf all diese Fragen eine bündige Antwort zu suchen. Der oberschlesisch-orientalisch-mediterranische Rattenkönig ist viel zu verfilzt, als daß man ihn ganz entwirren könnte. Und überdies: wer sich zur Beurteilung dessen,

was zur Zeit zwischen und in den Kanzleien von London, Paris und Rom abgekartet wird, an Goethes Diwan-Spruch vom nicht mehr zu trennenden Orient und Okzident inspiriert, gerät in die Gefahr, daß ein heimatlicher Staatssekretär a. D. ihn als „Gebärdenspäher" verhöhnt und ein noch im Amt befindlicher deutscher Botschafter mitleidig und weltfremd anlächelt. Aber vielleicht kommen jetzt die Tage der Rosen.

*

Selbstverständlich ist heute die Leitung des Auswärtigen Amts zu Berlin kaum eine beneidenswerte Aufgabe. Aber auch Herr der römischen Consulta zu sein, ist kein angenehmer Zeitvertreib. Vor lauter Lavieren zwischen übermächtigen Freunden und ohnmächtigen Exfeinden, von denen man jene heute dringend braucht und diese morgen sicherlich brauchen wird, kann man schon die grade Linie einbüßen. Es ist in der letzten Zeit von einer Sforza-Linie viel die Rede gewesen. Der italienische Außenminister soll den Kompromißvorschlag ausgeheckt haben, der den Polen den größten Teil des Industriereviers sichert. Es ist viel wahrscheinlicher, daß er nur der (wenn auch bewußte) Brief- und Schildträger Frankreichs war. Es gehen zwischen der Piazza del Quirinale und dem Café Aragno viele Sagen um von der Sehnsucht des Grafen Sforza nach der pariser italienischen Botschaft und anderm Liebeswerben, das seinen Blick in der oberschlesischen Angelegenheit blenden und ihn sogar das von den Polen vergossene italienische Blut vergessen machen soll. Man darf annehmen, daß er, wie die Franzosen sagen, „andre Katzen zu peitschen hat", größere. Der Angora-Kater ist nicht der kleinste davon; aber andre umschleichen ihn näher. Das ist der ganze Adria-Komplex mit dem (freudisch gesprochen) in Rapallo schlecht verdrängten Fiume-Knoten in der Mitte. Der muß gelöst werden, und zwar bald, soll das an sich durch den Wahlausfall schwerlich gestärkte Kabinett nicht gleich nach der Kammeröffnung die nationalistische Hölle im Abgeordnetenhause haben. In den allerletzten Tagen scheinen die Italiener nun endlich in Belgrad mit ihren Vorschlägen Gegenliebe gefunden zu haben. Belgrad aber ist —: wenigstens weltpolitisch — immer noch eine Filiale von Paris; französisches Kapital gründet serbische Schiffahrtslinien in der Adria; Schneider liefert so viele Geschütze auf bequeme Ratenzahlung, wie nur hintern Monte Nevoso und an die dalmatinische Küste gehen, wo Zara eine Enklave, Istrien mit Leichtigkeit abzuschnüren ist. Von den Handelsnöten des halbtoten Triest und des mausetoten Fiume ganz zu schweigen.

Dann ist da Tripolis, wo hart hinter der Küste kein Italiener sich blicken lassen darf, will er nicht eine in bundesgenössischen Arsenalen gegossene Kugel unter die Haut bekommen. Dicht dabei liegt Tunis, wo doppelt so viele Italiener wie Franzosen hausen; ein schönes, fruchtbares Land, auf das man in Rom ebenfalls grade eine erste Hypothek zu bekommen sich bemüht. Da sind die zehntausend und aberzehntausend italienischen Arbeitskräfte, die bei Ventimiglia und Modane die westliche Grenze überschritten haben, und die nun geschützt, gesichert, versorgt

sein wollen. Und diese Grenze muß der italienische Minister um jeden Preis offen zu halten versuchen, da nach Washingtons neustem Erlaß die Auswanderung in die Union so gut wie verboten ist. Für all das kann man schon irgendwo auf der schlesischen Landkarte einen kleinen Strich einzeichnen oder sich dazu die Hand führen lassen. Umso mehr, als es für absehbare Zeit gefahr- und kostenlos ist. Denn was kann der arme deutsche Teufel geben? Nicht einmal Hiebe; geschweige denn Gnaden und Macht. Die Industrialhegemonie Frankreichs? An der ist fürs erste doch nichts zu ändern, und außerdem wird sie nicht so heiß gegessen werden, wie sie einen die italienische Schwerindustrie täglich in ihren Blättern vorkochen und -kauen läßt. Die Deutschen kommen ja doch wieder auf die Beine, und wer weiß, ob man bis zum nächsten Krieg noch mit Mörsern auf Panzerplatten schießt.

Vielleicht ist solches Raisonnement kurzsichtig. Aber unlogisch ist es nicht. Auch Herr De-Martino, der dieser Tage Urlaub von seinem londoner Posten genommen hat, könnte heut in der Consulta kaum eine andre Politik machen. Selbst in einem (vierten) Kabinett Nitti nicht (das allem Anschein nach erst in einigen Monaten fällig ist). Umso weniger, als mancherlei deutsche Rede und Schreibe über die Südtiroler (deren biderber Hodler-Kopist Egger aus Lienz dicht an der neuen Nordgrenze Italiens sich nicht versagen konnte, seine leeren Leinwände in einer reinitalienischen Nationalausstellung den Römern vor Augen zu führen) die Italiener auch gefühlsmäßig von Deutschland entfernen.

*

Als ich, vor acht Monaten, zum letzten Mal an diesem Strand die Sonne mit den Wellen des Horizonts zusammenrinnen sah, wäre es kaum möglich gewesen, daß Herrn Barrèes nächster Untergebener in einem öffentlichen Vortrag die Landsleute Konradins von Schwaben vor Römern mit ihrem Ekelnamen genannt hätte; und Herr Poincaré hätte schwerlich bei der Dante-Feier der Sorbonne Italiens größten Dichter einen mittelmäßigen Politiker schelten dürfen, weil er Kaiser Heinrich als Erretter Italiens zugejauchzt hat. Ein Volk mit so wenig politischem Verstand wie das deutsche sollte nun endlich ein für alle Mal auf Hohenstaufen-Träume verzichten.

Anzio, 5. Juni 1921.

## Der Fall Spengler von Willi Wolfradt

So erging es Oswald Spenglers Buch ‚Der Untergang des Abendlandes' in der öffentlichen Schätzung: Im Winter 1918 zu 19 raunten sich die Eingeweihten zu, es sei da ein seltsames und hochbedeutendes geschichtsphilosophisches Werk von einem gewissen Spengler herausgekommen, eine gigantische Konzeption wie keine seit Hegel, spannend, geistreich, universell, kurzum: etwas ganz Außerordentliches. Man müsse es lesen. Es wurde gelesen, der Ruhm verbreitete sich wie ein schadenfrohes Gerücht, allmählich wurde er ruchbar, und man kam mit keinem

Intellektuellen zusammen, ohne daß der Name Spengler fiel und die Ideen seines Buches diskutiert wurden. Keiner kannte Spengler, Keiner hatte ihn gesehen. Er sollte Mathematik-Oberlehrer gewesen sein, es hatte sich kein Verleger für sein Buch finden lassen; es war eine mystische Atmosphäre um den Namen gebreitet. Es hieß, er lebe in München; aber weder die Gelehrten noch Schwabing kannten ihn persönlich, und das will für München etwas heißen. Alles las Spengler, die Professoren machten sich modern in den Kollegs, indem sie auf ihn eingingen, die Zeitschriften brachten lange, lobeserhebende Referate, nie gab es wohl einen derartigen Erfolg eines dicken philosophischen Werkes in allen Leserkreisen, gelehrten und ungelehrten, ernsten und snobistischen. Spengler war der Mann des Jahres 1919.

Da erschien eine Broschüre von ihm: ‚Preußentum und Sozialismus'. Sie hätte wohl nicht so viel Beachtung gefunden, hätte nicht das vorangegangene große Werk die Gemüter so erregt. Alles stürzte sich drauf, und die Enttäuschung war allgemein. Man begann sich zuzuwispern, es sei nicht viel los mit Spengler, er sei ein Journalist, ein Reaktionär, ein Bonmotfabrikant, ein Pedant, ein Phantast; sein geheimnisvoller Ruhm begann deutlich antastbar zu werden. Spengler, bisher der Mann im Dunkeln, trat mit einem Vortrag über Goethe als Philosophen vor die Leute und hätte zehnmal Belangvolleres sagen können: das Incognito war gelüpft, die fromme Scheu wich. Vorsichtig begann ein Feldzug der Diskreditierung gegen Spengler, der längst Vielen ein Dorn im Auge, längst den Zünftigen peinlich, den „strengen Wissenschaftlern" verhaßt war. Ha, endlich durfte man! — war überall deutlich zu spüren. Von der kleinen Broschüre-Blöße aus begann man allgemein den armen Spengler abzutasten, der einzigartig steilen Kurve des Berühmtwerdens schloß sich in jäher Unmittelbarkeit eine ebenso scharf fallende des Berüchtigtwerdens an, es tauchten allerlei, zum Teil dickleibige, Anti-Spengler-Schriften auf, und unter großem Geschrei begrub man den Frechen, der sich erlaubt hatte, in so maßloser Weise die Aufmerksamkeit der Welt auf sein Werk zu lenken. Demoralisierend, literatenhaft, pessimistisch nannte man es, und heute kann jeder Fachpolitikus, jeder kleine Schelm, jeder eitle Philologe gefahrlos einen Fußtritt anbringen.

Diese seltsame Geschichte eines Buches (die damit freilich nicht abgeschlossen sein dürfte) ist unerhört kennzeichnend für diese Epoche. Die Ueberschätzung, die große Mode, der Nimbus, der Angriff von politischer Seite gegen die politische Ferse eines kulturphilosophischen Achilles, das zuchtlose Sichstürzen der Mediokren auf den Kompromittierten, die Wonne, in den Staub ziehen zu können, was man und weil man es nicht ohne untertänige Ehrfurcht bewundert hat: das ist die liebe Gegenwart ganz und gar. Ich aber will nicht ruhig hinnehmen, daß hier aus politischer Gegnerschaft der Mann abgeurteilt wird, dem wir das reichste, großzügigste, phantasievollste Werk der Epoche verdanken. Wenn gegen einen Menschen zugleich die widersprechendsten Vorwürfe erhoben werden: wenn er als Bohémien, als völkischer Professor, als Zettelkastenpedant und

Originalitätssüchtiger, als hohler Konstrukteur und gefälliger Plauderer, als destruktives Element und als Entwicklungsbanause, als Dadaist der Weltgeschichte und als Ueberwissenschaftler gebrandmarkt wird — dann mag von alledem etwas richtig sein, aber grade darum muß er doch wohl eine recht bemerkenswerte Erscheinung sein. Grade ein Organ wie die ‚Weltbühne' sollte nicht verkennen, daß hier ein frischer, die Konventionen aufhebender, freizügiger, blühender Geist am Werke war, ein kühner, phantasievoller Denker, ein Feind des Geläufigen und Mittelmäßigen. Sein Buch darf nicht unwidersprochen bleiben, im Ganzen wie im Einzelnen, aber der Widerspruch halte sich in der Ebene kritischer Philosophie und nähre sich nicht aus Bedenken der politischen Sphäre, die einerseits tiefern Erwägungen doch nicht standhalten, andrerseits ganz unangebracht sind einer Schöpfung gegenüber, in der kein auch nur indirekt politisches Wort vorkommt, und deren politische Auswirkungen durch sie in keiner Weise festgelegt noch vorauszusehen sind. Mag eine ganz unmaterialistische, pessimistische, undemokratische, irrationale Weltanschauung hinter dem Ganzen stehen (die schließlich auch allen wirklich revolutionären Menschen naheliegt), so ist das Titelschlagwort doch gradezu Formel für alle jene Tendenzen, die unsrer politischen Umbildung ebenso zugrunde lagen, wie die Gedanken eines Rousseau und Voltaire dem französischen Umsturz. Grade daraus erklärt sich ja der unerhörte erste Erfolg des Buches, daß es eine so treffsichere Zusammenfassung der Fortschritts- und Kulturskepsis, des nach Osten gewandten Sinnes, der Auflehnung gegen das wilhelminische Protzentum, den Wissenschaftsdünkel, die Irreligiosität gewesen ist, die in der Luft lagen.

Man kann sagen, das Buch hebe sich selbst auf, man kann mit Jacob Burckhardt sagen, eine vorausgewußte Zukunft sei keine Zukunft mehr, man kann gegen Spenglers Unverständnis für heutige Kunst argumentieren, man kann seine Bergson nachgebildete Raumzeitanschauung mit Gründen ablehnen, man kann ihm seine Anmaßlichkeit übelnehmen und ihn in die Grenzen eines freilich unerhört begabten und zündenden Schriftstellers verweisen, der Lamprecht, Bergson, Worringer und viele, viele Andre geschickt verarbeitet hat, man kann auf hundert Stellen den Finger legen, wo dem Grundplan zuliebe die Einzeltatsachen vergewaltigt werden. Aber man schlage das Buch auf, wo man will, und man wird gepackt sein von der noch im Verarbeiten und Irren schöpferischen Kraft, von dem klingenden und sprühenden Stil, von der seltsamen Spürfähigkeit, von der Tiefe der Deutungen. Es gibt heute vielleicht kein irrtümlicheres, aber auch kein anregenderes, kein reicheres, kein lebendigeres Buch. Hier grade zeigt sich, daß „richtig" und „unrichtig' gar keine Entscheidung ist für Geistiges, sondern daß es darauf ankommt, ob den Dingen neue, bedeutende, verlockende Seiten abgewonnen werden. Spengler ist gewiß kein zweiter Kopernikus, als den er sich gern bezeichnet, ist sicherlich ein etwas windiger Geselle. Aber das heißt: ein Luftzug, ein Abenteurer, Einer, der Stagnierendes in lebhafte Bewegung versetzt hat, ein Hecht im Karpfenteich.

# Wie sie starben . . . von Arno Voigt

Wenn die deutschen Fürsten bei Ausbruch der Revolution nicht ihrer in den Jahren der Gefahr so trefflich geübten Kunst des Unsichtbarwerdens das Letzte und Höchste abgewonnen hätten, dann könnten wir jetzt wenigstens das interessante Schauspiel genießen, wie die Untertanen an ihren Landesherren immer mehr vorbeisähen, als ob Stücke Luft auf den Thrönchen säßen. Die Monarchen hatten wirklich Alles getan im Kriege, um sich unpopulär zu machen. Ueber den Kaiser, der Landwehrleute zu „seinem Jungen" entließ, damit dieser ihnen die „Hosen straff ziehe", ist hier schon einmal gesprochen worden. Nicht viel weniger beleidigend wirkte die Gleichgültigkeit etwa des an sich harmlosen sächsischen Königs. Der Landser fragte sich sehr eindringlich, was er denn mit diesem Manne, der es sich ohne jede Zurückhaltung ansehen ließ, wie qualvoll ihm die langweiligen Frontbesuche seien, und der mehr gähnte als sprach, eigentlich gemein habe, und woher solcher Art Leute das Recht herleiteten, außerhalb der Kriegskatastrophe in unbegrenztem Comfort zu leben. Aus mehr als vierjährigem Frontdienst ist mir nicht eine einzige Aeußerung eines Soldaten, auch nicht eines Offiziers, bekannt, die auf bereitwilliges Sterben für die Fürsten hindeutete. Man nahm diese Männer hin, man ertrug sie und lachte längst über die Orden. Der Fahneneid war es garnicht, was band. Denn auch als Wilhelm der Zweite bereits über die Grenze war und die meisten Landesherren sich schon bedankt hatten, warfen noch hunderttausende deutscher Soldaten Handgranaten nach dem Feinde. Grade dieser Schlußakt beweist, daß es dem Soldaten garnicht um die Fürsten zu tun war. Trotzdem werden die Toten heute noch für die Scheinlebenden angeputzt. „Sie starben, getreu ihrem Fahneneid, für Kaiser und Reich, für König und Vaterland."

Ich will hier einige Fälle erzählen, wie Soldaten starben. Man wird daraus auch ersehen, wofür sie starben.

1. Bei Langemaarck starben im Oktober 1914 Tausende, weil die mittlere Führung keine Ahnung hatte, wie sie die Truppenteile anzusetzen hatte.

2. Unser Regimentsstab baute sich auf dem Brimont einen Prachtunterstand. Dazu benötigte er lange Wochen hindurch sämtliche Bautrupps. Folglich konnte in der Kanalreserve kein Mannschaftsunterstand gebaut werden. Folglich erschlug eine Granate nachts neun Mann.

3. Nach dem Feldgottesdienst trollte eine Kompagnie übers freie Feld zurück. Eine Granate hatte sich verirrt und verwundete zwei Mann schwer. Ruf nach dem (frühstückenden) Stabsarzt. In dieser Gegend (sie gehörte zum „schlafenden Heer", wie der Stabsoffizier der ‚Weltbühne' Heeringens Armee genannt hat) passierte nie etwas. Trotz der Engelsruhe bestand der (frühstückende) Stabsarzt darauf, daß die beiden Schwerverwundeten zu ihm gebracht würden, wobei er sich auf die Feldsanitätsordnung berief. Sie starben auf dem Transport.

4. Am sechsten August 1916 kam mein Bataillon an die Somme. In der Nacht vom siebenten zum achten mußten drei Kompagnien in dem uns ganz unbekannten Gelände ohne jeden vernünftigen Zweck einen Sturm auf die Monacu-Ferme unternehmen. Die Reste der drei Kompagnien wurden zu einer einzigen vereinigt.

5. In ganz ruhigem Gelände schickte der Abschnittskommandeur allnächtlich Schleichpatrouillen hinaus, um darüber „Meldungen" machen zu können. Das wurden dann die einzigen Verluste, die wir hatten.

6. Der Verpflegungsoffizier fragt durch Meldegänger bei dem in vorderster Linie sitzenden Kommandeur an, ob er Weißbrötchen wünsche — er habe Mehl zum Backen da. Der Kommandeur befiehlt: „Dann lassen Sie Splitterhörnchen backen." Der Meldegänger, der diesen Befehl durch die Splittergranaten zurücktragen muß, fällt dabei.

7. Der Soldat Helmhake wird totkrank an einen Baum gebunden und in ein stinkiges Erdloch geworfen. Exitus.

Diese Beispiele aus der Erfahrung beliebig zu vermehren, wird jedem Kriegsteilnehmer leicht sein. Uns interessiert besonders der letzte Fall; denn hier liegt die romantische Todesanzeige des Herrn Kompagnieführers an die Eltern vor. Und siehe: Helmhake starb als getreuer Soldat für Kaiser und Reich und nicht etwa als tot gequältes Opfer eines Verbrechers.

Ein Tröstliches hat übrigens diese Methode. Durch sie tritt die Reinheit aller Gefallenen klar zu Tage. Denn da wir ja nun, nachdem auch Hindenburg es ausgesprochen hat, genau wissen, daß unsre Armee durch die Heimat vergiftet worden und dadurch alles Unglück gekommen ist, können nur wir Zurückgekehrten das Gift in uns aufgenommen haben. Von den Toten wissen wir ja genau, wie sie starben. Nämlich: getreu ihrem Fahneneid für Kaiser und Reich. Ergo: an sie kam das Gift nicht heran. Ergo: wenn sie nicht gefallen wären, wäre die Front nicht vergiftet worden. Ergo: wäre die Blamage des militärischen Zusammenbruchs allein auf die O. H. L. gefallen. Ergo: Und des Herren Wege sind wunderbar und führet es herrlich hinaus!

Wie sie starben . . . Sie starben so, wie das kleine Hirn der Reaktionäre es sich nachträglich zurechtmacht. Wäre ich Helmhakes Bruder: ich würde mir die Sache für meinen Bruder verbitten. Ich würde feststellen, daß ein Mann, den das alte Regime zu Tode geschunden hat, nur von der Scheinheiligkeit als dessen Verteidiger in Anspruch genommen werden kann. Ich würde nicht dulden, daß auch er unter diejenigen gezählt werde, die der Dolchstoß der perfiden Heimat traf, weil ich weiß, daß seine Vorgesetzten ihn im Felde wie ein Schwein haben verrecken lassen. Wie sie starben, weiß man nicht von Allen, aber von Vielen. Von Helmhake weiß mans. Von all den angeführten Fällen weiß ich es. Viele starben in dem stolzen Bewußtsein, Verteidiger der Heimat zu sein. Die Allerwenigsten für den Mann, der, als er das erste Mal in die Lage

kam, die ihnen alltäglich war, nämlich in persönliche Gefahr, sofort die Autos ankurbeln ließ. Viele starben um des Ehrgeizes der Vorgesetzten willen. Die Soldaten standen lieber unter einem General, der seinen Pour le mérite schon hatte.

Es müßte Manchem auf der Seele brennen, es müßte Manchem nachts in den Schlaf hineingellen, wie sie starben. Die Meisten liebten das Leben, weil sie Frau, Kinder und Beruf hatten. Sie hatten allen Grund, sich nicht zu opfern, aber sie wurden geopfert. Und ihr Opfer soll heute zur Verdächtigung, zur Anschwärzung des neuen Staates dienen. Da sie noch lebten, fragte man nicht nach ihnen. Jetzt, wo sie tot sind, versteckt man sich hinter die Pietät, um unter ihrem Schutz das Neue zu besudeln. Da glaubt man sich unangreifbar. Vielleicht ist unter Denen, die ihre Leute heute noch für den Kaiser sterben lassen, mancher, der von einem feisten Gehalt der Republik lebt. Das würde uns zu dem Thema führen: Wie sie leben. Und da müßten wir erschaudern, weil wir sehen müßten, daß Viele in der Art, wie sie leben, sich nicht mit Jenen messen können, deren Tod sie nutzen zur Verspottung der Republik, zur Verleugnung der neuen Staatsverfassung, zur Verherrlichung des gekrönten Deserteurs und zur Opferung der Kerle, die sie über den Tod hinaus kommandieren und unmündig machen, damit ihren dunkeln Zwecken selbst heute noch diene, wie sie starben.

## Hanns Henny Jahnn von Oskar Loerke

Julius Bab hat sich (in Nummer 24 der ‚Weltbühne‘) das große Verdienst erworben, das Werk des Dichters Hanns Henny Jahnn der pharisäischen, fanatisch und denunziatorisch überheblichen, medizinischen oder sonstwie bagatellisierenden Betrachtungsweise entrissen zu haben. Gewiß ist, daß wir uns mit dem Drama ‚Pastor Ephraim Magnus’ im Grenzgebiet des Geistes, der Kunst befinden. Fruchtbar können nur die Anfeindungen sein, die sich um die Grenze zwischen dem Diesseits und Jenseits bemühen. Darin sind Gegner und Anerkennende einig, daß sich das Stück als ein Werk bloßen Talents nicht erledigen läßt. Ein gewaltiger, peinlich zu tragender Rest bleibt übrig. Die Bagatellisierenden werden nicht zögern, zu sagen: Der Gegensatz von Talent ist Talentlosigkeit. Aber es gibt auch nach der andern Seite hin einen Gegensatz in das Naturhafte hinein. Wessen Natur eine Folter, wie sie ihm hier zugemutet wird, nicht ertragen kann oder mag, der lege das Buch aus den Händen. Wer es nicht ertrug und andres bekennt, als daß er es nicht ertrug, tut Unrecht.

Wären Fragen der Kunst durch Stimmenmehrheit zu lösen, so hätte der Dichter Victor Klages gegen Jahnn gewonnen. Er zieht in der Weser-Zeitung vom Leder (Schleuderer von Verdächtigungen und Stinkbomben folgten), und ihm ist absolut nichts zu erwidern. Er meint es so gut und ehrlich, wie nur irgend möglich, nur meint er auch, er habe ein Recht darauf, daß der ‚Pastor Ephraim Magnus’ ihn etwas angehe, und die Langeweile, um von Schlimmerm zu schweigen, was er bei der Lektüre

empfand, habe selbstverständlich Jahnn verschuldet. Ich zweifle nicht daran: dichte Reihen der „Besten" stehen hinter Victor Klages. Er ist nicht ein Einzelner; er ist eine Millionenpartei. Sie fordere Abstimmung, und die demokratische Kunstrepublik ist gerettet! Kunst läßt sich nicht nachweisen wie Radium oder Bazillen, und die Partei Klages braucht nur wenige Fragen zu stellen, um zu ihrem Siege auch den Schein des Rechtes zu erobern, sogar, um auch mich zu zwingen und Alle, die ähnlich urteilen wie ich. Wer weiß, ob viele Dichter und Kritiker überhaupt sich mit Jahnn beschäftigen; allzu viele denken nicht nur: Leben und leben lassen, sondern auch: Sterben und sterben lassen! Ja, wenn die Kategorien Theaterstück oder Buchdrama genügten!

Erste Frage der Partei Klages: Gibt es ein schreckenreicheres Werk als dieses? Auch ich antworte: Mir ist keins in der Weltliteratur bekannt. Zweite Frage: Findet der Psychiater hier nicht eine ungewöhnliche Ernte? Antwort: Warum nicht? Selbst Shakespeare, Lenau, Hölderlin waren außer für Andre auch für den Psychiater Objekt. Dritte Frage: Kann ich nicht Stellen auspflücken, die bare Abhandlung, bare Lyrik sind? Antwort: Zweifellos. Vierte Frage: Lassen sich nicht Gedanke für Gedanke nachweisen, die vor Jahnn schon längst ausgesprochen waren? Antwort: Vielleicht waren alle seine Gedanken vor ihm ausgesprochen. Fünfte Frage: Haben die Figuren ihresgleichen bei Sophokles, Racine, Ibsen, Fulda? Antwort: Nein! Noch zwanzig solcher Fragen genügen vollkommen, um das Werk als verrückt, trivial, gestaltlos und kunstfeindlich zu erweisen. Man zerlegt den Elephanten und ist vor jedem Widerspruch außer dem der Narren sicher, wenn man behauptet: Sind das nicht Haare? Knochen? Hirn? Gedärme? Haben Schwein, Affe, Maus nicht auch welche? Aber sie sind außerdem noch richtige Schweine, Affen und Mäuse. Man zerlegt den Elephanten, aber man sieht ihn nicht.

Julius Bab wandte die Mühe auf, nicht nur einzelne Bestandteile der Erscheinung herumzureichen, sondern er sah die Erscheinung als ein Ganzes an. Er war sogar imstande, den materiellen Inhalt des Stückes zu skizzieren, ohne zu verletzen und demagogisch den Leser irre zu leiten. Widersprechen muß ich ihm nur darin, daß es nicht möglich und nötig sei, das Werk als Drama zu betrachten. Es ist möglich, und es ist nötig, eben weil es sich um einen äußersten Fall handelt, und weil bei positiver Entscheidung sich der Vorwurf des schrankenlosen Materialismus entkräftet zeigt.

Das Drama ist gegen das Nichtdrama zweifach abgegrenzt: nach hüben und nach drüben. Die eine im Artistischen verlaufende Grenze scheidet es von Lyrik, Epik, philosophischem Dialog undsoweiter. Die andre, die ihm mit allen Kunstgattungen gemeinsam ist, ist die zwischen angeschautem und wirklichem Leben. Es ist wichtig, daß man analysierend nicht bald die erste, bald die zweite Grenze meine. Das scheint mir in dem Streit um Jahnn zu geschehen. Wenn es heißt, daß die Gespräche über die „einfachen Dinge" Liebe, Tod, Gott, Erörte-

rungen eines inkonsequenten, zwitterhaften Mataphysikers seien, so soll damit nicht nur ein technischer Mangel des Dramatikers behauptet werden, sondern auch der Mangel eines Mannes aus dem wirklichen Leben, nämlich der eines untersuchenden und belehrenden Philosophen. Der philosophische Anspruch war aber von dem Dichter nur indirekt gemacht worden, direkt allein der dichterische. Er philosophiert in seinen Figuren. Die Philosophie und deren Inkonsequenz wären diesen vorzuwerfen. Ob das Philosophieren erlaubt sei, ist eine Frage des Wächters an der andern Grenze zwischen Drama und Nichtdrama. Die Erlaubnis dazu haben sich Dramatiker aller Zeiten und Zonen genommen, und auch der Einwand ist nicht richtig, daß die Philosophie in den Gestalten immer völlig verschwunden sei. Realistische Epochen freilich neigten dazu, sie allein durch sinnliche Erscheinung auszudrücken, und zwar umso deutlicher, je mehr sie sich dem Naturalismus näherten. Andre machten das Gedankenhafte zu einem Teile der sinnlichen Erscheinung ihrer Gestaltungen. Liebe, Leben, Tod und Gott als Probleme des Menschen überhaupt und nicht als die bestimmter Menschen scheinen sich der Gestaltung zu entziehen und nur eine abhandelnde Erörterung zuzulassen. Paradoxerweise entziehen aber grade sie sich in ihrer Rätselhaftigkeit jeder Wissenschaft: Der Wissenschaft bleiben nur ihre Wirkungen, in denen sie selbst also nicht mehr sind, zugänglich. Die Wissenschaft (Kant) geleitet möglichst genau an den Rand der Rätsel. Der Kunst ist es darüber hinaus möglich, ihre Lösung dennoch zu versuchen. Sie kennt die persönlichen Wege, Kämpfe, Abenteuer um diese Rätsel, nicht nur ihr unpersönliches, ewiges Schweigen und ihre hoffnungslose Unbeweglichkeit. Einen Weg dieser abenteuerlichen Kämpfe (nur einen, nicht den) zeichnete Jahnn auf: den Weg durch die grauenhafteste Hölle. Sähen wir nur ihre Schrecken und keine Menschen, die sie bestehen müßten: wir würden nicht so im Tiefsten zermalmt, wie es hier Allen geschieht, die es überhaupt über sich bringen, bis in das äußerste Dunkel mitzugehen. Die Meisten retten sich naserümpfend, schmähend, entrüstet aus der Gefahr eines vor dem Wahnsinn der letzten Konsequenzen nicht Halt machenden Ernstes. Die Frage aber: Ist das Kunst? bleibt ihnen nur dann frei, wenn sie eine präzise Antwort auf die Vorfrage wissen, was Kunst sei. In Jahnns Drama gehen Menschen von ungeheurer Intensität den Qualenweg, nicht wir Zuschauer mit unsrer geringern, sonst müßten irgendwelche ebenso ausführlichen Berichte derselben Qualen außerhalb des Dramas auf uns eine ähnliche Wirkung hervorbringen. Liegt der Schluß nicht nahe, daß jene intensiven Menschen Jakob, Jahanna, Ephraim nicht doch gestaltet sein müssen?

Ihr Kampf ist die Entfaltung des Urmenschen im Menschen, ihre individuelle Unterscheidung durfte darum nicht auf eine Weise geboten werden, die diese Entfaltung unmöglich machte. Ihnen fehlt mit Recht Alles, was sie einem historisch bezeichneten und bedingten Zeitabschnitt oder aktuellen Konflikten zuwiese, weil das Vorübergehende und irgendwann einmal Modische sie ungeeignet machen würde für den Streit um das „Ein-

fache", den „ewigen Besitz". Ihre Nachbarn im Raume sind nicht ihre Bäcker und Krämer, sondern die Ersinner der aegyptischen Pyramiden, die Meister der Kathedralen, Michelangelo, Leonardo, Dietrich Buxtehude, Sebastian Bach. Und sie leben mit diesen gewiß glücklichern und begnadetern Mitmenschen unliterarisch in der gleichen Stunde, nicht mit deren heutigen, posthumen Vorfahren. Wenn solche Namen genannt werden, so liegt darin keineswegs, wie Bab möchte, ein Verzicht auf die dramatische Form, wie zum Beispiel Goethe durch die viel ausführlichern wirklichen Zitate des Evangelisten Johannes oder des Nostradamus wohl auf die dramatischen Zeitformen seiner Schäferspiele, aber nicht auf den Faust verzichten wollte. Jahnn bemüht sich nicht um das Realistische oder Impressionistische, nicht um das wiener oder pariser Drama, aber um seins. Sein Inventar ist daher weder Louis der Vierzehnte oder Fünfzehnte noch Telephon und Tram. Sondern: Pyramiden, Dome, Orgeln, Bänke, Tische, Kerzen — Dinge, die ein Stück Ewigkeit und Endgültigkeit in sich haben. Seine Personen müssen es in ihren Dialogen vermeiden, die zielenden, schielenden Worte zu sagen, welche Situationen zuspitzen und Fabeln jenseits ihrer großen Urfabel begünstigen. Ihr Kampf geht ja darum, auf der Hut zu bleiben, daß sie nicht in den Schlamm der unverbindlichen Erlebniswiederholungen der Hunderttausende versinken. Redeten, folgerten, handelten sie so, wie alle Menschen reden, folgern, handeln, so wär' es falsch. Hat man das Gesetz in ihnen erfaßt, so wird man auch dramaturgische Fehler nachweisen können: die erste Szene zwischen Jakob und Paul ruht auf Voraussetzungen einer partiellen Entartung, und die mit dem Anspruch der Allgemeingültigkeit gezogenen ungeheuerlichen Folgerungen müssen daher alle anders Gearteten aufs tiefste verletzen und verwirren. Ich bekenne, daß ich hier nie den zornigsten Widerstand besiegen können werde, um weiter zu bekennen, daß sonst fast überall der furchtbarste Zwang unentrinnbar und entsetzlich, aber völlig ohne Gewalttat ist. Nur muß man nicht vergessen, daß der Höllenweg beschritten wurde und nicht schreien: Ich will den Himmel, so sieht der Himmel aus, in diesem Himmel fühlt Jahnn sich wohl! (Partei Klages!)

Was den Vorwurf des radikalsten Materialismus betrifft, so mag Jahnn selbst reden. In dem grandiosen Dialog Ephraims mit der Erscheinung des Gekreuzigten heißt es: „Ephraim: Bist du verdammt?! Gekreuzigter: Es gibt nicht die Variation aller Dinge. Die Frage kann nur lauten: Bist du oder bist du nicht? Ephraim: Nun denn: Bist du? Gekreuzigter: Ich war. Ephraim: Bist du?! Gekreuzigter: In dir. Ephraim: In mir?! So bist du nicht?! Gekreuzigter: Ich war. Ephraim: . . . Ich fühle wohl, daß Leben und Geborenwerden garnichts mit Weib und Mann, mit Blut und Samen, Brunst und Lust zu schaffen hat." Ephraim ringt um Sinn und Erkenntnis nicht als Glaube und Ueberlieferung, sondern als Dasein und Geschehen. Als solches beginnt und endet es immer wieder im körpergebundenen Menschen, und der rasende Wunsch, die Verwesung des Leibes aufzuhalten, entspringt wie alles andre im Titanenkampf des Urmenschen, der

darauf brennt, in die göttliche Sphäre einzubrechen, sie zu sich herabzureißen. Er gehört dem Künstler und dem Kunstwerk in seiner glühendsten Tiefe, es ist keine trockene und lächerliche Kathederverkündigung. Hier wurde von Bab die zweite Grenze zwischen Drama und Nichtdrama nicht anerkannt.

Die vulkanische Lebnsgefahr schützt dieses Stück vor Nachahmung durch irgendwen. Keine Sorge! Sollte Jemand es partiell zu kopieren versuchen, so wollen wir ihn behandeln, wie es einem Lümmel gebührt. Die selig Liebenden aber, sagt Jahnn, sind im Himmel und können nicht daraus verstoßen werden. Ich spreche nur um Die, die andre Wege als den der süßen Liebe gehen." „Und wer Fleisch hat, irgendwie, heißt verdammt."

## Erziehung von Hans Siemsen

Ich gehe durch eine Straße des Tiergartenviertels. Unter den „hochherrschaftlichen" Häusern aus den achtziger und neunziger Jahren gibt es im Keller ein paar Läden, eine Schusterwerkstatt, ein Blumengeschäft. Es ist Sonntagmorgen. Nur wenig Leute sind unterwegs. Es hat geregnet. Das Pflaster ist naß, und die Steine sind kalt vom Regen und vom Wind.

Vor dem einen Kellerladen sitzt in der Tür ein kleiner Hund. Er ist erst ein paar Wochen alt und hat ein dickes wolliges Fell und dicke kleine Kinderpfoten; mit ewig erstaunten, offenen Augen sieht er in der Welt umher, in der es so viel zu sehen und zu lernen gibt. Seine kleinen Ohren stehen schon aufrecht und spitz in die Höhe und horchen auf das, was man nicht sehen, aber hören kann. Er zittert ein bißchen, weil es so kalt ist, und läuft an den Häusern entlang die Straße hinunter, da steht er dann und zittert wieder und hört und sieht und riecht herum und macht sein verwundertes Gesicht, und dann kommt er wieder zurück und setzt sich wieder vor sein Haus. Ich bleibe stehen und sehe ihm zu. Er sieht mich nicht an, er sieht an mir vorbei die Straße hinunter. Aber plötzlich läuft er mit seinen dicken kleinen Beinen, die niemals ganz so laufen, wie er will, sondern immer noch ein bißchen krumm und schief, plötzlich läuft er auf mich zu und reibt seinen Kopf an meinem Bein, und ich streichle ihn und kraule ihm das Fell, und er krabbelt an meinem Mantel in die Höhe und fällt um und legt sich auf den Rücken und arbeitet mit den Beinchen in der Luft umher und schnappt mit seinen kleinen Zähnen, die schon ganz scharf und spitzig sind, nach meiner Hand; aber ganz vorsichtig, um mir nicht weh zu tun. Wir spielen — und haben vergessen, wo wir sind.

Wir sind vor seinem Haus. Und die Tür des Hauses öffnet sich, und ein Mann kommt heraus, der garnicht anders aussieht als andre Männer: er hat noch seine Hausschuhe an und eine Pfeife in der Hand. Aber er sagt: „Sie! dat müssen Se aber nich machen! Se müssen nich mit em spielen! Se müssen em ärgern! Jeben Se'n man 'n orntlichen Tritt! Daß er auf die Leute scharf wird! Das is doch 'n Polizeihund. Da muß er doch scharf werden. Sonst hat so'n Hund ja keinen Wert. Nich mit spielen! Immer ärgern! So'n Hund der muß erzogen werden."

# Der Kaufmann von Venedig von Alfred Polgar

In diesem hochberühmten Theaterstück.wird dargestellt, wie die Gradheit und Genauigkeit eines schlimmen Juden an dem talmudischen Dreh braver Christen zuschanden wird. Um einen Schwarzalben dreht sich leichtsinniger Reigen der Lichtalben, treiben Amoretten ihr vergnügliches Spiel. Aber der Schwarzalbe ist der einzige Mensch in der Komödie, der einzige Mann, der einzige Charakter. Er ist böse, finster, häßlich, aber treu sich selbst, folgerichtig denkend und handelnd, tapfer stehend gegen übermächtige Mehrheit. Er ist das einzige Temperament in der Komödie, die einzige Figur, die ein Schicksal durchleidet und in Verstrickung gerät, deren Fäden aus ihrem eigensten besondern Sein gesponnen sind. Er ist der wahre Held des Dramas, hingerissen zu Kampf, Triumph und Sturz. Die Andern? Dutzendmenschen, Lebemänner, Beaus, Spieler und Springer, übermütige, pathologisch reiche Mädchen, Karnevalsfiguren, umkreist von einem Schwarm von Narren, Tänzern, Musikanten, Köchen und Liebedienern. Er, Shylock, das einzige Antlitz inmitten hohler Masken, durch die unbegreifliche Kunst des großen Perruquiers William für Abend-Dauer menschenähnlich gemacht.

Novelli nannte das Stück: ‚Shylock' und er holzte das liebliche Gestrüpp der Scherz- und Rüpel- und amourösen Dinge, die das Drama durchwuchern, grausam ab. Er war ein genialer Kerl, und durfte ein frecher Dramaturg sein. Das Burgtheater, wie's ihm geziemt, blieb shakespeare-fromm. Für die Großartigkeit des Werkes konnte es nichts tun; dazu fehlten die schauspielerischen Ingenien. Für den Tand tat es, was in den Kräften seiner Schneider und Ausstattungskünstler lag.

*

Es geriet Langeweile; obzwar es der Regisseur vorwiegend auf Spaß und Laune angelegt hatte. Manches war objektiv komisch und doch gar nicht lustig. Dem alten blinden Gobbo fiel jedes Mal, wenn er sich bückte, der Inhalt seiner Butte über den Kopf, und er stieß sich mit ihm, den Ausgang verfehlend, an der Wand. Sie wirkte aber nicht zwingend, diese der Blindheit abgezapfte Fidelität. Der Prinz von Marokko hatte einen dicken Riesen im Gefolge, der einen scharlachroten Kittel trug und ein Monstrum von Türkensäbel. Gott, wie spaßig! Im silbernen Kästchen fand der Prinz von Aragon einen herzigen kleinen Wurstel. Nerissa setzte sich auf einen Nähkorb und sprang mit „Au!" wieder auf. Zum Ende des Spieles ruhen die Liebespaare umschlungen, und man hört nur, wie Zwitschern, ihren lebhaften Küssetausch. Oder sind es die Vögelchen? Nerissa, in der Schreiber-Verkleidung, spricht Baß und Falsett gemischt. Wie Frau Niese.

Zum Glück ging alles in gutem Tempo. Aber das innere Tempo fehlte, die Grazie und Flinkheit und der Uebermut und die souveräne Leichtigkeit und Heiterkeit. Aller Spaß war mechanisch erwirkt, aller Schaum im Glase draufgetan. Soweit Musik hörbar wurde, war sie sehr nett und von Rudolf Huber. Shakespeares Panflöte schwieg.

*

Die Neu-Inszenierung hatte einen dekorativen Einfall. Der Theaterzettel verhieß: „Andeutung der Schauplätze durch Prospekte von Gilbert Lehner nach berühmten Darstellungen des Carpaccio, Bellini und Altdorfer in Gobelin-Manier gemalt.” Und so geschah es. Die Bühne war durch Stufen gegliedert; einige führten auch ins Orchester. Auftritte von dort, Abgänge dahin haben nun mal ihre Pikanterie; die Szene setzt sich in leutseligen Kontakt mit dem Zuschauerraum, sie „läßt sich herab”. Rechts und links eine fixe, dreimal geknickte, goldkäfergrüne, gotisch ornamentierte Wand. Wie zurückgeschlagene Altarflügel sieht es aus. (Das starke Lila und Rot der Kostüme gibt mit dem Käfergrün einen ziemlich rohen Klang.) Im Hintergrund jedoch, über ganze Bühnenbreite, große, buntbemalte Tafeln, nach Carpaccio undsoweiter, in Gobelin-Manier. Ein schöner Anblick. Welche Plage, so viel Quadratmeter Stoff künstlerisch anzustreichen! Die Bordüren allein schon müssen eine Viechs- Arbeit gegeben haben. Der Effekt war ein zwiefacher. Erstens: optischer Reiz, Ueberraschung fürs Auge. Zweitens: Beschäftigung fürs Auge. Man ergab sich ihr, wenn der Reiz der Schauspielerei ausließ. So wurden die Bilder Ablenkung und Trost. Obzwar sie hinter der Szene standen, schoben sie sich vor die Szene. Im Ganzen wäre festzustellen, daß die Tafeln in Gobelin-Manier die Bühne nicht weiteten, sondern engten, und daß sie mehr illustrativ als dekorativ wirkten. Im Schlußakt erlitt der neue Einfall vollends Schiffbruch. Es ist der Akt, in dem, bei Shakespeare, die Theaterdecke gehoben wird, die Himmelskuppel sich wölbt und das Spiel, abstreifend alles Harte, Häßliche, gleichsam befreit von Erdenschwere, in Sommernacht und Sternendunst sich löst. Im Burgtheater hängt die Gobelintafel da und erzeugt Zimmerluft. Es ist ganz poesielos. Es ist wie „Der Mond scheint in die Gemäldegalerie” oder „Sommerabenddämmerung beim Antiquitätenhändler”.

*

Frau Wohlgemut ist eine frostige Porzia. Ihr Wesen taut so wenig auf wie ihre Stimme. Ueber beiden liegt Reif, der allem sonnigen Herzlich- und Schelmisch-Tun widersteht. Neben der hohen Frau wirkte der Lorenzo des Herrn Jansen etwas schmächtig. Er ist ein beredter und geschmeidiger Schauspieler, ein lebhaft moissirendes Temperament. Herrn Höblings Antonio hatte Haltung, aber keine Physiognomie. Frau Retty als Nerissa von jener neckischen Naivität alten Stils, die zum eisernen Bestand des Burgtheaters gehört. Fräulein Aknays Jessica, ihr Liebhaber und dessen Kumpane völlig belanglos. Herr Straßny (Doge) gibt eine seiner feinen Greisen-Studien. Wenn sich nur Senilität spielen ließe ohne das quälende Tempo der Senilität! Den alten Gobbo übersetzt Hugo Thimig aus dem Shakespeareschen ins Raimundsche. Den Lanzelot hüpft, stochert, meditiert und schabernakt der junge Hans Thimig in des Vaters einstiger Art. Der Lanzelot gilt als dankbare Aufgabe für jugendliche Komiker. Ist er das? Der lustige Mechanismus der Figur produziert so wenig Lustiges! Mit ihrem Vorhandensein ist ihr wesentlichster Humor erschöpft.

Herr Heine gibt dem Shylock die Bewegung und den Tonfall, der ihm dramatisch rechtens zukommt. Das Schicksalhafte gibt er nicht, nicht die Verwurzelung im Dunkeln, nicht den Fluch, die Stärke, die Bedingtheit der Erscheinung. Zuweilen macht er einen jüdischen Hagen. Er tritt vor den hohen Rat — das Bezirksgericht Leopoldstadt ließe sich den Ton nicht gefallen. Er pocht auf seinen Schein wie ein Sieger auf sein Schwert. Nichts von Tücke, Bosheit, Wollust der errechneten Rache. In der Porzia Urteil fügt er sich fast augenblicks, ohne Uebergang. Ich dachte, hier wäre stummes Spiel von Minutendauer am Platze. Was muß in dem Geprellten da nicht alles vorgehen? Wut, Verzweiflung, Drosselung der Flüche, die aufsteigen wollen, rasche Spekulation, wie ein Maximum zu retten, heimliches Flehen zu Gott, doch seinen Blitz zu senden wider die Feinde . . . so ungefähr. Immer schrie dieser Shylock, immer war er in spuckender, bedenkenloser Rage. Das Lauernde, Gedrückte, Sich-Verhehlende, die falsche Demut, alle leisern Modi des Shylock — aus denen doch ungemein charakteristische Wirkung geholt werden könnte — ließ Herr Heine ungenützt. Er brachte die Figur um Farbe, Steigerung, Tiefe. Er blieb zuinnerst unbeteiligt und ließ uns so. Er gab einen leeren, kalten, schematischen Shylock. Eine Leistung reich an Talent und arm an Ehrgeiz. Ein schauspielerisches Glanzstück, eine künstlerische Non-valeur.

## Politik und Petroleum von Elias Hurwicz

„Die Petroleum-Industrie ist mehr als irgendein andres industrielles Gebiet von Politik durchtränkt”, schrieb die Neue Zürcher Zeitung am zehnten Oktober 1920. Die in Moskau kürzlich erschienene Denkschrift der Dritten Internationale: ‚Die Fragen der Kolonial- und Nationalpoliitk und die Dritte Internationale’ zeigt, daß der Zusammenhang von Politik und Petroleum nicht etwa nur für die Staaten des bisherigen kapitalistischen Systems, sondern auch für die kommunistische Internationale besteht.

Kürzlich waren wir von zwei Ereignissen im Kaukasus nicht wenig überrascht (obwohl uns die Sowjet-Regierung an manches gewöhnt hat): der von einer sozialistischen -—: allerdings menschewistischen — Regierung verwaltete neue Staat Georgien wurde über Nacht von russischen Bolschewiki überrannt und zu einem Sowjet-Staate gemacht; Armenien aber wurde — durch den im März 1921 zwischen Sowjet-Rußland und der Türkei abgeschlossenen Vertrag — unter diesen Staaten einfach aufgeteilt und hat aufgehört zu existieren. Die Denkschrift der Dritten Internationale nun gibt uns nützliche Aufschlüsse über die Motive, die zu dieser Gewaltpolitik geführt haben. Die beiden Staaten hatten sich nämlich einer Intrige mit der Entente zur „Einkreisung Sowjet-Rußlands” verdächtig gemacht. Ja, die georgische Reise von Kautsky, Vandervelde, Huysmans und Andern wird als Ergebnis dieser Intrige hingestellt. In der kommunistischen Internationale glaubt man aber, daß namentlich England an der Stärkung und Erhaltung eines von Rußland unabhängigen Georgien und Armenien interessiert war und ist, um sich seine entschwundene

Petroleumherrschaft im Kaukasus zurückzuerobern und gleichzeitig Sowjet-Rußland durch eine Petroleum-Blockade zu bekämpfen. Hier stoßen wir also auf den Zusammenhang zwischen Weltpolitik und Petroleum. Die Denkschrift schildert ihn folgendermaßen:

„Das kapitalistische England kann jene glückliche Zeit nicht vergessen, da es Baku mit seinen Naphta-Quellen in Händen hielt, räuberischerweise Dutzende Millionen Pud Naphta nach der Metropole ausführte und gleichzeitig Sowjet-Rußland von dem ihm so nötigen flüssigen Brennmaterial abschnitt. In Friedenszeiten gebrauchte Rußland für seine Eisenbahnen und seine Industrie 360 Millionen Pud Naphta und 2 Milliarden Pud Donetz- und englische Kohle. Hatte die Unterstützung Kaledins, Denikins und Wrangels zu ihrem wichtigsten Zweck, Sowjet-Rußland der harten Kohle, dieses Brotes der Industrie, zu berauben, so hat die orientalische und besonders die Kaukasus-Politik Englands zu einem ihrer Hauptzwecke, sich wieder in den Besitz der flüssigen Kohle zu setzen und die Sowjet-Regierung dieses ihr äußerst notwendigen Brennmaterials zu berauben.

So gesehen, ist der Krieg zwischen der Föderation der Sowjet-Republiken und dem Weltimperialismus ein Krieg um harte und flüssige Kohle. Die Sowjet-Republiken sind bestrebt, die harte und flüssige Kohle um jeden Preis in ihren Händen zu behalten, denn sonst ist es nicht möglich, die zerstörte Wirtschaft wiederherzustellen und einen glücklichen kommunistischen Staat, einen Staat der triumphierenden Arbeit zu schaffen. Umgekehrt: die kapitalistischen Mächte und vor allem England sind bestrebt, uns diese Brennmaterialien wegzunehmen. — erstens, um unsre Eisenbahnen zum Stehen zu bringen, alle unsre Fabriken zu schließen und die Arbeitermassen der Sowjet-Föderation durch Kälte und Hunger zu erdrosseln; zweitens, um sich ein Naphta-Monopol zu verschaffen, um die Dividenden der Naphta-Trusts und Naphta-Barone zu erhöhen.

So wird offenbar, daß die Verteidigung der Place d'armes von Baku und der Zugänge zu den Naphta-Quellen die heilige Aufgabe des Proletariats von Baku und der arbeitenden Massen ganz Aserbeitschans ist. Bei der Verwirklichung dieser Aufgabe können sie auf die energischste Unterstützung der russischen, ukrainischen, tatarischen und baschkirischen Republik, kurz: der arbeitenden Massen der Allrussischen Föderation rechnen. Die russischen, ukrainischen, tatarischen, baschkirischen Soldaten der Roten Armee sowie die Kursanten, die hier auf der Wache von Baku stehen, werden, im Bewußtsein der ganzen Wichtigkeit ihres Postens, im Falle der Gefahr die Zugänge zu dieser großen Stadt, dieser ideellen Feste der proletarischen Revolution im Osten und diesem oekonomischen Reservoir, das die proletarischen Republiken mit der kostbaren Naturgabe versieht, ohne die ihre wirtschaftliche Wiedergeburt undenkbar ist, mit ihrer Brust verteidigen. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß nicht nur das Schicksal der arbeitenden Massen der Allrussischen Föderation, sondern auch die Zukunft der Dritten Kommunistischen Internationale in erheblichem Maße davon abhängt, in wessen Händen Baku sich befinden wird, diese fortan heilige Stadt. Hier hat zum ersten Mal der Kongreß der Völker des Orients stattgefunden, dessen Vertreter Rußland bis zum Tode zu verteidigen schworen, dieser Avantgarde im Kampfe mit dem Weltimperialismus um die Befreiung der arbeitenden Masse des ganzen Westens und Ostens.”

# Rundschau

## Europa tanzt!

Vor kurzem veröffentlichten die frommen und barmherzigen ‚Times' einen Protest gegen den neuen „Sport" von Monaco, der darin bestünde, zahme Vögel aus dem Käfig zu befreien und sie zu erschießen bei dem ersten Versuch, die gastliche Stätte des geöffneten Käfigs zu verlassen. Wie gut haben es doch die „vogelfreien Vögel"! Wären sie simple Menschen, mit einfachen Reisepässen versehen, aus denen zu ersehen wäre,daß sie fürstlich-monakische Bürger sind: kein Tierschutzverein hätte sich ihrer annehmen wollen, um sich nicht in die „innern Angelegenheiten der souveränen Macht" hineinzumischen.

In einer solchen Lage von vogelfreien Menschen befinden sich seit fast zwei Jahren mehr als drei Millionen Juden in der Ukraine. Die Ukraine wurde mehrere Male nach einander „befreit": die Türken befreiten sie von den Tartaren, die Polen von den Türken, die Russen von den Polen, die Deutschen von den Russen, die Ukrainer von den Deutschen, die Bolschewiki von Petljura, Denikin von den Bolschewiki — und so weiter. Aber alle versuchten sie von den Juden zu befreien, die bekanntlich an allem schuld sind. Im Gegensatz zu Monaco werden hier die Käfige nicht geöffnet. Die Grenzen Europas sind hermetisch geschlossen, damit das fromme Europa umso sicherer — wie lange? — diesem in unserm gottlosen Zeitalter seltenen Schauspiel zuschauen könne.

Dieses Schauspiel ist in der Tat selten. Nur noch die Kreuzzüge hatten etwas Aehnliches zu bieten. Die Veranstalter der ukrainischen Pogrome lassen aber die Kreuzfahrer weit hinter sich. Diese waren zu naiv; ihr Judenhaß erlosch mit der Taufe ihrer Opfer. Im Zeitalter des Ketzertums ist auch der Judenhaß gottlos geworden. Weder die Taufe noch irgendetwas Andres außer dem nackten Leben wird heute von den Juden Ukrainas verlangt. (Das Vermögen fällt den Räubern als „verdienter Lohn" von selbst zu.) Aber auch die Grausamkeiten des Mittelalters erblassen im Vergleich mit den heutigen. Damals hatte man, zum Beispiel, noch keine Zigaretten, die man brennend in die Wunden der Opfer steckte. Man hatte noch keinen Begriff vom Rennsport, wie ihn die ukrainischen Kosaken haben, die in dem podolischen Städtchen Teplik die ganze jüdische Gemeinde gebunden auf den Marktplatz hinlegten, um auf ihren Leibern so lange ein Pferderennen zu veranstalten, bis alles zu einem Brei von Menschenfleisch, Blut, Kleiderfetzen und Pferdekot geworden war. Auch im Mittelalter wurden jüdische Frauen und Mädchen, gegen die schon die Kreuzfahrer und die christlichen Geistlichen des Mittelalters mehr christliche Liebe zeigten als gegen ihre jüdischen Männer und Brüder, oft vergewaltigt. Die gesteigerte Erotik unsrer Zeit ist auch hier zum Ausdruck gekommen. Jüdische Männer, Brüder und Väter werden gefesselt, auf daß ihre Frauen, Schwestern und Töchter vor ihren Augen vergewaltigt werden, wofür die Opfer zum Dank noch die leider nicht mehr nur französische Krankheit geschenkt erhalten. Dabei hat manche Frau ihren Verstand verloren und manches Mädchen ihre vor Wut und Scham abgebissene Zunge dem Vergewaltiger ins Gesicht gespuckt. Und was alle gelehrten Antisemiten nicht zu beweisen vermochten, haben die ukrainischen Banditen bewiesen: daß nämlich die Juden nicht nur Menschenblut, sondern auch Menschenfleisch essen und zwar ihr eignes. Das war ganz leicht zu beweisen: man fesselte den Rabbiner, schnitt ihm ein Stück Fleisch aus seinem Leibe und fütterte ihn gewaltsam damit.

Dieses Entsetzen dauert bald zwei Jahre. Ueber achthundert jüdische Siedelungen sind in zweitausend Pogromen vernichtet worden. Mehrere hunderttausend Juden sind durch Mord, Hunger, Krankheiten umgekommen. Tausende irren wahnsinnig in den Wäldern herum. Ueber hunderttausend Waisenkinder sind schutz- und obdachlos. Wenn sie zu einem großen Prozentsatz mangels jeglicher Pflege und Erziehung einst Verbrecher schlimmster Art werden und die ganze „Kulturwelt" überfluten, wird das nur eine gerechte, wenngleich geringe Strafe sein für die Teilnahmslosigkeit Europas einem Unglück gegenüber, das es selbst verschuldet hat.

Das blühende ukrainer Judentum ist fast vollständig vernichtet, buchstäblich durch Feuer und Schwert; abgesehen von der wirtschaftlichen Vernichtung durch die Sowjet-Regierung, der ganz Rußland zum Opfer fiel. Das ganze Judentum Ukrainas lebt in steter Angst; es ist jedem Banditen ausgeliefert. Aber Europa schweigt. Europa wäscht seine Hände in Unschuld und bedauert, mit der Frömmigkeitsmiene eines Tierschutzvereinlers, sich nicht in fremde Angelegenheiten mischen zu können. Europa will auch von all dem Elend gar nichts hören. Die Zeitungen, die von Juden geschrieben und gelesen werden, haben für den Brand eines Warenhauses in Amerika oder Erdbeben in den Philippinen mehr Interesse als für die unerhörte Vernichtung von drei Millionen Juden in der Ukraine. Sie bringen etwa einen anderthalb Spalten langen Artikel über die Fußgröße der deutschen Frauen und bemerken dabei mit nationalem Stolz, daß die englischen Damen noch größere Füße haben. Merkwürdige deutsche Juden! Seit Heines Tagen hören sie nicht auf, sich für die Größe der Füße deutscher Frauen zu interessieren, und merken nicht die Fußtritte, die den Juden versetzt werden.

Erzählt man hierzulande von den ukrainischen Greueln, so bekommt man zur Antwort: „Belgische Greuelmärchen". Wir Juden des Ostens haben gewiß keinen Grund, Greuelmärchen zu erfinden. Keiner will die an uns geübten Greueltaten rächen, Keiner wird sie büßen. Was wir von der Welt verlangen, ist, daß man unsere Lage kennt, daß man unsern Notschrei hört. Aber die Welt, die fünf Jahre lang gelogen hat, glaubt nichts mehr, auch wenn es die schrecklichste Wahrheit ist. Europa ist kriegsmüde — Europa amüsiert sich. Europa tanzt auf unserm Friedhof.

Chajim Ahron Krupnik

## Vierte Nachricht

Es existiert hier eine kleine Gemäldeausstellung: der Künstler pflegt hinter einer spanischen Wand zu sitzen. Tritt jemand herein, so erhebt er sich und heißt den Ankömmling willkommen.

Kennen lernte ich einen stillen, feinen Juristen.

Geschlafen hab' ich in einem wundernetten Bett, das man abends nur aufzuklappen braucht, und das am Tag wie ein Schrank aussieht.

In einem Klubzimmer diskutierte ich mit einem Amerikaner, trank Likör, hielt eine Art Rede und benahm mich so, daß ich schier für weltmännisch galt.

Zur Zeit trage ich eine Taschenuhr, gewöhne mich mithin wieder an einige Kultur und finde gewissermaßen den Weg zur sogenannten Zivilisation, wozu ich mir gratuliere.

Nun red ich von einer

Zeitung.

Deutlich sah ich sie; wie hätte ich sie nicht sehen sollen? Hing sie doch ganz in meiner Nähe. Sehnt' ich mich nach ihr? Sollt' ich sie zu mir nehmen? Zweifelnd saß ich da und kam zu keinem Entschluß.
Zweierlei lag in mir, erstens war ich neugierig, zweitens war ichs wieder keinesfalles. Im Grunde war sie mir wurst, wieder im Grunde vermochte ich mich

von ihrem Anblick kaum zu trennen.
Ihren Titel las ich recht gut, er wirkte faszinierend. Tatsache ist,
daß sie mich lockte, sie hatte was Prickelndes. Wiederum stieß sie
mich eigentlich ab. Indem sie mich hinriß, wollt' ich gar nichts
von ihr wissen. Das war widerspruchsvoll.
Mein Wunsch, mich in sie zu versenken, war Wahrheit, obschon
ich mir das Ansehen gab, als wär' ich total erhaben. Meine
Gleichgültigkeit war bloß gespielt. Wahrheit ist, daß sie mich anzog.
Was mochte sie enthalten? War das für mich ersprießlich? So
sehr ich von ihrer Unwichtigkeit überzeugt war, triebs mich, zu ihr
hinzueilen, damit mir nicht etwa ein anderer zuvorkäme.
Ich hatte Lust, sie nicht zu beachten, und hatte wieder die
größte Lust, Bekanntschaft mit ihr zu machen.
Ohne sie konnte man kaum auskommen. Alle gingen zu ihr.
Sich mit ihr zu befassen, schien für alle eine Gewohnheit. Nur ich
machte mir nichts aus ihr?
Draußen schien die Sonne, ich saß da und kam nicht von der
Lockung los und nicht von der Neigung los, aber ebenso wenig
von der Abneigung.
Fraglos bedeutete sie viel. Dies und jenes stand darin, ich brauchte
es bloß in mich aufzunehmen. Was geschah jedoch, wenn ich das
tat? Das eben war fraglich.
Schon wollt' ich auf sie hineilen und mich mit ihr abgeben,
aber im letzten Augenblick besann ich mich und entzog mich ihr,
doch nein, es war so:

Ein Anderer kam mir zuvor, hielt sie fest in Händen, derart,
daß meinerseits der Verzicht leicht war, worüber ich froh war. Ich
ging hinaus, wie prangte der Himmel, wie glücklich fühlt' ich
mich, daß mir einer zuvorkam.
Zwar nahm er mir etwas weg, doch gönnt ichs ihm von Herzen.
O, man muß nur nicht mißgünstig sein, dann gehts einem gut,
hab' ich recht oder nicht?

Robert Walser

## Das Reichsgericht

„(St.G.B. § 185 Beleidigung, begangen durch Anbietung eines
Schutzmittels zur Verhütung der Empfängnis an einen unbekann-
ten Mann.)

In weiten Volkskreisen gilt für Eheleute, wie bekannt ist, die
Verwendung von Mitteln zur Verhütung der Empfängnis als
unsittlich. Darin, daß der Angeklagte dem ihm völlig fernstehen-
den und unbekannten Rechnungsrat S. ein solches Schutzmittel an-
bot und ihm dessen Anwendung zumutete, durfte dieser daher
einen Ausdruck der Mißachtung und Verletzung seines sittlichen
Empfindens erblicken. Tatsächlich hat er sich durch das Ange-
bot in seinen ‚moralischen und nationalen Anschauungen' verletzt
gefühlt und deswegen Strafantrag gestellt. An dem innern Tatbe-
stand der Beleidigung fehlt es ebenfalls nicht. Das L.G. stellt
fest, daß ‚auch ein subjektiv rechtswidriger Angriff auf die
Ehre' des Antragstellers vorgelegen habe. Er will damit zum
Ausdruck bringen, daß der Angeklagte als möglich angesehen und
bei der Verteilung der Empfehlungen damit gerechnet hat, daß
sein Angebot als unsittliche Zumutung aufgefaßt wurde. Dieser
bedingte Vorsatz genügte für die Anwendung des § 185 St.G.B.
Auf die Absicht, zu beleidigen, kam es nicht an. (Urteil vom
10. Dezember 1920)."

## Liebe Weltbühne!

Höre, was ein Sachverständiger über Sipo schreibt:

Sie ist grün . . ., ist eine der gemeinsten Arten der Ordnung . . .,
kommt man ihr nahe, so eilt sie so schnell davon, daß
man ihr kaum folgen kann . . ., im äußersten Notfalle setzt sich
diese Schlange übrigens gegen den Menschen zur Wehr . . .,
man hält den Sipo selbst in Brasilien für unschädlich.

So zu lesen in Brehms Tierleben, Zweiter Band, Lurche und Kriechtiere, Seite 369,
über den Sipo, eine Baumschlange.

# Antworten

**Berliner Theaterkritiker.** Ihr wundert euch: in Nummer 20 der ‚Weltbühne', also vor fünf Wochen, ist Herrn Stefan Großmann nachgesagt worden, daß er „der Barbestechung zugänglich" sei, und bis heute habe er darauf nicht geantwortet. Aber er hat ja geantwortet: nämlich schweigend zugestanden. Daß er das getan, daß er sich nicht wieder durch läppisch-feige Lügen die Blamage und Schädigung zugezogen hat, an die ihn die Nummern 7, 8, 9, 17, 20, 23 und 29 meines vorigen Jahrgangs schmerzhaft erinnern: das ist ein Zuwachs von Intelligenz und Anständigkeit, der ihm unbedingt gutgebracht werden muß. Wenn er jetzt noch die Anständigkeit so weit treibt, daß er aufgibt, Beschimpfungen von Personen, an denen er ein privates Rachegelüst auszulassen wünscht, in die Beiträge arglos vertrauender Mitarbeiter hineinzufälschen und diesen dadurch die ärgsten Scherereien zu verursachen, und wenn er die Intelligenz so weit treibt, weder neue Ferkeleien zu begehen noch bei seiner Anrüchigkeit die unantastbare Handlungsweise sauberer Schriftsteller pharisäisch zu bemäkeln: dann ist nach menschlichem Ermessen sicher, daß er für den Rest seines Daseins vor unbequemen Vorzeigern einer idealen Forderung an Möchte-gern-Erzieher der deutschen Leserschaft einigermaßen geschützt bleibt.

**Georg Fr.** Ja, die Presse kanns halt nicht lassen. Ist auch Wilhelm — den übrigens das Blatt für die Idioten der Reichshauptstadt nie anders als Seine Majestät den Kaiser nennt, während der Gatte der Zita Exkaiser Karl heißt — also ist auch Wilhelm in Doorn: seine Geschichtchen sind uns geblieben, und ein allerliebstes kursiert durch die Blätter, die noch immer kein Sturm von ihren Aesten gefegt hat. „Als 1898 die Amazone Tuaillons, des eben verstorbenen berliner Bildhauers, für den Staat erworben wurde, erregte der für einen so jungen Künstler hohe Preis des Werkes das Erstaunen des Kaisers. ‚Ja, so wurde dem Kaiser erklärt, ‚der Künstler hat, um solch vorzügliches Pferd schaffen zu können, sich jahrelang ein Pferd halten müssen.' ‚Da ist es ja unser Glück,' erwiderte der Kaiser, ‚daß er sich nicht noch eine Amazone gehalten hat.' " Wie niedlich! Am teuersten ist aber dabei das deutsche Volk weggekommen: das hat sich einen Kaiser gehalten.

**Kriegsteilnehmer.** Ich habe in Nummer 24 verzeichnet, daß der General der Kavallerie Friedrich v. Bernhardi an die Dolchstoß-Legende glaubt. Wenn er nicht nur so tut, als ob er dran glaube, dann scheint Reiten zu verdummen. Die Schwestertruppe ist intelligenter. Im Juni-Heft der Preußischen Jahrbücher schreibt der General der Infanterie v. Kuhl: „Nur der gewaltigen Ueberlegenheit, die unsre Gegner durch das beschleunigte Eintreffen der Amerikaner über unsre erschöpften Truppen erlangten, der Hungerblockade, die das deutsche Volk nach unsäglichen Entbehrungen zermürbte, sind wir schließlich unterlegen." Nur . . . Bis zur Drucklegung dieses Satzes war Kuhl für die Alldeutschen eine Autorität. Von jetzt wird er wohl auf einer Stufe mit mir rangieren.

**Pazifist.** Ihr Liebling: der berüchtigte Oberst Bauer, Einbläser Kapps, Freund Hindenburgs und Ludendorffs, Vielschreiber und gewerbsmäßiger Flüchtling, läßt „ein neues bedeutsames Werk" ankündigen, das „den großen Krieg in Feld und Heimat" schildern und zwar „mit schonungsloser Offenheit" schildern werde. Abschnitte lernt man schon jetzt kennen. Ueber Hindenburg heißt es: „Daß das deutsche Volk erreichen würde, was es verdiente, stand ihm als empfundene Ueberzeugung fest". Ueber Ludendorff heißt es: „Das Wort ‚Verantwortung' war ihm fremd". Der Himmel schütze mich vor meinen Freunden!

**Bayrische Buam.** Also spricht euer Forstrat Escherich: „Gottseidank haben sich die Deutschen trotz Krieg und Revolution ihr starkes Rechtsempfinden immer noch erhalten.” Und deshalb bejubelt, daß es fünfhundert Mark kostet, die Frau Reichspräsidentin des Diebstahls zu bezichtigen, und zwei Jahre Gefängnis einbringt, ein Kaiser-Wilhelm-Denkmal mit roter Farbe zu beschmieren; tausend Mark kostet, zur Erschießung von Pazifisten aufzufordern, und sechs Monate Gefängnis einbringt, dem sieben- oder achtunddreißigsten Prinzen Heinnch von Reuß Etappen-Orgien vorzuwerfen; das Leben kostet, die aristokratischen münchner Geiseln, und Freisprechung einbringt, die Proletarier von Mechterstädt zu ermorden; einhundert Mark kostet, den Reichspräsidenten einen Säufer zu nennen, und sechs Monate Gefängnis einbringt, den Kleister für die Plakatierung eines kommunistischen Aufrufs zu liefern; fünf Monate Festungsverzicht auf ein paar Bequemlichkeiten des Daseins kostet, einen kranken Soldaten bestialisch zu Tode zu schinden, und ein Jahr Gefängnis einbringt, als Oberrealschüler eine revolutionäre Rede zu halten — aber keine Anklage einbringt, Gustav Landauer, Hans Paasche und Bernhard Schottlaender abzuschlachten und den Befehl zur Niederknallung von neunundzwanzig Matrosen zu geben. Ja, das möcht' ich noch erleben! pflegte Theodor Fontane zu sagen. Ich für mein Teil möchte unbescheidener Weise die Revolution noch erleben, die das „starke Rechtsempfinden” der Deutschen erschüttert. Aber auch eure Schurkentat an dem Abgeordneten Gareis wird sie nicht aus dem Schlafe rütteln.

**Hamburger.** Sie machen mich auf ein Blatt Ihrer Vaterstadt aufmerksam, dessen Herausgeber F. C. Holtz mich mit Dreck beschmeiße. Ich kenne das Blatt nicht und werde es niemals anfassen. Denn ich lese im Hamburger Echo: „Herr F. C. Holtz hat eine Vergangenheit, die es jedem ordentlichen und anständigen Menschen gleichgültig sein läßt, welche noch so hanebüchene Behauptung dieser Biedere gegen ihn erhebt. Er ist ein Mensch, der sich durch ein höchst lockeres, leichtsinniges Leben um seine gute Beamtenstellung gebracht, der, um seinen Lüsten nachgehen zu können, ihm anvertraute Gelder veruntreut hat, und der sich der ihm dafür zudiktierten empfindlichen Gefängnisstrafe nur durch ‚patriotische’ Meldung zum Heeresdienst entziehen konnte.” Und schließlich teilen Sie mir mit, daß ein begeisterter Mitarbeiter des Defraudanten, der Flachs- und Flachmann Otto Ernst Schmidt ist. Da begreift sich noch leichter als vorher die Freude der Franzosen, daß der geschworen hat, er werde mit keinem von ihnen je wieder in einem Raum weilen.

**Berta K.** Sie wünschen mich sanfter; nicht zum ersten Mal und Sie nicht allein. Hört, was euch Schopenhauer darauf erwidert: „Sie sind ohne Galle, wie die Tauben: aber wer ohne Galle ist, ist ohne Verstand: dieser gebiert schon eine gewisse acrimonia, die im Leben, in der Kunst und Literatur notwendig tagtäglich den innerlichen Tadel und Hohn über tausend Dinge hervorruft, welcher eben uns abhält, sie nachzumachen.”

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne, Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Postscheckkonto: Berlin 11 958
Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

XVII. Jahrgang 30. Juni 1921 Nummer 26

# Rom — Moskau — Berlin von Karl Rothammer

Als Polybios von Megalopolis, gefangen, nach Rom kam, lernte er, der aus Idealismus Realpolitiker geworden war, bald erkennen, daß hier alle Macht der Welt zentralisiert war. Er wurde aus einem Gegner Roms zu dessen Propheten. Er begriff, daß Rom über Griechenland, auch über Asien und über alles, was sonst von der Welt bekannt war, herrschen mußte, weil es die vollkommenste Organisation, sowohl im Großen wie im Kleinen, und zugleich den geschultesten Willen aufzuweisen hatte. Es gab neben Rom keine arbeitsfähige Regierungsmaschine, kompliziert und doch einfach genug, um eine Weltaufgabe zu erledigen.

Von den Völkern, die in den langen, noch immer andauernden Krieg zogen, wird keines nicht gehofft haben, im Sinne Roms nach erfolgreichem Kampf ein Zentrum zu werden. England, Frankreich, Amerika und auch Deutschland waren gewiß jedes für sich davon überzeugt, daß sie das eigentliche, das entscheidende, das alle Bewegung bestimmende Zentrum der Gesamtwelt künftighin sein würden. In dieser Erwartung ist nicht nur Deutschland schwer getäuscht worden: auch von den Siegerländern hat keines sein Ziel erreicht. Ganz im Gegenteil: die Konkurrenten stehen heftiger als zuvor gegen einander. Das Scheingebild der Entente kann darüber nicht hinwegtäuschen. Nicht einmal negativ ist ein endgültiger Zustand geschaffen worden: denn ob die gegenwärtige Ohnmacht Deutschlands nicht grade die Voraussetzung einer neuen Art der Machtentfaltung werden kann, bleibt abzuwarten. Der Zusammenbruch des deutschen Militarismus könnte die Voraussetzung zukünftiger Führerschaft sein.

Im übrigen überwiegt Unklarheit. Das englische Imperium ist zweifellos gewachsen; es hat die Probe der Dominions bestanden, seine asiatischen Hoffnungen sind fast erfüllt, die deutsche Konkurrenz ist weit zurückgeworfen: es ist gesättigt. Hinter ihm aber ragt deutlicher denn vor dem Kriege, als Mitbewerber, wenn nicht als Ablösung und darum als nicht zu vernachlässigender Kontrahent: Amerika. Und während sich so eine Fortsetzung des von Washington geführten Freiheitskampfes an der Scheide zwischen dem Atlantischen und dem Indischen Ozean zeigt, machen sich nervöse Zuckungen bemerkbar, die eine Weiterführung der noch nicht ausgekämpften Gegensätze zwischen England und Frankreich ankündigen. Wenn es sich hierbei zunächst auch nur um Nebenbewegungen handelt, nur darum, daß England sich davor zu bewahren versucht, durch französische Hysterie unnütz belastet zu werden, nur darum, daß England in schlauer Vorsicht gelegentlich den Versuch macht, dem triumphierenden Paris zu weisen, daß es seine alte Technik noch nicht verlernt hat, den stärksten der kontinentalen Staaten durch den schwächsten, jedenfalls durch einen schwächern, einzuengen: so ist die Spannung doch spürbar genug, um England für Rückendeckung und Vorberei-

tung verschiedener Ausweichungen oder, falls nötig, Wegverstellungen besorgt sein zu lassen.

Lord Derby schwärmt für eine englisch-französische Allianz. Churchill möchte lieber Deutschland mit im Einverständnis wissen. Das französische Regierungsblatt weist darauf hin, daß England durch die Vernichtung der deutschen Flotte endgültig seiner schlimmsten Sorgen ledig geworden sei, und daß Frankreich schon aus diesem Grunde.sich nicht mehr unbedingt auf London verlassen könne, daß es vielmehr an Amerika Rückhalt suchen müsse. Amerika aber ist fürs erste auch für England begehrenswert. Noch läßt sich über die Grenze der beiden Ozeane verhandeln, zumal da Amerika selbst jedem Konflikt mit England sichtlich aus dem Wege geht — genau wie Japan, indem es den Streit, der beinahe um die Insel Yap entbrannt wäre, abpfiff und seinen Kronprinz in Sympathien reisen läßt. Frankreich muß den amerikanischen Gläubiger bei guter Laune halten; England läßt Frankreich darüber nicht im unklaren, daß es auf solche Gutlaunigkeit einzuwirken vermag.

In diese Verzweigung der Fäden mischen sich als fast mystische Einwirkungen: die Interessen Englands im vordern Asien und die dagegen stehenden Tendenzen eines langsam wieder aktiv werdenden Groß-Rußland. Amerika erblickt in Rußland die schönsten Möglichkeiten für wirtschaftliche Erfolge, und englisches Kapital möchte dort bei den Einsiedlungen fremder Geldmacht nicht fehlen. Harmloser und doch als Zündstoff besonderer Art spielen dazwischen die Ambitionen der Türken und Perser, der Afghanen und Derer in Griechenland, Syrien und Palästina. Polybios von Megalopolis würde, ob er nach London oder nach Paris oder in die Residenz des Herrn Harding käme, nicht überwältigt werden können durch den Eindruck: Von hier aus wird die Welt regiert und nach Belieben aus den Angeln gehoben. Die Hebebäume schneiden sich; durch das Gegeneinander ihrer Kraftwirkungen ist für den Augenblick die Weltbalance scheinbar gesichert.

Deutschland ist weltpolitisch eine Gleichgültigkeit geworden. Eines darf aber nicht vergessen werden: daß im Jahre 1913 die Ausfuhr aus Deutschland nach Rußland 1388 Millionen Goldmark betrug, während England dorthin nur Waren für 378, Amerika für 160, Frankreich für 121 Millionen verschickten; daß aus Rußland im Jahre 1913 Deutschland Waren für 1452 Millionen Goldmark, England nur für 577, Frankreich für 219 Millionen bezogen haben. Wenn man bedenkt, daß mehr als je alle künftige Politik sich an der Wirtschaft entscheiden wird, daß Kraftaustausch und Kraftzustrom am natürlichsten vor sich gehen müssen zwischen geographisch an einander grenzenden Ländern (besonders da, wo sie einander, was Materie und gestaltende Form betrifft, ergänzen) so wird man — „finis polonai” behält seine Geltung — vielleicht auf einem Energiebogen, der von Moskau nach Berlin reicht und von Berlin nach Moskau sich erstreckt, den Ort finden, das Kraftzentrum, durch das ein künftiger Polybios, wenn auch nicht bedingungslos überzeugt, so doch aufs neue stutzig werden könnte. Bis dahin freilich . . .

# Bismarck — nach dem Zusammenbruch
### von Emil Ludwig

Als nach Napoleons Gefangennahme bei Sedan Thiers öffentlich die Frage an Deutschland richtete, gegen wen man denn nun noch Krieg führen wollte, gab Ranke leider die Antwort zurück: „Gegen Ludwig den Vierzehnten." Dies Wort, mehr geistreich als tief, stolz, aber verhängnisvoll und im Grunde beschränkt, wird jetzt in Deutschland von guten Köpfen variiert, und statt in Wilhelm dem Zweiten Symbol und Exponenten des Zusammenbruches zu verurteilen, wendet sich der nach Schuldigen suchende Groll, die nächsten Lebenden schonend, zu entfernten Toten, und von klugen Lippen kann man nun lesen: Bismarck ist schuld. Er hat den Deutschen eine Rüstung geschmiedet, die ihm, nicht ihnen, paßte, hat, wie Bunsen einst sagte, Deutschland groß, die Deutschen klein gemacht: er, der den deutschen Imperialismus schuf, hat damit den Grund zur Katastrophe gelegt. „Es bleibt Tatsache, daß sich die politische Führung Bismarcks nicht eigentlich der Art nach von der Wilhelms des Zweiten unterscheidet, so weltenfern sie auch davon dem Grade nach verschieden ist."

Andre schrieben von der „Episode Bismarck", und wieder wird er zum Parteigenius der Royalisten herabgewürdigt, indessen alles, was links steht, auf seine Fehler puncto Sozialisten weist, ohne die es weder Wieltkrieg noch Niederlage hätte geben können. Alles hat er falsch vorausgesagt: Bündnis mit Oesterreich — Knochen eines pommerschen Grenadiers — Elsaß — Polen — Rußland. Berliner Kongreß: Ursache des Weltkrieges. Gründerzeit: Vorläufer der Schieberzeit.

Es gilt, Bismarck vor diesen Freunden zu schützen und bei innenpolitischer Gegnerschaft die Stimmen zu widerlegen, die heute seine historische Stellung umschwirren: denn es heißt doch recht deutsch-unpolitisch denken, wenn man, im Augenblick der Katastrophe, den stärksten Politiker anklagt, den Deutschland seit hundert Jahren produziert hat.

Mit einem bon mot freilich ists da nicht getan; es langt nicht, zu betonen, eine Mutter sei für die Verirrung ihres Sohnes und Alexander für die Minderwertigkeit seiner erbenden Unterführer nicht verantwortlich. Auch ists nicht nötig: denn hier hat keineswegs ein romantisches Genie sein Reich zum Weltreich bis an den indischen Fluß erweitern wollen. Ein Staatsmann hat zwei Dutzend Gemeinwesen in eins zusammengefaßt, sonst nichts. Wollten die Deutschen Bismarcks Charakter studieren, statt ihn zu feiern oder zu verachten, so sähen sie im Innern dieser Seele den deutschen Zwiespalt vorgebildet wie am Modell, doch dann die Hand, die selbstbeherrschend ihn zu schlichten suchte. Bismarck hat einen Bundesstaat mit dem Prädikat Imperium, nie aber ein Weltreich mit dem Streben des Imperialismus gegründet und gewollt.

Sind denn die großen Zeichen seiner Mäßigung vergessen? Ist Bismarck verantwortlich, wenn ihn die Söhne jener Junker karikierten, die er ironisierte? Hat man Napoleon für Jérome verantwortlich gemacht? Und soll nun diese erstaunliche Ge-

stalt, die ein Leben lang an Unterordnung unter einen engen, wenn auch treuen, noblen König litt, für dessen Erben zeichnen, den er als der Erste erkannt hat? Es scheint nicht sehr dankbar, den Deutschen ihr Haus zu bauen.

Denn einzig auf das Haus kam es ihm an. An Lord Beaconfields Tafel sagt er im Juni 1862, binnen kurzem werde er Minister sein, dann die Armee reorganisieren, „dann den ersten besten Vorwand ergreifen, um Oesterreich den Krieg zu erklären, den Deutschen Bund zu sprengen . . . und Deutschland unter Preußens Führung eine neue Einheit zu geben. Ich bin hierhergekommen, um dies den Ministern der Königin zu sagen".

Denn nur um dieses Einen Zieles willen hat er drei Kriege vom Zaun gebrochen, nicht aus verschwommenen Großmachtswünschen, die er niemals hegte. Im ganzen Umkreis seiner Aeußerungen verrät nicht Eine solch weltmächtliches Gelüste. Bismarck war das letzte Bollwerk gegen den deutschen Imperialismus. Mit dem Tage, wo man ihn hinauswirft, fängt der Imperialismus des Imperators an. Kolonien, Flotte: die beiden Symptome und Symbole alles Weltmachthungers hatte er leidenschaftlich bekämpft, hat Carl Peters nur ganz zögernd unterstützt und Wilhelms des Zweiten Flotteneifer bespöttelt.

Nur seine Grenzen wollte er gesichert, denn das Geschick dieses Landes, in drangvoll fürchterlicher Enge gekeilt zu liegen, zwang ihn zur Vorsicht, eben wie es auf Einigung zudrängte. Beweisen die Annexionen das Gegenteil? Vergißt man, daß Bismarck Lothringen nicht haben wollte — und nur dem Drängen des Königs und Moltkes unwillig nachgab, die freilich vom Standpunkt des Portepees urteilen mußten? Hat Bismarck Posen annektiert? Er hat es festgehalten, und zwar — wie außer Zweifel — zu streng, altmodisch, fehlerhaft.

Am Abend von Königgrätz, als Moltke zum König sagt, er habe den Feldzug gewonnen, wirft Bismarck ruhig ein: „Ja, jetzt gilt es, Oesterreichs alte Freundschaft wieder zu gewinnen." Als dann die Militärs auf Vormarsch gegen Wien dringen, verschließt Bismarck seine Ironie in den mit ernster Miene gesprochenen Vorschlag: dann nach Ungarn zu folgen, rechts der Donau zu bleiben, und es wäre dann am geratensten, auf Konstantinopel zu marschieren, ein neues byzantinisches Reich zu gründen und Preußen seinem Schicksal zu überlassen. Genau: Berlin — Bagdad! Bemerkt man nicht, wie Bismarck noch aus dem Grabe die Träume und Forderungen der Alldeutschen von 1915 verspottet?

Ein Moment zur Szene von Nikolsburg. Niemand begreift, wie derselbe Mann, der gegen den Willen zweier Herrscher und zweier Völker beide zum Kriege gezwungen hat, nun, als entschiedener Sieger, plötzlich Frieden anbietet, ohne Land, ohne Geld zu fordern. Krisis, Weinkrampf, Demission, Beschwörung. Wütend unterschreibt der beschränktere König schließlich einen Vorfrieden, der wahrhaft Völkerbundsfrieden genannt werden könnte; jenen Nikolsburger Akt, der genau so aussieht, wie sich alle guten Europäer den Frieden von Brest, von Bukarest, von Versailles gewünscht hätten.

Er wollte kein grollendes Oesterreich, denn er sah die Nötigung, auch Frankreich erst zu schlagen, das ohne Krieg die deutsche Einheit niemals gestattet hätte. Wieder bricht ers vom Zaune. Um Weltmacht? Einzig um die Einheit. Ja, so monoman schwebt die Vision dieses Werkes vor seiner Seele, daß er, der immer Preuße war und blieb, im November 1870 die Verträge mit Bayern so unterzeichnet, wie alle Heißsporne sie verwarfen, keine weitern Zugeständnisse verlangt, denn er will ein „zufriedenes Bayern”. Wieder macht er von seiner Macht keinen Gebrauch.

Denn er war Preuße, für Preußen allein wollte er Macht. Doch diese endete an Deutschlands Grenze, und hat er ein zu preußisches Deutschland geschaffen, so ist dieser Fehler ein innenpolitischer, der Europas Ruhe wenig störte und auf dynastischen Grundgefühlen ruht, die in Jahrhundert, Stand und Rasse begründet liegen. Eben daß Bismarck nur preußisch fühlte, schützte ihn vor allen alldeutschen Prätentionen: das Meer war die Grenze, über das er keine machtheischenden Schiffe, und über dem er keine Länder haben wollte. Darum durfte er sich kontinental orientieren: denn mit England über See zu konkurrieren, schien ihm Wahnsinn.

Als dieser Ehrgeiz aufkam, wehrte sich Bismarck; als er nichts erreichte, wurde er verjagt. Kann man deutlicher gegen deutschen Imperialismus zeugen als Bismarck durch seinen Sturz? Was hat er, Diktator fast, von 1871 bis 1890 getan, das nach Weltmacht schmeckte? Innern Ausbau — mit mancherlei Fehlern — hat er gepflegt, nicht äußern Anbau. Zwei Kriegen ist er ausgewichen. Rußland hat er sich verpflichtet, Frankreich nie mit Siegergeste gereizt, im Dreibund Sicherheiten ohne gefährliche Pflichten gesucht. Und das wäre dann seine Schuld, wenn ein unerfahrener Erbe Rußland aufkündigt, mit gepanzerter Faust kokettiert, asiatische Abenteuer sucht und die Nibelungentreue dramatisiert? Und wenn dieser gänzlich antibismarckische Krieg das Deutsche Reich zerstört hätte: auch dann noch bliebe jener Architekt gerechtfertigt wie einer, dem eine Bombe seinen Tempel zerstört.

In Wahrheit hat das Reich selbst diesen Krieg, selbst diese Katastrophe überdauert. In Wahrheit ragt, aus Trümmern, nur noch Bismarcks Werk hervor.

Der „Kaiser” war Bismarck so unerheblich, daß er, drei Tage nach der Krönung in Versailles, scherzend von „dieser Kaisergeburt” an seine Frau schrieb, und hätte nicht der Präsident dieses Bundes einen populären Titel gebraucht, der unromantische Gründer hätte gern darauf verzichtet.

Daß Bismarck sein Werk nicht aus den Fürsten, sondern aus den Stämmen geträumt und gestaltet hat, beweist ja nichts besser, als daß es ohne die zweiundzwanzig Köpfe weiterlebt. Elsaß wurde nie ein integrierender Teil, blieb vielmehr ein fünftes Rad; von Posen oder Nordschleswig hat Preußen nie abgehangen, und im großen Gefüge der Geschichte bleibt es unerheblich, ob fünfundsechzig oder neunundf ünfzig Millionen Deutsche geeint sind, besonders da von jenen sechs Millionen

ein großer Teil nicht deutsch war. Entscheidend ist, ob die Deutschen beisammen bleiben, nicht um zu erobern, sondern um, sprachlich Brüder, in einem Hause leidlich beisammen zu wohnen.

Das haben sie getan, und was selbst Bismarck nicht gelang, das ist einem verlorenen Kriege gelungen: Bahnen und Posten, sogar die Finanzverwaltung werden zentralisiert; das heißt: Bismarcks Werk, durch den Krieg nicht zerbrochen, wird vielmehr nach dem Kriege überraschend ausgebaut. Not hat die Staaten, die im Kriege, trotz allen habsburgisch-wittelsbachischen Koketterien, nicht auseinanderfielen, fest zusammengeschlossen. Wirtschaft und Sprache sind stärkere zentripetale Kräfte als Tradition und Liebe.

Kurz vor seinem Tode hat Bismarck, so berichtet die Tochter, eines Abends laut für den Bestand des Deutschen Reiches gebetet. Den Zusammenbruch haben seine Gegner zu verantworten. Noch steht das Werk in seinen großen Fugen unerschüttert.

## Heiden-, Christen-, Judentum von Max Brod

Die Erde wird von drei geistigen Mächten beherrscht: vom Heidentum, Christentum und Judentum. Drei Möglichkeiten, die letzten Dinge zu deuten. Drei Versuche, die sichtbare Welt in Verbindung zu setzen mit einer göttlichen Ueberwelt. Drei Reaktionsweisen der Menschenseele auf das religiöse Erlebnis. Und der Stand ihres Kampfes mit einander, Steigen und Sinken ihrer Einflußsphären sind die im tiefsten Grunde bestimmenden Elemente alles Geschehens.

Auoh die Universalzertrümmerung der menschlichen Kultur, Welt-Raubkrieg und was wir seither erleben, ist nichts als letzte Folge der Machtverteilung von Heidentum, Christentum, Judentum. Nicht um offizielle Macht handelt es sich, wenn ich dies ausspreche, sondern um das geheime Vibrieren, das diese drei Tonarten des Lebens um alle Sinne der Menschheit gelegt haben. Verschieben sich die drei religiösen Möglichkeiten gegen einander, so gewinnt die Zukunft der Erdkugel ein andres Bild. Erdkugel —, genauer gesagt: Europa-Amerikas und einiger Randgebiete. Von Zentralregionen Asiens und Afrikas spreche ich nicht. Die aktiven Mächte auch dieser Erdteile beginnen zwar sich anzudeuten. Doch vorläufig bestimmt noch der Formungswille kaukasischer Völker ihren äußern Lebenskörper, schnürt ihn so ein, daß er nicht zu oszillieren, selbständige Wellen nicht auszusenden vermag. Die Kaukasier regieren.

Und wer regiert diese Regenten?

Alles hängt davon ab, ob Heidentum, Christentum oder Judentum zum führenden geistigen Ideal der Zukunft aufsteigen wird. Es sei gleich gesagt: Das Heidentum hat die größten Aussichten. Genauer gesagt: eine Amalgambildung von Heidentum und Christentum steht heute im Aufstieg und droht, in den Zenith der Welt zu gelangen . . .

Irgendwo abseits, mißverstanden dunkelt das Judentum.

So liegen die Dinge.

Drei Wege? Es kann doch nur einen geben, da es nur ein Absolutes, einen Himmel gibt!

Auf diesen Einwand erwidert Max Weber in einer seiner religionsgeschichtlich-soziologischen Untersuchungen:

„Das religiöse Erlebnis als solches ist selbstverständlich irrational wie jedes Erlebnis. In seiner höchsten mystischen Form ist es gradezu das Erlebnis kat' exochen und — wie James sehr schön ausgeführt hat — durch seine absolute Inkommunikabilität ausgezeichnet: es hat spezifischen Charakter und tritt als Erkenntnis auf, läßt sich aber nicht adäquat mit den Mitteln unsres Sprach- und Begriffsapparats reproduzieren . . . Aber diese Irrationalilat . . . hindert nicht, daß es grade praktisch von allerhöchster Wichtigkeit ist, von welcher Art das Gedankensystem ist, welches das unmittelbar religiös ‚Erlebte' nun für sich sozusagen konfisziert und in seine Bahnen lenkt; denn darauf richten sich die meisten jener praktisch so wichtigen Unterschiede in den ethischen Konsequenzen.wie sie zwischen den verschiedenen Religionen der Erde bestehen."

Ich hebe drei solche Gedankensysteme, drei typische Geisteshaltungen, die das religiöse Erlebnis „für sich konfiszieren", heraus. Sie sind extreme Ur-Möglichkeiten der menschlichen Seele, die einfachsten Elemente, auf die sich alle andern, überall anders genannten Einstellungen zurückführen lassen.

Und in ihren Extremen definiere ich sie, unbekümmert darum, daß neben diesen Extremen auch noch Varianten und Uebergangsfälle von der historischen Erfahrung verifiziert werden können.

Das Heidentum steht unter der Idee der Diesseitsfortsetzung. Es faßt die göttliche Sphäre als eine.Fortsetzung des Diesseits auf.

Das Christentum steht unter der Idee der Diesseitsverneinung. Es sieht das Göttliche im Bilde einer Negation des Diesseits, ersehnt die Auflösung der sichtbaren Welt zugunsten der unsichtbaren.

Das Judentum . . . Hier kann eine auch nur halbwegs zutreffende Bestimmung noch nicht versucht werden. Nur zur Abgrenzung sei angegeben: das Judentum sagt zum Diesseits weder Ja noch Nein, sondern — etwas andres.

Mit dem Begriff der Diesseitsverneinung ist freilich auch nicht das ganze Christentum erfaßt, doch immerhin die Grundtendenz seiner europäischen Gesamtentwicklung, während im Urchristentum der synoptischen Evangelien und im Sinn und Wirken hervorragender Einzelchristen (Dante, Kierkegaard) allerdings Keime einer ganz andern Entwicklung liegen.

Das Heidentum billigt die materielle Welt vollkommen und unumschränkt. Die heutigen Heiden nennen sich freilich Christen, gleichzeitig aber hängen sie sich gern ein heidnisches Tierfell um. Man nennt das mit einem harmlosen Namen: „Archaisieren". All die Arier, Germanen, Hakenkreuzleute, Werdandi-Bündler, ganz ebenso: Gallier (Gaulois), Römer, Hellenen greifen mit wahrer Lust auf den ungetauften Zustand ihrer Nationen zurück. Hierher gehört aber auch: das aesthetisierende Hellenentum der ganzen Welt; die große Welle der „Renais-

sance”: der „Antichrist” Nietzsche und (mit Einschränkungen) der „Olympier” Goethe; der „Egoist” Stendhal; Stirner, der „Einzige"; die „Adelsmenschen” Ibsens (Rosmersholm); jede Philosophie, welche die Ordnung des Diesseits ohne Eingriffsversuch anerkennt; Physiokratie und Manchestertum; die liberale Devise vom Laissez faire; der orthodoxe Marxismus, der nichts als eine Registrierung der „notwendigen Entwicklung” sein wollte; die antike Polis wie der „alte Preußengeist"; Monismus; biologische Betrachtungsweise; Treitschkes Staatsgedanke und die Anbetung des „Historisch-Gewordenen” — all dies ebensoviele Entfaltungsformen derselben heidnischen Idee, die ihre göttliche Welt in der graden Verlängerung der diesseitigen Linie sucht. Alle hier und jetzt sich durchsetzenden Triebe und Kräfte werden heiliggesprochen: nur wird abwechselnd dem Machttrieb des Einzelnen oder dem kollektiven Machttrieb des Staates der Vorzug gegeben — einen prinzipiellen Unterschied begründet das nicht. Himmel und Erde sind aus demselben Stoff gemacht. Heroen, Halbgötter bilden die Brücke vom Menschen zu den Göttern. Nach dem Abbild des Irdischen ist alles Höhere geformt.

Die Tugenden des Heidentums sind: kriegerischer Sinn, Aristokratismus, Gesundheit, Kraft, Wagemut, Ueberleben des Tüchtigsten, Herrenmoral. Seine Gemeinschaft ist auf Dienen und Gehorchen eingerichtet, auf Heldentum und Gefolgschaft, herzogliche Führerkraft und „Treue” der Untertanen.

Christlich ist vollständige Abkehr von allen natürlichen Trieben, also äußerste Negation des Heidentums. Die Triebe sind „sündhaft”, sind der „alte Adam”, der ausgezogen werden muß, sind die „Erbsünde”, die nach einer kirchlichen Autorität wie Bellarmin im Verluste unsrer übernatürlichen, das heißt also: geistig freien Natur besteht. „Der Leim, aus dem wir gebildet worden, ist verdammlich”, erklärt Luther, und Calvin drückt es am schärfsten aus: „Aus der verderbten Natur des Menschen kann nichts als Verdammnis hervorgehen”. Infolgedessen sind auch die „guten Werke”, die der Mensch aus sich selbst hervor übt, völlig wertlos, sind, wie Augustin meint, nur „ein sehr schnelles Laufen neben dem wahren Leben einher” — und der jahrhundertelange Streit zwischen Protestanten und der mildesten katholischen, etwa von Moehler formulierten Ansicht dreht sich nur darum, ob die guten Werke und die Liebe neben der heiligmachenden Gnade eine sekundäre Bedeutung oder nicht einmal diese haben. Aus dem ganzen diesseitigen Leben, das in zunehmender Dämmerung erlischt, wählt der Christ einen einzigen Komplex aus, auf den alles Licht sich konzentriert, nur dieser ist ihm wichtig und erlebenswert: es ist der Opfertod des Heilands, der als stellvertretende Genugtuung für alle Sünde des Irdischen erfolgt ist und die Gnade, die Brücke zu einer reinern Welt, und zwar die einzige Brücke geschaffen hat. Diese Einzigkeit, historische Umschriebenheit des transzendierenden Ereignisses ist für das gesamte Christentum charakteristisch, wenn auch die einzelnen christlichen Bekenntnisse in der Hinsicht von einander abweichen, daß sie das Ueberfließen der

Gnade von jenem Ereignis auf das persönliche Leben des Einzelnen an verschiedene Bedingungen knüpfen (die Katholiken an Glauben und Sakramente, die Protestanten an den Glauben allein). Diese Einmalig-Einzigkeit des geistig entscheidenden Ereignisses ist nur ein Symbol der Entwertung des sonstigen Diesseitslebens durch das Christentum, gleichsam die Kehrseite dieser Entwertung und Ausleerung. Wenn irgendein irdisches Tun oder Erleben Trost und Heilung von metaphysischer Bedeutsamkeit bringen könnte, dann wäre ja, wie Paulus es prägnant ausdrückt, „Christus umsonst gestorben". Es soll aber die Erde als ‚Jammertal" empfunden werden, denn: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt". So muß das Individuum zum alleinigen Träger seelischen Erlebens gestempelt werden nicht weil das Individuum vom Christentum wichtig genommen wird (die heutige Mode, von einer Entdeckung des „Ich" oder des „Individuums" durch das Christentum zu sprechen, ist einfach lächerlicher Unsinn, mag er auch hundertmal geplappert werden) — sondern weil jede Gemeinschaft, ja schon jede nach außen gerichtete Bewegung der Seele als Angelegenheit des Diesseits, des fleischlichen Daseins dem konsequenten Christen im tiefsten Grunde uninteressant und unverständlich bleibt. Das Ich dagegen stellt ein „Minimum an Diesseits" dar, und ein unentbehrliches noch dazu, als solches ist es dem Christen eben doch noch erträglich. Das isolierte Individuum, der Mönch und der Asket, sind Typen dieses Ethos.

Es kann hier nur ganz oberflächlich angedeutet werden, inwiefern das Judentum dem Diesseits keinesfalls alle Bedeutung abspricht, ohne dabei in den heidnischen Nur-Diesseits-Irrtum zu verfallen. Daß das Judentum eine bestimmte Ordnung des Diesseits für wesentlich hält, ist oft erkannt worden, wenn auch mit der Hervorhebung des „Gesetzes" als Charakteristikon des Judentums viel Unfug getrieben wird. Richtig ist an solchen und ähnlichen Beschreibungen, daß das Judentum sich niemals am Diesseits, an der Natur, am guten Tun, an Gemeinschaftsarbeit und allem Elan des Geistes desinteressiert erklärt hat, daß es also in dieser Hinsicht stets „weltlich" war. Eine „Weltlichkeit" jedoch von ganz besonderer Art. Eine Weltlichkeit nicht um ihrer selbst willen, sondern um Gottes willen, dessen Thron die Welt ist, und um des Wunders willen, das den Menschen so nahe an seinen liebeglühenden Gott entrücken kann, daß den Lippen der Ausruf entfährt: „Er küsse mich mit den Küssen seines Mundes; denn deine Liebe ist süßer als Wein" (Lied der Lieder). Dieses Wunder, das dem Menschen geschieht, stellt ihn nicht aus dem Leben heraus, wie christliche Doktrin verlangt, vielmehr erst dieses Wunder macht ihn fähig (ich habe es deshalb „Diesseitswunder" genannt), mitten im Leben durch gnadengesegnete Tat wirksam zu werden. „Mir ist ein Wunder widerfahren, daher will ich eine nützliche Einrichtung treffen" — so lautet der Ausspruch Simon bar Jochais, dieser dem entarteten Europa paradox, vielleicht alzu grell in die Ohren klingende Ausspruch, der mir schlechterdings den zentralen Satz des Judentums bedeutet.

(Schluß folgt)

## Einzelhaft von Mechtild Lichnowsky

Für M. D.

Nächtesatt nach Tag sich Sehnen
stärkt des Wachstums stete Kraft.
Lebenslänglich muß sich dehnen
aus der Zelle Einzelhaft,

was dem Leben preisgegeben:
Pflanze, Erdwurm, Weiser, Tor.
Wurzeln wachsen und auch Reben
erdenwärts und Erd' empor.

Und in Nächten und in Tagen
schließen Zellen neu sich an;
Fragen wachsen eng an Fragen —
nichts zur Antwort scheint getan.

Aber da wird Lust zu ruhn
Wachstum aus dem Bann der Zelle,
zwischen wurzelfinstrem Tun
und der Sehnsucht nach der Helle.

Es umfängt mich, daß ich träume:
Mensch und Gott nicht mehr entzweit!
In den Himmel wachsen Bäume,
Einzelhaft wird himmelweit.

## Ein Vergessener von Ernst Goth

Es gibt Bücher, nach deren Lektüre Vierzehnjährige ihre Schulsachen verklopfen und durchbrennen, um Indianer oder Seeräuber zu werden. Jetzt aber habe ich eines gelesen, das im Vierzigjährigen ähnliche Gelüste weckt: Durchgehen, sagt man sich, nur durchgehen! Hinaus aus diesem verfluchten, dumpfen Mauerloch, aus diesem Käfigdasein, in dem man zwischen Morgen- und Abendblatt dahinvegetiert und seine besten Jahre mit aufgeplusterten Nichtigkeiten vertrödelt — statt zu leben, zu leben, zu leben! Denn — grün und traurig vor Neid — hat man eben von Einem erfahren, der lebte, wirklich lebte.

Er hieß Johann Konrad Friederich; und wenn seine Biographen F. C. Ebrard und L. Liebmann nicht (bei Rütten & Loening in Frankfurt am Main) nachwiesen, daß er als jüngerer Zeitgenosse Goethes in Frankfurt geboren und 1858 in Frankreich begraben wurde: man müßte glauben, er sei vom alten Dumas erfunden. Nur in dessen Romanen gibt es solch unwahrscheinliche Prachtkerle, auf die Lust, Glanz und Schönheit herabströmen, wie der Goldregen auf Danae, die mit Geist, Witz und Talent in allen Sprachen, allen Ländern, allen Künsten zuhause sind, Gefechte gewinnen und Sonette schreiben, mit Riesenappetit nach allem Wissen der Männer, aller Zärtlichkeit der

Frauen langen — von dieser Rasse war Johann Konrad Friederich.

Man höre: Er tritt mit sechzehn Jahren ins napoleonische Heer, kommt nach Genua, wo er sich als Erster für Mozarts ‚Don Giovanni' einsetzt, zeichnet sich in den Kämpfen gegen die Engländer so aus, daß er mit achtzehn Jahren als Hauptmann in Rom einzieht, der Geliebte einer Fürstin wird, aus deren Armen er sich losreißen muß, weil Napoleon ihn nach Paris ruft, wo dessen Schwester, Pauline Borghese, für ihn entbrennt — Friederich aber zieht an den Hof Murats nach Neapel, leitet hier das Hoftheater und verscherzt sich diese ersehnte Karriere nur, weil er bei einer Sängerin dem König selbst ins Gehege kommt, denn überall säumt Liebe seinen Weg, der ihn nun nach Corfu in neue Kriegsabenteuer führt, von wo er, als die Engländer die Insel besetzen, nach Paris flieht, diesmal nicht zur Prinzessin Borghese, sondern zu der Sängerin Catalani, mit der er öffentlich Duette singt, um dann, vom deutschen Heimweh befallen, im preußischen Heere Stellung zu nehmen, womit ihm, sehr begreiflicher Weise, die Freude am Soldatenleben ein für alle Mal vergeht. Nach vier öden Garnisonsjahren nimmt er 1819 den Abschied. Jetzt zählt er dreißig Jahre! Nun hofft er, endlich seinen wahren Beruf ergreifen zu können: des Sängers, Musikers, Theaterleiters. Doch gereifte politische Einsicht und die überreiche Welterfahrung lassen plötzlich ein neues Talent erstarken und die Oberhand gewinnen: er gibt eine kritisch-satirische Zeitschrift, den ‚Beobachter am Main und Rhein', heraus. Die erste Nummer hat einen Versprolog von Börne. Damit hebt eine unabsehbare Reihe von Wochenschriften und Revuen an, deren halb pamphletistischer, halb dichterischer Inhalt viel Begeisterung und noch mehr Entrüstung weckt, die immer wieder eingehen, um in neuer Form, unter neuen Namen immer wieder aufzutauchen — seine Tribüne, sein Ventil mußte dieser Mann haben, der, so nebenbei, auch weiterhin bis zum Kopf in musikalischen und amourösen Unternehmungen steckt, während in diesem Kopf eine Menge sehr ernster Pläne reifen. Er treibt Vorstudien für eine Geschichte der französischen Revolution, beginnt die Niederschrift seiner Memoiren und verfaßt gleichzeitig eine ganze Reihe von enzyklopädischen Werken, deren jedes einzelne ein andres Menschenleben ausgefüllt hätte. Woher er die Zeit dazu, woher, er, der mit sechzehn Jahren die Schulbank verlassen, das Wissen nahm, eine ‚Geschichte unsrer Zeit' in dreißig, eine ‚Historisch-topographische Enzyklopädie' in sechzehn, eine ‚Allgemeine Geschichte der Schöpfung' in sechs Bänden zu verfassen — die ‚Wundermappe sämtlicher Kunst- und Naturwunder' gedieh nur bis zum dreizehnten Band! —: das wird ewig ein Rätsel bleiben. Aber diese Bücher sind — neben einem Berg von Monographien und Uebersetzungen — vorhanden, seine Biographen bringen Probestücke, und man erkennt überall gediegene Beherrschung des Stoffes, die Fähigkeit zu klarer, populärer Darstellung und die bemerkenswertere, technische Erfindungen in halb scherzhafter Weise vorauszuahnen: Friederich spricht von einer Luft-Eil-Verbindung, von der

Schreibmaschine — die er heftig herbeigesehnt haben dürfte! —, er kennt die Theorie der X-Strahlen. Und sein politischer Weitblick ist noch größer; der einstige Offizier der grande armée tritt für die künftige Schlichtung aller Konflikte durch Schiedsgerichte ein und erklärt — anno 1830! — vom Kommunismus, dieser müsse, zur Herrschaft gelangt, „schreckliche Tyrannei und Sklaverei" nach sich ziehen.

Ein unwahrscheinlicher Romanheld. Nur darin nicht, daß die Zeitgenossen das Einmalige und Einzige seiner Art nicht erkannten — die Frauen mögen es gefühlt haben —, und daß er einsam, vom Hunger bedrängt, krepierte, trotzdem ihn kurz vorher noch Männer wie Thiers, Béranger, Hugo, Balzac, Dumas, Frauen wie die Récamier, die Sand ihren Freund genannt hatten. Dennoch — wer will ihn beklagen? Wenn man dieses Buch zuklappt, ahnt man, wie dem Kanarienvogel zu Mute sein mag, der einen Adler erblickt

## Am Strande von Ignaz Wrobel

Frei! Aber die Stadt streckt die schwarzen, langen Arme aus und greift. Und die Gedanken laufen noch munter immer mit den bunten Pferdchen um das deutsche Karussell.

Was die Titelkrankheit angeht:
Für Millionen deutsche Männer ist es die ärgste Beleidigung, nur mit ihrem Vatersnamen angeredet zu werden.

*

In Deutschland gibt es wenig Individualitäten — aber umso mehr Gierkesche „reale Verbandspersönlichkeiten". Und wenig Sänger — aber massenhaft Gesangvereine.

*

Ein Cabaret-Lied aus der Zeit des Krieges lautete:

„Wenn der Kronprinz, der honette,
sitzt bei Reinhardt im Parkette,
wenn der Kaiser Wilhelm, unser großer Held,
durch die Linden zieht zu Pferde,
als der Herr der ganzen Erde —:
Dann ist Friede auf der wunderschönen Welt!"

Man sollte viel mehr Couplets aus der großen Zeit lesen. Oder, was noch komischer ist, die Leitartikel.

*

Eine Bauersfrau sagte mir: „Was die Leute immer so auf die Juden schimpfen! Wissen Sie, unter den andern gibts noch viel schlimmre. Das sind die weißen Juden!"

*

Dem Deutschen haben sie das Haus eingeschossen. Dabei auch Abort-Anlagen, die sehr schmutzig waren und übel rochen. Alles läßt er liegen. Aber sie baut er mit rührendem Eifer genau so winklig und genau so unhygienisch wieder auf.

*

„Wenns zum Klappen kommt, entscheide nicht die Theorie, sondern die Praxis!" Das ist ein alter Grundsatz der Politiker. Aber wann denn soll die Theorie ausschlaggebend sein, wenn nicht in der Entscheidung? Grade dann sei sies. Und sie ist es ja auch immer. Nur eine andre, als sich der theoretisierende deutsche Ethiker wünscht.

*

Wenn man Frauen mit ihren kleinen Kindern umgehen sieht, wundert man sich nicht mehr, daß die Menschheit nicht fortschreitet.

# Jenseits der Grenze

## VI.. Meran von Doris Wittner

Meran, Welschtirols Kleinod und Stolz, lebt in der Erinnerung als ein stiller, feiner, duftübergossener Ort, der manchmal, solange er hauptsächlich von Kranken aufgesucht wurde, durch einen wehmütigen Zug des Leidens verklärt schien. Etwas Jenseitiges, Unirdisches lag zuweilen über dem bergumschlossenen Flecken, durch den sich das Silberband der Passer flocht, und dessen herbsüße Luft alle Melodien des Südens, aber in gedämpftem Saitenspiel erklingen ließ.

Wer dieses Meran gekannt hatte und es wiedersah in diesem Frühjahr, da Meran die erste Vollsaison nach den kriegerischen und revolutionären Wirren der Welt beging, besser gesagt: zelebrierte (denn es war eingetaucht in einen Dunstkreis von Feierlichkeit, von Festesfreude, von Glanz und von Schimmer) — der fand das Antlitz der ihm teuern Stadt vielleicht unverändert, ihren Charakter indessen wesentlich gewandelt. Ehedem ein ehrsamer Kurort mit festem Stammpublikum, ohne mondainen Ehrgeiz. Das Weltlich-Allzuweltliche überließ man in Meran mit einem gewissen patrizischen Dünkel der leichtfertigen Riviera und ähnlich sündhaften Stätten. In Meran — dem Meran vor etwa zehn Jahren — trug man Tugend und Grundsätze. Und fuhr gut dabei. Auch Bürgerlichkeit rentiert sich manchmal. Nun, das ist anders geworden. Spiel und Tanz regieren die Stunde; gleichviel, was diese Stunde den Völkern schlägt. Statt der Idylle von einst eine gelle und grelle Harlekinade, ein großer, internationaler Rummelplatz.

Gewiß: es gibt Entschuldigungen. Sechs Jahre war Meran — weil im Kriegsgebiet gelegen — zu Friedhofsruhe verurteilt. Dieser erzwungene Stillstand des Kurbetriebs und der vom Fremdenverkehr gespeisten Geschäftszweige bedeutete wirtschaftlichen Niedergang, wenn nicht völligen Untergang des ganzen Ortes. Jetzt regen sich Welt und Weltverkehr wieder. Und die neue Staatsleitung, die italienische Regierung, ist klug genug, dem erworbenen Gebiet fremder Zunge, das sie oekonomisch schwer gefährdet sieht, zu neuem Leben zu verhelfen durch möglichst weitherzig geübte Duldsamkeit. Drum gestattet oder toleriert sie zum mindesten im „erlösten Gebiet", was sie im Stammland verfolgt: das gewerbsmäßige Glücksspiel, unter dessen Zeichen sich die „vita nuova" Merans vollzieht. Mit der Duldung der Unmoral — zum Zweck wirtschaftlicher Hebung — macht Italien als kolonisierende Macht moralische Eroberungen; durch Befolgung des Grundsatzes: „Leben und leben lassen" verhindert Italien in Südtirol, wie seinerzeit Frankreich in Nizza und Savoyen, die Bildung einer Irredenta.

Politisch und nationaloekonomisch also läßt sich der neue Charakter Merans erklären und verzeihen. Anders gesellschaftlich! Man schreitet durch Hotelhallen, Kasinosäle, „Bar-Foyers” (die jüngste Bezeichnung für Tanzdielen), und überall hat man das gleiche Bild: Herren im Smoking (der kleidsamere Frack ist nichts für die modernen Tänze), Damen in großer Gesellschaftstoilette, ausgeschnitten, noch ausgeschnittener, anscheinend niemals am ausgeschnittensten (in der Kunst des Dekolletierens gibt es offenbar nur noch Komparative, keinen Superlativ), geschmückt mit Perlen und Pelzen, mit Federn, Schleiern und Edelsteinen. Jeder Schieber, der was auf sich hält, jede Kokotte von Rang, aber auch jede Frau von Welt, die den Ehrgeiz hat, für „stylish” zu gelten, mußte zwischen März und Mai in Meran gesehen worden sein. Das gehörte zum guten Ton, zum Kredit, zur Laufbahn. Und die Kriegs- und Revolutions-Millionäre nebst ihren Damen erprobten auch hier die „Fortune”. Alle Chancen von Bac, Poker und Roulette wurden in den Gesprächen auf der Kurpromenade eifervoll und ehrfürchtig erörtert. Seltener, viel seltener hörte man von Oberschlesien, vom Ruhrgebiet und von den Sanktionen reden. Schließlich: Kattowitz ist weit und London noch weiter.

Auf dem mitten aus der alten, der historischen Stadt emporragenden Küchelberg sah man die ersten beglückenden Veilchen, Anemonen, Primeln und Himmelsschlüssel sprießen. Die Besucherinnen Merans glichen ihnen in keiner Weise. Sie glichen eher den törichten und dünkelhaften Tulpen, den Tuberosen mit ihrem süßlich betäubenden Parfum, den vielfältigen bizarren und perversen Formen der Orchis, den „fleurs du mal”, die Südamerikas subtropisches Klima erzeugt, und die Europa in Treibhäusern züchtet. Kein Zweifel, daß Südamerika unsre alte, müde, morschgewordene Kultur überhaupt nicht unwesentlich beeinflußt. Tänze und Rhythmen, Frauen und Frauenmoden, die dazu gehörigen Kavaliere und ihre für den alten Kontinent neuen und immerhin erstaunlichen Bräuche: das alles hatte einen unverkennbaren Anflug von Indianertum (man brauchte nur den Reiherkopfputz mancher Damen zu betrachten), von Wild-West, von Aequatorialzone. Es gab in Meran ein besonders „smartes” Lokal, wo die eine Hälfte der eleganten Welt — die andre folgte im Cercle privé den Bewegungen des Schlittens beim Bac tournant — allnachmittäglich und allabendlich Fox, Jazz und andre Nigger-Erfindungen kultivierte. Wer die Vorgänge in diesem Raum unbefangen beobachtete, mußte sich in dem „Salon” einer kalifornischen Goldgräberstadt glauben. Und vielleicht wäre es gut, nicht gar so laut und leidenschaftlich über die „schwarze Schmach” zu lamentieren, solange weiße Europäer und Europaerinnen beflissen sind, die geselligen Gewohnheiten farbiger Menschheit nachzuahmen.

Auf daß man mich nicht mißverstehe: dieses Publikum der meraner Saison war weder vorwiegend noch gar etwa ausschließlich deutsch. Es war international. Der Herr hatte Sekretär, Diener, Chauffeur und die kurzgeschürzte und wohlkolorierte Gefährtin vom Stamm der Operetten- und Filmstars — Typus: Wasserstoffblondine. Dem Vernehmen und der Kurliste nach gab es in Meran auch „Fremde von Distinktion", Mitglieder der „Gesellschaft". Aber die sah man nicht. Das grüne Tuch und der grüne Rasen sind freilich demokratlsierende Prinzipien. In den großen internationalen Fremdenzentren, in Nizza, Monte Carlo, Ostende, Biarritz, Aix-les-Bains, Baden-Baden und Wiesbaden haben immer Herzog und Hochstapler, Damen der ganzen und der halben Welt in den gleichen Gasthöfen verkehrt, an den gleichen Tafeln gespeist, war eine soziale Grenzregulierung ausgeschlossen. Das Meran von heute kennt erst recht kein „au dessus de la melée" mehr. Es gibt kein „olet", weder im materiellen noch im moralischen Sinne. Wo und was Einer geschoben hat, ist gleichgültig. Wenn er nur erfolgreich geschoben hat. Statt der betulichen, ehrbaren und etwas weltungewandten deutschen Menschheit, die sich dereinst in Meran erging, sieht man heut einen internationalen Talmi-Mischmasch mehr oder minder fragwürdiger Menschlichkeiten: Kriegslieferanten der Mittemächte; balkanische Revolutions- und Reaktions-Jobber; italienische Munitions- und Makkaroni-Fabrikanten; die Ausländer mit hochwertigen Valuten, Amerikaner, Schweizer, Schweden; Bürger neugegründeter Staatsgebilde, deren einzige Tätigkeit ist, „sich selbst zu bestimmen"; viel „fahrende Fräulein" des lateinischen Mutterlandes, die in Rom und Neapel keine Chancen mehr haben, sich aber für das „erlöste Gebiet" noch gut genug dünken — das ist das Meran von heute. Das Meran, wo täglich zwei Millionen Lire am Baccarat-Tisch umgesetzt werden, und wo der bühnengerecht aufgemachte Selbstmord einer Filmdiva als „fine fleur" der Sensationen, als zugkräftigste Reklame für den „Weltkurort" dient.

Palmen und Zypressen lächeln hochmütig über der Menschen wunderlich Wesen, das sich unter ihren Zweigen spreizt. Begegnet aber zufällig auf der Gilf, der „Promenade des Anglais" von Meran, ein Passeirer Bauer in seiner traditionellen Landestracht dem „hergeloffenen" Fremdvolk, so kann man in seinem verwitterten, listigen Altmännergesicht zuvörderst eine drollige Belustigung, die nichts gemein hat mit Achtung oder Ehrerbietung, dann aber den Ausdruck einer fragenden Hilflosigkeit ablesen, die sich vielleicht am ehesten durch das Wort von Hebbels Meister Anton bestimmen ließe: „Ich verstehe die Welt nicht mehr". Ach, man muß weder Kind des Passeirer Tals noch bejahrt sein, um die Welt nicht mehr zu verstehen. Und man will diese Welt auch nicht mehr verstehen.

# Wiener Theater von Alfred Polgar

|m Burgtheater gab es die Erstaufführung eines sonderbaren Stücks: ‚Der Hof', Schicksalstragödie in fünf Verwandlungen von Elisabeth Räming, einer bisher unbekannten wiener Autorin. Ihre fünf Verwandlungen schildern den Untergang eines Geschlechts.

Bäuerische Gewaltmenschen, die, von ihrem Besitz besessen, an ihm Herz, Hirn und Leben verlieren. Die Versuche des letzten Sprößlings dieses Geschlechts, einer jungen Witwe, sich dem Dämon zu weigern, gehen fehl. Am Ende stürzt sie sich in die Flammen des von ihr selbst angezündeten Hofs. Das Stück, besser gewollt als gekonnt, entlehnt reichlich von Schönherr, Strindberg, Anzengruber, hälts von Naturalismus bis zum Expressionismus mit allen Stilen und zeigt jene speckige Dichtigkeit des dramatischen Teiges, die für Anfänger in der Kochkunst charakteristisch. Es ist eine starke Talentprobe der Verfasserin, aber noch eine stärkere Geduldprobe für die Zuhörer. In den Hauptrollen betätigten sich Herr Heine und Frau Medelsky, die leider immer mehr an einem Uebermaß pathetischen Schreiens ihre Freude hat.

*

„Mitglieder des Moskauer Künstlertheaters" gastierten jetzt in Wien am Stadttheater. Es sind unter ihnen ein paar Spieler aus Stanislawskis unvergleichlichem Ensemble, das vor Jahren durch die wundervolle Fülle, Farbigkeit und Intensität seiner Darstellungen die Theatergeher Westeuropas entzückt hat. Trotzdem wird die Truppe, die jetzt, Rückkehr in die Heimat fürchtend, den traurigen Erdteil bereist, kaum zum Ruhm russischer Theaterkunst Erhebliches beitragen. Von der Herrlichkeit der Bühne Stanislawskis ist Das, was die Gäste bieten, weit entfernt. Von einer Regie wie jener, die sozusagen auch den letzten technischen Rest aus einem Zusammenspiel auszuglühen verstanden hat, ist keine Rede. Es sind gute Schauspieler, die recht natürlich mit einander Konversation machen und nirgendwo — zumindest gilt das für die ‚Drei Schwestern' von Tschechow — ein Können besondern Grades verraten. Sehr sympathisch Fräulein Germanowa, schon durch ihr Organ, das Duseschen Timbre hat. Eine hervorragende Spielerin soll auch Frau Tschechow, des Dichters Witwe, sein und ein Künstler ganz weiten Formats Herr Katschalow. Hiervon brachte ihr Auftreten in den ‚Drei Schwestern' keinen strikten Gegenbeweis. Das Stück ist eines der schwächern des großen Erzählers. Es malt in blassen Aquarellfarben Beisammensein und Auseinandergehen von Menschen, die durch Schicksal oder Zwang ihrer Artung nicht zu dem Leben kommen, das ihnen gemäß. Alle Wege führen zu Traurigkeit, Verzicht und dem großen Nicht-Begreifen, was es eigentlich mit diesem Dasein für Bewandtnis habe. Die dramatische Bewegung der feinen, dünnen Komödie reicht grade hin, um etwas melancholische Unruhe auf der Szene zu erzeugen, nicht mehr. Der Spielleiter bringt diese Unruhe auch äußerlich. Ich habe kaum jemals noch ein Gesellschaftsstück gesehen, in dem so viel an Türen geläutet, gekommen und gegangen wird. Nur zum Akt-

schluß wird es immer still und dunkel, und der Vorhang fällt dreimal über eine leere oder zumindest eine stumme Bühne. Mit Stimmung à la russe wird auch sonst nicht gekargt. Schwermütige Ziehharmonikatöne von außen begleiten halbe Akte lang das Spiel. In der Darstellung durch die Gäste bekam es einen stark humoristischen Einschlag, der im Buch — zumindest in der deutschen Uebertragung der Reclam-Bibliothek — keine Rechtfertigung findet. In der Aufführung: vielerlei gesellige Scherze, Neckereien, kleine Tanz- und Gesangseinlagen. Im Buch: von all dem keine Rede; dort fehlt das muntere Treiben gänzlich, das in der Darstellung durch die „Mitglieder des Moskauer Künstlertheaters" die arme Teich-Landschaft des Dramas belebt. Die nicht russischen Hörer langweilten sich unbeschreiblich arg bei diesem durchaus im stillen Gespräch un poco sostenuto sich fortbewegenden Schauspiel. Aber da sie, als Kulturmenschen, wissen, wer Tschechow ist, und wissen, wer das Moskauer Künstlertheater ist, waren sie doch sehr begeistert.

## Reparationsbonds von Waltreu

Die bange Frage, ob die Forderungen der Gegner überhaupt erfüllbar sind, verhindert noch immer, daß endlich in Deutschland ein Gefühl der Erleichterung sich durchringt und Freude zur Arbeit, deren wir mehr denn je bedürfen, sich steigert und hebt. Angenommen, wir setzten unsre letzte Kraft ein, um das Diktat der Gegner auf wirtschaftlichem Gebiet völlig zu erfüllen: wer könnte zweifeln, daß all unsre Mühe vergeblich ist, wenn nicht auch die Vertragsgegner daran gehen, für ihre Handlungen einzig nüchterne sachliche oekonomische Ueberlegungen maßgebend sein zu lassen, wenn sie nicht endlich zu dem Entschluß kommen, uns grundsätzlich bei der Ausführung des Diktates zu unterstützen. Gelingt es nicht, mit den Gläubigern zu einem geschäftlichen Uebereinkommen zu gelangen, dann wird selbst eine dem Buchstaben des Ultimatums gerecht werdende Ausführung weder dem Ausland noch uns Nutzen bringen.

Die unvermittelte, ganz plötzliche Hausse-Bewegung in deutschen Fonds und besonders dreiprozentiger Reichsanleihe hat bewiesen, wie unorganisiert das internationale Wirtschaftsleben sich auch jetzt noch vollzieht. Wie in frühern Zeiten zeigte sich auch diesmal mit einer Höherbewertung der deutschen Mark im Ausland Interesse fremder Kapitalistengruppen für unsre Anleihewerte. Es ist nicht zu verkennen, daß namentlich unsre Großbanken seit einigen Monaten bemüht waren, diese Kaufneigung wachzurufen. Eine intensive Bearbeitung Amerikas, aber auch Englands und des neutralen Auslandes ist vorhergegangen, um fremde Interessenten auf die günstigen Chancen bei einem Erwerb deutscher Renten aufmerksam zu machen. Wenn diese Kaufneigung teilweise durch die Mitläuferschaft deutscher Privatkapitalisten einen stürmischen Charakter annahm, so sprach vielleicht die Hoffnung nicht unwesentlich mit, daß unsre Valuta sich, wenn man längere Zeiträume zur Betrachtung heranzieht, wesentlich bessern muß. Es ist ja überhaupt auffallend und zeigt sich bei allen von der Regierung im Ausland geführten Wirtschaftsverhandlungen, daß die Welt von unsrer Leistungsfähigkeit eine viel

bessere Meinung hat als wir selbst. Man könnte also annehmen, daß die Anleihekäufe vor einigen Wochen in der Hoffnung auf eine weitere Besserung unsrer Valuta vorgenommen wurden, und in der Zuversicht, daß später bei höherm Markwert die Wiederveräußerung der jetzt erworbenen Bonds mit Gewinn durchzuführen sei. An dieser spekulativen Aufwärtsbewegung des Kursniveaus unsrer Renten aber kann uns natürlich nichts gelegen sein. Wenn später zu einem Zeitpunkt, da der deutsche Markt vielleicht wenig aufnahmefähig ist, die jetzt ins Ausland fließenden Werte zurückströmen, dann könnte nicht nur der jetzige Kursgewinn wieder eingebüßt werden, sondern es würden darüber hinaus sehr wahrscheinlich auch große Verluste entstehen.

Auf diese Ueberlegungen ist vermutlich zurückzuführen, daß die Reichsbank dem Anleihefieber der letzten Zeit nur kühl gegenübergestanden hat und erst allmählich, aber immer zögernd, aus ihren Beständen dem Markt bescheidene Posten zur Verfügung stellte. Tatsächlich haben wir ja ein lebhaftes Interesse daran, daß unsre Renten in großen Summen vom Ausland gekauft werden. Außer der Reparationsschuld hat Deutschland, im Gegensatz zu andern kriegführenden Staaten, bekanntlich kaum ausländische Verpflichtungen. Es ist daher sehr wesentlich, daß eine solche Verflechtung des Reiches in das international-kapitalistische Gewebe nunmehr entsteht. Somit wäre es wohl verständlich, wenn unsre Großbanken Maßnahmen träfen, um sich selbst ihres Besitzes an alten deutschen Anleihen, die bisher ziemlich fest in den Tresors geruht haben, zu entledigen.

Wir müssen alles daran setzen, um unsre durch die Reparationsverpflichtungen geschaffene Auslandsschuld möglichst schnell abzutragen. Das kann nur geschehen, wenn wir in die Lage kommen, die der Reparationskommission übergebenen und von dieser auf den internationalen Märkten untergebrachten Bonds in möglichst großer Zahl zurückzuerwerben. Solange die Reparationsbonds dann in Händen von deutschen Privatleuten sich befinden, wäre die Regierung selbstverständlich verpflichtet, sie ausreichend zu verzinsen und zu amortisieren. Es bedeutet jedoch einen sehr wesentlichen Unterschied, ob diese Zinszahlungen, selbst in Goldmark, an Private oder Ausländer erfolgen.

Immerhin wäre denkbar, daß Regierung und Großbanken zu einem Uebereinkommen, auf das sie ohnehin angewiesen sind, gelangen könnten, etwa auf der Basis, daß zunächst die Großbanken den Auftrag erhielten, eine ihrer Aufnahmefähigkeit entsprechende möglichst große Zahl Reparationsbonds zurückzuerwerben und als gebundenen Besitz so lange zu verwalten, bis die Regierung in die Lage versetzt wäre,sie aus Steuereinkünften selbst zu kaufen, um schließlich die Schuldscheine der Vernichtung anheimzugeben. Bis dahin könnte ein Anreiz für die Unterbringung recht vieler Milliarden durch Gewährung der Steuerfreiheit geschaffen werden. Vielleicht ließe sich sogar erreichen, daß die in Deutschland verbleibenden Bonds nur in landesüblicher Weise und nicht zu den von der Entente festgesetzten hohen Raten verzinst würden. Das setzt freilich einen hohen Grad von Einsicht und starken Gemeinsinn voraus. Aber das Schicksal des Reiches ist so unlöslich mit dem seiner Privatwirtschaftsorgane verknüpft, daß es frevelhaft wäre,wenn in Zeiten schwerster nationaler Not ein Teil die Gelegenheit nutzte, um mit dem andern in möglichst geschäftstüchtiger Weise zu verfahren. Die Regierung war ja bereits in

der Zwangslage, die bis Ende Mai zu liefernden dreiviertel Milliarden Goldmark durch Reichsschatzwechsel aufzubringen, denen internationale Geltung erst durch ein Indossament anerkannter deutscher Banken gewährt wird.

Auch das Ausland hat ein Interesse an einer möglichst festen Bindung großer Summen Reparationsbonds, da hierdurch die Kursgestaltung in einem für sie günstigen Sinne beeinflußt wird. Andrerseits ist aber klar, daß die Aufnahmefähigkeit Deutschlands für den neuen Anleihetyp beschränkt ist, wenn nicht gelingt, durch Abstoßung der alten Bestände an deutschen Renten Raum zu schaffen.

Man müßte daher bemüht sein, die jetzt abfließenden Rentenbeträge durch Uebereinkunft mit der internationalen Haute Finance zu binden, um die Gefahr abzuwehren, daß sie zu ungeeignetem Zeitpunkt zurückfließen, und sollte andrerseits an eine Zusammenlegung unsrer Fondskategorien zu einem einheitlichen Typus denken, damit die Verzinsungsmöglichkeiten ungefähr auf einen Generalnenner gebracht werden. Selbstverständlich könnten unsre großen Geldinstitute nur dann an die Aufnahme erheblicher Reparationssummen denken, wenn sie die Gewißheit hätten, daß ihnen zu dieser Last — und man wird anerkennen müssen, daß sie damit vom privatkapitalistischen Standpunkt aus ein Opfer bringen — durch Rückverkauf der alten Rentenbestände nicht noch eine Bürde zuwächst.

In jedem Falle wäre ein Uebereinkommen zwischen uns und den ausländischen Kapitalkreisen mindestens theoretisch denkbar. Wir könnten uns daher vorstellen, daß unsre Großbanken nicht nur aus privatwirtschaftlichen Ueberlegungen den Kauf deutscher Renten ihren ausländischen Geschäftsfreunden empfohlen haben, vielleicht in der Hoffnung, gleichzeitig mit der deutschen Regierung zu Abmachungen über den Erwerb von Reparationsbonds zu gelangen. Auch das Ausland aber sollte sich darauf vorbereiten, die jetzt aufgelegten Reparationsbonds als vorläufigen Besitz zu binden und diese systematisch nach Uebereinkunft wieder an Deutschland abzustoßen.

Zur Einlösung der Schuldscheine sind wir ja ohnehin verpflichtet. Sie kann letzten Endes nur aus unserm Exportüberschuß erfolgen. Aber es wäre auch möglich, sie vom Ausland zum jeweiligen Kurswert an Zahlungsstatt direkt an unsre Privatwirtschaft zu übertragen, während andrerseits die Regierung oder ein finanzkräftiges deutsches Konsortium im Auftrag des Reiches den Ankauf aus den Händen deutscher Kaufleute in Papiermark übernehmen könnte.

In diesem Falle hätten wir natürlich nicht das geringste Interesse an einem hohen Kurs für die Reparationsbonds. Für den Rückerwerb der Scheine käme uns im Gegenteil ein möglichst niedriger Ist-Wert zugute. Je geringer die Schuldscheine auf den internationalen Märkten bewertet werden, desto leichter der Rückkauf. Die Entente dagegen wird zunächst bestrebt sein, einen möglichst hohen Wert für die Schuldscheine zu erlösen. Vielleicht ließe sich aber auch hier eine Brücke finden, wenn die Entente sich bereit erklärte, mit deutschen Instituten gemeinsam ein internationales Konsortium zur Regelung des Kurswertes der Reparationsbonds zu bilden. Voraussetzung hierfür wäre selbstverständlich, daß endlich mit den Methoden brutaler Gewaltpolitik, nach denen die Welt bisher zum Schaden Aller regiert worden ist, radikal gebrochen würde.

# Rundschau

## Die Geschlechtskrankheiten

Auf dem Gebiet der Sozialhygiene fand man eines schönen Tages das Problem der Geschlechtskrankheiten. Hätte man es nicht schon früher gefunden — mein Gott, heute würde es kein Forscher mehr übersehen. Aber wie es noch klein war und so zierlich unmoralisch, ein häßliches, aber eben kleines Steinchen auf einem sonst saubern Felde, zäunte man es ein und versah es mit Warnungstafeln und einigen Sittenpolizisten. Statt daß man es heraushob, das Problem, aus der Hygiene heraus, in das Gebiet der Psychologie, wo es allein zu lösen ist.

Heut ist der Stein schon so groß, daß man ihn kaum noch transportieren kann. Aber wenigstens hat sein Wachstum Veranlassung gegeben, an Taten zu denken. Filme werden gedreht (in Amerika sogar Filme von rückhaltloser Offenheit, reichlich umgeben mit Kitsch, der das Publikum anzieht — Psychologie!), und Beratungsstellen werden geschaffen, in denen Niemand seinen Namen nennen muß. Man sieht schon den Anfang einer psychologischen Erfassung, der aber durch die geplante Meldepflicht der Aerzte gegenüber Ihren Kranken wieder zu nichte gemacht werden wird. Ferner wurden Bücher geschrieben, Vorträge gehalten, bei der Immatrikulation junger Studenten Aufklärung verabreicht (ich denke an Freiburg, wo das Resümee eines Privatdozenten in dem Rat gipfelte: Am besten die Hände davon lassen — es gibt doch kein Mittel). Nichts war von Nutzen: das Problemchen der Geschlechtskrankheiten wurde trotz Kriegsernährung und Blockade auch in der unterernährtesten Industriegegend eine satte, dicke Gefahr.

Nun endlich der richtige Weg! Das Problem der Geschlechtskrankheiten ist nicht das Problem des außerehelichen Geschlechtsverkehrs. Der ist ein unbestreitbarer, nicht aus dieser Welt zu schaffender, recht realer Zustand. Das verkennt leider auch ein jetzt (im Enck-Verlag zu Berlin-Wilmersdorf, Duisburger Straße 10) erschienenes, von H. Hüfler hübsch und gewinnend geschriebenes Büchlein über die Verhütung und Behandlung dieser stets auf liebenswürdigste Weise übertragenen Krankheiten. Daß der außereheliche Geschlechtsverkehr unmoralisch ist, wissen wir Alle und brauchen es nicht mehr gedruckt zu lesen. Das wissen auch Alle, die ihn pflegen; bedenken es nur immer erst nachher. Am meisten aber Die, die angesteckt sind; und da liegt der schreiende Fehler, der Mangel an Psychologie bei der ganzen Behandlung des Problems. Das Gegenteil muß gelehrt und geschrieben werden, wenn man überhaupt davon redet; denn wären sich die Kranken gar keiner Unmoral bewußt (in Wirklichkeit haben sie sich ja auch garnicht unmoralisch aufgeführt) — was, zum Teufel, hinderte sie, zum Arzt zu gehen? Was hätte sie vorher gehindert, in die Apotheke zu gehen und ein geeignetes Schutzmittel zu kaufen? Das muß gepredigt werden, daß keine Unmoral in naturalibus ist, das Schämen muß aufhören, das die Folgen begleitet, weil es von den Aufklärenden zugleich mit der Ursache verkauft wird. Warum macht sich Hüfler das Wort zu eigen: Man kann sich der Jugend nicht nahen, in der einen Hand die Bibel, in der andern das Schutzmittel? Zu propagieren ist: Man kann sich der Jugend heute ruhig nahen, in jeder Hand ein Schutzmittel! Die Bibel läßt nur weg, zu der findet schon Jeder im Alter, besonders wer zu seiner Gesundheit nicht mehr zurückfinden kann. Zu einem Schutzmittel findet aber Keiner ohne Hilfe und sicherlich niemals zu einem guten.

Und wenn die Aerzte heute noch im Zweifel sind, welche Mittel gut sind, so sollen sie das zur Zeit beste empfehlen und daran arbeiten, daß dieses beste noch verbessert wird. Unsre Chemie und Technik leistet Alles. Hunderttausenden Gesundheit und Zeugungskraft zu erhalten, heißt heute nur: einen Condom zu schaffen, wie ihn Sozialhygieniker immer wieder beschreiben. Die auf diesem Gebiet arbeitende Industrie hat ja während des Krieges binnen kurzem Gasmasken gefertigt, die gegen die schlimmsten Gase schützten; allerdings hat die Polizei sich damals grade nicht mit Bevölkerungspolitik befaßt.

Verkannt hat Hüfler, daß das Schämen der wesentliche Gegner in dem Kampf ist, und daß der beabsichtigte Meldezwang der Aerzte jeglicher psychologisch Erfolg versprechenden Lösung ins Gesicht schlägt; und vergessen hat er, dem glücklich Aufgeklärten auch ein gutes Schutzmittel zu nennen, es handgreiflich zu beschreiben und vor Nachahmungen zu warnen.
Loben muß man seinen Mut und seinen Takt und die freundliche Gabe, die ihm ermöglicht, auch die schrecklichste Perspektive mild und versöhnend zu umgrenzen.

Procurator

## Eduard Vojan

Vor einem Jahre ist in Prag Eduard Vojan begraben worden. Wie ein Grande eines stolzen Reichs oder vielmehr wie ein Held eines jungen Volkes. Der Präsident der Republik schritt hinter Vojans Sarge, die Laternen brannten, die Flaggen wehten auf Halbmast, hunderttausend Menschen standen barhäuptig Spalier. Und Vojan war doch nur ein Komödiant.

Vojan war ein edler Komödiant. Wenn die Tschechen in der Schauspielkunst eine Tradition haben, die erst wenige Jahrzehnte zurückreicht, so wirkten der Adel und die geistige Kultur dieses Künstlers überraschend. Er gleicht Erscheinungen wie Vrchlicky in der Dichtung und Smetana in der Musik: sie reißen ihre Generation (und die folgenden) mit einem Ruck aus provinzialer Enge zu europäischem Niveau empor. Vojan hatte das Kaliber der großen Mimen vom Burgtheater oder vom Théâtre français.

Schlank, hoch, gelenk von Gestalt, mit einem Antlitz, das von einer mächtigen, gefurchten Stirn und zärtlichen brauen Augen beherrscht war, bezauberte er am meisten durch seine Stimme. Es gibt Theaterstimmen, die ewig jung und unvergeßlich bleiben: man denke an Kainz oder Sarah Bernhardt. Vojan neigte zur Deklamation, zum Arioso, er genoß offenbar selbst am tiefsten die bestrickenden Klangspiele, wenn er Verse sprach. Die tschechische Sprache, die fremdem Ohre hart klingt, gewann Süße und Glanz, sooft er die Silben meisterhaft zu artikulieren und wundervoll an einander zu ketten begann.

Er spielte die gewaltige Reihe Shakespearescher Gestalten: Romeo, Hamlet, Marc Anton, die Könige, Shylock, er spielte den Wallenstein, aber auch den Borkman, aber auch den Cyrano, aber auch eine Menge moderner Rollen. Ein gewisser klassischer Zug vereinigte sie alle, die Sehnsucht nach Harmonie und Absolutem, das Streben nach dem einfachen großen Umriß, die Steigerung über das Allzu-Realistische hinaus. Er hatte keine Scheu vor dem Pathos und war gewitterstarker Ausbrüche fähig; aber niemals verließ ihn das höhere Gesetz der Schönheit, das allem Banalen fremd, aller Konvenienz abhold und im Grunde nichts als das Geheimnis einer aus Skepsis sich zur Kunst flüchtenden Seele schien.

Wie hat er noch kurz vor seinem Tode den sterbenden Cyrano gespielt, an den herbstlichen Baum gelehnt, wissend zwischen Ironie und Melancholie, lächelnd aus verlassenster Traurigkeit, ritterlich und manierlich, philosophisch und vielspältig bis zum letzten

Hauch! Wie hat er den gemeuchelten Zaren Paul in Mereschkowskijs historischem Boulevardstück, seine letzte Rolle gespielt! Dieses Ende eines Alleinherrschers, der bloßfüßig, im Nachthemd sich hinter einer spanischen Wand vor den Verschwörern versteckt, hervorgerissen wird — im Antlitz jagten nicht nur alle Schrecken und Aengste jähen Todes, sondern auch das erschütternde Staunen und tiefere Entsetzen darüber, daß Frevlerhände begnadete Majestät schänden, der Zusammensturz eines erhabenen Wahns! Vojan war imstande, Augenblicke zu schaffen, in denen das Walten höhern Geschicks sich körperlich ausdrückte, über die Dichtung hinaus.

Er band sich freiwillig an die tschechische Sprache, verzichtete auf den Wirkungsbereich der Weltsprachen und damit auf den Weltruhm, dessen er sicher gewesen wäre wie irgendein Coquelin. Camill Hoffmann

## Alldeutschtum unter dem Strich

Um den Beifall eines alldeutschen Unter-dem-Strich-Jungen zu erregen, muß ein Schauspieler Standhaftigkeit und Treue für den deutschen Gedanken bei Corps und Burschenschaft ausdrücken können. Kann er das nicht, so nennt ihn der Strichjunge einen Gefallenen, und die Diagnose lautet kühl und sachlich: Selbstmörder. Dieser heißt Harry Walden, und der alldeutsche Nekrolog schließt folgendermaßen:

„Auch wird bekannt, daß Mann und Frau Morphinisten gewesen sind. Eine Casanovafigur ohne die Feinheit und den Schliff alter Zeit bot er, ein Romantiker sandig märkischer Vernunftkühle, einem geschmacksverdorbenen Deutschtum süßen Zuckerbrei zum restlosen Entzücken seiner hauptsächlich weiblichen Theaterbesucher. Das Volksschauspiel ‚Alt-Heidelberg' diente ihm dazu, den Führer eines Studententums zu spielen, das in falscher Romantik so gar nichts von Größe und Kraft unserm aufwachsenden Geschlecht gab; Standhaftigkeit und Treue für den deutschen Gedanken bei Corps und Burschenschaft kamen nicht zum Ausdruck.
Folgerichtig mußle dieser Künstler, den am Ende die Zeit entlarvte, zu Morphium, Krankheit und Elend treiben. Nicht als ein schöpferisch Großer und Einsamer, sondern ein Gefallener, vom Weltglück Verlassener endete er, weil äußere Lebensreize ihn nicht mehr aufrecht erhalten konnten."

Folgerichtig mußte . . . Folgerichtig müßte solch eine Zeitung für Millionen Deutsche Götterspeise sein. Peter Squenz

## Das Zeitungsblatt und die Kuhhaut

Ich bin die Kuhhaut, sagte die Kuhhaut, dehnte sich auf der Wiese, auf der sie zum Trocknen lag, und fühlte sich groß. Daneben knisterte ein Zeitungsblatt vom Großformat der Times; das war auch nicht von Pappe.
Ich bin die Kuhhaut, blähte sich die Kuhhaut, nichts kommt mir gleich. Ich bin sprichwörtlich geworden. Was auf mich geht, das geht auf keine Kuhhaut.

Da kam ein Philosoph vorüber, stieß mit dem Fuß das Zeitungsblatt fort und sagte: „Was auf ein Zeitungsblatt geht, das geht auf keine Kuhhaut."

Da schwang sich das Zeitungsblatt, von einem Windstoß erfaßt, mit Triumphgeknatter in die Luft. Die dumme Kuhhaut aber rollte zusammen und schämte sich. Hans Natonek

## Politische Aphorismen

Die Einen sind um ihren Unterhalt besorgt, die Andern um ihre Unterhaltung.

Kleine Parteien leiden am Kompromißgeschick.

Wo eine Hand die andre wäscht, geschieht es oft, daß beide sich beschmutzen.

Des interpolierten Ministers Aussagen sind Ausreden.

Wenn alle Heilmittel versagen, dem kranken Staat zu helfen, greift der „Heil!"-Künstler zum Antisemittel.

Victor Wittner

# Antworten

**Münchner.** Der bayrische Antisemitismus ist nunmehr zu einer Größe emporgewachsen, die Deiner Regierung kein gutes Zeugnis ausstellt. In der berechtigten Abneigung der Bayern gegen ein eckiges Preußentum hat ein dummer Bierpartikularismus keine kleine Rolle gespielt, und der Antisemitismus in München ist ein Teil davon. Proben: „Für das schmierige Judenvolk gibt es koschere Milch. Wenn es auf Körperpflege und auf Reinlichkeit in gleichem Maß bedacht wäre, wie auf seine rituellen Vorschriften . . .” „Die Stille ringsumher läßt die Täuschung zu, man sei im entlegensten Gebirgstale, weit entfernt vom rastlosen Treiben der Großstadt, und damit kommt man erst zum rechten Genusse der Schönheit des Isartales. Sollte man es für möglich halten, daß ein frecher Judenjüngling den Frieden dieses echt deutschen Gasthauses zu stören wagte? Und doch ist es so. Allerdings ist der Judenbengel in dem Besitzer des Hauses an den Unrechten gekommen.” „Es muß ohne jede Rücksicht auf die sogenannte Staatsangehörigkeit angeordnet werden: alle Nichtdeutschen, die nach dem ersten August 1914 zugezogen sind, haben sich innerhalb fünf Tagen bei der zuständigen Polizeibehörde zu stellen. Die ganze Bevölkerung wird aufgefordert, jeden Nichtdeutschen, der sich nach dieser Zeit noch auf freiem Fuße befindet, bei der nächsten Polizeistation zu melden. Von der Polizei aus werden die Semiten dann ohne jeden Verzug in Sammellager gebracht. Dabei darf man natürlich noch lange nicht stehen bleiben. Sogleich und mit allem Nachdruck müssen dann auch die alteingesessenen Juden ausgemerzt werden.” Ein Inserat: „Sind Sie ein edler Germanensproß? Die Zukunft der germanischen Rasse steht auf dem Spiele. Uns droht der Untergang. Deshalb müssen sich die Träger edlen Blutes zusammenschließen. Ein hoher Orden auf rassischer Grundlage besteht.” Dieses Volk, dessen Bauernwirtschaft durch systematische Abrieglung der Großstädte Millionen eingeheimst hat, dieses Volk, das zu seiner Verbesserung sich eine Art Germanengestüt ausdenkt — dieses Volk wundert sich, daß es von einem fremden, ihm adaequaten Imperialismus nicht besser behandelt wird. Die bayrische Regierung, der immer noch der Demokrat Müller-Meiningen angehört, sieht dem antisemitischen Treiben rat- und tatlos zu. Juden (wie Alwin Saenger und Magnus Hirschfeld) werden verprügelt, gröhlende Studenten ziehen mit Horrido und Hussassa durch die Straßen Münchens, aufopferungsmutige Volksfreunde werden straflos totgetrampelt, die Postkarte des erlauchten Mörders Arco, der zu einem Monat lebenslänglicher Festung verdonnert ist, wird für schweres Geld an allen Ecken verkauft, und diese miserrima plebs und ihr Nationalheld sind einander nicht unwert. Die anständigen Bürger aber, die sich dagegen auflehnen, scheinen ausgestorben.

**Politiker.** Sie haben sich beklagt, daß Ihrem Heros hier Unrecht geschehen sei. Lesen Sie in dieser Nummer: ‚Bismarck — nach dem Zusammenbruch'. Das ist das Vorwort zu der zwölften, erweiterten Auflage von Emil Ludwigs tiefdringender Monographie, die (unter dem Titel ‚Bismarck’ bei J. G. Cotta in Stuttgart erscheint und) auf eine psychologisch neue und bezwingende Art die Synthese erreicht: die Anmut des Genies zu wahren und den Mann von Blut und Eisen und sein Werk nicht zu verzierlichen. Auf Seite 699 wünscht der Autor im letzten Augenblick vor Beginn der fünften Zeile von unten noch den folgenden Passus eingeschaltet zu sehen: „Nie war Bismarcks Absicht, die Deutschen Oesterreichs aus seinem Hause zu verbannen; er mußte aber die sieben andern Nationen, mit denen belastet die Monarchie auftrat, fernhalten. Nicht diese sechs Millionen Deutsche hat der Mann ausgeschlossen, der über zwei Millionen

Mischvölker annektierte; nur Habsburg mußte der Minister des Hohenzollernhauses fernhalten, wollte er zur Einigung der übrigen Deutschen gelangen. Erst seine Nachfolger verschmolzen sich mit dem gefährlichen Völkerstaate so, daß sie dessen imperialistische Wechsel blanco unterschrieben.”

**M. Gr., Schriftsteller.** Also schreiben Sie mir: „Wie ich höre, haben Sie die künstlerische Leitung eines neuen, großen Filrnbetriebes an der Heer-Straße übernommen. Da ich schon seit Jahren intensiv auf diesem Gebiete der Kunst beschäftigt bin, wäre ich Ihnen recht dankbar, wenn ich in Ihre Dienste treten könnte. Mit bescheidenstem Honorar zufrieden, wenn man nur davon leben kann, glaube ich, Ihrer Sache recht dienlich sein zu können und Ihr geschätztes Vertrauen in jeder Hinsicht zu rechtfertigen. Machen Sie, bitte, einen ganz unverbindlichen Versuch mit mir: es wird Sie nicht reuen.” Davon bin ich selber fest überzeugt, und werde ich, sobald ich vernünftig genug geworden bin, um mich von der grauen Theorie des Theaters ab- und diesem goldenen „Gebiete der Kunst” zuzuwenden, mit besonderm Vergnügen auf Ihre geschätzte Offerte zurückkommen.

**Hinterhuber.** Und so Ihrs nicht von vorne könnt, versucht Ihr es von hinten. Oder was sonst tut in einer sachlichen Theaterkritik der Satz: „Kurt Eisner, der Politiker, hat Unheil angerichtet und Unheil gebüßt”? Hübsch, daß jemand einen ekelhaften Meuchelmord, tapfer von hinten begangen, eine „Buße” — des wehrlosen Opfers — nennt. Kurt Eisner hatte erheblich weniger als der Nationalheilige Ludendorff, nämlich nichts zu büßen und hat nichts gebüßt. Er ist, ein Mensch, von einem Preußen aus dem Hinterhalt niedergestreckt worden. Und so Ihrs nicht von vorne könnt . . . Was hat der Berichterstatter Hans Barth? Statt gewohnheitsgemäß die Kneipen Italiens sanft und talentlos zu beschreiben und das deutsche Publikum möglichst selten mit dem zu behelligen, was in Italien wirklich vorgeht und uns interessiert, erzählt er von der Beschlagnahme deutschen Eigentums. „Nur Wenigen ging es so gut wie dem berüchtigten Verfasser des ‚J 'accuse’, dem Dr. Grelling zu Florenz, der, wie es heißt, durch auswärtige Vermittlung seine Villa zurückerhielt. Seiner Verdienste wegen.” Die gewissenlose Schludrigkeit, ein Gerücht als Tatsache aufzutischen, und die allerliebste kleine und stille Verleumdung eines Forschers, der ja wohl bestochen sein wird, weil die Ergebnisse seiner Forschung unbequem sind, läßt nichts von dem Verantwortlichkeitsgefühl erkennen, mit dem die bebarteten deutschen Journalisten zu prunken lieben. „Berüchtigt” ist Grelling höchstens bei Wahrheitsfanatikern, die, wie Herr Barth, die Italiener einmal für Abkömmlinge der alten Römer und einmal für eine minderwertige Rasse erklären, je nach dem, wie der Wind weht. Die auswärtige Vermittlung, dank welcher Grelling seinen Besitz zurückerhielt, interessiert uns nicht. Uns interessiert nur, daß einer Gattung von Zeitungsschreibern kein Mittel, politische Gegner zu schädigen, perfide genug ist. Und wieder wird ersichtlich, wie jeder der getroffenen Männer tausendmal wertvoller ist als die Danebentreffer.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Königsweg 33.